Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Neunzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1915.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Januar 1915.

Der Stern und der Stall.

Britisch-Egypten.

Seit dem achtzehnten Dezembertag des Unheilsjahres 1914 hat der Türkensultan das letzte Bleibsel eines Scheinrechtes auf afrikanische Erde verloren; ist nicht mehr Oberherr von Egypten und darf sich, dem zuvor schon Marokko, Algerien, Tunis, Libyen entglitten, fortan nicht Sultan-es-Salatim, Herrn der Herren, heißen. Wo einst die asiatischen Hyksos, wo Libyer, Perser, Makedonen, West- und Oströmer geboten, die Araber, denen Omars Feldherr Amru das Land eroberte, nach sechshundertjähriger Herrschaft den Mamluken weichen mußten und der Osmanensultan Selim der Erste sich, nach 1507, durch den Scheich-el-Beled und durch den Pascha der türkischen Provinz Egypten vertreten ließ, da thront, am Nil, unter Britaniens Schutz, nun Sultan Hussein Kamel. Kairo ist nicht mehr dem Befehl aus Konstantinopel, nicht dem Schatten türkischer Hoheitzeichen unterthan; der Wali, der in den letzten Jahrzehnten (nach dem persischen Fürstentitel Chidiw) Khediw von Egypten hieß, in den Rang der von Osmans Enkeln unabhängigen Sultane erhöht; dem Wunsch der stolzesten Araber endlich Erfüllung geworden. Die Lösung von der Hohen Pforte hatte zuerst, 1771, Ali Bey erstrebt und erlangt; doch nicht lange sich seines tönenden Titels („Großsultan von Egypten und Herr beider Meere") gefreut. Mit welchen Mitteln dann, in der Zeit des Griechenaufstandes, der Albaner Mehmed Ali den Kampf

gegen die Türkei begann und führte, ist erst neulich hier, als ich von den Meerengen und dem „Hausschlüssel Rußlands“ sprach, erwähnt worden. Mehmeds Sohn Ibrahim, der die Türkenflotte bei Nawarino vernichtete, das Türkenheer bei Akka und Nissib schlug und Syrien im Sturm eroberte, wurde vom Willen des (von Mißtrauen wider Frankreich geknüpften) Vierbundes England, Rußland, Preußen, Oesterreich entwaffnet und Mehmed mußte sich, nach der Räumung Syriens, 1841 mit der Zusage begnügen, daß seine männlichen Erben die Statthalter des Großherrn in Egypten und am Obernil werden. Dem Enkel Mehmeds, Abbas, folgte der Oheim Said auf das Thrönchen; seine Regirung wurde dadurch bedeutsam, daß er sein Protektorrecht über den Sudan hin dehnte und, gegen den von England gelenkten Willen der Hohen Pforte, dem Franzosen Ferdinand Lesseps die Konzession zum Bau des Suezkanals gab (den schon Saids Vater Mehmed, dicht vor dem Einbruch der Psychose, die seinen Feuergeist dämpfte, in kühnem Traum geplant hatte). Unter Saids Neffen Ismael, der für sich den Titel Khediw erzwang, wurde das große Werk vollendet und, im November 1869, feierlich eingeweiht. Ismaels Prunksucht tobt sich aus. An seinem Arm schreitet die Kaiserin Eugenie in das Opernhaus, wo, vor den durch Geburtrecht und Leistung sichtbarsten Europäern (Ibsen ist darunter) Verdis für diesen Festtag bestellte „Aida“ zum ersten Mal aufgeführt wird. Noch zehn Jahre lang hat Ismael, ein echter Orientale großen Formates, dann regirt; die drei letzten Lustren seines Lebens mußte er in einem stambuler Prachtkäfig verschmachten. Er hatte sieben Söhne. Zwei blieben zu Haus und wurden als Araber erzogen, zwei nach Berlin geschickt; je einer ging nach London, Rom, Paris. Der sich im Glanz des Tuilerienhofes sonnen durfte, ist Hussein, der Sultan von heute. Louis Napoleon nahm den Sohn des Mannes, von dem Eugenie die bunteste Vision ihres imperial üppigen Erlebens hoffen durfte, wie einen Verwandten auf und ließ ihn von dem Militärgouverneur seines Sohnes, dem Oberst Castex, unterrichten. Aus Paris brachte Hussein die Europäerhaltung, manche Gewohnheit des Faubourg Saint-Germain und den Wesensschliff heim, der ihm den Verkehr mit Menschen des Westens erleichterte. Auch gründliche Kenntniß des einem Staat Nothwendigen? Ismael hat ihm die Finanz- und die Militärverwaltung unterstellt und ihn dann ins Exil mit-

genommen. Vor dreißig Jahren durfte Hussein nach Kairo zurückkehren. Er schuf sich in Giseh ein Versailles mit herrlichen, weithin gestreckten Gärten (wo Nikolai Alexandrowitsch und Eduard, als Kronprinzen, seine Gäste waren); schien sich nur um die bessere Ausnützung des egyptischen Bodens zu kümmern; stand aber im Urtheil des klugen Sir Evelyn Baring, den die Königin Victoria zum Lord Cromer ernannte, stets viel höher als Abbas Hilmi, der seinem Vater Tewfik, Husseins ältestem Bruder, 1892 als Khediw gefolgt war (und den Oheim nie lieben gelernt hatte). Am achtzehnten Dezember ist Abbas Hilmi, als Begünstiger und Günstling der Jungtürken, abgesetzt, Hussein zum Sultan, Oberstlieutenant Sir Arthur Henry Mac Mahon zum Oberkommissar ernannt und Egypten unter Englands Schutz gestellt worden.

Der Eindrang der Jungtürken in den Krieg, der Europens Völkern ihre „natürlichen“ (klarer ausgedrückt: die von der Stammesart bestimmten) Grenzen geben soll und der, ehe dieses Ziel erreicht ist, nur durch Waffenstillstände unterbrochen werden kann, hat den Briten den letzten, den leichtesten Sieg über Bonaparte ermöglicht. Dessen Traum war, seit sein Auge Afrikas Nordküste sah, die Herrschaft über Egypten: also über den Weg nach Indien und in die fernsten Orientländer. Jahrzehnte lang schien Frankreich bereit, mit seinem Lebenssaft dieses Wunsches Erfüllung zu bezahlen. Franzosen haben für das Nilland Wichtiges gethan. Mongelle schützte es vor Ueberschwemmung; Jumel schuf ihm die Baumwollenkultur; Oberst Selves schmiedete die Waffe, mit der Ibrahims starke Hand schlug; Lesseps baute ihm den Kanal, der den Werth des von allen großen Eroberern begehrten Landes ums Hundertfache erhöhte. Noch ist England blind. Sein Gesandter, Stratford, sucht zwar die Konzession zu hindern; als sie aber gewährt ist, bespöttelt Palmerston (1857) den Plan im Parlament. Ihn und seine Landsleute dünkt der Einfall, das Rothe dem Mittelländischen Meer zu verbinden, die Frucht boshaften Kinderwahnes. Dann „ein macchiavellischer Gedanke, dessen Zweck ist, Egypten von der Türkei loszureißen und irgendeine Angriffsmöglichkeit gegen Englands indisches Reich vorzubereiten.“ So rauh klingts in den Tagen des Inderaufstandes; trotz Persignys Geflüster, Louis Napoleon sei tiefer als je von der Ueberzeugung durchdrungen, nur der Dreibund England, Frankreich, Rußland

könne die europäischen Geschäfte leiten. Erst D'Israeli wittert den Fehler und läßt dem Khediw Ismael seine Suez-Aktien (für hundert Millionen) abkaufen. Im londoner Auswärtigen Amt sagt Lord Derby zu Frankreichs Vertreter: „Ein Unternehmen, an dem unser Lebensinteresse hängt, können wir nicht der Alleinherrschaft Fremder überlassen." Ismael giebt der Finanzverwaltung zwei Häupter, einen britischen und einen französischen Aufseher; und bildet 1878 („weil Egypten nicht mehr in Afrika liegt, sondern zu Europa gehört") ein Ministerium, in dem, unter Nubars Präsidium, der Brite Wilson die Finanzen, der Franzose Blignières die Oeffentlichen Arbeiten leitet. Das währt nicht lange. Ismael verkündet, als „Willen der Nation", daß nur Eingeborene regiren dürfen, ernennt seine Söhne Tewfik und Hussein zu Ministern: und wird, auf franko-britisches Verlangen, abgesetzt. Als, im Winter 1881/2, der neue Khediw Tewfik von dem Nationalistenputsch seines Kriegsministers Arabi bedroht wird, ist in Paris Gambetta Ministerpräsident. Der Mann, der das (jetzt oft wiederholte) Wort sprach: „Im Bund mit Britanien und Rußland sind wir unbesiegbar." Auch am Nil will er unter allen Umständen mit England zusammengehen. Doch er wird früh gestürzt und Herr von Freycinet, der ins Auswärtige Amt einzieht, taumelt aus einem Entschluß in den anderen; heute ist er für, morgen gegen die Einmischung. In Konstantinopel beschließen die Großmächte ein protocole de désintéressement, das sie verpflichtet, in Egypten weder Gebietszuwachs noch Sondervortheil zu erstreben. Kaum ists unterzeichnet: da zeigt England der Hohen Pforte an, daß es das Nilthal und das Delta besetzen werde, wenn der Sultan noch länger zaudere, Truppen hinzusenden. Admiral Seymour befiehlt, die von Arabi begonnene Befestigung des Hafens von Alexandria einzustellen. Auf Freycinets Weisung fährt die französische Flotte am zehnten Juli 1882 von Alexandria ab: und im nächsten Morgengrau werden die Forts aus englischen Geschützen beschossen. Am vierzehnten besetzt Seymour die Ptolemäerstadt; leitet den Truppentransport nach Ismailia (am Suezkanal); wird Peer von England und erhält als Lohn eine halbe Million Mark. Im September schlägt Sir Garnet Wolseley den Rebellen Arabi bei Tel-el-Kebir und schickt englische Reiterschwadronen nach Kairo. Seitdem hat England immer wieder versprochen, das Land zu räumen; und sich von Jahr zu Jahr

fester dort eingenistet. „Wir sind zur Räumung entschlossen“, spricht Salisbury: und bleibt. Gladstone prophezeit, nach der Annexion Egyptens werde ein freundliches Verhältniß zwischen England und Frankreich auf lange Zeit hinaus unmöglich werden: und erweist sich, nicht zum ersten noch zum letzten Mal, als Trugpropheten. Der Sudan, der, nach Gordons Ermordung in der von den Mahdisten eroberten Stadt Khartum, geräumt worden war, wird, zehn Jahre danach, von Kitchener zurückgewonnen. Und schon redet England, als sei es Egyptens Oberherr. Als Major Monteil ins Nilthal vorrückt, sagt Sir Edward Grey, jeden Versuch, im Sudan sein Recht zu schmälern, werde England als einen unfreundlichen Akt betrachten. Als Hauptmann Marchand in Faschoda steht, treibt ihn und seine kleine Schaar Kitcheners Wink aus den Mauern. Ein Britengeschwader zeigt sich vor Biserta; und Tunesien wäre gefährdet, wenn Frankreich nicht vom Oberen Nil wiche. Herr de Courcel aber, der Botschafter, schreibt an seinen Minister: „Ich habe Lord Salisbury gefragt, mit welchem Recht Sirdar Kitchener sich Egyptens General nenne und warum für dieses Land weder dessen Minister noch der Sultan, sondern das Haupt des englischen Kabinets spreche, das auf Egypten nicht mehr Anrecht habe als die Regirung der Französischen Republik.“ Der Empfänger dieses Berichtes ist Herr Delcassé, der, als er vier Monate am Quai d'Orsay sitzt, den Wunsch ausspricht, „nicht eher von diesem Stuhl aufzustehen, als bis ein gutes Einvernehmen mit England hergestellt ist.“ Er hat den berliner Vorschlag (Münster-Hanotaux), die englische Machtdehnung in China und Portugals Kolonialabkommen mit Britanien zu hindern, ohne Antwort gelassen (und dadurch Holstein bis an dessen Lebensende erzürnt); er opfert den Erfolg von Faschoda, den letzten Vorsprung ins Nilthal dem höheren Ziel. Am achten April 1904 erreicht ers: in dem franko-britischen Vertrag, der den Franzosen Marokko, den Briten Egypten zuspricht und beide Großmächte nur verpflichtet, „den politischen Zustand dieser Länder nicht zu ändern.“ Aus dieser Pflicht löste die Franzosen der plumpe Fehler, an den der Ortsname Agadir erinnert; löste die Briten dieses (und manches anderen) Fehlers Folge: der Krieg, den wir jetzt erleben. Marokko und Egypten sind Schutzgebiete der stärksten Westmächte geworden.

Was in dreißig Jahren britische Regirerkunst und Verwalter-

weisheit in Egypten geleistet hat, kann kein Geschimpf wüthender Narren wegschreien. Das erzwingt selbst vom Feind Bewunderung. Doch nicht jetzt gerade braucht ers in weilender Rede zu rühmen. Der (von Frankreich, Rußland, Italien gebilligte) Entschluß zum Protektorat wäre auch ohne Abbas Hilmis Uebergang zu Englands Bedrohern kaum noch lange aufzuschieben gewesen. Denn er ist die Vorbedingung zum Gelingen des Planes, den (wie hier oft erwähnt wurde) Britania seit dem Tag bebrütet, der sie das wahre Wesen der Jungtürkenherrschaft erkennen lehrte. Sie will, sie muß einen Khalifen haben, der ihrer Macht unterthan ist: sonst kann sie der siebenzig Millionen Musulmanen, die in Indien leben, nicht sicher sein; und nach deren Abfall, nach deren Aufbäumung gegen das Häuflein weißer Menschen wäre das wichtigste Glied des Weltreiches in Lebensgefahr. Die Türkensultane nennen sich seit vierhundert Jahren die Khalifen (Statthalter) Mohammeds und Großherren aller Gläubigen. Diese Titel und die daran geknüpfte Herrschaft über die Seele, den Glauben aller Mohammedaner haben sie an sich gerissen. Als Mohammed gefragt worden war, wer ihm ins Führeramt folgen solle, sprach er: „Die Treusten aus meiner Gemeinde sollen den Würdigsten wählen." Das geschah, ohne anderes Ceremoniale, durch den Beat: nach der Berathung legten die treusten Männer ihre Hand in die des Gekürten. Der Koran ist nicht in türkischer, sondern in arabischer Sprache geschrieben. Die Osmanen stammen nicht aus Mohammeds Samen, sondern aus des turanischen Nomadenhäuptlings Suleiman; sind die Erben der Söldner, die aus Asien kamen, erst unter den Abassiden, lange nach dem Sturz der Omaijadendynastie (750), Musulmanen wurden und seitdem für den Islam (und für sich) fochten. Sind also der Familie Mohammeds, des Apostels, den arabischen Haschem aus dem edlen Stamm Koreisch, nicht im fernsten Glied verwandt; und wanderten noch arm durch die Altaithäler, als die Jünger das leuchtende Wort Mohammeds auf Palmenblätter und Hammelknochen schrieben, die dann in eine Hauskiste geborgen wurden und aus denen, zwei Jahre nach des Apostels Tod, unter der Aufsicht seines Folgers Abu Bekr der Koran, die Bibel des Islam, entstand. Wird die Zeit wiederkehren, da, im zehnten Jahrhundert, drei Khalifen, von Kairo, Bagdad, Kordowa aus, einander schrill verfluchten und

die Rechte des Glaubenshauptes bestritten? Morgen kanns sein. Nach dem Ermessen menschlicher Vernunft (die im Orient, in der Zone des Irrationalen, freilich selten gesiegt hat) wird dann dem Osmanen nicht die größte Zahl der Muslim anhangen. Zu alt ist, aus zu ehrwürdigen Wurzeln stieg der Wunsch, des Türkenkhalifates ledig zu werden, der als ein Werk rechtwidriger Gewalt von allen ihm unterjochten Völkern gehaßt wird. Mohammeds Brut, die aus Konstantinopel, als der dort Thronende sich mit Fug noch den Herrn der Herren und den Beherrscher der Länder und Meere nennen durfte, mit Ehren, Pfründen, Geschenken (wenns ihr behagte, sogar mit Abgeordnetenmandaten) behäuft, nur von aller Macht, weltlicher und geistlicher, ausgeschlossen wurde, wird sich, in Mekka und Medina, im Yemen und Horan, in Assur und Bagdad, in neuer Hoffnung nun bald wieder regen. Schon ist empfohlen worden, die Sultane von Egypten und Marokko, den Bey von Tunis, die mächtigsten Herren und Seelenhirten aus Indien, Algerien, dem Kaukasus, Tripolitanien zur Wahl eines neuen Khalifen, zum Beat und zur Bestimmung seiner Wohnstatt zu vereinen. Das von der Kriegsgefahr ungerüstet überraschte Britenreich hat, mindestens in Osteuropa und Nordafrika, den Islam dadurch gekränkt, daß es die zwei auf englischen Werften bestellten Kriegsschiffe, für die der ärmste Fellach und Beduine seiner Lebensnothdurft ein paar Kupfermünzen abgeknickert hatte, den Türken, deren feindliche Absicht es ahnte, nicht liefern ließ. Das schien vielen Musulmanen, auch dem Jungtürkenthum mißtrauischen oder erzfeindlichen, schnöder Trug. Der Eindruck dieses Fehlers (den Kitcheners Kenntniß der Orientmenschheit gewiß bedauert) ist fast schon verharkt, seit in den Dardanellen ein englisches Unterseeboot den „Messudieh“ (Glücksbringer) zerstört hat. Noch aber, trotzdem frühstens im Lenz der Suezkanal ernstlich bedroht werden kann, also zulängliche Frist zur Bereitung von Schützengräben, zur Armirung der Ufer, zur Einübung der portugiesischen und afrikanischen Truppen bleibt, noch zittern Englands Nerven vor der Frage, ob der Islam ihm treu oder abtrünnig sein werde. Der Mund des Khalifen, den dreihundert Millionen Musulmanen als den Statthalter Mohammeds anerkennen, kann die Antwort geben. Den Briten verbündet Frankreich, Rußland, Italien, Spanien, Portugal, Rumänien, Griechenland und die Südslawenstaaten,

verbündet die stärksten Herren und Nachbarn musulmanischer Völker der Wunsch, den Osmanen die Khalifatsgewalt zu entreißen. Alle fühlen sich gefährdet, so lange der Stamm, den Europens Schwachheit vom Goldgebirg bis an das Goldene Horn vorstürmen ließ, im Islam die Seelen lenkt. Als Eduard der Siebente, vor elf Jahren, in Rom seinen Wirth Victor Emanuel an die uralte anglo-italische Freundschaft erinnerte und für jeden unter dem Panier der Freiheit und Civilisation auszufechtenden Kampf ihm Britaniens Hilfe verhieß, als 1906 Herr Tittoni, damals Minister, jetzt Botschafter in Paris, beim Festmahl der londoner Dante Society die Pflicht, dem Inselreich, wie in der Renaissancezeit, auch fortan die Freundestreue zu wahren, eine Grundmauer italischer Politik nannte, dachten die Festiger des Bundes an Libyen, das England, nach kurzem Zögern, auf Delcassés Rath der römischen Einflußsphäre zugesprochen hatte. Die Entwickelungmöglichkeit, die selbst nach der Algesiras-Konferenz noch fern schien, ward nun Ereigniß. (Ohne Agadir kein Marsch nach Libyen; ohne Tripoli kein Balkankrieg; ohne die dadurch erwirkte Schwächung Oesterreich-Ungarns und Stärkung südslawischer Stoßkraft kein Erdballsbrand.) Ueber Tripolitanien und der Kyrenaika schwebt, was auch in Stambul gelobt werde, eine stete Drohung, wenn der Khalifat am Bosporus bleibt und in seiner Weltgewalt wieder erstarkt. Für den Anglerwettstreit in der Adria hat England den fettsten Köder: „Ich bringe Dir, Rom, den bequemen Khalifen.“

Sultan Hussein, dem der Anblick des Irensprossen Mac Mahon, eines dem Herzog von Magenta Verwandten, wohl die pariser Jugendtage ins Gedächtniß zurückruft, mag in seinem Palast lächelnd des größten Franzosenfeldherrn gedenken. Des Generals Bonaparte, der, während sein chinesischer Zwerg in Kairo zweitausend Flaschen des fürs Hauptquartier mitgebrachten feinen Bordeauxweines zu Schleuderpreisen verkaufte, in einem von sechs Vollblütern gezogenen Wagen durch die Wüste fuhr. Kein Araberauge hatte je Solches erblickt; jedes bestaunte den allgewaltigen Fremdling, den „zweifüßigen Löwen“. Der hat den Erobérertraum vom Pyramidenland niemals verscharrt. Noch auf Sankt-Helena sprach er zu Las Cases: „England bebte, als ich die Hand auf Egypten legte und allen Europäern den Weg nach Indien wies. Sie brauchten nur vierzigtausend Familien am Nil

anzusiedeln, deren Heimathgesetze und Industrie einzuführen: dann war Indien den Engländern verloren.“ Unter Louis Napoleon stieg in Egypten die Zahl der französischen Siedler auf Zwanzigtausend und die Werthziffer der zwischen Marseille und Alexandria schwimmenden Waare schwoll über alles Erwarten schnell. Dennoch: Britisch-Indien und Britisch-Egypten. Den Wüstenleun scheuchte ein stärkerer westwärts. Daß sie nicht die Annexion, nur das Protektorat beschlossen, den Arabern also die Vorstellung eines selbständigen Staates gönnen, zeigt die Briten wieder als Meister der Völkerpsychologie (als die Bismarcks Wort sie pries: „In Egypten führen sie das Geschäft aller Europäer so gut, wie heute keine andere Nation könnte“). Freilich kann auch ihnen noch der Krieg bevorstehen, den, nach Volneys Meinung, jeder neue Herr Egyptens ausfechten muß: gegen die ins Nilland Eingeborenen. Doch fürs Erste buchen sie wichtigen Gewinn. Und Bonapartes Traumgebilde sind zerronnen. Nicht nur in Wüstensand.

An der Kolubara.

Klemens Metternich, Oesterreichs Vertreter in Paris, wird am zweiundzwanzigsten Januar 1808 ersucht, noch am selben Tag zum Kaiser zu kommen. Ungestüm, wie aus dem Felsstein ein Sturzbach, sprudelts aus Bonapartes Mund. Er habe immer gehofft, zur Erhaltung der Türkei mitwirken zu können; doch britische Arglist dränge ihn auf die andere Seite. „Ich muß die Engländer da suchen, wo sie zu finden sind. Landzuwachs brauche ich nicht; so nützlich Egypten und ein paar andere Kolonien mir wären: mit Rußlands Vergrößerung würden sie zu theuer bezahlt. Auch Ihnen kann solche Vergrößerung nicht gleichgiltig sein; und mir ist ganz klar, daß Frankreich und Oesterreich eng aneinanderrücken müssen, wenn die Stunde zur Theilung der Türkei schlägt. Sitzen die Russen in Konstantinopel, dann brauchen Sie uns und wir Sie, um das Gegengewicht zu sichern. Oesterreich hat jedes Recht, zunächst schon das geographische, auf das Donauthal. Noch sind wir ja nicht so weit. Aber ich bitte Sie, Ihrem Hof zu melden, daß ich, wenn die Theilung der Türkei nöthig wird, auf die starke Vertretung Ihrer Interessen und Wünsche den höchsten Werth legen werde.“ Der Gesandte ist von Talleyrand vorbereitet worden; kann aber, weil er aus Wien noch keine Instruktion hat, der

Antwort ausbiegen. Napoleon heischt auch keine. Er weiß, daß die Türkei den Oesterreichern der bequemste Nachbar ist, viel bequemer als ein aufsteigender Slawenstaat, daß sie aber, um sich in leidlichem Gleichgewicht zu halten, zugreifen müssen, wenn den Erben Osmans die Beute abermals gekürzt wird. Er will ein Heer durch Dalmatien schicken, an der epirischen Küste sich Stützpunkte schaffen und fordert von seinem Stab genaue Angaben über die für einen Feldzug brauchbaren Wege durch Albanien. Dem Kaiser Franz hat er das Patronat über Serbien zugedacht. Wien will nicht; fürchtet, in eine Falle gelockt zu werden. Lassen wir, heißts am Ballhausplatz, uns in einen Kampf gegen die Türken ein, dann benutzt Bonaparte unsere schwache Stunde, schickt uns seine oder seiner Genossen Truppen auf den Hals und nimmt sich, was ihm beliebt; um die Grenzen Italiens, Dalmatiens, Galiziens schleicht schon das Gerücht, der Korse beschleunige den Abschluß des spanischen Handels, um seinen Arm für die Züchtigung Oesterreichs frei zu machen. Graf Stadion, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, müht sich, den Argwohn der Hohen Pforte zu schwichtigen, die Türkei von Oesterreichs Freundschaft zu überzeugen und sie zu einem Vorstoß in ihrem Bosnien und Albanien zu treiben. Das gelingt nicht. Doch im Centrum des Balkangeländes scheint der Türkenwunsch sich dem Interesse Oesterreichs verloben zu wollen. Serbiens Volk ist gegen die Tyrannei der Dahis aufgestanden und hat, unter Georg Petrowitsch Czerny, den seine Leute als den Schwarzen Georg (Kara Djordje) in Marschliedern feiern, die Janitscharen aus dem Land gejagt. Nach dem Fall von Semendria, einer alten Serbenresidenz, bleibt nur Belgrad noch den Türken. Und schon langt aus Montenegro, aus Bosnien die erweckte Sehnsucht nach nationaler Einung aller Serben über die Grenze. Freiheit vom Joch der Türkenknechte: ist überall die Losung. Fraglich nur, bei welcher Großmacht der befreite Staat fortan Schutz suchen solle. Den Anwälten Rußlands reckt Georg Petrowitsch sich entgegen (der Ahnherr der Könige Peter von Serbien und Nikola von Montenegro). Er hat unter Habsburgs Fahne gegen die Mondsichel gefochten, als Waldhüter österreichischen Stiftsherren gedient und kann nun nicht fassen, daß just die Wiener, durch ein Ausfuhrverbot, den Aufstand, der ihnen willkommen sein müßte, auszuhungern trachten. Napoleon

bietet Geld, Rußland liefert Waffen und Munition; doch Korn ist nur aus Oesterreich zu haben. Am siebenundzwanzigsten März 1808 verhandelt Kara Georg mit dem Freiherrn Joseph von Simbschen, Kommandanten von Peterwardein. Erweisen die Serben ihren guten Willen durch die Verpfändung Belgrads, dann wird Wiens Macht sie schirmen. Die Verhandlung wird in Briefen fortgesetzt, die der Russe Rodofinikin abfängt und durch Alexanders Gesandten dem Grafen Stadion vorlegen läßt. Der muß thun, als habe Simbschen auf eigene Faust gehandelt, und jede Mitwissenschaft leugnen. Als gar bekannt wird, daß Kara Georg dem Russen das Geheimniß der peterwardeiner Verhandlung entschleiert habe, flackert der Verdacht auf, auch die Auslieferung der Briefe sei das Werk des Serben: und Stadion läßt den dünnen Faden abreißen, der die Balkanrebellen den konservativen Wienern verbunden hat. Der Serbenheros geht über die Drina, will das Volk des Schwarzen Berges, will Bosniaken und Herzegowzen zur Gefolgschaft im Kampf gegen die Sultanshorde aufrufen; wird aber durch den Einfall des Paschas Churschid zur Umkehr gezwungen. Nur Rußlands Kriegserfolg an der Donau rettet den Serben einen Rest nationalen Lebens. Doch die Nahrungnoth weicht nicht; und der kühne Brigantenkopf Georgs merkt allgemach, daß Alle, die neben ihm um die Volksgunst buhlen, in gieriger Demuth nach Rußland schielen. Noch einmal setzt er auf Oesterreichs Karte. Schreibt, im August 1809, an Simbschen; sucht sich von dem Treubruch zu entschuldigen, betheuert seine redliche Absicht, stellt sich aber nicht mehr selbst zur Verhandlung, sondern läßt sie durch seinen Sekretär Jestitsch führen. Der bietet den Oesterreichern alle Serbenfestungen an; will Kaiser Franz sie nicht besetzen, so soll er mindestens in Konstantinopel einen den Serben günstigen Waffenstillstand erwirken. Stadion räth, die Festungen „in Depot“ zu nehmen und sich dadurch die Möglichkeit der Versicherung gegen die Einfälle bosnischer Banden ins Ungarland zu schaffen. Ehe aber die Verhandlung mit der Pforte, deren Hüter nicht aus freundlichem Auge auf die rebellische Rajah blicken, irgendeinen Ertrag gebracht hat, regirt am Ballhausplatz ein neuer Herr: Graf Klemens Metternich. Auch ihm ist die Rajah, die Heerde der Balkanchristen, deren hitziger Drang die Länder der ungarischen Krone bedroht, ein Dorn im Auge. Er sieht von West Frankreich

auf dem Weg über Dalmatien den Osmanenstaat gefährden, sieht Rußlands von Bonaparte begünstigten Vorstoß ins Donaugebiet, wittert den „Geist des Umsturzes“, der sich in Südslawen und Griechen regt, fürchtet das Feuer, das, in der ersten Nacht austro-türkischer Feindschaft, die Russen in Galizien anzünden könnten: und kündet dem Erdkreis Oesterreichs heilige Pflicht, die Türkei, deren Feinde die Habsburgs sind, im „status quo“ zu erhalten.

Serbien? Daß es in die Einflußsphäre gehört, die Oesterreich um keinen Preis schmälern lassen wird, müßte, nach Metternichs Meinung, jede Großmacht längst wissen. Ein selbständiges Fürstenthum böte den franko-russischen Brandstifterplänen den bequemsten Treffpunkt. Bis Serbien österreichisch wird (woran ernstlich erst zu denken ist, wenn die Gewitter aus Ost und West ausgetobt haben oder vorübergezogen sind), mag es türkisch bleiben. Rußlands wachsamer Agent Rodofinikin ist auf Urlaub: diese Zeit muß zu freundschaftlicher Vermittlung zwischen Stambul und Belgrad, aber auch zur Bereitung der Möglichkeit genützt werden, die Serben als doppelzüngig zu erweisen. Doch der Vertreter des Weißen Zaren gebietet noch aus der Ferne über größeren Anhang als Wiens Mandatare. Deren Eifer kann nicht verbergen, daß Habsburgs Wille unsicher schwankt, ins Banat andere Weisung schickt als nach Slawonien und, im Kreuzfeuer einander widersprechender, gefärbter oder grundfalscher Berichte, sein Ziel kaum noch klar erkennt. Und Franzens Oesterreich, das im Schönbrunner Frieden drei Millionen Menschen und hunderttausend Quadratkilometer verloren hat, wird selbst in den finstersten Balkanschluchten vom Nimbus des korsischen Siegers überstrahlt. Simbschen erhält den Befehl, den neuen Antrag des Schwarzen Georgs abzulehnen. Metternich fürchtet, die serbischen Festungen auf Napoleons Wink wieder räumen zu müssen oder den Türken als treulos und feindsälig verdächtigt zu werden. Da ihm aber gemeldet wird, daß die Serben eine Deputation nach Petersburg senden und ein pariser Vigilant ihnen Bonapartes Beistand verheißt, beschließt der Minister, Kara Georg zurückrufen und mit dem Häcksel der Hoffnung füttern zu lassen. Das Paschalik Serbien, dessen christlichen Bewohnern, nach Metternichs „Ueberzeugung“, jede Fähigkeit zur Schöpfung und Erhaltung eines Staates fehlt und das nur unter Oesterreichs Hut gedeihen könnte, muß endlich in

Ruhe kommen. Herr von Stürmer, der Internuntius in Konstantinopel, soll die Pforte zu gnädiger Milde stimmen. Was erstrebt der serbische Aufruhr? Kara Georg will Oesterreich als Schutzherrn; zunächst Konsuln, die in Wien und Belgrad die austroserbische Eintracht pflegen, und die Anerkennung, daß der kaiserliche Internuntius befugt sei, am Goldenen Horn Serbiens Interesse zu wahren; für die Dauer türkischer Oberhoheit die Befreiung von jeglicher Dienstpflicht, die feste Begrenzung der Steuern und das allen Bekennern des Griechenglaubens zu verbürgende Recht, ihre Wohnstatt nach freiem Entschluß zu wählen. Dafür will Metternich sich nicht einsetzen; und das Schreckbild eines Kongresses der Großmächte, der, nach dem Serbenwunsch, die Zukunft des Paschaliks endgiltig ordnen soll, scheucht den letzten Zweifel aus seinem Hirn. Soll er der Pforte zumuthen, was sie nicht leisten darf? Gnade will sie gewähren; den Aufstandsführern, wenn sie in andere Osmanenprovinzen ausgewandert sind, Leben und Freiheit schenken; auf den Steuerrückstand der letzten fünf Jahre verzichten und die Abgaben, nach der bedingunglosen Unterwerfung der Rebellen, von serbischen Behörden einziehen lassen. Mehr ist auch von Wien aus nicht zu erlangen. Nach Napoleons Vermählung mit Marie Luise von Oesterreich schießt neues Mißtrauen aus der Osmanenerde. Jetzt wird Rußland der Anwalt Serbiens. Dessen Unabhängigkeit wird, gleich nach der Hingabe Bessarabiens, der Walachei und der Moldau, in dem Ultimatum Kamenskois verlangt, das, nach dem Fall Silistrias, die Bedingungen für den Abschluß des (seit 1806 währenden) turko-serbischen Krieges zusammenfaßt. Die Russen sind im Wettlauf vornan: im Winter haben ihre Siege an der Donau den Serben das Leben gerettet und im Frühling 1810 fordern sie die Abtretung des Paschaliks von der Türkei. Noch einmal nähert Kara Georg sich dem wiener Hof. Sein Gehilfe Jugowitsch bringt eine vom serbischen Nationalrath beschlossene Adresse, die dessen Glückwunsch zur Heirath der Erzherzogin Marie Luise ausdrückt, in die Hofburg und wiederholt die Bitte, die festen Plätze in Serbien mit österreichischen Truppen zu besetzen. Diesmal muß Metternich die Stirn entrunzeln; sonst streicht Rußland rasch den Spielgewinn ein. Dem braven Jugowitsch werden tausend Gulden (als Ersatz der Reisekosten) in die offene Hand gelegt; und dem Feldzeugmeister Simbschen wird aufge-

tragen, die Serben in die Gewißheit zu überreden, daß Oesterreich sie, sobald die dazu günstige Stunde schlage, ans Ziel ihres Sehnens führen werde. Wann aber schlägt diese Stunde? Unthätig will Georg sie nicht erwarten. Er wendet sich an den Marschall Marmont und läßt von Wucenitsch den pariser Boden abtasten. Rußland, mit dessen Macht seine Gegner, die Widersacher demokratischer Entwickelung, krebsen, ist ihm verdächtig. Doch Metternich hat nur glatte Worte und Napoleon empfiehlt die Verständigung mit den Russen. Deren Generalissimus findet am richtigen Tag einen Schleichweg in die Seelenfestung des noch unentbehrlichen Mannes: in einer Proklamation nennt er Kara Georg den Oberfeldherrn und mahnt die Serben, ihm in niemals wankendem Gehorsam sich anzuvertrauen. Russen und Serben vereinen sich, schlagen die Türkentruppe bei Jasika und durch die Donaufürstenthümer schwirr das Gerücht, morgen werde das Heer Alexanders in Belgrad einmarschiren. Unsinn, sagt Fürst Franz Metternich (der seinen Sohn vertritt); der Zar hat keinen Appetit auf Serbien und Georgs Leute, die nur russische Waffen und Munition brauchen, würden sich heftig gegen die Moskowiterherrschaft sträuben. Graf Klemens ist noch in Paris und hat von Bonapartes Lippe das Gelöbniß vernommen, Serbien den Russen zu sperren. „Weshalb geht Ihr nicht hin? Ein Handstreich macht Euch zu Belgrads Herren." Klemens (der den status quo will) lächelt artig; und schweigt.

Seines Sehnens Ziel ist: das Vertrauen der Türkei. Ists erlangt, dann fällt Serbien sicher einst Oesterreich zu. Was bis dahin geschehen könne, solle, müsse, weiß weder der Sohn noch der Vater. Die Serben einschüchtern? Am dritten August verbietet, für die Dauer serbisch-russischer Kooperation, ein wiener Kabinetsschreiben die Ausfuhr nach Serbien; am elften wird, weil die Russen ergrimmen, die Serben die Möglichkeit der Vergeltung besinnen könnten, das Verbot auf den Kriegsbedarf beschränkt. Keinem die Zähne zeigen; immer hübsch still sitzen und auf die Gelegenheit lauern. Der Mann Marie Luisens kann übermorgen wieder unser Feind sein; damit wir auf seine Gnade angewiesen sind, hetzt er uns wider Russen und Türken. Kostbare Zeit wird unnützlich verzaubert. Im Hofkriegsrath empfiehlt Feldmarschall-Lieutenant Duka die schnelle Besetzung der serbischen Festungen. Kaiser Franz und Fürst Franz vermissen die „wirklich erwiesene Nothwendig-

keit" und möchten erst eingreifen, wenn die Pforte sie darum ersucht hat. Ein Corps an der Grenze aufstellen? Das würde als unfreundliche Handlung gedeutet. Ein Generalstabsoffizier mag die Bewegung des russischen Heeres beobachten; Simbschen wieder heimlich mit den Serben verhandeln; und Oberstlieutenant Paulich als Konsul nach Belgrad gehen. Ohne Beglaubigung, versteht sich: denn den von Rebellentrotz geschaffenen Senat darf Oesterreich, als Hort der Legitimität und als Freund des Osmanensultans, nicht anerkennen. Nie aber ward einem Konsul ein dickeres Pflichtenbündel aufgebürdet. Paulich soll den (der Pforte verborgenen) Handel fördern, die Serben in den Glauben überreden, daß nur Oesterreich ihnen helfen könne und wolle, den russischen Einfluß abdämmen, Kara Georg (dessen Sohn in jeder österreichischen Erziehunganstalt willkommen wäre und gehätschelt würde) sammt seinen Gegnern ins Schmeichelgarn einfangen, den Bissen, den Habsburg vom Türkentisch begehrt, lecker zubereiten und nicht eine Minute lang vergessen, welchen Werth Belgrad, schon weil dort Donau, Theiß, Drawe und Sawe zusammenfließen, für die Strategie und den Lewantehandel der Nachbarmonarchie hat. Wenn Paulichs Leistung der Instruktion entsprach, mußte das Paschalik nach kurzer Frist von dem Ruf nach Oesterreichs Herrschaft widerhallen. Der Plan scheint von höchster Schlauheit besonnen; ist nur, leider, nicht mehr ausführbar. Der Senat beschließt, dem Kaiserlichen Konsul, den die Nation nicht brauche, jede Art amtlicher Anerkennung zu weigern. Und Kara Georg schreibt an Simbschen: erstens wisse das Serbenvolk nicht, welche Ehre dem Konsul gebühre, und fürchte, durch ungeschickte Haltung die Majestät des Kaisers zu kränken; zweitens könne in dem nur vom Trieb zu muthiger Selbsterhaltung erfüllten, vom Wirbel des Kriegergeistes durchwehten Land jetzt ein Beamter nicht mehr nützen, von dessen Wirken in ruhigen Tagen für beide Völker Vortheil zu hoffen war; und drittens würde die Zulassung des Konsuls die Russen, die in Waffen an der Grenze stehen und auf deren Hilfe Serbien hofft, mißtrauisch machen und vielleicht zu jäher Umkehr stimmen. „Wir erstreben weder den Sturz der Ordnung noch den Untergang der Türkei, sondern nur die Befreiung aus unerträglichem Joch. Ein Reich, das ein gepeinigtes, mit weinendem Auge sich für den Kampf um sein Lebensrecht waffnendes Volk eigen-

nützig auszubeuten suchte, wäre dem Blick des Heilands ein Gräuel." Wieder ist Jestitsch in Peterwardein der Vertreter, der Mund des Oberfeldherrn. Der, spricht er, sei als Anhänger Habsburgs den Russen verdächtig, werde von einem Offizier und einer vierzig Köpfe zählenden Ehrengarde bewacht und könne drum die Grenze nicht überschreiten. An der wichtigsten Stelle sagt der Briefträger Anderes als der Brief. Jestitsch bietet noch einmal die Festungen an. Kara Georg aber hat geschrieben, Oesterreichs Einmarsch in Serbien würde zwei Kriegserklärungen, aus Peters und aus Konstantins Stadt, erzwingen; deshalb müsse er der wiener Regirung rathen, seinem Heimathgebiet fern zu bleiben und durch die Besetzung Bosniens, die auch der Franzosenkaiser billigen werde, sich von Rußlands im Donauland erkämpftem Machtzuwachs schadlos zu halten. Serbien müsse unabhängig sein.

Niemals, schallt von der Pforte die Antwort des Reis Effendi zurück; Serbien ist und bleibt ein Theil des Osmanenreiches, das stark genug ist, jedem Heer, auch Habsburgs, den Weg nach Belgrad zu verriegeln. Als Mittler ist uns Oesterreich willkommen; den ersten Schritt zur Besetzung serbischer Festungen würden wir mit Waffengewalt abwehren. Noch aber möchten wir in der Donaumonarchie unseren Freund sehen und ihrem Wort trauen, daß sie die ungeschmälerte Erhaltung der Türkei wünscht. In Wien fehlt die Entschlußfähigkeit. Schon wird gemeldet, daß Rodofinikin nach Belgrad zurückgekehrt, Kara Georg durch den Archimandriten Philippowitsch für die Russensache gewonnen ist und eine Schaar russischer Ingenieure in den Festungwerken der Hauptstadt arbeitet. In dem Haus, dessen Portalinschrift die Namen Maria Theresia und Kaunitz vereint, rüstet sich dennoch kein Wille zu kräftiger That. Des Mühens höchstes Ziel ist der Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen der Türkei und Serbien, der Belgrad vor der Gefahr russischer Besetzung schützt. Im Banat wird Duka Oberbefehlshaber; in Peterwardein Simbschen durch den Feldzeugmeister Hiller ersetzt. Dessen Soldatenauge sieht nur zwei Möglichkeiten: den Einmarsch in Serbien und den Versuch, durch eine lückenlose Grenzsperre die Rebellen auszuhungern. Auf so steile Pfade läßt Metternich sich nicht locken; er will weder die Türken herausfordern noch den Serbengroll gegen Oesterreich wenden. Ist denn mit Kara Georg nichts mehr zu machen? Nicht viel; er

schickt Botschaften, sagt seinen Besuch an, verschiebt ihn dann wieder und bringt sich bei Hiller in den Verdacht, von den russophilen Landsleuten aus der Führerstellung gedrängt worden zu sein. Noch ists er nicht. Hat aber erkennen gelernt, daß er sein Schicksal nicht an die wiener Zauberpolitik knüpfen dürfe, und will pro futuro mit der Macht gehen, die sich bereit zeigt, den Serben dichteren Schirm als den freundlicher Worte zu bieten. Sein Instinkt trügt nicht. Auch nach Rußlands Siegen im Türkenkrieg beherrschen Metternichs Willensbezirk zwei Wünsche: nicht zu kriegerischem Handeln gezwungen zu werden und den Osmanenbesitz zu wahren. Die serbischen Aufrührer, schreibt er im Januar 1811 an Hiller, sollen die Waffen strecken und sich in die Gehorsamspflicht ducken; dann werde die Gnade des Großherrn ihnen, auf Oesterreichs Rath, manche Freiheit gewähren. Der Feldzeugmeister muß ihnen mittheilen, die Thatsache, daß er dem Rebellenführer die Uebernahme des Kommandos in einem amtlichen Schreiben angezeigt und einer Deputation Oesterreichs Schutz in Aussicht gestellt habe, sei der Anlaß zu einer Rüge aus der wiener Staatskanzlei geworden. Fünf Wochen danach, am zehnten Februar, rückt der russische Oberst Balla mit achthundert Mann und vier Kanonen in Belgrad ein. Milan Obrenowitsch hat ihn gerufen. Soll er der Senatspartei, den Russenfreunden, gegen die Demokraten helfen? Nach Rankes Angabe hat er auf Georgs Frage geantwortet: „Ich bin hier, um unter Ihrem Oberbefehl der Sache Ihres Volkes Beistand zu leisten“; hat, nach diesem schlau bedachten Wort, Kara Georg die Hand des Russen, „statt der des Kaisers“, geküßt. Er konnte kaum anders handeln. Oesterreich hat die Grenze gesperrt und läßt Kriegsbedarf gar nicht, Lebensmittel nur in winzigen Mengen durch. Aus Paris ist ein kleiner Geldbeitrag, doch kein bindendes Versprechen zu haben. Warum, fragt Kara Georg einen österreichischen Hauptmann, hat Ihr Kaiser nicht im vorigen Jahr dreißigtausend Mann nach Serbien geschickt? Knirschend wiederholen die wiener Generale die Frage; der Verlust Serbiens dünkt sie schlimmer als der des belgischen Niederlandes. Klemens Metternich fühlt, daß er die Gemüther beruhigen muß; kommt auch in solchem Drang aber nicht über Worte hinaus. Niemals, spricht er zu Stackelberg, Alexanders Gesandten, werden wir dulden, daß Rußland sich am rechten Donauufer fest-

setzt. (Daß er den Russen nicht eine Fußbreite dieses Bodens lassen werde, hat Napoleon nach Ballas Einzug den Wienern in unzweideutigen Sätzen zugesagt.) Die Stunde fordert Handlung. In Bukarest erörtern Russen und Türken die Bedingungen eines Friedensschlusses. Die Serben wollen Gewißheit. Ist Rußland zur Einlösung seines verpfändeten Wortes entschlossen und kann es unter allen Umständen Serbien schützen? Steht es noch unbeugsam auf Kamenskois Ultimatum, das Serbiens Unabhängigkeit von den Türken verlangt? Gesandtschaftsekretär Nedoba, der, als Nachfolger Rodofinikins, diese Fragen beantworten soll, betheuert, daß der Friedensvertrag schon abgeschlossen wäre, wenn Rußland sich nicht mit seiner ganzen Wucht für Serbien eingesetzt hätte. Verba et voces. In Wien wird zwar eine für das befreite Paschalik taugliche Verfassung ausgearbeitet. Aber Metternich hat sich in die Meinung verschanzt, daß mit des Aufruhrs Mächten nicht zu paktiren sei. Damit Hiller sich nicht zu weit vorwage, wird der Gubernialrath von Giuliani ihm als Civiladjutant an die Seite gesetzt. Der soll auch dafür sorgen, daß die Grenzsperre nicht allzu streng durchgeführt werde. Denn Oesterreich braucht den Import aus, den Export nach Serbien. Und die Städter murren schon.

Am zwölften Mai 1812 wird in Bukarest der Friedensvertrag unterzeichnet. Von Serbiens Unabhängigkeit ist darin nicht die Rede. Die Türkei verpflichtet sich, die Steuererhebung und wichtige Theile der Landesverwaltung den Serben zu überlassen; wahrt sich aber das Recht auf die Besetzung der Festungen. Mehr hat der Zar, dem der Angriff Napoleons den Arm lähmt, nicht durchgesetzt. Die Enttäuschung ist furchtbar. In dem langen Kampf ist das Land verarmt und alle Mühe, in Wien, Petersburg, Paris Helfer zu werben, unbelohnt geblieben. Ins Joch zurückkriechen? Niemals, ruft Kara Georg; ehe er sich den Türken unterwerfe oder einem griechischen Fürsten huldige, werde er aus der Heimath scheiden und sein Lebensbleibsel in Montenegro fristen. Die Volksstimme jauchzt ihm zu. Schon aber sattelt die letzte Kosakensotnie die Pferde zum Abritt und aus kühleren Köpfen kommt die Frage, wie man aus eigener Kraft sich der Türken erwehren solle. Der Senatspräsident Milowanowitsch fordert den Kriegsherrn Kara Georg auf, noch einmal in Wien Hilfe zu erbitten. Doch Metternich will nicht verhandeln; er fürchtet, daß jeder Versuch, für Ser-

bien mehr herauszudrücken, als in Bukarest erlangt worden ist, die Türkei ärgern und den Russen nähern würde. Napoleons Rückzug, dessen Echo wie ein Wintersende ankündendes Lenzgewitter von den Balkanwänden widerhallt, wirbelt die verschüttete Serbenhoffnung in neue Brunst. Der neue Ernüchterung folgen muß. Europa hat andere Sorge; hat, im Kampf gegen den Korsen, keine Zeit, sich um die Südostecke zu kümmern. Churschid Pascha zertritt die jungen Halme des Freiheitwahnes. Kara Georg, dessen Guerillaplan von den Häuptern des Senates abgelehnt wird, muß der Uebermacht weichen und auf österreichische Erde flüchten. Nach fünfundsechzig Jahren erst, die drei Obrenowitsch und einen Karageorgewitsch auf dem Thron des durch den Hattischerif von 1830 geschaffenen Fürstenthumes sahen, wird, in San Stefano, Serbiens Unabhängigkeit von der Pforte anerkannt. Metternich hats nicht erlebt. Er (der zu sagen pflegte: „Hinter Erdberg liegt Asien!") schien die Opfer, die Habsburg zwei Jahrhunderte lang für die Abwehr der Osmanengefahr gebracht hatte, völlig vergessen zu haben. Rührte nicht einen Finger, um seinem Oesterreich die Rajah der Balkanchristen zu befreunden; wies aus kaltem Hochmuth das serbische Werben immer wieder zurück; und erwirkte dadurch das Uebergewicht Rußlands im Südslawenbezirk. Das, denkt er noch nach dem Frieden von Adrianopel, kann nicht dauern; und erwartet den Dank der Nachwelt für seine „weise Zurückhaltung", die das Türkenerbe dem Haus Habsburg sichern werde. Als Nikolai Pawlowitsch ihn in Münchengraetz fragt, ob auch er in dem Türken einen kranken Mann sehe, kommt aus dem Munde des Sechzigjährigen das unhöfisch spitze Wort: „Richtet die Frage Eurer Majestät sich an den Arzt oder an den Erben?" Der Zar durfte über die niedliche Bosheit lächeln. Er hatte den Boden in aller Stille bestellt und wußte, daß von der Türkenbrandstatt fürs Erste kein anderer Schnitter ernten werde. Akerman und Adrianopel waren die Etapen auf seinem Erobererzug; die Generale Paskiewitsch und Diebitsch, aber auch die Dichter Puschkin und Gogol seine Gehilfen. In jedes Slawenherz wollte er das Bewußtsein unlöslicher Stammesgemeinschaft pflanzen und es mit jedem Nährstoff, reinem und unreinem, kräftigen, der irgendwo leicht zu erraffen war. Die von den Türken des Weiderechtes beraubte, mit Schwert und Feuer gepeinigte Südslawenheerde sollte in Rußland den einzigen Hort ihrer Hoff-

nung erkennen. Nie durfte sie, niemals einer ihrer Theile so stark werden, daß eine Schmälerung russischer Vormacht zu fürchten war; nur eben stark genug, um auf der südöstlichen Halbinsel, gegen austro-ungarischen und türkischen Einspruch, dem Zarenwort Geltung und Gehorsam zu sichern. Nikolai konnte in Münchengraetz lächeln und nach dem Mahl, in dessen Verlauf ihn Metternichs Erbanmeldung kitzelte, kniend dem Kaiser Franz schwören, daß er auch dem nächsten Habsburger unbedingte Treue halten werde. Der berühmte Staatskanzler, der sich an dem Glauben wärmte, der Menschen Wollen mit einem Blick bis an die Wurzel durchschauen zu können, ahnte nicht, daß der junge Herr, der neben dem alten Franz am Tisch saß, in dem Panslawismus sich eine Waffe schuf, die Oesterreichs Ruhe noch oft stören sollte. Und weil Jugend sich immer freut, wenn sie einen alten Fuchs überlistet hat, schrieb Nikolai nach der Heimkehr an Metternich, er habe erst jetzt erfahren, daß der Fürst seit den Tagen des Wiener Kongresses für die Privatbriefe, die er an den Zaren Alexander richtete, eine Jahresrente von fünfzigtausend Dukaten erhalten habe, bedaure, daß ein so nützliches Verhältniß nach Alexanders Tod nicht erneut worden sei, und bitte, nach der Wiederaufnahme dieser werthvollen Korrespondenz in jedem Jahr fortan Seiner Durchlaucht fünfundsiebenzigtausend Dukaten zahlen zu dürfen. Zwei Monate zuvor war, durch den Vertrag von Hunkiar-Iskelessi, der Sultan dem Zaren verbündet und verpflichtet worden, keinem fremden Kriegsschiff je die Dardanellen zu öffnen.

Piemont hat Oesterreich aus Italien, Preußen hats aus dem Deutschen Bund gedrängt. „Die Lebensinteressen im Westen“, mit deren Betonung Metternich die Schwachheit seiner Orientpolitik zu erklären suchte, sind nicht mehr in Gefahr, seit die Einung der deutschen und der italischen Stämme gelungen ist. Der Doppeladler durfte und mußte den Blick ostwärts wenden; Oesterreich-Ungarn sich wieder der Pflicht erinnern, die seine Lage, seine Geschichte, sein Völkergewimmel ihm aufgebürdet hat. Serbien gewaltsam der Monarchie eingliedern? Mit diesem Gedanken konnten kampflustige Generale spielen, die im Morawathal ein Lorberreis zu pflücken hofften; der verantwortliche Staatsmann mußte einsehen, daß die Annexion, wenn sie wider Rußlands Willen zu erringen war, das ganze Südslawenthum in wilden Haß gegen Habsburg peitschen und in den Entschluß drängen würde,

um jeden Preis, auch um den zarischer Oberhoheit, den letzten Slawensplitter aus Oesterreichs Leib zu reißen. Beust selbst, der sich bei der Addition des Möglichen so oft verrechnete, dachte nur an „moralische Eroberung“, als er werbend rief, die Herren in Belgrad sollten nicht glauben, daß nur aus Petersburg ihnen das Heil kommen könne. Der „kranke Mann am Bosporus“ ist nach dem Krimkrieg noch siecher geworden und jede ihm seitdem aufgezwungene Reform, die den Christen ein mit Mohammeds Gebot unvereinbares Recht zuspricht, wird von muslimischer Wuth an der Rajah grausam gerächt. Als Graf Andrassy den feinen Prunkbau am Ballhausplatz bezogen hat, grinst ihm, durch Aktenstaub und Spinnengewebe, eine große, schwer zu bewältigende Aufgabe ins Gesicht. Oesterreich darf den Russen nicht thatlos den Nimbus des Türkenbändigers gönnen, seinen Einfluß in den Westbalkan nicht versickern, Dalmatien und Istrien nicht ungeschützt lassen. Radetzky hat nach dem Pariser, Tegetthoff nach dem Prager Frieden empfohlen, sich als Schutzwall und Hinterland der Küstenprovinzen Bosnien und die Herzegowina zu sichern. Den selben Rath ließ, schon nach dem nikolsburger Praeliminarabschluß, Bismarck nach Wien gelangen. Und General Philippowitsch hört noch 1866 den Befehl, Alles für den Einmarsch in Bosnien Nöthige vorzubereiten, der beginnen solle, sobald der Schnee geschmolzen sei. Beust hat sich dem Plan der Krieger entgegengestemmt. Auch Andrassy sagt zu dem Botschafter Nowikow, er wolle weder die Donaufürstenthümer noch Bosnien der österreichischen Ländermasse zufügen und finde deshalb, wenn Rußland nicht etwa nach neuem Erwerb auslugе, nirgends den kleinsten Anlaß zu einem Konflikt der Kaiserreiche. In Berlin (1872) und Wien (1873) wiederholt ers vor dem Ohr Gortschakows, der ihm das Zeugniß ausstellt: „Der Freimuth seines Wesens und die Klarheit seiner Politik geben solchen Versicherungen einen unbestreitbaren Werth.“ Im Sommer 1875 bäumen die Bosniaken und Herzegowzen sich gegen das Türkenjoch auf. Im Frühjahr hat ein Petrowitsch, Fürst Nikola von Montenegro, der, den Kaiser Franz Joseph zu begrüßen, nach Cattaro gekommen war, dem Grafen Beck freiwillig die Absicht enthüllt, die Flanke des österreichischen Corps zu decken, das, wie er hoffe, bald in die Herzegowina einrücken werde. Diesmal soll Feldzeugmeister Mollinary, der das Generalkommando in

Agram hat, die Truppe führen. Wenn die Türkei sich als unfähig zur Ruhestiftung erweist und die Gefahr entsteht, daß die Serben aus den zwei Provinzen sich denen aus den Reichen der Obrenowitsch und Petrowitsch vereinen. Ehe die Signatarmächte des Pariser Vertrages vom Jahr 1856 sich über ein gemeinsames Programm verständigt haben, wird aus Konstantinopel der Sieg der Jungtürken gemeldet. Midhat Pascha regirt: nun muß Alles sich wenden und eine Fülle wohlthätiger Reformen endlich die Rajah erquicken. Kluge Orientalen lächeln freilich über den frommen Wahn und Nubar Pascha warnt in Paris den Botschafter Hohenlohe, die Sieger von gestern, die sich nur mit den Waffen der Glaubenswuth und des Rassestolzes behaupten könnten, für Freunde europäischer Gesittung zu halten. In der letzten Juniwoche hat ein Ultimatum aus Belgrad und Cetinje Bosnien für den Serbenstaat, die Herzegowina für Montenegro gefordert und ein paar Tage danach sind Truppen Milans und Nikolas an die Grenze vormarschirt. Steht Rußland hinter ihnen? Nein; sein Vertreter erklärt in Belgrad, der Friedensstörer habe nicht auf russische Hilfe zu rechnen. Am achten Juli besucht Alexander der Zweite in Reichstadt den Kaiser Franz Joseph. So lange es irgend geht, soll der Besitzstand des Sultans nicht geschmälert, nach einem Sieg den Angreifern nur eine unbeträchtliche Gebietserweiterung gewährt, in keinem Fall aber an der Donau ein neuer großer Slawenstaat geduldet werden. Lösen Serbien und Montenegro das Band, das sie an die Pforte knüpft, dann wird auch Bulgarien und Albanien von türkischer Oberherrschaft frei. Ueber diese Friedensbedingungen sind Gortschakow und Andrassy schnell einig; auch über Montenegros Recht auf einen nördlichen Adriahafen und über die Umstände, die Rußland zur Okkupation Bulgariens, Oesterreich zur Besetzung der vom Aufruhr ergriffenen Grenzprovinzen zwingen könnten. Doch hindert Gortschakow den General Tschernajew nicht, sich an die Spitze des Serbenheeres zu stellen, dem allerlei Kämpfer aus Rußland sich einreihen. Und Andrassy hehlt Herrn von Nowikow nicht das besondere Interesse der auf den nahen Orient angewiesenen Monarchie. „Als Nachbarn müssen wir wachsam sein; was ohne uns an unserer Grenze geschieht, geschieht gegen uns." Im November 1876, als die Pforte schon die russische Kriegserklärung erwartet, möchte Andrassy jeden Zweifel an seinem Wollen

tilgen. Das reichstädter Abkommen, sagt er zu Nowikow, giebt uns das Recht, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen; taucht eines Tages bei Ihnen der Wunsch auf, Serben und Montenegrinern Theile dieser Provinzen, altserbische oder albanische Landstriche zu geben, so ist unsere Zustimmung einzuholen; und der Sinn unseres Abkommens gebietet, Serbien, Montenegro und den Sandschak Nowibazar Ihren und unseren Truppen zu schließen. Der budapester Vertrag vom fünfzehnten Januar 1877 bestimmt: Oesterreich-Ungarn bleibt neutral, unterstützt Rußland nur mit diplomatischen Mitteln, gestattet ihm, wenn der Kriegszweck es fordert, die Ueberschrritung der Donau, auch die Kooperation mit serbischen und montenegrischen Truppen (doch nicht im Bereich dieser Fürstenthümer, die, wie Rumänien und Bulgarien, nicht wieder zu Kriegsschauplätzen werden sollen) und darf nach freier Wahl entscheiden, wann es Bosnien und die Herzegowina besetzen will. Am achtzehnten März wird in Wien ein Nachtrag vereinbart. Ist die Beantwortung der „Orientfrage“ nicht länger aufzuschieben, dann fällt den Russen Bessarabien, den Oesterreichern Bosnien und die Herzegowina, den Griechen der Epirus und Thessalien zu; Bulgarien, Albanien, Rumelien werden unabhängig; Konstantinopel erhält die Rechte und Pflichten einer Freien Stadt; die Verständigung über den Sandschak wird vorbehalten; beide Kaiserreiche werden sich dem Versuch widersetzen, auf den Trümmern der Türkei einen starken Slawenstaat zu gründen. Sauber wird jedes Reiches Einflußsphäre abgegrenzt; und Alexanders Botschafter zieht auf der Karte selbst den Strich, der Serbien in Oesterreichs Zone weist. In der vierundzwanzigsten Aprilnacht beginnt der russische Vormarsch. Im Sommer wiederholt Andrassy den Entschluß, westlichen Machtzuwachs Serbiens, nördlichen Montenegros nicht zu dulden und, wenns sein müsse, mit Waffengewalt zu hindern. Nach dem Friedensschluß von San Stefano erklärt er dem General Ignatiew, er könne diesem Vertrag, der Rußlands Balkanmacht ins Ungeheure dehne, nur zustimmen, wenn eine selbständige Provinz Makedonien (mit Saloniki als Haupt- und Hafenstadt) geschaffen werde und eine Zollgemeinschaft die Westbalkanstaaten dem Habsburgerreich verbünde. Auf dem Berliner Kongreß, der das Werk von San Stefano zerfetzt, deklamirt, am letzten Tag, Gortschakow: „Wenn Mängel der türkischen

Verwaltung Oesterreich-Ungarn zwingen, den Sandschak Nowibazar für eben so unbegrenzte Zeit zu besetzen wie Bosnien und die Herzegowina, so wird die Russische Regirung nicht widersprechen." Siebenzig Jahre nach dem ersten Hilferuf des Schwarzen Georg. Hat Oesterreich gesiegt? Sein Recht auf die Vormachtstellung im Westbalkanbezirk, auf Garnisonen „bis hinter Mitrowitza", ist von Europa anerkannt und Rußland hat feierlich versprochen, ihm auch im Sandschak kein Hinderniß in den Weg zu stellen.

Doch keine Ewigkeit giebt zurück, was man von der Minute ausschlug. Wieder ein zerrinnender Wahn Bonapartes: daß Nationen sich demüthig in jeden Staatsverband einschnüren, einflicken, einklemmen lassen. Nach dem reichstädter Abkommen war die Annexion serbischen Gebietes nicht mehr möglich; nach Serbiens Siegen über Türken und Bulgaren mußte jedem Oesterreicherkrieg gegen das junge Königreich ein Racheverhängniß folgen. Das Jahrhunderte lang auf zerstückter Erde schmählich geknechtete Serbenvolk wurde frei und durfte, endlich, sich wieder dehnen. Aus Kämpfen, die heldisch (und, nach dem Urtheil der Griechen, Armenier, Juden, Türken aus Adrianopel menschlich) geführt wurden, zog es in Skoplje ein, in Duschans lange verwaiste, lange beweinte Hauptstadt, und erhoffte neuen Abglanz der Zeit, da dieser große Serbenzar, der Romäerkaiser Stephan, in Albanien, Bosnien, Makedonien, Thessalien gebot, der Schutzherr des Basileus von Byzanz und der Republik Ragusa war und in Pherae seinem Reich einen nur ihm gehörigen Patriarchen kürte. All diese Herrlichkeit war am Veitstag der Amselfeldschlacht, in der, bei Kossowo, Sultan Bajesid den Serbenkönig Lazar schlug, verscharrt worden. Nun erst, nach fünfhundertfünfundzwanzig Jahren, stieg die von Kriegerruhm durchklirrte Geschichte aus der Gruft; und erfüllte jeden im Gefecht oder in glanzlos mühsamer Arbeit fürs Vaterland bewährten Serben mit dem stolzen Bewußtsein, daß er selbst, daß seine Volkheit sich den Werth schuf. Der von dem Spitzel Nastitsch mit gefälschten Dokumenten angezettelte Prozeß, der sie als tückische Verschwörer gegen Oesterreichs Ruhe stäupen sollte, hatte ihr aus dem agramer Gerichtssaal einen Triumph gebracht. Der Bukarester Friede das Bündniß mit Rumänien und Hellas und die Herrschaft über Makedonien. Nicht Trunkene nur durften hoffen, auch an die See, die

allen anderen Völkern Europas (außer den Schweizern, die sie nicht brauchen) offen ist, nun zu gelangen: den silbernen Doppeladler im Goldpanzer wieder bis an die Adria blinken zu sehen. Weigerte Oesterreich den Ausgang ins Meer, dann mußte die Wendung aus den Tagen des Kara Djordje und des Russen Balla sich erneuen und aus Belgrad die Sehnsucht, eine den Sturm ankündende Möwe, in Rußlands kalten Orient aufflattern. An dem vierten Julitag, der Deutschlands und Oesterreichs Erlebniß in Schicksalswehen riß, war hier die Sturmwarnung zu lesen. „Sind unsere behenden Schreiber denn aller Geschichte, alles Geschehens und Werdens so unkundig, daß sie, denen Krieg doch das schlimmste der Uebel scheint, nicht ahnen, was sie bereiten, wenn ihnen gelingt, zwischen Oesterreich-Ungarn und der angrenzenden Slawenwelt die Vulkanskluft noch zu tiefen? Unter Habsburgs Szepter wohnen mehr Serben als in den Königreichen Peters und Nikolas; ist das Gravitätcentrum des Serbenstammes, der Schwerpunkt, der, damit der Stamm nicht falle, gestützt werden muß. Und vor zweiunddreißig Jahren hat Peter Schuwalow, der nicht ins Blau schwatzte, sondern Körnchen vom ‚esprit de l'avenir' in sich hatte, geschrieben: ‚Aus Bosnien kommt einst die gefährlichste Bedrohung des europäischen Friedens. Wie Fels ist in mir die Ueberzeugung fest, daß dort der Zünder ist, der das Pulver in Flamme treibt.' Rühret nicht muthwillig daran!“ Acht Tage später, nach raschem Rückblick auf die Mär von der Nibelungennoth: „Soll in Blut und Brand eine Welt verröcheln, verprasseln, weil (nicht von eines treuen Tronjers, sondern) von eines eitel schwärmenden Knaben Hand ein Unschuldiger gefällt worden ist? Weh Jedem, der diese Brunst, solchen Blutbades Rüstung schauen muß!“ Deutlicher durfte, ehe das Ergebniß der Vereinbarung über die an Serbien zu sendende Note bekannt war, der deutsche Politiker nicht warnen. Was von der Minute (der letzten: am Ende der Tschataldscha-Wochen) ausgeschlagen worden war, brachte das Hundsgestirn von 1913 nicht zurück. Als Oesterreich-Ungarn, wie Herr Giolitti Allen, die es noch nicht wußten, durch Urkunden bewiesen hat, vor anderthalb Jahren sich in den Entschluß zum Kriege gegen die gedemüthigten, doch nicht geschwächten Serbenstaaten aufraffte, wars zu spät; und Italiens Widerspruch konnte den kühl wägenden, nicht von Haß blinden Staatsmann ein Glückszufall dünken.

Auch den deutschen, in dessen Gedächtniß der Sinn des bismarckischen Satzes gespeichert war: „Nicht blos der Panslawismus und Bulgarien oder Bosnien, sondern auch die serbische, die rumänische, die polnische, die czechische Frage, ja, selbst heute noch die italienische im Trentino, in Triest und an der dalmatischen Küste, können zu Kristallisationpunkten für nicht blos österreichische, sondern auch europäische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen nur insoweit nachweislich berührt werden, als das Deutsche Reich mit Oesterreich in ein solidarisches Haftverhältniß tritt.“ Das aber war im Sommer 1913 schon geschehen.

Der Krieg hat manche enttäuschende Erkenntniß gebracht. Die grassestе Denen, die insgeheim oder öffentlich gemeint hatten, den winzigen, armen, von zwei schweren Feldzügen morschen Serbenstaat (der noch im Mai achtzig Millionen Mark, statt sie, nach dem Wunsch seiner Generale, an die Wehrstärkung zu wenden, für aus Deutschland zu kaufendes Eisenbahnmaterial bestimmt hatte) werde Oesterreich-Ungarns Großmacht rasch überrennen. „Von Semlin ists ein Katzensprung. Königreich? Ein Schmarren!“ Zehnmal lasen wir, eine Division, ein Corps, mindestens fünfmal, das ganze Heer sei aufgerieben, in strolchende Banden zersetzt, völlig vernichtet. So wilde Schreiberei hat der uns verbündeten Monarchie schlecht gedient. Oesterreichs Truppen, an deren Tapferkeit und Ausdauer wir nicht zweifeln dürfen und die das Landeshaupt von Bosnien, der oft gerühmte Feldzeugmeister Potiorek, führte, sind von muthigen Männern aus echtem Kriegerstamm und guter Drillschule, sind von der Strategenkunst des Wojwoda Putnik und dem Feldherrninstinkt des Generals Michitsch geschlagen worden. Das wird nicht zum Trost gesagt. Als San Giuliano die Frage las, ob Italien die Folgen der Kriegserklärung an Serbien mittragen wolle, stand hier: „Noch Serbiens Drittes Aufgebot, Leute über Fünfundvierzig, scheuchte die Bulgaren wie ein Hasenvolk. Der serbische Schütze hat sich auf der Walstatt wie im Waidwerk bewährt. Mobilmachung, Generalstab, Mannszucht, Sanitätwesen, Feuerdisziplin: Alles hohen Lobes würdig. Und der in karge Schlichtheit gewöhnte Agrarstaat hat den langen Kriegszustand besser, mit geringerer Kerneinbuße, überdauert als ein feiner verästeltes Gebild.“ Die Botschaft von Serbiens großem Sieg an der Kolubara, die wichtigste Post aus vier Dezemberwochen, die auf keiner Front etwas einer Entschei-

dung Aehnliches sahen, brachte den Oesterreichern und Ungarn Schmerz, doch nicht Schmach; den Verlust vieler, vieler tüchtigen Männer, neuer Geschütze, Gewehre und kostbaren Kriegsgeräthes, aber keines Plättchens vom Schild ihrer Waffenehre. Der wäre häßlich zerschrammt und zerbeult, wenn Serbiens Heer ausgesehen hätte, wie Rüpelwuth es zuvor malte. Dem Rath, schnell nur, um Rumänen, Bulgaren, Hellenen nicht schwächlich zu scheinen, eine aus eigenen und deutschen Brigaden gebildete Armee nach Serbien zu schicken, das neue, kräftige Offensive kaum ertrüge, müßte Oesterreichs Selbstgefühl widerstreben. Auch Oesterreichs Klugheit: denn schwächlich schiene es erst, wenn es wider den kleinen Nachbar seinen stämmigen Genossen, die zweite Großmacht, herbeirufen müßte. Das ist nicht nöthig. Die Könige Peter und Nikola mögen sagen, von allen in den Krieg gedrängten Europäerreichen seien nur ihre und die Inseln des King George von Feindestruppen ganz frei: ihre Zukunft und ihr Verhältniß zu Oesterreich-Ungarn wird durch die Ziffer des Würfels bestimmt, der, diesseits oder jenseits von den Karpathen, auf ungarische oder polnische Erde fällt. Lernten Wien und Budapest endlich die Kunst politischer Kriegsführung? Allzu lange kam aus ihren Amtspalästen nur Sperrweisung; Italien dürfe nicht nach Valona, Griechenland nicht nach Korytza, Serbien nicht nach San Giovanni di Medua, Montenegro nicht nach Skutari, Rumänien zwar nach Bessarabien (das der wiener Nachtrag zum budapester Pakt von 1877 doch dem Zaren zusprach), aber nicht in Bosporuseintracht mit Rußland. Aus Verneinung und Verbot flammte niemals begeisternde Freude. Griechenland ist am Ziel des Epirotenwunsches. Italien hat Valona besetzt (und in allen Provinzhauptstädten lauter als je das Andenken des Irredentisten Oberdank gefeiert, der 1882, von österreichischen Richtern eines Anschlages auf das Leben Franz Josephs schuldig gesprochen und im Dezember enthauptet wurde). In Rumänien wirkt der Tag von Konstanza fort. Ein Piemont auf der Ostflanke der Adria würde dem Haus Habsburg-Lothringen gefährlich. Dessen Herr aber wird dem Titel des „Großwojwoda der Wojwodschaft Serbien“ für die Dauer nicht lebendigeren Inhalt zurückgewinnen als dem des Monarchen über Illyrien, Jerusalem, Toskana, Modena, Parma, Lothringen. Auch dem erstarkten Oesterreich müßte Staatsmannsweisheit edle und klare Verständigung mit Serbien empfehlen. Das ist einmal schon,

aus dem Amselfeldgrab, auferstanden. Fände gegen Nord und West stets wieder Streitgenossen. Und schöpft für ein Jahrhundert aus dem Kolubaraquell zum schwersten Kampf stolzen Muth.

Feind und Freund.

Drei Könige führte Gottes Hand
Durch einen Stern aus Morgenland
Zum Christkind durch Jerusalem
In einen Stall bei Bethlehem.
Da knien sie nun und weihn dem Kind
Gold, Weihrauch, Myrrh zum Angebind.

Gold zu häufen, ist uns verboten. Des Weihrauches ward Deutschen allzu viel. Myrrhe schmeckt bitter, hat aber Säuberkraft und deutet, nach altem Kirchensang, auf Menschengebrechen. „O Gott, halt uns bei dieser Lehr, dem Irrthum und dem Abfall wehr!“

Der Argotforscher Sainéan hat die Herkunft des Schimpfwortes „boche“ aufgehellt. Abkürzung von caboche; Sinn: Klotzkopf. Und weil der Deutsche dumm, täppisch, schwerfällig, unbelehrbar ist, zeichnen die Wörter boche und alboche getreulich seines Wesens Sonderheit. Weil er, wie jeder Tag lehrt, in der Buchdruckerkunst nichts leistet, nannte ihn schon vor vierzig Jahren das Rothwelsch der Setzer tête de boche. Nun wissen wirs also. Die widrigste Scheusäligkeit entschleiern aber die boches erst jetzt. Den Belgiern pressen sie vierhundertachtzig Millionen Francs ab, die von den neun Provinzen in zwölf Monatsraten aufzubringen sind. Die Antwerpener müssen außerdem täglich achtzigtausend Cigarren, siebenzehnhundert Packete Rauchtabak, eine Viertelmillion Cigaretten liefern; die Optiker und die Zahnärzte der Scheldestadt haben Offizieren und Mannschaft mit Geräth und Technik zu dienen. Hat jeder boche noch einen Waffenrock? Nein; mancher, berichtet ein „Augenzeuge“ nach London, trabt im hellen Bürgerkleid, ohne Helm, mürrisch in den Schützengraben. Kein Wunder, daß die frierenden, hungernden, mißhandelten Leute wie Raben stehlen. Den Gemeinen wärs am Ende noch verzeihlich. Doch das Aergerniß kommt, wie in Wallensteins Lager, von oben. Daß der Kronprinz ganze Schlösser ausgeräubert, lange Frachtzüge mit glitzernder Beute nach Berlin geschickt hat, hörten wir längst. Auch aus Ost kam, vor den Drei Königen, nun ein Himmelslicht. Die Frau des Feldmarschalls von Hindenburg, die, als Barmherzige Schwester, ihres Mannes Armee begleitet, hat zur Plünderung

des dem Grafen Swiatopolk Czetwertynski gehörigen Schlosses kräftiglich mitgewirkt und danach, um des Verbrechens Spur zu tilgen, den Befehl zur Brandstiftung gegeben. Das ist lautere Wahrheit: denn der dem Gräuel entkommene Gutsverwalter hats einem in Petrograd öffentlich Meinenden erzählt. „Les boches!“

Balsamische Myrrhentinktur. In der Gazette de Lausanne räth „ein österreichischer Diplomat, der einst berühmt war“, seinen Landsleuten, sich flink vom Deutschen Reich zu lösen. „Nur die Schwächung dieses Reiches dürfen wir wünschen. Die Russen könnten Konstantinopel und anderes Türkenland, die Serben einen Theil Albaniens nehmen und den Italern, unseren ewigen Feinden, die Herrschaft über die Adria verriegeln. Ist Preußen besiegt und Deutschland morsch, dann erst können wir, Europen und der Menschheit zum Segen, ein neues Deutsches Reich gründen, ein friedliches, nicht eroberungsüchtiges, Galizien, die Bukowina, Siebenbürgen behalten und in Mitteleuropa wieder die Vormachthöhe erklettern. Selbst wenn das preußische Deutschland siegte: wir blieben besiegt; doch an Deutschlands Niederlage ist nicht mehr zu zweifeln.“ Schon deshalb nicht, weil es bald kein Brot haben wird: sagt, im Économiste Européen, Herr Théry. „Jeden Tag einen Sieg zu erlügen, ist leicht. Schwerer, achtundsechzig Millionen Menschen Brotkorn zu schaffen. Der Versuch, Frankreich geschwind zu zerschmettern, ist mißlungen und die Ernte des Jahres 1914 war schlecht. Ueberwachen wir sorgsam alle Grenzen, dann wird den Deutschen unmöglich, das Getreide einzuführen, das sie im Frühling brauchen.“ Der Strafbarkeit als unwahr erweislicher Siegesbotschaft eingedenk zu bleiben, mahnt ein deutsches Generalkommando; und wird in Petrograd gelobt. Von dort rufen die Gewaltigen über den Erdball hin: „Während die Berichte des russischen Generalissimus, wie in allen neutralen Ländern anerkannt wird, das Geschehen, auch unbeträchtliches, nüchtern darstellen, bieten die deutschen ganz andere Bilder. Neulich erzählten sie stolz, das Russenheer sei auf allen Punkten der Front völlig geschlagen, von dem deutschen ein glänzender Sieg erkämpft worden. Dieser Siegesbericht gab weder irgendeinen Ortsnamen noch eine strategische Einzelheit; sprach weder von Verlusten und Beute noch, wie sonst der Sieger pflegt, von Gefangenen, sondern beschränkte sich auf die schwer nachprüfbare Angabe, das deutsche Heer habe triumphal gesiegt. Der Zweck solchen

Geräusches ist so leicht erkennbar, daß wir die Oeffentliche Meinung Europas, in deren Dienst gewissenhafte und zuverlässige Beobachter stehen, nicht davor zu warnen brauchen. Diese Meinung nach ihrem Willen zu kneten, gelingt den Deutschen nicht. In ihrer Heimath und in der Türkei mögen sie als Sieger gelten; die neutralen Länder wissen längst, was von so undurchsichtigen Berichten zu halten ist.“ Daß Kindsköpfe einen Strategenerfolg, der den Winterfeldzug erleichtern kann, in einen Riesensieg bauschen, ist nicht der Heeresleitung ins Schuldbuch zu schreiben. Von Ost wieder nach West. In Schottland spricht Lord Rosebery über die Beschießung des englischen Seebades Scarborough. „Ein Schriftsteller unseres Landes fand die Königin Marie Antoinette so schön, daß er glaubte, alle Degen Frankreichs müßten, sie zu schützen, aus der Scheide fliegen. Wenn die unserer geliebten, herrlichen Küste von dem deutschen Geschwader angethane Schmach nicht jedes Schottenschwert aus der Scheide lockert, habe ich meine Landsleute nie gekannt.“ Als Marie Antoinette des Schutzes bedurfte, blieb mancher Degen ungezückt. Marinesekretär Winston Churchill schreibt an den Bürgermeister von Scarborough: „Die unersetzlichen schnellen Kreuzer der deutschen Flotte wurden an das flüchtige Vergnügen gewagt, recht viele Briten, einerlei, welchen Geschlechtes und Alters, zu töten. Die Hast des Rückzuges lehrt uns die Furcht des Angreifers ermessen. Welche Waffenthat den deutschen Seekriegern fortan auch gelänge: so lange sie über die Meere hin führen, trügen sie das Brandmal der Kindertöter von Scarborough.“ Klotzköpfe, Lügner, Räuber, Mörder. Ihre Genossen? Arme Schächer. Im „Temps“ wird erzählt, Franz Josephs Botschafter in Rom habe die Niederlage an der Kolubara in einer Note erklärt, die sagt: „Das austro-ungarische Heer war Tage lang ohne Nahrung und Munition und die Mannschaft so entkräftet, daß Zehntausend an Hungersnoth starben. Dieser Umstand ermöglichte den Serben die Vernichtung unserer Armee.“ Könnte ein Botschafter solche Hungernote im Amt überleben? Im „Matin“ werden deutsche Briefmarken abgebildet, denen, über der Randinschrift „Deutsches Reich“, in schwarzer Farbe der Vermerk aufgestempelt ist: „Schweiz. 25 Centimes.“ Sie sollen erweisen, daß für den Ueberfall der Schweiz alles Nöthige eben so gründlich wie für Belgiens vorbereitet war. „Der Beweis dieses tückischen Planes, den die Länderdiebe und Völkerhenker, die Schänder Europas,

hegten, ist sichtbar und greifbar. Wenn unsere schweizer Freunde die verrätherischen Bildchen betrachten, werden sie vor dem Urtheil über ihre östlichen und nördlichen Nachbarn nicht schwanken." Die sieht selbst in ihrer Heimath jedes fromme Herz mit Schaudern. „Süddeutschland haßt die Preußen. Die kamen erst jüngst wieder, am zehnten Dezember, in einer antwerpener Kaserne mit den Bayern in ein böses Handgemeng. Dieser Hader der Stämme zermürbt die Seelenkräfte des deutschen Heeres." (General Bonnal.) Das denkt auch nur noch an den Rückzug aus Frankreich an den Rhein. „Seine besten Truppen hat Deutschland verloren. Aber ihm bleiben noch Männer; und im Schutz eines Grabens kann ein Soldat sich so gut wie der andere vertheidigen. Halb blind oder buckelig: wenn er nur eine Schulter hat, an die er das Gewehr lehnt." Ein Elsässer hats einem pariser Reporter anvertraut. Der macht sich auf die Socken. In Karlsruhe sind die Häuser bewimpelt und auf offenem Markt zwölf Kanonen ausgestellt. Französische? „Nicht bei Paris hat unser Vierzehntes Corps sie erbeutet." Schwindel. Veraltetes Geschütz; vielleicht gar nicht aus Frankreich. Oder von 1870? Stimmt: bei Marau ertastet das Auge des Parisers auf ganz ähnlichem Schießgerümpel die Stellen, wo das N und der Kaiseraar abgesprengt wurden. Fauler Zauber. Auch bei Marau werden schon Schützengraben eingerichtet; eine ganze Höhlenstadt soll die Flüchtlinge herbergen. „Raben kreisen durch die Luft, als ahnten sie, daß ihnen hier eine Weide entsteht." Schlimm: ein Kutscher schweigt, als er gefragt worden ist, ob er an den Sieg der Deutschen glaube. Fand er die Frage, wie sein Franzos das in Karlsruhe ausgestellte Geschütz, veraltet? Wieder General Bonnal: „In Elsaß-Lothringen hat die Germanisation sich seit dem Kriegsbeginn in die tollste Roheit gesteigert. Ein Elsässer, der verdächtigt wird, die Hand eines französischen Soldaten gedrückt zu haben, kommt ins Gefängniß oder ins Zuchthaus. Diese Schreckensherrschaft, die Elsaß-Lothringen heldenmuthig erträgt, weil es wieder französisch zu werden hofft, muß unseren Willen stählen, den Feind so niederzuwerfen, daß er Bedingungen annimmt, die für Jahrhunderte Europas friedliche Ruhe verbürgen."

„Nimm die Myrthen bittrer Reue! Ach, mich schmerzet meine Sünde..." Herr Pichon, Delcassés Folger und Vorgänger, scheint noch nicht bis ins Innerste von der Siegesgewißheit des Generals durchdrungen. Jeder Tag, sagt er, „lehrt mich den Nutzen eines

Abkommens klarer erkennen, das die Japaner uns auch für den Festlandskampf verpflichten würde. Das Schicksal, das Leben Frankreichs, die Zukunft, der Friede Europas steht auf dem Spiel. Wir müssen die Gefahr der Barbarenherrschaft abwehren. Um jeden Preis. Kein Hinderniß darf Den schrecken, der mit aller Seelenkraft unserer großen Sache dienen und ihren endgiltigen Triumph sichern will.“ Kein Geschwätz darf uns aus der Rechnung mit dem Eingriff japanischer Landmacht verleiten, der vielleicht näher ist, als wir wissen sollen. Warum dürfte Herr Pichon nicht als schwierig schildern, was schon erlangt ward? Tongking und Anam wäre kein übler Bissen; und die Glorie der Asiatenmacht, die nach Europa Kriegsentscheidung gebracht hätte, würde sogar Mandschuherzen erwärmen. Nur Fritz, le grand boche, und seine Nachfahren werden geschmäht, wenn sie in grimmem Kampf ums Dasein sich zu Trugmitteln erniedern. Sie treibens aber auch zu arg. „Auf die Bahnhofstafeln von Ostende haben die Deutschen das Wort ‚Kales‘ geschrieben, damit die ankommenden Soldaten sich in Calais glauben. Der Kaiser giebt, wie auf einer Vergnügungreise, im Voraus die Daten seiner Einzüge an. Fünfzehnter August: Nancy. Vierter September: Paris. Zehnter Oktober: Warschau. Das ist der Bluff eines Verzweifelnden. Studenten wurden mit der Hoffnung geködert, auf unseren Elysischen Feldern in Parade zu stehen: und mußten dann, unter Granatenfeuer, im Yserschlamm Gräben ausschaufeln. Das ist Friedrichs Schule. Der schon hat den Feldherren empfohlen, Komoedianten zu werden, Fehlschläge knapp zu erwähnen und überall auszubrüllen, ein Preuße sei so viel werth wie vier Feinde, brauche vier, wenn ihr Hintern nur seinen Absatz gespürt habe, nicht mehr zu fürchten. Wie aber endete dieser Friedrich? Er selbst fand sich reif für den Schinder. Als er bei Kunersdorf geschlagen ist, stellt er sich krank, giebt das Kommando ab und entnimmt dem Goldbüchschen, das auf der nackten Brust hängt, achtzehn Opiumpillen. So gehts Denen, die sich unbesiegbar wähnen. Und so möge es wieder werden!“ Herr Lenôtre spricht: und stutzt die Geschichte wie sein Ahn in Versailles die Bäume. Nach Kunersdorf hat Fritz noch ein Weilchen (siebenundzwanzig Jahre) gelebt. Und Preußen dankt ihm Schlesien, Westpreußen, Ostfriesland sammt dem Großmachtrang. Kein karger Ertrag. Und so möge es wieder werden! Amen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Januar 1915.

Wie gehts den Feinden?

„Vers le succès final!“

Seit vier Monaten ist ein schmaler, doch der wirthschaftlich wichtigste Theil der Französischen Republik, das unseren Bezirken am Niederrhein und an der Ruhr vergleichbare Industriegebiet Frankreichs, in der Gewalt des deutschen Heeres. Alle Versuche, den Eindringling aus dem Land zu werfen oder um eine beträchtliche Strecke zurückzudrängen, sind, auch an den Tagen, die seine Reihen gelichtet sahen, mißlungen. Gerechtigkeit fordert das Zugeständniß, daß diese Versuche nirgends bisher mit voller Kraft gewagt wurden (weil der Offensivgeist lahm geworden ist oder weil General Joffre, den die Landsleute den Menschensparmeister nennen, die hunderttausend Mann, die, nach seiner Schätzung, der Durchbruch kosten würde, noch nicht opfern wollte?); fordert ferner die Erwähnung der Thatsache, daß auch den deutschen Kriegern die Sprengung der Schutzmauer noch nicht gelang. Immerhin: ein der Republikanerwirthschaft unentbehrlicher Theil des Landes, der zu Werthzeugung kräftigste, ist vom Feind besetzt, von Monaten wilder Kämpfe verwüstet; aus einer reichlich zinsenden Arbeitstätte ein ertragloser Kriegsschauplatz geworden. Dennoch reden und schreiben die Franzosen, als sei der Sieg ihnen gewiß, dem Zweifel entrückt und ihr Wille habe selbstherrisch des Friedens Bedingungen zu heischen. „Wir werden ohne Erbarmen kämpfen, bis ein im weitesten Sinn siegreicher Friede die endgil-

tige Befreiung Europas verbürgt. Der unerwartete Aufschwung unseres Nationalgefühles hat die Deutschen aus trunkenen Siegesträumen gerissen. In Eintracht mit unseren Bundesgenossen werden wir, die den Frieden wollten, nun den Krieg bis ans Ende führen und die Waffen erst senken, wenn die Rechtsschändung gestraft, wenn der heldenmüthige Belgierstaat in seinem Wirthschaftleben und in seiner politischen Selbständigkeit ganz wiederhergestellt, der preußische Militarismus gebrochen ist, unserem Vaterland die ihm geraubten Provinzen für immer einverleibt sind und auf eherne Gerechtigkeit ein erneutes, endlich zu reinem Leben reifes Europa gegründet werden kann. Dieser Kriegsplan, dieser Friedensplan kommt nicht etwa aus überschwingender Hoffnung. Nein: wir haben die Gewißheit des Sieges." So sprach, im Sitzungsaal des Bourbonenschlosses, Herr Viviani, Ministerpräsident und Sozialdemokrat. Freilich sagte er auch: „Bis der Tag endgiltigen Sieges anbricht, ist noch harte, ist vielleicht noch lange Arbeit zu leisten. Stählen wir zu solcher Leistung unseren Willen und unseren Muth! Unser Volk, der Erbe der ungeheuersten Ruhmeslast, die je auf einer Nation lag, ist zu jedem Opfer bereit." Das darf ein Franzos, wenn er zuvor den Mund recht mit Phrasenfutter füllte, sagen. Sagts ein boche, so ists ein unverkennbares Angstzeichen. Drei Tage vor der Rede des Herrn Viviani hatte ich hier gemahnt: „Die Flamme deutscher Zuversicht darf in Frost und Sturm, in Schnee und Schlamm nicht verlöschen. Für den längsten Weg durch schwieriges Gelände, nicht für kurzen Siegerlauf nur, ihr den Brandstoff zu bereiten, ist unsere Pflicht. Die verbietet, zu heucheln, wir seien dem Ziel schon nah, und zu bergen, daß nie mit so grimmem, so inbrünstigem Eifer gegen uns alle Erdschollen aufgewühlt wurden wie an der Schwelle des Jahres. Deutschland muß wach bleiben; für die härteste Nothwendigkeit in Bereitschaft." Ungefähr so hats, nur in anderen Worten, dann im Neujahrsgruß des Kaisers und manches Armeeführers gestanden; auch im Evangelium des Renatus Viviani. Thut nichts. Meine Sätze wurden flink gefälscht und in Dutzenden französischer Meinungschänken verhökert. „Herr Harden, der leibhaftige Kriegsblitz, der vor ein paar Wochen uns und unsere Genossen ins Preußenjoch geschmiedet sah, ist traurig geworden und blickt düster in die Welt. Der Traum von deutscher Hegemonie

ist zerronnen. Ja, Herr Harden, nun werden auch Sie einmal das harte Gesetz des Siegers kennen lernen. Seien Sie, Alle da drüben, sicher, daß es in seiner ganzen Härte walten wird; damit Sie nicht mehr beißen können, werden wir Ihnen einen Maulkorb aufzwingen." (Le Figaro.) Im „Temps" und im „Petit Journal", dessen Leiter, Herr Pichon, am Quai d'Orsay, so lange er das Willenswerkzeug der Tardieu und Herbette, Clemenceau und Briand war, tauglicher schien als jetzt in der Rue Lafayette, im „Courrier de l'armée" und auf manchem anderen Blatt stand Aehnliches. Vor dem Krieg hörte ich oft Franzosen stöhnen: „Die deutsche Presse fälscht unsere Worte und gründet auf die gefälschten Texte verurtheilenden Richterspruch." Wie aber, Träger der ungeheuersten Ruhmeslast, handeln Eure würdigen Häupter? Einen Fälscherkniff mußte ich neulich entschleiern; heute folgt der zweite. Ich hatte geschrieben: „Die Pflicht verbietet, zu heucheln, wir seien dem Ziel schon nah." Sie übersetzen: „Nous sommes terriblement loin de notre but." Deutsch: „Wir sind unserem Ziel entsetzlich fern." Ich hatte geschrieben: „Deutschland muß wach bleiben; für die härteste Nothwendigkeit in Bereitschaft." Sie übersetzen: „Il faut que l'Allemagne soit prête au pire sort qui l'ait jamais frappée." Wörtlich: „Deutschland muß sich auf das schlimmste Schicksal vorbereiten, von dem es jemals heimgesucht ward." Gehts wirklich nicht ohne so schäbigen Trug? Ich habe nie gewünscht noch gar verlangt, daß Frankreich, England, Rußland ins Preußenjoch geschmiedet werde. Den Begriffsinhalt des Hegemonenrechtes, in dem Franzosen und Briten lange genug wohnten, anders gefaßt als Eure unklugen Artikler. Aber auch vor neuer Franzenherrschaft in Deutschland nicht zittern gelernt. Was ich vermag, ist und soll geschehen, um Deutschlands Krieger und Bürger vor lähmender Enttäuschung vom Glauben an nahen Sieg, von dem Wahn, das Schwerste sei überstanden und nur Kleinkram noch übrig, zu bewahren. Weissagung des Kriegsausganges ist unnützlich. Gescheiter als die Viviani, Pichon & Co. dünkt mich der französische Diplomat, der zu sagen pflegte: „Ich bin weder Optimist noch Pessimist, sondern will nur deutlich sehen, was ist." Dem Boden seiner Heimath scheint dieses Streben entwurzelt zu sein.

In solche Vermuthung zwingt uns jede Rede, jede Zeitung, die über den Wasgenwald zu uns gelangt. „Fast heimlich hat,

3*

mit gebeugtem Haupt und finsterem Blick, der Kaiser seine Hauptstadt verlassen. Er wählte stille Straßen, damit kein Auge auf seinem Antlitz die Spur des Kummers sehe. Er weiß, daß seine Armeen, trotz den Berichten des Generalstabes, nicht siegen. Er spricht nicht mehr von Weltherrschaft, sondern nur noch vom Kampf ums Dasein des Deutschen Reiches. Wie anders klingt jetzt die Glocke! Seit den Schlachten an der Marne ist die Furcht vor Deutschland aus der Welt geschwunden. Der deutsche Krieg wird mehr und mehr ein dynastischer. Um jeden Preis soll, so lange es irgendwie möglich ist, das Ansehen des Kaisers gewahrt werden. Die große Heeresaufgabe und der Generalstabsplan werden pfiffig erdachten Glanzstückchen und Ueberfallsversuchen geopfert, die der Sensationenlust Nahrung geben und gestatten, Berlin mit Fahnen zu schmücken. Dann ist das Volk wieder für eine Stunde betäubt. Wenn das deutsche Heer in wirren Haufen aus Polen flieht: was wird die Theaterphantasie des Kaisers dann ersinnen, um das Volk noch einmal zu blenden und das schwere Geständniß der Niederlage aufzuschieben? Das Publikum erwartet einen glücklichen Ausgang. Was wird es sagen, wenn es auf der Bühne die Leichen geschichtet sieht? Der Verfasser der Tragoedie wird in fürchterlicher Lage sein... Den Berlinern ist befohlen worden, in der Weihnacht sich vergnügt zu zeigen. Wie schwer muß ihnen diese erzwungene Lustigkeit werden! Trotz aller Leichtgläubigkeit ahnen viele doch die Katastrophe, die ihnen droht. Die weit geöffneten Nachtlokale, das Gesauf in den Schänken, das Gegröhl der Trunkenen und das Gebrüll der Lärmmacher müssen die Angst der Nüchternen noch steigern. Mögen die Berliner sich mit Aufschnittfleisch stopfen, mit Bier betäuben, die Propfen des eingeschmuggelten Champagnerweines springen lassen, aus falschen Meldungen Trunkenheit schlürfen und im Rauschtraum des Prahlers das eroberte Calais, das beschossene London, das brennende Paris erblicken: was für die Zeche zu zahlen ist, wird auf der Rechnung stehen, die wir ihnen vorlegen werden... Nach den letzten Berichten haben die Russen Hunderttausende, Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, gefangen. Das sind unbestreitbare Ergebnisse, die beweisen, welche Erfolge das Russenheer hatte. Daß der Generalstab, dessen Geländekenntniß höchste Bewunderung verdient, die günstigsten Stellungen aussucht, dürfen wir erwarten. Da er die feindlichen Kräfte

allmählich vernichtet, bereitet er der gemeinsamen Sache den Sieg. In Belgien wird die Metzelei der Frauen und Kinder, die Brandstiftung in den Städten, die Zerstörung der öffentlichen Denkmale, die Ausplünderung der Privathäuser von der höchsten deutschen Heeresbehörde gebilligt. Niemals wird ein Strahl diese Henkerhirne erleuchten. Nur die Strafe werden sie verstehen. Englische Schiffe und Marineflieger haben einen kühnen Angriff auf Cuxhaven gewagt, den großen deutschen Kriegshafen, der die Elbmündung beherrscht und dessen Thor von der Insel Helgoland aus vertheidigt werden soll. Die deutsche Flotte ist in ihren Häfen also nicht mehr sicher; bis in ihre Schlupflöcher wird sie von den Engländern gefährdet. Vielleicht entschließt sie sich nun, frische Luft zu athmen und das Treffen zu wagen, dem sie bisher auszuweichen verstand. Im ganzen Deutschen Reich hat der Angriff auf Cuxhaven starke Unruhe gestiftet. Der durch die Beschießung, durch Kreuzer, Flieger, Unterseeboote bewirkte Schade wird sorgsam verheimlicht. Ueberall aber hört man bittere Urtheile über die Unwirksamkeit der in die deutschen Buchten gestreuten Minen, die den britischen Schiffen nicht im Geringsten zu schaden vermochten." (Le Figaro.)

Trotzdem Deutschland unruhig, ängstlich, der Verzweiflung nah ist, späht die des Sieges gewisse Republik nach neuen Helfern aus. Der Einmarsch italischer Bersaglieri in Valona wird, als das Begräbniß einer österreichischen Hoffnung und als das Vorzeichen größerer Italerthat, von Jubelchören begrüßt. „Durch den Kanal von Otranto hat Italien seine Flotte in den herrlichen, den Oesterreichern nun verlorenen Hafen geschickt und gebietet jetzt über die Adriapforte, die Prinz Wilhelm von Wied bewachen sollte. Wir nehmen die Nachricht als ein Glück verheißendes Vorspiel all der Erfolge, die Deutschland von seinem neuen Botschafter in Rom erhofft." (Akademiker Denys Cochin.) Japan? „Eine japanische Armee könnte nur auf dem russischen Landweg oder auf dem britischen Wasserweg nach Europa kommen. Wird Rußland, um die Masse seiner Krieger zu mehren, die Sibirische Eisenbahn anbieten? Wird England nicht fürchten, in Indien die Ruhe seiner Herrschaft zu gefährden? Wir müssen unsere Bundesgenossen, deren Einfluß in Tokio breiter als unserer ist, von der Nothwendigkeit des Japanerbeistandes überzeugen." (Herr Judet im Eclair.) „Ich habe immer rasche und gründliche Verhandlung mit den Japanern ge-

fordert und freue mich, daß sie im Gang ist. Wir dürfen uns keiner Selbsttäuschung hingeben. Deutschland wird seinen letzten Mann und seine letzte Mark opfern, um dem ihm drohenden Verhängniß zu entgehen. Nur unter unwiderstehlichem Zwang wird es die Waffen strecken. Der ungeheure Menschenverlust hat es geschwächt, der Zusammenbruch seiner Strategenpläne hat ihm die Zuversicht, das stete Scheitern seiner Offensive das Kraftgefühl geraubt; noch aber ist es nicht ohnmächtig. Tag und Nacht wird, wie Oberst Repington richtig sagt, an der Herstellung von Waffen und Geschossen gearbeitet und von der Heeresverwaltung Alles für die Einstellung und Eindrillung neuer Rekruten vorbereitet. Der Frühlingsanfang soll die gewaltigste Anstrengung und den entscheidenden Sieg über unser Heer bringen. In der Vorstellung dieser Deutschen sind ihre Versuche immer ,entscheidend'; nur entscheiden sie niemals auch nur das Geringste. Die Eroberung von Warschau, Paris, Calais sollte entscheidende Erfolge einbringen: und all diese Wünsche blieben ertraglos. Ihre Drohungen können uns also nicht schrecken; doch wir dürfen sie nicht überhören. Niemand, hoffe ich, zweifelt noch, daß der Krieg lange dauern wird. Wer das Land und das Heer in den Glauben wiegt, der Friede sei schon ganz nah, hat den Gipfel der Thorheit erklettert. Geduld muß, heute wie gestern, unsere Haupttugend sein; wir dürfen nicht müde werden." (Weil ich so gesprochen hatte, war ich, drei Tage zuvor, als ein von Graus Geschüttelter den Franzosen vorgeflunkert worden.) „Wir müssen uns jede erlangbare Hilfe sichern. Die Siege, die wir erfochten haben und noch erfechten werden, können erst zu voller Wirkung gelangen und unser Land von den Preußen befreien, wenn sie von Truppen ausgenützt werden, die durch ihre Zahl unwiderstehlich sind. Deshalb muß unsere Diplomatie alle Kräfte aufbieten, um Japans Mitwirkung im Landkrieg zu gewinnen. Nur dadurch kann die Dauer dieses Krieges gekürzt und uns ein Aufwand erspart werden, der unseren Kraftquell für lange Zeit erschöpfen müßte." (Herr Pichon im Petit Journal.) Inzwischen aber darf man erörtern, welche Stücke des zum Tod verurtheilten Deutschen Reiches der Sieger seinem Gebiet eingliedern könne. Elsaß-Lothringen wird der Republik unlöslich verbunden (soudée); doch zuvor um das Steinkohlenbecken von Saarbrücken vergrößert. „Wir werden auch dann zwar noch einzelne Kohlensorten aus Eng-

land und Belgien beziehen müssen, aber im Export der saarbrücker Kohle einen Ausgleich finden. Die Annexion dieses Landes ist also wichtig.“ (La Nature). Und sie ist eben so gewiß wie, mit oder ohne Japan, Italien, Rumänien, der zerschmetternde Sieg.

„Dem Deutschen Reich, das über die Mittel äußerer Macht verfügt, fehlt die sittliche Kraft, der wir den Sieg an der Marne und die lange Reihe der Erfolge am Aisne, in der Picardie, in Artois und Flandern verdanken; deshalb muß es unterliegen. Offene Städte beschießen, eine alte Abtei zerstören, einen Gasometer in Brand stecken, wehrlose Menschen, die weder dem Heer noch der Flotte Englands angehören, töten oder verwunden: Das können die Deutschen. Das aber sind nicht Kriegerthaten; sie sind ohne militärischen Zweck und bringen den Angreifer nicht in eine Gefahr, die der des Angegriffenen gleicht. Wer auf Frauen und Kinder schießt und Greise in ihren Betten von Granaten zerreißen läßt, kann nicht entschuldigt werden. Und solche Thaten belohnt man mit dem Eisernen Kreuz! Wo ist in diesem Volk, in diesem Kaiser die sittliche Kraft? Nicht wahrhafter Kriegergeist herrscht in Deutschland, sondern ein gemeiner Militarismus, der ohne höheren Grundsatz und ohne Edelmuthsregung Gewalt anwendet. Deshalb müssen wir hoffen, daß die Verbündeten nach ihrem Sieg, der schon sichtbar wird, das Deutsche Reich zur Auflösung seines Heeres zwingen und ihm nur eine Gendarmerie lassen werden. Europa muß die widrige Korporalswirthschaft für immer austilgen und im Ei jeden Kaiseradler zerdrücken.“ (General Bonnal: „Vers le succès final; Le Matin.) Warte nur: balde! „Die Bürgermeister der Thäler von Thann, Saint-Amarin und Massevaux danken, im Namen der elsässischen Knaben und Mädchen, dem Präsidenten der Republik für die Spielsachen, die er ihnen zu Weihnachten geschickt hat. Sein edler Gedanke brachte ihnen die Freude, das Lächeln des unvergessenen Frankreich und sie empfanden, daß der höchste Beamte der Republik in seinem Lothringerherzen die Kinder des treuen Elsaß denen der ihrer gedenkenden französischen Heimath vereint... All die großen Probleme, denen die europäische Diplomatie seit Jahren auswich, müssen jetzt gelöst werden. Elsaß-Lothringen, Polen, Oesterreich, der Orient: all diese Fragen heischen endgiltige Antwort. Europa darf auf ihrer Erde die Türkei nicht länger dulden. Konstantinopel und die Meerengen werden

frei. Die Osmanenmauer, die Rußland und Asien so lange von der Welt des Westens schied, muß endlich fallen. Neue Straßen werden dann die Waaren bisher unkultivirter Länder und eingemauerter Völker ins Mittelmeer führen. In Mesopotamien wird England die Haupterbin der Masse, die das Deutsche Reich gierig für sich gesammelt hat. An der persischen Küste hat England seine Flagge gehißt, deren Stock Keiner je aus der Scholle riß. Von dort mag der Brite, dem alle nach Indien führenden Wege gebühren, nach Bagdad und weiter nordwärts bis zu den Punkten vorrücken, wo er am Tigris Rußland, am Euphrat Frankreich trifft. Zwei Millionen mißhandelter Armenier harren der Stunde, die sie unter Rußlands Szepter den anderthalb Millionen Brüdern im Kaukasus gesellt. Syrien und Palästina werden das Frankreich der Levante. Ein Wunder weist unserer Republik die Fortsetzung des Kreuzzugswerkes zu. Andächtig nimmt sie das Vermächtniß großer Tage auf sich. Am Kreuzweg der Civilisationen, Religionen und Völker wird sie die neue Zeit schaffen, in der alle Rassen vom Joch der Türken und zugleich von dem der Germanen befreit sind und in friedlicher Ruhe ihrer wiedergewonnenen Einheit, ihrer wiedererlangten Gesetze sich freuen dürfen. Auch Deiner Freiheit Tag, Elsaß, dämmert schon auf. Kein Krieger, der auf Deinem Boden kämpft, keins Deiner noch unter fremder Gewalt seufzenden Kinder zweifelt auch nur für eines Augenblickes Dauer heute daran. An der Schwelle des Jahres 1915 wird ihnen Besseres als Spielzeug beschert: Freiheit! Nachgerade merken die Deutschen sogar, daß die Russen nicht geschlagen sind. Die Schlachten an der Nida, Piliza, Bzura nehmen genau den Verlauf, den unsere Freunde gewünscht und vorbereitet haben. Und die Russen haben nicht nur tapfere Mannschaft, sondern auch Führer ersten Ranges, mindestens eben so gute wie die Deutschen. Das sagt nicht wenig: denn Feldmarschall von Hindenburg ist, nach allgemeinem Urtheil, ein hervorragender Feldherr. Doch Großfürst Nikolai hat die hohe Kriegerkultur eines großen Strategen und die Geisteskraft, die der Führer moderner Heere braucht. Sein Wink lenkt die Russkij, Jwanow, Dimitriew und ein Siebengestirn im Krieg bewährter Männer. Solche Führer sind jeden Vertrauens würdig. Der Sieg naht. Im Osten wie im Westen Europas ist die deutsche Offensive gebrochen. Wer noch von deutschen

Erfolgen redet, lügt nicht nur, sondern wird lächerlich. Polen hat das selbe traurige Schicksal wie Belgien: es ist zum Kriegsschauplatz ausersehen. Dort bereitet sich die Vernichtung des deutschen Heeres vor. Kann in unserem Vaterland Einer noch den Ausgang des Kampfes bezweifeln? Frankreich hat nur eine Seele, einen Traum, einen Glauben. Frankreich wird siegen. Deutschland wird gezwungen werden, mindestens fünfzig Jahre lang einen Tribut zu zahlen, dessen Höhe später bestimmt werden mag, der aber seiner Finanzkraft entsprechen und jede Rückkehr in den Militarismus nach preußischem Muster verhindern muß. Nur dann dürfen unsere Enkel sich des langen Friedens freuen, den Alle ersehnen." (Le Matin.) Gedruckt im Dezember des Jahres 1914.

Ernster klingende Stimmen. „In seiner Schrift ‚die Brotfrage in Deutschland' zeigt Herr Théry, daß Deutschland von den sieben nächsten Ländern, weil sie sämmtlich schwache Ernten hatten, ausreichende Brotfruchtzufuhr nicht erwarten kann. Ueberfluß hat nur Rumänien, auf dessen ehrliche und wachsame Neutralität wir rechnen dürfen. Herr Théry sagt nicht, Deutschland müsse im Frühjahr verhungern, sieht aber voraus, daß es, besonders in den großen Städten, bald zu sparsamer Brotvertheilung genöthigt sein wird. Dann wird das deutsche Volk auf dem Gebiet der Ernährung das furchtbare Leid des Belagerungzustandes kennen lernen; und wir dürfen hoffen, daß ihm endlich die Augen aufgehen und die Gefahr zeigen werden, durch die Fortsetzung des Krieges eine Hungersnoth heraufzubeschwören." (Senator Méline.) Danach siehts, in Großstädten und Dörfern, bei uns noch gar nicht aus. Wenn die Herren Théry und Méline nach Deutschland kämen, könnten sie Grundbesitzer klagen hören, daß ihr Brotkorn nicht abzusetzen ist. Hungersnoth wäre zu fürchten, wenn die Schutzzollgegner ihren Willen durchgedrückt, die Agrarierfeinde die Umwandlung des deutschen Getreideackers in Weideland erreicht hätten. Die Nothwendigkeit landwirthschaftlichen Großbetriebes und geschützten Körnerbaues konnte nicht bündiger erwiesen werden als durch diesen Krieg; und wenn Graf Hans Kanitz noch lebte, sähe er wohl seinem wie Helena viel bewunderten, viel gescholtenen Antrag Aehnliches morgen, zugleich mit einem Reichsmonopol für die wichtigsten Rohstoffe der Industrie, Wirklichkeit werden. Noch aber, liebe Nachbarn, wird in Deutschland zu viel gegessen.

Wir werden nicht schlottern lernen, auch wenn die Regirenden sich in den Entschluß steifen (der zu spät, nie zu früh kommen kann), schon jetzt dem Magen die Tagesration zuzumessen. Doch wozu braucht Ihr des Hungers Hilfe, da Euren Waffen der Sieg gewiß ist? „Wir dürfen keine Hilfe verschmähen. Ein beträchtlicher Theil unseres Landes ist von einem Feind besetzt, der sich verpflichtet glaubt, Alles zu zerstören, zu verwüsten, nicht die winzigste Möglichkeit der Werthzeugung bestehen zu lassen. Wir müssen Alles versuchen und nach jedem Fädchen greifen, das Rettung verheißt. Japans Eingriff in den Landkrieg wäre von ungemeiner Bedeutung und wir würden wie Narren handeln, wenn wir bis in die letzte Stunde die Vorbereitung eines Unternehmens verzauderten, das unserer Geduld eine neue, unnöthige Probe aufbürden müßte. Wir halten den Feind an der Gurgel. Im Vorgefühl des Verhängnisses wehrt er sich gegen unsere Faust. Wir dürfen ihm nicht die allerkleinste Hoffnung auf Erlösung lassen." (Senator Clemenceau, der in dem selben Artikel seiner Zeitung L'Homme Enchaîné, mich, auf dem Sumpfboden gefälschter Sätze, als einen von Wonne in Graus Gestürzten zeigt und behauptet, der aus Berlin ins Hauptquartier zurückkehrende Kaiser habe nur noch „von einem unklaren Gestammel zu seinem Privatgott das Heil erhofft.") „Der sorgsam vorbereitete deutsche Kriegsplan ist gescheitert. Kriegspläne, sagt Napoleon, sind unendlich wandelbar, je nach den Umständen, dem Geist des Feldherrn, dem Wesen der Truppen und der Art des Kampfgeländes. Ohne Furcht vor Selbsttäuschung darf man behaupten, daß in dem von ihnen entfesselten Krieg die Deutschen die Umstände und das Wesen der Truppen verkannt haben. Ihr Versuch ist mißlungen und ihre Niederlage gewiß, nicht, weil ihr Plan falsch war, sondern, weil sie auf ihrem Wege gut geführte, starke, entschlossene, im Glauben ans Vaterland unerschütterliche Gegner fanden." (General de Lacroix.) Dann, scheint mir, müßte der Enderfolg ohne Italien und Rumänien, ohne Japan und die Lenzhungersnoth einzuheimsen sein. Ist auch. Horcht! „Alle Wahnvorstellungen Deutschlands sind, eine nach der anderen, zerflattert, zerfallen. Wie unser Heer den Marsch nach Calais, so hat Regirung und Kammer die Hoffnung auf unsern Parteienhader vereitelt. Deshalb werden wir jetzt mit Schmähung überschüttet und deutsche Anmaßung bedroht

uns mit ‚furchtbarer Vergeltung?‘ All diese Zeichen deutschen Aergers, mag er Freundlichkeit heucheln oder Einschüchterung versuchen, bringen uns nicht aus der Ruhe. Unbeirrbar und unversöhnbar schreiten wir auf dem erwählten Weg weiter; bis ans Ende. Daß er der richtige ist, lehrt uns das Wuthgeschrei der Feinde. Das Deutsche Reich, das sich zu dem Grundsatz bekennt, Noth achte kein Gebot, erwürgt, wenn es davon Vortheil hofft, das Recht und die Wahrheit.“ (Le Temps.) „Wir kämpfen, damit Frankreichs Einheit und Unabhängigkeit nie wieder angetastet werden könne. Damit die Provinzen, die vor vierundvierzig Jahren, wider ihren Willen, annektirt wurden, ihrer Wahlheimath zurückkehren. Damit allen Völkern endlich das Selbstbestimmungrecht zuerkannt werde. Damit Gerechtigkeit herrsche und unsere Enkel nicht mehr vor dem Angriff der Barbaren zu bangen brauchen. Damit dieser Krieg, der grausamste, auch der letzte sei. Dafür kämpfen wir. Und sind, eines Sinnes, fester als irgendwer zum Sieg entschlossen.“ (Manifeste du parti socialiste.) Alle: von Méline bis zum Marxisten Guesde.

Die Auslese ist mühsam. Man muß durch Morast waten und Stank einathmen. Will Frankreich auf den Ruf alter Kultur und sicheren Geschmackes verzichten? Hat das Volk, das Bonapartes Zerstörergenie vergottet, die mitleidlose Führung seiner nur aus Erobererttrieb entstandenen Kriege wie Heiligenwerk bewundert, erst gestern gelernt, daß jeder Heereseinbruch den Urstand ungesittigter Natur zurückbringt, Gräuel aller Art ins Land schwemmt, schon der Hellenenblick dem Donnerwagen des in Gold geschienten Ares unholdes Geschwister, Graus und Schrecken, voranstampfen sah? Glauben Frankreichs feine Köpfe ernstlich, unsere Prinzen seien Diebe, Prahlhänse, Feiglinge, unsere Generale Schinder, unsere Krieger trunkene Räuber, Brandstifter, Frauenschlächter, Säuglingmörder, das deutsche Volk schlimmer als einst die Hunnenhorde? Schämen sie sich nicht der Akademiker und Gelehrten, deren Wuthgepfauch so bösen Unsinn der Welt einbrüllen will? Und bedenken sie gar nicht, daß der Krieg einmal enden und ihre Republik dann mit unserem Reich weiterleben muß? Dessen Menschheit ist weder zu vernichten noch in die Demuth eines wedelnden Hündchens niederzuheulen. Frankreich war zwei Jahrzehnte lang einsam; und fand dann Freunde, unter deren Schirm es sich in neuen Kriegwagen durfte. Würden siebenzig Millionen

Deutsche, die Hüter von Kohle und Eisen, Finder und Rechner, Schöpferhirne und Arbeiter, lange wie Verpestete gemieden, auch wenn sie besiegt worden wären? Und sind, in des Herzens Tiefe, die Franzosen ihres Sieges völlig gewiß? Ich ließ sie von sich, für sich sprechen: um jedem Deutschen die Möglichkeit selbständigen Urtheils zu schaffen. Keiner leugnet, daß ihre Mannschaft, unter kluger, in Glücksstunden vom Genie bedienter Führung, tapfer, standhaft und mit fast zierlicher Gewandtheit ficht. Keiner bestreitet der Nation, deren Ausdauer und Leistungfähigkeit an mancher Stelle unterschätzt worden ist, das Recht, stolz zu sprechen: „Wir sind nicht mehr die Besiegten von 1870." Was über solche Anerkennung hinauslangt, ist Wahn und verräth die Rückneigung in trügende, entkräftende Eitelkeit. Frankreichs Hütten, Zechen, Fabriken liegen still; sein Industriegebiet ist nun unter dem fünften Mond schon in der Gewalt des deutschen Heeres. Das steht in Lille und in Lodz; vor Verdun und vor Warschau. Fehlschläge, Hemmniß, schmerzenden Verlust hat es erlebt; nirgends traf es von der Waffe der Russen, Franzosen, Briten, Belgier, Afrikaner, Asiaten, Kanader ein Streich, von dessen Wucht es sich nicht rasch erholen konnte. Das ist putzlos nackte Wahrheit. Verbürgt sie einem der einander bedräuenden Heere den Sieg? Nicht unserem; noch weniger dem der Verbündeten. Das darf sich rühmen, die Ueberwinder von Lüttich, Namur, Antwerpen, Maubeuge, Longwy aufgehalten, fünf Monate lang ihnen entscheidenden Vorstoß gewehrt zu haben. Der Durchbruch, gar die Befreiung des Gallierlandes ist bis heute auch ihm nicht gelungen. War das Gefädel unseres Kriegsplanes, meinetwegen, nicht überall fest genug: das des feindlichen hat ein breites Loch. Denn die Ueberfluthung unserer Erde, der Masseneindrang des Russenheeres ward nicht Ereigniß. General Joffre hat gethan, was er vermochte; hat den Russen zulängliche Frist zum Marsch nach Breslau gelassen, der unseren Generalstab zwingen konnte, das Westheer zu schmälern. Kann Joffre, im Bund mit French, die Deutschen aus ihren Stellungen drängen, aus Frankreich und Flandern treiben? Ehe es geschehen ist, sollten Verständige nicht die Hand nach dem Siegerkranz strecken. Nicht dem Erdball die Mär von Deutschlands naher Bestrafung, Entmachtung, Zerstückung erzählen. Nicht den Willen zum Frieden an eine Bedingungliste löten, unter die nur ein halb erdrosseltes Deutschland

sich ducken könnte. Im Innersten fühlt Frankreich, Volk und Heer, seine Hoffnung auf die Russen enttäuscht. Deren Dampfwalze sollte durch Schlesien rollen und von fern schon, mit ihrem Qualm, Berlin in Todesangst schrecken. Kam sie und mußte zur Abwehr der Preußenschutz wesentlich verstärkt werden, dann wurde die Westfront, für eine Weile, dünn und der Durchbruch möglich. Doch Feldmarschall von Hindenburg und Generallieutenant Ludendorff wollten die Wirkung der Dampfwalze zunächst einmal in Polen beobachten. Sie ward als Weihnachtgeschenk, wird jetzt als Osterspende angekündet. Da wir im Oktober nicht bebten: warum müßten wirs heute? Ohne Dünkel dürfen wir sagen, daß der Deutsche nicht schwächer und nicht feiger ist noch aus seichterem Born schöpft als der Franzose. Der ahnt nicht, daß bei uns aus voller Börse eingekauft, allzu munter gezecht, geschmaust, gefeiert wird und nur deshalb die Menge, die in Waarenhäuser und Bierpaläste, Theater und Konzertsäle, Cirkus und Kino strömt, immer wieder gemahnt werden muß, für die vielleicht härtere Nothwendigkeit künftiger Tage in Bereitschaft zu sein. Ob ihr Nervenstrang vom Drück des Ungemaches, das der Franzose trägt, wund wird, kann erst offenbar werden, wenn der Feind Essen und Gelsenkirchen, Bochum und Dortmund genommen und besetzt hat.

Die beiden Nikolai.

Das Deutsche Reich umfaßt 540 657 Quadratkilometer und hat fast achtundsechzig Millionen Einwohner; sein Volk lebt längst schon in dichtem Gedräng. Das Reich des Zaren umfaßt 22 470 000 Quadratkilometer und hat mindestens hundertsechzig Millionen Einwohner; auf jedem Quadratkilometer ungefähr sieben. In Deutschland sind die Unterschiede des Klimas, der Rasse, des Glaubens gering. Rußland hat eine Breitendifferenz von zweiundvierzig Grad, reicht vom Nördlichen Eismeer bis an die türkische, persische, afghanische, chinesische Grenze und ist von Slawen aller Stämme, von Germanen, Litauern, Iraniern, Semiten, Turaniern, Mongolen, Tungusen, Hyperboräern und Völkern der ugrisch-finischen Gruppe bewohnt; von evangelischen, griechisch-orthodoxen, römisch-katholischen und armenischen Christen, von Raskolniken, Mohammedanern, Israeliten, Buddhisten und Heiden. Als über Deutschland die Zeit des Landfriedens und der Reformation

herauszog und eine hohe Kultur allmählich verblühte, konnte Rußland, das kaum noch eine Geschichte, im kalten Erdreich den ersten Keim einer Kultureinheit hatte, unter Iwan dem Dritten sich endlich vom Joch der Goldenen Horde befreien. Während Deutschland den dreißigjährigen Kriegsschrecken erlebte, versuchte in Rußland Michael Romanow, dem Streit der Theilfürsten und Prätendenten, den Aufständen der Polen und Nowgoroder, der Anarchie ein Ende zu machen. Wie traurig es nach dem Westfälischen Frieden in Deutschland aussah, lernt jedes Schulkind. Was aber waren die Kriege Wallensteins, Tillys und Gustav Adolfs gegen die Gräuel der Tatarenherrschaft! Vom Jahr 1222 an, seit Dschengis-Khan in die Krim eingefallen war, bis ins Jahr 1480 hausten die Mongolen in Rußland; zerstampften die Saaten, schwächten das nationale Bewußtsein, die sittliche Kraft, das greifbare und das geistige Vermögen des Volkes, vergifteten Herren und Knechte, Bojaren und Kirche. Vergebens riefen Serapion von Wladimir und Kyrill von Kiew zur Einkehr, zur Pflicht, die das Land russischer Kinder zu fordern habe: ihr mahnendes Wort mußte schnell wieder verhallen. Was in zweihundertfünfzig Jahren grausamster Hordenherrschaft vernichtet ward, bringt kein frommer Wunsch wieder zurück. Das verwüstete, verpestete Land und das tiefste Wesen der Volkheit trug noch die Mongolenspur, als Peter in Despotenlaune allzu früh sein Beglückerexperiment wagte. Blicket auf Katharinens Rußland und auf das fritzische Preußen. Bedenket, daß der deutsche Norden schon von Kant sprach, als Rußland noch vor Pugatschews Bauernkriegsplan zitterte. Daß es in Deutschland nur noch wenige Analphabeten gab, als dreiundzwanzig Millionen Russen aus der Leibeigenschaft erlöst wurden. Und beantwortet selbst dann die Frage, ob das Gossudarstwo, dessen Fläche die Europas um mehr als das Doppelte übersteigt, ob das Riesenreich ohne religiöse und nationale Einheit, das Land dumpfsinniger Mushiks und bunt berindeter Menschenstämme nach denselben Grundsätzen regirt werden kann wie ein europäischer Staat.

Das Verlangen ist alt; jeder Bojar, der knirschend an die Tage Boris Godunows dachte, sang das Lob eines repräsentativen Reichsrathes. Als Alexej Michailowitsch den Ständen das neue Gesetzbuch vorlegte, als, hundertzwanzig Jahre später, Katharina fünfhundertsechzig Abgeordnete in die Gesetzgebende Kommission

nach Moskau berief, als der erste Alexander, Laharpes Schüler, als Nikolais sanfter Sohn den Kaiserstuhl bestieg: immer hoffte die Oberschicht, nun werde das Sehnen endlich erfüllt. Ihr Sehnen; nicht das des Volkes. Die Tataren, Baschkiren, Mordwinen und Letten wünschten sich niemals ein Parlament; wünschens noch heute nicht. In Minen und Schänken, bei Hirten und Pflügern, in der weiten, mit Blumen bestickten Steppe und in den eisigen Erdhöhlen, den Semlianken Sibiriens, an den Ufern der wilden Wolga, bei den Burlaki, die mit schwermüthigen Sängen sich die mühvolle Flößerarbeit verkürzen, wird man solches Wunsches Echo kaum irgendwo hören. Eine Volksabstimmung würde mit ungeheurer Mehrheit für die Autokratie entscheiden. Nur die europäisch Gefirnißten fordern murrend längst eine Verfassung. Und oft war der Hof eines Selbstherrschers bereit, sie zu gewähren. Warum nicht? Die Massen sind stumm, bleiben stumm; und aus dem Murren der Minderheit wird schnell ein Jauchzen, wenn der lange erbettelte Brocken hingeworfen ist. Für den Gossudar wäre es nur bequem. Nicht gegen ihn würde der Haß sich dann waffnen. Er wäre gedeckt, hätte für seinen Ruhm genug gethan und könnte in Genießerwonnen schwelgen. Daß auch parlamentarisch regirende Fürsten nicht machtlos sind, lehrt ein Blick auf Europa. Alexander der Zweite, der immer verliebte Lustsucher, dachte so. Ihm, der ganz in Aeußerlichkeiten aufging (und den das Volk deshalb noch öfter den Militärschneider als den Befreier nannte), hätte ein kummerloses Leben im Arm der schönen Dolgorucki und anderer Holden behagt. Als er gemordet wurde, lag sein Verfassungentwurf in der Staatsdruckerei. Der Sohn, dem er das Reich ließ, ähnelte dem Vater in keinem Zug. Alexander der Dritte war von eng begrenzter Intelligenz und in seinen besten Stunden selbst nie ein schöpferischer Geist. Aber redlich, gewissenhaft, von unbeirrbarem Willen und ernstem Fleiß; ein guter, gestrenger Hausvater und sparsamer Verwalter. Der Vater hatte, als der Finanzminister Knjätschewitsch ihn bat, einen Jahresetat des kaiserlichen Hauses festsetzen zu dürfen, wüthend gefragt: „Willst Du mich unter Vormundschaft stellen?“ Daß er vierzig, fünfzig Millionen Rubel im Jahr verbrauchen, sie einfach, ohne daß draußen Jemand davon erfuhr, dem Reichsschatz entnehmen konnte, paßte ihm. Die Ausgaben des Sohnes haben den Bunge, Wyschnegradskij und Witte nie-

mals Kopfschmerzen gemacht. Der dritte Alexander sagte sich: Nicht zu meinem Vergnügen bin ich auf diesen Platz gesetzt und habe nicht das Recht, mich der schwersten Pflicht zu entziehen; ich darf nicht nach dem Wunsch einer winzigen Minderheit das Schicksal von hundertvierzig Millionen bestimmen, darf nicht, weils mir bequemer wäre, mein Land einer Lebensgefahr ausliefern; das Reich braucht eine starke Rüstung, braucht nationale und religiöse Einheit und das Volk will einen kräftig zugreifenden Herrn: also keine Verfassung, sondern altes, gerechtes und reinliches Regiment. Dieser schwerfällige Mann mit dem langsam assoziirenden Hirn war das Musterbild eines zur Herrschaft über russische Menschen geeigneten Kaisers; war vielleicht der letzte Autokrat echten Geblütes. Das glaubte auch seine Frau. Die Dänin, die in unserer Presse Jahrzehnte lang als Mutter der Reaktion, als Gebärerin alles Unheils vorgeführt wurde, hatte im November 1894, am Totenbette des Mannes, mit dem Hausminister Woronzow-Daschkow einen Verfassungentwurf ausgearbeitet, der sofort in Kraft treten sollte. Nicht aus Liebe zum Parlamentarismus und Liberalismus, sondern, weil sie Keinem die Bewältigung der Aufgabe zutraute, für die ihr starker Sascha gerade stark genug gewesen war. Keinem. Am Wenigsten ihrem Söhnchen, dem guten, schüchternen, kränkelnden Nika, der wirklich nicht aussah, als könne er die Mütze des Monomachos mit Anstand tragen. Vielleicht hats ihm die Mutter offen gesagt. Jedenfalls erfuhr ers in Livadia. Die Pietät bäumte sich auf. Wider den Willen des Vaters handeln? Niemals. Woronzow wurde ungnädig weggeschickt. Und in einer der ersten Reden, die der neue Zar hielt, wandte er sich barsch gegen die „sinnlosen Schwärmereien“ der Leute, die für Rußland eine Konstitution nach europäischem Muster heischten.

Der feste, männische Ton gefiel. Ein zweiter Nikolai schien in dem Jüngling erstanden, der als Kaiser Nikolai der Zweite hieß. Im Haus aber haben die Damen ihm bis in die Zeit der Putsche darob hart zugesetzt. Die Mutter warnte: Die Last wird Dir zu schwer: wirf sie ab, ehe Du erlahmst! Und die Frau, das englisch erzogene zärtliche Hausmütterchen, bat: „Laß Dich nicht zerquälen; gönne Dich uns, den Kindern und mir, statt Dich stündlich neuer Gefahr auszusetzen; hier ists warm und draußen lauert der Haß. Warst Du in Darmstadt nicht glücklich? Wären wirs nicht immer,

wenn Du Dich entschlössest, wie Onkel Eduard in London zu leben, der erste Gentleman Deines Reiches zu sein? Wir könnten reisen, Sport treiben, Arm in Arm durch die Straßen spaziren und (wie himmlisch!) in ungestörter Gemeinschaft die Kinder erziehen." Die Mutter, die Frau; und mancher Verwandte gab immer wieder den selben Rath. Doch alles Warnen und Schmeicheln versagte. Nikolai, der sonst so unsicher zwischen verschiedenen Neigungen schwankt, blieb hier im Wollen fest und dem Vater gehorsam. Das eine Wort, das „erlösende", wollte sein Mund nicht sprechen. Ein gewissenloser Zar, der selig wäre, wenn die petersburger Salonbummler ihm Beifall brüllen, hätte sofort die Generalstaaten in den Kreml, die Palaststadt mit dem Tatarennamen, gerufen. Ein Parlament konnte ihn entlasten, von Arbeit und Haß befreien; das Land, aber in unabsehbares Unheil stürzen. Das Land, in dessen europäischen Provinzen selbst von hundert Rekruten im Jahr 1901 zweiundsechzig weder lesen noch schreiben konnten. Seht Ihr sie an die Wahlurne treten? Ahnt Ihr, was Stimmenkauf und gemeinste Demagogie da anrichten mußten? Aber man brauchte ja nur die Vertreter der Landschaften, die Semstwos, zu versammeln. „Der Semskij Sobor ist ein Vermächtniß des alten, des Heiligen Rußland: also mindestens unschädlich." So wurde getuschelt.

Im Mai 1762 schrieb Freiherr von der Goltz, der Preußische Gesandte, aus Petersburg an König Fritz, der Hof zittere vor einem nahen Ausbruch unzähmbar wilder Volksleidenschaft; „die Priester hetzen das Volk gegen den Kaiser und die Empörung ist so allgemein, daß die rathlosen Gubernatoren hier anfragen, ob sie zu Gewaltmitteln greifen dürfen, um die Gemüther zu beruhigen". Dem tollen Peter, der seit vier Monaten Kaiser hieß, war der Einfall gekommen, die russische Kirche schnell ein Bischen zu europäisiren. Während die Leiche seiner Tante Elisabeth auf dem Paradebett lag, hatte er mit der Woronzow geschäkert oder mit seinen Schranzen gezecht, die Totenwächter und die betenden Popen verhöhnt und neben der Bahre Schänkenwitze gelallt. Jetzt war er Herr; und Alles sollte nun anders werden. Keine Heiligenbilder mehr; weg mit dem Gewande, dem Bart und dem Eigenthum der Kirchenleute. Der Priesterschaft wurde das Besitzrecht aberkannt; sie sollte sich rasiren, den Rock des lutherischen Pfarrers anziehen und ihren Sold vom Kaiser empfangen, der sich im Schloß

eine protestantische Kapelle einrichten wollte. So dreiste Verachtung ehrwürdigen Brauches mußte die Russen zur Auflehnung reizen. Schon hatte die Geistlichkeit in rückhaltloser Rede den Zaren an seine Pflicht gemahnt, der Metropolit von Rostow ihm Prophetenzorn ins Antlitz gespien. War ihre Macht über die Massen groß genug, um den bösen Narren vom Thron zu stoßen? Lauernd horcht Katharina hinaus. Trotzdem sie mit unermüdlichem Eifer sich in alle Formen des ihr fremden Glaubens und Aberglaubens geschickt hat, ist sie beim Klerus noch immer nicht beliebt. Wird eine Hand sich für sie waffnen? Ist diese träge Betbruderschaft wirklich noch stark genug, um die Krone vom Kopf eines Monomachos zu reißen? In Orlows Arm jauchzt sie auf, da sie hört, daß Peter nun auch das Heer anzutasten wagt. Den Holsteiner Georg zum Feldmarschall ernennt. Die Leibcompagnie auflöst. Das preußische Dienstreglement und Uniformen von preußischem Schnitt einführt, das Band des Ordens vom Schwarzen Adler und den Ring mit dem Bild Fritzens nie ablegt und laut sagt, der Wille Friedrichs von Preußen sei ihm heilig wie Gottes Wille. Fünf Jahre lang hatte der russische Soldat in blinder Ergebenheit gegen Preußen gekämpft; nun sollte Friede nicht nur, sollte innige Freundschaft plötzlich der argen Kriegszeit folgen. Drei Tage währte, auf Allerhöchsten Befehl, das Friedensfest. Die Kanonen schossen dem Helden Fridericus Salut, ihm zu Ehre wurde Feuerwerk abgebrannt und knirschend mußten die Petersburger ihre Fenster mit Talglämpchen illuminiren. Jetzt oder nie. Ihrer Garde war Katharina sicher; rasch also, ehe die Wuth der Klerisei wieder verraucht. Der Streich gelang. In der zehnten Julinacht kündete die in der Kasan-Kathedrale versammelte Geistlichkeit dem rechtgläubigen Volk, soeben habe, Rußland zum Heil, Katharina Alexejewna den Thron der Zaren bestiegen; und sieben Tage danach wurde Peter von den Orlows ermordet. Doch der Personenwechsel genügte nicht; nur der sichtbare Wille zu ernster Reformarbeit konnte dem Reich die Ruhe zurückbringen. Das Genie der Kaiserin fand in hitzigster Brunstzeit noch Muße, die Russenwelt zu kehren, zu lüften, dem Anspruch neuer Bedürfnisse anzupassen. Man muß die von Bilbassow veröffentlichte Sammlung ihrer Ukase durchblättern, um zu erkennen, wie stark das Hirn und die Arbeitkraft dieser Nymphomanin war. Kaum saß sie fest

auf dem Thron: da befahl sie dem Senat die genauste Inspektion sämmtlicher Behörden; wer nicht redlich und würdig des Amtes walte, sei ohne Erbarmen aus dem Dienst zu jagen. Bald darauf fiel ihr ein, der Senat könne sich leicht zu feiger Vertuschung und schädlicher Gunstwirthschaft verleiten lassen; neuer Ukas: jeder Senator hat, ohne sich vorher mit seinen Kollegen zu besprechen, über jeden zu seinem Kontrolbezirk gehörigen Beamten ein Urtheil abzugeben, das in einem versiegelten Brief ohne Umweg an die Kaiserin geht. Und schon damals arbeitete sie an der Geschäftsordnung für die Gesetzgebende Kommission, die sie, um sich das Herz ihres Reiches zu erobern, 1766 dann nach Moskau berief.

Sie hat, was sie irgend vermochte, gethan, um Peters Frevelspur aus der Geschichte des Russenlandes zu tilgen. Aber sie war aus Europa gekommen, nannte sich stolz die Schülerin Montesquieus und Beccarias, Voltaires und der Encyklopädisten und hätte die Zumuthung verlacht, sie solle sich mit ihrem hellen Kopf im Jahrhundert der Aufklärung mühsam erst auf den Weg der alten Zaren zurücktasten. Das Parlament, mit dem sie das Land beglückte, mußte der Welt die unverkennbaren Züge ihres Wesens zeigen, von ihr allein erdacht, mit gottähnlichem Vermögen aus dem Nichts geschaffen sein. Ihr Schöpferwille brauchte kein Vorbild. Einst, als nach der Zeit der Tatarenherrschaft der demokratische Drang des alten Slawengeistes wieder erwacht war, hatte das moskowitische Reich eine Volksvertretung gehabt. Keine ständig tagende freilich. Wie in Frankreich seit der Epoche Philipps des Schönen die États Généraux, so wurde, im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, von den moskauer Großfürsten der Semskij Sobor (oder die Semskaja Duma) nur zu bestimmtem Zweck einberufen: wenn ein religiöser oder nationaler Streit zu schlichten war, Krieg, Hungersnoth, Pestilenz oder anderes Ungemach das Reich und die Ruhe des Herrschers bedrohte. Dann kamen Bojaren, Vertreter der hohen Geistlichkeit und der Städte zusammen, beriethen, wie der Streit beizulegen, die Fährniß abzuwehren sei, und wurden nach gethaner Arbeit wieder heimgeschickt. Wenn es dem Reichshaupt gefiel, auch schon früher; diese Versammlungen hatten weder Rechte noch Machtbezirke; hatten nur auf die ihnen vorgelegte Frage eine Antwort zu geben, an die der Träger der Staatsgewalt nicht gebunden war. Sollte Ka-

tharina diese verfallene Institution aus dem Schuttgraben? Vielleicht schien sie ihr gar zu unmodern, zu urrussisch. Noch heute wähnen ja viele Russen, die, wie Aksakow, keine Lust haben, „sich in die Kehrichtlumpen des europäischen Konstitutionalismus zu kleiden“, der Gedanke des Sobor sei auf altslawischer Erde gewachsen, und ahnen, trotz Allem, was Sergejewitsch und Kostomarow darüber gesagt haben, nicht, daß dieses Gewächs sich von den Generalständen des ihnen verhaßten Westens nicht wesentlich unterscheidet. Auch wohl dem selben Zweck dienen sollte. Die Berather der alten Zaren dachten wahrscheinlich schon ungefähr so wie Turgot, als er 1775 seinem schwachen König Ludwig empfahl, nach langer Pause die États Généraux wieder einzuberufen: „weil sie die Königsgewalt berathen, doch nicht hemmen, ungefährlich sind und der Oeffentlichen Meinung Vergnügen machen“. Ein geruchloses Heilmittel. Die Leute kommen, freuen sich ihrer neuen Würde, dürfen über die Grundsätze der Verwaltung (nicht: der Regirung) ein Langes und Breites schwatzen, auch die Gesetzentwürfe beschnüffeln, haben aber nicht die geringste Möglichkeit, ihren Willen durchzusetzen. Im alten Slawenland hat die Rechnung immer gestimmt. Der Sobor war stets zufrieden, wenn man ihn in Ruhe reden und rathen ließ, und dachte nie daran, dem Gossudar das Recht zu freier Entscheidung zu schmälern. Europa sah andere Zeichen. Die niederländischen Staten-Generaal zerbrachen 1795 unter den ersten Stößen der Revolution; und in Frankreich hätten, selbst wenn Turgots Rath schnell befolgt worden wäre, Nationalversammlung und Konvent bald die Generalstände abgelöst. Wars jetzt nicht auch in Rußland schon zu spät? Paul Schuwalow sagte 1880 zu Anatole Leroy-Beaulieu: „Unsere neuen Slawophilen sind sehr für die Idee des Sobor eingenommen. Mir scheint diese Form politischer Vertretung die unbequemste von allen. Parlamente kann man auflösen, wenn die Regirung nicht mit ihnen zu arbeiten vermag. Unsere Russen würden, sobald wir ihnen nicht den Willen thäten, einfach striken: sich weigern, an Berathungen mitzuwirken, deren Nutzlosigkeit festgestellt sei. Auf diesem Wege geriethe das Land dann in konstitutionelle Krisen, aus denen die Regirung sich nur mit vermindertem Ansehen, vielleicht unter schmählichen Bedingungen, retten könnte.“ Katharina gab ihr Experiment auf, ehe sie so üble Erfahrungen machen mußte.

Sie schrieb zwar später, erst die Große Kommission habe sie das Reich kennen gelehrt und ihr gezeigt, für wen sie sorgen müsse. Als die 564 Erwählten aber Fragen des Staatsrechtes zu erörtern begannen und selbständige Regungen zeigten, wurden sie auf Nimmerwiedersehen nach Haus geschickt. Ein großer Aufwand war fruchtlos verthan. Und 1905, da auch die slawische Welt um dreißig lehrreiche und lärmvolle Lustren älter geworden ist, soll Nikolai Alexandrowitsch es wieder mit dem Semskij Sobor versuchen?

Schon nach dem Krimkrieg, als die Unzulänglichkeit und Fäulniß der Verwaltung allen Augen enthüllt war, hatten konservative Männer dieses Heilmittel empfohlen. Nur kein ausländisches Rezept, riefen sie; nur den eitlen Europäern haben wir unser Unglück zu danken. Wer rieth Peter „dem Großen", die Beamtenschaft zur Allmacht heranwachsen zu lassen? Der Sachse Leibniz. Wenn jeder Tshinownik sich als Herrgott fühlen sollte, durfte kein Sobor ihm auf die Finger gucken. Wer machte den verfrühten, völlig unfruchtbaren Versuch mit einem Parlament, das auf die russische Erde nicht taugt, im Gedächtniß unruhiger Köpfe noch jetzt aber lockend fortwirkt? Die Anhalterin Katharina. Aus der Fremde ist für uns nichts zu holen. Der in Paris verdorbene Novellenschreiber Turgenjew hatte ganz Recht, als er sagte, man müsse sich in Rußland entschließen, ob man Reformen wolle, die mit der Selbstherrschaft vereinbar seien, oder solche, die ihr ans Leben gehen; nur war er natürlich für die falschen, die von der europäischen Sorte. Unser Papst-Kaiser kann weder einen allmächtig wuchernden Tshin noch die Frechheit schwatzsüchtiger Volksversammlungen dulden. Wir brauchen, nach alter Ueberlieferung, lokale Selbstverwaltung und als ihre Krönung den Semskij Sobor, der bescheidentlich die ihm zugewiesenen Gegenstände prüft und sich nicht anmaßt, das freie Recht der allwissenden und allgegenwärtigen Majestät einzuschränken. Doch Alexander der Zweite fürchtete, die Wiederbelebung des Sobor werde die Hoffnung auf eine Konstitution nähren. Noch 1861, nach der Bauernbefreiung, war die Furcht vor dem von Erinnerung trächtigen Wort so wach, daß die Großfürstin Helene an Nikolai Miljutin schrieb, der Name Semstwo habe „oben erschreckt." Mit dem Semstwo (von Semlia-Land), dem Provinziallandtag, dachte der schwache Alexander, fängts an; die nächste Forderung ist dann

der Semskij Sobor; und von der Notablenvertretung bis zum Konvent ist der Weg niemals sehr lang. Die Adelsversammlungen (Dworianstwos), auch ein Vermächtniß der wilden Katharina aus Deutschland, machen uns schon genug zu schaffen. Hat nicht eben erst Platonow, der Adelsmarschall von Zarskoje Selo, mit lauter Stimme dreist eine Verfassung gefordrrt? Da den Landgemeinden nun einmal Selbstverwaltung gewährt ist, kann man sie den Provinzen wohl nicht vorenthalten; der Name Semstwo aber weckt gefährliche Vorstellungen. Er blieb dennoch, auch nach Miljutins Sturz, dem provinzialen self-government erhalten. Im Semstwo der Provinz sind alle Stände und Klassen vertreten; Städte, Landgemeinden und Grundbesitzer wählen ihre Repräsentanten, deren Zahl durch die Größe des unbeweglichen Vermögens der Wähler bestimmt wird. Aus dieser Zelle kann ein Reichstag erwachsen; dann noch ein Pergament mit Paragraphen: und die liebe „Gesellschaft" hat das Spielzeug, das ihr Sehnen so lange begehrt. Mancher und Manche träufelte solchen Rath in Nikolais Ohr.

Auf der Spielzeugschachtel stand das mit fremdem Zauberklang lockende Wort „Konstitution". Nicht zum ersten Mal schmeichelte es sich ins Ohr der Russen. Neunzig Jahre gingen, seit es im Reich eines Zaren Wirrniß schuf. Der erste Alexander, dessen irrlichtelirendes Hirn einst den großen Napoleon wie einen Gott angebetet und für alles Westeuropäische geschwärmt hatte, war längst bekehrt. Der Reichsrath, dem er die in unserer Kulturzone von den Parlamenten besorgte Arbeit zugedacht hatte, schlummerte sanft, Speranskij, der Reformator, war nach Perm verbannt, der Panslawist Karamsin zum Hofhistoriographen ernannt, die Fensteraussicht gen Westen vermauert. Den Offizieren, die aus Frankreich heimkamen, gefiel es zu Haus nicht mehr. Rasch entstanden Verschwörerklubs. Im Norden führte Sergius Trubezkoi das große Wort, im Süden organisirte der muthigere Oberst Paul Pestel die Soldatenverschwörung. Die vornehmsten und fähigsten Gardeoffiziere waren im Bund; in der Dekabristenliste standen die Namen Obolenskij, Murawiew, Bariatinskij. Und die Rolle des rothen Barden, die später Gorkij spielte, riß damals der starke Dichter Rylejew an sich. Bei einer Maiparade sollte Alexander in Südrußland ermordet werden. Fünf Monate zuvor, am ersten Dezember 1825, starb er. Drei Wochen lang blieb der Thron leer.

Großfürst Konstantin hatte auf die Krone verzichtet und sein Bruder Nikolai, der von diesem Verzicht nichts wußte, konnte sich lange nicht entschließen, die Erbschaft Alexanders anzutreten. Die Truppen wurden zuerst auf den Namen Konstantins, dann auf den Nikolais vereidigt. Diese Wirrung wollten die Verschworenen nützen. Am sechsundzwanzigsten Dezember führten sie die Garderegimenter, die sie bearbeitet hatten, auf den Senatsplatz und verschanzten ihr Heer hinter dem Denkmal Peters des Großen. Oberst Trubezkoi, der kommandiren und den Kaiser nebst den Senatoren festnehmen sollte, hatte sich im letzten Augenblick verkrochen. Der erste Nikolai war klüger, kräftiger und doch milder als der zweite; er dachte, wie Fritz von Preußen: Man muß manchmal streng sein, soll aber nie hart scheinen. Er betraute den alten, als Sieger in vielen Schlachten vom Volk geliebten General Miloradowitsch mit der Mission, die Meuterer zur Vernunft zu bringen. Der Greis wurde niedergeschossen; und von den Barrikaden herab brüllten die ungetreuen Garden: „Hurra Konstantin! Hurra die Konstitution!" (Konstitutzia, die der Grenadier und der petersburger Mitschreier für Konstantins Frau hielt.) Nikolai war mit seiner Suite auf dem Platz. Er machte noch einen Versuch. Der Metropolit mußte in großem Ornat mit seiner ganzen Popenschaft vor die Rebellen hintreten und sie im Namen Gottes an die Pflicht zur Treue mahnen. Lachen empfing ihn; Musketenschüsse jagten die erschreckte Klerisei über den Admiralitätplatz. Jetzt erst gab der Zar das Zeichen zum Angriff und befahl, gegen die Barrikaden schweres Geschütz aufzufahren. Artilleristen weigerten den Dienst und mußten verhaftet werden. Bis in die Nacht hinein währte der Kampf. Zweihundert Tote, fast fünfhundert Verwundete, siebenhundert Gefangene: Das war die Verlustliste der Meuterer. Dann folgte der Dekabristenprozeß. Die Führer verloren nicht einen Augenblick die heldische Haltung. Ein Bestuchew, dem der Kaiser Begnadigung anbot, antwortete: „Das Ziel unseres Kampfes war ein Zustand, der auch den Zaren unters Gesetz zwingt. Lassen Sie den Spruch der Richter vollstrecken! Nicht von Ihren Launen und Impulsen darf das Los eines Menschen abhängen." Und als Murawiew und Rylejew auf dem Richtplatz dem Strick des Henkers, der sie schon hochgezogen hatte, entglitten waren, kletterten sie ruhigen Fußes wieder die Galgenleiter hinauf; und Murawiew rief

nur: „Verfluchtes, unglückliches Russenland, wo man weder konspiriren noch judiziren, nicht einmal ordentlich henken kann!“

Zweiundzwanzig Jahre danach gabs einen ungefährlicheren Putsch. Die Cholera hauste in der schmutzigen Hauptstadt; und aus Paris war die Kunde von der Februarrevolution und dem Sturz Louis Philippes endlich auch ins Russenvolk gedrungen. In Haufen zogen die Hungernden, Siechen vor den Winterpalast und riefen den Kaiser heraus. Nikolai kam und fragte lächelnd, was man von ihm wünsche. „Erstens soll die Cholera aufhören; und zweitens wollen wir auch so Etwas wie die Pariser.“ Nikolai Pawlowitsch hatte seine liberale Zeit hinter sich; die geplante Agrarreform, die Absicht, die Leibeigenschaft aufzuheben, hatte er öffentlich verleugnet und sich dem Adel, den er verachtete, in schmeichlerischer Rede „als Edelmann und Gutsbesitzer“ verbrüdert. Als Mann ohne Nerven und erfahrener Komoediant wollte er auch mit dieser Hungerrevolte schnell fertig werden. Er lächelte huldvoll und verhieß, auf dem Marsfeld Antwort zu geben. Als die Leute arglos hinkamen, wurden sie von Reitern umzingelt, von Kanonen bedroht uud mußten die Führer ausliefern. Um die selbe Zeit wurde die Flottenmannschaft vom Skorbut dezimirt; die Kranken durften nicht an Land, damit man draußen nichts von der Seuche erfahre. Im Mai des nächsten Jahres wurde, außer Petraschewskijs Verschwörung, der republikanisch-sozialistische Klub Speschnews entdeckt, eines reichen Grundbesitzers, der mit seinen Genossen (Kammerherren, Ministerialbeamten, Offizieren, Kadettenlehrern, Studenten) die ganze kaiserliche Familie ermorden und die Republik einrichten wollte. Als Nikolai stirbt, hinterläßt er seinem Erben die schwere Frage, ob er einen demüthigenden, das Ansehen der Krone und der Nation schmälernden Frieden schließen oder, mit fast schon erschöpften finanziellen und militärischen Mitteln, den Krieg fortsetzen solle. Alexander wählt den Krieg; „einen wunderbaren Krieg“, sagt Bernhardi 1856, „in dem das Kriegsglück gar nicht wechselt und die eine Partei auch nicht ein siegreiches Gefecht aufzuweisen hat. Das sind die Folgen eines dreißig Jahre lang fortgesetzten falschen Regirungsystems“. Fonton, der Gesandte am hannoverschen Hof, räth zum Frieden. Dann, sagt die Kaiserin, sinken wir noch tiefer in den Schmutz. Und der witzige Leichtfuß antwortet keck: „Wir sind schon bis an die Knie im Dreck; wenn wir Frieden schließen, sinken wir, bei der Anstrengung, zunächst

bis an den Gürtel hinein, kommen dann aber heraus. Führen wir den Krieg weiter, dann steigt der Unrath uns über den Kopf, nimmt uns den Athemraum und begräbt unsere Herrlichkeit für immer."

Krieg oder Friede, Selbstherrschaft des Kaisers oder Mitwirkung der Stände und Gemeinden: immer das selbe Leid. Und immer plötzlich aufflackernde Laune, heimlich zettelnde Ränke, jäher Wechsel von Gunst und Haß. Warum fiel, im November 1800, Graf Panin, der ein Jahr lang das internationale Geschäft geleitet hatte? Weil er die Einziehung englischer Waaren nicht billigte. Weshalb wurde er nach Smolensk, auf sein Gut, verbannt? Weil er, ehe ihm die Entlassung angekündet wurde, das Diplomatencorps zum Mahl geladen hatte, ihm nicht vorher absagen konnte und dem Zaren allzu vergnügt schien. Drei Monate danach wurde der Bann von ihm genommen und Rostoptschin, sein Ankläger, aus beiden Hauptstädten gewiesen. Von dem tollen Paul, der Frau und Kinder einkerkern wollte. Unter Selbstherrschern von leidlicher Vernunft ists, bis in Wittes und Kokowzews Tage, kaum viel besser gewesen. Wieder sind jetzt die alten Fragen streitig. Wieder stehen Verwandte gegen einander. Und wieder fragt die „Gesellschaft" lauernd, wer stärker sein werde. Das Volk, das Millionengewimmel zwischen Wirballen und Wladiwostok, ist stumm. Nikolai Alexandrowitsch, dessen Stirn vom Druck der Monomachenmütze gefurcht ward, hat die Reichsduma geduldet und würde sie, stöhnend, noch länger dulden. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch haßt sie als eine Schmach und Gefahr für die Dynastie und das Reich; und möchte ihr Daseinsrecht, das Geschenk der vom Zufall gekrönten Schwachheit, mit seinem Reiterstiefel zertreten: Der Zar sehnt sich in Frieden; der Großfürst langt nach Lorber. Der Neffe ist weich, neigt in Schwermuth und Schwarmgeisterglauben, träumt von der Erneuung Goldener Zeit, in der Fürsten und Völkern, dem Hirten und der Heerde, ewige Sonne leuchtet; trägt, weil er nicht selbst sich in höheren Rang heben wollte, noch die ihm vom Vater verliehenen Abzeichen des Regimentsführers und wird hinter seinem Rücken als „der Herr Oberst" bespöttelt. Der Oheim ist Generalissimus. Will dem ersten Nikolai, seinem Großvater, ähnlich sein; dem Mann ohne Nerven, dessen Arm so gern den Züchtigerstock schwang. Nikolai Nikolajewitsch ist hart wie Erz; zaudert niemals vor grausamster Sündenahndung; läßt säumige Offiziere erschießen und ungetreue Verwalter henken; und hält das Heer, dem

sein Wille nicht Kriegerodem einblasen konnte, in strammer Zucht. Wird der Feldherr den gekrönten Popen überwinden?

In der ersten Stunde jedes neuen Jahres (so raunt Aberglaube durch die Häuser und Hütten Rußlands) muß der Zar auf den Senatsplatz reiten, vor dem Denkmal Peters des Großen das Haupt blößen, von der Leistung des Jahres dem Ehernen Rechenschaft geben. Für diese Stunde erstarrt in und um Peters Stadt alles Leben. Im grellen Kunstlicht scheinen die üppigen Räume zu schlafen. Keiner, den sie herbergen, regt sich. Das buhlende Lächeln der schönen, geschminkten, bis unter die Brustknospen nackten Damen verfratzt sich. Mit offenem Mund, erhobenem Arm, der das krause Achselhaar sehen läßt, und lüstern blinzelndem Auge versteint in der Prunkschänke die Zigeunerin. Und der moskauer Kaufmann, dessen zitternde Hand ihr die Hälfte eines Hundertrubelscheines ins Mieder schob, dessen lallende Zunge ihr befahl, die andere Hälfte sich später von ihm zu holen, glotzt nun wie ein Zerrbild aus Talg. Bis der lebende Zar dem toten über den Ertrag der zwölf Monate berichtet hat. „Der russische Mensch kam sacht endlich in Wohlstand. Die Reichswirthschaft gedieh. Grundbesitzer und Bauern halfen einander willig, für Kredit war ernstlicher als zuvor gesorgt und in den Städten mehrten sich die Fabriken und Werkstätten. Was Dein hoher Wille, Peter Alexejewitsch, erstrebte, ward Wirklichkeit. Wir bauten Schiffe, fügten Maschinen, durchschürften den Boden, wurden fleißig und blieben fromm. Ich packte sogar den Branntweinteufel an der Kehle und warf den Kerl mit der Scharlachnase aus dem Land. Dazu hatte Rasputin mir gerathen. Dieser heilige Mann wurde von einer Närrin verwundet; drum sah ich ihn lange nicht. Hörte aber den Schwatz der Volksvertreter und das Gewisper der Hofleute. Nun ist Krieg. Gegen die Deutschen; die unser Mensch noch von der Zeit her haßt, da Dein Wink sie herbeirief. Wie verträumte Kinder den Schulmeister, der pedantisch auf Ordnung hält und kein Versehen ungerügt durchläßt. Nach dem Unglück in der Mandschurei brauchten wir wohl eine Auffrischung unseres Waffenruhmes. Die Rostflecken mußten wegpolirt werden. Viele dachten so. Und ich fühlte mich persönlich gekränkt. Der Mannschaft brauchen wir uns nicht zu schämen. Die hat Manches gelernt und wird nicht nur geschätzt, weil sie anständig stirbt. Die ersten Schaaren konnte ich auch gut kleiden und rüsten. Das wurde dann schwer. Ich verlor viele,

viele Männer, Geschütze, Handwaffen, Geräthe. Was ganze Dorfgemeinden in Jahren erarbeitet hatten, was Hunderttausend beglücken konnte, versank zwischen zwei Sonnen in Sumpf. Wir haben starke Bundesgenossen. Die sind aber weit von uns, können nicht helfen; und wir fechten wider drei Feinde. An Siegen und Eroberung hats dennoch nicht gefehlt. Nur: der rasche, gewaltige Triumph, der als sicher und nah galt, blinkt noch nirgends vom Winterhimmel. Wir müssen geduldig ausharren, neue Kraft sammeln und uns mit der Gewißheit trösten, daß der Leib Iljas, des russischen Riesen, unsterblich ist. Will Gott von uns Buße: wir büßen. Schickt er uns Schneegeschwader und Eisschrecken: seiner Gnade Hauch weht uns daraus an. Wie dürfte ich mich gegen Schickung stemmen? Meinem zarten Knäbchen die Goldgitterthür vor dem Thron verriegeln? Das thäte ich, wenn ich schwächer, furchtsamer schiene als der Ohm. Der wäre als Sieger mein Feldherr. Mein Feind, hätte ich ihn, der weiterkämpfen wollte, vom Blutgefild heimgerufen; vielleicht mein Erbe und all meiner Saat Vernichter. Der Deutsche ist emsig und zäh, bedachtsam und flink. Da er sich aber den Türken gesellt hat, den Feind unseres Glaubens, ist mein Sinn getrost. Gott läßt Menschen werden und Sonnen leuchten. Auf seiner Schale hat Frommheit höheres Gewicht als Waffenmacht. Sein Vaterblick dringt ins Herz des Herzens. Nie wich er von rechtgläubigen Christen. Sein Finger streift meines Scheitels bleichende Strähne: und vor uns liegt, eben und hell, der Weg in Konstantins lange entweihte, besudelte Stadt."

Die erste Stunde des russischen Kalenderjahres schlug aus. Ringsum erwachen Lebensgeräusche. Athem hebt die Brüste der schönen, geschminkten Dame. Mit der linken Hand umkrallt, weil die rechte zum Stumpf geschossen ward, der Gardeoffizier das Sektglas. Die Zigeunerin zerrt das Hemd über ihr Achselpelzchen. Der dicke, verschwitzte Kaufmann rülpst: „Komm in den Schlitten!" Wünsche prasseln ins Licht. „An dem Krieg ist noch derb zu verdienen." Rußland lebt wieder. Sein Volk ist noch stumm.

Dreadnought.

„Niemals waren wir besser gerüstet als heute und nie blickte das Land aus stärkerer Zuversicht auf unsere Seemacht, die bestimmt ist, unsere Küsten und unseren Handel zu schützen. Der Krieg wird viel Leid, viel furchtbares Elend bringen. Das wird keinem

Land Europas ganz erspart werden; und wenn wir neutral blieben, dem Krieg fern: auch dann würden wir nicht verschont. Noch größer als das der Festlandswirthschaft bereitete Ungemach könnte der Schade sein, der unserem Handel durch feindliche Schiffe entstünde. Ehre und Interesse binden uns heute mindestens eben so fest wie vor vierundvierzig Jahren an den Vertrag, der die Neutralität Belgiens sichern soll; wir dürfen den Standpunkt nicht niedriger wählen und unsere Pflicht nicht weniger ernst nehmen, als 1870 die Regirung that, deren Haupt Gladstone war. Der hat damals gesagt: ,Unser Interesse an der Unabhängigkeit Belgiens reicht weit über den Wortlaut des Bürgschaftvertrages hinaus. Unser mächtiges Land darf nicht thatlos dem schlimmsten Verbrechen, das die Geschichte kennt, zusehen; sonst würde es dieser Sünde mitschuldig.' Jetzt könnte man uns rathen, ruhig zuzusehen, unsere Kräfte einstweilen zu sammeln und das Ende des Krieges abzuwarten; dann vermöchte unser Eingriff das Geschehene so umzugestalten, wie unserer Auffassung nothwendig scheint. Ich glaube aber, daß unsere Macht uns nicht den erhofften Vortheil einbringen würde, wenn wir in solcher Krisis die Stimme der Ehre und des Interesses überhört hätten. Die Achtung, die wir fordern müssen, wäre uns verloren. Auch dünkt mich die Meinung irrig, am Ende des nun beginnenden Krieges könne eine Großmacht, mag sie mitgekämpft oder zugeschaut haben, das Ergebniß bestimmen. Da wir eine starke Flotte haben, wird der Mitkampf uns kaum mehr schaden als die Enthaltung von dem Krieg, für dessen Dauer der Handel mit fremden Ländern, auch wenn die Straßen nicht gesperrt sind, einschrumpfen muß. In keinem Fall werden wir am Ende dieses Krieges in so ungeschmälertem Besitz unserer Kräfte sein daß wir inzwischen Geschehenes unwirksam machen können. Die Lage, in die wir gekommen sind, ist schrecklich und das Ungeheure ist so schnell hereingestürmt, daß dem Land nicht die Muße blieb, klar zu erkennen, was hier auf dem Spiel steht. Sagten wir heute, die im Vertrag übernommene Pflicht, die Entwickelung der Machtverhältnisse im Mittelmeer, die Nachwirkung eines von Frankreich ohne unsere Hilfe auszufechtenden Krieges bekümmere uns gar nicht, dann würde unsere Ehre befleckt, wir verlören die erworbene Achtung, den guten Namen: und könnten mit Alledem doch nicht die empfindlichste Schädigung unserer Wirthschaft vermeiden." So sprach vor Englands Kriegserklärung Sir Edward Grey im Unter-

haus. Im Ton eines Trauernden, der nicht zu Fanfare gestimmt ist. Die Rede verhieß nicht Sieg, deutete nicht einmal die Gewißheit ungebeugter Behauptung an und verklang wie der Seufzer Dessen, der schwarzem Gewölk nicht entschlüpfen kann. Den Briten, die ihr lauschten, zerreißt der Krieg keinen von Trug gewebten Schleier.

Ihr Heer ist das Rückgrat des Kampfes im Westen geworden und hat den Taktikern manches Vorurtheil gegen Söldner verleidet. Auf den Briteninseln giebts reichlicher zinsende Berufsstände. Wer sich aus freiem Willen dem Heer einordnet, statt Handelsgehilfe, Agent, Sportlehrer, Jobber zu werden, muß von der Lust zum Handwerk getrieben sein; und aus Lust keimt der Fittich, der über die Alltagsleistung hinauf trägt. England wird auf deutscher Erde noch grimmig gehaßt. Deutscher Kriegerdrang nach Gerechtigkeit hat hundertmal aber den Muth, die Ausdauer und Schießkunst der Engländer gerühmt. „Die Kerle sind Kunstschützen. Zwei Finger auf den Grabenrand: da sitzts schon. Sogar durch Scharten treffen sie. Dum-Dum? Sicher. Granatsplitter, Fliegerpfeile, Benzol und das Backobst der Minenwerfer sind aber auch nicht von frommen Rittern bereitet worden. Tommy hat uns, Alle, verblüfft. Da, dachten wir, kommt aus dem Teich was zum Lachen. Die Bengel nimmt Jeder ernst. Zwei Wunden, drei: sie fechten weiter. Gehts, im Nahkampf, gar nicht mehr, dann reißen sie den Rock auf und bäumen die nackte Brust dem blanken Tod entgegen. Solcher Kampf ist der Mühsal werth. Germanen! Ob freilich das neue Heer, das von Kitchener zusammengetrommelte, an Kaliber dem alten ähnlich sein wird, ist allermindestens ungewiß.“ Der Frühling wirds lehren. Doch ein Bischen ist die Luft schon entgiftet, seit Deutsche gegen Engländer im Feuer stehen. Ueber Britaniens Kriegsbilanz ist nach fünf Monaten noch nicht viel zu sagen. Breite Kolonialbezirke hats, sanft oder unsanft, umschlungen. Was nicht für Japan oder Australien (das die Gelben riechen lernen soll) bestimmt ist, wird als Austauschwaare gestapelt; wenn das Gefeilsch über den Frieden anfängt, ist sie schon vom Staub erlagerten Rechtes ehrwürdig und nur mit Liebhaberpreis aufzuwiegen. Sonst? Menschen getötet, Schiffe vernichtet; Menschen bestattet, Schiffe verloren. Der Ueberseehandel ist abgemagert, neben dem der Festlandsstaaten aber noch ein Habebald vor dem Budenthrönchen des dürrsten Zwerges. Die Flotte hat Hunderttausende sammt allem Kriegsgeräth über den Kanal ge-

bracht, die Landung geschirmt und dem Feind die Weltwasserstraßen gesperrt. Keine geringe Leistung; doch eine, die Haß zeugen muß. Achtundsechzig Millionen Menschen, weils dem brummigen Meerpförtner so paßt, einriegeln und hindern, mit gutem Geld gute Waare zu erhandeln: unerträglich. Der Ozean ist nicht ein Gehöft der Briten; nicht von ihnen geschaffen, besät, gepflügt, mit Bauernsorge betreut. Nicht das Recht spricht dagegen: heftig das Blut. Auf dem Wasser, sagt John Bull, schwimmt mein Heer; „ließe ein russisches Euch in Europens Orient, ein französisches nach Italien, Spanien, in die Schweiz, wenn Rußland und Frankreich in Kriegszeit die zur Grenzsperre nöthige Schaar entbehren könnte? Wir haben sie. Warum versuchet Ihr nicht, mit Stemmeisen, Feile und Axt den Riegel zu brechen? Dazu schufet Ihr ja Linienschiffe und Kreuzer, Torpedo- und Unterseebote, Minensenker und Luftfahrzeuge. Hinkt nun der Trotz? Wir sitzen gemächlich vor dem Eisenthor, das von Eurer Klage um den verlorenen Handel nicht beulig wird, und haben keinen Grund, uns in die unerrechenbaren Zufälle einer Seeschlacht zu sehnen. Kostbare Kähne sind uns versunken. Dann jauchzt Ihr; als ob ohne Entgelt Versicherung zu erlangen wäre. Noch lauter, wenn Euch Ueberrumpelung des Händlerkönigs, der überall was schwimmen läßt, gelungen ist; als ob Ihr nicht wüßtet, daß ein alter Waidmann seine Flinte nicht so pünktlich sichert wie der grüne Neuling, dens nach jedem Handgriff juckt.“ Der Vergleich kränkt uns nicht, Gentlemen; flügelt unseren Muth zum Kampf: der Jugend gegen das Alter. Auf die Seeschlacht müsset Ihr, ohne Verlust von Nervensubstanz, wenns möglich ist, noch ein Weilchen warten; bis uns Gelegenheit lächelt. Daß unsere Seekrieger nicht feig noch untüchtig sind, brauchen sie in der Heimath keinem Hosenmatz zu erweisen; und fremdes Urtheil gilt ihnen nicht höher als verschimmelter Zwieback. Unsere Flotte ist Euer Alb: und darf erst zugleich mit Eurer Macht schwinden. Oder mit Eurem Feindesgroll gegen uns. Gemächlich blickt Ihr nicht drein. Der ganze Kram bereitet Euch, wie Grey voraussah, wenig Freude. Der Dreadnought hat die Riesenziffer der älteren Schiffe entwerthet; und muß selbst ins Greisenspital, wenn ein Finder das Unterseeboot fertig hat, das der ärmste Staat sich kaufen und das Eure Inselherrlichkeit vor jedem Sonnenaufgang mit frischen Minen umkränzen kann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Gewinn- und Verlust-Rechnung zum 30. Juni 1914.

Soll.	M.	pf	M.	pf
Handlungsunkosten-Konto	298 366	96		
Zinsen- und Agio-Konto	100 092	05		
Hypothekenzinsen-Konto	5 316	85		
Schuldscheinzinsen-Konto	250 000	—	653 775	86
Abschreibungen			606 162	08
Gewinn			1 280 738	99
			2 540 676	93

Haben.	M.	pf
Gewinn-Vortrag aus 1912/13	127 026	14
Ueberschuss	2 413 650	79
	2 540 676	93

In der heutigen Generalversammlung wurde die Dividende für das Geschäftsjahr 1913/14 auf 12%, also auf **M. 120.—** für die Aktie festgesetzt.

Dieselbe ist sofort zahlbar:

bei der **Kasse der Gesellschaft in Willich,**

beim **Barmer Bankverein, Krefeld,** und bei den übrigen Niederlassungen des Barmer Bankvereins,

beim **Bankhause J. Frank & Co., Krefeld,**

bei der **Bank für Handel und Industrie in Zürich und Zug,**

bei dem **Bankhause Lüscher & Co. in Basel.**

Willich, den 19. Dezember 1914.

Der Vorstand.
R. Becker.

Actien-Gesellschaft Schlossbrauerei Schöneberg.

Bilanz-Konto.

Debet.	M.	₰
Grundstück Schöneberg	460 227	—
Gebäude Schöneberg	2 260 560	75
Grundstück Prinz-Georg-Str. 1	20 000	—
Grundstück Berlin	1 758 753	78
Grundstück Freienwalde a. O.	48 0[illegible]	—
Grundstück Herzfelde	16 500	—
Mälzer. u. Niederl. Lichtenrade	895 572	60
Brauerei-Inventar	210 182	19
Maschinen Schöneberg	386 68[illegible]	[illegible]
Versandfässer	92 137	16
Lagerfässer und Tanks	225 [illegible]	20
Pferde	[illegible]	41
Wagen und Automobile	180 052	84
Kühlanlage	145 84[illegible]	51
Elektrische Anlage	82 909	86
Pneumatische Mälzerei	70 459	25
Restaurations-Inventar	271 500	—
Eigene Ausschanklokale	179 500	—
Abteilung für Flaschenbier		—
Abteilung für Siphonbier	8 00[illegible]	—
General-Vorräte	1 434 400	71
Kasse	119 804	26
Effekten	[illegible]	30
Ausstehende Forderungen	[illegible] 261	31
Eig. Hypotheken u. Darlehen	[illegible] 168	27
[illegible] Versicherung	[illegible]	17
Avale	[illegible]	
	12 [illegible]	56

Kredit.	M.	₰
Aktien-Kapital	3 000 000	—
Hypotheken	1 733 188	20
Reservefonds	787 880	—
Spezial-Reservefonds	500 000	—
Kautionen	13 419	10
Bankkredit	747 380	43
Guthaben und Einlagen	2 871 739	56
Konto-Korrent	1 462 861	03
Hypothekenzins. f. d. 3. Viertelj.	19 655	60
Alters-, Inval.- u. Krankenkasse	18 000	—
Dividenden	484	—
Laufende Akzepte	408 000	—
Avale und Brausteuer	872 410	—
Netto-Gewinn	300 486	64
	12 735 504	56

Berlin-Schöneberg, 28. November 1914.

Der Aufsichtsrat:
Lange.

Die Direktion:
Max Fincke.

Die auf 6% festgesetzte **Dividende** gelangt vom **5. Januar 1915 ab** bei der **Dresdner Bank** zur **Auszahlung.**

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Januar 1915.

Die Wacht in Sümpfen.

Memento.

Was soll man lesen? Das Hirn läßt sich nicht zwingen. Seit sechs Monaten werden all seine Zellen mit dem selben Stoff gefüttert. Den fordern sie; finden ihn in hellen und dunklen Stunden und schlingen ihn gierig ein, wie seltenste Schleckerkost. Dann aber ists wieder, als würden sie von dem Einerlei der Nahrung müd; als komme Trägheit und Ekel über sie und lähme die Lust zu Erkenntniß, Durchleuchtung, Verknüpfung, Ordnung der Geschehenssträhnen. Als möchten sie aus der Pflicht aufrecht Wacher unter die Daunendecke schlüpfen, neben der die Ampel lässigen Glaubens an Vorsehung leuchtet. Habt Ihrs, trotz aller Qual und Lebensnoth, draußen nicht besser? Gewiß Ihr, die in Stube oder Werkstatt von Morgen bis Abend Nützliches erarbeitet; für Nahrung, Kleidung, Waffen, Rohstoffe sorget; kaum je zu Besinnung kommet und, weil Eurem klugen Eifer Manches gelang, die Hoffnung zum grau verhängten Sonnensitz emporflattern lasset. Weh jedem Ernsten, der jetzt Muße hat, nachzusinnen, gar vorzudenken! Oft sieht er dem Auge Widriges: und darf doch das Lid nicht senken. Seiner Bewußtheit Wünschelruthe fühlt in Gethanem und nicht Gethanem den Ursprung aus einer Fehlerquelle: und der Ort, von dem aus sie zu verschütten wäre, ist ihm gesperrt. Wirken will er: und kann höchstens einmal überreden. Wäre er Schütz oder Stabshaupt, Kanonier oder Feldkoch, Führer oder Dienst-

mann einer Kolonne, Betriebsleiter oder Handarbeiter, draußen oder daheim Rad oder Rädchen, gäbe oder empfinge er Befehl! Er wäre im Werk. Dürfte den Leib plagen, eine Zerstörung- oder Schutzmaschine bedienen, bluten, verathmen. Müßte ers nicht in lieblichem Frieden schon morgen vielleicht? Und ist oft nicht im engen Bett die Pein noch ärger als auf grüner oder schneeiger Haide, wo Männer fallen wie Kräuter im Mai? Was wir Gewissen nennen, ist Bewußtseinsfrucht (Hamlets conscience, die des Willens Farbe bleicht und seinen Fuß hinken läßt, umfaßt beide Begriffe). Im Handelnden schrumpft das Gewissen; dem Betrachtenden wird es zum Alben, unter dessen Druck der Ruhende keucht. Gespräch? Immer das selbe. Die schwere Zeit. Die große Zeit. Werden wir siegen? Wir müssen. Draußen Jeder ein Held, drinnen Jeder dem Nächsten, dem Fernsten ein Bruder. Unerschaute Eintracht. Wie nach einem Schiffbruch, auf einer Planke, in gischtender Dünung des Ozeans. Sähest Du den mit Dir Geretteten, mit Dir Gefährdeten scheel an, weil er Dich gestern ärgerte, anders meinte und sprach, Dich einen Tropf oder Schuft hieß? Sein Groll stieße Dich in eisige Wirbel. Sein Arm ist ein Möwenflügel Deiner Hoffnung. Heroen seid Ihr nicht; wollt Beide lieber eines Gefühles Wurzel als den abgewetzten Lebensfaden durchschneiden. Deshalb: Plankenfriede und unlösliche Eintracht. Ueberall, wo es um Sein oder Nichtsein geht. Nicht nur im deutschen Land. Doch wir sind in stärkerer Bereitschaft als die Feinde. Von Mond zu Mond in stärkere zu gelangen, muß aller Kräfte inniges Streben sein. Aber ein Prahler kam selten heil an seines Strebens Ziel. Mit uns ist der alte Gott. Luthers? Benedikts? Mohammeds? Was Ihr so nennet, ist den nicht nach der Kirchensatzung Frommen die Urkraft sittlichen Wollens, die dem Menschen den Sieg über die an roher Stärke ihm überlegene Thierheit gab; und am Ende stets siegen mag: vor dem Auge, das lange genug hinsehen konnte. War Gott mit Alexander, Darius, Attila, Tilly, Bonaparte? Mit dem vierten Papst Klemens und Karl von Anjou gegen Konradin? Bei Roßbach für, bei Kunersdorf wider Fritz? Mit dem Jakobinerheer gegen die vom Braunschweiger geführten Beter? Ist er seit Königgraetz und Kirkkilisse den dort Besiegten versöhnt? Dem ist kein Sterblicher bündnißfähig. Dessen Willensweg ist nicht so kurz noch so hell, wie Einfalt träumt. Bedenket, die seinen Na-

men als Schutzgeschmeide vertraget, wie Ihr vor allem Volk, allen Völkern stündet, wenn er nicht so flink, wie der Selbstgefälligkeit dünkelt, die Feinde zermalmte oder müßig eine Weile lang dem wüsten Geschäft, vom First seiner Himmelsburg, zuschaute. Daß er nicht von der stärksten Schwadron weicht, ist noch heute der sicherste Trost. Sie sind Pessimist? Nein; ich will in nebellose Klarheit; nicht mit Wortbehang Dinge und Menschen verschleiern. Die große Zeit. Die schwere Zeit. Wir wurden überfallen. Gute Nacht! Immer das selbe Gespräch. Das Hirn sehnt sich auf eine Insel. Und lernt Goethe begreifen, den es einst schalt, weil er, während die Kriegsfurie durch Europa toste, hinter Papiermauern den Duft chinesischer Dichtung einsog. „Sein Vaterland lieben und patriotisch wirken: was heißts? War Einer sein Leben lang bemüht, schädliches Vorurtheil zu bekämpfen, engherzige Meinung zu beseitigen, den Volksgeist aufzuklären, den Geschmack seiner Landsleute zu reinigen, ihr Sinnen und Trachten zu veredeln: konnte er Besseres thun? Wir können dem Vaterland nicht auf gleiche Weise dienen. Konnte ich ohne Haß die Waffen ergreifen? Und wie hätte ich ohne Jugend zu hassen vermocht? Ich haßte die Franzosen nicht, obwohl ich froh war, als wir sie los waren. Wie hätte ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultivirtesten der Erde gehört und der ich einen großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte! Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen: Das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Das aber war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, wären Kriegslieder eine Maske gewesen, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Was ich nicht lebte, was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen.“ Die Befreiung Deutschlands machte ihm nicht „zu schaffen“ (im Eigensinn des Wortes); der Unmöglichkeit, zu ihr hinzuwirken, war er sich bewußt; und floh, weil seine Sache auch nicht war, Eisenthore zu berennen, ins Klima des alten Asiens: auf seine Insel.

Unser Erlebniß ist größer und wir werden alltäglich dreimal

mit Berichtsflöckchen übersprüht. Wo liegen unsere Inseln? Vom steilsten Eilandsgrat ruft Geschehenslärm in Wirklichkeit zurück; vom Sonnengestade der Seligen in den deutschen Wintertag. Das feinste Buch fesselt nicht lange. Rasch lernt man sich gerade des feinsten schämen. Wie neben Ziegeln und billigem Glanzstuck die Wange des Marmors von Paros, so schimmert das edle Heldenlied, Homers und Tassos, das von Siegfried, Dietrich, Hildebrand, Roland, Willehalm, unserem ins Gräuel anderen Kampfes gewöhnten Auge. Gegen Altnordisches bäumt sich der Sinn nicht. Wodan sucht seinen Rossen Futter; jetzt Distel und Dorn, übers Jahr wieder Korn. Für eine Stunde befriedigts; ist doch nur Spiel. Schlachtbeschreibung langweilt; wie Erwachsene der Aufmarsch buntlackirter Bleisoldaten. Geschosse von halber Mannshöhe werden auf Menschen geschleudert; der Bedarf ist so ungeheuer, daß die Vorschätzung der klügsten Heeresleitung um vier Fünftel unter ihm blieb. Und wir sollen, jetzt, nachfühlen, wie ein Reiterstück, der Vorstoß eines tapferen Fußvolkshäufleins ein Treffen entschied, das uns gestern gewaltig schien? Oder durch die Schriften von heute waten, noch einmal hören, daß wider uns nur Gesindel steht, und bewundern, wie hastig Gelehrte des Wissens Köcher leeren?

Am Längsten hielt mich die große, prächtige, mit Menzels Zeichnervermächtniß geschmückte Ausgabe der „Werke Friedrichs des Großen", für die Deutschland, nicht Preußen nur, dem Verleger, Herrn Reimar Hobbing, zu Dank verpflichtet ist. Das hat kein anderes Volk: rühmend darfs der Deutsche sagen. An den Generallieutenant Grafen Christoph Dohna: „Ich habe Euch den Befehl über meine ostpreußische Armee übertragen; denn ich setze das Vertrauen in Euer Verdienst, daß Ihr sie gut führen werdet. Darum verbiete ich Euch bei Todesstrafe, einen Kriegsrath abzuhalten; aus solchem gehen nur feige Entschlüsse hervor. Verlasset Euch während des Feldzuges nicht auf die Befehle, die ich Euch geben könnte; denn bei der Natur meiner Operationen wird jede Verbindung zwischen uns aufhören und Ihr müsset nach Eurem eigenen Kopf handeln. Die Last der Führung von zwei bis drei Armeen, die ich hier habe, wird meine Aufmerksamkeit völlig in Anspruch nehmen. Wollte ich Euch also Rathschläge geben, so könnten sie nur oberflächlich sein oder zu spät kommen oder Euch mehr in Verlegenheit bringen als bei Euren Unternehmungen

helfen. Wenn Ihr an nichts Anderes zu denken habet, werdet Ihr, was Euch zu thun frommt, besser beurtheilen als ich, der den Kopf voll von der hier schwer auf ihm lastenden Bürde hat. Haben wir Glück und wird das russische Corps beim Anmarsch auf Schlesien gründlich geschlagen, so mache ich einen weiten Vorstoß und schicke das schlesische Corps über die Weichsel bis in die Nähe von Warschau. Eine Schwierigkeit nach der anderen muß überwunden werden; dann hoffe ich auf eine möglichst vortheilhafte Gestaltung aller Dinge zu Nutzen und Frommen des Staates, dem wir dienen, und unseres gemeinsamen Vaterlandes." Ein Jahr zuvor; „Rechtfertigung meines politischen Verhaltens": „Fast immer wird behauptet, die Könige schuldeten nur Gott Rechenschaft für ihr Handeln. Das ist aber nur im Sinn ihrer unumschränkten Machtvollkommenheit zu verstehen. Kein anderer Fürst kann sie für ihre Handlungen verantwortlich machen; die Stände haben kein Recht, sie nach den Gründen ihrer Entschlüsse zu fragen. Dennoch vergiebt ein guter Fürst seiner Würde nichts, ja, er folgt nur der Pflicht, wenn er sein Volk, dessen Haupt und erster Diener er nur ist, über die Gründe aufklärt, die ihn zu diesem, nicht zu jenem Entschluß gebracht haben. Da ich, Gott sei Dank, weder den Hochmuth des Gebieters noch den unerträglichen Dünkel der Königswürde besitze, so trage ich keinerlei Bedenken, dem Volk, zu dessen Herrscher mich der Zufall der Geburt gemacht hat, Rechenschaft über mein Handeln abzulegen. Meine Absichten waren lauter, meine Pläne sollten nur die Ruhe und den Frieden des Staates sichern. Mein Gewissen ist so rein, daß ich mich nicht scheue, meine Gedanken laut auszusprechen und die geheimsten Triebfedern meiner Seele zu zeigen. Man klage mich, wenn man Lust hat, vor dem Richterstuhl der Politik an. Seit der Liga von Cambrai hat Europa kein so verhängnißvolles Komplot wie dieses erlebt. Und selbst die Liga läßt sich nicht mit dem gefährlichen Triumvirat vergleichen, das sich jetzt erhebt, sich das Recht anmaßt, Könige zu ächten, und dessen ehrgeizige Absichten noch nicht einmal ganz offenbar geworden sind. Würde man einen Wanderer, gegen den sich drei Straßenräuber mit ihren Spießgesellen zusammengethan haben, der Unklugheit zeihen, weil er in der Tiefe des Waldes ermordet wird, durch den seine Geschäfte ihn führen mußten? Was sind wir doch für armsälige Menschen! Nicht nach unseren Beweggründen urtheilt die

Welt über uns, sondern nach dem Erfolg. Was bleibt uns übrig? Wir müssen Glück haben." An den Bruder Heinrich: „Mit aller denkbaren Energie sollst Du die Mannszucht wahren. Hat Jemand schwer dagegen gefehlt, so kannst Du ihn, nach abgehaltenem Kriegsgericht, wenn er es verdient, mit dem Tod bestrafen. Verhüte nach Möglichkeit Plünderungen und bestrafe die Offiziere streng, die sie nicht verhindert haben; vor allen aber die, die sich so weit vergessen, solche Niedertracht zu begehen. Ich empfehle Dir, stets offensiv vorzugehen. Glaubst Du, der Feind könne Dich zur Schlacht zwingen, so greife ihn an; aber laß Dich nie von ihm angreifen. Herrscht bei Deiner Armee irgendein Mangel, an Aerzten oder Adjutanten, so fordere nur gleich Abhilfe, damit sie zu rechter Zeit erfolge. Insbesondere empfehle ich Dir Fürsorge für die armen Verwundeten und Kranken. Sie gerade bedürfen aller Rücksicht, wie sie Leuten gebührt, die sich für ihr Vaterland opfern."

Zwei Tage vor der Schlacht bei Leuthen, zu den ins parchwitzer Hauptquartier gerufenen Befehlshabern: „Ich verließ mich auf Ihren Muth und Ihre Erfahrung, als ich den Plan zu der Schlacht machte, die ich übermorgen liefern werde und liefern muß. Gegen alle Regeln der Kunst werde ich einen beinahe ums Doppelte stärkeren, auf Anhöhen verschanzt stehenden Feind angreifen. Ich muß es thun oder Alles ist verloren. Wir müssen den Feind schlagen oder uns vor seinen Batterien, Alle, begraben lassen. So denke ich. So werde ich auch handeln. Ist unter Ihnen Einer, der nicht so denkt: er fordere auf der Stelle seinen Abschied. Ohne den geringsten Vorwurf werde ich ihn bewilligen... Ich habe gewußt, daß mich Keiner von Ihnen verlassen werde. Sollte ich bleiben und Sie nicht für Das, was Sie thun werden, belohnen können, so wird es unser Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager und sagen Sie, was ich Ihnen hier gesagt habe, Ihren Regimentern; auch, daß ich auf jedes genau achten werde. Das Kavallerieregiment, das nicht gleich, wenns befohlen wird, sich à corps perdu in den Feind hineinstürzt, lasse ich nach der Bataille absitzen und mache es zu einem Garnison-Regiment. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahne und die Säbel und ich lasse den Leuten die Borten von der Montur schneiden. Nun leben Sie wohl! Uebermorgen um diese Zeit haben wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder." Aus

den Denkschriften, die Fritz nach dem russischen Vorstoß gegen Ostpreußen, im Sommer 1756, an den König von England schickte: „Preußen steht dicht vor dem Ausbruch des Krieges. Aber alle schlimmen Umstände entmuthigen es nicht. Drei Dinge können das europäische Gleichgewicht wiederherstellen: die enge und innige Verbindung zwischen den beiden Höfen von Berlin und London; fleißige Bemühungen, neue Bündnisse zu schließen und die Absichten der feindlichen Mächte zu durchkreuzen; und Wagemuth noch im Angesicht der größten Gefahren. Ich habe Kenntniß von den Bewegungen der russischen Truppen. Danach glaube ich mich für den Winter vor all ihren schlimmen Absichten sicher. Ich fordere vom König von England keinerlei Hilfe. Will er mir im nächsten Jahr ein Geschwader für die Ostsee stellen, so wird der londoner Hof den berliner dadurch aufs Neue zu Dank verpflichten. Glaubt der König von England, seine Flotte anderswo, insbesondere zur Vertheidigung seiner Insel, zu brauchen, so verzichte ich auf diese Hilfe. Um am Beginn des nächsten Frühjahrs schlagfertig zu sein, dürfen wir keinen Augenblick für unsere Arbeit verlieren. Bleiben wir mit verschränkten Armen stehen, so werden wir, Einer nach dem Anderen, zermalmt, weil wir die Vortheile nicht ausgenützt haben, die wir von der Gunst der Zeit und von unserer Wachsamkeit erwarten durften.“ Im Januar 1758: „Während die Franzosen all ihre Kräfte einsetzen und gegen die Engländer und deren Alliirte mit aller Macht und in Gemeinschaft mit den größten europäischen Mächten vorgehen, nützt England nur einen Theil seiner Kräfte und läßt den anderen brach liegen. Man meint, einen starken Mann im Kampf gegen einen anderen zu sehen, dessen Arm gelähmt ist. Welchen Erfolg kann England von diesem Verfahren erwarten, wenn nicht den, daß seine Bundesgenossen in Deutschland wirklich zermalmt werden und daß Frankreich triumphirt? Dann wird es Deutschland Gesetze vorschreiben und, im Besitz von Ostende und Nieuport, mit allen Kräften über die Britteninseln herfallen. Mir scheint, England müßte entweder ein Corps nach Deutschland schicken oder, wenn es Das, aus schwer zu errathenden Gründen, nicht möchte, lieber seine nutzlosen Truppen verringern, um sich diese Ausgabe zu sparen und dafür größere Rüstungen zur See machen. Dann wird es wenigstens auf einem der beiden Elemente die Oberhand über den Erbfeind seiner Macht

und der europäischen Freiheit erlangen." Eine jetzt, da wir einen Präventivkrieg führen und auf der ganzen Erde als die Angreifer verschrien werden, wider gewichtige Stelle aus Fritzens Schutzschrift gegen Oesterreich (August 1756): „Gewiß beginnt der König die Feindsäligkeiten. Da aber dieser Ausdruck oft mit ‚Angriff' verwechselt wird und der wiener Hof stets geflissentlich darauf ausgeht, Preußens Schritte zu verleumden, so ist es nöthig, den Sinn beider Worte zu unterscheiden. Unter ‚Angriff' versteht man jeden Akt, der dem Sinn eines Friedensvertrages zuwiderläuft. Ein Offensivbündniß, Feinde, die man einer anderen Macht erweckt und zum Kriege gegen sie drängt, Pläne zum Einmarsch in die Staaten eines anderen Fürsten und zu plötzlichem Ueberfall: Das sind Angriffe, obwohl nur das Letzte zu den Feindsäligkeiten gehört. Wer diesen Angriffen zuvorkommt, kann Feindsäligkeiten beginnen, ist aber nicht der Angreifer. Der König erklärt, daß die Freiheit des Deutschen Reiches nur mit Preußen zugleich begraben werden soll. Er ruft den Himmel zum Zeugen dafür an, daß er alle geeigneten Mittel erschöpft hat, um seine Staaten und ganz Deutschland vor der Geißel des drohenden Krieges zu bewahren, nun aber gezwungen ist, die Waffen zu ergreifen, um Oesterreichs Verschwörung gegen seine Besitzungen und seine Krone zu sprengen. Er entsagt seiner gewohnten Mäßigung, weil sie aufhört, eine Tugend zu sein, wenn es gilt, seine Ehre und Unabhängigkeit, sein Vaterland und seine Krone zu vertheidigen."

Ein anderer Ton; des Satirikers. Russische Schiffe bedrohen Preußens Küste. England will Geld, aber kein Geschwader schicken. Aeugelt es immer noch, wie in den Tagen der Erbfolgekriege, mit Oesterreich? Dem Gesandten Seiner Huldvollen Majestät läßt Fritz, im Juli 1757, eine Satire überreichen, die andeutet, wie „Oesterreichs Gesandter in London 1763 Subsidien von England erlangen könnte". „Wenn er die Geister durch schöne Reden lange genug bearbeitet und die frühere Verblendung seines Hofes beklagt hat, wird er den englischen Ministern geschickt einblasen, daß man sich in Wien über nichts größere Vorwürfe mache als über die Abtretung Ostendes an die Franzosen; denn in ihrem Besitz schade dieser Hafen dem englischen Handel sehr. Man wisse in London ja, daß der wiener Hof die Provinzen Flandern und Brabant stets als lästigen Besitz angesehen habe;

wenn er Ostende den Franzosen wieder abnehmen möchte, so geschehe Das nur aus Rücksicht auf den englischen Handel, an dem Wien das allergrößte Interesse nehme. Gerührt von diesem Interesse und von der ehrlichen Reue der Königin von Ungarn bewilligt ihr das britische Ministerium von 1763 ab jährlich eine Million Pfund Sterling, um Ostende, Nieuport, Veuren, Dixmuiden und Dünkirchen den Franzosen wieder zu entreißen; verspricht, das Vergangene als ungeschehen zu betrachten; und bezeugt, daß England in Europa keine eifrigere, uneigennützigere und dankbarere Bundesgenossin finden kann als die Königin von Ungarn. Dixi."
Aus den „Briefen an das Publikum": „Ich kenne Ihre unersättliche Gier nach Neuigkeiten und hege den Ehrgeiz, sie zu sättigen. Die gewöhnlichen Ereignisse, wie Ihre Berichterstatter, die kleinen Gesandten, die Sie in Europa unterhalten, wöchentlich zweimal erzählen, sind Ihnen langweilig geworden. Sie wollen etwas Besonderes. Zittern Sie für die Ruhe Europas! Wir stehen vor einem Ereigniß, welches das von unseren Vätern weislich geschaffene Gleichgewicht der Mächte über den Haufen werfen kann. Sollte es zum Krieg kommen, so können die Stadt Aix, der König von Fez und der Hospodar der Walachei ihr Bündniß durch den Beitritt Chuli-Khans, des Gerechten, der seinen Oheim und seine Brüder blenden ließ, und des jetzt regirenden Schahs von Persien verstärken. Sollten Diesen aber die inneren Unruhen, die sein schönes Reich aufwühlen, allzu sehr in Anspruch nehmen, so bleibt ihnen immer noch das Bündniß mit dem Großmogul oder dem Kaiser von Japan, aus deren Ländern sie Kamele und wirkliche Elephanten beziehen könnten. So vielen vereinten Mächten kann der berliner Hof nicht widerstehen und wir dürfen hoffen, daß bald der Glückstag kommen wird, wo er seinen Feinden unterliegt. Welche Freude wird uns dieses sehnlich gewünschte Ereigniß bescheren! Soeben erfahren wir, daß der Botschafter von Fez die Kolik bekommen hat und sich an der großen Zehe operiren lassen will. Wie ein berühmter Arzt versichert, kommt sein Uebel daher, daß er sich im Schimpfen übernommen hat. Sein Wundarzt behauptet, es sei eine Diplomatenkrankheit und der Gesandte habe für angebracht gehalten, sich vom Hof zu entfernen."

Ueber die Monarchen: „Fürsten, die, ehe sie Könige wurden, schlichte Menschen waren, können sich der Gewöhnung an die Kost

der Schmeichelei entziehen. Die ein Leben lang Herren hießen, haben sich stets vom Weihrauch gesättigt wie die Götter und würden an Entkräftung hinsterben, sollten sie einmal ohne Lob auskommen. Schmeichelei, die sich an Thatsächliches hält, ist die feinste von allen; da bedarfs eines feinen Unterscheidungvermögens, um das leise aufgetragene Mehr oder Minder wahrzunehmen. Schmeichelei dieser Art wird nicht einem König Poeten in die Laufgräben mitgeben, damit sie von seiner Tapferkeit berichten; sie wird sich auch hüten, Opernprologe, von Ueberschwänglichkeit strotzende, oder abgeschmackte Widmungen und kriecherische Episteln zu verfassen; selbst einem wirklichen Helden wird sie nicht mit der Herzählung seiner Großthaten in den Ohren liegen. Der Werth der Königreiche hängt von den Männern ab, die regiren; erinnert Euch, daß England unter Cromwell geachtet, unter Karl dem Zweiten verachtet wurde. Der König muß verschwiegen sein, sich selbst beobachten, der eigenen Affekte Herr werden, seine Absicht verdecken, seinen Charakter verhüllen und nichts Anderes sehen lassen als eine gemessene, durch Rechtsgefühl gemilderte Entschlossenheit. Bündnisse sollt Ihr nur mit Denen schließen, die genau die selben Interessen mit Euch gemein haben. Hütet Euch aber, auf die Zahl und die Treue Eurer Bundesgenossen zu bauen. Rechnet nur auf Euch selbst: dann werdet Ihr Euch nie täuschen. Und sehet Eure Verbündeten und Verträge nur als Surrogate an. Meinen Nachfolgern empfehle ich, in allen Verhandlungen höflich zu sein und nie zu drohen, nie hochmüthige oder beleidigende Worte zu gebrauchen." Ueber den Feldherrn: „Von ihm, der ein Ehrenmann und guter Staatsbürger sein muß, fordert man Verstellungskunst und dabei doch den Anschein von Natürlichkeit, Sanftmuth und Strenge, stetes Mißtrauen und unerschütterliche Ruhe. Er soll seine Soldaten, aus Menschlichkeit, schonen und doch manchmal verschwenderisch mit ihrem Leben umgehen, soll mit dem Kopf arbeiten und doch thatkräftig handeln, verschlossen und gründlich sein, über Alles Bescheid wissen und die kleinen Einzelheiten, von denen so oft Großes abhängt, nicht gering schätzen. Er ist die Schildwache seiner Armee; er muß sehen, hören, vorausschauen und allem Unheil, das ihr widerfahren könnte, vorbeugen. Immer muß er sich fragen: ‚Welche Pläne würde ich machen, wenn ich an des Feindes Stelle wäre?' Hat er sich solche Pläne ausgedacht, dann muß

er die Mittel ersinnen, durch die sie zum Scheitern gebracht werden können. Wollt Ihr die Liebe Eurer Soldaten erwerben, so überanstrengt oder gefährdet sie nur, wenn sie selbst einsehen, daß es nothwendig ist. Seid ihr Vater und nicht ihr Henker. Die Hauptarbeit des Heerführers ist Arbeit am Grünen Tisch. Die genügt aber nicht. Er muß auch befehlen, ausführen und stets mit eigenen Augen sehen. Mit trägem Geist oder Körper werdet Ihr nie den großen Feldherren gleichen, die uns Vorbilder sind. Seid langsam im Ueberlegen, aber rasch von Entschluß; ein schlechter, schnell ausgeführter kann noch nützlicher sein als ein Zustand der Entschlußlosigkeit. Und: bringet Euch nie muthwillig in Lebensgefahr."

Vom Stamm bricht Jeder die Frucht, nach der ihm der Gaumen steht. Die hier gepflückte, gehäufelte muß jedes deutsche Herz freuen. In großem Ereigniß ein starker Mensch, der auf der Kuppe des Siegerglückes nüchtern bleibt, im Schimmer junger Macht sich den Muth zu prunkloser Wahrhaftigkeit erhält, für Mit- und Nachwelt sich nie putzt noch schminkt, niemals hübscher aussehen will, als er ist. Nicht so dämonisch rasend und schwärmend wie Kleist (dessen Dorfrichter er lachend verstehen, sogar, hätte dem Dichter Fritz nicht die Hand des Talentes gefehlt, auf den Klumpfuß stellen konnte) und dürrer als Bismarck (dem er das Versteckspiel mit Schleswig-Holstein, auch die listige Bescheidung in Nikolsburg, doch nicht den Junker Faust und die Durchlaucht Prometheus vormachen mochte); aber Beiden verwandt und, als seines Wollens Feldherr, Beiden um Schwerteslänge voraus. Der ist just heute lesbar. Aber: auch keine Insel. Die Seele, die nur halb bei dem Buch ist, lugt nach Vergleichsmöglichkeit. Hätte England mehr auf Fritzens Karte gesetzt: Europas Stirn wäre heute nicht so tief gefurcht. Schnell spinnt das Hirn weiter: Wie wird sie sein, wenn Venus wieder in Konjunktur mit dem der Erde nahen Mond ist? Wird dann jede Nation ihre Kinder unter einem Schirm haben? Jede ein kleines Heer unter der Waffe halten, alle Mannschaft aber für den Wehrdienst vorbilden? In Ost und West der Bündnißkitt zerhämmert, aus den Fugen gebröckelt sein? Und werden die Größten, durch Nationaleinheit Stärksten einander den Besitzstand verbürgen? Oder platzt die Firnißschicht völlig, die Christenheit und Kultur vortäuschte, wüthet's wölfisch fort und holt Amerika die Kronkleinodien der Europäer übers Meer? Nur He-

lios vermags zu sagen, der alles Irdische bescheint. Regirerkunst von 1760; vor Siéyès und Robespierre, Bonaparte und Stein. Ohne Chor; über Völkern, die kaum erst zu flüstern wagen. Ihr hebet die Achseln: Wie kinderleicht! Schlachten, deren Schicksal vom Eingriff einzelner Regimenter und Batterien bestimmt wird; deren Hauptgefild von einem Hügel aus zu übersehen ist. In deren Getümmel der Feldherr, der König sprengt, seine Schaar in Hitze zu spornen. Ihr lächelt. Heute! Ein Dutzend Millionen Gerüsteter; mehr noch. Drei Erdtheile das Schlachtfeld; alle fünf Rekrutirungstätte. Eine Million Toter; eine Gefangener; zwei Millionen Verwundeter. Und immer reiht sichs, überall noch, neu. In einem Bezirk, einem, gebiert jeder Tag sieben frische Geschütze. Wie eine erzschuppige Riesenschlange wälzt Munition sich an alle Fronten. Auf dem Festland, in der Luft, auf und unter dem Wasser wird, in Licht und Dunkel, gekämpft. Ganze Provinzen bersten in Trümmer. Und die Feldherren sitzen, weit vom Schuß, zwischen Generalstabskarten und Meldungen, eigenen und dem Feind abgefangenen, am Hörrohr. „Verbinden Sie mal mit der Siebenten Armee. Guten Morgen. Danke; leidlich. Links nachgeschüttet? Dann klappts ja wohl. Eben gemeldet, daß die Leute drüben zwei Corps in das Gelände des aufgeriebenen nachwerfen wollen. Bitte, für feurigen Empfang vorzusorgen; das dazu Nöthige haben Sie jetzt ja wieder. Geben Sie mir mal das Centrum." Wie fern ist uns Leuthen! Kaum näher als Cannae, wo Hannibal in seine fünfzigtausend Punier das an Zahl überlegene Römerheer einkeilte und wie Töpferkram in Scherben hieb. Ein gewaltigeres Cannae hatten Phantasten uns für den Frühherbst geträumt. Die ahnten nichts von dem Graus des neuen Großmachtkrieges, der des Feindes Vermögen abnützen, erst gegen den siechen den Hauptschlag führen will. Fritz: Uebermorgen sind wir Sieger oder Leichen. Stratege, Wehrverwalter, Anführer in Einem; dicht vor dem Feind. Schon dem großen Moltke schien solche Dreieinheit ein Bleibsel aus der Kindheit des Kriegswesens. Wenn ers durfte, mied er das Schlachtfeld. Wollte nicht den Ertrag seiner Rechnung in Fleisch und Blut sehen; nicht durch die Vorstellung solchen Gräuels den Entwurf des nächsten Grundrisses stören. Ungeduldig ließ er die hageren Fingergelenke knacken, wenn er Roon im Großen Hauptquartier erblickte und „Meinung" äußern hörte.

Zwischen den Aufgaben des Generalstabshauptes und denen des Kriegsministers konnte ihm der Grenzstrich nicht dick genug sein. Wie Gewitternachhall grollts aus dem Satz seiner Kriegsgeschichte: „Der Generalstabschef gehört ins Feld, der Kriegsminister nach Berlin." Im Feld war er, das Instrument behutsam weitsichtiger Politik, der Vollender des fritzischen Werkes. Das zerfiel zwei Jahrzehnte nach des Wirkers Leib. Als die hundertste Wiederkehr des Friedrichtages gefeiert wurde, hatte Preußen sich seinem Ueberwinder, dem Franzosenkaiser, verbündet. „Die Freiheit des Deutschen Reiches kann nur mit Preußen zugleich begraben werden." Von unseres Denkens Spindel summt immer das selbe Lied. Und nirgends ist ein Kahn zu erspähen, der die Seele, wärs für Stunden, auf eine ummauerte Insel trägt.

Valona.

Den ersten Machtgewinn aus dem Krieg hat ein noch Neutraler geheimst: Italien. Dessen Truppe wacht und gebietet in Valona. Das allerliebste Zettelspiel, das, um sie hinzubringen, die Herren Aliotti und Essad, Roms pfiffige Vertreter in Albanien, ersonnen hatten, darf man heute noch nicht durchleuchten. Piemont auf der Ostküste der Adria; in stiller Zeit wärs das Signal zu einem Kriege gewesen. Jetzt? „Wenn Europa wieder Ruhe hat, verständigt man sich rasch über Kleinkrämerei." Rasch; auf dem Grab einer Hoffnung. Feines Gehör vernahm wohl gar ein Aufathmen. „Vielleicht ersparts uns für dieses böse Jahr den Kampf um Trient." Schon 1876 schrieb Andrassy an den Botschaftrath Freiherrn von Seiller nach Berlin, Italien harre ungeduldig des Tages, der ihm die Eroberung des Trentino gönnen werde, und sei bereit, die Mantelschleppe des Zaren zu tragen, der dieses Tages Ankunft beschleunige. Das Deutsche Reich wird sich solchem Versuch nicht entgegenstemmen. „So lange Kaiser Wilhelm der Erste lebt, so lange Bismarck am Steuer steht, ist Preußen für irgendein Vorgehen gegen Rußland nicht zu haben." Erzherzog Albrecht diktirts dem getreuen Beck; und Kaunitzens Erbe am Ballhausplatz braucht sichs nicht als Denkzettel über den Schreibtisch zu kleben. Das Abkommen von Reichstadt sichert ihm Rußlands Zustimmung zu der Besetzung der zwei türkischen Nordbalkanprovinzen. Als Entgelt verspricht er Oesterreich-Ungarns

Neutralität für die Dauer des Russenkrieges gegen die Türkei. Und geht mit Gortschakows Quittung dann nach Berlin; in die Wilhelmstraße. An Albanien wird noch nicht ernstlich gedacht.

Als Salisbury, Englands Zweiter auf dem Berliner Kongreß, im Einverständniß mit Deutschland und Rußland, den Oesterreichern die Besetzung Bosniens und der Herzegowina (und damit ein Hinterland für den dalmatischen Küstenstrich) angeboten hatte, wurde Italien nervös und sein Erster Vertreter, Graf Corti („ein kleiner, häßlicher Mann, der wie ein Japaner aussieht“, notirt Hohenlohe), kitzelte den Grafen Andrassy mit der stumpfen Frage, von welchem Standpunkt aus die wiener Regirung an das Werk der Okkupation gehen werde. Fast barsch klang die Antwort: „Vom europäischen Standpunkt aus; mehr habe ich nicht zu sagen“. Corti schwieg; und hat den Türken angedeutet, jeder fühlbare Versuch, den österreichischen Vormarsch zu hindern, wäre als Kriegsfall betrachtet worden. Mit Englands Zustimmung. Trotzdem es mit dem Sultan ein Defensivbündniß geschlossen, als Ertrag Cypern eingehandelt und damit, nach dreißig Jahren, einen Traum seines Wortführers verwirklicht hatte. In seinem Roman „Tancred“ hatte Benjamin D'Israeli gesagt: „England braucht ein neues Absatzgebiet für seine Baumwolle und darf nicht rasten, bis in Jerusalem das Volk Turbane aus Kaliko trägt. England soll nicht noch einmal ohne Lohn für die Türken arbeiten. Wir müssen Cypern nehmen.“ Jetzt hat ers; heißt Earl of Beaconsfield, ist, der als Jude Geborene, Führer des Feudaladels und Premierminister, wird in allen londoner Straßen bejubelt und von der Königin mit dem blauen Bande des Garterordens geschmückt. Salisbury sagte von ihm, der große Redner habe noch nie eine Karte von Kleinasien gesehen; das Mittelmeergeschäft aber hat der steife Earl in Berlin klug und kühn geführt und den alten Gortschakow (den Peter Schuwalow „eine absolute Null“ nannte) schlau, außer in puncto Batum, übertölpelt. Den Türken ging es schlecht. Bismarck, schreibt Karatheodory, „glaubt nicht an die Zukunft des Osmanenreiches. Da ihm alle Halbheit zuwider ist, würde er einen Alttürken eher achten als einen Fezträger, der sich europäischer Civilisation anzuähneln sucht. Was nicht für die Großmächte und ihr Verhältniß zu einander Bedeutung hat, interessirt ihn nicht. Als die vom Sultan Bevollmächtigten dem Plan, den Bulgaren Warna und den Sani-

schak von Sofia zu geben, widersprechen wollen, warnt sie des Präsidenten strenge Stimme, der Kongreßarbeit Hindernisse zu bereiten, die er im Nothfall nicht nur mit Worten abwehren würde." Und die Briten waren nicht freundlicher; warfen den Musulmanen immer wieder blinde Verkennung des eigenen Nutzens vor. Freilich leugnet Beaconsfield jede Absicht auf eine Theilung der Türkei und tröstet das „alte Reich, das von dieser Hohen Versammlung gestützt werden soll", mit der Erinnerung, daß auch England einst Provinzen verloren habe. Doch das schönste Wort schließt keine Wunde. Den Balkanstaaten war der Kongreßsaal verriegelt; ihre Vertreter wurden nur als Bittsteller gehört. Hellenenherrlichkeit, gar die Glorie der Symeon und Stephan Duschan: Das steigt nie wieder aus der Gruft. Darüber sind alle Großmächte einig. Das Kleinzeug hat zu gehorchen. (Nur Albanien gehorcht nicht. Der Kongreßbeschluß, der dem Fürstenthum Montenegro Theile Albaniens zuspricht, kann nicht ausgeführt werden. Gegen Griechen und Montenegriner, bald auch gegen die Hohe Pforte steht der Albanerbund auf, der, unter dem Bannerspruch: „Gott schuf die Nationen vor den Religionen", Christen und Musulmanen vereint und erst, nach zweijährigem Kampf, abrüstet, als dem Fürsten Nikola Petrowitsch ein anderes Beutestück ausgewählt ist.) Denn auf diesem Spiel steht viel Größeres. England will sich die Herrschaft über die Wege nach Indien sichern, Rußland von den Euphratquellen wegschieben, seine Mittelmeermacht kräftigen, die Erstarkung der Slawen hindern, Egypten erobern (und dafür den Franzosen Tunis gönnen; Karthago, spricht Salisbury zu Waddington, dürfen Sie nicht in der Hand der Barbaren lassen). Deutschland will Oesterreich-Ungarn vor eine neue Aufgabe stellen, die den Blick von dem Glanz alter Reichszeit südostwärts wendet, will sich selbst, seiner Kultur und Wirthschaft, mit Oesterreichs Hilfe und mit dem Nimbus des Kongreßgebieters und Weltrichters, den Weg in den Orient bahnen, Italien, das gegen Frankreich zu brauchen wäre, zur Erkenntniß seiner Einsamkeit und seines Anschlußbedürfnisses bringen und, wie Karl Anton von Hohenzollern an seinen Sohn Karl nach Bukarest schrieb, „Rußland und Frankreich isoliren, um die Hände frei zu haben". Als die Großen erlangt haben, was zu erlangen war, darf Jeder feuchten Auges der Rede Beaconsfields lauschen, die kündet, die Unabhängigkeit des

Sultans, der auch in Europa Souverain bleibt, sei des Weltfriedens werthvollstes Pfand und alles Mühens schönste Frucht.

Lange ists her; scheint noch länger. Den Bukarester Frieden stiftet, im August 1913, der Entschluß großer und kleiner Westmächte, den Slawen lieber als den Germanen den Vorrang in Südosteuropa zu gewähren. Er schafft eine strategische Stellung gegen Wien und Budapest; und birgt auch für Rom, in dem Rumänien die Mutter ehrt, inbrünstigen Herzenswunsches Erfüllung. Noch bleiben Hadrians und Konstantinopels Städte den Osmanen. Die verlieren Albanien. Das aber wird (lachet nicht, Zaungäste!) „selbständig". Damit sind Wien und Budapest zufrieden. Ihrer Adriazone dräut keine Gefahr. Slawen und Italern („Montenegro zählt nicht") ist sie gleich fest verriegelt. Dieses Ergebniß wiegt alle Mühen und Aengste der londoner Botschafterkonferenz auf. Das Stichwort fällt für Majestät Wied.

Ein von Rußland unmittelbar, ohne Zwischendeckfirma, beherrschtes Konstantinopel wäre für Oesterreich-Ungarn leichter erträglich als das Valona, in dem Italien die Uebermacht hat. Das lehrt der Blick auf die Karte, der die Kilometerweite zwischen Otranto und Valona ermißt; lehrt in dicken Ballen die italo-französische Literatur über die Altra Sponda und, als dünnster Auszug aller tötlich feinen Kräfte, das Wort des Herrn De Marinis: „Wer Valona hat, ist Herr im Adriatischen Meer." Ein Wort, das aus Irrthum kommt, doch in Klarheit weist. Denn: Herr ist nur, wer außer einer ansehnlichen Flotte Valona und Otranto oder Brindisi hat, also das Meer nach Willkür sperren, in übler Laune den Stiefelabsatz in die Balkanflanke drücken kann. „Von der Otrantostraße und vom Aegaeischen Meer muß die Erneuung der fratellanza latina ausgehen", sagt Herr Charles Loiseau; und: „Die Adria ist ein zu enges Feld, als daß es dem politischen und dem wirtschaftlichen Lebensdrang zweier Großmächte ausreichenden Raum gewähren könnte." Das Buch, das diese Sätze enthält, neckt uns mit dem Titel: „L'équilibre adriatique." Das adriatische Gleichgewicht, für das eine ganze Donnerlegion unter Prinetti, Guiccardini, San Giuliano und anderen Illustren, zunächst nur mit Zunge und Feder, gekämpft hat, sollte erst gesichert sein, wenn Italien beide Ufer in zärtlicher Umschlingung hält und Oesterreich-Ungarn sich in das Verhängniß ergeben hat, in dem Nordsäckchen stecken zu bleiben.

Der Vertrag vom Jahr 1897? Dessen Ursprung und Zweck ist nicht schwer zu erklären. Kaiser Franz Joseph war in Petersburg gewesen und zwei Drittel von Europa glaubten an einen austrorussischen Vertrag über die Theilung des europäischen Türkenerbes. (Erst das Livre Jaune Nr. 20 von 1902 hat, meines Wissens als erste beglaubigte Darstellung, durch den Bericht des Marquis de Reverseaux an Delcassé den Ausspruch des Grafen Goluchowski über den Kreis der Ungarischen Delegation hinaus bekannt gemacht: in Petersburg sei Geschriebenes weder erbeten noch gegeben, sondern nur mündlich vereinbart worden, daß beide Regirungen, wenn es nöthig werde, durch eine gemeinsame Handlung dem Balkan Frieden aufzwingen werden. Wie lange schmolz der Schnee dieses Jahres!) Italien kam aus dem abessinischen Krampf. Hanotaux und Visconti-Venosta hatten Italiens tunesische Wundfläche zu überpflastern versucht. Die Irredenta fluchte laut dem Dreibund, der das Königreich hindere, seinen Rechtsanspruch auf Albanien durchzufechten. Und am vierundzwanzigsten Oktober 1896 hatte König Victor Emanuel sich der Tochter des Fürsten Nikola von Montenegro vermählt; der König des Staates, der von Egypten und Tunesien ausgeschlossen war, dem England, noch lange, Tripolitanien nicht gönnen zu wollen schien und den die Hasser des alten Dreibundes auf Valona als den Ersatz für Biserta hinwiesen; der höchste Vertreter des Volkes, das sein nicht nur von Anatole France empfundenes „génie de la juxtaposition" auch einmal im Dickicht zwischen Bündnißpflicht und Verwandtengefühl bewähren konnte. Mißtrauische Unruhe auf beiden Seiten der Adria; auf beiden auch (Das dünkt mich die Hauptsache) noch die Gewißheit, daß nach dem Ableben des lieben alten Gevatters Statusquo, dieses Spätlings aus Metternichs vieux-marcheur-Zeit, Oesterreich-Ungarn in der Westbalkansphäre die unangefochtene, unanfechtbare Vormachtstellung erhalten und im Golf von Saloniki die Wacht am Wardar und an der Römerstraße Dyrrhachion-Byzantion (oder Dratsch-Zarigrad) übernehmen werde. Zwei Stimmung- und Meinungströme konnten in den Entschluß münden, Albaniens Zukunft an den umblitzten Flaggenschaft austroitalischen Einvernehmens zu hängen. Das war einmal.

Heute sieht das terrestrische und ozeanische Bild anders aus. Italien hat früher, als beim Abschluß des Geheimvertrages (Del-

cassé-Prinetti; Lord Lansdowne hat ihn bald danach huldvoll bestätigt) zu ahnen war, aus den Tümpeln des der Triple-Entente so paktolisch einträglichen Marokkohaders Tripolitanien und die Kyrenaika gefischt, ist im mediterranischen Ostbecken Großmacht, langt von Genua bis ins Syrtenmeer, von Venedig bis in die Barka. Und Oesterreich-Ungarn? Hatte den Sandschak Nowibazar aufgegeben (die Franzosen sagen: weil Lexa von Aehrenthal den Italo-Albanesen und Petrowitsch-Italern ein greifbares Pfand aufrichtiger Freundschaft bescheren wollte) und blieb von allen nicht besiegten Balkanmächten, da auch Rumänien sich rundete, die einzige, der aus dem Kriegssemester kein Land zuwuchs.

„Wer den Weg nach Saloniki beherrscht, hat die Erste Hypothek auf Albanien. Wer Valona hat, herrscht im Adriatischen Meer." Die zwei Sätze ergänzen einander; und hatten die Anrainer der Adria, Italien und Oesterreich, in das Gelöbniß keuscher Enthaltsamkeit getrieben. Damit nicht Einer schwelge, sollten Beide darben. Doch der Hunger drängte immer wieder an die volle Schüssel. Italien will, ohne Absicht auf Eroberung, „sein Recht wahren". Valona hat den Venezianern gehört, die es 1690 den Türken räumen mußten. Und die Adria ist „das italische Meer". Dann, antwortet Oesterreich-Ungarn, wäre aller Aufwand für Triest und Fiume verthan. Die könnten in einem von Eurer Willkür zugeschnürten Sack nicht athmen. Brindisi Euer Dover, Valona Euer Calais? Und von dort ein Eisenstrang, über Monastir, bis in des Orients Tiefe? Unmöglich; mehr als je, seit unsere Selbstlosigkeit auf die Straße nach Saloniki verzichtet hat. Nun, kaum drei Monate nach dem Tod San Giulianos, der in den Briefen aus Albanien die Stützkraft Valonas und dessen unüberschätzbaren Werth für Italien so laut gerühmt hat, weht Piemonts Flagge am Westbalkanufer. „Die Anarchie war in Albanien, seit der arme Mbret abzog, allzu wüst geworden." Deshalb wurde zuerst die dem Hafen vorgelagerte Insel Saseno, dann Valona selbst besetzt. Da kann eine starke Kriegsflotte nisten, der Oesterreich-Ungarns den Ausgang verrammeln und das Meer zum Becken machen. Daran wird, „natürlich", nicht gedacht. Eine Polizeimaßregel ists, nicht eine politische. Wenn die Ordnung hergestellt ist, fährt Admiral Patris die Bersaglieri heim. Nur dürft Ihr nicht die Geduld verlieren; nicht glauben, aus Albanien solle,

wie vor sechs Jahren gegen die Türkei, jetzt der erste Stoß gegen Habsburgs aufgespartes Balkanimperium kommen.

Articles de Paris.

„Wir werden ermahnt, auf allen Märkten, von denen unsere Feinde vertrieben worden sind, uns ihre Kunden zu werben. Ein schöner Traum. Zunächst aber müssen wir den Muth zu dem Geständniß haben, daß uns die Gefahr droht, unsere eigene Kundschaft zu verlieren, und daß deshalb zur Erörterung der Möglichkeit, die Kundschaft der Feinde für uns zu gewinnen, die Stunde schlecht gewählt ist. Droht uns wirklich solche Gefahr? Ja; um es zu erkennen, braucht man nur Auge und Ohr zu öffnen. Eine der größten Firmen kaufte Nadeln, Garn und Filz in Frankreich. Da unsere Fabrikanten nicht mehr liefern konnten, mußte sie über den Kanal gehen. Drüben forderte man einen dreijährigen Vertrag. Dieser Kunde kann unserer Industrie also frühstens nach drei Jahren zurückkehren. Eine Papierfabrik hatte im Juli versucht, der fremden Konkurrenz eine monatliche Lieferung von zwanzigtausend Kilos einer besonderen Papiersorte wegzunehmen. Die Herstellung ging gut vorwärts, bis die Mobilmachung sie unterbrach. Der Kunde rief überall laut nach Papiermaschinen; fand aber keine. Aus ähnlichen Gründen mußte eine der stärksten Mechanikerfirmen auf eine Lieferung von ungewöhnlichem Umfang verzichten. Natürlich braucht das Heer jetzt Männer. Frankreich über Alles! Und wir sind, vom Geringsten bis zum Höchsten, zu jedem Opfer fest entschlossen. Um aber die Wiederaufnahme der Geschäfte zu erleichtern, könnte man einen Theil der älteren Chefs, der wichtigsten Angestellten und Arbeiter auf ihren Posten lassen. An der Front werden sie nicht gebraucht; im Geschäftsleben könnten sie, wenn auch nicht neue Märkte erobern, doch zu ungeschmälerter Erhaltung unserer alten Kundschaft mitwirken." (Herr Laurent Michaud, Präsident des Verbandes französischer Kaufleute und Industriellen.) In solcher Männernoth sind wir nicht. Auf den Straßen unserer Städte wimmelts von junger Mannheit. Das Hauptgebiet der französischen Großindustrie ist seit fünf Monaten im Besitz des deutschen Heeres und die Handelshäuser können nicht liefern, weil ihnen die zu Arbeit und Aufsicht nöthigen Menschen fehlen. Wie lange kann Frankreich diesen Zustand ertragen?

„Kein Hellsichtiger bezweifelt heute noch, daß wir und unsere Verbündeten der großen Sache des Rechtes und der Menschlichkeit dienen. Vielfach wurde der Legende geglaubt, Demagogie und Anarchie treibe unsere Republik in den Abgrund. Jetzt muß Jeder fühlen, daß die wesentlichen Eigenschaften unserer Rasse nicht geschwächt sind und daß Frankreichs Thatkraft unangetastet blieb. Die Bedrohung unseres Vaterlandes hat allen Haders Flammen ausgelöscht, allen Haß erstickt. Alle wissen, daß freie Bürger nur in einem freien Frankreich leben können. Wer das Vaterland schützt, vertheidigt jeden Herd und jedes Gewissen. Der Demokratie, die unseres Volkes politische Erziehung vollendet und ihm den Sinn für die freiwillig zu erfüllende Pflicht geschärft hat, werden wir einen großen Theil des Sieges zu danken haben.“ (Le Temps.) „In Czernowitz gab der Namenstag des Zaren den Anlaß zu großen Festen. In der Hauptkirche wurde das Te Deum in rumänischer und in russischer Sprache gesungen. General Webel, der russische Oberbefehlshaber, gab im Palast des Statthalters ein Prunkmahl, in dessen Verlauf das russische Herrscherhaus und die Einung aller von Recht und Freiheit begeisterten Völker von Rumänen und Russen gefeiert wurden. Rumänien war durch den Träger der Konsulatsgeschäfte, Herrn Gallin, vertreten, dessen Tischrede eine großartige Huldigung für Rumäniens Volk, König und Heer bewirkte. In Skoplje (Uesküb) sind mehrere Wagons mit Geschenken amerikanischer an die serbischen Kinder eingetroffen, deren Väter im Feld stehen. Von Saloniki aus hatte die griechische Regirung die Geschenke ohne Entgelt befördert und die Hafenarbeiter hatten fürs Ein- und Ausladen nicht die kleinste Vergütung angenommen. Auch vom amerikanischen Rothen Kreuz, das schon fünf Missionen in Serbien hat (jede mit drei Chirurgen, sechs Pflegerinnen, Heilmitteln und Verbandzeug), sind wieder zwei Missionen angelangt. Der Dampfer ‚Jason‘, der die Geschenke der amerikanischen Kinder nach Europa gebracht hat, wird einen Theil der Gegenstände aufnehmen, die Frankreich, weil die Vereinigten Staaten mit drängender Freundlichkeit darum gebeten haben, für die Panama-Pacific-Weltausstellung nach San Franzisko schickt. Besonders gut und reichlich werden alle Bezirke französischer Kunst vertreten sein. Am Neujahrstag haben die in Rom lebenden Rumänen Herrn Barrère, dem Botschafter

Frankreichs, in einer Glückwunschdepesche die Hoffnung ausgesprochen, daß Frankreich, Italien und Rumänien im beginnenden Jahr den Triumph ihrer heiligen Sache erleben werden. Die Depesche schloß mit dem Satz: ‚Rumäniens Herz wird immer da sein, wo die ruhmreichen Fahnen Frankreichs und seiner Bundesgenossen wehen, zu denen unsere Mutter Italia gehört.‘ Der amerikanische Senat hat das Einwanderergesetz angenommen, aber verlangt, daß des Lesens und Schreibens Unkundige ausgeschlossen seien. Präsident Wilson war gegen diesen Zusatz. Die Einwanderung belgischer Bauern hat der Senat gestattet, nachdem Herr Root, früher Staatssekretär, sie empfohlen und gesagt hatte: ‚Seit die Vereinigten Staaten leben, hat niemals eines Volkes Schicksal das Mitgefühl der Amerikaner und ihren Drang, zu helfen, so mächtig aufgerüttelt wie das Los Belgiens; und weil sichs um ein Ereigniß handelt, wie die moderne Zeit noch keins sah, um ein Volk, dem die staatliche Ordnung, der Heimathboden genommen ist und dessen Millionen Menschen ohne Erwerbsmöglichkeit ins Exil gezogen sind, deshalb muß unser Gesetz für dieses Volk eine Ausnahme machen.‘ In Berlin hat jede Sehnsucht und jeder Wunsch nur ein Ziel: Frieden! Den glaubten Alle ganz nah; und sie sind entsetzt, wenn man ihnen sagt, der Krieg werde ein Jahr, vielleicht zwei Jahre dauern. Die Zeitungen haben sie mit günstigen Nachrichten so voll gepfropft, daß die Menge drauf schwört, noch im Januar werde das Heer des Marschalls von Hindenburg mit den Russen fertig sein, dann nach West gehen und in vier Wochen Franzosen und Engländer völlig besiegen. Auch wurde Ungeheures von dem Eingriff der Türken erwartet; und noch mehr von einer Ueberraschung, die, wie man leise, mit geheimnißvoller Miene, wisperte, zwischen Weihnacht und Neujahr Ereigniß werden sollte. Marine und Luftschiffe, hieß es, werden London beschießen: dann muß England sich auf Gnade oder Ungnade ergeben.“ (Le Temps.) „In der Nacht, da in Triest die Beschießung aus französischen Schiffen gefürchtet wurde, ist der Statthalter, sind die Spitzen der bürgerlichen und militärischen Behörden geflohen. Das hatte auf die Stadtbewohner einen tiefen Eindruck gemacht. Um ihn zu tilgen, ließ der Statthalter das Gerücht verbreiten, es habe sich um eine Probe gehandelt, die erweisen sollte, ob Garnison und Behörden in Bereitschaft seien, im

Nothfall sich aus Triest auf die ihnen angewiesenen Stellungen, auf den die Stadt umgebenden Hügeln, zu retten." (Giornale d'Italia.)

„Wir wissen, daß 1915 für uns und unsere Genossen das Jahr des Sieges sein wird. In Deutschland sind, im Volk und in der Heeresleitung, Zeichen der Unruhe sichtbar geworden. Daß man in Berlin die Preßfreiheit noch fester als bisher knebeln will (was schwer ist), gehört zu den uns günstigen Symptomen. Damit aber der Sieg werde, muß man ihm die Möglichkeit des Seins sichern; damit er bald komme, muß man den nöthigen Preisaufwand wagen. Der Heldenmuth der verbündeten Truppen und unsere Ausdauer genügen nicht; unsere Wehrmacht muß an Zahl so stark sein, daß sie den Feind aus seiner Stellung jagen kann. Auf die entscheidende Wirksamkeit der Seesperre, die weder bequem noch lückenlos ist, und auf die wirthschaftliche Erschöpfung des Feindes dürfen wir nicht allzu fest bauen. Wir brauchen den Deutschen an Zahl überlegene, mit Waffen und Munition reichlich gerüstete Streitkräfte: sie erst werden den schrecklichen Krieg rasch enden, der Europa verwüstet und unsere Jugend hinmäht. Deshalb müht sich Deutschland so hitzig, den Eingriff Italiens und Rumäniens zu hindern, deren Streben offenbar ist. Noch mehr fürchtet es die Japaner. Die Mitwirkung dieser drei Reiche würde ihm die letzte Hoffnung rauben, seinem Verhängniß zu entrinnen. Ohne Säumen müssen wir also das unterirdische Wühlen der deutschen Diplomatie vereiteln, deren Unfähigkeit und Ohnmacht, uns zum Heil, nicht mehr erwiesen zu werden braucht, und uns so schnell wie irgend möglich jeden Beistand sichern, der das Glück Europas und die Größe unseres Landes zu wahren vermag. Wir haben nicht nur mit Räubern und Strauchdieben, sondern auch mit schlauen Hehlern zu thun. Die Vorsicht, die sie treibt, ihren Raub vor dem Rachezug unseres Heeres in Sicherheit zu bringen, verräth ihre Angst. Müssen wir nicht nach jedem Mittel greifen, um unser wundes, ausgeplündertes, von Trauer und Trümmern bedecktes Frankreich von der wilden Bande zu erlösen, die auf unserem gestern noch vom Licht der Freiheit bestrahlten Boden schlimmer haust, als das Gesindel in den dunkelsten Tagen der Erdverwüstung that?" (Senator Pichon im Petit Journal.) „Gegen uns stehen nicht Krieger, sondern für Verbrechen gewaltig bewaffnete Missethäter. In dieser Horde mögen auch echte,

anständig und menschlich fühlende Krieger sein. Die Masse ist unmenschlich, blutdürstig und von den Führern zu wildem Gemetzel erzogen worden. Kein vernünftiger Mensch auf der Erde zweifelt noch an dem üblen Vorsatz und der Unwahrhaftigkeit des Angreifers. Wer die Einzelheiten auch nur ein Bischen kennt und die Akten des Verbrechens durchblättert hat, steht entsetzt vor den Ersinnern solcher Gräuel. Die französische Anklageschrift, die nun ans Licht kommen soll, wird an die Zeit der Höhlenkämpfe erinnern. Kann ein in solche Bestialität erniedertes Volk eines Tages den Rückweg in den Sinn für Ehre, Anstand, Recht finden? Das wäre höchstens nach einer der furchtbaren Ahndungen möglich, die der Menschheit das Rechtsbewußtsein einätzen. Diese Ahndung scheint das Jahr 1915 bringen zu wollen." (Akademiker Capus im Figaro.) „Deutschland überfällt unsere Provinzen; seine Soldaten scheuen keins der Verbrechen, zu denen einfältige Rohheit von gelehrter aufgereizt werden kann. Frankreich antwortet mit dem Beschluß, nicht zu ruhen, bis die Schandthat streng bestraft ist. Darüber staunt Deutschland. Wenn nicht Alles nach seinem Wunsch geht, fängt es zu stöhnen, zu greinen an, beschwört das Weltall, an die Reinheit des deutschen Wollens zu glauben, betheuert, daß es angegriffen worden ist, und muthet allen Ländern zu, unverdauliche Nattern herunterzuschlucken. Auf der Parlamentstribüne sagt Herr Viviani, was Deutschland den Frieden nenne, sei ein System von Herausforderung und Drohung, was es den Krieg nenne, ein System von Metzelei und Massenraub. Und wieder staunt Deutschland. Endlich aber muß es sich in die Vorstellung gewöhnen, daß seine Gräuelthaten und Verbrechen in unseren Herzen einen heiligen Haß gezeugt haben, der lange währen wird. Das müssen wir hoffen. Nein: Das müssen wir schwören." (Akademiker Donnay im Figaro.) Wieder staunt Deutschland.

„Allgemeine Verblüffung! Nach dem ersten Kanonenschuß ist Frankreich einig; von Calais bis nach Perpignan, von den Royalisten bis zu den röthesten Sozialisten. Ich umarme die Soldaten, die Soldaten umarmen mich; die Polizei betrachtet mich mit zärtlicher Rührung und mein Auge lächelt, wie eines Verliebten, dem Zaren zu. Entartung? Sittenfäule? Gottlose Erziehung? Blech! Zwei Millionen haariger Kerle wachsen aus der Erde und schneiden Wilhelm, der gerade in Paris einziehen will, den Pfiff

von der Lippe. Und es regnet Bundesgenossen vom Himmel, als wäre der Ewige Vater mit uns: Belgier, Serben, Engländer, Russen, sogar Japaner!" (Herr Gustave Hervé in La Guerre Sociale.) „In Dinant haben die Deutschen sechzehnhundert Menschen, Männer, Frauen, Kinder, gemartert und geschlachtet. Vierundzwanzig Stunden nach dem gräßlichen Gemetzel röchelte ein furchtbar Verstümmelter noch und flehte um einen Trunk. Das hört ein preußischer Offizier, der vorüber geht. ‚Trinken willst Du? Warte mal!' Er läßt seinen Urin in ein Glas laufen und zwingt den Verwundeten, draus zu trinken. Dann zerschmettert er ihm mit einem Revolvergeschoß den Schädel." (Agence Fournier.) „England hat sechs neue Armeen fertig, deren jede drei Corps umfaßt. Doktor Ariga, der juristische Beirath des Präsidenten Yuan-Schi-Kai, sagt, Japan sei bereit, eine Viertelmillion Soldaten nach Polen oder Egypten zu schicken. Daß der Suezkanel unter britischem Schutz bleibe, sei eine Lebensfrage für Japan. Die Kriegskosten werde es fürs Erste selbst tragen, aber nach dem Sieg Entschädigung fordern. Deutschland hatte höchstens für fünfunddreißig Wochen Brot: und wir sind schon im sechsten Kriegsmonat. Warum hat es sich nicht reichlicher mit Getreide versorgt? Weil es nicht an Englands Eingriff in den Krieg glaubte, und überzeugt war, Frankreich werde spätestens nach ein paar Wochen, vielleicht schon nach ein paar Tagen, ohnmächtig sein. Alltäglich fechten unsere bewundernswerthen Krieger, die lieben, herrlichen Kinder unserer Rasse, wie homerische Helden um eine Mauer, einen Schuppen, eine Scheune, einen Brunnen; und sie rasten nur für Minuten, um einen gefallenen Freund zu beweinen oder einem geretteten Kindchen zu lächeln. Langsam nur, Schritt vor Schritt, kommen sie vorwärts: und werdens dennoch weit bringen. Die Verbündeten siegen überall; und trotz allen Niederlagen setzen die Deutschen den Kampf noch fort. Anderthalb Millionen ihrer Leute sind gefallen, damit man nicht erzähle, daß der Kaiser besiegt worden ist. Und doch ist ers: weil er, trotz ungeheuren Menschenopfern, nirgends an das Ziel seiner Wünsche gelangte. Wir kämpfen. Was die Deutschen thun, ist Bluff. Die Generalstabskarte lehrt uns, daß der kleine Ort, wo, im September, der Barbarenhorde die Hoffnung auf weiteren Vormarsch vernichtet wurde, den Namen Cambronne führt. Das geht über alle Erfindungmöglichkeit hinaus."

(Le Matin.) „Frankreichs Triumph ist gewiß. Das Vaterland ist uns nicht mehr Idee und Symbol, sondern ein lebendiges Wesen, dessen Antlitz, mit den Zügen der Güte, des Heldenmuthes und Glaubens, bald im Frühlingsglanz des Sieges erstrahlen wird. Schon die Herrschaft des Genius schien unerträglich. Dieses Jahr sollte die rohste Barbarei, von der je eine Welt unterjocht ward, in Vorherrschaft führen; in diesem Jahr wird sie niedergerungen werden. Am dreißigsten Juli schrieb Sir Edward Grey an den Englischen Botschafter nach Berlin: ‚Wenn wir diese Krisis überwinden und Europa den Frieden erhalten, werde ich mich persönlich für ein Abkommen einsetzen, dem Deutschland zustimmen kann und das ihm die Bürgschaft dafür bieten wird, daß in Frankreich, Rußland, England, weder gemeinsam noch von einer dieser Mächte, eine agressive oder feindliche Politik gegen das Deutsche Reich getrieben werde.‘ Ein Wort des Kaisers konnte damals die Katastrophe abwenden. Er hat sie beschleunigt. Jetzt spricht seine Wehmuth zu den Armeen: ‚Die Lage ist ernst‘. Gegen das von Deutschland aus verbreitete Gerücht, Rußland könne sich in einen Sonderfrieden entschließen, wendet sich in Rom der Botschafter des Zaren in einer schroffen Erklärung. Rußland werde an Frieden erst denken, wenn die Feinde gezwungen sind, seine und seiner Verbündeten Bedingungen anzunehmen. Bonaparte schrieb einmal an Murat, er bedenke immer voraus, was er in drei oder vier Monaten thun müsse, und rechne dabei stets mit dem schlimmsten Fall. Feldmarschall von Hindenburg hat bekanntlich Jahre lang die Eroberung Polens vorbedacht, scheint aber nie auf den schlimmsten Fall gerechnet zu haben. Der Ansturm der Deutschen und Oesterreicher, zuerst gegen die Flügel, dann gegen das Centrum des russischen Heeres, ist mißlungen; eben so die allgemeine Offensive gegen Warschau. Wird Hindenburg, wie ein eigensinniger Spieler, das Wagniß wiederholen? Im September saß der Kaiser mit seinem Gefolge im luxemburger Hotel Brasseur beim Prunkmahl. Ein Offizier brachte Herrn von Bethmann-Hollweg eine Depesche. Der stand, nachdem er sie gelesen und dem Kaiser gegeben hatte, auf, bat um Ruhe und sagte wörtlich: ‚Meine Herren, Verdun ist, mit hunderttausend Mann, gefallen!‘ Donnernde Bravorufe empfingen die Kunde. Glückwünsche, Umarmungen folgten. Champagnerströme begossen den deutschen Riesensieg. Die ganze Nacht

hörten die Straßen der sonst so stillen Stadt die Boches ihre ‚Wacht am Rhein‘ gröhlen. In einem Winkel des Saales hatten, hinter verdeckenden Pfeilern, Luxemburger gespeist. Mit gesenkten Häuptern schlichen sie aus dem Saal. ‚Wenns wirklich wahr wäre!‘ Drei Tage danach erfuhren sie aus einem pariser Blatt von dem Sieg an der Marne.“ (Le Figaro.) „Um die Mitte des Maimonats wird Deutschlands Vorrath an Roggen, Weizen, Gerste erschöpft sein. Selbst wenn die Landwirthe den furchtbar gefährlichen Entschluß faßten, alles sonst für die Aussaat Verwandte für die Ernährung zu sparen, würden höchstens drei Wochen gewonnen. Und dann? Dann ist Deutschland gezwungen, den Frieden hinzunehmen, den wir wollen. Mathematik und Physiologie lassen keinen Zweifel an dieser Entwickelung. Wir brauchen nur zu warten und für die Dauer der unbrechbaren Sperre zu sorgen.“ (Akademiker Charles Richet.) „Seit fünf Monaten hat Deutschland fast alle Armeeführer gewechselt.“ (Fast alle? Drei; vielleicht gar vier.) „Auch der Generalstabschef und Generalissimus ist ein neuer Mann. In Frankreich sind alle Armeeführer auf ihrem Posten geblieben und von Tag zu Tag hat Heer und Volk ihnen fester vertrauen gelernt. Mancher Gefangene wiederholt den Seufzer, den wir aus dem Mund eines von ihnen hörten: ‚Hätten wir doch einen Joffre!‘ Jedes Franzosenherz blickt aus fester Zuversicht auf das Heer und seine Führer.“ (Akademiker Hanotaux.) „Diesmal sind die deutschen Fehler nicht, wie 1870, unbemerkt geblieben, sondern schnell und energisch von unserem Oberkommando ausgenutzt worden. Wir dürfen, ohne Prahlerei, der Gewißheit Ausdruck geben, daß ein vollkommener, leuchtender Sieg bald die Mühen Derer krönen wird, die, in Belgien, Frankreich, Polen, Serbien, heldenmüthig für das Recht und die Freiheit fechten. Und diesen Sieg haben wir der Tapferkeit unseres Heeres, dem Talent und der Thatkraft seiner Führer, aber auch den Fehlern des Feindes zu verdanken.“ (General Zurlinden.) Den Sieg, der „bald“ leuchten und krönen wird.

Nach dem Kriegsmann der Dichter. „Ich habe keine anderen Feinde als die meines Vaterlandes. Das ist nicht mehr in Gefahr. Dank unseren Kriegern, die wir wie Helden ehren, wie Kinder lieben müssen. Freuet Euch, Tapfere! Noch ist nicht Alles gethan. Noch ist Gefahr zu bestehen und Sieg zu erfechten. Der deutsche Koloß wankt: wir müssen ihn stürzen. Die furchtbare, in

vierzig Jahren trügerischen Friedens von den Barbaren geschaffene Kampfmaschine müssen wir zerstören. Dieser Krieg ist nicht nur von Heeren, ist auch von Völkern zu führen. Unser Volk muß sich ihm ganz hingeben. Unser Muth und unsere Ausdauer entscheiden über unser Schicksal und über das Schicksal der Welt. Mögen alle Franzosen, in edlem Wetteifer, ihre Pflicht thun; und bedenken, daß in unserer Lage die Pflicht keine Grenzen hat. Der Sieg ist uns sicher.“ (Herr Anatole France an den Genossen Hervé.) „Ich habe volles Vertrauen auf den Enderfolg unser Waffen. Frankreich ist entschlossen, bis in die Stunde des höchsten Triumphes für die gemeinsame Sache zu kämpfen, und stolz darauf, neben England und unseren Verbündeten zur Vertheidigung der Völkerfreiheit und des Erbgutes sittlich fühlender Menschheit berufen zu sein.“ (Präsident Poincaré an König Georg von England.) „Der Kathedermilitarismus ist ein abscheuliches Ding. Vor dem Krieg hat er uns mit mehr Prophetenbänden über den Krieg beschüttet, als er seitdem Granaten verschoß. Alle Inquisitoren unseres Landes (und Gott weiß, daß wir deren genug haben) fühlen sich den Inquisitoren der ‚Kultur‘ nah verwandt. Beider einziger Wunsch ist, das Handeln aus freiem Willen und die Persönlichkeit zu ersticken. Deshalb kam von unseren Ketzerrichtern keine Antwort auf das jämmerliche Manifest der Dreiundneunzig. In der Heimath Luthers, der allen Köhlerglauben befehdete, sich blind zu dem Glauben des Heiligen Deutschen Reiches, des Gott-Staates, bekennen, mit magistralem Nachdruck bestätigen, was man nicht sah und nicht weiß: Schmach und Schande! Armes Reich! Auf Alles wars vorbereitet, schrieb mir ein Freund, nur nicht auf den Zusammenbruch. Die Deutschen können die Wirkung ihres Thuns niemals vorempfinden. Aus der Luft werfen sie Bomben in offene Städte; Hartlepool und Scarborough haben sie von der See aus beschossen. Psychologie ist aber mehr Kunst als Wissenschaft; und alle Bände Wundts lehren nicht die Wirkung solchen Thuns ahnen. Mit Ihnen glaube ich, daß dieser Krieg für die Civilisation geführt wird. Alle Völker müssen sich wider den ‚Staat ohne Volk‘ aufrichten und ihn bezwingen.“ (Professor de Unamumo aus Salamanka an Professor Chevalier in Lyon.) Der Staat ohne Volk; und die verhungernden Hunnen?

Das Beste zuletzt. „Wenn die deutschen Instruktoren Hörer fanden, vor denen ihre Eitelkeit paradiren, denen sie ihre Klug-

heit, Voraussicht, hohe Kultur erweisen wollten, sprachen sie im verächtlichsten Ton über das Türkenheer. Als, im Balkankrieg, die Kunde von den ersten Niederlagen der Türken kam, hielten deren würdige Lehrmeister in Konstantinopel auf offener Straße Franzosen an, um ihnen zu sagen: ‚Das haben wir erwartet. Ihre Infanterie ist miserabel; ihre Artillerie ist misehraabel; und Kavallerie haben sie überhaupt nicht.‘ Als die Türken nun aber den Islam in Brand bringen sollten, hörten ihre Offiziere andere Reden aus dem Mund der Deutschen. Die Engländer haben nur ein Häuflein elender Söldner. Die Russen sind von den kleinen Japanern geschlagen worden. Die Franzosen hat das unfromme Leben, die Ausschweifung und Zuchtlosigkeit so heruntergebracht, daß in ihnen von Kriegergeist kein Fünkchen mehr glimmt. Nur Deutsche und Türken sind echte Soldaten, fromm und der Obrigkeit gehorsam; deshalb ist Gott mit ihnen und sie werden siegen. Während seiner Orientreise hatte der Kaiser selbst sich, in Palästina und am Libanon, in Musulmanentracht zur Schau gestellt. Lange hatte er, wie vom Gefühl tiefer Trauer ergriffen, vor Saladins Grab geweilt. Danach sich den Freund der dreihundert Millionen Mohammedaner genannt. Der Stadt Stambul hat er, wie ein Strenggläubiger, einen für Ritualwaschungen brauchbaren Brunnen geschenkt. Das schien noch nicht genug. Wie konnte der christliche Fürst, der Großmeister der Deutschen Ritter, der, im weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz, dem Ordenskapitel vorzustehen pflegt, Musulmanen, den Enkeln der von diesen Rittern Gefällten, Vertrauen und Sympathie einflößen? Man sagte ihnen, der Kaiser habe sich zum Islam bekehrt, dürfe es aber, um die Empfindlichkeit seines Volkes zu schonen, nicht sagen. Das ist kein Märchen. Eine deutsche Zeitung hat das unglaubliche Schelmenstück als wirklich erwiesen. Erst nach dem Ausbruch des Krieges zwischen Germanen und Europäern fiel der Schleier. Der Osmanische Lloyd, das offiziöse Blatt der Deutschen Botschaft in Konstantinopel, erzählte, in Damaskus weine Alles vor Freude über die Fülle deutscher Siege und in den Moscheen flehe die Menge Allah an, noch ferner Hadji Mohammed Gilium mit Siegerglück zu segnen. Hadji ist der Gläubige, der die vom Ritus geforderte Pilgerfahrt unternommen hat, und Mohammed der muslimischste Name, der, den kein Christ je trug. Qualis artifex! Doch

nicht alle Türken waren toll geworden; und zur Ausführung des deutschen Planes bedurfte es eines Gemisches von Roheit und Frechheit, neben dem selbst der Streich mit der Emser Depesche ein Gretchengeschäker scheint." (Le Temps.) Hadji Mohammed Giliun; manchmal in Berlin. Bitte, stark zu klingeln.

Beständig.

„Nach fünf Kriegsmonaten muß man sagen, daß alle Nationen bisher viel gearbeitet, viel gelitten und wenig entschieden haben. Doch dieser ungeheure Konflikt kann nicht ohne Entscheidung bleiben. Allzu viele Vorbereitungen hat man getroffen, allzu viel Zorn hat sich gehäuft und allzu viel Blut ist bisher vergossen worden, als daß die Sachen von selbst zu Boden fallen könnten und nicht durch den glatten Schnitt des Schwertes. Wir glauben nicht, daß wir bereits die höchste Anstrengung der den Krieg führenden Nationen erreicht haben. Wir glauben, daß vielleicht im Frühjahr Das, was man bisher erkämpft und gelitten hat, eine geringfügige Sache im Vergleich mit dem dann Werdenden scheinen wird. Viele Millionen von Menschen werden noch aufs Schlachtfeld marschiren, um die endgiltige Entscheidung herbeizurufen und zu beschleunigen. Deutschland muß schon seit einiger Zeit den Mangel seiner Taktik gefühlt und begriffen haben, daß es rasch aus dieser Lage, aus halben Siegen herauskommen mußte, die es seiner Aushungerung näher bringen und den Gegnern neuen Muth machen. Es hat die erste Partie nicht zu gewinnen vermocht. Deshalb bereitet es sich auf eine zweite, noch größere Kraftanstrengung vor, um den Sieg zu erringen. Alles, was die Nationen aus ihrem Schoß an Menschen, Waffen und Rüstungen aufbringen konnten, wurde schon aufgebracht: und bildete die Heere, die noch nach fünf Monaten kämpfen. Aber dieses erste, üppige, kräftige Aufgebot, das für den wahrscheinlichen Krieg erzogen und ausgebildet war (und eine verrückte Uebertreibung und verrückte Verschwendung an Menschen und Geld schien) wird bald aufgezehrt sein. In den Schützengräben dürften nur noch wenige von den Soldaten sein, die am ersten August in den Kampf marschirten. Ein anderes Aufgebot von Männern muß den Posten der alten einnehmen. Was nun dieses neue Aufgebot anbelangt, das von den Nationen von dem Tage

an vorbereitet wurde, an dem sich die Ausdehnung des Konfliktes in unvorhergesehener Weise Allen enthüllte, so ist nach der Ansicht der Fachleute und Laien Deutschland günstiger gestellt als die Gegner. Frankreich und England haben gethan und thun Alles, was sie können, um das Ziel zu erreichen; aber sie haben nicht in Friedenszeiten die Organe geschaffen, die fähig wären, um die Ersatztheile der Verluste zu konstruiren. Wahrscheinlich wird es also Deutschland glücken, noch einmal mehr neues Blut in seine Heere einzuführen, als die Gegner vermögen; und es wird sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, sofort die neuen Ersatztheile zu verwenden. So werden wir gegen das Frühjahr (da ja auch in Deutschland eine gewisse Zeit für die Einstellung und Ausbildung der Truppen vergehen muß) wohl einen entschlosseneren Versuch dieser Macht sehen, die Gegner zu zerschmettern, und einen noch wilderen Kampf der anderen, um diesem Druck zu widerstehen. Dieser Versuch wird der Höhepunkt sein. Wenn Deutschland seine Nothwendigkeit klar begriffen hat, wird es dabei alle Menschen, die es zur Verfügung hat, verwenden: alle, die jüngsten und die alten, die noch tauglichen und die weniger tauglichen, alle, die die Pflicht fühlen, das Vaterland im Augenblicke der höchsten Gefahr zu vertheidigen. Wenn es nach dieser Anstrengung nicht den Sieg errungen hat, muß es erschöpft zu Boden fallen; es würde falsch handeln, wenn es noch eine Reserve aufsparen wollte, um ein Unglück wieder gutzumachen. Zur selben Zeit werden die gegen Deutschland und das mit ihm ausgezogene Oesterreich verbündeten Nationen mit aller konzentrirten Kraft zuerst versuchen müssen, die furchtbare Offensive zu brechen, und dann, selbst zu Offensive überzugehen. Und der Konflikt wird deshalb schrecklicher als in seinem Beginn wüthen, weil die Heerführer, von der Erfahrung belehrt, nun erst ganz begriffen haben werden, was im Krieg die verlorene Gelegenheit bedeutet." (Herr Angelo Gatti im Corriere della Sera.) Nach wirrem Gelall eines Nüchternen Stimme. Eines, der sich hemmendem Vorurtheil entketten möchte; aber Deutschland und dessen Kraftquellen kaum kennt noch gar zu ahnen vermag, in welcher Noth (nicht des Leibes, nicht der Seele) deutsche Krieger Wochen lang kämpften und gegen heftigen Drang ihren Stand hielten. Wenn ers, eines Tages, erfährt, wird er staunend die Leistung rühmen; und mit

dem Neutralen der redliche Feind. Das ist vorbei; noch aber nicht Muße, des Krieges Geschichte zu schreiben. (Frankreich kündet freilich ein halbes Schock an und eine Histoire Illustrée, von Hanotaux, dem Exminister und Richelieubiographen, wird schon „geliefert".) Bei uns auch keine Lust zu Prognosen. Will der Franzos die üble Meinung erhärten, die höhnt, er bleibe mit weißem Haar und verrunzelter Haut noch ein Kind? Entartet, in Unzucht verlüdert, feig ist er nicht; hat der verve, dem Brio, das den schwammig gewordenen Korsen immer wieder entzückte, die Nordmannstugend wankloser Ausdauer gesellt; und Eitelkeit hat in ihm nicht tiefer gefressen als in Kühlen, deren Puls nicht von Keltenblut flackert. Auf die Plakatlettern, die uns, alltäglich, mindestens „Fortschritte in Ost und West", meist aber „große Erfolge" oder „schwere Verluste des Feinde" melden, verzichtet er und will über dem Bericht des Heiligen Joffre nur lesen: „Communiqués officiels." Zur Nachahmung ehrerbietig empfohlen. Was aber soll das wüthige Schnauben, aberwitzige Schmähen, die Unheilsweissagung und Todankündung? Kindisches Zeug. Auch Herr Gatti liebt uns nicht. Sieht aber, was ist. Nicht Alles; doch das Wichtigste: Mannheit.

Ganze Gräuelregister strecken fuchtelnde Hände uns hin. Aus Belgien, aus Frankreich. Priesterhäuser ausgeschlachtet. Sanfte Pfarrer zwischen galopirenden Pferden zerstückt. Ruhige Bürger lebend zerrissen. Geschändete, dann zerfetzte Jungfrauen. Säuglinge auf Bayonnettes gespießt. Tausend „Fälle"; mit Ort, Datum, Zeugen; von Honoratioren und Kommissionen beglaubigt. Uns, dennoch, nicht. Nein. Wir kennen diese Menschheit. Im elephantengrauen Tuch ist sie verthiert? Im Lazaret, auf der Straße, mit umwickeltem Kopf oder Arm, am Stock, auf Krücken, sahen wir sie gestern wieder. Artige, für freundliche Ansprache schon dankbare Leute. Die sollen Aergeres gethan haben, als, leider, vom Kriegszweck geheiligt wird? Der Totsünden schuldig sein, von denen die Apokalypse noch schwiege? Ich kanns nicht glauben; als schmähliche Ausnahme, nie als Norm. Gut, daß die Heeresleitung endlich strenge Prüfung befiehlt und Verleumdung abwehrt. Auch die Mären von ausgestochenen Augen (belgische Männer und Mädchen solltens gethan haben) sind bis heute nicht unzweideutig bestätigt worden. Lasset getrost doch Kommissionen

herein; aus allen neutralen Ländern. Auch in Gefangenenlager. Ist irgendwo Etwas faulig: schneidets, brennt es heraus. Was Fremde in Deutschland sehen, kann uns nur nützen; und um die Wahrung der Militärgeheimnisse braucht uns nicht bang zu sein. Nur: schließet drüben die Listen der Massenmörder und Räuber! Der gemeine Schwatz wird Euch eher zu Schande als uns. Die Zahl der in Anstandspflicht Eingewöhnten ist heute in allen Ländern des Westens ungefähr gleich. Und mit Schimpfrede und Hordenvehme ist das Deutsche Reich nicht zu zerstören. Unnöthig? Seit fünf Monaten überall geschlagen und nun vom Hungertod umdroht? Um so bequemer könnt Ihr den Untergang abwarten. Still! Müßt Ihr durch alle Gassen tuten, johlen, kreischen: „Uns ist der Sieg geworden“? Eure Krieger, die im Schlamm ausharren, würden vor so häßlicher Kinderei erröthen. Und wozu das Gestöber, Geschnüffel in jedem Zufallswortklümpchen, das aus Deutschland kommt? „Der Kaiser erkennt den Ernst der Lage.“ Hat ihn gewiß nie verkannt. „Der Kronprinz mahnt zu Ausdauer.“ Soll er den frechsten Hahn überkrähen? „Die Generale reden nicht mehr von Zerschmetterung.“ Bereiten sie aber vielleicht. „Ueberall ist der Muth gesunken.“ Von schwanker Wahnesleiter Manchem in des Herzens festesten Schrein. Keinem in die Hose. Ists nicht läppisch, daß alte Offiziere, Künstler, Gelehrte, Exminister gar auf dem Markt den Triumph belecken, beblöken, während der Feind, dem er entrungen sein soll, unerschüttert auf Frankreichs kostbarstem, um zwölf Milliarden nicht käuflichen Boden gebietet? Schlagt ihn, jagt ihn ins Meer, in den Rhein, pferchtihn in Nahrungnoth: er wird anständig sterben; aufrecht, mit sauberer Waffe. Nur: verleidet ihm mit dem Gegeifer nicht völlig das Land, dessen Genius er gern geehrt hat. Wir wissen nicht, ob wir siegen, doch, daß wir nicht in Unwürde enden werden. Wir speichern die Zuversicht und den Nährstoff für noch langen Kampf. Jetzt Distel und Dorn, übers Jahr wieder Korn. Sind leiser als im ersten Braus; nicht feiger; nie einzuschüchtern. In Andacht noch fröhlich. Und horchen auf Fritzens deutsche Predigt: „Rechnet nur auf Euch selbst; dann werdet Ihr Euch nie täuschen.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Januar 1915.

Südfranzosen.

Am dreiundzwanzigsten Juli 1914 reiste ich durch Pontarlier nach der Schweiz und erfuhr dort von dem durch seine kulinarischen Künste bedeutenden Bahnhofswirth, daß ein mir bekannter hoher französischer Beamter mit seiner Gattin vor drei Tagen von seinem Sommersitz plötzlich nach Paris abgereist sei. „Warum?“ „Geschäfte!“ Ich bedauerte den Armen, aber ich vertiefte mich in Gedanken weiter in meine frühsienesischen Maler, in den Kreis um Simone Martini, ohne zu ahnen, daß mir der Name dieses Künstlers später zur Lebensgefahr werden sollte.

In Dijon gedachte ich der Kriegsthaten meines Vaters. Hier interessirte nicht nur die prachtvolle Gemäldesammlung, sondern eben so das Schlachtfeld, wo die Einundsechziger gekämpft hatten. Am fünfundzwanzigsten Juliabend fuhr ich nach der Fabrik, die der Sohn Garibaldis vertheidigt und vor der mein Vater sich das Kreuz verdient hatte. Ein prahlerischer Denkstein stand an der Chaussee; vorsichtig war vermerkt, daß die Fahne der Einundsechziger in das Machtgebiet („le pouvoir“) der Franzosen gefallen sei, auf Deutsch, daß sie diese Fahne unter einem Haufen von Leichen gefunden hatten. Ich sah über dieses schöne Land, sah die endlose Kasernenreihe an der Landstraße (Rue Garibaldi) und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß ein französischer Offizier auf mich zu galopirte, wohl, um mir Etwas zu sagen. Im letzten Augenblick zügelte er aber das Pferd, ritt um mich herum und sprengte dann nach der Kaserne zurück. Bedeutung legte ich diesem Vorfall nicht bei. Am Abend erreichte ich Paris, sprach längere Zeit mit ein paar liebenswürdigen französischen

Gelehrten, hatte die üblichen Schwierigkeiten in der Bibliothèque Nationale und wurde Zeuge einer großen Massendemonstration auf dem Boulevard des Capucines. Auf der rechten Seite der Straße gingen im Gänsemarsch Tausende von Menschen, die im Takt schrien: „Vive l'armée!" Auf der linken Seite brüllten Tausende: „A bas l'armée!" Darunter waren viele Soldaten in Uniform. Das Ganze: Paris, das kindische Paris, das nichts zu thun hat mit der feinen Gelehrtenwelt, in die ich am Tag zuvor, im Schloß von Versailles, geblickt hatte.

Man hörte Worte wie „Krieg" und „Mobilisation". Seit Jahren hörte man sie. Die Frau meines französischen Beamten, den ich in diesem Jahr nicht aufsuchen konnte, hatte mir 1913 in ihrem reizenden pariser Salon (natürlich Louis XVI.) geschildert, wie furchtbar Deutschland zermürbt werde, hatte mir von der Thätigkeit ihres Mannes in Petersburg erzählt und mir endlich ihre Protektion für den Fall der Besetzung von Berlin zugesagt. Jeder ihrer späteren Briefe schloß: „In zwei Monaten haben wir den Krieg." Ich kannte dieses Kriegsgeschrei. Meine wissenschaftliche Arbeit war mir wichtiger. Ich verließ nach der Erledigung des Nöthigsten das ungemüthliche Paris und kam am sechsundzwanzigsten Juli abends in Avignon an.

Provence. Das Land meiner Träume. Ein altes deutsches Land. In der Kirche Saint-Trophime in Arles wurde der Rothbart gekrönt; sein Wappen ist dort in Stein gehauen. Noch heute rufen die Rhonefischer einander zu: „Al empeire!" und „Al realme!", je nachdem sie nach der Reichsseite oder nach der Königsseite ausweichen wollen. Das Land ist Glanz und Farbe; es ist griechischer als Griechenland; römischer als Rom. Die folgende Nacht schlief ich im Schutze der Mauern des Papstpalastes, in einem Bett, in dem Napoleon übernachtet hatte, und der weite Sternenhimmel des Südens lugte durch die Fenster.

Die Besuche bei den gelehrten Freunden waren rasch erledigt. Das Wort „la guerre" summte nur wie eine ferne Fliege durch das Zimmer. Sonst sprachen wir von Päpsten, von Fresken, von Restaurirungarbeiten. Am nächsten Nachmittag arbeitete ich in den Palästen und am Achtundzwanzigsten früh kehrte ich ahnunglos an die Stätte meiner Arbeit zurück. Da versagte mir ein Wächter den Eintritt. „Warum?" „Es ist Ihnen nicht erlaubt." Ich erhielt einen pfiffigen Provençalenblick. Der Wächter zog an seiner wehenden Krawatte.

Ich ging zum Maire. Der war nicht zu sprechen. Die Arbeit in den Palästen sei mir jedoch verboten.

Als ich zu einem befreundeten Forscher gehen wollte und die Place de l'horloge überschritt, legte mir ein großer Herr mit einem weißen Knebelbart die Hand auf die Schulter. „Bitte, Sie sind verhaftet.“ „Danke sehr; wollen Sie mich umsonst verpflegen?“ „Kommen Sie!“

Wir gingen über den Platz in die Mairie, wo man mich in ein großes, leidlich möblirtes Zimmer brachte. Vor einem schönen Kamin mit Plastiken aus der Schule von Pigalle standen ein Tisch und zwei dünne, französische Holzstühle. Der Beamte, der mich verhaftet hatte, zog sich zurück. Ein zweiter Herr, in Civil, mit dem bekannten Bändchen im Knopfloch, erschien, begleitet von einem südfranzösischen Schreiber. Der Herr in Civil strich seinen langen Schnurrbart wie ein Kater und sprach mit pariser Accent. Er sprach ein langes A; er sagte: „créaaation“, „illustraaation“. Aber er war doch ein echter Provençale.

„Ihr Name?“

Ich antwortete. Der Schreiber notirte eifrig.

„Sie sind deutscher Offizier?“

„Nein.“

„Aber Sie waren es.“

„Ja. Nur habe ich als Ganzinvalide den Abschied genommen.“

„Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß Leute, die so aussehen wie Sie, ganz invalid sind?“

„Wir haben in Deutschland Menschen genug und brauchen wirklich Kranke nicht deshalb in der Armee zu halten, weil sie gesund aussehen.“

Der Kater pfauchte. „Ah!“ Er trat ans Fenster, wandte sich aber sofort wieder um und ging zum Angriff vor. Er sagte: „Wollen Sie bestreiten, daß Sie zu militärischen Zwecken die Papstpaläste vermessen haben?“ Sehr energisch sagte er Das.

„Das bestreite ich allerdings.“

„Was haben Sie denn in den Palästen gethan?“

„Ich habe Fresken studirt.“

Diese Erklärung löste bei meinem Gegenüber einen plötzlichen Sturm der Heiterkeit aus: „Fresken! Fresken!“ Und in einer lächerlichen Erregung riß er aus seinem Aktenbündel ein paar Pläne und hielt sie mir vor die Augen. „Leugnen Sie, daß Sie diese Pläne gezeichnet haben? Daß Sie hier die Dicke der Mauern eingetragen haben? Ist Das auch ein Studium von Fresken?“ Dazu die berühmte verfrühte Siegerpose.

„Vielleicht verstehen Sie, daß es für die Beurtheilung des Zustandes einer Freske von Bedeutung ist, wenn man weiß,

ob sie dem Wetter auf einer dünnen oder auf einer dicken Mauer ausgesetzt war. Außerdem sind in den Fensternischen selbst Gemälde, deren Breite ich mir notirt habe."

„Ah! Und die runden Kreise?"

„Sind Zeichnungen von Heiligenscheinen."

„So! Wir nennen es Artilleriestellungen." Das klang herrlich überlegen. Nun lief mir die Galle über. „Glauben Sie", so fragte ich, „daß wir den Papstpalast nicht mit unserer gewöhnlichen Feldartillerie niederlegen können? Dazu brauchen wir wahrhaftig keine Spionage über Mauerdicke und Aehnliches."

Der Pariser aus Avignon wiegte den Kopf. „Sagen Sie doch die Wahrheit! Wir haben Ihre Papiere in Beschlag genommen: und da steht ja genau vermerkt, wenn Sie Etwas direkt an den Deutschen Kaiser berichten sollten."

Ich war wie vom Blitz getroffen. Der Kater strahlte: „Siehst Du," sagte er provençalisch zu dem Schreiber, „der Schreck ist ein Bekenntniß. Schreibs auf!"

„Wollen Sie mir gefälligst die Stellen in meinen Notizen zeigen, wo Das steht."

Er hielt mir das Notizbuch hin. „Hier, hier, hier."

Ich sah auf die erste Stelle. Ueber die Fresken in der Johanneskapelle. Da hatte ich vermerkt: „Nicht uninteressant für S. M." O Tartarin! „Das heißt: Simone Martini."

Nun fürchtete ich, daß meinem Kater die Luft ausgehen werde. „Bestreiten Sie auch, daß Sie vor acht Tagen die strategisch wichtige Chaussee von Belfort nach Dijon angesehen haben? Auf der selben Straße, auf der acht Tage früher zwei deutsche Spione verhaftet wurden?"

„Ich habe die Schlachtfelder besehen, auf denen mein Vater gekämpft hat."

„Gut vorbereitet ist die deutsche Spionage: Das muß man sagen. Aber mir entgehen Sie nicht. Auf Wiedersehen!"

Tartarin! Der richtige Südfranzose, dachte ich. Von Paris trennt Dich eine Welt. Der französische General, der über die Provence berichtete: „Das Land ist der Himmel und das Volk aus der Hölle," dieser General war Pariser. Aber jetzt hatte Tartarin die Macht. Ich saß vor einem köstlichen Kamin, erhielt ein nach Knoblauch stinkendes Essen, einen herrlichen alten Rothwein und hatte zwei Posten als Ehrengarde vor der Thür. Und ich rauchte französische Regiecigarren.

Mein Wärter war ein Gemüth. Er versprach mir, zwei Telegramme zu befördern. Eins an den hohen französischen Be-

amten, dessen Frau mir ihre Protektion für Berlin versprochen hatte, eins an einen Freund, einen französischen Maler in Arles. Antwort erhielt ich von Beiden nicht. Die Telegrammgebühren scheint das „Gemüth“ ohne Bedenken in seinen Privatschatz überführt zu haben.

Am folgenden Tag erschien der Kater wieder und sagte, jetzt sei die Sache reif. Das hieß auf Deutsch: Ich kam vor ein Kriegsgericht.

Am Nachmittag schrieb ich ein dringendes Telegramm mit der Bitte um Hilfe an die belgische Pianistin Juliette Wihl, die seit Jahren in Berlin lebt, in meiner Familie verkehrt und von der ich wußte, daß sie während der Ausstellung in Lyon Konzerte gab. Ich versprach einem Bengel drei Francs, wenn er mir den Empfangschein der Post bringen würde. In einer Stunde hatte ich den Schein; am Abend kam Fräulein Wihl.

Was Gründe nicht vermocht hatten, erreichte eine Frau. Meine Retterin wußte die Südfranzosen zu nehmen. Sie sprach von Kultur, von dem großen Künstler, der ein Buch über die Provence geschrieben habe, sie kämpfte mit Worten und Augen; und am Vormittag des ersten August erschien ein schlanker, junger Herr bei mir, der mir sagte, daß ein bedauerlicher Uebereifer eines Subalternen gewaltet habe; ich möchte aus der Sache keine Haupt- und Staatsaktion machen; insbesondere meinen Freund in Paris nicht benachrichtigen usw. Ich versicherte ihn, nachdem er mir meine Notizen und Pläne ausgeliefert hatte, daß ich selten besseren und billigeren Rothwein getrunken habe, und verließ meinen Kaminplatz mit dem schönen Blick auf die nackten Damen aus der Pigalleschule auf Nimmerwiedersehen.

Nun zeigte sich die Freundlichkeit der gebildeten Südfranzosen. Fräulein Wihl und ich hatten nur deutsches Geld, das nicht gewechselt wurde, und Kreditbriefe, auf die keine Bank mehr Etwas zahlte. In dieser Lage borgte uns die Witwe eines provençalischen Dichters hundert Francs, trotzdem die Dame uns nicht kannte, nur, weil unsere gemeinsamen Kulturgüter für sie bindende Kräfte hatten, die der Stammesunterschied nicht vertilgen konnte.

Avignon war kopflos. Nicht mehr möglich, selbst französisches Geld zu wechseln. Auf der Bahn weigerte man die Annahme eines Fünfzigfrancsscheines. Mit größter Mühe gelang mir, den Schein zu wechseln; und da Fräulein Wihl inzwischen meine Hotelrechnung für das Napoleonszimmer beglichen und mein Gepäck geholt hatte, fuhren wir nach Arles ab, wo wir von dem Maler weitere Hilfe erbitten und mit einem Dampfer von Mar-

seille aus Italien erreichen wollten. Als wir in Arles auf dem Bahnhof ankamen, hörten wir, daß um fünf Uhr die Mobilmachung befohlen worden sei. Züge nach Marseille führen nicht mehr.

Mein Freund hatte sich in den letzten Jahren durch die Herstellung künstlerischer Möbel zu einem schönen Wohlstand emporgearbeitet. Vor der Thür seines Hauses erwartete uns seine Frau, in ihrer kleidsamen arlesischen Tracht. Monsieur sei in die Mairie gegangen, um Befehle zu holen. Er müsse nach Verdun, wo er eine Eisenbahnlinie zu bewachen habe. Jetzt müsse er zwei Paar Stiefel kaufen. Und Das sei so schwer, denn alle Magazine seien schon leer gekauft; es gebe nur noch Lackstiefel. Ich dachte an die ewigen, endlosen Stiefelappells, die mich als jungen Offizier zur Verzweiflung bringen konnten und die mir tausendmal schlimmer waren als die größten Manöverstrapazen. Aber hier hörte ich im Geist ganz plötzlich deutsche Siegesglocken läuten. Zwei Paar Stiefel . . .

Unser Freund war die Güte und Umsicht selbst. Er führte uns sofort zu dem ihm selbst nicht bekannten Unterpräfekten, der uns mit der größten Höflichkeit empfing, mir die Hand gab und mit vollendeter Liebenswürdigkeit den Rath erteilte, Fräulein Wihl und ich möchten schnell nach Marseille abreisen, da er morgen uns vielleicht nicht mehr gefällig sein dürfe. Wenn uns unterwegs aber irgendwas zustoße, möchten wir uns auf ihn beziehen; man sollte dann nur bei der Präfektur in Arles antelephoniren. Ein Zug nach Marseille fahre noch, man verheimliche es nur, um den Andrang zu vermindern.

Wir gingen, durch Gruppen erregter Frauen, die mich mit bösen Blicken ansahen, in die Wohnung des Freundes zurück, wo die Abendmahlzeit auf uns wartete. Am Abend der Kriegserklärung speiste ich in einem französischen Haus mit Franzosen und einer Belgierin. Später erschien noch der Vorarbeiter meines Freundes, ein Südfranzose, mit seiner Frau, einer Italienerin. Der Mann war nach Toulon beordert, aber er verschwieg seiner Frau den Befehl und sagte ihr nur, sie solle nach Italien reisen, er werde auf Alles achten. Ueber den Entschlüssen dieses Menschen lag eine gewaltige, tragische Ruhe.

Mit des Freundes Hilfe gelang es uns nun sogar, ohne Verlust Geld zu wechseln. Als wir nach dem Bahnhof gingen, warf ich einen Blick auf einen wunderbaren kleinen Palast und machte eine Bemerkung darüber. Der Maler lachte: „Da würden Sie morgen wohnen, es ist der alte Palast des Königs von Arles; jetzt das Gefängnis.“ Wir erhielten durch des Freundes Bemühungen

Fahrkarten, und nachdem er uns noch ein sehr freundliches Empfehlungschreiben gegeben hatte, fuhren wir mit zwei Stunden Verspätung nach Marseille ab. Auf dem Bahnhof wurde ein Regiment verladen. Ich stand den Leuten gegenüber und sie murmelten: „Preußischer Spion!“ Spät in der Nacht erreichten wir die Hafenstadt. Ueberall nahmen Menschen von einander Abschied; überall Stille, Würde. Südfrankreich ist nicht Paris.

Im Hotel übervortheilte man uns nicht. Wir saßen in der Nacht in großen Klubsesseln, in einem schönen, stillen Zimmer und tranken gekühltes Mineralwasser. Draußen herrschte eine unerträgliche Hitze und das Rollen der Geschütze drang zu uns hinauf wie ganz ferner Donner.

Am nächsten Morgen bekamen wir durch Zufall einen Wagen. Fünfzehn Francs bis an den Hafen. Die Linie Fraissinet fuhr nicht. Das Adriabureau war geschlossen. Am Hafen fanden wir noch ein Schiff der österreichischen Linie „Adria“, einen elenden Kahn, der für zwölf Personen eingerichtet war und auf dem schon dreihundertfünfzig auf die Abfahrt warteten. Wann man abfahre? In einer halben Stunde. Aber unser großes Gepäck sei noch an der Bahn. Dann sollten wir es dort lassen. Auch den Leuten auf dem Schiff sei ihre ganze Habe verloren. Schadenfreude (gegen die „Besitzenden“) klang durch diese Worte.

Fräulein Wihl wußte, daß meine Koffer die wissenschaftliche Arbeit eines Jahres bargen, Photos, Vermessungen, Notizen. Sie sagte mir daher: „Sie sprechen Italienisch; halten Sie den Kapitän zurück. Nach dem Bahnhof dürfen Sie nicht mitkommen. Man schlägt Sie tot. Ich mache schon Alles.“

Dieser Wunsch ging mir gegen den Strich; doch der Entschluß war nothwendig. Größe 1,90 m, blond, frische Farben, blaugraue Augen, fast zweihundert Pfund Lebendgewicht: wie konnte ich damit als Franzose gelten? Meine französisch aussehende belgische Beschützerin freundete sich auf der Wagenfahrt mit dem Kutscher an. Der sagte: „Gut, daß Sie Ihren dicken Mann dagelassen haben. Ist er Preuße?“ „Gott bewahre. Er ist Südfranzose. Die werden oft so dick.“ „Aber er sieht sehr preußisch aus.“ Am Bahnhof waren von Mitternacht bis morgens um sieben Uhr fünfzigtausend Stück Gepäck angekommen. Dort sollten unsere Koffer aufgefunden werden. Die Freundschaft zwischen Fräulein Wihl und dem Kutscher war inzwischen aber noch fester geworden und nach zwanzig Minuten hatte er das Gepäck herausgesucht. Das Handgepäck wurde aus dem Hotel ge-

holt; die junge Dame setzte sich neben den Kutscher auf den Bock, („Madame, tirez un peu votre jupe, on voit vos jambes!“) und die Fahrt ging wieder dem Hafen zu.

Inzwischen hatte ich den levantiner Kapitän mit den üblichen Mitteln bewogen, die Abfahrt zu verschieben. Wir hatten eine längere Auseinandersetzung, in deren Verlauf endlich in der Ferne der Kofferwagen erschien. Fünf Italiener (die je fünf Francs verlangten, sie aber zusammen bekamen) trugen die Koffer an Bord. Wir stellten das Koffergebirg sorgsam an der Reeling auf, denn die Pumpe des Schiffes leckte bereits und das Vorderdeck war quatschnaß. Dort erhielten wir jedoch unsere „Plätze“. Einen halben Quadratmeter jede Person. Mein „Platz“ war vor einem Käfig mit dreihundert Vögeln. Und in der Tasche hatte ich ein Lloydbillet Erster Klasse von Neapel nach Antwerpen. Abfahrt am ersten September von Neapel. Was daraus wohl wurde!

Als das Schiff sich in Bewegung gesetzt hatte, schoß das Wasser der defekten Pumpe in Strömen über das Deck. „Essen?“ „Ja, fünf Mann aus einem Napf.“ Fräulein Wihl wußte aber die Stewards zu bestimmen, uns an ihrer Tafel mitessen zu lassen. Der österreichische Maschinist, ein netter kleiner Kerl, versorgte mich mit Tabak. Nachts schliefen wir auf dem Fußboden der Kajüte. Das war immerhin erträglich.

Vierundzwanzig Stunden dauerte die Fahrt. Wir wußten nicht, ob zwischen Frankreich und Oesterreich schon der Krieg erklärt war. Wir sahen all die Kriegsschiffe vor Toulon und Villefranche mit prüfender Sorge an. Aber sie ließen uns passiren. Südfranzosen.

Am folgenden Mittag landeten wir in Genua, im Hafen einer verbündeten Macht. Und hier wandte sich all die Güte und Zuvorkommenheit der Feinde in Bosheit. Nie habe ich tiefere Seelenqualen erlitten als durch die italienischen Zeitungberichte. „Hamburg ein Trümmerhaufe“ (dort waren meine Frau und Kinder); „der Kronprinz ermordet“; „der Feind geschlagen; glänzender Sieg der Franzosen.“ Wir waren immer „der Feind“. Im Lande der Verbündeten.

Eine Belgierin und Südfranzosen haben mein Leben und meine Arbeit gerettet. Die belgische Retterin ist in Berlin vor der dringendsten Sorge geschützt.

Frankfurt a. O. Dr. Werner von der Schulenburg.

Krieg und Kunst.

Krieg und Kunst: Gegensätze wie Nacht und Licht, wie Hölle und Himmel, wie Tod und Leben. Dort die Domäne nüchternster, kältester, brutalster Realität; hier das Reich dichterischer, lebenswarmer, feinfühliger Phantasie. Höchster Werth: dort Menschenmassen, Millionen, in denen das Einzel-Ich untergeht; hier die einzelne Künstlerpersönlichkeit in ihrer individuellsten Eigenart.

Dort Alles gestellt auf äußere Kraft, auf Machtbehauptung; hier völliger Verzicht auf äußerliche Wirkung, tiefstes Versenken in reine Innerlichkeit. Dort der dröhnende Schritt eherner Bataillone und des Branden und Tosen der Schlachten; hier die heilige Stille und weihevolle Feierlichkeit einsamer Schöpferstunden. Dort selbst bei einigen Kulturnationen das furchtbare Ausbrechen bestialischer Instinkte, die Herrschaft von Lug, Trug, Hab- und Mordgier; hier der Drang, alles Menschliche zu veredeln.

Sie scheiden sich wie Irdisches und Göttliches, wie Wasser und Feuer, wie Materie und Geist. Ist es ein Wunder, daß, wenn der Krieg sein Haupt erhebt und mit gezücktem Schwert durch die Welt schreitet, die Kunst das erste Opfer ist, das seine ehernen Füße zu Boden treten? Kann es anders sein bei dem völligen Gegensatz, der in dem Wesen Beider tief innen begründet ist? Könnte man sich ein Land der Kunst denken, ein Phantasiereich, in dem sie oberste Gesetzgeberin wäre, in dem alle Menschen Künstler wären, also künstlerisch fühlten und lebten, und in diesem Lande Raum und Möglichkeit für Krieg? Gilt nicht von der Kunst wie von der Freude: Alle Menschen werden Brüder, wo Dein sanfter Flügel weht?

Wie die Kunst keinen Krieg in ihrem Lande dulden würde, so duldet der Krieg unter seinem Szepter keine Kunst. Bricht ein Krieg aus, so lähmt er alle menschliche Thätigkeit. Am Stillsten ists zunächst überall da, wo Kunst gepflegt wurde. Sie scheint völlig vernichtet. Und je intensiver ein Krieg geführt wird, je tiefer der Antheil an ihm alle Schichten des Volkes ergreift, desto weniger ist Raum für die Kunst. Das ist natürlich, weil es sich aus dem Wesen von Krieg und Kunst ergiebt. Das ist nothwendig. Ein Krieg braucht das ganze Volk zunächst in ungetheilter Hingabe an seine nüchterne, brutale Wirklichkeit.

Künstler sind in diesen Zeiten, die ganz unter dem Eindrucke der ungeheuren Gewalt kriegerischer Ereignisse stehen, die überflüssigsten Menschen. Und gerade die echtesten unter ihnen, die nicht nur „in Kunst machen“ (manche „Großen“ tun Das), sondern

in allen Fasern ihres Wesens, in ihrem ganzen Menschenthum Künstler „sind", empfinden Das als Naturnothwendigkeit, als selbstverständlich. Sie fühlen, wie ein Geist aus einer ganz anderen Welt als der ihrigen die Menschheit ergreift, wie eine gewaltige Kraft mit unwiderstehlicher Suggestion Willige und Unwillige erfaßt und sie nichts mehr wirklich denken, empfinden, erfassen läßt als: Krieg. In früheren Kriegen hatte das Wirthschaftliche nicht die Bedeutung wie jetzt. Viele Menschen behielten Sinn und Zeit und Geld für die Friedensweisen der Kunst. Heute, da die ganze Erde mit ihrem Verkehr und Handel in die Kriegswirrniß gezogen ist, da wirthschaftliche Werthe von unmeßbarer Größe in Betracht kommen, da über die Lande und Meere viele Hunderte Millionen von Stimmen „Krieg" rufen, heute ist für Kunst kaum Platz.

Und doch muß ihr einer geschaffen, „Kriegshilfe" auch ihr gewährt werden. Wir wollen uns ruhig darüber klar sein, daß Alles, was jetzt für Kunst gethan wird und werden muß, unter die Ueberschrift: „Soziale Fürsorge" gehört.

Ein Volk das sich in so herrlicher Kraft und Größe als Kriegs-, als Thatvolk erhebt wie das deutsche, hat in diesen Zeiten kein inneres Verlangen nach Kunst, darf keins haben. Die Zeit ist zu groß, die Wirklichkeit zu gewaltig, das Erleben zu betäubend, der Geist des Krieges zu mächtig, der ganze Mensch zu erregt, als daß er fähig wäre zu der stillen Andacht wirklich tiefen Kunstgenusses. Ich halte es deshalb nicht für richtig, das Volk zur Kunst zu rufen mit der Begründung, die Kunst biete ein nothwendiges Gegengewicht. Es gibt Zeiten, wo der Mensch kein Gegengewicht braucht, sondern Alles auf eine Seite hängen darf und muß. Und diese Tage sind solche Zeit.

Nirgends ist Platz für die Kunst, nirgends eine Nothwendigkeit, daß sie lebe. Aber Hunderttausende waren beschäftigt, Kunst zu bieten. Und es wird eine Zeit kommen, wo man sie wieder braucht. Darum gehört es mit zu den Aufgaben eines Kulturvolkes, sie über die Zeiten des Krieges hinweg lebendig zu erhalten; zu sorgen, daß die Kräfte, die jetzt brach liegen, um so kräftiger wirken können, sobald die Hirne der Völker wieder etwas Anderes zu fassen im Stande sind als Alles, was mit Krieg zusammenhängt.

Die Schaffenden kann man sich selbst überlassen. Was in ihnen der Krieg wirkt, wird die Zeit lehren. Die geschickten Verwerther der Situation werden „in Patriotismus machen", ihr „deutsches Herz" entdecken; mancher, der bisher feinnervige Artistenarbeit lieferte, wird sich plötzlich kraftvoll-urwüchsig geberden. Vielleicht findet die große Zeit große Künder ihres Geistes. Viel-

leicht dichtet aber auch fernab in ärmlicher Stille ein Genie ein ganz anderes Werk, das die Größe und Herrlichkeit seiner Heimath, des Landes der Kunst, besingt, in das ihn sein weltfremdes Wesen, seine Künstlersehnsucht geführt hat.

Die großen Schaffenden sind zu allen Zeiten das Darben gewöhnt gewesen, und wenn die Menge der Literatur- und Musikverfertiger in diesen Kriegszeiten etwas weniger gute Geschäfte macht, ists kein Schade. Ein Segen des Krieges ists, wenn da hundert Maschinen stillstehen.

Aber die Heere der reproduzirenden Künstler auf den Bühnen und in den Konzerten, die Menge der Lehrkräfte, die jetzt ohne Schüler sind, verlangen soziale Hilfeleistungen.

Die erste Voraussetzung für eine nur einigermaßen genügende Linderung der großen Noth ist, daß Alle, die durch ihre frühere berufliche Vorbildung in der Lage sind, sich anderen Erwerb zu schaffen, es thun. Die Mehrzahl der Schauspieler und Sänger hat „umgesattelt". Zur Verbesserung der Lage sollte Jeder, der jetzt in seinem früheren Beruf unterkommen kann, Dies für die Kriegszeit thun. Auch dann aber bleiben viele Tausende, insbesondere vom weiblichen Bühnenpersonal, zur Unthätigkeit verurtheilt. Die Bühnengenossenschaft, bei der jetzt Die Recht behalten, die dringend davor warnten, in der Pensionanstalt alles Heil zu erblicken, sucht aus dem vorhandenen Fonds zu helfen, wo sie kann. Der Bühnenverein vergißt seinen Groll und hilft den schlimmsten Mangel lindern. Die deutschen Hoftheater spielen, wenn auch mit Verminderungen der größten Gagen. Aber auch alle deutschen Städte müßten ihren Theatern die Möglichkeit geben, ihr Bühnenpersonal nicht brotlos zu machen. Natürlich müßte die strengste Kontrole darüber ausgeübt werden, daß, wenn die Städte die vereinbarten Pachtsummen erlassen und sonstige Zuschüsse gewähren und wenn die Mitglieder sich mit stark reduzirten Gagen begnügen, nicht die Direktoren aus diesem „Kriegszustand" ein Geschäft machen. Wenn die Direktoren das Risiko nicht übernehmen wollen, so schalte man sie aus und übertrage die Verwaltung der Bühnengenossenschaft. Wenn es sich, wie in kleinen Städten, um ein einziges Theater handelt, wagt die Stadt mit der Bürgschaft für die winzigen Kriegsgagen nicht viel. Und gerade in den mittleren und kleinen Städten sollten die Behörden alle ernsthaft arbeitenden Theater in dieser Zeit erhalten, damit nicht die Unmenge der Bühnenmitglieder erwerblos nach Berlin strömt und dort die Wohlfahrteinrichtungen belastet.

Man appellire dabei nicht an den Kunstsinn, sondern an den

Opferwillen der Bevölkerung. Man sage ihr, daß man die Künstler, die in frohen Tagen so oft Freude bereitet und nach der Arbeit des Tages Entlastung geschaffen haben, jetzt, da man sie nicht braucht, nicht dem größten Elend preisgeben darf. Wer jetzt keinen Sinn für Theater hat, aber Geld genug, bezahle sein Abonnement und lasse seine Plätze leer. Die Stadtverwaltungen müssen ihren Bürgern mit gutem Beispiel vorangehen. Wenn es welche giebt, die Geld haben, in Friedenszeit für die Finanzmißwirthschaft des Direktors Hunderttausende und Millionen zu opfern, dann dürfen sie auch nicht knausern, wenn es gilt, die Noth der ausübenden Künstler zu lindern.

Die Theater werden sich bemühen, ihren Spielplan der Stimmung der Zeit anzupassen. Dazu ist nicht nötig, daß sie nur vaterländische Stücke aufführen. Aber gut wird es sein, wenn die deutschen Theater sich jetzt einmal gründlich von aller Oberflächlichkeit und Ausländerei freimachen, wenn sie diese ernste Zeit zu einer inneren Reinigung und Erneuerung benutzen. In welch eine Welt voll Nichtigkeit und Niedrigkeit schauen wir, wenn wir die Spielpläne vieler deutschen Bühnen in den letzten Jahren jetzt von der Höhe dieser Kriegsmonate ansehen!

Der Menge nicht so offensichtlich wie die Nothlage der Bühnenkünstler, aber darum nicht minder groß ist die aller der Ausübenden im Konzertbetrieb, insbesondere der Orchestermusik. Deren große Organisation, der Allgemeine Deutsche Musiker-Verband, vermag natürlich auch nicht genügende Hülfe zu leisten, wenn nicht alle Arbeitgeber der Musiker thun, was in ihren Kräften steht. Von den deutschen Höfen und den deutschen Städten muß erwartet werden, daß sie auch hier nicht knausern. Die deutschen Konzertgesellschaften, die ja meist durch sehr vermögende Kunstfreunde unterstützt werden, hätten die Pflicht, nicht nur aus künstlerischen, sondern auch aus sozialen Gründen ihre Konzerte weiter zu führen.

Auch hier muß es heißen: Wir brauchen die Kunst zwar jetzt nicht, aber wir wollen uns dankbar erweisen für Das, was sie uns im Frieden war, und ihr die Lebenskraft erhalten für künftige Zeiten. Leider scheint gerade auf diesem Gebiet der Mangel an Verantwortungsgefühl groß zu sein. Die Konzertgesellschaften überlegen sich nicht, daß, abgesehen von den paar berühmten Dirigenten und Solisten, der Ausfall der Einnahme auch nur eines Konzertwinters für sehr, sehr viele Menschen den Ruin bedeutet. Wer gesehen hat, wie selbst sehr bekannte Konzertsolisten schon im Frieden im Konkurrenzkampf arbeiten müssen, um sich eine Exi-

stenz zu erhalten, Der müßte mit großem Bangen den Folgen eines Winters entgegenblicken, in dem die deutschen Konzertvereine keine oder sehr wenige Konzerte gäben.

Mögen Alle, die sich in Friedenszeiten so gern als Förderer der Kunst aufgespielt haben, die in den deutschen Mittelstädten die Maecene spielten, bei denen die gastirenden Solistinnen und Solisten abstiegen, sich dieser Solisten eben so erinnern wie der tüchtigen Orchestermusiker, denen ihre schmale Einnahme in so schweren Zeiten erhalten werden muß.

Die Hauptsache ist auch hier Organisation. In vielen deutschen Städten bekriegen die Konzertgesellschaften einander. Und auch dieser Krieg kostet Geld. Keiner will sterben und Keiner kann recht leben. Man schließe Frieden, ehrlichen Frieden, und arbeite gemeinsam an der Erhaltung der Kunst und an der Linderung der Künstlernoth. Man muthe auch bei Wohlthätigkeitkonzerten nicht Allen zu, stets umsonst mitzuwirken; man bedenke, daß es zum großen Theil Arbeitlose sind und daß auch Idealisten essen müssen.

Und auch Derer gedenke man, die bisher die musikalische Erziehung jüngerer und älterer Personen leiteten, der Musiklehrer und Musiklehrerinnen. Die Jugend, die den Ernst des Krieges noch nicht völlig erfaßt, kann gerade jetzt durch einen geschickt ertheilten Musikunterricht in ihrem lebendigen Empfinden für die idealen Güter des Lebens gefördert werden. Lust und Liebe zum Gesang, die in ihr jetzt so rege sind, können in Bahnen geleitet werden, auf denen dann im Frieden die Liebe zur Kunst immer höhere Ziele erreicht. Statt den Musikunterricht als Luxus plötzlich einzustellen, könnte man gewiß überall eine andere, weniger wichtige Ausgabe vermeiden. Schon in Friedenszeit haben die meisten Musiklehrer und -lehrerinnen nur ein kärgliches Brot.

Die Kunst wird, wenn ihre Zeit wieder da ist, sich schon selbst helfen. Wir hoffen, daß dieser Krieg mit seiner überwältigenden Kraft und Größe auch aus ihren Landen alles Schwache und Kranke wegfegt. Wir denken uns, daß sein Regiment abgelöst werden wird von einer Zeit des Friedens, in der unter der tiefgehenden Nachwirkung Dessen, was wir erleben durften, auch in der Kunst die edelsten und höchsten Aufgaben in ernster Thätigkeit und reinen Herzens gelöst werden. Mögen dann die Arbeiter des Friedens, an deren Spitze die Künstler zu schreiten haben, sich würdig erweisen der Helden des Krieges, die ihnen das Feld bereiteten.

Hamburg. Dr. Georg Göhler.

Anzeigen.

Die Genesis des Ruhmes. Ein Beitrag zur Methodenlehre der Geschichte. Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

Als 1857 in Weimar das Goethe-Schiller-Denkmal errichtet wurde, widerfuhr nach allgemeiner Anschauung durch die Zusammenstellung der beiden Dichter Goethe die größere Ehre. Uns fällt Das auf; denn heute würde nach eben so allgemeiner Anschauung Schiller der gewinnende Theil sein. Aus der Konstatirung dieser Thatsachen, denen sich ähnliche in Menge an die Seite stellen ließen, ergeben sich dem vorsichtigen Betrachter historischer Zusammenhänge folgende Fragen: Wer hat „Recht“, die werthende Gemeinschaft von 1857 oder die werthende Gemeinschaft von 1914? Läßt sich, bei Individuen oder Werken mit starker historischer Wirkung, die Frage nach dem Recht oder Unrecht in der Bewerthung überhaupt beantworten? Und wenn sie sich beantworten läßt, welche Mittel sind anzuwenden, um durch die Hülle von Zwangvorstellungen, die sich in Jahren oder Jahrzehnten oder Jahrhunderten um jene Individuen gelegt hat, an den Kern zu gelangen? Ist der Glaube an das „Urtheil der Nachwelt“ begründet, wächst also wirklich zugleich mit der zeitlichen Entfernung vom Individuum die Möglichkeit einer objektiven Beurtheilung seiner Werke? Wird nicht vielmehr in Folge des äußerst komplizirten kollektivpsychischen Prozesses, der bei einem die Massen stark beschäftigenden Werk sofort einsetzt, das Urtheil zugleich mit der zeitlichen Entfernung vom Individuum immer fragwürdiger? Liegt dem Glauben an das Urtheil der Nachwelt nicht vielleicht die naive Anschauung zu Grunde, daß die Gegenwart, in der ein Werthender zufällig steht, das richtige und darum endgiltige Urtheil gefunden habe? Wie ist die zuweilen, namentlich bei den „Genies“, bemerkbare lange andauernde Uebereinstimmung in der Persönlichkeitbewerthung zu erklären? Sind hierbei vielleicht Nachahmunggesetze mit wirksam, auf die die moderne Kollektivpsychologie mit so großem Nachdruck hingewiesen hat? Diese (und einige andere) Fragen werden in meinem Buch gestellt. Wer eine endgiltige Antwort darauf zu finden hofft, sei jedoch im Voraus gewarnt: das Buch enthält sie nicht. Es sucht höchstens den Weg zu zeigen, auf dem einmal eine solche Antwort gefunden werden kann, und sucht diesen Weg vom allerdicksten Gestrüpp zu befreien. Was zunächst vollzogen wird, ist also eine scharfe Scheidung zwischen dem Individuum selbst und seinem „Ruhm“, von der Meinung, die Mit- und Nachwelt von ihm haben. Die Frage nach dem Verhältniß des ragenden Individuums zu seinem „milieu“, die Historiker, Soziologen und Philosophen fast das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch beschäftigt hat, wird hier also vom Objekt der Betrachtung in deren Subjekt verschoben. Sie lautet nicht mehr: Wie entsteht das mehr oder weniger eminente Individuum? Sondern: Wie entsteht das Urtheil, daß ein Individuum mehr oder weniger eminent ist?

Meine Aufgabe bestand demnach darin, den (freilich sehr verworrenen) Prozeß dieser Urtheilsgenesis darzulegen, die verschiedenen „ruhmbildenden“ Faktoren in ihren Wirkungmöglichkeiten zu schildern. Daß auch die Eminenz des Individuums dazu gehört, wird nie bestritten. Aber sie ist, wo sie überhaupt vorhanden ist, nur einer von den etwa zwanzig psychischen und sozialen Faktoren, die an der Ruhmgenesis betheiligt sind, und hat in der Gesammtheit keine andere Bedeutung als etwa in einem breiten Strom der Quellbach: er ist der zeitlich primäre und der Richtung gebende Faktor. Aber breit geworden ist der Strom durch seine Nebenflüsse. Und die kommen von anderen Bergen und fließen durch andere Gegenden.

Dr. Julian Hirsch.

Ein Wanderer in der Wüste. Delphin-Verlag in München. 2 Mark.

Keine Stimmung soll erschlichen, sondern Gefühl soll geweckt und ausgedrückt werden. Stimmung folgt auch auf Wein und Cigarre; hier soll nur ihr geistiges Gegenbild erscheinen, welches die Tochter des Fühlens ist; sie soll im Brand der Gefühle auf der Seele schimmern, wie das Gold erst erglänzt in seiner Läuterung, wie die Woge erst schäumt in dem Sturm. Hier soll Gefühl heißen: Gefühl für Großes, Erhabenes, für Ideen. Denn die Kunst, die sich in diese Gebilde formt, will kein müßiges Spielzeug, will vielmehr ein Diener jenes Geistes sein, der nicht von der Luft des Abstrakten, der erst von dem Brote des Wirklichen satt wird; dann wandelt er, der gespensterhaft blasse, unwirkliche Unterthan der Sinne, sich in den lebendigen Geist, ohne den nichts ist.

München. Wilhelm G. Hertz.

Nervöse Leute. Gedanken eines Laien. Kurt Wolff in Leipzig.

Mein Buch lehnt von vorn herein den Verdacht ab, sich mit Dingen zu beschäftigen, die den Arzt angehen. Es bewegt sich mit strenger Zurückhaltung nur innerhalb derjenigen Grenzen, die ihm durch die Behandlung der Nervosität als einer gesellschaftlichen Erscheinung gezogen werden. Hier aber, in diesem abgesteckten Rayon, suche ich Alles zu ergründen und zu erleuchten, was unter den Gesichtswinkel der Nervosität fällt. Und auch in ihren unansehnlichsten und unwahrscheinlichsten Erscheinungformen wird sie aus all den Verkleidungen und Vermummungen, in die das vielfältige Leben sie hüllt, ans Licht gezogen. So entfaltet sich denn das ganze gesellschaftliche Milieu mit seinen tausendfachen Verästelungen vor unseren Augen als ein einziges Labyrinth nervöser Irrwege und wir lassen all die Nervösen, die auf diesen Irrwegen wandeln, vor unserem geistigen Auge Revue passiren: die Sammler, die Gecken, die Donjuans, die Lügner, die Verschwender, die Geizigen, — und wie sie sonst noch

heißen mögen. Allen ist (und da ist der Kerngedanke meines Buches) immer die selbe nervöse Tendenz eigen; aus ihren unzähligen Verwandlungformen tritt als das überraschende und unverkennbare Gemeinsame das Minderwerthigkeitgefühl an den Tag. Das ergiebt sich ungezwungen und ohne Dialektik. Was mich selbst betrifft, so wähle ich mir in aller Bescheidenheit zur Devise Voltaires Worte: „Les livres les plus utiles sont ceux, dont les lecteurs font eux-mêmes la moitié. Ils étendent les pensées, dont on leur présente le germe."

Eugen Löwenstein.

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders. Ein Roman von Karl Einstein. Verlag der Wochenschrift „Die Aktion" (Franz Pfemfert) in Wilmersdorf.

Lieber Herr Einstein, der Verlag ersucht mich, Ihrem Buch der höchstkonsolidirten Intellektualität, diesem Buch, das wahrhaft ein Buch, aber keine Unterhaltung, keine Bestätigung des Lesers in seinen verrottetsten und albernsten Gewöhnungen, keine akkurate Beschreiberei des Allen Geläufigen ist und darin mit Brillanz excellirt, diesem mathematischen Buch geistigen Verhaltens und Ver-Haltens eine Einführung zu schreiben, ersucht mich Ihr Verlag. Ich bin rathlos vor die Aufgabe gestellt, einen Leser auf ein Buch vorzubereiten, dessen größter Werth mir scheint, daß es, wie die Dinge heute liegen, keinen Leser finden kann, keinen wenigstens, den ich „einführen" könnte. Als Prometheus vor jener denkwürdigen pariser Versammlung die Geschichte von seinem Adler erzählte, ließ er immer, wenn er das Interesse seiner Zuhörer erlahmen merkte, einige Raketen steigen und schweinische Photographien kursiren, die ihm für eine Weile wieder die Sympathien seiner Zuhörer verschafften. Sie haben es versäumt, lieber Herr Einstein, den Fall einer verzwickt-genitalen Frauenseele in den generalen Fall Ihres Buches zu bringen, um nur von dieser einen Unterlassung zu sprechen und von der anderen, daß Sie es verschmäht haben, „Gestalten" zu schaffen, die Fleisch und Blut haben, das dem Rayonchef eines Waarenhauses geläufige Fleisch und Blut nämlich. Sie haben überhaupt Enthaltung von allen „modernen Problemen" bis zur Askese getrieben. Ihr Buch wird eine fürchterliche Ablehnung von allen kompetenten Kreisen und Kritikern erfahren, man wird Sie auslachen (und auch mich bei der Gelegenheit ein Bischen) und wir werden uns wieder einmal sagen, daß bei der heutigen Beschaffenheit der Literatur Bücher, die Thaten sind, keinerlei Geltung gewinnen können, weil auf der anderen Seite alle Thaten Papier sind und alle Bücher, die den geneigten Leser finden, müßiger Tratsch. Ich kann dem Buch, Ihrem Buch also nur wünschen, daß es möglichst unverkauft beim Verlag bleibe, damit die erhofften Leser in dreißig Jahren dort die schönen sauberen Exemplare finden, — in dreißig Jahren, was ich als die Zeit annehme, wo man sich um die paar Bücher, welche die Literatur unserer Tage bilden, kümmern wird.

Franz Blei.

Dostojewskij.

(Der Mythos der Selbstgeburt.)*)

In seiner Kosmogonie, seiner Naturanschauung wird der Mensch nicht aus der Welt, sondern nur aus sich selbst geboren. Er ist Kern und Schale, Hoffnung und Hemmung in ewigem Gegensatz, bewußte, wachsende und wandelbare Zweiheit, nicht, wie der Mensch Goethes, „Beides mit einem Mal“, die organische Einheit. Bei den goethischen Menschen entfaltet sich der äußere Mensch, der praktische, aus dem inneren; Vollendung des einen bewirkt zugleich Verstärkung des anderen. Bei Dostojewskij ist in einer Art Platonismus der innere, der reine, der wahre Mensch umkrustet von einem äußeren, dem praktischen, dem sozialen, den er erst vernichten muß, um zur Göttlichkeit zu gelangen. Er wird nur durch Befeindung frei. Je mehr der individuelle Kern reift, desto stärker sein Bemühen, die Schale des Lebensmenschen zu sprengen. Und ist der reine, der innere Mensch geboren, so ist meist der praktische, der thätige vernichtet.

Ich will deutlicher sein. Der Mensch Goethes hat seine höchste Möglichkeit erreicht, wenn er tüchtig ist und nutzbar für die Welt, der Held bei Dickens oder Balzac, wenn er aufsteigt in der sozialen Stufe. Die Helden Dostojewskijs sind in der Sekunde ihres Triumphes, im Augenblick, da sie ihr wahres Selbst durchschlagen fühlen, für den Blick der Welt „verlorene Menschen“, Zuchthäusler, Nichtsthuer, Bettler oder Verschwender. Einem Engländer, einem Franzosen müssen sie Narren erscheinen, so unbesorgt sind sie um ihr äußeres Schicksal, denn immer erst, wenn sie ihr Vermögen verschwendet haben wie Fürst Myschkin, ihr Studium aufgegeben wie Raskolnikow, ihre Stellungen verloren wie Sossima, wenn sie thatlose, der Gesammtheit unnütze Existenzen sind, werden sie fähig, volle Menschen zu sein; wenn sie sich finden, gehen sie der realen Welt verloren. Sie vergessen jeden Beruf, um der Berufung willen; und so intensiv ist bei Dostojewskij einzig der innere, der neue Mensch betont, daß die Konturen des praktischen uns fast ganz verschwinden. Kaum wird sich einer von den tausenden Lesern in „Schuld und Sühne“ daran erinnern, daß Raskolnikow ein Mediziner ist; und er selbst vergißt es ganz. Es ist gleichgiltig für das Empfinden, gleichgiltig auch als Maß. In unserer Erinne-

*) Aus einem großen Essay über Dostojewskij, der gemeinsam mit denen über Balzac und Dickens unter dem Titel „Drei Meister“ im Inselverlag erscheint.

rung ist er nichts als ein Mensch, der um die Wahrheit ringt, Alles Sinnliche ist abgedunkelt an diesen Helden ihrer Innerlichkeit und ein französischer Beobachter hat einmal gut bemerkt, daß die Menschen Dostojewskijs auf den vielen tausend Seiten seiner Romane nicht ein einziges Mal in thatsächlich körperlichen Situationen sichtbar sind. Nie essen sie, nie schlafen sie, immer nur fühlt man sie denken, sich quälen und in Haß und Liebe gegen einander spannen. Das ganze Geschehniß betrifft nur jenen inneren Menschen, den in seinem Aufblühen, seiner mystischen Geburt darzustellen, die höchste Anstrengung all dieser Romane ist. Ich möchte versuchen, die Geschichte dieses Menschen im Werk Dostojewskijs zu erzählen, seinen Mythos, denn alle diese verschiedenartigen, hundertfach variirten Menschen haben im Letzten nur ein einheitliches Schicksal. Sie sind alle Varianten eines einzigen Erlebnisses: der Menschwerdung. Jedem großen Dichter ist vielleicht nur eine einzige, seine individuelle Form des Lebenstypus gegeben und die Dostojewskijs vermag liebende Betrachtung leicht zu enträthseln. Die anderen Dichter des religiösen Menschen zeigen, wie er sich den Gott aus dem Leben gewinnt, Dostojewskij, wie er ihn aus sich selbst gebiert. Seine Menschen finden den Glauben nicht außen in den Dingen und Erlebnissen, sondern zeugen ihn im eigenen Geblüt. Sie verwandeln sich in ihn wie der Sünder in den Heiland. Gleich ist all seiner Helden Anbeginn. In den Jahren der Pubertät, des sinnlichen und geistigen Erwachens, verdüstert sich ihnen der heitere und freie Sinn. Dumpf fühlen sie in sich eine Kraft gähren, ein geheimnißvolles Drängen; irgendetwas Eingesperrtes, Wachsendes und Quellendes will aus ihrem noch unmündigen Kleid. Eine geheimnißvolle Schwangerschaft (es ist der neue Mensch, der in ihnen keimt, aber sie wissen es nicht) macht sie träumerisch. Sie sitzen in dumpfen Stuben, in einsamen Winkeln und denken, denken Tag und Nacht über sich nach. Sie fühlen sich krank, vergiftet vom ganzen Leben, sie sind unlustig zu Thaten und hassen jedes fremde Wort. Jahre lang brüten sie oft dahin in dieser seltsamen Ataraxie, sie verharren in einem fast buddhistischen Zustand der Seelenstarre, sie beugen sich tief über den eigenen Leib, um wie die Frauen in den frühen Monaten das Klopfen dieses zweiten Herzens in sich zu erlauschen. Alle geheimnißvollen Zustände der Befruchteten überkommen sie: die hysterische Angst vor dem Tode, das Grauen vor dem Leben, krankhafte, grausame Begierden, sinnliche, perverse Gelüste.

Endlich wissen sie es, daß sie befruchtet sind von irgendeiner neuen Idee: und nun suchen sie das Geheimniß zu entdecken. Sie

schärfen ihre Gedanken, bis sie spitz und schneidend sind wie chirurgische Instrumente, sie seziren ihren Zustand, sie zerreden ihre Bedrückung in fanatischen Gesprächen, sie zerdenken ihr Gehirn, bis es sich in Wahnsinn zu entflammen droht, sie schmieden alle ihre Gedanken in eine einzige fixe Idee, die sie bis ans letzte Ende denken, in eine gefährliche Spitze, die sich in ihrer Hand gegen sich selbst wendet. Kirillow, Schattow, Raskolnikow, Iwan Karamasow, alle diese Einsamen haben „ihre“ Idee, die des Nihilismus, die des Altruismus, die des napoleonischen Weltwahns, und alle haben sie ausgebrüstet in dieser krankhaften Einsamkeit. Sie wollen eine Waffe gegen den neuen Menschen, der aus ihnen werden will, denn ihr Stolz will sich gegen ihn wehren, ihn unterdrücken. Andere wieder suchen dieses geheimnißvolle Keimen, diesen drängenden, gährenden Lebensschmerz mit aufgepeitschten Sinnen zu überrasen. Um im Bilde zu bleiben: sie suchen die Frucht abzutreiben, wie Frauen von Treppen springen oder durch Tanz und Gifte sich vom Unerwünschten zu befreien trachten. Sie toben, um dies leise Quellen in sich zu übertönen, sie zerstören manchmal sich selbst, nur um diesen Keim zu zerstören. Sie verlieren sich mit Absicht in diesen Jahren. Sie trinken, sie spielen, sie werden ausschweifend und all Dies (sie wären sonst nicht Menschen Dostojewskijs) fanatisch, bis zur letzten Raserei. Schmerz treibt sie in ihre Laster, nicht eine lässige Begierde. Es ist nicht ein Trinken um Zufriedenheit und Schlaf, nicht das deutsche Trinken um die Bettschwere, sondern um den Rausch, um das Vergessen ihres Wahnes, ein Spielen nicht um Geld, sondern, um die Zeit zu ermorden, eine Ausschweifung nicht um der Lust willen, sondern, um in der Uebertreibung ihr wahres Maß zu verlieren. Sie wollen wissen, wer sie sind; darum suchen sie die Grenze. Den äußersten Rand ihres Ich wollen sie in Ueberhitzung und Abkaltung kennen, dort, wo er ins Nichts niedersinkt, wo er aufsteigt in die Unendlichkeit. Sie glühen in diesen Lüsten bis zum Gott empor, sie sinken bis zum Thier hinab, aber immer, um den Menschen in sich zu fixiren. Sie thun heroische Thaten, um sich zu beweisen, daß sie groß sind, und niedrige, um sich gemein zu fühlen. Ihre unendliche Sehnsucht nach einem gesicherten Ich treibt sie in den Exzeß. (Dostojewskij nennt darum die Trinker, die Spieler einmal die innerlich werthvollsten Menschen Rußlands.) Von der Sinnlichkeit stürzen sie in die Ausschweifung, von der Ausschweifung in die Grausamkeit und hinab bis zu ihrem untersten Ende, der kalten, der seelenlosen, der berechneten Bosheit, aber all Dies aus einer verwandelten Liebe, einer Gier nach Erkennt-

niß des eigenen Wesens, einer verwandelten Art von religiösem Wahn. Aus ihrer Wachheit stürzen sie sich in die Kreisel des Irrsinns, ihre geistige Neugier wird zur Perversion der Sinne, ihre Verbrechen glühen bis zur Kinderschändung und zum Mord, aber typisch ist für sie alle die gesteigerte Unlust in der gesteigerten Lust: bis in den untersten Abgrund ihrer Raserei zuckt die Flamme des Bewußtseins, der fanatischen Reue nach.

Aber je weiter hinein sie in die Uebertreibungen der Sinnlichkeit und des Denkens rasen, um so näher sind sie schon sich selbst, und je mehr sie sich vernichten wollen, um so eher sind sie zurückgewonnen. Ihre traurigen Bacchanale sind nur Zuckungen, ihre Verbrechen die Krämpfe der Selbstgeburt. Je mehr sie sich anspannen, je mehr sie sich krümmen und winden, um so mehr befördern sie unbewußt die Geburt. Denn nur im brennendsten Schmerz kann das neue Wesen zur Welt kommen. Ein Ungeheures, ein Fremdes muß dazutreten, muß sie befreien, irgendeine Macht Wehmutter werden in ihrer schwersten Stunde, die Güte muß ihnen helfen, die allmenschliche Liebe. Eine äußerste That, ein Verbrechen, das all ihre Sinne zur Verzweiflung spannt, ist nöthig, um die Reinheit zu gebären; und hier wie im Leben ist jede Geburt umschattet von tötlichster Gefahr. Die beiden äußersten Kräfte des menschlichen Vermögens, Tod und Leben, sind in dieser Sekunde innig verschränkt.

Dies also ist der menschliche Mythos Dostojewskijs, daß das gemischte, dumpfe, vielfältige Ich jedes Einzelnen befruchtet ist mit dem Keim des wahren Menschen (jenes Urmenschen der mittelalterlichen Weltanschauung, der frei ist von der Erbsünde, das elementare, rein göttliche Wesen). Diesen urewigen Menschen aus dem vergänglichen Leib des Kulturmenschen in uns zum Austrag zu bringen, ist höchste Aufgabe und die wahrste irdische Pflicht. Befruchtet ist Jeder, denn Keinen verstößt das Leben, jeden Irdischen hat es in einer seligen Sekunde mit Liebe empfangen, doch nicht Jeder gebiert seine Frucht. Bei Manchen verfault sie in einer seelischen Lässigkeit, sie stirbt ab und vergiftet ihn. Andere wieder sterben in den Wehen und nur das Kind, die Idee, kommt zur Welt. Kirillow ist Einer, der sich ermorden muß, um ganz wahr bleiben zu können; Schattow ist Einer, der ermordet wird, um seine Wahrheit zu bezeugen.

Aber die Anderen, die heroischen Helden Dostojewskijs, der Staretz Sossima, Raskolnikow, Stepanowitsch, Rogoschin, Dmitrij Karamasow, vernichten ihr soziales Ich, den dunklen Raupenstand ihres inneren Wesens, um wie Schmetterlinge sich der abgestor-

benen Form zu entschwingen, das Beflügelte aus dem Kriechenden, das Erhobene aus dem Erdschweren. In dem Feuer der Selbstverzehrung ist das Dumpfe und Verworrene aus ihrer Seele gelöst, als schlackenloser, reiner Theil der Weltseele verbinden sie sich dem Unendlichen, lösen sich auf in die Einheit des Irdischen. Alles Persönliche, alles Individuelle ist in ihnen abgethan; daher auch die absolute Aehnlichkeit all dieser Gestalten im Augenblick ihrer Vollendung. Aljoscha ist kaum von dem Staretz, Karamasow kaum von Raskolnikow zu unterscheiden, wie sie aus ihren Verbrechen, mit Thränen gebadetem Gesicht, in das Licht des neuen Lebens treten. Am Ende aller Romane Dostojewskijs ist die Katharsis der griechischen Tragoedie, die große Entsühnung, über den verdonnernden Gewittern und der gereinigten Atmosphäre flammt die erhabene Glorie des Regenbogens, das höchste russische Symbol der Versöhnung. Erst wenn die Helden Dostojewskijs den reinen Menschen aus sich geboren haben, treten sie in wahre Gemeinschaft. Bei Balzac triumphirt der Held, wenn er sich die Gesellschaft bezwingt, bei Dickens, wenn er sich in die soziale Schicht, in das Bürgerliche, in die Familie, in den Beruf eindrängt. Die Gemeinschaft, die der Held Dostojewskijs anstrebt, ist keine soziale, sondern eine religiöse, er sucht nicht Gesellschaft, sondern Weltbruderschaft: und dieses Hingelangen zur eigenen Innerlichkeit und damit zur mystischen Gemeinsamkeit ist die einzige Hierarchie in seinem Werk. Seine Einsamkeit, seine Absonderung, die Stolz war, hat Jeder zerbrochen und in unendlicher Demuth und glühender Liebe grüßt sein Herz den Bruder, den reinen Menschen in jedem Anderen. Dieser letzte, gereinigte Mensch kennt keine Unterschiede mehr, kein soziales Standesbewußtsein; nackt, wie im Paradies, hat seine Seele keine Scham, keinen Stolz, keinen Haß und keine Verachtung. Verbrecher und Dirne, Mörder und Heilige, Fürsten und Trunkenbolde halten Zwiesprache in jenem untersten und eigentlichsten Ich ihres Lebens, alle Schichten fließen in einander, Herz zu Herz, Seele in Seele. Nur Das entscheidet: wie weit Einer wahr wird und zum wirklichen Menschenthum gelangt. Denn keine soziale Stufenleiter reicht zu diesen Höhen hinauf, die außerhalb des zeitlichen Lebens stehen, kein Senkblei der Moral tastet in diese letzten Abgründe des irdischen Herzens. Wie diese Entsühnung, diese Selbstgewinnung zu Stande kam, ist gleichgiltig. Keine Ausschweifung beschmutzt, kein Verbrechen verdirbt. Seine Justiz kennt das Brandmal nicht, das unauslöschbare Stigma: Thränen können alles Blut wegwaschen. Im Kosmos Dostojewskijs giebt es keine endgiltig Verworfenen, von denen Gott

sein Antlitz wendet, keine Hölle, keinen untersten Kreis wie bei Dante, aus denen selbst Christus die Verurtheilten nicht zu erheben vermag, er kennt nur Purgatorien, reinigende Flammen, das Fegefeuer und die Feuer der Entsühnung. Der Verbrecher ist (und hier schuldet Dostojewskij das Wort dem russischen Volke) ihm nur der „Unglückliche“ und seine That die Wirkung grausamen Zwanges, zehrender Seelennoth, um deren willen man ihn doppelt lieben muß. Nicht das Grauen allein, sondern auch das Mitleid wächst am Entsetzlichen einer That, und wie der Staretz, sein Heiliger, scheint er die Sündigsten am Meisten zu lieben aus dem geheimen Bewußtsein einer Polarität, daß auf dem untersten Grunde, im Dunkelsten eines Erwachens auch stahlhart die Reue funkelt, daß der irr handelnde Mensch noch immer mehr der seelisch glühende ist und näher dem wahren Menschen als die Stolzen, die Kalten und Korrekten, in deren Brust er erfroren ist zu bürgerlicher Gesetzmäßigkeit. Es giebt nichts Unwiderrufliches, nichts Unsühnbares in Dostojewskij. Man sehe seine Helden: Grauen geht ihnen voraus, ihr Antlitz ist von Blut und Schmutz überklebt, ihre Fäuste sind verkrampft, die Brust stöhnt Schrei und Fluch, das Thier tobt in ihren Sinnen. In ihren Augen funkelt die Lust, ihr Gehirn ist vergiftet, Furchtbare sind sie, vor denen der Blick zurückscheut. Aber allmählich beginnt sich dies finstere Antlitz zu durchgeistigen, die grausame Spannung löst sich in eine erhabene Schmerzlichkeit, durch ihr Leid beginnt das Urleid der ganzen Menschheit zu schimmern, in ihrer Existenz das Unendliche des Lebens sich zu spiegeln. Und wunderbar ist es, wie immer mehr das Licht ihre Züge badet, bis endlich Gott durchbricht aus ihren Blicken und von innen eine Schönheit strahlt, die Läuterung über den Schmutz und das Blut gießt, das ihre Thränen längst weggewaschen haben. Bei Tolstoi giebt es eine solche Novelle, wo ein Engel in ein Menschenantlitz sieht und nur Tod darin findet, weil es ohne Liebe ist, bis endlich die Mildthätigkeit darin erwacht und eine ungeheure Lebendigkeit. So klären sich alle die Antlitze seiner Helden allmählich auf, immer von innen übergossen vom Widerschein der brennenden Seele, und das vergossene Blut funkelt im Heiligen Gral zur Entsühnung der ganzen Menschheit. Allen Menschen Dostojewskijs ist, weil sie nur auf den inneren Menschen, auf den Bruder blicken, das Grauen fremd. Sie besitzen die erhabene Fähigkeit, die er einmal die typisch russische nennt, nicht lange hassen zu können, und darum eine unbegrenzte Verstehensfähigkeit alles Irdischen. Nichts ist ihnen fremd, eine intuitive Durchleuchtungsgewalt strömt vom schöpferischen Herzen Dostojewskijs bis in die feinsten Adern seiner

Menschenseelen. Sie alle verstehen sich, selbst wenn sie sich hassen, und dann vielleicht am Meisten, weil die Reue sie da zur Liebe zwingt. Noch hadern sie oft mitsammen, noch quälen sie sich, weil sie sich ihrer eigenen Liebe schämen, weil sie eigene Demuth für eine Schwäche halten und noch nicht ahnen, daß sie die furchtbarste Kraft der Menschheit ist: aber ihre innere Stimme weiß immer schon um die Wahrheit. Während sie einander mit Worten schmähen und befeinden, blicken die inneren Augen sich längst selig verstehend an, Lippe küßt leidvoll den Brudermund. Ihre Worte, ihre Thaten zu einander sind nur Szenerie, nur Folie in allen diesen Werken; das wahre Begebniß ist das innerliche, unsichtbare der brüderlichen Erkennung; und diese innere Zwiesprache, dieser Gesang der Seelen, ist die Musik in Dostojewskijs Werk.

Wien. Stefan Zweig.

Die Oesterreicher.

Des Feldherrn Trinkspruch.

Habt Dank, Ihr Freunde; doch Ihr lobt Euch selbst,
Da Ihr mich Helden preist! Ihr schlugt Euch tapfer,
Der Sieg ist unser. Also seid bedankt.
Nur weil Ihr mich so überschwänglich lobt,
Mich todesmuthig nennt, tollkühn und tapfer,
Und weil Ihr jung seid, neiderweckend jung,
Will ich von meinem Todesmuth Euch sagen ....
Auch ich war damals jung, so sündhaft jung,
Daß mir der Tod begehrenswerth erschien.
Ob sie nun Anna hieß, Elisabeth:
Was wollt Ihr mehr, ich war es überdrüssig,
Ihr Spiel zu sein, ich rüstete zum Sterben,
Sie sollte fühlen, was es heißt: sein Henker!
So lag mein Dolch bereit, deß glatte Schärfe
Den Springquell meines Bluts befreien sollte,
Daß meine Seele sich zum Himmel schwinge.
Nun schrieb ich noch zwei schwere Zeilen Abschieds.
Und da, von meinem Schmerze ganz betäubt,
Schon grau umdüstert von des Todes Schatten,
Schob ich den Dolch vom Tischlein, drauf ich schrieb,
Daß er herniederfiel; ich griff danach
Und ritzte meine Hand.
„Blut!" rief ich, „Blut!
Fürwahr, ich blute!" Und sprach sogleich weiter,
Wie eine Mutter: „Hoffentlich nichts Schlimmes!"
Ich nahm mein Tuch, geschäftig netzt' ich es

Und preßt' es an die Wunde: „Gott sei Dank!"
(Ein tiefer Seufzer löste meine Angst.)
„Das war noch gnädig!"
Doch da fiel mein Blick
Auf die zwei Zeilen Ueberschwangs vor mir,
Den Abschied vor dem Tod, den ich geschrieben,
Indeß jetzt meine Lippen „Gott sei Dank,
Der Ritzer ist nicht schlimm!" sehr dankbar hauchten.
Und da, in diesem „großen" Augenblick,
Erschütterten mich . . , Glaubt Ihr etwa, Thränen?
Ja freilich, Thränen! Ein so laut Gelächter
Erweckte mich aus meinem Lügenpathos,
Ein Lachen, das mein Lebenstaumel lachte,
Daß es mir heut noch in den Ohren gellt.
Ihr jungen Freunde, seht: Dies ist der Held,
Den Ihr so tapfer rühmt! Ihr wart heut tapfer,
Da es um Ernstes ging. Senkt nicht die Blicke,
Ihr Allerjüngsten, und erröthet nicht,
Ob sie nun Anna heißt, Maria, Röschen!
Ihr habt heut tapfer mit dem Tod gekämpft,
Ihr werdet muthig mit dem Leben ringen!

Windischgraetzdragoner.

Generalfeldmarschall Josef Graf Daun
Möcht' gern den Feind in Stücke haun.
Siebenmal auf die Höhn bei Kolin
Ließ der Große Fritz seine Blitze sprühn;
Jetzt, Daun, Du Zauderer, müßtest Dus wagen,
Nicht abwehren blos: angreifen und schlagen!

Und der Reiteroberst, Regiment von Ligne,
Kühn sprengt er vor den Feldmarschall hin:
„Excellenz, ich bitte, mein Regiment,
Ganz junges Volk, es glüht, es brennt,
Ich höre sein Blut in den Adern brausen.
Laß uns auf den Feind herniedersausen!"

Lacht Daun: „Die Frechheit macht mich starr!
Mit den Grünschnäbeln willst Dus richten, Du Narr,
Mit den Milchgesichtern, rosig und zart,
Mit den Mädellippen ohne Bart
Gegen die Knasterbärte des Großen Fritzen!"
„Ich bitt', Excellenz!" „Nun, Gott mag Euch schützen!"

Und sie preschen nieder, Donner und Blitz!
Die Windsbraut versteckt sich, es kehrt sich der Fritz,
Von oben Kartätschen, hier Säbelgeflitz,

Sie lassen nicht locker! Das ist kein Witz!
Sie brüllen Hurra und die Rosse keuchen,
Sieg, Sieg! Und der Große Fritz muß weichen!

Das war eine Schlacht! Vierzehntausend Mann
Erprobte Soldaten, glaubten daran;
Und viele Fahnen und schweres Geschütz
Fehlten am Abend dem Großen Fritz.
Jetzt staun', Graf Daun! 's thuns nicht blos die Alten
Er nickt: „Hätts nicht für möglich gehalten!"

Einst Ligne, jetzt Windischgraetzregiment,
Kein Oestreicher, der die Dragoner nicht kennt;
Sie tragen noch heut keine Schnurrbärte nicht
Und tragen sehr stolz ihr glattes Gesicht:
So wollen sie glatt in den Feind einreiten.
Und so solls bleiben in Ewigkeiten!

Offizierballade.

Nach dem Kampf mit den wilden Banden
Unten in der Kriwoscie,
Sah man viel Krüppel in Oesterreichs Landen,
Armstumpf, Stelzbein und Humpelknie.
Da hat Eins das Volk verdrossen:
„Sind denn die Kugeln so wählerisch?
Nur das Volk war zu Krüppeln geschossen;
Der Offizier blieb heil und frisch!

Aber noch schlimmer als Kugeln sind Messer!
Wen ihre Kugel zu Boden warf,
Den verstümmeln die Pilaffresser
Mit ihren Messern; und die sind scharf!
Warum blos unsere braven Soldaten,
Nie Offiziere?" Mich kränkt dies „Warum?"
Und so will ichs Euch gern verrathen,
Denn ich weiß, die Scham macht Euch stumm.

Hört denn: die wiener Herren wußten,
Diesmal gilts nicht die offene Schlacht,
Die unsere Truppen bestehen mußten:
Diesmal wird es ganz anders gemacht.
Grausamer Blutdurst ist zu erwarten,
Auf den Verwundeten stürzt sich die Gier,
Und was seiner für Gräuel harrten,
Das zu schildern, erlaßt Ihr mir.

Der Offizier, der mag selber entscheiden,
Ob ihm der Tod nicht lieber sei,

Als den Schimpf der Entmannung zu leiden
Durch das Messer der Barbarei.
Will er verstümmelt nicht weiterleben
(Also beschlossen die Herren in Wien)
Sei ihm die Hilfe gleich mitgegeben
In einer sicheren Pille Strychnin.

Nun überlegt: Sich verwundet zu wissen
Und in dem Schmerz und sickernden Blut
Noch die Pille suchen zu müssen,
Dazu brauchts wahrhaften Heldenmuth.
Stellt Euchs nur vor! Von all den Braven
Kam nicht Einer als Krüppel zurück.
Mögen sie ruhig den Heldentod schlafen!
Seht Ihr: Ihr schweigt! Stumm senkt Ihr den Blick ...

Böhmisches Soldatenlied.

Bei einem böhmischen Regiment
Bin ich in Reih und Glied gestanden:
Sind brave Burschen, Sapperment,
Und lauter geborene Musikanten!

Das sind Burschen, wie Wein, kein Falsch und Fehl,
Und haben das Herz auf dem rechten Flecke;
Und Dienst ist Dienst und Befehl ist Befehl
Und Das Herz pocht stolz an die blauen Röcke.

Und Marschiren und Rackern und Schinderei:
Das kann uns (der Teufel!) ein'n Quark geniren;
Ist überall doch Musik dabei!
Und Musik liegt schon im bloßen Marschiren.

Und schimpft der Korporal, so nimmts der Wind,
Ich geb' nur Acht, daß ich drüber nicht lache ...
Und Das macht der Liebe noch immer kein Kind
Und das Leben ist doch eine eine Sache!

Und der Trommler, der schlägt sein Extrastück
Und unser Hornist wird blau zum Zerspringen,
Und wenn auch der schwere Tornister drückt,
So dürfen wir pfeifen und singen und singen:

Drei Jahr' sind bald um und dann ist es aus.
Und heißts in den Feind marschiren und sterben,
Frau Mutter, habt Kinder genug zu Haus:
Die solln meinen Tschako und Stiefel erben!

Prag. Hugo Salus

Staatsfinanzen im Krieg.

Das Kapital hat sich den Lebensbedingungen des Krieges gefügt. Die offizielle Börse ist noch immer geschlossen. Doch die Börsenleute dürfen sich ungestört in den heiligen Hallen versammeln und „im freien Verkehr“ Geschäfte machen. Wenn wirklich gehandelt wird, vollzieht sichs zwischen den Bankbureaux. Der Rest ist Spekulation. Man nennt Kurse, obwohl es keine kontrolirten Preise giebt. Dieser Zwiespalt ist natürlich bemerkt worden; und wir hörten manchen Tadel der „Coulissengeschäfte“. Doch seit in London, Paris, New York die ersten Spuren eines beglaubigten Börsenhandels sichtbar geworden sind, möchte Berlin nicht ganz im Dunkel bleiben. Der Börsenvorstand hat vor Ende Dezember durch eine Umfrage festzustellen versucht, wie groß die Summe des bei Banken und Bankiers auf Wertpapiere entliehenen Geldes sei. Die Zahl war nicht groß; und die Auflösung dieser Engagements hätte keine Gefahr gebracht. Fraglich aber blieb, ob den Kursen, durch den unvermeidlichen Andrang der hinter dem Schleußenthor lagernden Papiere, nicht zu viel zugemuthet würde. Denn der Wunsch, wieder in ein reguläres Tauschverhältniß zu kommen, entspringt nicht so sehr dem Verlangen nach Kaufgelegenheit wie dem Sehnen nach Verkaufsmöglichkeiten. Der deutsche Kapitalist, der in Friedenstagen dem Bereich der deutschen Staatsrenten fern blieb, hat sich besonnen und erkannt, daß im geschlossenen Handelsstaat der Kredit der öffentlichen Gewalten sich noch am Leichtesten verwerthen läßt. Die Klasse I der Reichsbank hatte im Frieden keine starke Anziehungskraft. Ueberall gab es Möglichkeiten, Geld zu „machen“; der Lombard von Werthpapieren war nur eine von vielen Quellen. Jetzt sind die meisten versiecht: deshalb ist das Staatspapier im Käuferinteresse vornan.

Mit dem Geld gings ähnlich. Als Panik herrschte, suchte Jeder sein Schiff mit Gold zu beladen. Am Ende des Jahres aber, nachdem der Krieg fünf Monate gedauert hatte, waren bei der Reichsbank 840 Millionen Mark mehr Gold als am letzten Julitag 1914. Davon 635 Millionen aus dem allgemeinen Besitz; denn 205 Millionen hatten Juliusthurm und Kriegsreserve abgegeben. Die goldene Notendecke reichte über fast 42 Prozent des Gesammtbestandes, während Ende 1910 nur 32 Prozent vergoldet waren. Die Darlehnskassenscheine bilden eine Klasse für sich. Am dreiundzwanzigsten Dezember waren nur 400 Millionen Mark davon im Verkehr. Was die Reichsbank in ihren Beständen hat, kommt erst in zweiter Linie. Die Geldscheine der Darlehnskassen sind zwar geeignet, die Banknoten mit zu stützen; es bedarf aber dieser Bürgschaft nicht, weil die metallische Rüstung allein breit und dicht genug ist, um das deutsche Geld unverwundbar zu machen. Die Darlehnskassen sind ermächtigt, bis zum Betrag von

3000 Millionen Geld auszuleihen. Am letzten und heißesten Geschäftstag des Jahres war die Staffel erst bei 1317 Millionen. Wer nicht Unmögliches verlangt, kann aus den Gaben der Statistik nur günstige Schlüsse ziehen. Die Reichsbank steigerte ihre Rate am ersten August von 5 auf 6 Prozent, während die sonst so ruhige Bank von England von 4 auf 8 und dann auf 10 Prozent gesprungen war. Und dabei hatte das deutsche Centralinstitut schon im Frieden (1907/08) 7½ Prozent gefordert. Der Durchschnittsdiskontsatz des Jahres 1914 blieb, mit 4,88, um 1 Prozent hinter dem Durchschnitt von 1913 zurück. Am Tag vor Weihnachten wurde der amtliche Zinsfuß von 6 auf 5 Prozent gekürzt. Solche Dezemberfreuden hats erst einmal gegeben (1913); und der Entschluß war im Kriegsjahr eine That. Keine übereilte; denn Präsident Havenstein konnte sagen, daß die deutsche Wirthschaft sich den neuen Umständen gut angepaßt habe. Dann kam eine Mahnung, die an frühere Tage erinnerte: Keine spekulativen Ausschreitungen! Wenn an die Möglichkeit solcher Ausschweifungen gedacht wird, müssen die Voraussetzungen nicht in unabsehbarer Ferne liegen.

Auch in Frankreich gab es eine amtliche Erörterung der Finanzen. Herr Ribot legte der Budgetkommission der Kammer seinen Bericht vor. Das Geständniß, Frankreich sei für den Krieg finanziell nicht gerüstet gewesen, soll beweisen, daß die Nation den Krieg nicht gewollt habe. Aber der Finanzverwaltung Frankreichs war stets nachgesagt worden, sie habe die feinste politische Technik. Rußland, der Balkan, Südamerika: Etapen der französischen Finanzkunst. Haben sich die Geschäfte gelohnt? Südamerika brachte noch vor dem Krieg böse Katastrophen. Auf dem Balkan waren die Kaiserliche Osmanenbank und die Dette Publique Ottomane die prunkvollen Gefäße des pariser Ehrgeizes. Auf mehr als 3 Milliarden werden Frankreichs Darlehen an die Türkei geschätzt. Die Anleihe von 800 Millionen, die Djavid Bey im Frühjahr 1914 vom Ministerium Doumergue erlangte, war als Krönung des Werkes gedacht. Sie bescherte den Franzosen die ersehnten syrischen Eisenbahnkonzessionen. Was ist von all dieser Herrlichkeit geblieben? Welche Summe die Gesammtheit der französischen Guthaben, mit dem Effektenbesitz, in Rußland deckt, ist nicht bekannt. Vor dem Krieg war Paris über Petersburg ärgerlich. Die Baissiers von der Newa, die der Finanzminister Bark nicht bändigen konnte, hatten die amis et alliés gekränkt. Die rächten sich und warfen Haufen von „Russen“ über die Grenze. Daß man die eigenen Anleihen zu niedrigeren Preis zurückkaufen mußte, verdarb die Laune. Tempi passati. Geld war natürlich in Frankreich nicht mehr zu haben; aber die Banque de France und die Russische Staatsbank vereinbarten, wie die französischen Außenstände flüssig gemacht werden könnten. Bis Mitte Dezember waren die unbefristeten Vorschüsse an die Regirung auf 3600 Millionen Francs gewachsen. Bis zu 6000 Millionen kann die Bereitschaft des Noteninstituts gestreckt werden. Von ihr zehrt der Staat, die Börse (200 Millionen wurden für den Abbau

der Report-Engagements gewährt), die Verbündeten (Belgien mit 250, Serbien mit 90, Griechenland mit 20, Montenegro mit 0,5 Millionen). Gekostet hat der Krieg (offiziell) bis Mitte Dezember 6441 Millionen; gefordert werden für das erste Halbjahr 1915 8525 Millionen. Die Nationalvertheidigungbons (Obligations de défense nationale), die dem Publikum einen gangbaren Weg zur Unterstützung des Staates zeigen sollten, sind nicht ausverkauft worden. Das französische Publikum nahm etwa eine Milliarde; 100 Millionen wurden in London untergebracht. Wie sollen die 8525 Millionen, die der Staat braucht, flüssig gemacht werden? Die Einkommensteuer kann vor 1916 nicht eingeführt werden. Nur der direkte Weg zum Geld ist möglich. Aus der Bank sind noch 2400 Millionen zu holen, wenn der gesetzliche Beitrag zu den Mobilisirungskosten, den das Institut zu leisten hat, nicht über 6000 Millionen erhöht wird. Vielleicht entschließt sich England, neue Hilfe zu leisten. Zunächst wurden 250 Millionen Schatzscheine zu 5 Prozent in London begeben. Die Darstellung des Finanzministers Ribot hat ergeben, daß die Verwaltung der französischen Geldwirthschaft durchaus nicht mehr auf der Höhe ihres alten Ruhmes stand, als der Krieg begann. Sie war allzu „politisch“.

Nicht besser als den Franzosen geht es den Russen. Was Kokowzew in einem Jahrzehnt tüchtiger Arbeit erreicht hatte, bröckelt nun ab. Dem Staatsbudget fehlt die Hauptsache: das Branntweinmonopol. Eine Quelle, aus der eine Milliarde sprudelte, ist nicht leicht zu entbehren. Und die Eisenbahnen haben den größten Theil ihrer Einnahmen verloren. Bis Ende Oktober betrugen die Kriegsausgaben 1785 Millionen Rubel; und es war nicht ganz einfach, sie zu decken. 1100 Millionen Rubel wurden in Schatzanweisungen begeben; dann kam eine fünfprozentige Anleihe von 500 Millionen, deren Erfolg zweifelhaft ist, weil die Regirung nach diesem Geschäft nicht mehr den eigenen Markt aufsuchte, sondern sich in England Geld lieh. Die City pumpte zweimal je 250 Millionen Mark. Als Garantie mußte Petersburg 170 Millionen Mark Gold aus der Staatsbank in London hinterlegen. Und das Geld, das die britische Finanz sich für den Bundesgenossen abrang, wurde nicht etwa nach Petrograd geschickt, sondern blieb zu Haus, um russische Schulden (aus Anleihen und Handelsgeschäften) zu decken. Rußland sieht, trotz seinem Reichthum, für die nächste Zukunft enge Lebensmöglichkeiten vor sich.

England bezahlt einen großen Theil des Krieges aus seiner Tasche. Belgien, Japan, Rußland, die Kolonien sind Kunden des englischen Geldmarktes. Als Lloyd George, Mitte November, sein Programm vorlegte, war die Hälfte des Kredits von 535 Millionen Pfund Sterling (11 000 Millionen Mark) schon aufgebraucht. Auf eine 3½prozentige Anleihe von 325 Millionen Pfund, die zum Kurs von 95 begeben wurde und schon im Jahr 1928 zum Parikurs zurückgezahlt werden soll, wurde der ganze Betrag gezeichnet, so daß alle Posten voll zugetheilt werden konnten. Da die Bank von England

Vorschüsse auf die Anleihe, zum Emissionpreis und 1 Prozent unter Bankdiskont (4 Prozent), für drei Jahre zur Verfügung stellte, war die Abwickelung des Geschäftes nicht allzu schwierig. Man vergleiche damit die Bedingungen der deutschen Darlehenkassen: Verzinsung zum unverkürzten Banksatz (damals also 6 Prozent), Beleihung von nur 75 Prozent des Kurswerthes, Dauer des Darlehens sechs Monate. Die Anleihe allein genügt dem englischen Geldbedarf nicht. Rund 185 Millionen Pfund müssen durch Steuern aufgebracht werden. Die Einkommensteuer (1 sh 4 d auf 1 £) soll verdoppelt werden. Außerdem werden Bier und Thee schwerer belastet. Die Engländer können mit ihrem Geld freilich mehr leisten als Das, was der Krieg ihnen bisher abforderte. Wenn die City nicht nervös wird. Herr Lloyd George wollte ihre Nerven schonen, als er sein Finanzprogramm auf den fünfzehnten März begrenzte. Die Bank von England wird nach diesem Termin vor neuen Geldproblemen stehen. Und noch darf man zweifeln, ob die londoner Bankiers nach dem Krieg die Kraft haben werden, als Erben der pariser die Pflichten und Genüsse des Weltgläubigers auf sich zu nehmen. Wir aber dürfen uns getrost sagen, daß die Bereitschaft unserer Finanzen sich sehen lassen kann.

Ladon.

Leise schreiten die Toten.

Leise schreiten die Toten,
Leise in endlosem Zug.
Vor dem marmornem Thor,
An der Pforte der Ewigkeit:
Da halten sie an.
Sie winken den Abschied
Der blühenden Erde,
Der verdämmernden Heimath;
Und schweigend legt Jeder
Des Wesens Kleinod
Auf den Opferaltar.

Es kommen die Denker
Und opfern Gedanken,
Die ewigen Leuchten ihrer Zukunft,

Die jäh nun in Nacht
Der Tod getaucht.

Es kommen die Dichter,
Es kommen die Künstler:
Und all die ungeborenen Werke,
Die heimlich doch schon dem blühenden Leben
In ihrer Seele entgegenreiften,
Die schichten sie auf.

Die Forscher kommen, die einsamen Männer,
Die über Retorten und Instrumenten,
Ueber Zahlen und über Skripturen
Nächte zum Heil der Menschheit durchgrübelt,
Bis der Tod mit knochigem Faustschlag
Dröhnend in die Geräthe schlug.
Erfindung, Entdeckung,
Halb erst erdacht und halb errechnet,
Die nebelumwallten Träume des Werdens,
Die schichten sie auf.

Und Männer kommen, die Männer der That,
Die Krieger von Kampf zu Kampf geführt,
Die sieghaft fremde Meere befahren
Und die in nächtigen Wassertiefen
Furchtlos und treu ihres Amts gewaltet,
In fernen Zonen und in der Nähe,
Ueberall der Schrecken der Feinde:
All ihre unvollbrachten Thaten,
Pläne von herzzersprengender Kühnheit,
All ihre Kraft, ihren Heldenmuth,
Dem der Tod die Sehnen zerschnitt,
Die schichten sie auf.

Und Tausend kommen und Abertausend,
All die unzähligen Männer der Arbeit,
Die, im Fleiß unablässig, mit freudigem Schaffen
Mit an dem Ruhm der Heimath gebaut
Und denen der Tod nun die Hände gelähmt:
Das mühvoll errungene Glück des Weibes,
Die stille Hoffnung friedlichen Alters,

Die dunkle Zukunft unmündiger Kinder,
In stummer Sorge, doch stolzdurchleuchtet,
Schichten sies auf.

Und wieder Tausend und Abertausend,
All die blühenden Jünglinghäupter
Deren einzges Besitzthum ihr jungfrisches Leben;
Fürstensprößling und Edelknaben,
Bürgersöhne und Bauernkinder,
Wie man vordem die Stände schied,
Heut sind sie gleich. Strahlende Jugend,
Flammender Muth und lachendes Sterben
Durchglüht sie, Alle, und flicht des Ruhms
Unverwelklichen Kranz um ihren Scheitel.
Die gaukelnden Bilder von Leben und Glück,
Goldene Träume von sonniger Liebe,
Unversiechlich getränkt von den Thränen der Mütter,
Die schichten sie auf.

Höher und höher, bis in die Wolken
Thürmt sich der Opferaltar.

Und in der Ferne, in dämmernden Weiten,
Naht noch ein Zug,
Der Zug der Siechen . . .

Auf die Knie! Auf die Knie!
Auf die Knie wir Alle,
Die wir daheim!
Neigt Euch in Demuth,
Beugt Euch in Ehrfurcht,
Aus zuckenden Herzen breche ein Quell,
Ein strömender Quell wie wundwarmes Blut
Unauslöschlicher, ewiger Dankbarkeit,
Dankbarkeit, die nicht ruht und rastet,
Dankbarkeit ohne Maß und Grenzen,
Dankbarkeit für die schweigenden Helden,
Die für uns und unsre Erlösung gelitten,
Wie Einer dereinst für die Menschheit litt.

Hamburg. Theodor Suse.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Januar 1915.

Im sechsten Monat.

Dmowski-Marsch.

In der letzten Novemberwoche hatte der Polnische Nationalausschuß in Warschau an die Volksgenossen einen Aufruf veröffentlicht, den die Geschichte Polens nicht vergessen wird. „Unser gefährlichster Feind, die Macht, die Polens völlige Vernichtung will und mit allen Waffen der Gewalt und bewährter Schlauheit vorbereitet hat, steht plötzlich nicht nur uns, sondern dem größten Theil Europas drohend gegenüber. Und wir, die in hartem Alltagskampf die Heimstätten unserer Väter gegen diesen Feind vertheidigen, wir sahen, daß wider ihn die drei Großmächte Rußland, Frankreich, England ins Feld zogen. Auf welcher Seite unser Platz zu wählen sei, war nie zweifelhaft; das Bewußtsein aller Volksschichten, der gesunde Instinkt wies dem Piastenvolk den Weg. In diesem Krieg ist die Niederlage der Deutschen unser Sieg. Dem Wort, das unsere Stellungwahl andeutete, antwortete der Inhaber der höchsten russischen Kommandogewalt mit der Verheißung, unser heiligstes Sehnen werde ans Ziel gelangen. Aus dem Westen kam, von Rußlands Verbündeten, das Echo: Dieser blutige Krieg muß Polens Einheit und Entwickelungfreiheit wiederherstellen. Vor dem Leuchten eines so hohen Zieles verblaßt die Erinnerung an alle Kämpfe und Leiden von gestern; in Jedem von uns lebt nur ein Wille noch: die deutsche Macht zu brechen und alle Polen unter Rußlands Szepter zu einen. In dieser großen

Stunde unserer Geschichte darf keine Parteistimme hörbar werden. Der Nationalausschuß will die Grundmauer schaffen, auf der das Gebäude unserer politischen Bereitschaft sicher ruhen kann. Alle Kräfte regen sich, um die Niederwerfung der Deutschen zu erwirken. Aus froher Begeisterung eilt unsere Jugend unter Rußlands Fahnen. Hunderttausend Söhne unseres Landes kämpfen für die große Sache. Der Krieg bringt Elend und Verwüstung; doch die Zuversicht in ein besseres Los lehrt uns alles Ungemach geduldig tragen. Als der Feind vor Warschaus Thoren stand, vermochte er dennoch nicht, durch seine Macht uns zu schrecken, durch Zusagen uns in Versuchung zu führen; die ruhige Fassung des Volkes war nicht zu erschüttern und mit Verachtung wandte es sich von Denen, die ihm Versprechung als Köder hinhielten. Das geschah sogar in den Landestheilen, die der Feind besetzt und seiner Herrschaft unterthan hatte. Ihn narrte die Hoffnung auf die bewaffneten Schaaren, in die, auf Oesterreichs Boden, Häufchen der unwissenden Jugend durch das nationale Losungwort verleitet worden waren, die aber auf den Widerstand des im Wollen einigen Volkes stießen. Der pfiffige Plan der österreichischen Regirung, die den Polen einbilden wollte, diese Waffnung werde von allen Schichten Galiziens gebilligt und gefördert, ist ertraglos geblieben. Wir wissen jetzt, daß die Oeffentliche Meinung, nicht nur im Königreich und in dem von Preußen errafften Polenland, sondern auch im größten Theil Galiziens gegen die Schützenschaar ist. Wer könnte heute noch auf Oesterreich hoffen? Auch die noch nicht in Klarheit gelangten Geister merken endlich, daß dieses Reich, in dem unsere Volksrechte nicht ganz mißachtet wurden, aus der Selbständigkeit in die preußische Machtsphäre geglitten ist. Deutschland ist unser Feind. Gegen Deutschland kämpfen wir mit der Gesammtmacht unserer Seele. Jede von Polen der deutschen Selbstsucht geleistete Hilfe ist ein Verbrechen wider den Geist Polens. Schon hat Rußlands Heer die Erde des österreichischen Polens betreten und wir dürfen erwarten, daß es auch in das von den Preußen annektirte Land einziehen wird. Die Deutschen werden gewiß versuchen, unser Volk gegen das russische Heer aufzureizen. Das darf nicht gelingen. Der Geist unseres Volkes war niemals zu spalten. Vor ihm liegt eine glückliche Zukunft. Ihr, die uns Einheit und Freiheit bringen soll, gehört auf polnischer Erde jeder Gedanke

und jede Willensregung." Siebenundzwanzig Namen stehen unter dem Aufruf (der Herrn Roman Dmowski, dem Verfasser der Bücher „Gedanken eines Polen von heute" und „Deutschland, Rußland und die Polenfrage", zuzuschreiben ist); neben den Badzynski, Lubomirski, Plater, Radziwill, Rudnicki, Schebeko, Zamoyski findet das Auge einen Wielopolski. Einen (Siegmund) aus dem Stamm des Marquis Alexander Wielopolski, der 1846 über die galizische Gräuelzeit den „Brief eines polnischen Edelmannes an den Fürsten Metternich" in Brüssel veröffentlichte und seitdem stets der Landsmannschaft die Verständigung mit Rußland empfahl. „Ein stattlicher Mann von festen Gesichtszügen, gebieterischem Auftreten, gedrungener Redeweise; ein trefflicher Verwalter seiner großen Güter; ein stolzer Aristokrat von starken Leidenschaften und eiserner Willenskraft; herrisch gegen Andere und gegen sich selbst, unersättlich auf gediegenes Wissen dringend, unerbittlich in seiner logischen Konsequenz, unbarmherzig gegen jede noch so schöne Täuschung; nach all diesen Zügen dem erregbaren, jedem momentanen Eindruck hingegebenen Wesen seiner meisten Landsleute entgegengesetzt, also ein Fremder unter Seinesgleichen, unverstanden und unbeliebt." (Sybel). Die Hoffnung auf die Wiederkehr polnischer Königsherrschaft dünkte ihn eitler Gassenwahn. Nur einen Feind sah er: den Deutschen. Der wird den Slawen nie als ebenbürtig achten, nie aus freiem Willen in nationale Selbständigkeit wachsen lassen. Dessen Vordrang auf slawischen Boden muß drum gehemmt und jede Scholle, auf die der Deutsche als Herr den Fuß gesetzt hat, muß zurückerobert werden. Nur in Eintracht mit Rußland kann Polen gedeihen; nur als Schutzstaat des Zarenreiches sich wieder in die alten Grenzen ausdehnen. Das hat Wielopolski schon 1860 in seiner Denkschrift an Gortschakow ausgesprochen. Im Februar 1861 empfahl er dem in Warschau tagenden Landwirthschaftlichen Verein eine Adresse, die den Zaren Alexander der Polentreue versichern, die Wiederherstellung der Verfassung, die Reform des Agrarwesens und des höheren Unterrichtes, die Zulassung der Juden ins Bürgerrecht erbitten sollte. Der Marquis wurde das Haupt der „Kommission für Kirche und Unterricht"; wurde im Mai 1862 der Chef der Civilverwaltung und Erster Gehilfe des neuen Statthalters, des Großfürsten Konstantin. Doch auf den Großfürsten, den

russischen Kommandanten General Lüders wird geschossen, Wielopolski selbst viermal, mit Gift und Dolch, bedroht: die Stimmung des polnischen Volkes ist für Mieroslawski und die anderen Schürer des Russenhasses. Nicht sie, freilich, siegen über den Marquis. Preußens wachsamer Minister ahnt die Gefahr, die aus russo-polnischer Eintracht entstehen müßte. „Unsere geographische Lage und die Mischung beider Nationalitäten in den Ostprovinzen nöthigen uns, die Eröffnung der polnischen Frage nach Möglichkeit hinzuhalten. Auch ein siegreicher Krieg gegen Rußland würde uns mit der sehr bedenklichen Aufgabe beladen, die polnische Frage in einer für Preußen erträglichen Form zu beantworten. Eine die Polen befriedigende Auseinandersetzung ist in den Provinzen Preußen und Posen und selbst noch in Schlesien unmöglich, ohne den Bestand Preußens aufzulösen." Das hat der Greis Bismarck geschrieben. Diese Ueberzeugung war schon des im Ministeramt neuen Mannes Kompaß. „Die Militärkonvention, welche durch den General Gustav von Alvensleben im Februar 1863 abgeschlossen wurde, repräsentirte einen im Kabinet des russischen Kaisers erfochtenen Sieg der preußischen Politik über die polnische, die vertreten war durch Gortschakow, den Großfürsten Konstantin, Wielopolski und andere einflußreiche Personen. Ein Abkommen politisch-militärischer Natur, welches Rußland mit dem germaschen Gegner des Panslawismus gegen den polnischen ‚Bruderstamm' schloß, war ein entscheidender Schlag auf die Aussichten der polonisirenden Partei am russischen Hof; und in diesem Sinn hat das militärisch ziemlich anodyne Abkommen seinen Zweck reichlich erfüllt." Ein schwächerer Wille hätte es nicht durch die Klippen, des Frauenhofes und des Landtages, gebracht. Die ganze Fortschrittspartei stemmte sich gegen den Versuch, in der Behandlung des Polenaufstandes das Einvernehmen mit Rußland zu sichern; und Waldeck donnerte: „Wenn wir, leider, ein Staat sind, der unter diesem Ministerium auf eine große Politik in Europa so wenig wie auf eine klare und wahre, freie und redliche Politik im Innern irgendeinen Anspruch machen kann, so lassen Sie uns wenigstens doch die Gesetze der Menschlichkeit achten!" An solche Töne war Bismarck gewöhnt. Aus der Summe des Möglichen hat er das Nothwendige errechnet: und im Osten seinem Land die Ruhe gestiftet, die es für den Kampf um die deutsche Zukunft

braucht. Die Politik Wielopolskis wird, ohne Gepräng, still bestattet. Von des Erfinders eigenem Willen? Der Marquis geht aus der Heimath nach Dresden, scheidet sich aus dem Getümmel polnischer Parteiung; und schreibt im Mai 1866 an Bismarck einen Brief, der Gefühlsfarbe, nicht nur die Tünche der Höflichkeit, zeigt. „Die Kunde von dem Attentat (Blinds) hat mich heftig erregt und ich beeile mich, meine Freude darüber auszusprechen, daß Eurer Excellenz Leben erhalten worden ist. In Gemeinschaft mit vielen Anderen hege ich den heißen Wunsch, daß Ihr großes Werk in Vollendung reife, ein Hort wahrer Civilisation und ein Wall der Gesellschaftordnung werde, die ins Wanken gerieth, seit ihr, bald in der Tiefe, bald in verblendeten Gewalthabern, Feinde verschiedenen Schlages erstanden." Dem Sieger sagts, „in aufrichtiger Verehrung", der Besiegte. Der Ernüchterte, deutschem Staatswesen Versöhnte? Möglich, daß die wirre Thorheit der Standesgenossen den stolzen Mann aus dem Glauben an Polens Zukunft riß. Da er nach Deutschland auswanderte, schien seine Politik tot.

Nun ist sie aus der Gruft auferstanden. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der Nationaldemokrat Roman Dmowski und Sir Edward Grey sind ihre kräftigsten Förderer und der Novemberaufruf, den auch der Ahn Wielopolski einst unterschrieben hätte, ward ihres Wollens wirksamster Ausdruck. Und heute hat diese Politik festere, tiefer in den Erdschoß reichende Wurzeln als 1863. Das auf Erwerb angewiesene Bürgerthum Polens ist für Rußland, in dem es sein nächstes und ergiebigstes Absatzgebiet erblickt. Da ist, von Industriellen, Händlern, Technikern, Bankiers, viel zu verdienen. Auch in Galizien, um dessen „Versöhnung" das Haus Habsburg-Lothringen sich oft eifernd bemüht hat, ist die Mehrheit der Herrschaft Oesterreichs nicht mehr so freundlich wie vor dem Erstarken der Allpolnischen Partei und vor dem zerrüttenden Streit mit den Ruthenen, denen vor einem Jahr die wiener Regirung in ein günstigeres Landtagswahlrecht half. Von den Thaten der Galizischen Legion haben wir weniger gehört als von dem Verrath und der Ausspähung, deren Oesterreichs Heer sich auf seinem Vormarsch und auf seinem Rückzug kaum zu erwehren vermochte; und die Thatsache, daß fast siebenhundert galizische Staatsbeamte, also Polen, der Mitwirkung zu solchem Trachten verdächtigt wurden, müßte Jeden, der nicht blind sein will, lehren, was ist. Rußland

hat, wie hier oft erwähnt wurde, die Umstimmung der Polen klug, durch Wirthschaftgesetze, vorbereitet und verheißt ihnen, unter englischer Bürgschaft, jetzt eine nationale Zukunft, die Deutschland ihnen nicht bieten kann: einen zwar vom Weißen Zaren beherrschten, doch in sich selbständigen, in Glauben, Sprache, Kultur nicht gehemmten Staat, der alle Schollen polnischer Erde umfaßt und einen Ausgang ins Ostmeer hat. Dieser Staat, der heute, wie das Zeugniß galizischer Grafen und des Sozialdemokraten Zalewski beweist, von der Mehrheit aller Polen ersehnt wird, kann nur nach Rußlands Sieg werden und sein. Daß Deutschlands Schwert diesen Sieg hindern werde, dürfen wir hoffen. Nicht aber, weil manches Auge das Polen von 1915 sieht, wie es längst nicht mehr ist, uns in den Wahn verirren, unser Heer werde im Jagellonenland als Befreier umjauchzt. Noch gilt Polen seinen Kindern nicht als „verloren". Doch zu der Marschweise, die Dombrowskis Mannschaft 1796 sang, hat Herr Dmowski einen neuen Text geschrieben.

Schiitenschicksal.

Perserhistorie: dem Knabenauge ein Gipfelgrat des Grauens; spät erst, als wir Montesquieu geschlürft und Curzon durchgekaut hatten, merkten wir, daß diese Geschichte gar nicht so langweilig ist, wie sie schlecht belehrter Kindheit schien. Astyages, der Erbe des Kyaxares, der Ninive zerstört, das Mederreich gegründet und sein Herrschaftrecht bis an den Halys zu souverainer Geltung gebracht hat, will Mesopotamien erobern; wird aber von dem arischen Theilfürsten Kyros (550 vor Christus) gefangen und entthront. Der drängt nach Lydien vor, bereitet dem Babylonierreich den Untergang, wird Herr über Kleinasien, sichert seinen Persern die Hegemonie im Vorderorient und fällt im Kampf gegen wilde Turkvölker. Auf seinen Sohn Kambyses, der den Archipeltyrannen Polykrates von Samos zur Unterwerfung zwingt und Egypten besetzt, aber durch fühlbaren Hohn das Empfinden der Priesterkaste und ihres adeligen Anhanges beleidigt, folgt Dareios (der, um seinen Machtanspruch auf ein Recht zu stützen, sich für einen dem Kyros Verwandten ausgiebt und obendrein die Schwester und Witwe des Kambyses zur Ehe nimmt). Zwischen Ost und West des jungen Raubreiches öffnet sich ein Interessenspalt: der indogermanische Adel der Persis und anderer östlichen Landschaften will sich nicht von der höheren Kultur des Westens in den ertrag-

losen Rang Rückständiger drängen lassen und setzt seinen Willen durch. Persepolis wird die Stätte des prächtigen Königspalastes, der Stempel des arischen Perserthumes prägt die Reichseinrichtung und der Ahuramazdakult wird zur Staatsreligion. Widerstände, die sich in fast allen Theilen des Landes regen, werden von Dareios und seinen Großsatrapen niedergeschlagen. Diese Erfolge reizen ihn, der einsehen muß, daß ein künstlich geeintes Reich, eine aus im Wesen völlig verschiedenen Stämmen zusammengepeitschte Volksgemeinschaft nur im Erobererglück dauern kann, neuen Machtzuwachs zu erlangen. Um nicht thatlos zu warten, bis der Perserherrschaft aus dem Nomadengewimmel zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer eine Lebensgefahr erwächst, zieht er gegen die Skythen; überschreitet den Bosporus und die Donau, kann aber den Feind nicht zu offener Feldschlacht zwingen, sieht sein von Hunger, Durst und Fieber geplagtes Heer hinsiechen und muß froh sein, da er sich mit der (unserem Nationalgefühl unerklärlichen) Hilfe griechischer Tyrannen in die Heimath zurückzuretten vermag. Dem bonapartischen Abenteuer darf man diesen Feldzug dennoch nicht vergleichen. Dareios hatte erreicht, daß der Umfang und die Stoßkraft seiner Militärmacht weit hinter der Westgrenze des Perserreiches geahnt und gefürchtet und seine Oberhoheit von Makedonen und Thrakern, von Lemnos und Imbros anerkannt wurde. Ein Sieg noch: und keine ernste Gefahr brauchte ihn fortan zu schrecken. Und soll, nach so langwieriger Rekognoszirung und Umgehung, dem Dünkel des Emporkömmlings der Sieg über Griechenland noch unmöglich scheinen? Bei Marathon, wo Miltiades die Perser schlägt, weicht der erste Hoffnungrausch, den die billigen Erfolge der Mardonios, Artaphernes, Datis zum Taumel gesteigert haben. Und der sterbende Dareios sieht obendrein noch den Aufstand Egyptens, für das er landesväterlich gesorgt und dessen Leben spendenden Strom er dem Rothen Meer verbunden hat. Hier festigt Xerxes wieder die Perserstellung; fruchtlos aber bleibt sein Versuch, die am Tag von Marathon dem Vater angethane Schmach an den Griechen zu rächen. Mußte er fruchtlos bleiben? Der Assyriologe Professor Winckler, der die Geschichte Westasiens geschrieben hat, giebt die Antwort: „Wenn Griechenland den Eroberungversuchen Persiens erfolgreichen Widerstand leistete, so erscheint uns Das als etwas Wunderbares; aber wir wissen nicht, was zur selben Zeit an anderen

Grenzen des Landes vor sich gegangen sein und Persien von einer vollen Kräfteentfaltung nach Westen hin abgehalten haben mag. Man bedenke, daß der Kampf doch fast nie mit den Gesammtkräften Persiens geführt worden ist, sondern mit den westlichsten Unterthanen; meist ist nur ein Kampf zwischen Griechen und einem oder einigen kleinasiatischen Satrapen ausgefochten worden, so daß man die Kräfteverhältnisse nicht an denen von Griechenland und dem Perserreich messen darf. Das gilt zum Theil auch von dem Xerxeszug von 480; denn die Hauptentscheidung fiel bei Salamis. Zur See hatte das Perserreich gerade den geringsten Theil seiner Kräfte zur Verfügung, weil es eben so wenig wie Assyrien eine Seemacht hatte, sondern in dieser Hinsicht auf Phoenikien und die kleinasiatischen Küstenstaaten angewiesen war. Zweifellos wäre Griechenland eine reiche Beute gewesen und hätte eine ertragsfähige Provinz für Persien gegeben. Man vergegenwärtige sich aber auch, daß in Susa (der persischen Residenz) der Widerstand der Griechen sich nicht viel anders ausnahm als etwa ein Armenieraufstand und daß man zu Zeiten dort in solchem Widerstand nicht mehr sehen konnte als eine von den unaufhörlich an allen Grenzen vorkommenden Unruhen. In Susa konnte man Griechenland nicht nach der Bedeutung beurtheilen, die es später für die Geschichte der Menschheit gewonnen hat.“ Xerxes wird bei Salamis besiegt, seine Flotte bei Mykale vernichtet, sein Hoheitrecht auf wichtige Theile der südosteuropäischen Küste gekürzt; und schon naht die Zeit, die das Reich des Kyros dem Hellenenthum entriegelt. Artaxerxes Ochos, der die rebellischen Egypter noch einmal mit harter Faust ans Reich fesselt, verbündet sich, um Philipp von Makedonien auf seinem Siegerzug zu hemmen, den Athenern. Doch nach der Schlacht bei Chaironeia ist der Makedone der Herr von Hellas. Alexander unterwirft Egypten und Syrien, jagt den dritten Dareios (Kodomannos) nach Baktrien und zieht in Susa ein. Der letzte Perserkönig wird von einem Satrapen gemordet und Philipps Erbe führt den Hellenismus in Westasien zum Triumph. Schon bald nach der Niederlage von Salamis, sagt Winckler, „hatte im Perserreich die Zersetzung begonnen: auch ein Zeugniß für die Beschaffenheit der vielgepriesenen ‚Organisation‘ durch Dareios. Schon damals hätte Persien einem ernsten Angriff keinen Widerstand mehr zu leisten vermocht. Die Zehntausend Xenophons hätten genügt, um die persische Monarchie zu stürzen, wenn

sie einen Führer gehabt hätten; jetzt, wo endlich einmal ein starker Gegner auftrat, fiel ihm die Beute ohne große Mühe in den Schoß. Einen großen Erfolg hat Alexander gehabt; eine große Leistung wars nicht, das von selbst fallende Reich umzustürzen. Die Geschichte des alten Orients hat uns zahlreiche Beispiele ähnlicher Eroberungen gezeigt. Der Erfolg dieser Eroberung ist denn auch nicht maßgebend gewesen: der Orient ist zwar durch die Waffen des Griechenthumes besiegt worden, hat dessen Kultur aber widerstanden und die Eroberer schließlich wieder hinausgedrängt."

Das war. Doch nicht die Geschichte der Sasaniden soll hier erzählt, weder von den römisch-persischen Kriegen noch von den Kämpfen der Feueranbeter gegen die Christen gesprochen werden. Wer wissen will, wie Chosraw der Zweite, nach den Siegen in Palästina und Egypten, seine Schaaren bis nach Kleinasien und Byzanz vorschickte, von Heraklios zurückgeworfen wurde und wie der Perserstaat dann unter Araberstreichen, wie einst unter Makedonenhieben, zerbrach, Der mag bei den Zunftmeistern Belehrung suchen. Nöthig schien hier nur, für eines Augenblickes Dauer ins Dunkel der Anfänge hineinzuleuchten und vergeßlichen Sinn zu erinnern, daß Persien schon unter den Achämeniden Neuerung nicht vertrug. Noch Montesquieu meinte, erst der islamische Glaube habe die Kraft des Perserreiches zermorscht. „Da die Menschen sich nähren, kleiden, erhalten und alle Pflichten gegen die Gemeinschaft erfüllen müssen, darf die Religion sie nicht in ein allzu beschaulich betrachtsames Leben gewöhnen. Die Mohammedaner aber macht Gewohnheit zu weltfernen Grüblern. Sie beten täglich fünfmal und müssen bei jedem Gebet andeuten, daß sie alle dieser Welt angehörigen Dinge weit von sich wegwerfen. Der Parsenkult brachte das Perserreich zur Blüthe und milderte die üblen Wirkungen des Despotismus; Mohammeds Religion hat dieses Reich zerstört." Selbst die Kultvorschrift des Parsismus, die allen Gläubigen die Flußschiffahrt verbietet, dünkt diesen Deuter des Esprit des lois ungefährlich, weil Chardin in Persien nur am äußersten Rande des Reiches einen schiffbaren Fluß, den Kur (Kyros), gefunden habe. Heute ists in den islamischen Ländern recht lebendig geworden und tiefer dringende Erkenntniß hat uns gelehrt, daß Persiens Schwachheit nicht durch den Wechsel der Staatsreligion bedingt war. Die Angst vor frühem Zerfall scheucht die Nation, aus der nie eine Volkheit wird, in Irans welkende Gedan-

kenwelt, läßt sie vor jeder Wandlung des Staatswesens, der Kultur und Wirthschaft zittern: und die im dumpfen Gemäuer Entkräftete kann keinem Sturm stehen. Vor und nach Mohammed hat sie das selbe Schicksal erlebt. Als Persien, im siebenzehnten Jahrhundert, wieder zur Großmacht geworden ist und von Europäerstaaten, die in ihm einen möglichen Bundesgenossen gegen die Türkenmacht sahen, umworben wird, zeigt sichs so schwach wie in den Tagen des Makedoneneinfalles. Ein Afghanenhäuptling kann es überrennen, der russische Peter ihm die kaukasischen Pässe sperren, der Osmanensultan die Anerkennung als geistliches Oberhaupt erzwingen; und der von dem schiitischen Kadscharenfürsten Mohammed Khan 1794 begründeten Dynastie entgleitet der kaukasische und der armenische Besitz. Nasr ed-Din nimmt den Arabern Bender Abbas, den Russen Merw; kann auf die Dauer aber den Vormarsch der zarischen Truppen nach Centralasien nicht hindern und sucht in Europa Helfer gegen den neuen Feind (dem er zuvor sich, ohne den heftigen Einspruch der Volksleidenschaft, gegen die Türken verbündet hätte). Zum ersten Mal kommt ein Schah von Persien nach Europa; zum ersten Mal hört man von der Absicht, das Iranerreich den Einrichtungen des westlichen Kulturkreises anzupassen. Nicht lange. Nasr ed-Din läßt Eisenbahnen und Telegraphen bauen, sein Heer von österreichischen Offizieren reorganisiren, das Verkehrs- und Zollwesen von den sichtbarsten Flecken säubern, giebt Konzessionen für Banken und Bergwerke; merkt aber bald, daß solche Neuerung im Land nur die Unruhe mehrt, den alten Interessenspalt weitet, und zieht sich in die feste Burg asiatischen Herrscherrechtes zurück. Jede Aenderung, denkt er, erneut die Gefahr aus der Zeit sinkender Afghanenmacht, an deren Ausgang Russen und Türken die Theilung Persiens besannen. Sein Nachfolger hat vom Vater weder den klaren Blick noch die harte Hand geerbt. Dieser Muzaffer ed-Din will sein Reich mit Reformen beglücken: und wird der Organisator der Revolution. Er läßt sich von Rußland zweiundzwanzig Millionen Rubel leihen, verpfändet ihm dafür die Zolleinnahmen und ahnt nicht, daß der Entschluß zu so lästiger Abhängigkeit den Volkssinn dem Herrscher entfremden muß. England darf die Anmeldung seiner Wünsche nicht länger verzögern; kann aber, mit unzulänglicher Landmacht, nur einen bequemen Handelsvertrag und eine Drahtverbindung mit Indien durchdrücken, so lange der Reussenname die Asiaten

schreckt. Erst nach dem mandschurischen Krieg wird die Verständigung mit dem geschwächten Konkurrenten möglich. Curzons Landsleute kennen die Lehre der Persergeschichte; wissen, wie rasch jede Neuerung das Gefüge dieses Reiches lockert; und sind drum (natürlich) auf seine Sicherung bedacht. Revolution, Konstitution in Persien: während das europäische Festland sich wundert, preist der Brite den unaufhaltsamen Fortschritt befreiter Menschheit. Sieben Monate nach dem Tode des Schahs Muzaffer ed-Din ist das anglo-russische Abkommen über Persien fertig. Theilung? Wie häßlicher Schimpf wird der Gedanke in London abgewehrt. Für immer, spricht Sir Edward Grey, wollen wir die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Persiens sichern; der neue Vertrag soll beiden Mächten die Möglichkeit nehmen, unter dem Vorwand einer Interessengefährdung gewaltsam einzugreifen, und dem von der Furcht vor solchen Eingriffen erlösten Perserreich die Fähigkeit zu selbständigem Handeln zurückgeben. Der Norden den Russen, der Süden den Briten: so wird den Erben des Kyros die Freiheit gewahrt. Daß seitdem in ihr Land die Ruhe nicht einkehren will, ist (natürlich) nur ein betrübender Zufall. Ein König der Könige wird, wie die Glaubens- und Standesgenossen Abd ul Hamid und Abd ul Aziz, abgesetzt und unschädlich gemacht, ein Knäblein heißt Schah und nach dem willkommenen Tod eines Reichsverwesers der die Zeichen der Zeit nicht verstand, fällt die Regentenwürde an Nasr ul-Mulk, der in Oxford studirt hat und den Curzon und Grey eng befreundet ist. Dem Leun winkt der Sieg. Zwar stehen die Russen mit stattlicher Truppenzahl im Norden und können, wenns ihnen paßt, Teheran (das unter Mohammed Khan zur Hauptstadt wurde) bedrohen. Doch sie sind den Persern verhaßt und den Briten verbündet. Da ist also nichts zu fürchten. Diese Gefahr schrumpft bald. Und Britanien hat warten gelernt.

Schien ihm im Herbst 1910 der Tag der Ernte nah? Oder wollte es eine Machtprobe wagen, die alle in drei Erdtheilen entstandenen Zweifel mit einem Schlag wegzaubern sollte? Während Nasr ul-Mulk in die Heimath reist und über eine anglopersische Anleihe verhandelt wird, kommt dem Auswärtigen Amt in London plötzlich die Erkenntniß, daß die Unsicherheit der persischen Zustände nicht länger zu dulden ist. Ultimatum: Ihr sorgt dafür, daß in drei Monaten die Sicherheit der Karawanenstraßen in unserer südlichen Einflußsphäre nicht mehr gefährdet wird, oder

wir schaffen uns aus Eurem Menschenmaterial und auf Eure Kosten eine Schutztruppe, die unter dem Kommando anglo-indischer Offiziere die Ordnung wieder herstellt. Ob Sir Edward Grey dem neuen Regenten und Studiengenossen, der ihn vor der Heimfahrt besuchte, diese Absicht entschleiert hat? Nasr ul-Mulk hätte vielleicht geantwortet: „Der Vertrag vom August 1907 öffnet Euch (und schließt den Russen) den Weg vom Westen nach Indien und Tibet. Daß Ihr auch die Bagdadbahn beherrschen, also den Persischen Golf völlig umklammern möchtet, begreife ich; die stille Herrschaft über Maskat, Kuweit, Bachrim bringt erst die erhoffte Rente, wenn der Endstrang der Bagdadbahn auf englischem Boden liegt. Dann habt Ihr den Feind in der Sackgasse und braucht nicht mehr zu träumen, er könne übermorgen den trockenen Weg nach Indien beschreiten. Seid dort, im Lebenssitz Eurer Macht, vor Deutschland so sicher wie vor Rußland. Gegen dieses verständige Streben sage ich kein Wort. Bedenkt aber, was Ihr uns zumuthen dürft! Noch gilt England dem Perser als Hort der Freiheit und edler Gesittung; noch glaubt er, durch den Sphärenvertrag vom Jahr 1907 habe es Rußland, den Erzfeind, an raschem, rohem Zugriff gehindert. Jetzt? Wir wollen ganz offen zu einander reden. Die Unruhe in unserem Reich ist zum größten Theil Euer Werk und paßte in Euren Kram, weil sie Persien geschwächt und die Gelegenheit zu vortheilhaftem Vertragsabschluß mit den Russen geboten hat. Die fordern seitdem leise die Meerengenöffnung; können sie aber, trotz der londoner Verheißung, nicht erreichen, so lange ihre persische Stellung das Mißtrauen der Türkei von Mond zu Mond steigert. Wer ihnen den Bosporusschlüssel nicht gönnt, muß wünschen, daß sie sich noch fester in unsere Nordflanke einhaken; denn jeder Schritt vorwärts bringt sie einem Konflikt mit dem jungtürkischen Hochgefühl näher. Und wenn fünfzig Briten nach Schiras marschiren, werden fünftausend Russen von Täbris nach Teheran geschickt. Diese Rechnung würde stimmen. Was aber sollen wir thun? Die revolutionären Wirren, die schon drei Jahre dauern, werden in drei Monaten nicht enden; wirds für eine Weile mal ruhig, so kann der kluge Schutzherr der Nomaden leicht nachhelfen. Wir haben weder zuverlässige und entbehrliche Soldaten noch Geld zur Anwerbung der Bachtiarenkrieger. Eurem vollen Säckel werden sie zulaufen. Dann haben wir im Norden die aus persischer Mannschaft und moskowitischen Offizieren bestehende Kosaken-

brigade, im Süden die bachtiarische Gendarmerie unter Britenkommando. Die neutrale Zone, die 1907 keinem der beiden Kontrahenten zugesprochen wurde, wird von einer Polizeitruppe besetzt, die wir bezahlen und die Euch gehorcht; von persischen Unterthanen, die jeden Befehl anglo-indischer Offiziere ausführen. Braucht Persien dann noch einen Regenten, den Irans Erde gebar? Und könnte ich, wenn das Volk sich so versklavt sähe, ungestraft noch mein Freundesgefühl für England erweisen?"

Europa merkt, daß Eduard nicht mehr lebt. Der hätte die Sache behutsamer angefaßt. Hat Britanien die Kunst geduldigen Wartens verlernt? Trotz den Erfolgen der letzten Jahre, die gestatteten, Englands neuen Bundesgenossen, in Marokko und in der Mandschurei, auf Anderer Kosten ermunternde Prämien zu spenden, kann kein nüchterner Brite wähnen, in West- und Ostasien das Spiel in hastigem Tempo fortsetzen zu können. Die Asquith und Grey sehen nicht aus, als seien sie bereit, mit ungeschirmtem Licht in die Pulverkammer zu klettern. Was wollen sie? Um günstige Anleihebedingungen zu erlangen, war so geräuschvoller Kraftaufwand nicht nöthig. Auch ohne Bürgschaft für die Sicherheit der Karawanenstraße ists dem englischen Handel in Persien seit 1907 gut, im Jahre 1910 besser als je gegangen. Theilung des Iranerreiches? Ein Dutzendminister müßte erkennen, daß dazu die Stunde unklug gewählt wäre. Die ganze islamische Welt wird gerade jetzt von Wehen geschüttelt, als müsse sie morgen ein Neues gebären. Und England, das in Egypten und Indien die verwundbarsten Stellen hat, soll sich ohne Noth in die Hitze der Musulmanenwuth stürzen? Ohne Noth; denn in Persien hat sichs unter dem alten Regenten behaglich gefühlt, wird sich unter dem neuen noch behaglicher fühlen und kann, als Freund der Türken und Perser, der Bagdadbahn leise die Hindernisse häufen. Eine allzu jähe Bewegung: und das feine Gespinnst des Bündnißnetzes wird zerrissen. Herr Pichon ist Englands willigster Gehilfe. Doch eine Politik, die das Osmanenreich zur Abkehr von den Westmächten zwänge, könnte auch er, als Vertreter des Türkenbankiers, nicht mitmachen. Rußland muß wünschen, daß nirgends eine Orientfrage beantwortet wird, ehe es militärisch wieder erstarkt ist. Britanien wäre in Europa fast vereinsamt, in Asien und Afrika dicht vor einer Lebensgefahr, wenn es den Machtbezirk des Khalifates zu verengen trachtete. Was es thut, ward sicher in

Petersburg und Paris gebilligt. Nicht Besitzschmälerung, sondern heilsame Belehrung ist dem Islam zugedacht. Die Türken kaufen im Deutschen Reich Kriegsschiffe, lassen Oesterreichs Freundschaft rühmen und hoffen gar, in Deutschland das Geld zu finden, das Frankreich ihnen nur gegen die Gewährung unzweideutiger Kontrolrechte geben will. Quos ego! Der Nimbus, den der bosnische Handel den Kaiserreichen eingebracht hat, darf nicht länger währen; der Islam nicht etwa glauben, gegen Englands Willen sein Schicksal schmieden zu können. Zuerst die derbe Verhöhnung der deutschen Kapitalmacht, die hundert Millionen auf den heißen Stein tröpfeln läßt, den Türkendurst aber nicht, wie die aus vollen Eimern schöpfende Republik der industrielosen Rentner, zu stillen vermag. „Das deutsche Geld ist theurer als das französische; bei großen Summen würdet Ihr, selbst wenn sie in Berlin zu haben wären, den Preisunterschied weislich scheuen.“ Dann, ohne Warnung, der Schreckschuß aus dem Bachtiarenbezirk. „Paßt auf: Keiner wird sich rühren; und Deutschland, dessen Riesenkraft Ihr so laut preist, müßte doch gerade am Persergolf empfindlich sein. Wollt Ihr an dieses Reich, das Marokko den Franzosen gelassen und Abd ul Hamid wie einen Schächer geopfert hat, auch fortan noch tollkühne Hoffnung heften? Immer, tönte es in Damaskus über Saladins Grab hin, wird der Deutsche Kaiser der Freund des Khalifen sein. Fragt Abd ul Hamid, ob diese Freundschaft ihm den Thron gerettet hat“. Sir Arthur Nicolson, der Algesiras vorbereiten half, giebt, als Nachfolger Hardinges, ein weithin hörbares Lebenszeichen; ein zu schrilles, scheints Manchem. Daß Nasr ul-Mulk auf dem Weg von London nach Teheran davon überrascht worden sei, wird nur die Einfalt glauben. Der Regent war wohl mit im Geheimniß. Sitzt er erst fest, dann wird den Nomaden abgewinkt, aus Südpersien kommt kein Bericht mehr über Friedensstörung und Straßenraub: und der Statthalter, der das Reich vor Zerstückung bewahrt hat, lebt, wie Kyros, im Heldenlied.

Der Britenzögling saß nicht lange in würdiger Ruhe; war auch nicht, wie vor fünf Jahren Mancher glaubte, in Persien der letzte Regent aus Schiitengeblüt. Agadir, Tripolis, Balkankriege: Russen und Briten blieb nicht die zu gründlicher Abwickelung des Persergeschäftes nöthige Muße. Hier und da eine rauhe Reibung der Nachbarn, rechts ein Geknirsch, links ein Fluch; mehr hörte man nicht. Und wartete, ohne Ungeduld, bis Persien sich selbst

das Grab bereitet habe. Denn einem wurzellosen Volk, das immer wieder Neuerung erstrebt und immer wieder zeigt, daß es Neues nicht in Altes einzuschmelzen vermag, konnte auch das Zufallsspiel mit Verfassung und Parlament nicht in rüstige Lebenskraft helfen. Im November verkündet der junge Schah die Neutralität seines Reiches, das sich nun rühmt, sechshundertvierzig Infanteriecompagnien, achtzehn Feldartillerieregimenter, zwei Kosakenbrigaden und breite Landstürmerschwärme zu haben. Im Januar fanden die einbrechenden Türken nirgends Widerstand; und der fünfzehnjährige Kronprinz, der mit dreitausend Mann nach Tauris geeilt sein soll, wird sie nicht schrecken. Daß zwischen Türken und Persern, Sunniten und Schiiten, den durch den Khalifatstreit, durch Ritus- und Rechtszwist getrennten Zweigen am Stamme Mohammeds, morgen ein dauerbarer Brand auflohen werde, ist unwahrscheinlich: weil der große Schah, der Mahdi, der Uebermensch fehlt, den sein Handeln als den echten Erben Alis ibn Abi Talibs, des vierten Khalifen, erweist und dessen Athem die im Schiismus glimmenden Funken zur Flamme aufwirbelt. Der Einfall in Persien soll zunächst wohl nur die Russenmacht zersplittern und die Engländer ängstigen, die von Basra nach Bagdad vordringen möchten. Beide Mächte haben die Unantastbarkeit des Perserreiches verbürgt und klagen nun auch die Türken vor dem Weltgericht schnöden Neutralitätbruches an. Doch mit der Geberde edlen Zornes begnügt Britanien sich nicht. Seht (so spricht es zum Islam), „welches Gaukelspiel Osmans entartete Söhne mit der Zaubergewalt des Heiligen Krieges treiben: im Bund mit Christen, unter deren Führung fallen sie jäh über Mohammeds Schiitengemeinde, über rechtgläubige Musulmanen her!“ Vielleicht wirkts in Indien, vielleicht wenigstens auf die Senussi (die den Jungtürken als Ketzern mißtrauen) und beschleunigt die Verschiebung des Khalifates nach Arabien. Das Schicksal Persiens kann erst erkennbar werden, wenn der große Krieg ausgekämpft ist. Der Sieger wird das wichtige Land, dem die Zeit der freien Könige nicht zurückkehrt, in seine Willenssphäre zwingen. Die schlauste Arbeit des Ueberwundenen aber wäre nutzlos verthan.

Die magere Kuh.

Zum ersten Mal seit dem Kriegsbeginn hat einträchtige Freude aus beiden Lagern ein Ereigniß gegrüßt. „In Deutschland ist der

wichtigste Theil des Lebensmittelmarktes unter Staatsaufsicht gestellt worden. Das ist der Anfang des ersehnten Endes." So jauchzt in West und Ost der Feind. Unsere Antwort muß lauten: „Das ersehnte Ende eines Anfanges ists, an dem wir, zu Haus, Manches zu rügen hatten. Der Verzicht auf Scheinkünste, deren Herrschaft nicht unschädlich fortwähren konnte. Freut Ihr Euch des Entschlusses: seid gewiß, daß wir ihn längst erhofften." Mehr wäre nicht nöthig. Keine Ziffernparade. Kein Eckenplakat, das in die Ferne schreit, nun sei reichliche Volksernährung gesichert, sei für Fleisch und Kartoffeln, Milch und Butter, Eier und Fett, Roggen und Weizen, Hafer und Gerste bis über die nächste Erntezeit hinaus vorgesorgt. Solche Ankündung nützt nicht. Klänge Mürrischen, gar dem Feind wie Geprahl. Der Feldherr, der sich selbst in Zucht hat, wird niemals laut sagen, ihm sei die Hoffnung auf Sieg geschwunden; der Regirende nie, im Drang von draußen, bekennen, daß in seines Staates Gebälk der Wurm nistet. Wozu also die Betheuerung schattenloser Siegesgewißheit und Wohlstandsbürgschaft? Davon wird Zweifel nicht ausgejätet. Die Ueberwachung des Lebensmittelhandels ist nothwendig. Sie kann, wo auch nur die Möglichkeit eines Mangels droht, nicht streng genug sein. Wird Jedem, Mann, Weib und Kind, je nach seinem Bedarf eine Eiserne Portion zuerkannt, werden Eier, Kartoffeln, Brot, Fleisch, Thierfutter nur noch Dem geliefert, der einen Erlaubnißschein vorlegt: wir werden nicht murren. Kreis, Gemeinde, Gewerkschaft können zu rascher Organisation mitwirken. Niemand weiß, wie lange der Krieg dauern, noch, wie er enden wird. Nicht um eines Tages Spanne darf ihn die Furcht vor Hungersnoth kürzen. Dafür sind die Regirenden haftbar. Deren Pflicht ist, noch für die letzte Viertelstunde, in der Entscheidung fallen kann, das Reich in Bereitschaft zu halten. Die müssen früh bedenken, daß nicht in alle Ewigkeit die Kommandogewalt die Nachprüfung ihres Handelns und Unterlassens hemmen wird. Das Volk ist willig. War nur allzu lange in Irrthum verleitet. Der löst sich nun vom Auge. Wer daheim bleiben mußte und keinen Sohn hinausschicken konnte, fand bisher selten die Gelegenheit zu gewichtiger Förderung der Gemeinschaftsache. Hier ist sie; endlich. Gern zäumt Jeder die Gier; lebt freudig wie ein in Enge Gepferchter. Thäte ers nicht, er müßte vor dem Blick deutscher Krieger in Scham erröthen.

Die staunten oft, wenn sie durch die Straßen der Heimath schritten; und fühlten ein banges Frösteln, wie in der kältesten Nacht nicht vor dem Feind. „So sieht es hinter uns aus? So üppig blieb Euer Leben? Auch wenn das Geld noch in der Tasche klimpert: dürft Ihr das Herz dazu haben?“ Nur Grauröcken, die aus dem Felddienst kamen, war solches Fragen gestattet. Jeden Anderen schalt der Nachbar lobesam einen „Pessimisten“; und meinte einen Aengstlichen, der am Liebsten ins Mausloch kröche. In der Zeit ungeheuren Kampfes und großen Sterbens ist aber, liebe Leute, Pessimismus des Tapferen Wehr, nicht des Feiglings Steppdecke. Würde und Klugheit empfehlen in solcher Zeit, den Wandel so einzurichten, daß er gegen die Schleudern dunkler Schicksalsmächte gepanzert ist. Die Furcht langt nach Betäubung; singt sich auch wohl selbst in den Schlaf. „Unsere Wirthschaft ist genau wie im Frieden; alle Schänken, Kaffeesäle, Leckerstuben sind voll und die Vorstellung, uns könne das tägliche Brot fehlen, gedeiht nur in Englands Lügenpfuhl.“ Fast sechs Monate lang haben wirs gehört. Muß sein, sprachen die Weisen; „wie wäre sonst die Stimmung zu halten?“ Der stinkigste Satansknecht hole die Stimmung, die gehalten werden muß. Schwingt Euer Glaube sich aus dem Bauch himmelan? Lasset Schmalhans Euer Mahl rüsten: der in Schlichtheit gezwungene Leib wird ihm danken. Das Vaterland ficht gegen acht Völker: und Ihr, die das Erdgeschick mitbestimmen möchtet, tändelt mit dem Wunsch, die Spur der Kriegsnoth wegzuharken? Gestern ward der Trägste aus dem Traum von den fetten Kühen aufgerüttelt. Als ein hohes Glück, nicht als ein Leidverhängniß, soll er die Nöthigung in wache Klarheit begrüßen. Wir brauchen das Auge nicht an fremdem Elend zu weiden, nicht jede dünne Erfolgskunde aufzupolstern noch von Hiobspost uns scheu wegzudrücken. Das darbende Deutschland dürfte auf seine Leistung stolz sein; das schlemmende müßte vor Vätern und Söhnen sich schämen. Hunderttausenden wurde ein trügendes Pflichtziel gezeigt. Nur das Kindervorrecht erlaubt, zu sein und zu thun, als wäre durch den Krieg auf unserer Erde nichts Wesentliches geändert worden. In das Ohr Mündiger drang, endlich, ein unüberhörbarer Weckruf. Die Kargheit unseres Lebens wird die Krieger nicht aus dem Feld winken. Das sei unser Schwur. Und dieses andächtigen Willens Stimmung hält sich ohne Krücke und Stab.

Khalif Storch.

Es war ein schöner Sommermorgen, als Harun al Raschid und sein Großwesir aus langer Betäubung auf einer von Bananen und Palmen umstandenen Waldwiese erwachten, nach der Aussprache der Zauberformel „Mutabor". Der Khalif war der erste von den Beiden. Es währte eine Weile, ehe er sich in den neuen Zustand hineinfand und sich seines Wunsches erinnerte, ein Storch zu sein. Jetzt sah er an seinem langen Schnabel entlang auf seine rothen Beine und neben sich seinen Großwesir in der selben Gewandung.

Aber was wogte da um ihn? Ein blaues kristallenes Etwas. Eine aus helleren und dunkelblauen Perlen bestehende Masse. Er sah es bläulich in seine Nasenöffnungen hinein und als kristallhelle Perlen wieder heraus strömen. Er suchte danach zu haschen; immer entwich es ihm, bis er seinen Kopf auf den Rücken legte und danach schnappte, aber die Kügelchen wichen aus und laut klappernd schlugen seine Schnabelkiefer zusammen.

Durch dieses Geräusch erwachte der Wesir. „Sieh nur, mein Treuer," sagte der Gebieter, „welche Masse uns hier umgiebt. Wir sehen einen Stoff und doch behindert er nicht die Fernsicht. Ich erkenne sogar dort am Waldessaum einen anderen Storch. Laß uns zu ihm gehen oder vielmehr fliegen, wie es uns als Vögeln geziemt." Der Wesir versuchte jetzt selbst, die Natur des seltsamen Stoffes zu ermitteln, aber auch seine Schnabeluntersuchungen endeten mit einem hellen Klappern.

Nun öffneten sie ihre Schwingen und schlugen aus vollen Kräften um sich; aber sie flogen nicht in die Höhe. Die kugelige Masse wurde hierdurch in einen solchen Aufruhr gebracht, daß sie förmlich erschraken, und es währte eine Weile, bis sich die Masse beruhigte. Noch einmal versuchte es der Khalif; aber der Erfolg war nicht besser als zuvor.

Inzwischen war der Storch aus der Ferne näher gekommen. Auch er hatte die beiden Neulinge bemerkt. Als sie sich vergebens bemühten, aufzufliegen, glaubte er, es mit kranken oder verwundeten Kameraden zu thun zu haben, warf sich auf die Flügel und landete in sanftem Gleitflug bei den Beiden.

„Was fehlt Euch? Kann ich Euch helfen? Bin von Profession Chirurg und etwas Mechaniker; man nennt mich Doktor. Ein gebrochenes Bein oder einen verrenkten Flügel bringe ich bald wieder in Ordnung. Wo hapert es?"

Die Beiden verstanden die Storchsprache vollkommen und erzählten, wer sie seien und woher sie kämen. Wenn sie sich auf die Zauberformel besinnen könnten, hätten sie sich längst wieder zurück verwandelt; denn so seien sie ganz hilflos. Wenn nicht etwa der Doktor ihnen das Fliegen beibringen könne. Der Doktor, übrigens ein recht alter Herr unter seiner Sippe, war gern bereit, ihnen gefällig zu sein;

er fürchtete nur, daß es nicht so schnell gehen werde; denn die jungen Störche lernen es auch nicht von heute bis morgen. Da Ihr aber verständige Schüler seid und bei Euch die mathematische Wissenschaft sehr weit verbreitet ist, werde ich gleich mit meiner Lektion beginnen. Zunächst muß ich Euch sagen, daß diese bläulichen Kristallperlen, die uns hier allgemein umgeben, nichts Anderes sind als die Luft. Ihr Menschen könnt sie mit Euren geschwächten Augen nicht erkennen; alle Vögel aber sehen die Luft wie Ihr jetzt. Wir sind hier auf dieser Wiese bei völliger Windstille. Das erkennt Ihr an der Ruhe der Masse. Wenn ich einen Flügel ausstrecke, seht Ihr gleich, wie die Masse wogt und wallt; es dauert eine Weile, bis sie sich wieder beruhigt hat. Es gab nur wenige Menschen, welche die Luft nach Vogelart erkennen konnten. Einer hieß Leonardo da Vinci, ein anderer Newton. Sie müssen die richtige Anschauung von der Luft gehabt haben. Leonardo war nah daran, sich einen künstlichen Vogel zu bauen, und Newton beschrieb genau, wie sich die Luft zu bewegten Flächen verhält. So sagte er: Wenn ein Luftstrom (Ihr nennt es Wind) sich gegen eine Fläche bewegt, mit, sagen wir mal, einem Meter Geschwindigkeit in einer Sekunde, so prallt eine bestimmte Anzahl von den Luftkügelchen gegen die Fläche und hierdurch entsteht ein Druck. Wenn nun die Kugeln noch einmal so schnell gegen die Fläche prallen, dann fliegen in der selben Zeit natürlich auch noch einmal so viele Kügelchen gegen die Platte. Jede einzelne der kleinen blauen Bohnen hat dann die doppelte Kraft, und da doppelt so viele gegen die Fläche prallen, so ist . . ."

„Der Druck zweimal zwei, also viermal so groß," warf der Khalif ein, der Ehrendoktor der Universität von Kordoba war. „Richtig," sagte Doktor Storch. „Dies merkt Euch nur recht; beim Fliegen kommt es ganz besonders darauf an, daß Eure Flügel viele Kügelchen in Bewegung setzen; denn im Grunde ist es beinahe das Selbe, ob die Fläche sich gegen die Luft oder die Luft sich gegen die Fläche bewegt. Ganz das Selbe ist es allerdings nicht. Dies will ich Euch aber erst später erklären."

„Wir haben aber vorher aus aller Kraft unserer Flügel auf der blauen Masse herumgeschlagen und sind doch nicht geflogen," sagte der Wesir; „vielleicht sind wir nicht stark genug."

„Das ists nicht; Ihr habt nur nicht die genügende Anzahl von Kügelchen in Bewegung gebracht; außerdem: was Ihr unter Euren Flügeln wegschleudertet, stürzte sich von oben wieder auf sie. Wenn Ihr auf dieser Wiese fliegen wollt, so müßt Ihr zunächst ein paar Hüpfer machen und dabei kräftig mit den Flügeln schlagen; so, wie ich es Euch jetzt vormache."

Der Doktor klapperte sich erst einmal ordentlich aus, machte dann drei Sätze und hob sich von der Erde; machte hierauf einen schönen Bogen und kam im Gleitflug herunter.

„Wenn ich mit angehobenen Flügeln den ersten Hüpfer mache, so etwa dreiviertel Meter, und dabei die Flügel herunterschlage, dann

treffe ich dreimal so viele Luftperlen, als wenn ich es hier vom Stand aus thue; denn meine Flügel sind durchschnittlich nur ein viertel Meter breit. Beim zweiten Hüpfer verdoppele ich meine Vorwärtsgeschwindigkeit, erhalte daher unter meinen Flügeln wiederum vermehrten Widerstand. Dies reicht aber immer noch nicht aus. Erst beim dritten Sprung komme ich vom Boden frei, obgleich ich sehr geübt bin. Ich bin ja Ehrenvorsitzender des Flugturnvereins. Und Ihr wollt Dies gleich vom Stand aus erreichen! Da ich nun die Beine nach dem Abflug nicht mehr brauche, kann ich sie zurücklegen, sie drücken nicht mehr gegen die Luftperlen und ich komme deshalb um so schneller vorwärts. Zuerst strenge ich mich allerdings sehr an, aber je schneller ich fliege, um so leichter wird es. Dies kommt hauptsächlich daher, daß hier der Oberarmtheil der Flügel wenig oder gar nicht bewegt wird und dennoch eine tragende Wirkung ausübt. Wie Ihr seht, ist dieser Flügeltheil, eben so wie der Unterarmtheil, sehr gewölbt, weil er ja auch unseren Leib im zusammengelegten Zustand bedecken muß. Bei dieser gewölbten Form müssen die Luftperlen in einer gekrümmten Bahn unter und über die Flügel hinwegstreichen. Das wird ihnen aber schwerer, als wenn sie gradlinig sich bewegen können. Die Perlen drängen dabei nach oben wegen der Centrifugalwirkung, wie die Menschen sagen. Ich war in meiner Jugend einmal im Norden bei einem Ort, wo eine große Kadettenanstalt ist. Da waren gerade zwei Luftseher im Begriff, mit solchen gewölbten Flächen die Luftperlen zu bearbeiten, und ich hörte, wie sie sich freuten, als die Luftperlen des Windes von den Flächen aus ihrer Bahn gelenkt wurden. Dieser Druck nach oben der wenig bewegten Flügeltheile ist ein wahres Geschenk Allahs, denn er hindert nicht im Geringsten das schnelle Vorwärtskommen. Ihr müßt Euch vor allen Dingen hüten, mit den Flügeln mehr Rückwärtsdruck zu erzeugen, als unumgänglich nöthig ist; ganz werdet Ihr es allerdings nicht verhindern können. Ich komme hiermit zu dem zweiten Theil meiner Vorlesung. Laßt uns daher erst einige Kerfe verspeisen; auch sehe ich dort eine kleine leckere Schlange, die ich Eurer Majestät sehr empfehlen kann."

Nach der Eßpause fuhr er fort: „Was nun die Flügel selbst betrifft, so müßt Ihr besonders sorgsam die Schwungfedern vor Beschädigung hüten. Sie sind es, die uns den nöthigen Vortrieb geben. Wenn Ihr beobachtet, wie ich jetzt mit den Flügeln schlage, so findet Ihr, daß beim Niederschlagen die Perlen von den Schwungfedern förmlich schräg nach hinten gespritzt werden, weil sich die Federn hinten aufwärts drehen; in gleichem Maße verspüre ich einen Vorwärtsdruck. Wird der Flügel aber aufwärts geschlagen, dann müßt Ihr ihn so drehen, daß die Luftkügelchen möglichst wenig nach vorn gedreht werden. Ganz läßt es sich leider nicht vermeiden. Ihr könnt die richtige Stellung am Besten herausfühlen, denn bei der Vorwärtsgeschwindigkeit, die Ihr habt, hebt sich der Flügel schon von selbst nach oben. Legt Ihr nun dabei die Spitze etwas zurück, so könnt Ihr den Rückwärtsdruck

auf die Hälfte vermindern. So; nun versuchen Sie einmal, meine Lehren zu befolgen."

Khalif und Wesir machten jetzt eifrig Sprünge, drei, vier, fünf; aber ohne Erfolg. Der Doktor hatte viel zu kritisiren und tänzelte um Beide herum. Vergebens. Ganz erschöpft stellten sie die Versuche ein. Der etwas leichtere Wesir behauptete zwar, beinahe abgekommen zu sein, aber ein Palmenbaum sei ihm im Wege gewesen. Der Doktor, der ihnen mehrmals den Aufflug gezeigt hatte, war auch außer Athem.

„So schwer hätte ich es mir doch nicht vorgestellt," meinte der Khalif. „Das ist ja die reine Entfettungskur; nur gut, daß uns hier Niemand beobachtet."

Beim Vorwärtshüpfen war man ziemlich an dem Ende der Wiese angelangt, wo sich ein freies Stück Wüste anschloß. Die Luft nahm jetzt ein anderes Gefüge an; die Perlen schoben sich alle nach einer Richtung, unten am Boden langsamer, oben schneller.

„So," meinte der Doktor, „jetzt werden wir wohl mehr Glück haben; hier ist Das, was die Menschen Wind nennen. Zwar nicht viel, aber besser als nichts. Jetzt werdet Ihr sehen, weshalb ich vorhin einen Unterschied machte zwischen einer Fläche, die sich gegen ruhige Luft bewegt, und einem Wind, der gegen eine Fläche strömt. Ihr seht jetzt, wie die Perlen alle über einander rollen und sich verschieben. Unten wollen sie nicht recht vorwärts, weil Steine und Gras sie hindern; dadurch stauen sie sich an. Verfolgt einmal die schöne dunkelblaue, sie prallt gegen eine blasse, die wegen der Grashalme nicht vorwärts kann; sie prallt dadurch in die Höhe, wird aber gleich von denen hinter ihr weiter geschoben. Jetzt prallt sie an eine helle, die auch nach oben ausweichen muß. Zugleich drückt sie dabei gegen ihre obere Nachbarin. So geht es hier überall. Im Ganzen, ausgenommen einige Störungen, steigt die blaue jetzt bei einem Meter Vorwärtsbewegung fünf bis sechs Centimeter aufwärts. Unter diesen Umständen wird Euch das Fliegen viel leichter werden, weil Ihr die Luftperlen, entgegen ihrer schon vorhandenen Bewegungrichtung, nach unten schleudern müßt; sie geben dadurch einen größeren Widerstand."

Der Doktor machte es ihnen noch einmal vor. Schon nach dem ersten Sprung kam er vom Boden frei. Er schlug dabei gar nicht einmal so gewaltig mit den Flügeln wie zuvor. Von oben rief er ihnen zu, sie möchten nur immer beginnen, er komme gleich wieder zurück; sie sollten sich aber immer gegen die Strömung stellen.

Der Khalif und sein Wesir breiteten recht vorsichtig ihre Fittiche aus und fanden zu ihrer Verwunderung, daß sich die Flügel schon allein trugen, ja, schon Neigung zeigten, nach oben auszuweichen. Wenige Sprünge genügten: da hob sich erst der Wesir und dann sein Gebieter. Ganz erstaunt über diese Leistung, ließen sie sich aber bald nieder, und zwar etwas unsanft. Der Khalif hätte sich fast ein Bein gebrochen und bohrte sich mit dem Schnabel in den zum Glück weichen

Boden. In diesem Augenblick kam der Doktor dazu und befreite ihn aus der unglücklichen Lage.

„Verzeihen Majestät, daß ich nicht auf einen Umstand aufmerksam machte, der einem so alltäglich wird, daß man vergißt, ihn zu erwähnen. Achten Sie darauf, wie ich Ihnen das Abgleiten jetzt vormachen werde. Ich bedenke, daß bei Verminderung der Geschwindigkeit der Druck der Luftperlen an dem Hinterrand der Flügel sich etwas verstärkt. Bei großer Geschwindigkeit ist der Druck der Perlen da am Stärksten, wo sie zuerst gegen die Flügel geschleudert werden, also mehr nach dem Vorderrand. Bei den Flügelschlägen haben Sie unwillkürlich die Flügel dahin gehalten, wo Sie den meisten Gegendruck verspürten. Hören Sie nun mit den Schlägen auf und gleiten schräg abwärts, so müssen Sie die Flügel etwas nach vorn schieben, um das Gleichgewicht zu erhalten. Wir Storchvögel haben kein anderes Mittel, da unser kleiner Schwanz zu diesem Zweck nicht recht zu brauchen ist; höchstens können wir noch den Hals einziehen, was auch ein gutes Mittel ist. Ich pflege sogar bei meiner Rückkehr ins Nest den Kopf ganz auf den Rücken zu legen und meine Familie durch ein Geklapper zu begrüßen. Unsere Adlervettern mit ihren langen, breiten Schwänzen können einen viel steileren Gleitflug machen als wir. Aber mich hat sehr gefreut, daß Sie vom Boden abkamen; ich bitte, Dies gleich noch einmal zu machen. Ich werde an Ihrer Seite bleiben, um besser beobachten zu können. Es wird aber nöthig sein, daß wir nach hier zurückkehren, und zwar auf dem Luftweg, weil uns dort drüben die hohen Palmen den Wind abfangen. Bevor wir aufsteigen, muß ich noch sagen, wie man die Wendungen ausführt. Wenn der rechte Flügel etwas weiter ausschlägt, so werden die Luftperlen stärker in Bewegung gesetzt, deshalb hebt sich dieser Flügel und giebt mehr Vorzug. Diese schräge Lage darf Sie gar nicht ängstigen; sie ist nützlich, weil Sie sonst nach rechts überkippen würden. Ein Ueberkippen läßt sich durch die Flügel überhaupt immer leicht verhindern."

„Wie wird es aber mit den aufsteigenden Luftperlen, wenn wir mit der Strömung fliegen," fragte der Khalif; „werden wir da nicht mit den selben Schwierigkeiten zu kämpfen haben wie auf der Wiese?"

„Nein," antwortete der Doktor. „Wenn wir umlenken, werdet Ihr finden, daß wir nur um die Bewegung der Perlen schneller fliegen und der Aufwärtsdruck der Perlen kommt uns dabei eben so gut zu Statten. Nur beim Landen muß noch einmal gewendet werden, denn gegen die Strömung muß man abwärts gleiten. Ganz in der Nähe des Bodens schiebt Ihr dann die Flügel noch einmal stark vor und zieht den Hals zurück, damit Ihr Euch aufrichtet."

„Wir werden dann beim Landen wohl eine ziemlich große Geschwindigkeit haben, weil sich der Wind verstärkt hat," meinte der Wesir.

„Richtig; dagegen giebt es aber ein gutes Mittel, das die Geschwindigkeit hindert. Erstens läßt man die Beine hängen und dann spreizt man den Federdaumen möglichst weit ab. Da ich selber auch

beim Landen gut aufpassen muß, werde ich später bei den Segelübungen erklären, weshalb der Daumen als Bremse benutzt wird."

Alle Drei setzten sich in Bewegung. In glattem Flug wurde die Strecke zurückgelegt. Die beiden Neulinge waren zwar etwas aufgeregt, aber es machte ihnen doch großen Spaß. Nun wurde ein längerer Flug über Land beschlossen; da sie hungrig waren, flogen sie in geringer Höhe nach einem froschreichen Sumpf. Auf halbem Weg hörten sie ein unheimliches Gebrumm. Der Khalif war etwas ängstlich, weil die Luftperlen zu zittern begannen. Sein fragender Blick wurde von dem Doktor sofort verstanden. „Dies Gebrumm hörten wir früher nur von großen Käfern, auf die wir dann wohl Jagd machten. Seit einiger Zeit haben die Menschen sich käferartige Maschinen gebaut, die ähnlich fliegen. Als der eine der beiden Luftseher, von denen ich sprach, abgestürzt war und der andere, hierüber erschrocken, die weiteren Arbeiten mit den Luftperlen aufgab, blieb von den Weisungen des Verunglückten doch Wichtiges erhalten. Das benutzte, ein paar Jahre danach, ein Brüderpaar im Lande der untergehenden Sonne. Die Zwei bauten sich einen künstlichen Käfer, wie ihn der Gestürzte gehabt hatte. Wie nun alle Käfer ihre Flügel steif und unbeweglich halten, so hielten auch sie die Flügel starr, ähnlich, wie wir es im Gleitflug machen. Sie bauten dann eine Maschine hinein, durch welche sie zwei Flügelpaare drehten, wie der Käfer seine Hinterflügel herumschlägt; nur drehen sich hier je zwei Flügel um eine gemeinsame Achse. Sie schlugen dann mit furchtbarer Gewalt in der Luft herum und trieben einen wahren Strom von Luftperlen nach hinten. Dadurch erhielten sie nach und nach einen solchen Vortrieb, daß sie gewöhnlich schneller fliegen als wir Vögel. Diese große Geschwindigkeit ist aber auch nöthig, denn das große Gewicht erfordert eine bedeutende Hebekraft. Die entsteht aber nur durch die starren Flächen, unter denen die Perlen mit furchtbarer Gewalt heraufgeschleudert werden. Die Maschinen sind aber so schwer und verbrauchen so viel Brennstoff, daß die Hebekraft der Flügel nicht ausreichte, wenn sie nicht vorn etwas angehoben wurden. Hierdurch drücken sie aber die Luftperlen etwas nach vorn und erzeugen so Rückwärtsdruck, welchen die Drehflügel auch noch überwinden müssen. So kommt es, daß diese Maschinen mehr Kraft verbrauchen, als in allen Pferden aus Eurer Majestät Marstall ist."

„Wie kommt es aber, daß wir weniger Kraft verbrauchen als diese großen Brummer, Doktor?"

„Die Drehflügel können nur einen Theil der Luftperlenschleuderung ausnützen; gerade wie Ihr vorhin auf der Wiese auch, trotz wüthendem Umherschlagen der Flügel, nicht fliegen konntet. Euch stürzte die Perlenmasse auf die Oberseite der Flügel und verminderte die Hebung. Bei den Drehflügeln wird die Perlenmasse wohl sehr stark nach hinten geschleudert, da die Flügel schräg stehen wie unsere Schwungfedern. Die Hebung, die wir gleichzeitig erzeugen und die selbst beim Aufschlag noch zu einem Drittel der Niederschlagswirkung vorhanden

ist, geht aber vollständig verloren. Was den einen Flügel an Masse nach unten treibt, treibt den anderen nach oben. Diese Anordnung der Drehflügel läßt erkennen, daß sich ihre Erbauer nicht ganz klar über die Natur und das Gefüge unserer Kristallmasse waren."

In diesem Augenblick sahen sie, wie ein Riesenvogel mit donnerähnlichem Getöse in einiger Höhe über ihnen vorbei schoß und einen langen Rauchstreifen von üblem Geruch hinter sich her zog. Einige an den Flügelenden und an der hinteren Verlängerung angebrachten Klappen, die beweglich schienen, wurden aufwärts gedreht; sie rissen Furchen in die Kristallmasse und drückten diese schräg aufwärts.

„Seht," sagte der Doktor, „so behelfen sich die Menschen, um das Gleichgewicht zu behalten und nicht vornüber zu stürzen. Sie verschwenden zwar hierfür wieder mehr Kraft, weil sie die Perlen nach vorn und oben abtreiben müssen, aber auf ein paar Pferdestärken mehr scheint es ihnen nicht anzukommen. Uebrigens könnt Ihr an dem Höllenlärm schon erkennen, daß Kraft verschwendet wird; wir fliegen leise." Die Drei landeten und labten sich am leckeren Mahl von Fröschen und Salamandern.

Die Sonne hatte jetzt ihren höchsten Stand überschritten. „Es wird eine frische Nachmittagsbrise," sagte der Doktor; „ich empfehle, daß wir uns erst im Schatten jener Sykomore ein Wenig auf ein Bein setzen und dann die günstige Gelegenheit zu einer Segelpartie benutzen. Es hat keinen Zweck, Euch hier unten vom Segeln viel zu erzählen; achtet nur auf mich, wenn wir oben sind und ich anfange. Ich mache nur dann Steuerungverschiebungen, wenn es nöthig ist. Im Uebrigen vertraue ich ganz auf den Tanz der Luftperlen unter meinen Flügeln, sehe mir die Landschaft an und pussele etwas an meinen Federn herum, manchmal klappere ich mir auch eine kleine Melodie. Haltet Euch nur in meiner Nähe." Alle Drei nickten bald ein.

Nun aber verstärkten die Kristallkügelchen ihre Strömung. Der alte Lehrmeister erwachte zuerst und erhob sich sogleich vom Stand. Khalif und Wesir folgten ihm noch etwas verschlafen. Da es gegen die Strömung ging, hoben sie sich schnell; aber sie kamen nur langsam vorwärts. Jetzt sollte der große Augenblick nahen; um ihn zu erleben, hatten die Beiden ihr Menschthum sammt allen hohen Würden aufgegeben, sie verschluckten Kröten wie Pasteten und Regenwürmer wie Zimmetbrezeln. Das Herz schlug ihnen bis in den Hals, da der Doktor erst ein paar Schläge aussetzte und dann alle Arbeit einstellte. Er war absichtlich etwas vorausgeeilt, weil der Segelflug anfangs nur sacht vorwärts treibt und sie ihn daher bald einholten.

„So, jetzt ist die Reihe an Euch; macht es eben so wie ich, während ich hier eine große Schleife segele." Es ging ganz gut; nur der Wesir kam etwas aus dem Gleichgewicht und mußte sich durch einige Schläge wieder aufrichten. Bald schloß sich der Doktor ihnen an und zu Dreien zogen sie neben einander her.

„Zunächst," sprach der Doktor, „achtet auf die Bewegung der Kri-

stallmasse vor Euch. Ihr seht da, wie sich schon einen halben Meter vor dem dicken Vorderrand der Flügel die Masse abwärts neigt; selbst oberhalb der Vorderkante, ganz nah am Flügel, strömen noch Perlen nach unten. Ueber den Flügel aber gleiten die Kügelchen ganz glatt hinweg. Jetzt beobachtet meinen Flug von der Seite: Ihr seht dann, wie sich die Strömung weiter nach unten drängt und von der Mitte der Flügel sich nach oben wendet bis zum Hinterrand, dann nach vorn umlenkt und mit großer Geschwindigkeit meine unteren Deckfedern erschüttert und gegen den dicken Vorderrand meines Armknochens drückt. Die Masse der Perlen wirbelt so um zwei Drehpunkte in einer ovalen Form. Wenn ihr Dies erkannt habt, werde ich etwas steigen, so daß Ihr mich von unten betrachten könnt. So. Nun achtet darauf, welchen Weg die Luftperlen nehmen, fixirt dabei eine besonders helle oder dunkle Perle und sagt mir dann, was Ihr seht."

„Ich sehe, wie zwei recht helle Perlen neben einander unten am Flügel entlang nach vorn streichen. Dann werden sie mehrmals herumgeschleudert, an der Vorderkante nach unten zurück und wieder nach vorn unter dem Flügel entlang, aber dabei geht die eine Perle nach dem Rumpf und die andere nach der Spitze zu, die eine streicht nun unter dem Rumpf nach hinten ab, während ich die andere soeben am Ende der zweiten Schwungfeder herausgeschleudert sehe. Die Spiralen winden sich wie die Hörner des Widders."

„Ganz recht," sagte der Doktor zu dem Khalifen; „wo ist aber unser Gefährte geblieben? Ich sehe ihn ganz hinten; er eilt uns im simplen Ruderflug nach. Bis er uns eingeholt hat, werden wir einige Kurven machen. Hierbei ist zu beachten, daß nie die Vorwärtsgeschwindigkeit nachläßt, besonders nicht bei der Wendung mit der Strömung. Sollte nicht Alles klappen, dann lieber Höhe aufgeben; es ist aber nicht absolut nöthig, weil uns der Wirbel auch trägt, wenn wir nur schneller segeln als die Strömung. Sollte bei der Wendung Geschwindigkeit verloren gehen, dann lieber ein paar kräftige Schläge geben und forsch in der Stromrichtung weiter.

Inzwischen hatte sich der Wesir herangearbeitet. „Weshalb segeln Sie denn nicht, Herr?"

„Ich wollte die Flügel der Sicherheit wegen etwas anheben: und da ging es sogleich schnell luftab."

„Ganz natürlich; denn durch den seitlichen Abstrom der Luft gegen die schräg nach unten gedrückte Spitze erhalten wir doch hauptsächlich die Hebung, ohne daß der geringste Rückwärtsdruck entsteht. Da Sie nun die Flügel anhoben, wie bei einem sich senkenden Gleitflug, so gaben Sie diese Tragewirkung auf und konnten nicht mehr schweben. Ein Theil der Perlenmasse strömt ja auch gegen den schräg gestellten Oberarm, wie Seine Majestät ganz richtig bemerkten. Hierin liegt eben der große Unterschied unserer Flugweise von der eines Brummers. Wegen des Gleichgewichtes brauchen Sie nicht ängstlich zu sein. Man streckt den einen Flügel etwas mehr oder weniger und gleicht so die

Unterschiede aus, übrigens ist hier oben sehr wenig Störung in der Strömung; wir beginnen daher auch immer nur in guten Höhen den Segelflug. Der Wirbel ist hier sehr zuverlässig."

Ueber diesen Widderhornwirbel wurde noch viel gesprochen; ob wohl die Menschen hiervon Gebrauch machen würden. Der Doktor meinte, der Wirbel sei den Menschen schon bekannt, aber gleichgiltig, da sie ihre ganze Hoffnung auf die großen Brummer gesetzt haben.

„Wir kommen aber zu weit von unserem Sumpf ab; es wäre besser, wir kehrten jetzt um. Denkt nur daran, Eure Geschwindigkeit nicht zu verlieren, und stellt Euch bei der Wendung immer so, daß Ihr die Strömung genau von vorn spürt; dann kann nichts passiren. Sollte es Euch mit Hilfe des Schwanzes nicht gelingen, die Wendung auszuführen, so macht nur einige ungleiche Schläge, damit Ihr schnell herum kommt Meine Cousine, die schöne Fregatte, die in Südamerika wohnt, steuert mit ihrem hochkantig zusammengefalteten langen Gabelschwanz wunderbar kleine Kreisbogen."

Alles ging glatt und in der halben Zeit kamen sie an die Abflugsstelle zurück.

„Eigentlich ists noch zu früh zur Atzung," sagte der Doktor. „Ich schlage vor, wir machen hier oben einige Kreise, so lange der Wind noch trägt. Plätze zum Hinsetzen giebt es hier oben nicht, daher müssen wir uns beständig vorwärtsbewegen; um aber nicht zu weit vom Ort uns zu entfernen, bewegen wir uns in Kreisen."

Der Khalif meinte, wenn er sich erst sicherer fühle, werde er den ganzen Tag steigen und versuchen, ob er sein ganzes Reich übersehen könne. „Das Steigen endet aber früher als Eurer Majestät Reich; bei den letzten Runden sind wir schon nicht mehr viel gestiegen. Wir müssen hier auf eine Schicht kommen, wo die blauen Kristalle nicht mehr aufwärts strömen. Haltet Euch nur hier, ich werde schnell etwas höher rudern und sehen, wie die Sache steht."

Er kam bald zurück. „Es ist so, wie ich dachte, wir sind an der Grenze des Auftriebes. Ganz oben ist eine langsamere Strömung in einer anderen Richtung. Jetzt häufen sich die Kügelchen an der Uebergangszone und es bildet sich ein Abwärtsstrom. Ich hatte große Mühe, mich darin zu erheben. Ein großer Brummer, der sich neulich in solche Strömung hineingearbeitet hatte, mußte schnell herunter, weil er durch seine große Masse zu weit vorgedrungen war, bis er seine lebendige Kraft verzehrt hatte. Die Leute glaubten, sie wären in ein Loch gerathen. Uns kann Dies nicht passiren; wir steigen eben nur so hoch, wie uns die Luft trägt."

Die Sonne stand jetzt schon tief. Die Schatten der Palmen waren ungeheuer lang und der Wind schlief ein. Jetzt ließ der Doktor seine Beine hängen und spreizte den Daumen ab, wodurch sich sofort seine Geschwindigkeit verminderte. Die Luftkügelchen trieben nicht mehr die Schwungfedern entlang, sondern nach vorn über den Daumen heraus, gerade gegen die anstehende Strömung. Khalif und Wesir machten es

ihm nach: und bald waren alle Drei unten bei einander. „Nach dieser hübschen Landung,“ sagte der Doktor, „muß ich Euch noch erzählen, daß vor vielen, vielen Jahren hier in der Gegend ein großer Kaiser auf einem Kreuzzug durchkam, Friedrich II. von Hohenstaufen. Der hat in einem lichten Augenblick einmal meinen Urahn landen sehen, wobei er den Reflex der Kristallkügelchen erkannte. Er nannte damals schon unseren Daumen die Bremse der Flügel. Daß die Menschen es uns nicht nachmachen, wundert mich gar nicht mehr. Der größte Theil ist zu sehr eingenommen von Künsteleien. Sie glauben, es besser machen zu können als die Natur. Erst muß immer Einer kommen, der, wie Ihr, Alles im Stich läßt und unter Mühen und Beschwerden eine Thatsache schafft, den Anderen ein fertiges Gericht vorsetzt. Dann schmatzen sie und halten kluge Reden.“

Gustav Lilienthal.

Die letzten Funken.

Der stickige Dunst des newyorker Hochsommers kochte in den Straßen und machte die gehetzten Menschen noch reizbarer, als sie sonst schon waren. In einem ärmlichen Zimmer der unteren Lafayette-Avenue, in dem außer zwei Betten, einem Tisch und einigen Stühlen kaum ein nennenswerther Hausrath störend wirkte, lagen zwei Männer in verschlissenen Arbeitkitteln auf ihren Schlafstätten und stöhnten über die klägliche Hitze.

Der alte Grauhaarige richtete sich ein Wenig auf. „Brakel, Jungchen, kann ich mir denn nicht ein Bischen Whisky nehmen? Nur einen Schluck. For Christ's sake, ich sterbe vor Durst.“

„Nein, Stechow, Du bist zu versoffen. Schlaf Dich aus und geh morgen endlich mal wieder auf Arbeit. Du verkommst sonst ganz und gar. Einer muß doch wenigstens verdienen. Sonst bin ich es ja immer, aber mit meinem zerschlagenen Schädel geht es nicht.“

„Freilich, Jungchen, Du mußt Dich ausruhen. Ich werde schon arbeiten. Jesus Christ, Du sollst mal sehen, wie ich arbeiten kann! Oder meinst Du, ich kann es nicht?“

Er blickte fragend auf den jungen, schlanken Kerl, der gerade einen nassen Lappen in das neben ihm stehende Wasser tauchte, um damit die breite, frische Stirnwunde zu kühlen. Als er keine Antwort bekam, lamentirte er weiter: „Eigentlich eine gemeine Sache: ein Kavalier und arbeiten. Pfui Deibel noch einmal! An den Gedanken kann ich mich nur mit einem Whisky gewöhnen. Na, Brakelchen, wie wärs?“

„Sei still, Du Schnapsfaß.“

„Was sagst Du? Schnapsfaß sagst Du, wenn ich am Verdursten bin? Du bist roh und hartherzig gegen einen armen, alten Mann.“ Seine Stimme klang ganz weinerlich.

„Trink Wasser, wenn Du Durst hast. Ich will es Dir sogar selber holen.“

Der Graukopf räusperte sich. Nach einer Weile sagte er ganz demüthig: „Brakel, Du weißt doch, daß mein Körper kein Wasser vertragen kann.“

„Das sagst Du. Und nun sei vernünftig und laß mich schlafen.“

Da drehte sich der alte Stechow seufzend nach der Wand um und maulte. Und Brakel lag und schämte sich, weil er mit dem alten Mann so häßlich umspringen mußte. Aber es ging nicht anders. Es war der einzige Weg, ihn für Stunden vom Schnaps fernzuhalten.

Brakel ließ die Hand sinken, die den feuchten Lappen hielt. Die Hitze und die Wunde machten ihn matt. Es war doch ein elend schweres Leben mit dem Alten; aber man konnte ihn nicht auf der Straße liegen lassen, nachdem man in guten Tagen in der Heimath Freundlichkeiten von ihm erfahren hatte. Es war ja ein tolles Pech, daß er ihm vor ungefähr zwei Jahren in die Hände gelaufen war; doch er mußte nun eben mit durchgefüttert werden.

Brakel wurde ganz traurig bei seinen Gedanken.

Der war nun einmal ein vorbildlicher Mensch gewesen, einer, zu dem man aufblickt. Und der platte, blöde Suff hatte ihm ein Bein gestellt und Das aus ihm gemacht, was er jetzt war. Ein kindischer, schwachsinniger Greis, der dem Satan durch heimliche Rationen Schnaps noch ein paar armsälige Tage abzuringen meinte. Brakel fühlte es heiß und bitter in sich aufsteigen. Was für Chancen hatte er um den Alten schon auslassen müssen, der wie ein Klotz an ihm hing! Er schüttelte plötzlich den Kopf. Ach was, macht nischt. So erweise ich ihm wenigstens, so zu sagen, die letzten Ehren. Lange wird er das Gnadenbrot wohl nicht mehr essen. Wenn ich nur bald wieder auf Arbeit kann!

Die verdammte Wunde! Ja, man soll sich nicht mit alten Kameraden einlassen. Warum mußte ihn der verkommene Bengel, der Böltzig, auch so reizen. Ekelhaft, solche Schlägerei. Und dabei konnte er noch von Glück sagen, daß der Andere zufällig keinen Revolver bei sich hatte. Der schoß besser als ein Kunstschütze. Einer, den Der vorm Lauf hatte, war unweigerlich geliefert. Brakel durchsann die häßliche Szne von gestern Abend aus dem „Saloon“ noch einmal und ein peinliches Gefühl der Unsicherheit beschlich ihn.

Bölzig war betrunken gewesen und hatte ihn so lange gehänselt, bis er ihm einen Stoß gab. Da war Bölzig wie ein Raubthier auf ihn losgesprungen und hatte ihm eine große Schüssel an der Stirn zerschlagen. Freilich: er war ihm darauf nichts schuldig geblieben und alle Gäste des Saloon hatten ihm zugetrunken. Aber gerade in

dieser Blamage für Bölzig lag die Gefahr für ihn selbst. Bölzig würde sich rächen. Und wenn ers recht bedachte, mochte er sich jetzt schon verloren geben. Vor Dem konnte ihn nichts retten.

Brakel blickte zu dem alten, schwachsinnigen Stechow hinüber, der noch immer allerlei kindisches Zeug gegen die Wand murmelte. Der war auch mit verloren. Niemand würde ihm mehr das Gnadenbrot geben und sich hin und wieder die Whiskyflasche abschwatzen lassen. Dann wandte Brakel wieder den Kopf und schloß die Augen. Das Grübeln hatte ihn gleichgiltig und schläfrig gemacht.

Eine stumpfe Ruhe lastete auf dem Zimmer. Die Beiden schliefen.

Plötzlich zuckte Brakel zusammen. Es hatte geklopft. Mit einem Ruck war er auf den Beinen. Es war die Wirthin. Erleichtert athmete er auf. Da reichte sie ihm eine Visitenkarte. Brakel schüttelte den Kopf. So was hatte er lange nicht mehr gesehen. Ewald von Bölzig. Einen Augenblick hielt er den Athem an; dann nickte er und sagte: „Ich lasse bitten.“ Bölzig trat ein. Auch er trug einen alten Kittel. Sein eines Auge war dick verschwollen. Er machte eine Verbeugung. Dann blickte er nach dem Alten. „Herr von Brakel, ich hätte Sie gern allein gesprochen.“

Brakel zuckte die Achseln. „Sie wissen doch selbst, daß Der nicht weiter stört. Also: bitte!“

„Herr von Brakel, leider habe ich keine geeigneten Sachverwalter in meiner Angelegenheit finden können. Deshalb bin ich selbst hier. Der Grund ist Ihnen wohl klar?“ Der Abglanz altvertrauter Förmlichkeit und Formen nahm ihn gefangen. Er verneigte sich wohlgemessen. „Dann werden Sie verstehen, daß meine verletzte Ehre nur mit Blut reingewaschen werden kann. Darf ich Ihnen meine Bedingungen stellen?“

„Bitte.“

„Auf Kampfunfähigkeit.“ Er legte einen langen Revolver auf den Tisch. „Wollen Sie, bitte, auch Ihre Waffe laden. Ich werde vor jedem Kugelwechsel ein brennendes Streichholz auf den Tisch werfen. Wir stellen uns in die gegenüberliegenden Zimmerecken. Im Augenblick des Verlöschens der Flamme wird geschossen. Sind Sie einverstanden?“

„Ja.“

Das Streichholz zischte auf und fiel flackernd auf die Platte. Die Beiden standen mit gesenkten Waffen auf ihren Plätzen und starrten auf das Flämmchen, das mit jedem Augenblick kleiner und kleiner wurde.

Da geschah etwas Unerhörtes.

Zwischen ihnen stand plötzlich, sehr steif und feierlich, der alte Stechow und knöpfte gemessen seinen schäbigen Rock bis oben hin zu.

„Geh bei Seite,“ rief Brakel ärgerlich.

„Schweigen Sie,“ sagte der Alte mit einem verweisenden Blick. Dann wandte er sich an Blötzig. „Was treiben Sie hier?“

„Das geht Dich den Teufel an. Scher Dich ins Bett,“ tobte Der.

„Herr von Böltzig, Sie vergessen, wen Sie vor sich haben. Aber ich will Ihnen nachhelfen. Herr Leutnant von Böltzig, ich rede jetzt dienstlich mit Ihnen.“

Etwas wie eine Erinnerung aus den Augen des Alten zwang Böltzig, wider Willen eine militärische Haltung anzunehmen.

„Herr von Böltzig, ich frage Sie nochmals, was treiben Sie hier?“

„Ich will meine Ehre reinwaschen, wie es unter Edelleuten Brauch ist.“

„So; dann möchte ich wissen, woher Sie die Stirn nehmen, von Ihrer Ehre zu reden. Oder haben Sie vergessen, wie ich, als Ihr Major, Sie im Ehrengericht wegen Ihrer unehrenhaften Rohheiten mit verurtheilt habe?“

Der Andere hatte die Augen gesenkt und schwieg.

„Antwort,“ sagte der Alte scharf.

„Nein, Herr Major.“

Der Major wandte sich an Brakel: „Herr von Brakel, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie sich eines schweren Vergehens schuldig machen, wenn Sie sich mit einem nicht satisfaktionfähigen Menschen duelliren.“ Dann wieder zu Böltzig: „Damit betrachte ich die Angelegenheit als erledigt. Herr von Böltzig, ich habe nichts mehr für Sie.“

Drei Herren verneigten sich stumm. Dann schlich Böltzig kleinlaut hinaus.

Da athmete der Alte erleichtert auf. Dann riß er seine Jacke auf, öffnete die Thür und rief auf den Flur: „Böltzig!“

„Herr Major,“ klang es schüchtern zurück.

„Jetzt komm mal wieder rein, mein Bübchen; ich hab' Dir noch was zu sagen. Aber dem alten, lieben Kumpan.“

Böltzig kam langsam näher.

„Du,“ brüllte der Alte. „Jetzt gibt es einen Versöhnung-Whisky.“

Da holte Brakel die Flasche herbei. Als die Reihe an Stechow kam, kicherte er in seinem alten, kindischen Tonfall: „Aetsch, Jungchen, nun kriege ich doch meinen Schnaps!“

Die beiden Jungen aber blickten heute auf ihn mit einer Art scheuer Ehrfurcht.

Als die Flasche so lange gekreist war, daß kaum noch Einer wußte, was er sprach, sagte der Alte einmal: „Kinder, ich habe Heimweh.“

Als Brakel ihm am nächsten Morgen das Frühstück ans Bett brachte, lag er mit einem stillen, glücklichen Gesicht auf dem Rücken und war tot.

Hameln. Hans Joachim Freiherr von Reitzenstein.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

4% Anleihe der Firma Fried. Krupp, Gussstahlfabrik, Essen/Ruhr, vom Jahre 1893.

Bei der am **11. Januar 1915** stattgehabten 2?. **Verlosung** sind die folgenden **Nummern** zur Rückzahlung am **1. Juli 1915** gezogen worden:

Lit. A. 41 Stück von je M. 5000 = M. 205 000.

28 56 64 75 78 86 104 132 169 171 267 339 350 351 371 376 391 403 408
423 436 458 477 500 515 517 590 624 629 652 661 714 740 743 758 791 891
899 920 956 959

Lit. B. 101 Stück von je M. 2000 = M. 202 000.

1057 1120 1122 1129 1133 1154 1177 1193 1210 1249 1251 1254 1262 1280 1284
1308 1354 1364 1387 1402 1421 1471 1500 1533 1547 1548 1565 1601 1622 1629
1649 1655 1689 1779 1824 1846 1851 1860 1915 2004 2013 2014 2070 2079 2118
2183 2194 2207 2237 2243 2253 2263 2265 2318 2379 2412 2433 2459 2472 2473
2511 2514 2518 2555 2601 2614 2626 2634 2641 2699 2745 2756 2783 2792 2794
2814 2834 2934 2946 2977 2999 3000 3014 3023 3062 3124 3133 3153 3223 3262
3274 3316 3321 3330 3383 3393 3430 3446 3451 3475 3489

Lit. C. 487 Stück von je M. 1000 = M. 487 000.

3516 3535 3538 3563 3626 3628 3653 3674 3678 3707 3723 3783 3807 3833 3884
3906 3919 3921 3935 3939 3997 4060 4064 4072 4205 4226 4230 4304 4306 4320
4375 4378 4390 4414 4460 4504 4515 4524 4528 4534 4536 4582 4589 4591 4604
4650 4671 4681 4705 4716 4725 4739 4779 4782 4826 4836 4839 4859 4869 4914
4921 4927 4937 4941 4946 4952 4975 5037 50[illegible] 5072 5121 5164 5192 5233 5252
5291 5352 5358 5394 5429 5460 5494 5516 5536 5627 5632 5658 5667 5683 5687
5710 5718 5726 5728 5737 5745 5758 5766 5767 5780 5791 5887 5926 5936 5967
6027 6041 6046 6081 6108 6150 6157 6226 6242 6270 6280 6345 6411 6438 6440
6449 6457 6477 6508 6515 6584 6659 6697 6710 6731 6745 6783 6797 6863 6868
6869 6870 6881 6908 6938 6961 6998 7014 7025 7033 7041 7063 7070 7079 7106
7114 7140 7168 7193 7251 7271 7289 7308 7332 7357 7370 7451 7457 7467 7606
7618 7655 7685 7688 7700 7733 7755 7785 7814 7896 7909 7927 7931 7947 7994
8022 8023 8061 8115 8144 8165 8170 8188 8202 8208 8221 8224 8274 8296 8306
8354 8365 8366 8403 8407 8411 8529 8604 8638 8652 8687 8725 8768 8804 8808
8816 8819 8882 8901 8932 8944 8953 9014 9041 9092 9157 9183 9235 9237 9238
9258 9259 9269 9279 9318 9324 9414 9416 9429 9431 9472 9500 9539 9547 9609
9615 9652 9656 9713 9754 9755 9756 9779 9799 9802 9832 9836 9857 9863 9932
9959 9961 9992 10 052 10 093 10 116 10 127 10 140 10 156 10 242 10 284 10 299
10 322 10 386 10 432 10 448 10 470 10 483 10 484 10 505 10 518 10 533 10 541 10 556
10 591 10 593 10 604 10 631 10 678 10 682 10 683 10 745 10 782 10 811 10 826 10 835
10 872 10 943 10 973 10 989 10 995 11 000 11 189 11 192 11 205 11 258 11 289 11 290
11 299 11 350 11 354 11 367 11 380 11 382 11 387 11 442 11 459 11 462 11 466 11 582
11 610 11 650 11 669 11 671 11 676 11 698 11 714 11 715 11 765 11 767 11 790 11 865
11 888 11 892 11 944 11 980 12 028 12 068 12 070 12 086 12 107 12 121 12 130 12 141
12 186 12 191 12 210 12 229 12 244 12 258 12 282 12 286 12 295 12 326 12 335 12 382
12 411 12 443 12 444 12 446 12 455 12 470 12 471 12 473 12 482 12 531 12 534 12 536
12 541 12 552 12 622 12 627 12 642 12 648 12 649 12 702 12 724 12 742 12 755 12 808
12 828 12 829 12 883 12 908 12 941 12 943 12 956 12 986 12 990 13 045 13 059 13 098
13 131 13 132 13 136 13 144 13 151 13 200 13 206 13 227 13 237 13 351 13 367 13 375
13 452 13 475 13 495 13 514 13 523 13 559 13 610 13 628 13 629 13 633 13 639 13 683
13 752 13 805 13 859 13 871 13 881 13 935 13 950 13 978 13 979 13 984 13 992 14 009
14 028 14 087 14 102 14 113 14 117 14 134 14 149 14 194 14 211 14 220 14 227 14 229
14 254 14 292 14 323 14 329 14 333 14 340 14 364 14 393 14 437 14 501 14 505 14 557
14 598 14 603 14 643 14 685 14 723 14 750 14 754 14 770 14 795 14 815 14 850 14 855
14 860 14 883 14 900 14 929 14 958 14 968 14 989 15 021 15 023 15 028 15 054 15 055
15 142 15 180 15 190 15 218 15 235 15 269 15 277 15 325 15 331 15 336 15 354 15 358
15 365 15 374 15 388 15 456

Lit. D. 162 Stück von je M. 500 = M. 81 000.

15 502 15 503 15 514 15 524 15 578 15 621 15 630 15 643 15 651 15 679 15 695 15 752
15 760 15 787 15 796 15 821 15 833 15 851 15 863 15 875 15 950 15 966 15 972 15 974
15 981 15 983 15 987 16 028 16 045 16 066 16 075 16 078 16 113 16 136 16 148 16 152
16 205 16 217 16 287 16 305 16 315 16 335 16 346 16 377 16 380 16 383 16 401 16 402
16 461 16 596 16 608 16 638 16 641 16 675 16 714 16 716 16 772 16 785 16 834 16 876
16 977 16 983 16 995 17 022 17 026 17 042 17 073 17 082 17 175 17 210 17 212 17 231
17 250 17 328 17 341 17 355 17 361 17 364 17 382 17 424 17 460 17 483 17 494 17 571
17 628 17 633 17 635 17 670 17 688 17 689 17 696 17 698 17 720 17 769 17 783 17 786
17 808 17 830 17 851 17 910 17 967 18 000 18 005 18 013 18 014 18 019 18 038 18 068
18 083 18 107 18 125 18 130 18 155 18 166 18 203 18 209 18 269 18 273 18 284 18 291
18 294 18 328 18 366 18 391 18 395 18 427 18 451 18 461 18 495 18 503 18 514 18 544
18 638 18 642 18 683 18 693 18 727 18 753 18 781 18 864 18 932 18 938 18 939 18 980
18 983 18 987 19 015 19 058 19 067 19 079 19 080 19 117 19 128 19 168 19 184 19 265
19 288 19 331 19 384 19 389 19 436 19 486.

Aus **früherer Auslosung** sind folgende Schuldverschreibungen noch **nicht** zur Einlösung vorgezeigt worden:

Auslosung: Januar 1914, Verzinsung bis 1. Juli 1914.

Nr. 37. 396, 768, 950 von je ℳ **5000.** Nr. 3344 von ℳ **2000.**
Nr. 6582, 7810, 9717, 13 216, 14 976 von je ℳ **1000.**
Nr. 16 826, 17 015, 17 399, 18 979 von je ℳ **500.**

Essen/Ruhr, im Januar 1915.

Zur gefl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft" bei der Post abonnirt haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei **Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung** einer Nummer **stets an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt wenden.** Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den

Verlag der Zukunft.
Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Februar 1915.

Die sieben Donner.

Whisky und Soda.

Zehn Guinees für mich! Der Wettpreis war mir sicher; und „Z wird den Rekruten im Schnee ein paar lustige Stunden bereiten. Blockade wäre kein Kinderspiel. Alle Neutralen würden wild. Wer hat denn daran gedacht? Wir haben Deutschland abgesperrt. Das war leicht zu machen. Deutschland uns? Dazu gehört am Ende mehr, als ihre Unterseeboote können. Das wagen die Leute drüben auch gar nicht. Amerika gäbe ihnen bittere Pillen zu schlucken und würde sich weigern, zur Ernährung der Belgier noch ein Hälmchen zu schicken. Die Warnung des deutschen Admiralstabes soll die Frachtkosten und Versicherungprämien in die Höhe treiben, unsere junge Mannschaft noch vor der Abfahrt nach Frankreich und Flandern erschrecken und alle Hasenfüße ins Zittern bringen. Daß ein Wuthschrei antwortet, ist vernünftig und kann draußen rentiren. Aber Blockade sieht anders aus. Die müßte mindestens zehn Tage zuvor angekündet werden und jedes unseren Küsten zusteuernde Schiff bedrohen. Herkunft, Ladung, Möglichkeit, Passagiere und Besatzung zu retten, kämen nicht in Betracht. Jetzt soll der Transport von Truppen und Kriegsgeräth erschwert, durch Torpedos und Luftbomben gehindert werden. War zu erwarten. Den Handelsschiffen wird der Weg um Schottland empfohlen. Der muß also frei bleiben und sichert die Zufuhr, selbst wenn die feindlichen Tauchboote und Luftschiffe Besseres leisten

als bisher. Uebrigens haben wir schon ungeheuren Vorrath im Trockenen; und diese Coronas de luxe werden nicht die letzten sein, die uns Havanna sendet. Nein: die Sache steht gut. Seit fünf Monaten sind die Deutschen nicht vorwärts gekommen. Verluste, Strapazen, Enttäuschung haben ihr Heer geschwächt. Unseres ist frisch und findet nicht mehr die Arbeit, mit der die alten Kerle sich plagen mußten. Das Schlimmste liegt hinter uns. Hören Sies nicht überall? Im siebenten Monat ist die Stimmung fröhlicher, als sie im ersten war. Damals konnte man den Nervenbankerot der Franzosen und die Verrottung der russischen Zustände fürchten. Alles ist glatt gegangen. Die Industrie muß ganze Ballen mit Aufträgen abweisen und in der City wird fast ohne Pause gearbeitet. Rasche Schläge der Deutschen, Entscheidung im Landkrieg, ehe wir ernstlich eingreifen konnten: da war die Gefahr. Jetzt wirds hell. Jede Meldung aus Polen, Galizien, der Bukowina, dem Kaukasus zeigt, was die Russen gelernt haben und wie viel von ihnen zu hoffen ist. Das ist die schönste Ueberraschung. Seitdem sieht man nirgends noch bekümmerte Mienen. Nie war England in Kriegszeit so einig; auch nicht unter dem großen Pitt. Opposition giebts nicht. Bonar Law handelt wie Asquith; und Curzon redet wie Nicolson. Ueber die Nothwendigkeit, den Zweck und die Mittel des Krieges haben die Inseln und die Kolonien nur eine Meinung. Die Vorstellung der Blockade hatte Manchen erschreckt. Auch der Patriot möchte schließlich nicht verhungern oder Pöbelaufstände sehen. Nun ists bei der Drohgeberde geblieben."

„Bis auf Weiteres, wie sie drüben sagen. Da sind die Regirenden nicht so rasch zum Entschluß wie die Kaufleute und Techniker. Abwarten! Mir riecht die Warnung nach Kompromiß. Man möchte wohl hören, was die Neutralen sagen werden; vielleicht auch irgendwo im Stillen erst Sondergeschäfte abwickeln. Ihr kennt den Kontinent kaum und von Deutschland nur, was das rothe Buch sehenswürdig nennt. Unsere nationale Erbsünde! Jeder von uns ähnelt in einem Wesenszug dem höchst ehrenwerthen Castlereagh, der mit seiner dicken, aufgedonnerten Lady vor hundert Jahren von allen zum Wiener Kongreß Bevollmächtigten heimlich belächelt wurde, weil das Paar sich in festländische Kleidermode, Sitte, Denkart nicht zu schicken vermochte. Klug war der Lord: und hielt den üblen Bonaparte doch für abgethan und

wollte nicht glauben, daß dieses Ungethüm aus dem Käfig gebrochen und noch einmal Franzosenkaiser geworden sei. Wozu hatte die Heimath Pitts denn in dreiundzwanzig Jahren dreiundzwanzig Milliarden ausgegeben, wenn Frankreich noch athmet und das Scheusal immer noch nicht unschädlich war? Auch jetzt wird die Festlandswirklichkeit verkannt und der Feind unterschätzt. Die Russenberichte werden plötzlich wie Evangelientexte behandelt, auf deren Wahrhaftigkeit der Bundesgenosse schwören muß. Ringsum sitzen, in jedem Rauchzimmer, nüchterne Männer und rechnen, mit Bleistift auf Papier, aus, wann den Deutschen Brot und Butter, Thee und Cacao, Kupfer und Gummi, Hafer und Schmieröl fehlen werde. Den Russen, denken sie, fällt alles Nöthige vom Himmel. Ich zweifle. Der Tag kann nicht fern sein, der sie durch Mangel lähmt. Ihre Fabriken können nicht ein Viertel des Bedarfes an Waffen, Geschossen, Pulver, Automobilen, Feldküchen, Konserven, Stiefeln, Uniformen liefern (und damit ist der Kreis des Unentbehrlichen noch nicht geschlossen). Ihre Stellung ist nicht so günstig, wie uns erzählt wird; und treibt eine starke Offensive sie im Februar rückwärts: woher sollen sie dann die Kraft zu neuem Vorstoß schöpfen? Einen offenen Hafen besitzen sie nicht. Auf die Transsibirische Bahn und auf das eine Gleis, das Güterwagen durch Finland tragen kann, ist nicht zu rechnen; und alle Hauptwege nach Westeuropa sind verriegelt. Der Großfürst und seine Gehilfen haben entweder gehofft, im ersten Halbjahr bis nach Schlesien vorzudringen, oder nicht geahnt, was ein moderner, mit dem Aufwand aller Technikermittel geführter Krieg fordert und zerstört. Erlahmt ihr schon mürbes Heer ganz, dann schützt uns die Westmauer sammt Kitcheners Schnelldrillerkunst nicht lange."

„Wer Sie hört, kann vergessen, daß wir auf einer Insel leben. Rußland soll nicht bekommen, was es braucht? Alles; aus drei Erdtheilen. Obendrein, wenn es will, japanische Truppen. Die sind aber gar nicht nöthig. Morgen schon kann die Sturmfluth über Deutschland, Oesterreich, Ungarn hinbrausen. Wir haben im Konservativen Klub zuverlässige Nachrichten. Die City horcht anderen Stimmen und ist in bester Laune. Drei Tage lang warf die Blockadegefahr einen Schatten auf die Stimmung. Das ist vorbei. Wir haben auf dem Festland und auf der See, dreimal, gesiegt. Unsere Marinemacht ist ungeschwächt, unser Heer zum Kampf

bereit, unsere Reichskasse bis an den Rand voll. Wir machen das Rennen. Spät; doch sicher. Noch einen Tropfen Whisky?“

„Danke. Auch für den schäumenden Saft der Hoffnung. Den hat London gierig geschlürft. Nie sah ich hier üppigere Lebensformen. Nach der Arbeit ists, als könne die Schwelgersucht sich nicht sättigen; als müsse die Stunde gefeiert werden, die uns die Herrschaft über Land und Meer für ein neues Jahrhundert verbürgt. Schlug sie denn schon? Mein Ohr vernahm nichts. Aechzt der Feind im letzten Kampf ums Dasein? Wir dürften ihn nicht sterben lassen: nur die deutsche Großmacht hat uns das Herz der Franzosen und der Russen zugewandt, die bald wieder kühl oder, bei Gibraltar und Tanger, in Persien und an den Pamirs, feindsälig würden, wenn Deutschland entwaffnet wäre. Diesem Ziel sind wir noch nicht nah. Weit aber schon von der Inselsicherheit, an die Ihr Wort mich erinnern wollte. Daß unsere Truppen, ihre Feuerwaffen und Munition während der Ueberfahrt von Tauchbooten und Luftbomben bedroht sind, ist schon schlimm. Doch erst der Anfang. Die Deutschen sind zäh und werden kein Mittel scheuen, das ihnen Vortheil verheißt. Sie wissen, daß die Zeit für uns arbeitet, daß wir im Mai mehr Schiffe, mehr Soldaten haben werden als heute: und trachten deshalb, so schnell, wie irgend erreichbar ist, uns ernstlich zu verwunden. Sie sind zu klug, um sich auf das Wagniß einer Landung einzulassen; aber kühn und behend genug, um jedem Handelsschiff, das uns Rohstoffe oder Waaren bringen will, die Flanke aufzureißen. Ists zwanzigmal, dreißigmal geglückt, dann steigt Fracht und Versicherung auf unerklimmbare Gipfel, das Geschäft stockt und England steht vor Hungersnoth. Denn die aufgestapelten Vorräthe wären bald aufgezehrt; und sind nicht überall vor Explosivgeschossen behütet. Mit Blitzesschnelle könnte die Volksstimmung sich wandeln und die Frage entstehen, ob dieses Verhängniß unabwendbar war. Der Bleistift nützt nicht. Die Deutschen haben sich Salpeterersatz erfunden und können noch manches Andere erfinden. Dreadnoughts schützen nicht vor Tauchbooten und Minen. Die ganze Rechnung stimmt nicht. Der Krieg ist Technik und Großindustrie geworden: und wir kämpfen gegen ein Volk, das uns in den letzten Jahrzehnten auf fast jedem Gebiet der Technik und großindustriellen Betriebes geschlagen hat. Auf die Hilfe der Russen, Inder, Portugiesen, Afrikaner würde ich in solchem Kampf meine Hoffnung nicht bauen.“

Es war einmal.

„Nach großen Kriegen ändert sich die Lage der Staaten und mit ihr muß auch der Standpunkt des Politikers wechseln. Neue Pläne tauchen auf, neue Bündnisse werden geschlossen und Jeder sucht die zur Verwirklichung seines ehrgeizigen Strebens nützlichsten Mittel zu ersinnen. Ein geschickter Mechaniker wird sich nicht mit der flüchtigen Betrachtung einer Uhr begnügen; er wird sie öffnen und ihr Werk, ihre Federn prüfen. So sucht auch ein geschickter Staatsmann die bleibenden Grundsätze der Höfe zu erkunden, die Triebfedern im Handeln jedes Herrschers, die Quellen des Geschehens zu erforschen. Wer Künftiges beurtheilen, Schädlichem vorbeugen will, muß das Geschehene ergründet haben. Das politische System der Franzosen ist unabänderlich. Beim Abschluß des Utrechter Friedens (1713) war ihr Ziel die Wiederaufnahme des Krieges. Das konnte nicht sofort geschehen; denn ihr Ansehen war geschmälert, ihre Finanzen waren geschwächt und die Ereignisse noch nicht an den Punkt gelangt, wo sie nutzbar scheinen konnten. Die Franzosen wollten den Augenblick erspähen, der ihnen erleichterte, den Kaiser anzugreifen. Nun herrschte aber ein den Plänen Frankreichs hinderliches Vorurtheil: die Menschen flüsterten einander ins Ohr, Frankreich erstrebe die Weltherrschaft. Dieser Verdacht hatte die großartigen Pläne Ludwigs des Vierzehnten vereitelt und die Macht des Königs gemindert. Solches Vorurtheil mußte also ausgerodet, aus dem Gedächtniß getilgt werden. Kardinal Fleury hat nicht nur die Finanzen in Ordnung gebracht und die Ruhe des Reiches gesichert, sondern, durch seine schmiegsame Geschicklichkeit und durch den Schein weiser Mäßigung, sich auch den Ruf eines gerechten und friedlichen Ministers erworben. Der selbstlos Hochherzige gewinnt das Vertrauen der Welt: und diese Rolle hat Fleury so gut gespielt, daß die Menschheit ihn für Den hielt, der er scheinen wollte. In sorgenloser Ruhe schliefen die Nachbarn neben Frankreich ein. Fleurys Staatskunst war der Richelieus und Mazarins vielleicht noch überlegen. Als sein Plan reif war, kam er ans Licht. Nicht aus Ehrgeiz oder Eigennutz, sprach der Kardinal, greift der Allerchristlichste König zu den Waffen. ‚Seine Majestät begnügt sich mit dem Besitz eines blühenden Reiches, mit der Herrschaft über ein treues Volk und denkt nicht daran, die Grenzen seines Landes weiter zu dehnen.‘ Die Liebe zum Frieden bestimmt ihn, Lothringen zu nehmen und Deutsch-

land von einer Provinz zu befreien, die, freilich, seit uralter Zeit dem Reich zugehört hat, ihm aber durch ihre unbequeme Lage und Isolirung lästig geworden war. Wenn diese Provinz nicht an Frankreich fällt, wird sie der Zankapfel zwischen den beiden Mächten. Der Kaiser hat gegen den Zehnten Artikel seiner Kapitulation gesündigt, da er das Herzogthum Lothringen, ein Reichslehen, veräußert hat, das, nach den Grundgesetzen, ohne ausdrückliche Zustimmung des Reichstages und der Reichsstände niemals vom Reichskörper getrennt und veräußert werden durfte. Die Herrscher streben fast immer, wenn ihre Macht es gestattet, nach einer Vergrößerung ihrer Länder. Frankreich ist im Süden durch die Pyrenäen, einen natürlichen Grenzwall, von Spanien getrennt. Die Fortsetzung dieser Grenze ist das Mittelmeer und das Alpengebiet. In Nord und West ist Frankreich vom Meer umspült. Nur im Osten hat es keine anderen Grenzen als seine Mäßigung, seine Gerechtigkeit. Durch die Abtrennung des Elsaß und Lothringens vom Deutschen Reich sind diese Grenzen bis an den Rhein vorgeschoben worden. Daß der Rhein Frankreichs Grenze bleibe, ist zu wünschen. Um es zu erreichen, müßte man ein kleines Herzogthum Lothringen einstecken, ein kleines Kurfürstenthum Trier durch irgendeinen Vertrag erwerben, ein Bisthum Lüttich, weils so bequem liegt, mitnehmen. Die Festungbarriereplätze Namur, Veurne, Tournai, Ypern, Menin, Flandern und ein paar andere Kleinigkeiten müßten zu Frankreich geschlagen werden. Die Eroberungen müssen sich, so zu sagen, von selbst anbieten. Frankreich darf nichts übereilen, darf die Nachbarn nicht aufscheuchen, sondern muß zunächst innerlich befestigen, was es erobert hat. Ein zu weithin schallender Erfolg könnte die Seemächte wecken, die im Arm der Sicherheit, am Busen der Trägheit schlummern. Die Politik des französischen Hofes ist sehr klug, wird aber auch durch die Umstände begünstigt. Alle Herrscher, vor deren Macht Frankreich zittern könnte, sind einander verfeindet: es braucht also nur das Feuer der Zwietracht zu schüren oder sich wenigstens gegen dessen Verlöschen zu schützen. Das Gleichgewicht Europas ist fast verloren. Gegen Gewalt steht nur Schwachheit; der Macht, die Alles an sich reißen will, kann Ohnmacht nicht wehren. Doch der schlimmste Quell des europäischen Elends ist die falsche Auffassung des Fürstenberufes. Die meisten Fürsten glauben, Gott habe ihnen zu

Liebe, um sie in Größe, Glück, Hochmuth zu führen, die Völker geschaffen und die Hauptpflicht der Unterthanen sei, Werkzeuge fürstlicher Leidenschaften zu sein. Daher der unbändige Drang nach kriegerischem Ruhm, das hitzige Streben nach Eroberung, die Steuerlast, die das Volk bedrückt, die Trägheit, dünkelhafte Ungerechtigkeit der Herrscher, ihre unmenschliche Tyrannei und alle Laster, die des Menschwesens Schande sind. Lösten die Fürsten sich aus diesem Wahngespinnst, sähen sie ein, daß ihr Amt, ihre eifersüchtig gewahrte Würde das Werk der Völker ist, dann würden sie auch erkennen, daß nicht Abertausende sich Einem unterwarfen, um ihn mächtiger und fürchterlicher zu machen, daß sie sich nicht vor einem Mitbürger beugten, um das Opfer seiner Launen und der Spielball seiner Einfälle zu werden, sondern, daß sie aus ihrer Reihe Den erwählten, den sie für den Gerechtesten, Besten, Tapfersten hielten, sie zu regiren, ihnen ein Vater zu sein, sie gegen Feinde zu schirmen, aber auch für den Menschlichsten, ihr Leid mitzufühlen, und den Weisesten, der sich hüten werde, in ungünstiger Zeit sie in verderbliche Kriege zu schleppen. Dann würden die Fürsten die zwei Klippen meiden, die von je her den Sturz der Reiche und die Umwälzung der Weltordnung bewirkt haben: maßlosen Ehrgeiz und schlaffe Nachlässigkeit im Regentengeschäft. Dann würden diese Erdengötter, statt auf Eroberung auszugehen, nur für das Glück ihrer Völker zu wirken trachten. All ihr Mühen wäre darauf gerichtet, die Pläne ihrer Nachbarn zu erforschen, ihnen zuvorzukommen und sich durch zuverlässige Bündnisse gegen die Umtriebe der unsteten Geister zu sichern, die nur auf Eroberung bedacht sind und wie ein Krebsgeschwür zerfressen, was sie berühren. Dann ließen die Fürsten sich von Weisheit berathen und könnten so jeden feindlichen Anschlag vereiteln, ehe er sie mit Gefahr bedräut. Wer sein Reich ruinirt, häuft Schande auf sein Haupt; und wer durchaus Das an sich reißen will, was ihm nicht, von Rechtes wegen, gebührt, zeigt nur verbrecherische Raubgier."

Unter der Regirung Friedrich Wilhelms des Zweiten, als der dicke, pomphaft thronende, aus unkriegerischem Festlärm gern in seichte Salonmystik schweifende Sohn August Wilhelms just seine Eitelkeit mit dem nährkraftlosen Erfolg im holländischen Wilhelminenhandel gefüttert hatte, wurde die Denkschrift bekannt, in der diese Sätze zu lesen sind und die, unter dem Titel „Considéra-

tions sur l'état présent du corps politique de l'Europe", schon fünfzig Jahre zuvor entstanden war. Fritz hatte sie, Preußens Kronprinz, verfaßt, weil die Seemächte ihm die von Fleurys Politik her drohende Gefahr nicht zu erkennen schienen, und wollte sie (ein Brief an Voltaire bezeugts) anonym, in der Maske eines Briten, in England veröffentlichen. Drum schrieb er den Satz: „Ich, der in einem freien Land Geborene, darf so aufrichtig reden, mit so tapferer Rückhaltlosigkeit, daß die in der Knechtschaft Geborenen und in elender Sklaverei Erzogenen meine Redeweise vielleicht wie ein Verbrechen schelten werden; Die so urtheilen, sollten aber bedenken, daß in dem Erdreich, in dem ich erwuchs, die Furcht nie aufkeimen konnte." Europens Fürsten wollte der vermummte Kronprinz Wahrheit sagen, „die sie aus dem Mund ihrer Höflinge und Schmeichler niemals vernommen haben." Nicht den fremden Fürsten nur: auch dem eigenen Vater; dem müd gewordenen Soldatenkönig, der, unter dem Einfluß des Dessauers, Grumbkows und Seckendorfs, Dank vom Haus Oesterreich erhoffte und die Möglichkeit verzauderte, als Herr der centralen und in Jugendkraft strotzenden Militärmacht dem Preußenstaat den Weg in die Zukunft zu bahnen. Friedrich Wilhelm schien der Stoßgewalt seiner Waffen allzu zaghaft nun zu mißtrauen. England und Holland vergaßen, daß auf dem europäischen Festland nur Preußen ihnen ein zuverlässiger Bundesgenosse sein konnte. Dem Kaiser paßte Preußens unterwürfige Passivität in seinen Hausmachtkram. Und Frankreich durfte sich eines Zustandes freuen, der die Vormacht des Katholizismus stärkte, Briten und Holländern die preußische Hilfe entzog und den kleinen, aber unheimlich gerüsteten Soldatenstaat isolirte. Drum wollte der Kronprinz reden. Nicht als Hohenzollern, dessen größte Sorgensphäre die Namen Jülich und Berg umspannten, sondern als wachsamer Brite, der Fleurys Frankreich auf der bequemsten Straße flink der Weltherrschaft (monarchie universelle nennt ers noch dantisch) zustreben sieht. Wie um diese Zeit die Stimmung des in Rheinsberg politisch Vereinsamten war, lehren seine Briefe an Grumbkow. „Ich bin, wo es sich um den Ruhm des Königs handelt, höchst empfindlich und leide unter dem Bewußtsein, daß Nothwendiges bei uns versäumt wird. Ich fühle eine geheime Absicht, die sich gegen uns kehrt, und sehe, wie sich an unserem Himmel Gewitterwolken zusammenballen. Noch ists viel-

leicht Zeit, dem Unwetter auszuweichen. Mehr als alles Andere aber erschreckt mich eine gewisse Lethargie, die ich bei uns wahrnehme. Sieht denn Keiner, daß man unsere Waffen nicht mehr fürchtet, uns offen, ganz frech den Ausdruck der Verachtung zu bieten wagt? Ich scheue mich, auszusprechen, was ich ahne: Unheil, das um so größer sein wird, je weniger mans voraussieht. England wird, im Bund mit einer anderen Macht, dafür sorgen, daß wir vor die Frage gestellt werden, ob wir losschlagen oder kläglich demüthigende Bedingungen hinnehmen wollen. Auch bei den Verhandlungen über die Herzogthümer (Jülich und Berg, die eine Note der vier Mächte einstweilen, bis ein neues Abkommen möglich geworden sei, eben für das Haus Pfalz-Sulzbach reklamirt hatte) gab es nach meiner Ueberzeugung nur zwei Möglichkeiten: stolze Weigerung oder Beugung unter das schimpfliche Joch, das man uns aufzwingen will. Ich bin kein so geriebener Politiker, um mich mit einem Gemeng von Drohung und Unterwerfung abfinden zu können; ich bin jung und werde vielleicht meinem ungestümen Temperament nachgeben, aber nie halbe Sachen machen. Glauben Sie mir, lieber Marschall: jetzt ist die Zeit, laut zu reden; man muß die Köpfe vorzubereiten und zu gewinnen versuchen, die Druckerpresse muß Arbeit bekommen und ich habe größere Lust als je, meine Denkschrift zu veröffentlichen." März 1738. Da sondirt Kardinal Fleury Preußens Gesandte in Paris und im Haag wegen der Herzogthümer. Darüber läßt sich ja reden, parbleu; der König soll nur offen sagen, was er verlangt. Friedrich Wilhelm ist schnell entzückt. Merkt nicht, daß es dem Kardinal nur darauf ankommt, für den im westindischen Wasser wegen des Schmuggels drohenden anglo-spanischen Krieg, in dem Frankreichs Bourbonen, nach dem neuen Familienvertrag, mitfechten müßten, Preußen von England fern zu halten, und läßt sich mit der Hoffnung auf Konzessionen ködern. Frankreich darf jetzt also nicht denunzirt, Fritzens franzosenfeindliche Schrift nicht veröffentlicht werden.

Als sie ans Licht gelangt, ist der Autor (der auctor des neuen Preußen) tot, wankt im Lilienreich das Gebälk, werden in Berlin Bischoffwerders Geister beschworen und Feste gefeiert. Die Revolution naht. Die wundervolle (und fast fruchtlose) Episode Bonaparte. Welch Schauspiel! Aber, ach, ein Schauspiel nur. Ein Traum nur von der Weltherrschaft. Ueber Waterloo und Trafal-

gar führt den Britenlöwen der Pfad auf den Gipfel. Wüste rings-
um. Verheerte Fluren, zerstampfte Saaten. Der Anblick labt
dennoch das Auge. Wem ward vorbestimmt, in der Wüste zu
herrschen? Wem als dem Löwen, der nicht von Europens Flora,
Europens Fauna die rasch Säfte ergänzende Nahrung zu hoffen
braucht? Rußlands Palaeologenaar mag ostwärts blicken; wetzt
er die Krallen, um sie in ein europäisches Land einzuhaken, so
rufen wir den Islam gegen den Eindringling auf, verbündeln Mo-
hammeds überlebenden Fanatismus den Humanitätregungen
der im Westen den Ton angebenden Rationalisten und Danto-
nisten und thürmen der Goldenen Horde im Südosten einen un-
übersteiglichen Wall entgegen. Frankreich in Krämpfen, in den
Wehen vor der Geburt einer neuen Gesellschaftform und, im
Trachten nach Bereicherung, ohne den providentiellen Mann, der
die Enttäuschten, von langem Gloiretaumel Ernüchterten zu neuem
Ruhmrausch aufzupeitschen vermöchte. Das Reich deutscher Na-
tion ein Spott der Staatskanzleien. Und Habsburgs Stamm von
slawischer und magyarischer Sorge angenagt. Preußen? Faul
vor der Reife, hat Mirabeau gesagt. Nach jeder großen Anstren-
gung Jahre lang ohne die Kraft zu muthigem Entschluß. Nach
den fritzischen Kriegen der prunkvolle, dem Untergang zujubili-
rende Jammer des zweiten Friedrich Wilhelm. Keine Stimme
spricht; trotzdem oben Hundert spüren, wie das Fundament all-
mählich zermorscht. Keine; in der Politik und im Heer dürfen die
Haugwitz und Hohenlohe ungestört schalten und die Gunst der
Stunde vertändeln. Bis zum Tag von Jena kaum eine Stimme;
trotzdem die Scharnhorst, Gneisenau, Blücher leben. Jähes Er-
wachen; zu spät. Nach einem harten Jahrsiebent die Erhebung,
der Sieg. Ein nicht ausgenützter; vielleicht nicht mehr ausnütz-
barer. Die Enttäuschungen des Wiener Kongresses und des Pa-
riser Friedens. Dann, in dem Staat, der das nie gesehene Schau-
spiel des Volkes in Waffen (nicht eines vom Caesar Augustus
Bonaparte befohlenen Kriegszuges) der Welt geboten hatte,
wieder eine lange Dürre. Ist der Boden erschöpft, in einem blutigen
Säkulum ihm zu viel abgefordert worden? Kein Hälmchen wächst;
irrlichtelirender Romantikerpolitik reift nicht eine genießbare,
nahrhafte Frucht. Preußen vereinsamt. Auf den geschäftigen, ruhe-
losen, eitlen, redeseligen König blickt, als auf einen unberechen-

baren Faktor, das Ausland mit Argwohn, auch der nicht geradezu feindliche Theil des Deutschen Bundes mit der Geringschätzung des oft grundlos Gereizten. Oesterreich und Rußland sind mißtrauisch. England läßt sich von dem in London durch Bunsen und Stockmar vertretenen armen Vetter gnädig den Hof machen; gewährt, trotz allem Mühen des Werbers, seiner Blöße aber kein Mäntelchen. Doch Berlin dankt schon für huldvolles Lächeln.

Herbst 1841. Das Versöhnungfest des Meerengenvertrages ist gefeiert, die Kriegsgefahr beseitigt und Britanien hat, wenn der wiederhergestellte Bund der Westmächte auch nicht mehr ganz so fest scheint wie vor der Lösung, für nahe Zeit nichts Ernstes zu fürchten. Am neunten November wird dem Schoß Victoriens ein Knäblein entbunden. Die Königin ist bald wieder auf den Beinen und schreibt, vor der ersten Spazirfahrt, an den König der Belgier: „Unser Junge ist ein prachtvoll großes und starkes Kind mit großen dunkelblauen Augen, einer etwas umfangreichen, aber hübsch geformten Nase und einem kleinen, allerliebsten Mund. Ich hoffe und bete, daß er dem lieben Papa ähnlich werde. Er soll Albert genannt werden; sein zweiter Name soll Edward sein.“ Etwas später aus der selben Tonart an den selben Adressaten: „Ich bin neugierig, wem unser Junge ähnlich werden wird. Sie begreifen, wie glühend meine (und, glaube ich, Aller) Gebete für ihn erflehen, er möge in jedem, jedem Zug, an Körper und an Geist, seinem theuren Vater, diesem Engel, gleichen. Doch selbst Sie, liebster Onkel, können nicht ahnen, wie glücklich, wie gesegnet ich mich als Gattin fühle und wie stolz ich auf den Besitz eines so vollkommenen Mannes bin. Welche Seligkeit, wenn unser Kind ihm einst gliche!“ Am sechsten Dezember legt Sir James Graham der Königin das Patent vor, das den Titel des Knaben bestimmt. Bisher war er Herzog von Cornwall genannt worden. Nun heißt es: „Wir thun kund und zu wissen, daß Wir Unseren geliebten Sohn, den Prinzen des Vereinigten Königreiches von Großbritanien und Irland, Herzog von Sachsen und von Cornwall, zum Fürsten von Wales und zum Earl of Chester ernannt haben. Nach ehrwürdigem Brauch fürsten und belehnen Wir nun diesen vielgeliebten Sohn, indem Wir seine Hüfte mit einem Schwert gürten, die Krone der Edlen auf sein junges Haupt setzen, seinen Finger mit einem Goldreif zieren und seine Hand einen gülden

Stab umfassen lassen, zum Zeichen, daß er in diesem Theil Unseres Reiches die Herrschaft und die Vertheidigungpflicht übernommen hat." Bald danach schreibt die Mutter: „Jedem fällt auf, wie ähnlich Albert junior seinem lieben Papa ist. Den Vergleich mit meinem theuren Engel kann Keiner aushalten." Inzwischen ist, auf Stockmars Rath, Friedrich Wilhelm als Gevatter des kleinen Albert Edward nach London geladen worden. Nikolai Pawlowitsch räth von der Reise ab; er fürchtet, der unstete Schwager könne sich an der Themse aus der „Solidarität der konservativen Interessen" in eine liberale Utopia locken lassen und unterwegs in die Hände eines Prinzen von Frankreich oder gar des Blusenkönigs Leopold fallen. Metternich sieht andere Gefahr: die Stärkung protestantischer Parteiwuth, die seine Nerven überall wittern, durch allzu sichtbare Intimität der akatholischen Großmächte. Beider Warnung verhallt. Der König schwelgt schon in dem Gedanken an diese Reise. In Adventstimmung hat ihn Lord Ashley, Bunsens frommer Freund, den herrlichsten, edelsten Monarchen der Erde genannt. Der breslauer Israelit, der nun Alexander heißt, schützt mit Kreuz und Krummstab das Heilige Grab und Preußens König erblickt in dem Bisthum von Zion, das er für seines Geistes Werk hält, die Zelle, aus der die Union aller Evangelischen in greifbare Wirklichkeit hineinwachsen wird. Seitdem sind in England obendrein Peel und Aberdeen ans Ruder gekommen; konservative Männer von ernsterer Frommheit, als Palmerstons Feuerkopf je geherbergt hatte. Diese Reise verspricht hohen Genuß. Am fünfundzwanzigsten Januar 1842 ist in Windsor Castle die Taufe. Wellington, der Feldmarschall, schirmt mit dem Reichsschwert das Haupt des Täuflings, auf dessen Stirn der Gevatter aus Preußen beinahe andächtig die Lippen drückt. Victoria zeigt sich von ihrer liebenswürdigsten Seite. Sie heftet mit eigener Hand den Silberstern des Hosenbandordens an die Brust des Gastes, schlingt das dunkelblaue Band um seine linke Schulter und trägt als Taufmutter am Armreif sein Bild. Den Politikern imponirt der Spreeromantiker nicht. Zu wenig Wucht und zu viel koketter Geist. Die Radikalen schelten ihn laut einen Tölpel, Heuchler, Spion und im Oberhaus spricht Lord Brougham offen die Hoffnung aus, der Preuße werde im freisten Land der Erde endlich lernen, daß es Zeit sei, das Versprechen des Vaters

einzulösen und seinem Volk die Wohlthat einer Verfassung zu gewähren. Stockmar selbst steht befremdet vor der überschwingenden Phantasie des hohen Herrn, der ihm eines Tages mit ernster Miene erzählt, Belgien (dessen Neutralität doch auf Preußens Antrag von den Großmächten anerkannt worden ist) müsse schnell in den Deutschen Bund eintreten. Ein Einfall von vielen, die dem Hirn eines schwärmenden Knaben zu entstammen scheinen. Der Königin und ihrem Onkel Leopold gefällt der Gast. Victoria schreibt: „Er ist ein sehr liebenswürdiger Mann, von freundlichem Wesen und bestem Willen, sehr beliebt (so scheint mir) und sehr amusant. Er wünscht ein deutsch-belgisches Bündniß, das auch wirklich, wie ich glaube, den Belgiern Vortheil verheißt. Er hat Windsor höchst ungern verlassen. Gestern speiste er bei den Sutherlands; heute ist er Wellingtons, morgen Cambridges Tischgast und für Donnerstag haben wir ihn, der im Buckingham-Palast bei uns wohnt, noch einmal zum Diner geladen. Ein angenehmer, freilich auch anstrengender Besuch. Der König ist offen, natürlich, freigiebig und möchte, wo er nur kann, Gutes thun.“ Auch Leopold, den er im Schloß Laeken besucht, findet ihn „reizend, geistreich und gutmüthig“ und hofft, nach dieser Reise, die ihn Wesen und Werth westeuropäischer Kultur klarer erkennen lehre, werde er sich bald völlig den „Klauen Rußlands“ entwinden. Lord Aberdeen lobt Friedrich Wilhelms Charakter, meint aber, sein Kopf sei allzu dicht von Wolken umschleiert. Ertrag bringt diese Reise nicht. Der berliner Rationalismus bespöttelte den Herrn, der bei der Taufe mit inbrünstigem Ausdruck die Responsorien gesprochen, in der Paulskathedrale viel zu oft das Knie gebeugt, den Sitten der Hochtories und Anglikaner sich überhaupt zu eifrig angepaßt habe. Was thats ihm? Er hatte unvergeßliche Tage verlebt und wähnte, wie immer, wenn seine Eitelkeit an üppiger Tafel gesättigt war, Politik getrieben und münzbaren Gewinn heimgetragen zu haben. Geschwind noch ein Bischen nachhelfen. Cornelius muß einen Glaubensschild zeichnen, auf dem, neben Jesu Einzug in Jerusalem, auch die Meerfahrt des königlichen Gevatters zu schauen ist. Friedrich Wilhelm in Muschelmantel und Pilgerhut auf einem Schiff, das ein Engel lenkt, der angekettete Höllengeist mit schnaubendem Dampfathem vorwärts treibt. Im Gefolge Natzmer, Stolberg und Humboldt (mit dem Oelzweig in der Rechten); am Briten-

strand zum Willkommensgruß Sankt Georg, der Prinz-Gemahl, Wellington. Wie kommt Humboldt neben den geflügelten Himmelsboten, wie der Koburger in die Gemeinschaft der Heiligen? Hüben und drüben fragte man so, als der silberne Schild über den Kanal geschickt war. Ein seltsames Pathengeschenk, das dem Prinzlein wohl kaum Freude gemacht hat. Dessen Geschmack traf Louis Philippe besser. Als die auf Tahiti und durch das französische Bombardement von Tanger, auch durch Joinvilles Brochure über Frankreichs Seestreitkraft entstandenen Schwierigkeiten beseitigt waren, konnte Louis Philippe nach London reisen. Der erste Franzosenkönig, der als Freund nach England kam. Und ein Schlaukopf. Victoriens Herz hat er in der Stunde erobert, wo er ihren Albert mon frère nennt und wie den König der Briten, nicht wie den machtlosen Mann der Queen, behandelt. „Der Prinz-Gemahl, dieser bedeutende Mann, ist mein Bruder.“ Mon frère: da schrumpft die Erinnerung an den tahitischen Uebergriff der Franzosen. Louis Philippe verspricht, in jedem Herbst fortan nach Windsor zu kommen, inszenirt in Portsmouth eine Flottenverbrüderung und schenkt dem kleinen Albert Edward ein Schießgewehr. Das hält zwar nicht lange; doch im November 1844 sorgt der gute Onkel Bürgerkönig in Saint-Cloud für Ersatz aus festerem Holz. Der Glaubensschild lehnt im Winkel. Täglich aber fragt der Kleine: Where is my gun? Das Gewehr macht den Helden.

Nach Friedrich Wilhelm und vor Louis Philippe war ein anderer gekrönter Gast nach Windsor Castle gekommen; ein noch wichtigerer, noch mächtigerer: Nikolai Pawlowitsch in höchsteigener Person. Nicht, wie 1698 der junge Zar Peter, als ein Lernender, der fremdem Muster froh nachstreben, mit abgeguckter Drillmeisterkunst sein Land debarbarisiren will. Als ein jedem Fürsten der Erde Ebenbürtiger, der viel zu gewähren, viel zu versagen hat und, nach manchem Persönlichkeiterfolg, überzeugt ist, seines Mundes Hauch müsse das Band, das die entente cordiale der Westmächte nur locker noch hält, ganz und für immer lösen. In Münchengraetz hatte (wie ein Halbjahrhundert später in Mürzsteg) ein austro-russischer Vertrag für den Fall der Osmanenliquidation vorgesorgt. Ein nützliches Abkommen, das aber nicht gegen alle schlimmen Möglichkeiten assekurirt; weder in Metternichs noch in Aehrenthals Tagen. Habsburg, das doch die Vorwehen der ungarischen Revolution schon spürt und leise um Rußlands Hilfe

wirbt, ist dennoch in seinem Hochmuth so dreist, daß es von Nikolais Tochter Olga vor der Verlobung mit dem Erzherzog Stephan den Uebertritt zum Katholizismus fordert. Non possumus, spricht der Papst des Ostens; und hört, da sein Orlow den Heirathplan zu früh ausgeplaudert hat, höhnische Nachrede. Wer bleibt ihm? Mit dem Julikönigthum, mit den Erben der Jakobiner kann Nikolaus, „der Vertreter der monarchischen Idee in Europa“, niemals ernsthaft paktiren; trotzdem (oder weil?) das Ministerium Guizot sich als Staaterhalter vermummt und lüstern um die Gunst der wiener Hofburg buhlt. Schwager Friedrich Wilhelm ist ein guter Mann; aber unstet und unzuverlässig. Wer England hat, hat Europa. Und England kann einen neuen Freund brauchen. In der entente cordiale ist von echter Herzlichkeit nichts mehr zu merken. Will Frankreich nicht in Toulon neue Kriegsschiffe bauen? Um Britaniens mediterranische Vorherrschaft zu brechen? Den Groll, den schon das Auftauchen so frevlen Planes in London erregt, muß der Moskowiter nützen. Prinz Joinville, der Bonapartes Erdenrest von Sankt-Helena heimgeholt, bei Tanger den starken Mann gespielt und in seiner wüsten Flugschrift Frankreich zu rascherer Marinerüstung gemahnt hat, ist der Sohn Louis Philippes. Dem fängt man jetzt an der Kanalküste wohl leicht den Wind aus den Segeln. Im Juni ist Nikolai Pawlowitsch in Windsor. Die Königin rühmt die Schönheit seines Profils, die gefällige Würde seines Wesens, die ungemeine Höflichkeit seiner Umgangsformen; ist aber vom Ausdruck seines Auges erschreckt. „Dieser Ausdruck ist Allem, was ich je sah, unähnlich. Der Kaiser lächelt selten und gleicht auch dann nicht einem Glücklichen. Wie ein Traum dünkt es mich, daß wir mit diesem mächtigsten aller Herrscher behaglich frühstücken und spaziren. Meinen Engel lobt er sehr und sagt, er wünsche jedem deutschen Fürsten Alberts Tüchtigkeit und Verstand. Er ist ein Mensch von tiefer Empfindung und strengen Grundsätzen, aber weder geistreich noch kultivirt. Er hat nur für Politik und Heerwesen Interesse und scheint, da er sich für den Hort der Gerechtigkeit hält, gar nicht zu ahnen, welches Elend seine korrupte Beamtenschaft verschuldet. Im Frack fühlt er sich unheimlich (‚als habe man mir die Haut abgezogen‘) und trug an den letzten Abenden deshalb seine Gardeuniform, in der er, trotz der Glatze, noch immer prächtig aussieht.“ Der Belgier weiß sofort, was Nikolaus in London sucht. „Allein kann er dem Drängen der

Westmächte in der Orientfrage nicht widerstehen. Drum will er sie trennen. Gelingts, so ist er im Südosten der Herr. England aber hat gegen Rußland wichtigere Interessen zu vertreten als gegen Frankreich." Das vergaßen auch Peel und Aberdeen, Albert und Wellington nicht. Nikolaus mochte noch so oft betheuern, daß er nicht nach Konstantins Stadt trachte und nur ein neues Byzantinerreich der Hellenen nicht dulden dürfe: die Briten fühlten, daß er in dem Augenblick, wo sie ihm Frankreich geopfert hätten, als Gebieter im Balkan unüberwindlich sein würde. Er kam, er ging; und die entente cordiale blieb, was sie vorher gewesen war. Victoria schrieb an den Onkel: „Dieser Besuch war ein großes Ereigniß. Wenn er die Franzosen ärgert, mag ihr König herkommen; er ist herzlichen Empfanges sicher. Die Grüße, die den Zaren empfingen, waren höflich, verriethen auch eine gewisse Wärme, kamen aber nicht vom Herzen." Vierzehn Wochen danach holte sich Louis Philippe aus dem Buckingham-Palast das ersehnte Hosenband mit dem silbern strahlenden Stern. Von ihm erhielt Vickys Erstgeborener eine Flinte. Von Friedrich Wilhelm hatte er den Glaubensschild, vom Zaren das Großkreuz des Andreasordens erhalten.

Vierundsechzig Jahre später. Der Kleine ist groß geworden; bewahrt aber an der Greisenschwelle noch die Jugendeindrücke in treuem Gedächtniß. Seine Mutter sah er am Werk: wie sie von den Königen aus Morgen- und Abendland sich, ihren Mitbürbürgern zu stolzer Freude, in bescheidener Frauenwürde huldigen ließ und überall, eine unermüdliche Stickerin, ihre Fädchen anknüpfte. Sah Louis Napoleon, dessen große Kunst (nach Bismarcks Wort aus einem petersburger Brief an Schleinitz) war, „sich so in Dampf aller Art einzuhüllen, daß man überall und nirgends sein Heraustreten aus der Wolke erwarten kann; vielleicht bleibt er ganz darin und dampft mit Grazie in infinitum fort." Nach diesem Mann schlauen Scheins, dem Wurzellosen, der, ein nie ganz französirter Holländer, mit den wohlgepflegten weichen Händchen nach der Korsenrolle langte und den der Imperatorenmantel immer umschlotterte wie Götzens Knappen der Küraß des baumlangen Reiters, nach dem keuchenden Talent sah er das schlichte Genie an der Arbeit: den Märker, der nie mehr wollte, als er vermochte, auch, den Volksgenossen zum Heil, nie weniger, als in jeder Stunde eigene Kraft ihm erringen konnte. Von Allen hat Eduard gelernt. Von der Mutter die Geduld und den Ent-

schluß, auf schnell den Erfolg lohnenden Applaus zu verzichten. Von Hortensens Sohn die Erkenntniß, daß auch die Phantasie, nicht der nüchterne Verstand nur, der Völker Beschäftigung heischt. Von Bismarck die kühlende Gewißheit, daß brauchbare Bundesgenossenschaft nicht durch Worte noch durch Charmeurgeschicklichkeit erworben wird, sondern nur durch den unwiderleglichen Beweis gemeinsamen Interesses. Auch in kleinerer Lehrer Schule ist er fleißig gegangen, vom Türkenhirsch und vom Diamantenkönig Cecil Rhodes, von Rothschild und Cassel in ihr Werkstattgeheimniß eingeweiht worden und hat so, nicht als ein zum Dalai Lama Erzogener, sondern als der zechende, lüdernde, spielende, spekulirende, in der Geldklemme schmachtende, von Alltagssorgen umdräute Freund kluger Kaufleute, erfahren, was das Leben ist; wie es schmeckt und riecht, schreckt und rüttelt, den Verzärtelten überrennt und den zum Kampf Tauglichsteu kränzt. Diese Erfahrung hob ihn rasch über die Dutzendfürsten. Als der erste moderne Geschäftsmann großen Stils (größeren also als Louis Philippe und die belgischen Koburger) sitzt Eduard auf dem Thron. Früh hat er erkannt, daß Britanien sich entschließen müsse, vom Trug zu reellem Geschäft überzugehen und nicht länger zu fordern, daß die Kontinentalmächte ohne Entgelt für His most gracious Majesty arbeiten. Seit Eduard die Britengesellschaft vertritt, zahlt sie prompt, zahlt fast immer bar; und Niemand darf ihr mit Fug heute noch nachsagen, sie habe ihn um seinen Lohn geprellt. Nicht der Bur noch der Japaner; weder Frankreich noch Rußland; Spanien, Portugal, Griechenland selbst sind auf ihre Kosten gekommen. So schickt sichs im Verkehr mit großen Handelshäusern. Deren Vertreter braucht auch nicht Lärm zu schlagen, seine Waare auf allen Märkten anzupreisen und mit Hausirergeberde die Kunden herbeizuwinken; darfs nicht einmal: sonst schwände der Ruf seiner Firma. King Edward reist wie ein reicher Gentleman; spazirt, ohne großen Troß, in Paris, Biarritz, Marienbad, Homburg in Jacketanzug und weichem Hut umher, beschränkt sich bei Empfang und Abschied auf das Unvermeidliche, sieht die Menschen, denen er begegnet, scharf an, hält ihnen nie feierlich dröhnende Reden, pflegt den Leib und bringt den Herren Edward Grey und Charles Hardinge gute Geschäftsabschlüsse heim. Jahr vor Jahr. Alles drängt in seinen Concern. Und die Reiche, deren Herrscher an seiner Wiege standen, hat er sich fest verbündet. Zu Heldenwerk?

Das besann er niemals. Wollte mit dem Gewehr nur auf Jagd gehen. Noch 1908, als er zu dem Urenkel des stämmigen Nikolai ins Baltikum fuhr, dachte er nicht an Krieg. Er hätte sich selbst einen Stümper gescholten, wenn er nicht ohne dieses letzte Mittel ans Ziel seines Willens gelangt wäre. Seine Hand konnte schelmisch oder würdig drohen, aber nicht schlagen. Nationalhaß? „Dummes Zeug? Mein Vater war ein Deutscher und mein Neffe kann noch in Küraß und Adlerhelm seine englische Mutter nicht verleugnen. Auf dieser schönen Erde ist Alles Personenfrage.“ Er kannte den Kontinent, kannte Englands Stärke und Schwachheit und hätte ihm die gefährlichste Probe nicht zugemuthet. Mit jedem Volk läßt sich leben; und jeder Unbequeme kommt, wenn er richtig behandelt wird, in Raison. Krieg für Frankreich? Kinderei. Für Rußland? Frevel. Der Künstler schäkert links, schmollt oder schmeichelt rechts und hütet sich vor enger Klemme, aus der nur Feuerschlünde Erlösung verheißen. Pitts zornige, blutige Politik ist veraltet. Wir müssen uns die Möglichkeit wahren, mit allen Zahlungfähigen Geschäfte zu machen; heute mit Nika, morgen mit Willy. Der Zauberer nimmt sein Geheimniß mit ins Grab.

Diadochen.

„Das Große Hauptquartier des Russenheeres ist im Eisenbahnzug des Großfürsten. Der scheint, zwischen Pfahlwänden und Wachtposten, von der Welt abgeschnitten wie ein Schiff in einer verborgenen Meeresbucht. Scheint aber nur. Ein ganzes Netz unsichtbarer Fäden verbindet ihn den Generalstäben der einzelnen Armeen und der Hauptstadt. Was zwischen der Ostsee und den Karpathen geschieht, wird sofort in den großen blauen Wagons bekannt, deren Tapeten Landkarten sind. Telegraph und Telephon melden den winzigsten Vorgang. Will der Generalissimus eine Stellung besichtigen oder mit einem Befehlshaber sprechen: immer ist eine Lokomotive unter Dampf. Das Hauptquartier rollt plötzlich fort; und kehrt, nach zwei oder drei Tagen, mit seinen Archiven, seinem Generalstab, mit Restaurant und Elektrizitätmaschine, geräuschlos zurück. Wo ist der stets, auch in den dunkelsten Stunden, von heiterem Lärm durchschwirrte Speisewagen aus der Zeit des mandschurischen Krieges? Da wurden manchmal auch weibliche Stimmen hörbar. Zehn Jahre sind seit den Tagen dieses großen Kolonialkrieges verstrichen; zehn Jahre ernster Arbeit. Die

paar Köpfe, die ich wiedererkenne, sind grau oder weiß geworden. Wo sind die mit Gold oder Silber umwickelten Flaschen, deren Korken man, während die Japanerkanonen donnerten, in munterer Laune springen ließ? Trinkgelage und wolkenlose Lustigkeit: Alles dahin. Unter dem Großfürsten herrscht eiserne Zucht. Champagner und Liqueur darf im Heeresbereich nicht verkauft werden auch die Generalstabsoffiziere erhalten höchstens ein Bischen Rothwein. Weh Jedem, der, hier oder irgendwo an der Front, wider dieses Gebot sündigt! Die Eisenfaust des Großfürsten trifft, wenn es sein muß, auch die Größten, Berühmtesten. An einem Nachbartisch erkenne ich einen Offizier, der, wie alle anderen, einfach, in Khaki, gekleidet ist: den Großfürsten Kyrill, der, als der ‚Petropawlowsk' vor Port Arthur auf eine japanische Mine gestoßen war, gerettet wurde. Auch das stolze Antlitz des Großfürsten Nikolai ist in dem Rahmen dieses ernsten Raumes manchmal zu sehen. Viele Franzosen kennen ihn von seinen Manöverbesuchen her; sein Profil erinnert an das unseres guten Königs Heinrich, doch an einen vierten Heinrich von Riesenwuchs, mit schmächtigem Oberkörper auf langen, nervösen Beinen. Scheu naht man dem Feldherrn, auf dem alle Verantwortlichkeit ruht; und die Haltung des Mannes, der das Heer unserer Bundesgenossen zum Sieg führen will, ermuthigt nicht zu Vertraulichkeit. Neben ihm erblicke ich Januschkewitsch, den Chef des Großen Generalstabes, mit dem sanften, fast noch jünglinghaften Kopf eines stillen Denkers und den Quartiermeister Danilow, den Ur- und Nur-Russen, dem man den Beinamen ‚der schwarze Danilow' gegeben und oft die Rolle einer Grauen Eminenz zugeschrieben hat. Die einzigen Fremden, die in dem rollenden Hauptquartier wohnen dürfen, sind die Militärbevollmächtigten der Verbündeten. Hier ist, in Khaki mit der Russenmütze, unser General Marquis de la Guiche, zugleich gelehrter Soldat und liebenswürdiger Weltmann; da, mit der Kosakenmütze, der Engländer; und dort drückt der Japaner lächelnd die Hand eines Berichterstatters aus Tokio. Alles aber wird von der Persönlichkeit des Großfürsten Nikolai beherrscht, die mit ihrer Mischung von Willensgewalt und huldvoller Hoheit bezaubert. Noch steht er vor mir, wie ich ihn während unserer Manöver in der Picardie sah: auf staubigem Weg, in seinem Auto hoch aufgerichtet, als kundigen, aufmerksamen Beobachter unserer Truppen. Alle diese Besuche, Begeg-

nungen, Feste waren also doch nicht nur leeres Schaugepräng! Der Manöverbesuch des Großfürsten war der Prolog zu dem Drama, das sich heute vor uns abspielt. Nun ist Verfalltag. Er mußte kommen." (Herr Naudeau in Le Journal.) Vom anderen Flügel des Triptychons. „Wir Briten dürfen auf die Leistung unseres Landes stolz sein. Dennoch wird sie von einem Theil der Russen, einem kleinen und einflußlosen freilich, nicht nach ihrem wahren Werth geschätzt. Noch in diesen Tagen predigen bekannte Deutschenfreunde den Kreuzzug gegen England und ihr Anhang, ein winziger Haufe, sucht zwischen die Verbündeten Mißtrauen zu säen. Wir sollen eigennützig gehandelt, Rußland in den Krieg gedrängt haben und werden verdächtigt, ihm die Hauptarbeit zuzuschieben und unsere Kräfte zu schonen, damit wir am Tag der Abrechnung stark genug seien, uns den Löwentheil der Beute zu sichern. Wo ist die Britenflotte? Was thut das Britenheer? So ist in Petrograd, Moskau, Odessa gefragt worden. Ich will antworten. Unsere Flotte hat, mit der Hilfe der Verbündeten, die deutsche Flagge von allen Meeren gescheucht. Den ersten Sieg brachte uns der Tag, an dem die deutsche Flotte sich in der Gegend des Nordostseekanals verbarg und fast alle Handelsschiffe Deutschlands in neutralen Häfen Unterschlupf suchten. England beherrscht das Meer und sichert seinen Bundesgenossen die Zufuhr aller nothwendigen Waaren aus allen Erdtheilen. Deutschland aber spürt schon einen Mangel, der eines Tages die Entscheidung mitbestimmen kann. Unsere Flotte hat unser Heer und die Nachschübe an Frankreichs Küste gelandet; hat aus Indien und anderen Kolonien Truppen herangebracht. Außer den Erfolgen bei Helgoland und den Falklandinseln ist noch die Zerstörung der ‚Emden' und die kühne That des Unterseebootes zu erwähnen, das, trotz den widrigen Strömungen in den Dardanellen und der vierfachen Minensperre, ein türkisches Küstenwachtschiff versenkte. Daß wir noch keine entscheidende Seeschlacht erlebten, ist die Schuld der deutschen Flotte, die sich hinter einer undurchdringbaren Sperrkette versteckt hält. Minen und Unterseeboote haben die Formen des Seekrieges völlig verändert. Unsere große Flotte muß still warten und wachen, bis die deutschen Dreadnoughts aus ihrem Versteck herauskommen und versuchen, uns den Dreizack Neptuns zu entreißen. Der einzige Vorwurf, der uns nicht grundlos träfe, müßte sich gegen die Stelle richten, die den Krieg nicht vorausgesehen, nicht in Friedenszeit unser

Heer vergrößert hat. Doch seit dem Tag des Kriegsanfanges haben wir nichts versäumt, sondern alle Kraft aufgeboten, um unserer Sache und der unserer Genossen zu dienen. Der Krieg kostet uns täglich anderthalb Millionen Pfund. Auf dem Kriegsschauplatz und den Uebungplätzen haben wir ungefähr zwei Millionen Soldaten. Trotz der ungeheuren Anleihelast, den dreihundertfünfzig Millionen Pfund, die wir für den eigenen Kriegsbedarf auf uns genommen haben, thun wir alles irgend Mögliche, um unseren Freunden auf jedem Gebiet auszuhelfen. Seit die Deutschen, bei Mons, an der Marne, am Aisne und am Yser, mit unseren Soldaten zu thun gehabt haben und, trotz großer Zahlüberlegenheit, trotz dem kaiserlichen Befehl, die englische Linie zu durchbrechen, geschlagen worden sind, wendet ihr Haß sich gegen uns noch heftiger als gegen alle anderen Feinde. Warum? Weil sie wissen, daß Britanien ihnen den Weg in die erträumte Weltherrschaft sperrt. Könnten sie uns höhere Ehre bescheren? Ist ihr Haß nicht der deutlichste Beweis für den Werth der Dienste, die Großbritanien der Bundesgenossenschaft leistet? Die Heere Frankreichs, Belgiens, Englands haben zwei Millionen deutscher Eindringlinge zurückgeworfen, sind dann zum Angriff geschritten und durch die Gemeinschaft der Gefahr und des Heldenmuthes unlöslich einander verbunden. Im Osten muß Rußland den Stoß der deutschen und österreichischen Armeen aushalten und dabei noch die Sultanstruppen wegjagen. Diese Riesenaufgabe bewältigt es in würdiger Weise. Das russische Heer hat eine Front zu schirmen, die sich von der Ostsee bis ans Schwarze Meer dehnt; muß aus kaum ermeßlicher Ferne Mannschaft, Munition, Proviant, auf schlechten Wegen, heranschaffen und kämpft in Polen auf einem Gelände, das rechts und links an das Gebiet der beweglichen, über ein großes Eisenbahnnetz verfügenden Feinde grenzt. Die Leistung des von solcher Schwierigkeit gehemmten Heeres verdient das höchste Lob; es ermüdet, schreckt, zermürbt den Feind und wird schließlich das Hinderniß überwinden, das sich dem Einbruch in Schlesien entgegenstemmt. Mit ruhiger Zuversicht schaue ich in die Zukunft. Wie in diesen düsteren Wintertagen der Gedanke an den Frühling, den Sommer, so tröstet uns jetzt die Gewißheit, daß die Waffen der Verbündeten, ehe der Sommer dem Herbst weicht, vom Sieg bekränzt und die Grundlagen eines haltbaren Friedens gesichert sein werden.“ (Sir George Buchanan, Englands Botschafter am Zarenhof.)

„Frankreich weiß, daß die Prüfung noch nicht beendet ist und daß der Krieg lange dauern wird. Wenn ihn die Mitwirkung unserer lateinischen Brüder und unserer Freunde aus dem Fernen Osten abkürzen kann, ist sie uns willkommen. Zeit ist Geld, sagt ein englisches Sprichwort. Doch die Feinde schmeicheln sich mit der Wahnvorstellung, daß unsere Sehnsucht fiebernd die Welt durchirrt und, bald hier, bald dort, von der Vorsehung Hilfe erbittet. Das glauben sie selbst nicht. Sie wissen genau, wie es steht, möchten aber, in alter Lügengewohnheit, die Anderen täuschen. Frankreich hat, ohne zu wanken, ganz allein den Vorstoß eines Heeres ausgehalten, das sich für unbesieglich hielt. Daraus ergiebt sich klar, was wir leisten werden, wenn die Anstrengung unserer Genossen den höchsten Grad erreicht haben wird. Unser Schicksal hängt nicht am Mißgriff eines Staatsmannes oder an der Verschmitztheit eines Botschafters; wird nicht durch den Mangel an Entschlußkraft und Gewandtheit bestimmt. Die Neutralen und unsere Freunde dürfen den Feind nicht nach seinen Worten beurtheilen, sondern nach der Furcht, die sein Handeln vor dem Eindringen der Wahrheit zeigt. Giebt es einen stärkeren Beweis für diese Furcht als die Thatsache, daß die deutschen Grenzen allen Zeitungen aus neutralen Ländern gesperrt sind? Die Wahrheit darf nicht hinein; nicht einmal die nackte, kühle Wahrheit aus dem Bereich der Neutralen. Weil sie die Lüge aufdecken würde, ist sie eine Gefahr, gegen die Deutschland sich um jeden Preis wehren muß." Deutschen braucht nicht gesagt zu werden, daß aus allen neutralen Ländern Zeitungen leicht erlangbar sind. „Beim Festmahl des frankorumänischen Ausschusses hat der Abgeordnete Diamandy gesagt: ‚Ich bin hier zwar ohne amtlichen Auftrag, spreche aber aus, was unser ganzes Volk empfindet. Der Tag ist nah, der alle lateinischen Völker im Abwehrkampf gegen die Feinde ihrer Civilisation vereint sehen wird.' Wir Franzosen sind noch nicht, wie unsere Feinde in der ersten Kriegszeit, mit dem Entwurf einer neuen Karte von Europa beschäftigt; alle Parteien und alle Genossen Frankreichs stimmen aber in der Meinung überein, daß an Friedensschluß erst gedacht werden kann, wenn der preußische Militarismus in Ohnmacht gezwungen ist. Europa hatte sich mit der Nothwendigkeit abgefunden, den Bronzefels des preußischen Königthums als die Spitze eines Kaiserreiches zu dulden. Das aber mußte sich nun in majestätische Unbeweglichkeit bescheiden und durfte nicht

zur Drohung werden. Als der alte Kaiser gestorben, sein Kanzler in Ungnade gefallen war, wurden Entartungsymptome und Verfallszeichen sichtbar. Sogar der ungeheure Aufschwung der Reichswirthschaft hat etwas krankhaft Abnormes. In Wahnsinn rast die Spekulation, Tollkühnheit baut Riesenunternehmungen auf Kredit, mit Traumesgeschwindigkeit wandelt Deutschland sich in ein Industriereich: und aus all diesem eifernden Streit und mörderischen Wettbewerb entsteht plötzlich eine Größe, die Andere beängstigt und in sich selbst nicht gefestigt ist. Das Schicksal wird herausgefordert, ein Gigantenkampf gewagt, die Welt vor die Frage gestellt, ob sie abdanken oder ihre Freiheit vertheidigen wolle. In einer seiner Effektsucherreden spricht Wilhelm der Zweite das Wort ‚Weltpolitik‘ aus. Eine alte, Staaten und Einzelnen nützliche Lehre wohnt in der deutschen Redensart: ‚Leben und leben lassen.‘ Dieses Goldene Wort ist vergessen. Die neue Losung peitscht die Einbildnerkräfte auf und ruft jeden Ehrgeiz auf die Weide. Der Geschäftsmann will die ganze Erde ausbeuten, der Intellektuelle alle anderen Geister beherrschen. Ein Gedanke, ein Ziel: die Ueberfluthung des Planeten. Nie hatte die Erde sich gegen so ungeheuerlichen Massenwahnwitz zu waffnen. Jeder Deutsche ist daran mitschuldig; nicht einer kann sich von der Verantwortlichkeit für diese Herrschaft angriffslustiger Raubsucht entbürden. Das Unheilswort Weltpolitik, das der Welt den Krieg erklärte, wurde von der Nation mit Jubel begrüßt. Der Krieg ist gekommen. Er mußte kommen. Er, der für Freiheit und Civilisation gegen Das, was die Deutschen heute ‚Kultur‘ nennen, geführt wird, ist der wahre Heilige Krieg. Wir wissen, wofür wir kämpfen, haben uns über den Umfang und die Schwierigkeit der Aufgabe nie getäuscht und deutlich das Ziel bezeichnet, das wir erreichen müssen. Erst wenn wir, nach dem einstimmigen Urtheil der Verbündeten, so weit sind, kann die Stimme der Neutralen, die den Frieden ersehnen, Gehör finden. Wollen die Italer und Rumänen in diesem Krieg mitkämpfen, dann dürfen sie sich nicht mit der Besetzung der von ihnen begehrten Landstücke begnügen, sondern müssen zur endgiltigen Niederwerfung der Kaiserreiche mitwirken; denn nach seinem Sieg wäre Deutschland verpflichtet, dem überrannten Bundesgenossen aufzuhelfen, und die italische Besetzung des Trentino, die rumänische Siebenbürgens könnten dann Eintagsereignisse werden. Da Oesterreich-Ungarn allein mit Serbien nicht fertig wird, will Deutschland ihm

zu kräftiger Offensive zwei Armeekorps leihen. Für diesen Plan, den Graf Berchtold nicht billigte, ist, in Uebereinstimmuug mit dem Grafen Tisza, Baron Burian, der neue Herr des wiener Auswärtigen Amtes. Italien und Rumänien sollen eingeschüchtert, die Bulgaren zur Rückkehr in den Interessenkreis Oesterreichs und Deutschlands getrieben werden. In Budapest glaubt man, Serbiens Niederlage werde alle Balkanstaaten erschrecken und die von Oesterreich-Ungarn mehr als je gefürchtete Einigung Rumäniens, Griechenlands, Serbiens und Bulgariens hindern. Vierhunderttausend Oesterreicher und Deutsche sollen in Serbien einbrechen. Daß sie in dieser Jahreszeit Erfolg haben werden, ist unwahrscheinlich. Die Schneedecke, unter der das Land jetzt liegt, ist an manchen Stellen einen Meter dick. Die Serben können ihre neue Offensive aufschieben, bis die Russen, dann wohl in Gemeinschaft mit den Rumänen, tiefer in Ungarn eingedrungen sind. Alle Verbündeten werden bis an die äußerste Grenze ihrer Kraft gehen. Der brüderliche Beistand, den sie, um den Endtriumph zu sichern, einander leisten, wird nicht nur auf dem Schlachtfeld sichtbar, das sich von der Nordsee bis an den Persergolf streckt. Sie haben gelobt, den Streit nur in Gemeinschaft zu schließen, und ihre innige Eintracht wird die Sicherung eines Friedens verbürgen, der dauern und der ganzen Menschheit Segen spenden wird." Die alte Leier. Das alte Gezeter gegen die deutschen Schloßplünderer, Mordbrenner, Frauenschänder, Kinderschlächter. Ein schriller Wehmruf wider unsere Lügenbrut; und die Verkündung des Pariserreiches hehrster Wahrhaftigkeit. Wollt Ihr sie schmecken? „Zwischen dem Kaiser und seinem ältesten Sohn ists über Fragen der Strategie zu einem heftigen Streit gekommen. Viele Befehle, die der Kronprinz den Generalen seiner Armee gegeben hatte, wurden vom Kaiser widerrufen. Der Kronprinz gerieth in Zorn, forderte von seinem Vater die Begründung des Widerrufes und lief, da sie ihm geweigert worden war, nach einem stürmischen Gespräch wüthend aus dem Hauptquartier. Er wird, wie man in Berlin vermuthet, bald in die Hauptstadt heimgeschickt werden. Auch seinem Bruder August Wilhelm war ja, weil er die Art der kaiserlichen Kriegführung zu tadeln wagte, befohlen worden, nach Berlin zurückzukehren und der Kaiserin bei der Verwundetenpflege zu helfen. Kaiser und Kronprinz sind Aktionäre des Hauses Krupp." (Le Temps.) In dem selben Blatt, das diese zermalmende Kunde

bringt, steht auch, ich habe einen grimmigen Artikel gegen Oesterreich veröffentlicht, das uns ins Unglück gerissen habe und zu dessen Rettung wir nicht einen Mann mehr opfern dürfen. Die Angabe ist genau so richtig wie die Aktienmär und die Hiobspost vom grausen Familienstreit. Eine Fälschung mehr: zwölf geben ein Dutzend. Sätze, die nie geschrieben, nie gedruckt wurden, gittert man in Anführungstriche. Und strafft dann die Stimmbänder zu neuem Sturmgeheul wider die deutsche Lüge. Eduard ist längst vergessen.

Wer Ohren hat, höre!

Hunger soll uns entkräften? Deutschlands blanke Waffe soll stumpf und schartig werden? Seiner Mörser gluthloser Schlund ein Kämmerchen für kletterlustige Kinder? So habt Ihrs beschlossen. Auf unserer Erde soll der Fremdling gebieten, Zins heischen, nach Willkür die Grenzsteine einrammen, jedes Nachbars Gier aufkitzeln und aus Machtbarren Rechtsmünze prägen. So wird es nicht sein. Und gelänge Euch zuvor alles Planen: dieses müßte mißlingen. In Ewigkeit. Deutschland lacht Eurer Drohung.

„Im Himmel war ein Stuhl, von dem gingen aus Blitze, Donner und Stimmen und sieben Fackeln brannten davor. Und war ein g'äsern Meer, gleich dem Kristall, und um den Stuhl waren vier Thiere, die hatten Augen vorn und hinten, außen und innen und keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. Auf einem weißen Pferd sah ich Einen, der hatte eine Schleuder und empfing eine Krone; aus zog er, zu siegen, und siegte. Auf einem rothen Pferd saß Einer, dem ein großes Schwert gegeben ward; und er nahm den Frieden von der Erde und die Menschen würgten fortan einander. Auf einem schwarzen Pferd saß Einer, der eine Wage hielt, auf einem fahlen Einer, der Tod hieß und dessen Gefolge aus der Hölle kam. Ihnen ward die Macht gegeben, mit dem Schwert und mit dem Hunger den vierten Theil der Erdbewohner zu töten. Die Erde bebt, die Sonne wird schwarz wie ein härener Sack, der Mond roth von Blut; und die Sterne fallen vom Himmel. Hagel prasselt herab, Feuer wirbelt auf, Blutregen fällt. Ein Drittel aller Bäume verbrennt und alles grüne Gras wird weggesengt. Ein Feuerberg stürzt ins Meer: und ein Drittel des Wassers wird Blut, ein Drittel der Schiffe zerschellt, ein Drittel alles im Meer lebenden Gethieres stirbt. Wie eine Fackel lodert der ungeheure Stern, der nun vom Himmel stürzt und das Meer bitter macht. Heu-

schrecken kommen; mit Menschenantlitz, Weiberhaaren, Löwenzähnen; ihr Schwanz gleicht dem des Skorpions und hat einen Stachel; in Eisen sind sie gepanzert und ihre Flügel rasseln. Die Heuschrecken töten den Menschen nicht mit einem Stich, sondern quälen ihn, bis fünf Monde geschwunden sind. Reisige kommen, tausendmal tausend auf Rossen, deren Mund Rauch und Feuer und Schwefel speit und deren Schwänze wie Schlangen sind. Abermals bebt die Erde. Der zehnte Theil der großen Stadt sinkt in Trümmer und begräbt siebentausend Menschen. Erblicket Ihr den rothen Drachen mit den sieben gekrönten Häuptern und den zehn Hörnern? Schaut Euer Auge das Pardelthier, das auf Bärenfüßen aus dem Meer steigt? Spürt Ihr, wie aus der Schale der Zorn herniederströmt? Unter ihm zerfallen die Inseln. Auf einem scharlachfarbigen Thier sitzt, in Purpur, mit Gold, Edelgestein, Perlen behängt, ein Weib: die große Stadt Babylon, aller Erdengräuel Mutter und die Herrscherin über alle Könige. Sie fällt! Sie ist gefallen! Leid, Hunger, Feuer werden sie vernichten und laut wird um sie die Klage tönen. Trauern werden die Könige, die mit ihr getändelt und gehurt haben. Weinen werden die Kaufleute, weil ihre Waaren Niemand mehr kaufen wird. Wohin mit Gold und Silber, Funkelstein und Perlen, Leinwand und Seide, Farbstoff und Holz, Elphenbein und Eisen, Weizen und Mehl, Zimmet und Ruchwerk, Wein und Oel, Vieh und Pferden? Die Händler, die von solcher Waare reich wurden, jammern jetzt: In einer Stunde war aller Reichthum der großen, üppigen Stadt verwüstet! Und die Schiffherren und Schiffleute schütten Staub auf ihr Haupt und durch ihr Schluchzen dringt der Ruf: Die große Stadt, die allen Seefahrern Schätze bot, ist vernichtet. Weh uns!"

Weh uns, wenn wir unterlägen! Kein Menschenhirn hat solchen Krieg erträumt. Schon waltet ärgerer Schrecken, als die Offenbarung Johannis furchtsamer Frommheit einbilden wollte. Unschuldige sind, Zehntausende, eingesperrt und ihr Athem wird, wie Gifthauch, von Denen gemieden, die ihnen gestern freundliche Nachbarn waren. Jubel begrüßt die Kunde, daß hundert Jünglinge von kochendem Wasser verbrüht, hundert von Spritzfeuern geblendet, aberhundert zerrissen, erstickt, zerstampft wurden. Jubel des Feindes; des Europäers. Das war noch nicht. Nie hat unsere Erde von solchen Donnern gebebt. Und keine Himmelsstimme mahnt, das Gedröhn in die Gruft des Schweigens zu bestatten.

Republiken in Deutschland.

Fünfzehnmalhunderttausend Republikaner (im objektiven, staatsrechtlichen, nicht etwa im subjektiven, parteipolitischen Sinn) leben im Deutschen Reich. Und doch weiß man von dem Staatsrecht der drei Republiken Hamburg, Bremen, Lübeck im weiteren deutschen Vaterlande sehr wenig. Dieses hanseatische Staatsrecht hier auch nur zu skizziren, ist unmöglich. Wohl aber kann und soll einmal auf die reinen Merkmale republikanischen Wesens in diesen drei Verfassungsystemen, in denen im Uebrigen auch manche durchaus „irrepublikanische", fast monarchisch zu nennende Grundsätze enthalten sind, hingewiesen werden.

Im Staatsbürgerrecht finden wir, der Natur dieses auch in den konstitutionellen Monarchien heute auf das Prinzip der staatsbürgerlichen Grundrechte und „Freiheit" aufgebauten Verfassungtheiles entsprechend, nur wenige republikanische Grundsätze. Bemerkenswerth ist vor Allem, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht, welches seiner Natur nach republikanisch ist und mit Recht a priori in jeder heutigen Republik vorausgesetzt werden darf, nur in Lübeck gilt, daß dagegen in Bremen und Hamburg ein Klassenwahlrecht besteht, welches sogar in Hamburg einen durchaus aristokratischen (man könnte auch sagen: archokratischen; ἄρχων: Beamter) Charakter trägt, da eine „Wählerklasse", die im Vergleich zu den anderen nur eine sehr geringe Mitgliederzahl aufweist, aus den höheren Beamten, Deputirten und Senatoren gebildet wird. Die Ableistung des auch in zahlreichen deutschen Monarchien eingeführten „Staatsbürgereides" kann insofern als leicht republikanisch „gefärbt" bezeichnet werden, als dem Einzelnen ein Spielraum von drei Jahren (achtzehnter bis einundzwanzigster Geburtstag) gelassen ist, während dessen er frei entscheiden darf, ob er sich für politisch „großjährig" hält. Der veraltete Paragraph 6 der bremischen Verfassung: „Sklaverei (und Leibeigenschaft) finden im bremischen Staat keine Anerkennung" kann heute nicht mehr als an sich republikanisch gelten. Dagegen ist in dieser Verfassung ausgeprägt republikanisch Paragraph 17, 2: „Der Staat erkennt bei seinen Angehörigen keinen Adel an." Und der Fortbestand dieses Paragraphen, der in seinem stolzen Radikalismus das republikanische „Motiv" in der Architektur des deutschen Staatsrechtes mit stärkster Plastik zum Ausdruck bringt, muß von Jedem, der auch in der Kunst des Staatsrechtes Stil und Konsequenz verlangt, dringend gewünscht werden.

Von den Faktoren der Staatsgesetzgebung trägt der Senat

aller drei Republiken einen durchaus antidemokratischen, in manchen Punkten (zum Beispiel: dem partiellen Zuwahlrecht) geradezu monarchischen Charakter. Dagegen zeigt die „Bürgerschaft" (das eigentliche hanseatische „Parlament") eine Reihe von Zügen, die daran erinnern, daß sie ein „souveraines Volk" vertritt. So vor Allem ihre Permanenz (und, darin begründet, ihr Selbstversammlungrecht); und ihre Unauflöslichkeit. Kein Monarch darf und muß zu ihrer Neubildung Wahlen ausschreiben, keiner auch kann ihr durch Auflösung ein Ende bereiten. (Wenn in Republiken der Präsident ähnliche Befugnisse hat, so sind sie eben an sich monarchische Rechte im republikanischen Staatsrecht.) Die „Bürgerschaft" kennt keine „Legislaturperioden", keine durch sie begrenzte Lebensdauer. Sie ist (wie das Volk selbst) immer und ewig, die selbe staatsrechtliche Korporativpersönlichkeit seit Beginn der Verfassung und in alle Zukunft. Dadurch, daß periodisch ein Theil austritt und durch Neugewählte ersetzt wird, kann die historische Kontinuität der drei hanseatischen Parlamente nicht durchbrochen werden. Das bremische, hamburgische, lübeckische Volk hat eben so wenig eine Reihe von successiven Parlamenten, wie es selbst etwa successive eine Reihe von Völkern darstellt. Wie diese „Völker" seit Generationen die selbe Volkspersönlichkeit geblieben sind, so sind auch seine Parlamente seit je her die selbe staatsrechtliche Persönlichkeit. Hieraus folgt, daß die Parlamente sich, ohne „Berufung" von außen, von selbst versammeln, sobald ihr Ausschuß („Bürgerausschuß", „Bürgeramt") es für nöthig hält. Die „passive Wahlpflicht" (sit venia verbo!), die man gerade in Republiken erwarten sollte, die Pflicht, das parlamentarische Amt anzunehmen, ist nur in Hamburg (Artikel 34) statuirt, dagegen in Bremen und Lübeck ausgeschlossen.

Im Gebiete des Staatsverwaltungrechtes ist durchaus republikanisch die Richterwahl, die allerdings nur in Bremen, nicht in Hamburg und Lübeck gilt; und auch in Bremen nur „theilweise" im, so zu sagen, qualitativen Sinn. Der Volksvertretung ist nämlich ein „Antheil" an der Besetzung der erledigten Richterstellen eingeräumt. Diese erfolgt durch ein neunköpfiges Wahlkollegium, das für jeden Einzelfall neu bestellt wird und zu dem der Senat, die Bürgerschaft und das bremische, aus Land- und Amtsgericht bestehende „Richterkollegium" je drei Mitglieder abordnen. Die so „gewählten" Richter werden dann vom Senat ernannt und vereidigt. Hier begegnen wir einem durchaus demokratischen Rechtselement, wie es in keiner Monarchie zu finden ist. In den Vereinigten Staaten und in manchen schweizer Kantonen wer-

den die Richter direkt vom Volke gewählt; in Bremen werden sie durch die Vertretung des Volkes „mit“gewählt. Ein prinzipieller Unterschied ist dadurch nicht gegeben; auch hier ist der rechtliche Grundgedanke republikanisch.

Ultrarepublikanisch ist die Bestimmung der bremischen Verfassung, daß der abtretende Bürgermeister nicht sofort wiederwählbar ist; eben so die der hamburgischen und lübeckischen, daß er nur zwei Jahre hinter einander amtiren darf, also nur einmal sofort wiederwählbar ist. Es ist nicht ersichtlich (auch von republikanischem Standpunkt aus nicht), warum die kleinen, unter dem schirmenden Dach des deutschen Reichsbaues eine ruhige, gegen alle diktatorischen Gelüste und „Staatsstreiche“ à la Wullenweber geschützte Existenz führenden hanseatischen Republiken auf die großen Segnungen der kontinuirlichen, lange Jahre planmäßig sich entfaltenden Leitung eines besonders begabten „Präsidenten“ wegen einer veralteten, in diesem Zusammenhang weniger ultra- als pseudo-republikanischen Bestimmung für alle Zukunft verzichten sollen.

Die Erfahrungen, die man seit fast einem halben Jahrhundert mit unseren drei norddeutschen Republiken gemacht hat, führen zu der beruhigenden Gewißheit, daß dem Deutschen Bund ein gewisser Prozentsatz republikanischer „Bundesgenossen“ zum Wohle gereicht und, da ein König von Hamburg eben so wenig zu erwarten ist wie ein Herzog von Lübeck oder ein Fürst von Bremen, auch fürderhin gereichen wird. Wohl könnte eine andere verfassungrechtliche Reformfrage allmählich auf dem Gebiete des hanseatischen Staatsrechtes auftauchen: die Frage nämlich, ob nicht die drei Hansestädte eine engere Staatenverbindung unter sich eingehen und so, wie sie jetzt schon eine Reihe gemeinsamer Staatseinrichtungen (Hanseatisches Oberlandesgericht, Gesandtschaft in Berlin und Anderes) haben, unter Wahrung einer gewissen sonderstaatlichen Selbständigkeit sich zu einem kleinen Staatenbund im großen Bundesstaat (ähnlich der „Staatenverbindung“ Sachsen-Koburg-Gotha, Großherzogthum Oldenburg) zusammenschließen sollen. Sie könnten dann nicht nur manche Verwaltungzwecke und gesetzgeberische Aufgaben leichter erfüllen als bisher, sondern wären auch im Deutschen Reich ein politisch stärkerer Machtfaktor, als ihn die Summe der drei Einzelstaaten ergiebt; ein „Hansabund“ auch im staatsrechtlichen Sinn.

Köln. Dr. Moritz de Jonge.

Monopole.

Im Jahr 1909 scheiterte der Plan eines deutschen Reichsmonopols für den Branntweinverkauf. 1910 trat das Gesetz über den Absatz von Kalisalzen in Kraft. 1913 wurde das Petroleummonopol vorbereitet; 1915 das Reichsgetreidemonopol beschlossen. Bismarcks Plan, Produktion und Vertheilung wichtiger Güter dem Reich zu übertragen, stieß auf zähen Widerstand der Praxis und siegte erst in unserer Kriegszeit. Was in Friedenstagen die schwersten Stürme im Gebiet der Oeffentlichen Meinung heraufbeschworen hätte, ist im Krieg durch eine schlichte Bekanntmachung im Reichsanzeiger erledigt worden. Restlos, wie man so schön sagt; denn Widerspruch giebts nicht. Wenn das Reich zu einem Akt des Selbstschutzes gezwungen ist, kann nur gefragt werden, wann er gesichert wird. Als verkündet worden war, daß der Ernteertrag des Jahres 1914 bis zur nächsten Ernte ausreichen werde, entstand die Meinung, man dürfe mit der Brotfrucht so umgehen, wie man in ruhigen Tagen gewöhnt war. Daß die Grenzen gesperrt sind, daß die Vereinigten Staaten, Argentinien, Kanada weder Weizen noch Mais, Rußland keine Futtergerste liefern und die Neutralen sich durch Ausfuhrverbote gegen Hungersnoth im eigenen Land schützen, wurde kaum beachtet. Landwirthe und Händler sahen ungeheure Preissäulen aufsteigen; und Herr Omnes fand, daß Weißbrot und Kuchen nicht schlechter schmecken, als sie vor dem vierten August gemundet hatten.

Dem Reich kam es zunächst darauf an, das Volk gegen Wucher zu schützen. Schon die ersten Verordnungen bedrohten den Verkäufer, der die von der Behörde festgesetzten Preise mißachten würde, mit Beschlagnahme. Erst nach sechs Monaten folgte die Ausführung des Monopolgedankens. Die Höchstpreise für Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln und Kartoffelfabrikate konnten Dreierlei nicht verhindern: die unbegrenzte Verwendung von Weizen- und Roggenmehl, das Verfüttern von Brotgetreide ans Vieh und das Verstecken von Vorräthen in der Absicht, möglichst hohe Preise zu erzielen. Weil Getreide und Mehl gespart werden mußte, erfand man das „Kriegsbrot“, das mit Kartoffelzuthat hergestellt wird. Noch fehlte aber die unbedingte Sicherheit für das Auslangen der Bestände. Dazu wäre eine ausführliche Statistik über das in Deutschland lagernde Getreide nöthig gewesen. Sie ist spät geliefert worden. Das Ergebniß war: Die Reichsbehörden nehmen die Getreide- und Mehlvorräthe in ihren Besitz, schlichten den Streit über Werth oder Unwerth der Höchstpreise und schalten den Privatwillen aus. Die Regirung hat nicht verschwiegen, daß Gefahr im Verzug gewesen sei. Deshalb der Entschluß, von dem sie selbst sagt, seine Wirkung dringe „tiefer in das wirthschaftliche Leben des Volkes“ als jede andere für die Kriegszeit geltende Verordnung. Das Gesetz soll die Brotnahrung bis zur neuen Ernte sichern. Besseres konnte zu seiner Begründung nicht gesagt werden. Daneben verschwin-

det die Doktorfrage nach der dem Privateigenthum gebührenden Achtung. Das Reich enteignet ja nicht, um Geld zu verdienen. Das Monopol soll nicht Gewinn bringen, sondern die Herrschaft über eine nothwendige Marktwaare verbürgen. Die Reichskasse hat mit der neuen Einrichtung nichts zu thun. Das Reich will das Brotgetreide und das Mehl so vertheilen, daß sie bis zur nächsten Ernte genügen. Wer hat also über das neue Gesetz zu klagen? Zunächst die Leute, denen der alte Zustand in Vortheile half: Spekulanten und Händler, die Vorräthe aufgestapelt hatten, um sie zurückzuhalten, bis die Höchstpreise durch noch höhere Preise ersetzt wären. Denn ohne die Beschlagnahme mußte der Mangel den Preis in die Höhe treiben. Die langwierige Theuerung hätte dem Volk schweren Schaden gebracht. Die Ernährung wäre schlechter und der moralische Widerstand schwächer geworden. Diese Folgen konnte Jeder voraussehen; trotzdem hat die Erkenntniß zur Beseitigung der aus Gewinnsucht entspringenden Hemmnisse nicht genützt. So müssen mit den Schuldigen die Unschuldigen leiden: alle Zwischenglieder normalen Getreidehandels. Geschäfte an der Produktenbörse sind nur noch möglich, wenn sichs um Getreide und Mehl handelt, das nach dem ersten Februar 1915 eingeführt wird; und dieser Import ist nicht der Rede werth. Den Bäckern und Konditoren wird der Betrieb eingeschränkt; sie dürfen nur noch 75 Prozent des durchschnittlichen Tagesverbrauches an Mehl verbacken. In dieser Vorschrift liegt aber zugleich eine Befreiung vom unmittelbaren Zwang der Beschlagnahme. Der verpflichtet jeden Besitzer von Getreide und Mehl, seinen Vorrath zur Verfügung der neuen Reichsvertheilungstelle zu halten. Im Privatbesitz bleiben nur kleine Mengen unter einem Doppelcentner, Saatgut und solche Vorräthe, die in landwirthschaftlichen Betrieben zur Ernährung der Leute dienen. Alles andere Getreide wird an die neu gegründete Kriegs-Getreide-G. m. b. H., alles Mehl an die Kommunalen Verbände abgegeben. Die vertheilen es in ihre Bezirke. Für das Getreide werden den Verkäufern die gesetzlichen Höchstpreise gezahlt; den Mehlpreis haben Sachverständige festzusetzen.

Die Regirung will verhindern, daß fetten Tagen magere folgen. Der Geist des Gesetzes ist gut; aus ihm spricht der Grundsatz, daß mit den wichtigsten Naturprodukten nicht Wucher getrieben werden darf. Die Spekulation mit Nahrungmitteln ist die unerfreulichste; sie muß aufhören, wenn es feste Preise und Abnehmer giebt.

Auch die Schweiz hat an die Einführung eines Getreidemonopols gedacht. Hier würde sichs um die Vertheilung des vom Ausland importirten Getreides gehandelt haben, da das Land selbst nur wenig Brotgetreide liefert. Das allgemeine Monopol ist nicht beschlossen worden: die Rücksicht auf die Bauern und auf die Oeffentliche Meinung, die von einer Beschränkung der Gewerbefreiheit (also einer Verfassungänderung) nichts hören wollte, schienen wichtiger als der Wunsch, den Getreideabsatz durch Amtsorgane zu regeln. Aber der Krieg hat den Monopolplan wenigstens zum Theil verwirklicht. Nachdem gesetz-

liche Höchstpreise und Bestimmungen für die Mühlen erlassen worden waren, ist die Einfuhr sämmtlicher Getreide- und Mehlarten der Bundesregirung übertragen worden. Der Ankauf erfolgt durch die Oberkriegsbehörde, die auch den Verkauf zu besorgen hat. Das ist ein Monopol für den Haupttheil des Getreidehandels.

Der Eingriff des Staates in die Privatwirthschaft ist berechtigt, wenn er ein Massenbedürfniß befriedigen hilft oder die Reichsfinanzen schützt. Die Einwände der Theoretiker sind in der Kriegszeit entkräftet worden. Nun braucht die staatliche Organisation nur noch zu beweisen, daß sie den Privatbetrieb ersetzen kann. Die Kriegs-Getreidegesellschaft arbeitet unter günstigen Bedingungen, da sie nicht nöthig hat, Ueberfluß einzudämmen und Kapital, das durch die Menge eines Naturproduktes verführt worden ist, zu vernichten. Deutschland besitzt kein „natürliches" Getreidemonopol, wie es die großen Exportländer, Nordamerika, Argentinien, Australien, vielleicht für sich geltend machen könnten. Die Begrenztheit des Vermögens erleichtert die Uebersicht und, im Fall der Noth, die Vertheilung. Ein Gegenbeispiel zeigt uns der deutsche Kalibergbau. Der beherrscht den Weltmarkt. (Die Amerikaner kämen in arge Verlegenheit, wenn das Deutsche Reich ihnen die Kalizufuhr sperrte.) Die Verwaltung solches Schatzes ist kein Kinderspiel. Als Ende Mai 1910 das Kaligesetz in Kraft trat, war der Kalimarkt in wüster Unordnung. Die Syndikate hatten sich nicht bewährt und der Staat mußte eingreifen. Er regelte, durch Gesetz, Produktion, Absatz, Preise. Dadurch sollte verhindert werden, daß die Zahl der neuen Kalischächte noch höher stieg und die Ueberproduktion weiter zunahm. Ein Staatsmonopol, gemildert durch Freiheiten des Privatbesitzes. Der Eingriff blieb ziemlich wirkungslos. Der Stoff, in seiner Ueberfülle, war stärker als die Kraft. Da kam der Krieg: von allen Begleiterscheinungen blieb nur der Nutzen der uneingeschränkten Herrschaft über ein werthvolles Naturprodukt sichtbar. So hat, auf Riesengebieten der Wirthschaft, der Kriegsnothstand alte Vorurtheile gegen Monopole beseitigt. Manche werden bald unvermeidlich sein. Und wenn der Staat sich in kaufmännische Methoden eingewöhnt, kann er in künftiger Friedenszeit aus vielen Privatunternehmungen den Gewinn schöpfen, dessen seine Finanzordnung bedarf. Freilich: die Grundbedingung muß er erfüllen. Wenn er nicht eben so klug wirthschaftet wie der Privatunternehmer, nicht eben so schnell mit seiner Produktion dem Bedürfniß vorauseilt, nicht 1915 schon der Technik abfordert, was sie freiwillig erst 1918 gewähren würde, wird er das tief eingewurzelte Mißtrauen gegen Staatsbetriebe nicht ausjäten. Auch auf diesem Boden wird der Krieg uns neue Erfahrung bringen. Wenn er beendet ist, wird in unbefangener Ruhe zu prüfen sein, was im Jahr der Noth und des Ringens die Behörden, was die Führer der Industrie und des Handels für die Nation geleistet haben. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Februar 1915.

Du hast es besser.

England-Amerika.

Vor hundert Jahren erschien in Campes nürnberger Verlag eine „Geographisch-Statistische Beschreibung aller Staaten und Nationen der Erde“; ein von deutsch seßhaftem Fleiß bereitetes Werk, dessen erster Subskribent der König von Preußen war und das der Waterloostimmung, der festländischen Ehrfurcht vor Englands Größe und Macht einen beinahe andächtigen Ausdruck gab. „Der Charakter des Engländers ist, wie seine Sprache und sein Körperbau, kräftig und energisch, ohne leichte Biegsamkeit und glatte Abrundung. Sein Gepräge ist wie das eines neuen Münzstückes: nicht abgerieben, sondern leicht zu entziffern und zu lesen; während der Franzose kein Gepräge, keinen Charakter mehr hat. Seine glücklichste Verfassung giebt dem Engländer ein hohes Gefühl für seine Nation, das oft in Nationalstolz ausartet. Der Enthusiasmus für seine Freiheit, eingesogen mit der Muttermilch und genährt durch eine zwanglose Erziehung, weckt in ihm die sonderbarsten Launen und reißt ihn zu den bizarrsten Handlungen hin. Treu seinem Wort handelt er da, wo der Franzose nur schöne Phrasen hat. Kein Land der Erde hat es in der Veredlung und Zubereitung der Stoffe so weit gebracht wie Großbritanien; und wenige Länder können sich einer so hohen Kultur der Wissenschaften, fast in all ihren Zweigen, rühmen. Shakespeare, Milton, Newton, Johnson, Hume, Gibbon, Robertson, Addison, Steele: welche große

Namen! Die staatswirthschaftliche Verwaltung Großbritaniens hat besonders in den neusten Tagen Europas Staunen auf sich gezogen. Als der Tyrann Bonaparte und seine gedungenen und ungedungenen Speichellecker Englands Bankerot ankündeten, unterstützte es, mit Geld und Kriegsgeräth, alle Nationen, die für ihr Heiligstes kämpfen wollten, und sein innerer Flor nahm immer mehr zu, trotzdem ein beispielloser zwanzigjähriger Krieg sehr große Anstrengungen erheischte. Die bewaffnete Macht ist zu Land stark, auf der See aber noch nie in der Geschichte erreicht worden. Der britische Soldat hat in Spanien und bei Waterloo, unter der Führung des großen Wellington, seinen alten Ruhm behauptet, der durch das sonderbare Vorurtheil, daß der englische Soldat auf dem Land nicht viel tauge, besonders in Deutschland in ungerechter Weise geschwächt worden war. Unter den höher kultivirten Nationen Europas ist keine, welche weniger Furcht vor dem Tod hat als die britische. Und warum sollte sie zu Land weniger Muth zeigen als zu See, wo sie alle Völker der älteren und neueren Zeit übertrifft? Am ersten September 1814 zählte ihre Seemacht 933 Schiffe. Als die letzten englischen Besitzungen auf dem Festland verloren waren, fand der sich immer weiter ausbreitende britische Seehandel an Frankreich einen Nebenbuhler, der sich bald zum Leiter der übrigen von England gefährdeten Handelsstaaten aufwarf. In der gräuelvollen Revolution wurde Frankreichs Marine fast ganz vernichtet; und nun suchte Bonaparte sein Tyrannensystem und seine Absicht auf Alleinherrschaft dadurch zu bemänteln, daß er vorgab: durch Verschließung aller Häfen des festen Landes und durch Besetzung der europäischen Seeküsten könne Großbritaniens Handelsmonopol und damit also das große Reich selbst gestürzt werden. Doch eben dadurch stürzte er sich selbst; und bei seiner zweiten treulosen Erscheinung wurde er ganz unschädlich gemacht. Großbritanien ist jetzt auf einem sehr hohen Standpunkt. Für die Sicherheit der Menschen ist durch vortreffliche Einrichtungen gesorgt. Von dem Ausbruch der französischen Revolution bis 1813 haben fremde Unglückliche von England vier Millionen Pfund Sterling erhalten und für die im Freiheitkrieg so sehr geschädigten deutschen Bezirke hat das Parlament und die Privatwohlthätigkeit dreihunderttausend Pfund hingegeben. Fast alle englischen Städte sind gut gepflastert und schön erleuchtet. In London wird das che-

misch aus Steinkohle abgezogene Gas bald die Oellampen verdrängen und die Hauptstadt dann einer Feenresidenz gleichen. Eine andere höchst wichtige Erfindung sind die durch Dampfmaschinen bewegten Fahrzeuge und Boote, die fünf oder sechs Englische Meilen stündlich gegen Wind und Fluth machen. Ja, man hat schon Landkutschen mit einer Dampfmaschine in Vorschlag und Ausführung gebracht; und wo eiserne Wege sind, leidet diese Erfindung, die der Pferde gar nicht bedarf, keinen Zweifel. Englands Hauptpolitik muß hinfüro sein: den allgemeinen Welthandel so in seinen Händen zu erhalten, daß es ihn immer nach seinen Absichten lenken kann, deshalb die Oberherrschaft zur See von jeder Nation anerkennen zu lassen; und seinen Fabriken, seinem Gewerbefleiß den größten Absatz zu verschaffen, damit durch den ausgedehntesten Handel und außerordentliche Industrie die öffentlichen Kassen die großen Summen empfangen, die zur Befriedigung der Gläubiger und der Bedürfnisse des Staates, wenn er auf seiner Höhe fortbestehen will, durchaus nothwendig sind. Wer sich diesen Absichten Britaniens entgegenstellt, ist dessen natürlicher Feind; wer sie zu fördern sucht, ist der natürliche Freund. Aus diesem Grunde ist Frankreich wieder der natürliche Nebenbuhler von Großbritanien. Denn zwei nächst benachbarte Reiche, mit großer Küstenausdehnung, herrlichen Häfen, vielen Erzeugnissen aus Natur und Kunst, wo bei dem jetzt an Marine schwächeren der viel größere Flächenraum und die Volkszahl, verbunden mit der regsamen Schwindelei der Nation, zum Widerstand aufmuntern, können in ihren politischen Ansichten nie aufrichtige Freunde werden." So sah das Auge eines biederen Deutschen das England, dessen König und Glaubensschützer (damals der tolle Georg) Herr in Hannover und auf der den dänischen Gottorpern abgepreßten Insel Helgoland, auf Gibraltar und Malta war, in Ostindien und breiten Flächen des amerikanischen Nordens, auf Ceylon und den Sundainseln, an Afrikas und Westindiens Küste, auf wichtigen Eilanden aller Meere einer bunt wimmelnden Menschheit gebot.

Schärfer hatte ein Dritteljahrhundert zuvor ein Greisenauge gesehen: Fritzens von Preußen. „Als Pitt aus dem englischen Ministerium schied, trat der Schotte Bute an seine Stelle. Er brach sofort alle Beziehungen zu Preußen ab. Beim Friedensschluß mit Frankreich opferte England schamlos die Interessen Preußens.

Dann folgte eine noch ärgere Treulosigkeit. Die Engländer boten dem Haus Oesterreich die Eroberung Schlesiens an; diesen Dienst sollte der wiener Hof mit der Aufnahme seiner alten Beziehungen zu England vergelten. Ja, als ob der Niedertracht noch nicht genug wäre, setzte Bute in Petersburg Alles in Bewegung, um den König von Preußen dem Zaren Peter dem Dritten zu verfeinden. Das aber sollte ihm nicht gelingen. Durch solches Uebelwollen und so offenbare Verräthereien waren alle Bande zwischen Preußen und England zerrissen und auf das Bündniß, das gemeinsame Interessen geknüpft hatten, folgte die bitterste Feindschaft und der glühendste Haß. Bute beherrscht das Reich und den König und hüllt sich, wie die Bösen Geister, von denen man immer redet und die man niemals sieht, in tiefes Dunkel. Sein System ist das der alten Tories: nach ihrer Behauptung geht es dem Reich nur gut, wenn der König despotisch schaltet und Großbritanien, statt sich in Bündnisse mit den Festlandsmächten einzulassen, sich nur der Förderung seines Handels widmet. Paris ist ihm, was Karthago dem Censor Cato war. Könnte Bute alle französischen Schiffe zusammentreiben, er würde sie mit einem Schlag vernichten. Er ist herrisch und hart, nicht wählerisch in den Mitteln, aber seine Ungeschicklichkeit ist noch größer als sein Starrsinn. Er bewog den König, den amerikanischen Kolonien willkürlich Steuern aufzuerlegen. Die Amerikaner, die Bute keiner Bestechungversuche gewürdigt hatte, lehnten sich offen gegen die Steuern auf, die mit Recht, Brauch und Freiheit nicht vereinbar waren. Eine weise Regirung hätte die Unruhen im Keime erstickt; das londoner Ministerium verfuhr nach ganz anderen Grundsätzen. Zu neuen Händeln kams wegen einiger Kaufleute, die das Monopol auf einzelne ostindische Waaren hatten. Die Kolonien sollten gezwungen werden, diese Waren zu kaufen. Auf einem Kongreß in Philadelphia warfen die Amerikaner das ihnen unerträglich gewordene englische Joch ab und erklärten sich für unabhängig. Dadurch wurde Großbritanien in einen sehr theuren Krieg gegen seine eigenen Kolonien verwickelt. Bute glaubte, siebentausend Mann regulärer Truppen würden zur Unterwerfung Amerikas genügen; da er kein Newton war, irrte er. General Washington, den man in London das Haupt der Rebellen nannte, siegte sofort über die bei Boston versammelten Royalisten. König Georg hatte auf Siege gehofft; die Nachricht von dieser

Niederlage überraschte ihn und die Regirung war genöthigt, einen anderen Plan zu entwerfen. Sie mußte eine stärkere Armee aufstellen, fühlte aber, wie schwer es war, so viele Leute aufzutreiben. Stets hat es den Engländern an schmiegsamer Gewandtheit gefehlt; sie sind nur auf ihren Vortheil erpicht und verstehen nicht, sich dadurch zu nützen, daß sie auch Anderen Vortheil verschaffen. Sie glauben, mit ihren Guineen Alles ausrichten zu können. Sie wandten sich zunächst an die Zarin. Aber die stolze Katharina fand den Gedanken, von einer fremden Macht Subsidien anzunehmen, tief unter ihrer Würde. Schließlich nahmen in Deutschland geldgierige oder verschuldete Fürsten das englische Almosen. So bekamen die Engländer zwölftausend Hessen, viertausend Braunschweiger, zwölfhundert Ansbacher, eben so viele aus Hanau und ein paar hundert Leute aus Waldeck. Außerdem sandte der Hof viertausend Hannoveraner nach Gibraltar und Port Mahon: zur Ablösung der englischen Garnisonen, die nach Amerika geschickt wurden. Jedes Kriegsjahr kostete die Engländer sechs Millionen Pfund. Der Feldzug brachte zunächst keine Entscheidung. Doch gegen Ende des Jahres 1777 wandte das Glück sich offen den Kolonien zu. Auf Befehl des Hofes rückte General Bourgoyne mit dreizehntausend Mann aus Kanada vor, um gegen Boston zu operiren, während der Oberbefehlshaber Lord Howe, der nichts davon erfuhr, Philadelphia einnahm. Dieser Mißgriff verdarb Alles. Bourgoyne hatte keine Pferde zum Transport der Lebensmittel und mußte sich mit seiner Armee den Amerikanern, die er unterwerfen wollte, ergeben. Solche Katastrophe hätte in alter Zeit das ganze Volk gegen die Regirung empört und vielleicht eine Revolution bewirkt. Jetzt hörte man in England nur leises Murren. Das Geld wurde mehr als das Vaterland geliebt und das englische Volk, einst edel und hochherzig, fand den persönlichen Nutzen wichtiger als die Sorge für das Gemeinwohl seines Staates."

Die einzelnen Vorgänge und Empfindenswandlungen aus der Zeit des Krieges um Amerikas Freiheit stehen deutlicher vor unserem Blick, als Fritz sie zu sehen vermochte. Dem dritten Georg ist der Theezoll das Zeichen oberherrlicher Gewalt; den in Amerika angesiedelten Männern, besonders, in Massachusetts, den Enkeln der Puritaner, das letzte Bleibsel der lästigen Pflicht, dem Mutterland Waaren abzukaufen. Eine Schaar mummt sich in

Indianertracht; erklettert die Schiffe der Ostindischen Compagnie und wirft dreihundertvierzig Kisten Thee ins bostoner Hafenwasser. Vier Regimenter, denkt der King, bringen die Rebellen rasch in Vernunft. Die Kaufmannschaft in London und Bristol mahnt zu Versöhnung; Virginien, die älteste und reichste Britenkolonie, müht sich um die Festigung des Familienlebens. Doch George will seinen Krieg. Jenseits vom Weltmeer reckt ein anderer George sich in schlichte Größe auf: Washington. Mit Steubens, des Preußen, Drillmeisterhilfe schafft er aus Bürgern ein Feldheer. Fast acht Jahre lang währt der Kampf. Frankreich verbündet sich den Amerikanern und öffnet ihren Schiffen seine Häfen. Soll England der Tochter in der Atlantis die Freiheit gönnen? Der alte Pitt läßt sich noch einmal ins Oberhaus tragen, warnt, mit erlöschender Stimme, vor dem Verzicht auf Amerika; und stirbt noch am selben Tag. Schon sagt auch Spanien den Briten Fehde an. Schon gesellt deren Feinden sich Holland, das seine Schiffsladungen nicht von den Engländern durchschnüffeln lassen will. Gibraltar hält sich drei Jahre. Das franko-spanische Geschwader wird auf der Fahrt nach England vom Sturm in den brester Hafen zurückgepeitscht. Aber auch die englische Flotte wird, von den Linienschiffen des französischen Admirals Grasse, arg geschwächt; und in Irland wüthet Empörung. Demüthigendem Friedensschluß, der den Spaniern Gibraltar, den Franzosen ein großes Stück Indien giebt, scheint nicht mehr auszuweichen. Da siegt der Britenadmiral Rodney beim Kap Sankt Vincent und bei Guadeloupe; und drängt die Holländer, die in der blutigen Seeschlacht an der Doggerbank ihre Flaggenehre wahren, aus den südamerikanischen Kolonien. Im Herbst 1783 wird, in Versailles, der Friedensvertrag unterzeichnet, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika, das Werk des Virginiers Washington, anerkennt und die englische Herrschaft auf Kanada und Newfoundland beschränkt. Friedrich hats erlebt; hat die Bedeutung des Britenverlustes gefühlt und vielleicht, wie mancher Pariser, dem Groll die Hoffnung zeugte, gemeint, Englands Weltmacht sei ins Herz getroffen.

Noch ist nicht einmal ihre Lunge gestreift: bald wirds beiden Feinden aus der Zeit des Unabhängigkeitkrieges offenbar. Zweiundzwanzig Jahre nach dem versailler Frieden schreibt Bonaparte: „Ich wollte, von Toulon, Kadix, Ferrol und Brest, vierzig

oder fünfzig Kriegsschiffe in den Hafen von Martinique bringen, sie plötzlich nach Boulogne zurückkehren lassen, mich für vierzehn Tage zum Herrn des Meeres machen, auf unserer Nordküste hundertfünfzigtausend Mann, zehntausend Pferde, viertausend kleinere Fahrzeuge in Bereitschaft halten und, sobald die Ankunft meines Geschwaders gemeldet wurde, an Englands Küste landen und mir die Themse sichern. Fast wäre der Plan gelungen. Wenn Admiral Villeneuve, statt in Ferrol einzulaufen, nur das spanische Geschwader an sich gezogen und bei Brest sich mit dem Admiral Gantheaume vereint hätte, konnte ich landen und England war verloren. Die Landung ist möglich, London leicht zu nehmen; und war ich erst dort, dann stand eine starke Partei zum Kampf gegen die Oligarchie auf." Fast wäre der Plan gelungen. Er mißlang. Die Kontinentalsperre bleibt ohne zulänglichen Ertrag. Unter Neutralenflagge bringen Amerikas Schiffe englische Waare in die Häfen, die ihr gesperrt sein sollten. Das darf nicht geduldet, die Vereinigten Staaten müssen in den Krieg hineingeärgert werden. Engländer und Franzosen lauern den Neutralen auf, durchstöbern und kapern die Schiffe oder nehmen ihnen die nothwendige Mannschaft. Das vom Kongreß beschlossene Verbot, den kämpfenden Mächten Güter irgendwelcher Art zu liefern, würde den amerikanischen Handel lähmen und kann drum nicht dauern. Während Bonaparte auf dem Weg nach Rußland ist, künden die Vereinigten Staaten der Mutter Britania den Krieg und greifen Kanada an. Vergebens. England erwirkt und erleidet Schlappen; wirft, als es in Europa die Arme frei hat, ein Corps übers Meer; erobert die Bundeshauptstadt Washington; und bleibt, nach dem genter Weihnachtfrieden von 1814, im Vollgenuß alten Besitzrechtes. Auf Sankt Helena stöhnt Bonaparte, dem der Kerkermeister den Kaisertitel weigert: „Heute giebts ja kaum noch Kriegsschiffe außer den englischen! Ringt sich auf den Inseln ein kühnes Genie durch, dann wird es nach schrankenloser Seeherrschaft seines Vaterlandes streben. Wenn die Engländer sich in den Plan verbeißen, auf dem Festland mitzukämpfen, werden sie Pfuscharbeit leisten und ihr Ansehen verlieren. Bleiben sie auf ihren Schiffen, dann wird man ihre Beherrschung des Meeres, zu der sie sich auserwählt glauben, ehrerbietig hinnehmen und am Ende ihnen noch dankbar dafür sein, wie für selbstlos gespendete Wohlthat." (Las Cases.)

Ein Jahrhundert lang sieht es so aus. Die Blindheit der wider Bonaparte Verbündeten, die britisches Gold und britische Söldner erbitten, hilft den Engländern auf die Zinne europäischer Großmacht; erlaubt ihnen, die Ortsnamen Trafalgar und Waterloo mit dem Stolz des Festlandserlösers auszusprechen; den Zweiten Pariser Frieden nach ihrem Willen zu gestalten. In Preußen war von dem „glühenden Haß gegen England“, den König Fritz aufflackern sah, nichts mehr zu spüren; nur von Waffenbrüderschaft und Bündnißtreue noch die Rede. Auch von der Sicherung seiner Westgrenze durch den Erwerb von Metz, Diedenhofen, Saarlouis? Das darf nicht sein. Barsch weist Castlereagh jeden Wunsch Hardenbergs und Humboldts zurück. Durch ihre Erfüllung würde der Krieg entweiht, dessen Zweck nicht Eroberung war. „Neue Ausschreitung Frankreichs kann eines Tages Europa zur Zerstückung dieses Landes zwingen; aber sie ist nur möglich, wenn das Auge der Menschheit sie als nothwendig erkennt. Trügt Frankreichs kriegerischer Ehrgeiz die Hoffnung der Verbündeten, dann werden sie noch einmal die Waffen ergreifen und sich nicht nur auf militärisch starke Stellungen stützen, sondern auch auf die sittliche Kraft, die allein solchem Bündniß den inneren Halt zu geben vermag.“ Doch einstweilen dürfe man dem Frankreich der Bourbons den Verzicht auf Landstücke nicht zumuthen. Als Vormacht in vier Erdtheilen braucht England sich um den fünften nicht eifernd zu bekümmern. Auch Monroes Abwehr europäischer Einmischung in die Angelegenheiten Amerikas nicht grimmig zu bekämpfen. Diese Doktrin ließ sich, wie Palmerston bald merkte, auch in der Alten Welt manchmal nützlich verwerthen und konnte doch keinem Drang je ein unüberwindbares Hinderniß sein. Denn Talleyrand sprach Wahrheit, als er auf die Frage einer wißbegierigen Engländerin antwortete: „Nicht-Intervention ist ein geheimnißvolles Diplomatenwort und bedeutet ungefähr das Selbe wie Intervention.“ Sonst? Daß die Vereinigten Staaten sich durch Zolldeiche gegen die Ueberschwemmung mit englischer Waare schützten, war nicht bequem, doch unabwendbar. Und in Kanada, dem von den Heimathinseln Hunderttausende zuströmten, ruhte die Britenherrschaft auf festerem Grund, als in den Tagen zu ahnen war, da Frankreich „den paar Schneehügeln in Nordwest“ entsagte. Erst während des Bürgerkrieges, der Nord und Süd trennen wollte, wurde Englands

Verhältniß zu Amerika wieder schwierig. Liverpool und Manchester brauchen die Baumwolle der Südstaaten, die auch als Absatzgebiet den Briten wichtiger sein mußten als der industriell reifere Norden. Für sie zu fechten, dünkte die Palmerston und Russell allzu gefährlich. Nur Kaperschiffe waren von England zu haben. Die, vornan der Kreuzer „Alabama", schädigten die United States so schlau, daß Großbritanien, nach dem Spruch des genfer Schiedsgerichtes, für ihre Thaten dem Schatzamt in Washington sechzig Millionen Mark zahlen mußte. Die letzte Gelegenheit zur Bändigung der in unheimlicher Schnelle erstarkenden Yankeerepublik, die, als Industriemacht, in Handel und Schiffahrt, England bedrängen, vielleicht überwältigen konnte, war versäumt. Und in dieser freien, reichen Republik, die Goethe pries, weil sie, ohne verfallene Schlösser, Basalte, unnützes Erinnern, die Gegenwart mit Glück benutzen darf, werden Britaniens skrupellose Erzfeinde, die Iren, von Jahr zu Jahr mächtiger. England herrscht auf den Meeren, ist das Clearinghouse der mit Geld und Waare handelnden Menschheit, bereitet sich in Afrika ein neues Indien und schiebt auf dem Schachbrett europäischer Politik nicht nur die Bauern, sondern oft auch den König vor. Muß aber mit der Möglichkeit rechnen, daß zwischen Amerika und Deutschland dem Schiff seines Glückes die Fahrrinne rasch schmaler wird. Die Säkularsonne von Trafalgar und Waterloo bleicht und über dem Sterbebett des Jahrhunderts hängt am Nordseehimmel schwarzes Gewölk.

Die schmiegsame Gewandtheit, die, nach Fritzens Meinung, der Regirung Georgs des Dritten fehlte, lernt England erst unter Eduard dem Siebenten; auch die Kunst, Anderen Vortheil zu schaffen, der dem Gewährer reichlicher noch als dem Empfänger zinst. Der Glanz hochmüthiger Einsamkeit wärmt nicht. Japan, Frankreich, Rußland werden herangewinkt: als Helfer im Wettkampf von heute und morgen. Ist das Britenimperium denn nicht schon groß genug? „Wir müssen für den Tag vorsorgen, der uns auf breiterem Landbesitz finden muß, und haben die Pflicht ererbt, zu hindern, daß einst das Antlitz der Erde die Züge fremden Wesens, nicht unseres, zeige." So spricht Lord Rosebery (der seiner verrosteten Beredsamkeit durch Wuthaufwand gegen Deutschland jetzt wieder Anhang wirbt); so denken Peers und Gewerkvereine. Der Verkehr mit Nordamerika bleibt höflich; das Sternenbanner

weht ja neben großen britischen Kolonien und Sprachgemeinschaft ist eine tragfähige Brücke. Doch das Land Monroes und seiner Abschließunglehre hat sich Hawaii und die Philippinen angegliedert und heischt nicht in Südamerika nur, sondern auch in Ostasien den besten Marktplatz. So verwegene Wünsche duckt der Kluge, ehe es zu spät ist. Der Nationalökonom Yeijro Ono, den die Michigan-Universität zum Doktor machte, hatte der Englisch sprechenden Welt die Wege japanischer Industrialisirung gezeigt und erzählt, wie groß in Nippon das Angebot Derer sei, die für einen Spottpreis zwölf Stunden arbeiten. In den Vereinigten Staaten dingt nur hoher Lohn brauchbare „Hände". Nicht also blos gegen den russischen und den mohammedanischen Islam ist Japan ein Schutz: auch die hitzige Yankeegier nach Geschäften kanns dämpfen. Und lästig werden, wenn der Ruhe Kanadas Störung droht. Die Zeit anglo-amerikanischen Zwistes scheint verstrichen. Die gelbe Figur wird behutsam aufs Schachbrett vorgeschoben. Fortan ist Japan der Alb, der in dunklen Nächten den Athem Amerikas hemmt.

Japan-Amerika.

Im Frühling des Jahres 1907 hielt fast die ganze Diplomatenzunft einen Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten für unvermeidlich. Wartet nur, hieß es: während im Haag die zweite Friedenskonferenz tagt, krachen im Stillen Ozean die Schiffsgeschütze; während hinter dicken Doppelthüren die Kontingentirung der Wehrmacht beschwatzt wird, versucht Nippon, das die Grenze militärischer Leistungfähigkeit beinahe erreicht hat, auf geradem Weg oder über Honolulu ans Ziel seines Sehnens zu gelangen. Ans Ziel alten Sehnens. Seit Jahrhunderten hat die pazifische Festlandsküste die Japaner gelockt. Schon der Shogun Jeyasu, der den Handel des Inselreiches heben und ihm Kauffahrer schaffen wollte, schickte Gesandte und Handelsagenten nach Mexiko hinüber; und der Dehnung Drang ward erst gehemmt, als 1636 den japanischen Schiffen jede Landung an fremden Küsten verboten, den Auswanderern Todesstrafe und Vermögenskonfiskation angedroht worden war. Angelsachsen knüpfen, in gewandelter Zeit, die abgerissenen Fäden wieder zusammen. Kommodore Perry erzwingt 1854 den Handelsvertrag von Kanagawa, der die Häfen von Shimona und Hakodate dem amerikanischen Handel öffnet.

Fünfzehn Jahre danach ist die erste transamerikanische Eisenbahn gebaut, die Atlantis dem Stillen Ozean durch einen Schienenstrang verbunden; Ostasien aus jedem Bezirk der Neuen Welt leicht erreichbar. China schläft. Japan aber hat sich aus der Lähmung der Shogunatsepoche gelöst und, unter Mutsuhitos kräftiger Herrschaft, in Verfassung und Wirthschaft westlichen Vorbildern nachgetrachtet. Nur von Japan aus ist der ostasiatische Markt zu erobern. Das sieht der Nordamerikaner; und müht sich redlich um die Freundschaft der dem Tenno Unterthanen, denen er sich noch näher fühlt, seit die Philippinen, Guam, die Sandwichinseln amerikanisch sind und Dampferlinien die Möglichkeit raschen Verkehrs sichern. Jahre lang geht Alles gut. Die Amerikaner halten sich der Gruppe fern, die Japan um den Ertrag des über China erkämpften Sieges prellt; ziehen sich im Boxerkrieg früh aus der Front zurück; und hüten sich klüglich, China zur Hingabe von „Pachtland“ zu zwingen. Als Rußland, gegen den Rath des weisen Li-Hung-Tschang, südwärts vorgeht und die Thür, durch die der Weg auf den Asiatenmarkt führt, zu schließen droht, als der Deutsche Kaiser sich den Admiral des Atlantischen, Nikolai den Admiral des Stillen Ozeans nennt, muß, wie John Bull, auch Uncle Sam die Schwächung des Zarenreiches wünschen. In Tokio füllt sich der Kriegsschatz mit amerikanischem Geld. In den Vereinigten Staaten werden Oyama, Nogi und Togo wie Nationalhelden bewundert; in Japan Roosevelts Tochter, der Staatssekretär Taft (der Roosevelts Nachfolger wird) und der Eisenbahngebieter Harriman wie souveraine Fürsten empfangen. Bald danach erkaltet die Freundschaft. Am sechsten September 1906, als in Portsmouth (New Hampshire) der russisch-japanische Friedensvertrag unterzeichnet ist, erhält der Präsident der Vereinigten Staaten aus London und aus Berlin Glückwunschdepeschen. König Eduard gratulirt ihm „zu dem guten Ausgang der Friedenskonferenz, zu dem Sie so wesentlich beigetragen haben“. In der Depesche des Deutschen Kaisers ists schon ein „großer Erfolg, der Ihren unermüdlichen Anstrengungen zu verdanken ist; die ganze Menschheit muß sich vereinen und wird Dies auch thun, um Ihnen für die große Wohlthat, die Sie ihr erwiesen haben, zu danken“. Dieses Lob klingt Herrn Theodor, klingt besonders wohl dem kühleren Staatssekretär Root allzu laut. Die Antwort, die aus Washington nach Berlin

fliegt, sucht den Deutschen Kaiser den Japanern für den Friedensschluß mitverantwortlich zu machen. Der erzählt bald danach selbst amerikanischen Abgeordneten, er sei vom Zaren gebeten worden, die Friedenskonferenz anzuregen, und habe sich deshalb an Roosevelt gewandt, der dann die äußere Führung der Sache übernahm; prophezeit, Japan werde mit seinen billig arbeitenden Menschenmassen die Weißen von den ostasiatischen Märkten drängen, die offene Thür schließen und nur zu überwinden sein, wenn alle weißen Völker sich zum Kampf gegen die Gelbe Gefahr verbünden. Des Kaisers Wort wird drüben in die Presse gebracht. Amerikas portsmouther Schuld scheint geringer; der Philippinenarchipel nicht mehr gefährdet. Der Pazifikator hat nicht an den Dank der Menschheit, sondern an den Pazifischen Ozean gedacht und zum Friedensschluß gedrängt, damit Japan nicht allzu mächtig werde und die zur Abwehr noch nicht gerüsteten Vereinigten Staaten bedrohen könne. Port Arthur und die Hälfte von Sachalin mochte es haben; aber nicht eine Kopeke. Wenn es die Bürde der Kriegskosten weiterschleppt, ists den Amerikanern nicht sehr gefährlich. Darf nur nicht gereizt werden. Der Wunsch der American Federation of Labor, den Japanern die Einwanderung eben so schwer wie den Chinesen gemacht zu sehen, wird nicht erfüllt. Man möchte die Freundschaft nicht dem Rassenstolz opfern. Da wird in San Franzisko einem Japanerknaben der Platz neben weißen Schulkindern geweigert. Auch auf der Eisenbahn will der Amerikaner nicht mehr neben den Gelben sitzen; in Meetings und Zeitungen werden Sonderwagen für die Japaner verlangt. Der Präsident mahnt zu geduldiger Ruhe; in der Botschaft vom dritten Dezember 1906 sagt er, die reiche Ernte, die dem amerikanischen Handel in Ostasien reife, werde nur einzuheimsen sein, wenn der weiße den gelben Mann gut behandle. Auch von der anderen Seite wird Eintracht empfohlen. Vicomte Aoki, der Japan in Washington vertritt, preist im Gespräch mit Herrn Hale (dem Mann der Kaiser-Interview) den Nutzen der Rassenmischung: „Orient und Occident werden in gemeinsamer Arbeit eine Civilisation schaffen, die milder, duldsamer und werthvoller sein wird als je bisher irgendeine". Vergebens. Im Oktober 1906 schließt der Board of Education in Kalifornien chinesische, japanische, koreanische Kinder von den öffentlichen Schulen aus. Ein Jahr danach kommts in Vancouver zu einer

Straßenschlacht zwischen Weißen und Gelben. Die kaum noch vernarbte Japanerwunde bricht auf. Amerika hat Herrn Sergej Juljewitsch Witte und den anderen Moskowitern zugejauchzt; hat das Inselvolk ins Joch eines schlechten Friedensvertrages und schwerer Steuerpflicht gezwungen. Und nun sollen die Männer, die China und Rußland niedergeworfen und den Erdball mit ihrem Ruhm erfüllt haben, auf dem Boden der jungen Republik wie Pestkranke gemieden, schlechter als ein pechschwarzer Menschenschänder behandelt werden? Nippons Größenwahn kreischt auf.

Die Diplomatenzunft glaubte an den Krieg. Hier wurde (im März 1907) daran erinnert, daß sie, die mehr auf Personalien als auf naturhistorische Nothwendigkeiten achtet, oft schon geirrt habe. Noch konnte der Tag nicht nahen, an dem Weiße einen Erdtheil den Gelben räumen müssen. Auch gabs eine Großmacht, die allen Grund hatte, diesen Krieg zu hindern. Der anglo-japanische Vertrag vom zwölften August 1905 verpflichtet die Kontrahenten, in Ostasien und Indien den Frieden zu wahren und zu festigen, die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Chinas zu sichern, für die Freiheit des Handels im Reich der Mitte zu sorgen, ihre Territorialrechte und Sonderinteressen in Ostasien und Indien einander zu verbürgen. Wird eine der beiden Mächte durch einen nicht provozirten Angriff in einen Krieg gedrängt, in dem sie ihre Territorialrechte oder ihre Sonderinteressen zu vertheidigen hat, so muß ihr die andere Macht ohne Säumen Hilfe leisten und nach gemeinsamer Kriegführung auch zum Friedensschluß sich ihr vereinen. In einer an Sir Charles Hardinge gerichteten Note hat Lord Lansdowne nachdrücklich auf die engen Grenzen hingewiesen, die dieser zweite Vertragsartikel der Bündnißpflicht zieht. Daß Amerika das Inselreich des Ostens aus freiem Willen, ohne durch japanische Herausforderung dazu gezwungen zu sein, angreifen werde, war stets unwahrscheinlich. Was Japan auf den Sandwichinseln und in Kalifornien erstrebt, fällt nicht in den Bereich ostasiatischer Territorialrechte und Sonderinteressen. Ein Krieg zwischen Amerika und Japan würde die Briten also nicht, wie bei uns die Regirenden glaubten, vor die Wahl stellen, der weißen Menschheit oder dem gelben Bundesgenossen die Treue zu brechen: nur zur Abwehr eines Japan in seinem anerkannten Besitz gefährdenden Angriffes sind sie verpflichtet. Immerhin müßte solcher

Krieg ihnen höchst unbequem sein. Siegt Amerika, so wird die stärkste Landmacht, auf die Britanien (gegen meuternde Hindu und Mohammedaner, einst vielleicht gegen Rußland oder gar Deutschland) rechnen darf, geschwächt und in Bankerot getrieben. Siegt Japan, so gehören Kanada, Britisch-Guayana und Australien zu den Ueberwundenen und alle angelsächsischen Siedelungen am Stillen Ozean werden von der gelben Fluth überschwemmt. Keins der beiden Imperien darf allzu rasch wachsen; und dem Sieger wäre eben so schneller Machtzuwachs gewiß wie nach dem Krieg gegen Spanien den Amerikanern, nach Mukden und Tsushima den Japanern. Die hat England am goldenen Halfterband. Und seit Jahren bemüht es sich um die Freundschaft der Vereinigten Staaten. Salisbury kam im Venezuelastreit den Wünschen Clevelands und Olneys weit entgegen. Chamberlain empfahl das Bündniß der angelsächsischen Brüder. Mochte sichs um Panama oder Alaska, um Newfoundland oder Jamaika handeln: Britanien zeigte stets den Eifer des guten Willens. Als der Botschafter Sir Mortimer Durand in Washington nicht rasch genug vorwärts kam, wurde er durch James Bryce (den Verfasser des Werkes „The American commonwealth") ersetzt, der den Imperialisten Roosevelt für die Begrenzung der Wehrmacht gewann. Was so mühsam gesät war, sollten die tollkühnen Leute von Nippon nun zerstampfen? Nein. Zwischen dem Verwandten und dem Verbündeten darf es nicht zum Krieg kommen. „Amerika will ein Staatenbund werden, in dem nur für Amerikaner Raum ist und Alle für Einen stehen. Gelingts, so ist Britisch-Nordamerika und Britisch-Guayana verloren. Amerika ist reich genug (und scheint entschlossen), eine Flotte zu bauen, die sich mit der Englands zu messen vermag. Und diese Flotte kann, wenn der (in Kriegszeiten nach Yankeebelieben zu sperrende) Panamakanal fertig ist, auf zwei Weltmeeren von naher Basis aus operiren. Nie noch dräute der glücklichsten Insel so ungeheure Gefahr. Ein Riesengebiet von kaum erst zu ahnendem Reichthum, das sich wirthschaftlich selbst genügt und seine politische Kraft zur Einheit zusammenballt; ein ganzer Erdtheil, der einem Willen gehorcht und dem Feind Nahrung und Kleidung, Weizen und Baumwolle versagt. Und dieser neue Kontinent rüstet sich nun für die Handelsherrschaft in Asiens Osten; will seine Waaren von Manila aus nach Südchina

werfen und sich im Norden eine Tunnelverbindung mit Asien schaffen. Da wird eine Welttyrannis möglich. Die andere Gefahr ist kleiner; doch nicht zu verachten. Wenn Japan Geld bekommt, wird es zu mächtig. Ein Britanien des Erdostens; und, mit seiner zähen Flinkheit, seiner Nachahmerkunst und billigen Arbeit, auf den Massenmärkten neben Jonathan der stärkste Konkurrent. Wie schützt Albion sich gegen solche Lebensgefahr? Am Ende hats die Gelegenheit schon benutzt, die Spitze des panamerikanischen Gedankens zu stumpfen, einen Strich durch die deutsche Atlantisrechnung zu machen und die Maklerprovision einzusäckeln." Diese Sätze waren hier damals zu lesen. England (so war ihr Sinn) wird im Pazifischen Ozean den Krieg, den die Zunft schon für unbezweifelbar sicher hält, verhüten; weils ihn um jeden Preis verhüten muß.

England hat ihn verhütet; und der Glaube der Diplomatengilde hat wieder einmal geirrt. Leicht wars nicht, den Rassenzorn zu dämpfen. Das franko-japanische Abkommen vom zwanzigsten Juni 1907, das dem gelben Kontrahenten den indochinesischen Waarenmarkt und den pariser Geldmarkt öffnete, mehrte den Hochmuth der neuen Großmacht. Verträge mit England und Frankreich, China und Rußland: in solchem Besitzrecht läßt sich ruhig wohnen; von so festem Stützpunkt aus ist das Wagestück eines Krieges gegen Nordamerika nicht mehr allzu gefährlich. Japan kann sich auf seiner Höhe nur halten, wenn es reiches Land und bares Geld erwirbt. Beides ist von Amerika zu haben. Ist der Panamakanal erst eröffnet, die amerikanische Flotte modernisirt und gestärkt, dann wird Manila der Stapelplatz für die Hauptmärkte Ostasiens und Nippon ist um sein Erbrecht betrogen. Jetzt oder nie: heißt die Losung. Die Geschäftsführer der Französischen Republik hören sie. Denken der Dienste, die ihnen die Herren Roosevelt und White in den Tagen von Algesiras geleistet haben; fürchten, durch das mit Japan geschlossene Bündniß die Gunst der Yankees zu verscherzen, und erbieten sich zur Vermittelung zwischen Washington und Tokio. Werden zwar mit höflichem Dank (und der glatten Ausrede, daß eine unmittelbare Verständigung noch möglich scheine) abgewiesen; schließen bald danach aber mit den Vereinigten Staaten einen Handels- und Schiedsvertrag. Die zur Vermittelung berufene Macht hält sich im Dunkel. Alle Anrainer des Stillen Ozeans fühlen sich von Ja-

pan bedroht und sind deshalb auf ein gutes Verhältniß zu England angewiesen. Doch Mutsuhitos Volk ist stolzer als je; und der Jubel, der die amerikanische Flotte in Australien und Neuseeland empfängt, verräth, wie heftig im commonwealth das Rassengefühl erregt ist. Schon haben Australier gefragt, was ihnen die Britenflotte denn nütze, wenn sie nur einen der dem Mutterland fernen Kolonie werthlosen Krieg (gegen Deutschland) vorbereite, den allein für Australien wichtigen (gegen Japan) aber nicht führen wolle. Darf England warten, bis der im Großen Ozean gesammelte Vertrauensschatz den Amerikanern zufällt? Dann ist das Greater Britain nur noch ein schöner Traum. England muß handeln. Leis; ohne sich sehen zu lassen. In Washington ist man mit der Sicherung des status quo zufrieden. Wie aber sind in Tokio die nach neuer Heldenthat Lüsternen zu zügeln? Das vermöchte nur die Furcht vor einer unüberwindlichen Koalition. Herr Roosevelt hatte vorgesorgt. Als die Kunde gekommen war, das Volk von Nippon mache die Amerikaner für den schlechten Frieden verantwortlich, hat er mit weithin gerecktem Arm nach Berlin gezeigt. Fünf Trümpfe konnte Eduard seitdem gegen den Neffen ausspielen: das Buddhabild, den Vergleich mit den Hunnen, die deutsche Führung im Boxerkrieg, die Pachtung von Kiautschau und die zweite, noch lautere Warnuug vor der Gelben Gefahr. Damit ist Etwas zu machen. Eintracht der Vereinigten Staaten mit Japan? Schon kann die Sternbannerflotte an der Küste des Dai Nippon landen; dürfen die Sieger von Manila und Tsushima sich in Theehäuschen und Hafenschänken verbrüdern. Aus Mißtrauen entbindet sich zärtliche Freundschaft. Der Pacificvertrag wird Ereigniß.

Fünf Artikel. Die beiden Mächte wollen die friedliche Entwickelung ihres Handelsverkehrs im Stillen Ozean mit aller Kraft fördern, ihre Territorialrechte achten, in China, dessen Unabhängigkeit und Unantastbarkeit (nach Hays altem Programm) gesichert sein soll, allen Nationen gleiches Recht einräumen und sich im Fall drohender Gefahr über die zur Abwehr nöthigen Maßregeln verständigen. Ein Vertrag nach dem Muster des franko-japanischen, der auch aktiven Schutz des chinesischen Besitzstandes verheißt. Roosevelts letzter Erfolg; sein größter. Die Vereinigten Staaten opfern fast nichts; nur ihre Bahnspekulanten müssen dem Versuch entsagen, durch Tarifkniffe Handelsvortheile zu erlisten.

Die Einwanderung der gelben Männchen wird nicht erleichtert. Und Japan hat die Yankeeherrschaft über die Philippinen und Hawaii feierlich anerkannt. Hat sich mit dem status quo, den sein Drang nach West eben noch unerträglich fand, jetzt beschieden. Weil es mußte. Woher das zur Düngung der verdorrenden Wirthschaft oder gar zu neuem Krieg nöthige Geld nehmen, wenns aus London, Paris und New York nicht zu holen ist? Den Kraftrest braucht das unter kaum tragbarer Schuldenlast seufzende Reich des Sonnenaufganges für die kritischen Tage, die China zu erwarten hat. Der Schattenkaiser und seine energische Mutter, die das Reich mit verschmitzter Mandschuschlauheit regirte, sind aus dem Palast in die Gruft spedirt, eines Kindes Vormund gebietet den vierhundert Millionen: wer weiß, wie bald der Nachbar da zu thun bekommt? Ohne das deutsche Schreckgespenst hätten Tenno und Gerontenrath sich dennoch nicht hinter das Gitter dieses Vertrages geduckt. Nun mußte es sein. Lieber die Hoffnung auf den Vorsprung ins Land der Weizenbushels und Dollars schnell einsargen. Auferstehen wird sie nicht. Jeder Monat mehrt die Amerikanermacht; und wenn der Panamakanal fertig ist, hat Japan verspielt.

Nach den Maitagen des Jahres 1898, die Deweys Sieg über die im Süden der Bucht von Manila unter dem Admiral Montojo vereinten Spanierschiffe und die Uebergabe des Fort Cavite gesehen hatten, saßen im Saal eines newyorker Hotels Amerikaner und Briten beim Siegesfest. In mir, sprach der englische Philosoph Benjamin Kidd, „lebt die Ueberzeugung, daß seit der Schlacht bei Waterloo die Geschichte nie ein Ereigniß zu verzeichnen hatte, dessen Bedeutung der des vom Admiral Dewey erfochtenen Sieges gleicht.“ Die artige Rede eines dankbaren Gastes, dachte mancher Hörer; und hob lächelnd das Glas. Da stand Professor Giddings auf und sagte: „Mein Urtheil über die Schlacht bei Cavite weicht von dem unseres verehrten Gastes ab. Ich halte sie für das weltgeschichtlich wichtigste Ereigniß, das die Menschheit erlebt hat, seit Karl Martel im Jahr 732 die Musulmanen zum Rückzug zwang.“ War der gelehrte Herr noch ganz nüchtern? Poitiers-Tours und Cavite; des fränkischen Majordomus Siege, die zuerst Südgallien und dann Europa von den Arabern befreiten, und die Vernichtung eines winzigen und werthlosen Kreuzergeschwaders. Nur der Wein, hieß es, kann so sinnlos plaudern. Daß

sie die Philippinen haben, muß den Yankees nützlich werden: sie sind den Märkten Ostasiens nun näher und werden durch einen Kanal, der den Atlantischen dem Großen Ozean verbindet, den Weg noch kürzen. Jeder interozeanische Kanal, der Centralamerika durchschneidet, ist aber, nach dem Clayton-Bulwer-Vertrag (vom achtzehnten April 1850) dem gemeinsamen Aufsichtrecht Englands und der Vereinigten Staaten unterstellt und darf nicht befestigt werden. Nikaragua oder Panama: ein neutraler Kanal ohne Festungwerke ist zunächst immer der stärksten Flottenmacht offen. Das ist Britanien. Dessen sea power bleibt unantastbar wie die ehrwürdige Urkunde der Bürgerfreiheit. Bruder Jonathan wird, wenn er aus dem Rausch erwacht, arg enttäuscht werden. Auf den Märkten der gelben Welt, denen er zustrebt, Briten, Deutsche, Russen finden und bald vielleicht bereuen, daß er der Jagd nach einem Phantom so ungeheure Summen geopfert hat. Das war nach dem Philippinenkrieg Oeffentliche Meinung. Auch in den Staatskanzleien ahnte kaum Jemand, daß der Große Ozean in absehbarer Zeit die Bedeutung erlangen könne, die das Mittelländische Meer in Jahrtausenden hatte. Und wenn hier, seit dem hispano-amerikanischen Friedensschluß, solche Möglichkeit gezeigt wurde, kam irgendwoher pünktlich immer wieder der Ruf: Wie magst Du Deine Rednerei nur gar so hitzig übertreiben! Kapitän Mahan, der im Krieg gegen Spanien mitgefochten hatte, hat in vielen Schriften seinen Landsleuten die Folgen dieses Krieges vorausgesagt. Ihr seid, sprach er, zwischen Euren beiden Ozeanen die natürlichen Mittler zwischen der europäischen und der asiatischen Welt; Ihr müßt die Herren des Großen Ozeans werden; und könnts nur, wenn Ihr eine Kriegsflotte schafft, die jeder Gegner fürchten müßte. Roosevelt warb dieser Parole Anhang. Hatte vielleicht doch aus dem Festredner Giddings nicht Alkohol lärmend geschwatzt?

Alle Großmächte wurden genöthigt, den Blick auf den Stillen Ozean zu lenken. Fast ist er schon das mare internum, das seit früher Römerzeit das Mittelmeer den über Europens Kulturkreis hinaus trachtenden Völkern war. Ein Binnenmeer von anderem Umfang und anderer Perspektive. Japan herrscht in Korea und Port Arthur; noch nicht völlig in der Mandschurei, deren Besitz ihm die Möglichkeit gäbe, Peking zu bedrohen und Nordchina die Lebensbedingungen vorzuschreiben. Der junge Industriestaat, dem die Philippinen und die Sandwichinseln gesperrt sind und

dessen Menschenüberfluß weder Amerika noch Australien einlassen will, kann sich mit dem Erreichten nicht lange begnügen. Wohin mit seinen Hemin, seinen Waaren? China ist übervölkert und sieht mit einem aus Verachtung und Haß gemischten Empfinden auf die als Europäer vermummten Leute von Nippon. Nur über den Pacific ist das Heil zu holen. Deshalb hat Japan sich den Briten verbündet und den Russen befreundet. Kamtschatka und Jakutsk, das Amurgebiet und die Küstenprovinz, die Transsibirische Bahn und die Seefestung Wladiwostok: die Erinnerung an diese Namen lehrt Rußlands Interesse an dem Machtverhältniß im neuen Mittelmeer erkennen. Lange hatte der russische Kaufmann gehofft, ihm werde, als dem Nächsten, die Hauptlieferung auf die nordchinesischen Märkte zufallen. Dieser Glaube schwand mählich, seit sich in der amerikanischen Industrie, die hinter hohen Zollmauern erstarkt war, das Exportbedürfniß regte. Noch im Jahr des Friedens von Shimonoseki hatten die Politiker in Washington sich um Ostasien kaum gekümmert; noch 1897 sagte Staatssekretär Sherman (ungefähr wie Bismarck einst über Bosnien), China sei dem Lande des Sternenbanners nicht die Knochen eines Soldaten werth. Bald danach entstanden Ausfuhrwünsche. Aus den Rocky Mountains wurde Holz, aus Massachusetts billige Baumwolle nach China exportirt; und die Wagons, die aus Westamerika Getreide und Vieh in die Oststaaten der Union brachten, brauchten nicht länger leer zurückzufahren. Neue Transportschiffe werden gebaut. Die Russen verpflichtet, die Thür zur Mandschurei offen zu lassen. Nach den Niederlagen bei Santjago und Manila muß Spanien Kuba und die Philippinen, Portoriko und die anderen Antillen den Amerikanern räumen. Deren Machtbereich dehnt sich nun bis an die Küsten von China und Japan, Australien und Indochina. Ein Tropenwind wirbelt, von Ost her, über die Neue Welt und peitscht den Willen zur Weltherrschaft auf. Monroes Enkel, die lange nur gestrebt hatten, sich gegen fremden Eingriff zu schützen, werden über Nacht Imperialisten. Sah der Erdkreis je ein Volk von größerer Leistungfähigkeit? Gab es je einen für Marine und Handel besseren Stützpunkt als den uns in der Bucht von Manila gebotenen? Nur: der interozeanische Kanal muß schnell gegraben werden und darf nur den Amerikanern gehören; er wird amerikanisch sein oder nicht sein: vor Jahren schon hats Senator Windom gesagt. Lesseps hat seit zwanzig Jahren die Konzession? Thu

nichts; seine Gesellschaft kann nicht weiter und ihr Firmenname ist in der Heimath so verrufen, daß man die Liquidatoren leicht abfinden kann. Der Clayton-Bulwer-Vertrag? England hat gerade jetzt in Südafrika so harte Arbeit, daß es einen Konflikt mit Amerika um jeden Preis meiden wird. Richtig: am achten Februar 1900 unterzeichnen Staatssekretär Hay und Botschafter Pauncefote den Vertrag, der den Yankees das Kanalmonopol sichert, und am achtzehnten November 1901 wird ihnen auch das Recht zur Befestigung zugesprochen. Die Wahl entscheidet für Panama. Die Franzosen dürfen vierzig Millionen Dollars einstreichen. Der russische Versuch, einen Landstreifen am Kanalrand zu erwerben, wird abgewehrt. Von dem Tag an, der den Sternenschiffen den Weg durch den Isthmus öffnet, können die Vereinigten Staaten, ohne die langwierige Fahrt durch die Maghalaesstraße, auf zwei Meeren operiren; sind sie die Herren im Stillen Ozean und zum Wirthschaftimperium über den Erdosten berufen. Darf England diesen Tag thatlos abwarten? Die Russen haben in der Koreabai den eisfreien Hafen gefunden, den sie seit Peters Zeit ersehnen, und können von Petersburg auf dem Landweg in zwei Wochen die Küste des Großen Ozeans erreichen. Des Ozeans, auf dem die Flagge der Vereinigten Staaten nun mehr gelten soll als der Union Jack. Im Handel mit Ostasien schien den Briten die Vormacht gewiß. Ist sies noch? Schon kauft China von den Amerikanern Baumwolle und Petroleum, Stahl und Maschinen. Dieser Verkehr muß sich, wenn der Panamakanal schiffbar ist, ins Ungeheure steigern. Das ist ja der Zweck des Baues. Die pazifische Küste kann, mit ihren steilen Felsufern, ihrem nur in Kalifornien fruchtbaren Hinterland, den Vereinigten Staaten nie werden, was ihnen die atlantische Küste ist. Der Kanal aber ermöglicht den schnellen und billigen Export der in Ostamerika erzeugten Güter und hilft den Häfen von San Franzisko und Seattle (am Pugetsund) in Möglichkeiten, die gestern Sams kühnster Traum noch nicht zu umfangen wagte. Panama wird ein Suez des Großen Ozeans, über das England keine Gewalt hat. Am achtzehnten November 1901 wird der Vertrag ratifizirt, der den Amerikanern die Befestigung des Kanals gestattet. Zehn Wochen danach kommt die Kunde vom Abschluß des ersten anglo-japanischen Bündnisses. Die Japaner sollen den Yankee in steter Angst halten, die Russen schwächen und vom Gelben Meer wegdrängen; als Entgelt solcher

Leistung verspricht Britanien ihnen Beistand gegen jeden Angriff. Ists nicht gefährlich, Japan in den Großmachtrang zu heben und mit britischem Geld zum starken Industriestaat zu machen? Wird der Entschluß, den gelben Mann als bündnißfähig anzuerkennen, nicht in Indien Englands Ansehen schmälern, in Australien, das jedem Farbigen den Eintritt weigert, nicht zwischen Commonwealth und Mutterland das Band noch mehr lockern? Einerlei: der Verzicht auf die mastery of the Pacific wäre das schlimmere Uebel; wäre der Anfang vom Ende britischer Seeherrschaft. Auch das Ende der Hoffnung, auf Ostasiens Märkten den besten Platz zu behalten. Außer den Russen und den Amerikanern suchen auch die Deutschen da günstige Gelegenheit zum Waarenabsatz. Sie sitzen in Kiautschau, auf Samoa, den Marschallinseln, Karolinen, Mariannen, auf Neu-Guinea und im Bismarckarchipel; und können, ohne den beträchtlicheren Territorialbesitz der Franzosen und Holländer, mit ihrer zähen Betriebsamkeit auch hier bald als Händler vorwärts kommen. Die Noth zwingt das Reich Eduards, das Australien und Kanada von Jahr zu Jahr selbständiger werden sieht, in das Bündniß mit Japan. Das leistet auch, was England von ihm erwartet hatte. Rußland wird geschlagen, in Asien des anlockenden Machtschimmers beraubt und in Europa die Anerkennung einer dem Briteninteresse angepaßten Neutralitätpflicht durchgesetzt. Doch Japans Fruchtbäume durften nicht in den Himmel wachsen. In diesem Wunsch trafen Briten und Amerikaner zusammen; und erzwangen gemeinsam den Frieden von Portsmouth. Zwei Jahre zuvor hatte Präsident Roosevelt in San Franzisko gesagt: „Mit den Philippinen hat die Vorsehung uns die Herrschaft über den Großen Ozean gegeben. Um sie zu behaupten, brauchen wir eine mächtige Flotte.“ Um die selbe Zeit sprach Stead von der nahenden „Amerikanisirung der Welt“ und empfahl ein anglo-amerikanisches Bündniß, das den Triumph der Angelsachsen vorbereiten könne. Aller Augen blickten auf den Stillen Ozean: seinem Schoß sollte sich neues Schicksal entbinden.

Nach der Unterzeichnung des franko-japanischen Vertrages wurde in der Zeitung „Chuo“ gesagt: „Der Vater dieses Vertrages ist unser Bündniß mit England, die Mutter Englands entente cordiale mit Frankreich; seine nächste Frucht wird der Vierbund sein, der England, Frankreich, Rußland, Japan vereint.“ Drei Jahre danach ward der Wunsch erfüllt; und hier gefragt, ob die

Amerikaner nicht bald Lust zeigen würden, in diesen Concern einzutreten. In Panama, Newfoundland, Alaska, Jamaika hatten sie die Briten zu einer Nachgiebigkeit genöthigt, die in Kanada laut bemurrt wurde. In den australischen Häfen war ihre Flotte von einem Jubel begrüßt worden, der unfreundlich ins Britenohr klang. Wenn die Japaner, die von Jakob Schiff nichts mehr zu hoffen haben, in den Westbezirk des Stillen Ozeans vordrängen, können die Vereinigten Staaten dem Krieg nicht ausbiegen. Dann muß England wählen: bleibt es Zuschauer, so muß es den Aufstand der Hindu fürchten, den Millionen in Tokio heimlich gespeicherter Brandbrochuren beschleunigen würden; hilft es, wie die nächste Sorge räth, den Gelben im Nothfall wider die Weißen, dann ist Britisch-Kolumbia, ist ganz Kanada verloren und Australien nicht länger auch nur in losem Zusammenhang mit der Heimath zu halten. Aus diesem Engpaß führt kein gangbarer Weg. Die Iren sind in der Neuen Welt sehr mächtig und mahnen täglich zu mißtrauischer Vorsicht im Verkehr mit dem Inselreich, das den Japanerehrgeiz stachele. Erst wenn Irland sich selbst regirt (und die keltischen Katholiken klug genug sind, das Protestantengefühl der Orangemen zu schonen), werden die Bürger der Vereinigten Staaten und Kanadas aus ungetrübtem Auge auf Britanien blicken. Als John Redmond mit den für den irischen Wahlfonds gesammelten fünfhunderttausend Dollars heimkommt, ankert an der Themsemündung ein amerikanisches Geschwader, dessen moderne Riesenkähne die Londoner lehren sollen, daß auch hinter dem Atlantischen Ozean Leute wohnen, die für Seekriege gerüstet sind.

Was sind Hoffnungen, was Entwürfe? Die Eröffnung des Panamakanals ist nah; der Tag, der, nach Goethes Ausspruch, der ganzen Menschheit unerrechenbaren Gewinn verheißt. „An der Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, werden große Handelsstädte entstehen, die den Verkehr mit China und Ostindien vermitteln. Die Vereinigten Staaten müssen sich einen kurzen Weg aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean schaffen und ich bin gewiß, daß sie es erreichen. Dieses möchte ich erleben. Zweitens eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt und drittens die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen." Den sollen sie nun an die Türkei verlieren. Der Nibelungenweg vom Rhein an die Donau trinkt Bäche, säuft Ströme deutschen Blutes.

Der Gedanke an Panama huscht kaum noch durch Europäerhirne. Und die Verträge, um deren Wortlaut einst hitzig gestritten ward und die der Sieger wie Lorberreis, der Ueberwundene wie Marterholz heimtrug, gilben im Aktenschrank. Shimonoseki und Portsmouth, Potsdam, London, Bukarest, Schantung und Yangtse, Pacific-, Schiedsgerichts-, Perserpakt: wer fragt nach ihrem Inhalt? Die Besitzrechte, deren Urkunde sie in Granit graben wollten, sind, fast alle, wieder streitig geworden. Wie wird das Inselreich aussehen, das, um in der Neuen Welt den Feind zu sänftigen, den Iren Selbstverwaltung zugesagt hat? Das Rußland, in dem Polen auferstehen soll? Südosteuropa? Asiens Mitte und Ost? Nur die Vereinigten Staaten und Japan brauchen für das Erworbene nicht zu bangen. Nur ihr Mißtrauensverhältniß hat Blitz und Donner des Kriegsgewitters ohne Wandel überdauert.

Deutschland-Amerika.

Japan und die Vereinigten Staaten werden umworben. Seit den Westmächten die Hoffnung auf rasch entscheidende Schläge Rußlands geschrumpft ist, möchten sie das Japanerheer, zwei- bis vierhunderttausend Mann, auf das Festland locken. Was als Schrulle der Pichon und Clemenceau bespöttelt wurde, enthüllt sich nun als eine Sehnsucht der Regirenden. „Der Gefühlswunsch, Deutschlands Zusammenbruch durch die Leistung der verbündeten Europäermächte vollendet zu sehen, wagt sich nur noch schüchtern ans Licht. Die mähliche Abnützung des deutschen Heeres sichert uns den Sieg; doch ein schnelles Ende des Krieges, unter dem der ganze Erdtheil leidet, wäre vorzuziehen. Die Transsibirische Bahn könnte die Japaner nach Polen und Ostpreußen bringen. Die Höhe des Kostenaufwandes kann Den nicht schrecken, der weiß, welche Summe jede Kriegswoche von den Verbündeten fordert. Wo sichs um unser Leben, um den Bestand aller freien Länder handelt, muß jedes Bedenken weichen. Die Oeffentliche Meinung wünscht ein Abkommen mit der Regirung des Mikado." Diese Sätze fand ich im „Temps". England wird nicht bremsen. Herr Winston Churchill rühmt zwar das sorgenlose Glück seines Vaterlandes, das selbst nach Trafalgar nicht so frei wie heute auf allen Meeren gebot; doch im Innersten täuscht auch dieser „Retter von Calais" sich nicht mehr über die Thatsache, daß es um Leben

und Tod geht. Um in solchem Kampf nicht zu erliegen, wird England sein Wohlstandsbehagen und den Herrnstolz des Weißen eben so willig opfern wie, wenns sein muß, Gibraltar und Egypten (die im Lenz deutschen Heeren erreichbar sein könnten). Ob Japan dem Lockrufe folgt? Jeder Preis würde ihm gezahlt. Was ist den Franzosen, deren ungeheures Kolonialreich von Fremden ausgebeutet wird, Indochina, wenn sie damit die Wonne erkaufen, nicht mehr „die Besiegten von 1870" zu sein? Und das gelbe Volk, das auf Europas Erde zu der gewaltigsten Entscheidung aller Geschichte mitgewirkt hätte, würde in unerschautem Glanz wohnen und könnte China, die wirr taumelnde Republik, mindestens für ein Menschenalter in Vormundschaft halten. Das Land der Sterne und Streifen wird nur gebeten, seiner Neutralität die Farbe des Wohlwollens zu geben. Daß die Vereinigten Staaten, wie Herr Roosevelt (der in Berlin Ehrendoktor wurde und, als Privatmann neben dem Kaiser, eine Brigadeübung besichtigte) dringend räth, mit Flotte und Landmannschaft unseren Gegnern beistehen werde, ist einstweilen unwahrscheinlich. Immerhin mahnt Erfahrung, auf jeden Wetterwechsel, aus westlicher wie aus östlicher Ferne, gefaßt zu sein (und vor Schimpf sich wie vor Schmeichelei zu hüten).

Die Stimmung der Amerikaner ist uns unfreundlich. Trotz Prinzenreise, Fritzendenkmal, Professorenaustausch, Kieler Woche und Kabelhuld? Trotz Alledem. Wir könnens nicht ändern. Und mußten ungestüme Werbung meiden. Die Missionare des Auswärtigen Amts brachten in Koffern und Bündeln den schönsten Eifer übers Meer mit, wählten manchmal aber untaugliche, in einzelnen Fällen wohl auch schädliche Mittel. Vorträge, Flugblätter, Schutzschriften: die Zahl der Vertheidiger, die Fülle ihres Geräthes, Geredes nährte nur den Verdacht. Was zur Erklärung des deutschen Handelns gethan werden konnte, thaten Germaniens regsame Kinder, die Land und Leute kennen. Papiergebirge erklettert der amerikanische Geschäftsmensch nicht gern. Der ist in anderer Empfindenszone erwachsen, in andere Werthschätzung gewöhnt als der Mitteleuropäer. In fremde Auffassung sich einzufühlen, endlich, im Alltagsverkehr, Psychologe zu werden: wird eine Hauptpflicht des Deutschen von morgen sein. Nicht länger darf er fordern, daß der Fremdling ihm gleiche; nicht länger die Wesensabweichung wie Sünde rügen. Der Nordamerikaner, zu

dessen Ahnen Briten und Spanier, Kelten und Holländer, Süd- franzosen und Niederdeutsche gehören, versteht, trotz der Sprache, den Engländer nicht leicht; heißt ihn mürrisch, steif, kalt, sagt ihm Selbstsucht und Anmaßung nach und hat, wie der Rückblick lehrte, gegen ihn den Kampf um großen Gegenstand nie gescheut. Meist, freilich, bliebs der Zank Verwandter, die einander zausen, nicht morden wollen. Erst vor dem Genossen Japans runzelte Jonathans Stirn sich tiefer. Doch jeder Brite schwor, seine Sippe werde dem Gelben den Weg nach Hawaii, Kalifornien, auf die Philippinen verriegeln und ihn nur als Russenschreck und Deutschenscheuche in Asiens Felder stellen. Ein Zweifel blieb haften; und wir versäumten das Angebot fester Assekuranz gegen japanischen Eindrang. Streichelten gestern und knufften heute. „Drüben herrscht nur der Dollar; ist alles Staatswesen ein verpesteter Sumpf; Anstand ein seltener, von Hohn umgrinster Gast; der Unternehmer ein Gauner, der Beamte ein feiler Wicht, die Dame ein aufgeplustertes Pfauenweibchen.“ Der eigensinnige Idealismus, die heitere Tüchtigkeit des Amerikaners, seine Schenkfreude, seine Leistung in und für Kunst, Wissenschaft, Kultur wurde kaum beachtet. Solches Zerrbild wischen Komplimente nicht aus. Ehe Herr Roosevelt den Berlinern sein Hengstgebiß blößte, hatte er zu den Admiralen Dewey und Beresford munter von der Möglichkeit eines Sternbannerkrieges gegen Deutschland geredet. Und leisere Landsleute des Plakatmenschen sprachen: „Wunderlich seid Ihr. Selbst höllisch auf Verdienst erpicht: und schmäht uns, weil wir Geschäften nachjagen. Holt Geldhaufen übers Meer: und rümpfet, als ob es stinke, die hehr schnuppernde Nase.“ Auch in Friedenszeit wäre die Verständigung schwer geworden. Der Amerikaner will weder stramm noch unterwürfig sein; nicht als Kaufmann weniger gelten als der Offizier und Beamte; thun, was ihm behagt, und, wenns ihn freut, den Präsidenten laut ein Rindvieh schelten. Lasset ihn, wie er ist; und schadet nicht immer wieder dem Reich und dessen ausschwärmender Volkheit durch den Versuch, Fremde in Eures Wollens und Meinens Gehäus einzuzwängen. Ist nicht begreiflich, daß der Amerikaner die Entstehung des Krieges sich auf seine Weise zurechtlegt? Daß er Belgiens Schicksal aus anderem Auge sieht als der Deutsche? Das „Heer als Selbstzweck“, den „Militarismus“, bestöhnt? Uns nicht schneller als

ihn Michel versteht? Und wüthend pfaucht, wenn nach langer Dürre nun der Krieg, ein europäischer, ihm den Kram verdirbt?

Für Monate, höchstens, Sam; dann hebt er sich in nie gesehene Pracht. Wie auch bei uns die Würfel fallen: den Hauptgewinn streichet Ihr ein. Die alte Europa kostet der Krieg (zinsloser Aufwand, Verwüstung, Geschäftsverlust) hunderttausend Millionen Mark oder mehr; sie wird mit Anleihen und Steuern bepackt. Auch vor den Blicken des Siegers versinken Kunden, die gestern zu Kauf und Zahlung fähig waren. Ungemeines Wagniß ist auf unserer Erde für manches Jahr nicht ausführbar. Euch strebt Alles zu: Finanzminister und Künstler, Erfinder und Profitspürer. Nur von Schlacke brauchet Ihr Euch (und den Trustgedanken, der nicht zu erwürgen ist) zu lösen, nur die Unkräuter der Demagogie auszujäten: dann seid Ihr die wirkenden Herren der Welt und reiset nach Europa wie in ein großes Nürnberg, das nachfühlen lehrt, wie mans im Engen einst trieb. Der Umfang Eures Planens und Vollendens, gar die Ueppigkeit Eures Lebens wird wie ein Märchenwunder angestaunt. Uns pfercht, Sieger, Besiegte, Neutrale, die Pflicht in Einfachheit. Eure Klage ist grundlos; gürtet Euch nur für ein Weilchen in Geduld. Ob die Geschäfte, die Ihr in der Kriegszeit erhaschtet, gut oder schlecht riechen, wollen wir öffentlich jetzt nicht prüfen. Erlaubt sie Gesetz und Brauch: was schiert Euch fremdes Herzleid? Verbietet sie Völkerrechtssatzung: deren Wirksamkeit müssen die Regirenden sichern. Geschimpf nützt nicht. Ehe der Kampf ausgefochten, das Buch seiner Genesis über jeden Zweifel gehoben ist, wiegt Euer Urtheil uns wie eines Hühnchens Feder. Schreiber und Redner mögen sich austoben; keine Silbe noch zu Vertheidigung. Wir sind nicht gekränkt (haben nicht Muße dazu); freuen uns, daß Ihr für Belgien in jedem Monat zehn Millionen hingabet, für Polen mitsorgen wollt, Eurer Kinder Sparbüchsen öffnetet. Ernstlich aber bitten wir, nicht zu zetern, wenn amerikanische Schiffe durch den Angriff deutscher Tauchboote geschädigt werden. England will uns, wir wollen England die Zufuhr von Nährmitteln und Rohstoffen sperren. Ihr versuchet nicht, an unserer Küste zu landen; bleibet auch der britischen fern. Ihr wurdet früh gewarnt. Was jetzt werden soll, ist von unbarmherziger Nothwendigkeit geboten; muß sein. Und kein Wehgeschrei, keine Drohung dränge in Deutschlands Ohr.

Die Wahrheit.

Die Wahrheit. Ein erkenntnißtheoretischer Versuch, orientirt an Rickert, Husserl und an Vaihingers „Philosophie des Als-Ob“. W. Spemann in Stuttgart. 2,50 Mk.

Vor drei Jahren erschien, auch in der „Zukunft“ angezeigt und gewürdigt, ein Werk, das (man konnte Das schon aus dem Ton der Besprechungen, die ihm gewidmet wurden, heraushören) nicht nur einen Zuwachs zur philosophischen Literatur, sondern vielmehr eine Erweiterung und Vertiefung philosophischen Erlebens bedeutete. Trat man ihm mit dem Rüstzeug irgendeines fertigen Systems, einer in sich abgeschlossenen, festen Theorie gegenüber, so fühlte man, daß hier in diesem Buch Etwas entgegenwirkte, das geradezu die Voraussetzungen, die Grundlagen jedes Systems, also auch jeder darauf beruhenden Kritik in Frage stellte. Etwas durchaus Antidogmatisches und Systemfeindliches war der eigentliche Inhalt dieses gelehrten und mit größter wissenschaftlicher Hingabe geschriebenen Buches, obwohl es (mag Das auch paradox klingen) selbst auf eine Theorie, ein System hinauslief. Eine Theorie, freilich, nur in der Formulirung oder, so zu sagen, in der „äußeren Gestalt“, sonst aber mehr als Theorie, die Gesetze des Nur-Logischen sprengend: Erlebniß.

Dieses Werk, seitdem in zweiter Auflage erschienen, ist Hans Vaihingers „Philosophie des Als-Ob“ (Berlin, Reuther & Reichard). Die sprachphilosophische Analyse der Partikelverknüpfung „als-ob“ ist der logische Angelpunkt dieser Philosophie; die angebahnte und sofort wieder aufgehobene Gleichsetzung von etwas Ungleichartigem, der versteckte logische Widerspruch in dieser Partikelverknüpfung wird zugleich auch als Wesen der Fiktion bestimmt. Die daran sich schließende Fiktionentheorie (Professor Jerusalem hat sie in dieser Zeitschrift als „Logik des Unlogischen“ treffend charakterisirt) führt in ihrer konsequenten Anwendung auf alle absolutistischen Begriffe und Thesen zu einem eigenthümlichen Relativismus, der zwar das Absolute als widerspruchsvoll und fiktiv nicht „wirklich“, nicht „absolut“ gelten läßt, wohl aber als Ziel- oder Augenpunkt von Perspektiven, deren jede ein in sich abgeschlossenes System bildet. Scheinbar Positives wendet sich in der „Philosophie des Als-Ob“ zu Negativem; und Negatives wendet sich wiederum zu Positivem. Eine Weltbetrachtung, eine Umwerthung, deren Aphorismus Nietzsche geprägt hat, findet hier durch den Kantianer Vaihinger ihre nachträgliche wissenschaftliche Untergründung.

Vaihingers Werk ist in großen, stets aufs Wesentliche gerichteten Zügen hingesetzt. Das von der geistigen Leidenschaftlichkeit des Zwanzigjährigen, der es schrieb, durchglühte und von der wissenschaftlichen Reife des Sechzigjährigen, der es herausgab, nochmals überprüfte und vervollständigte Buch ist, mehr als dreißig Jahre nach

dem Entwurf, voll von Beziehungen zur modernen, logischen Forschung. Abweichende Theorien, deren Annahme oder Ablehnung doch immerhin von einer mehr oder minder versteckten petitio principii abhängig ist, gewinnen auf einmal im Licht der Fiktionentheorie eine neue, besondere Bedeutung, scheinen sich einander zu nähern, sich zu vereinen und, sieht man auf ihre Widersprüche, nur verschiedene Ansichten, verschiedene Perspektiven von der selben Wesenheit zu sein. Es ist, als sähe man durch den Schleier der Abstraktionen die dahinter verborgene Wahrheit; und gerade weil man den Widerspruch in allem Absoluten, so weit es in menschliche Theorien gefaßt ist, durchschaut, kommt man dem wahrhaft Absoluten, das nur im elementaren Erlebniß geahnt werden kann, bis auf Spannweite der Intuition nah. Es lag nicht im Kreise der Aufgabe, die sich Vaihinger gestellt hatte, diese Beziehungen seiner Philosophie zur logischen Forschung der letzten zehn Jahre zu zeigen und ins Einzelne zu verfolgen; doch war diese Aufgabe für Jeden, der vom Absolutismus her an Vaihingers Als-Ob-Lehre herankam, von selbst gestellt. Die Auseinandersetzung zwischen Absolutismus und Perspektivismus, die seit der Umwerthung aller Werthe Etwas wie eine ideale Forderung war, ist nun durch die „Philosophie des Als-Ob“ in den Bereich wissenschaftlicher Möglichkeit getreten; und jetzt gilt es, zu untersuchen, wie weit der Absolutismus, der gerade in den letzten Jahren theoretisch gefestigt wurde, in den Perspektivismus sich einfügen läßt.

Diese Aufgabe habe ich mir in dem Buch, das ich hier anzeigen will, gestellt und ich habe ihre Lösung an zwei absolutistischen Theorien durchzuführen versucht, die die moderne Erkenntnißkritik beeinflußt haben. Rickert, dessen Absolutismus in einem kategorischen Wahrheitimperativ gipfelt, läßt sich vom Standpunkt der Als-Ob-Theorie aus analog der Interpretation, die Vaihinger dem ethischen kategorischen Imperativ Kants giebt, auflösen. Das wahre Urtheil, das nach Rickert unabhängig von allem Subjektiven und Vorstellungmäßigen gefällt werden soll (wobei dem Sollen die alternative Anerkennung oder Verneinung eines transszendenten Werthes, eben der Wahrheit, zufällt), wird demnach umgedeutet in ein Urtheil, das gefällt werden soll, als ob es durch die Anerkennung eines absoluten Werthes diktirt würde, als ob es also unabhängig von allem Subjektiven wäre. Husserl, der durch die scharfe Herausarbeitung des Rein-Logischen eine ideale Welt absoluter Wahrheiten jenseits von allen psychologischen Thatsächlichkeiten konstruirt, gelangt trotz der energischen Abtrennung des Logischen vom Psychologischen zu dem Ergebniß, daß Wahrheit eine Idee sei, „deren Einzelfall im evidenten Urtheil aktuelles Erlebniß ist“. Das Erlebniß der Evidenz selbst jedoch zu entpsychologisiren und zu absolutiren ist, meiner Ansicht nach, auch ihm nicht geglückt. Denn die Frage, wie ein solches Erlebniß gedacht werden soll, wenn nicht als realer psychischer Akt, bleibt auch dann noch offen, wenn man annimmt, daß das Eingehen der über-

zeitlichen, idealen Wahrheiten in das menschliche Bewußtsein durch Erleuchtung oder, mit anderen Worten, durch eine die bloßen Vernunftkräfte übersteigende Anspannung des menschlichen Geistes geschehe. Mag man nun das evidente Erfassen der Wahrheit Erlebniß, Intuition oder Erleuchtung nennen, mag sich nun dieses Erlebniß der Evidenz auf menschliche oder sogenannte „übermenschliche" Wahrheiten (zu denen Husserl Operationen mit trillionenstelligen Zahlen oder die mögliche Lösung des n-Körper-Problems rechnet), beziehen: immerhin bleibt das evidente Erfassen der Wahrheit Etwas, das nicht radikal von der menschlichen Psyche gelöst werden und das deshalb auch nicht der äquivalente Ausdruck für etwas Absolutes sein kann. Die ideale Welt absoluter Wahrheiten, die lebhaft an Platons Reich der Ideen erinnert, ist eine in sich widerspruchsvolle Konstruktion, eine Fiktion im vollen Sinn des Wortes, dennoch aber (oder gerade deshalb) bildet sie ein unentbehrliches Denkmittel, eine Perspektive, die uns auf die wahre Bedeutung der Logik hinleitet, ja, in gewissem Sinn eine logische Theorie erst ermöglicht, wie die widerspruchsvolle Gleichsetzung des Kreises mit unendlich vielen Dreiecken von der Höhe r erst die mathematische Bearbeitung des Kreises ermöglicht.

Ich habe im Schlußkapitel meiner Schrift noch versucht, die letzte Voraussetzung der Theorie Vaihingers herauszustellen. Daß diese letzte Voraussetzung selbst keine theoretische, keine logische, überhaupt keine eigentlich wissenschaftliche sein konnte, war von vorn herein klar, da die ganze perspektivische Betrachtungweise sich sonst selbst wiederum auf einen Perspektivenglauben gründen würde. Diese letzte Voraussetzung schien mir im philosophischen Erlebniß gegeben zu sein, das, kurz gesagt, in dem letzten Bewußtsein der Nothwendigkeit des schöpferischen Triebes, in der bewußten Bejahung des Lebens besteht. Auf diese Voraussetzung der „Philosophie des Als-Ob" hinzuweisen, nicht aber, sie zu beweisen, war das Ziel, das ich mir in meiner kleinen Untersuchung des Wahrheitbegriffes gestellt hatte.

Frankfurt a. M. Dr. Adolf Lapp.

Kriegswirthschaft.

Unsere Aufgabe ist nicht nur, die Wirthschaftgüter in das richtige Verhältniß zum Bedarf zu bringen, sondern auch, sie vor Entwerthung zu schützen. Wenn die Heeresverwaltung sich Güter vorbehält, die sie schließlich nicht verwenden kann, oder Waaren, aus militärischen Gründen, auf ihrem Weg hemmt, so droht diesem Theil des Volksvermögens der Verlust seines wirthschaftlichen Werthes. Wir sind ohne Ueberfluß und müssen alle Rohstoffe und Fabrikate vernünftig ausnützen. Dafür soll die Kriegswirthschaft-Aktiengesellschaft sorgen. Betheiligt sind: die Kriegsministerien Preußens, Bayerns, Sachsens,

Württembergs, das Reichsamt des Innern, das Reichsmarineamt und drei Banken. Die Gesellschaft will Güter, die in den Besitz der Heeresverwaltung gelangen, für die Landesvertheidigung aber nicht gebraucht werden, dem deutschen Wirthschaftleben zuführen. Dabei handelt sichs nicht um die Beschlagnahme privaten Eigenthums; die Gesellschaft handelt mit den Waaren, als ob sie von deren Eigenthümern beauftragt wäre. Wenn in Feindesland Vorräthe gefunden werden, wird natürlich nach dem Besitzer und seinem Recht nicht gefragt. Was auf unseren Bahnhöfen, weil die Güterwagen fehlen, liegen bleiben mußte, wird wieder in den Kreislauf des Güterumsatzes gebracht und in Geld umgesetzt. Denn die Entstehung neuen Geldkapitals muß beschleunigt werden.

Die Kriegswirthschaft-Gesellschaft sichert die nothwendige Beschränkung des Privateigenthums. Die Kriegsminister schützen die Privatwirthschaft; sie suchen die Schäden zu lindern, die der grausame Krieg bewirken muß. Wir müssen mit allen Gütern sparsam sein und dürfen nichts verderben lassen. Daß der Staat sich ein Recht auf die Rohprodukte sichern mußte, hat die Kriegszeit deutlich bewiesen. Da der Umfang des Bedürfnisses nicht sofort erkannt worden war, nahm die Regirung wichtige Güter in Beschlag, um zunächst festzustellen, was vorhanden sei. Als die Statistik gesprochen hatte, gings an die Vertheilung. Man gründete Aktiengesellschaften, die das Heer und die Industrie mit Rohmaterial versorgen. Die Verwerthung und Vertheilung von Rohstoffen erfolgt unter der Aufsicht der Reichsbehörden, die im Aufsichtrath jeder Gesellschaft vertreten sind. Daß die Preise unter der erregenden Wirkung des Krieges stiegen, war nicht zu hindern; man durfte nicht von vorn herein das Verhältniß von Angebot und Nachfrage ganz aus den Zusammenhängen der Wirthschaft lösen. Die Aktiengesellschaften wollen und können nur die Preissteigerung vor allzu wilder Hast bewahren. Wir sehen eine Kammwoll-, eine Kriegsmetall-, Kriegschemikalien-, Kriegswollbedarf-, Kriegsleder-Aktiengesellschaft. Sie arbeiten mit ziemlich kleinem Kapital (von den Aktiensummen, die sich zwischen 2 und 6 Millionen bewegen, sind nur 25 Prozent eingezahlt und sie bilden, ungefähr wie bei den Versicherunganstalten, nur einen Garantiefonds), das von Mitgliedern der einzelnen Industriezweige übernommen wurde. Der Bedarf der Armee geht natürlich jedem anderen voran. Aber die Lebensbedingungen der Privatindustrie werden nicht als quantité négligeable behandelt; sie muß ja für die Friedensernte sorgen. So ist verlangt worden, daß bei der Beschlagnahme von Rohmaterial ein Ausgleich zwischen den Bedürfnissen des Heeres und denen der Industrie gesucht werde. Besonders heiß umstritten ist das Leder. Die Heeresverwaltung hat alle Großviehhäute in Beschlag genommen. Die Privatindustrie glaubt nicht an die Gefahr eines Ledermangels; der könne nicht entstehen, wenn das Material nach kluger Bedarfsberechnung an Heer und Industrie vertheilt wird. Ein Kriegsleder-Ausrüstungverband wurde dem Bekleidungamt, das zur Deckung des Heeresbedarfes mitwirkt, angegliedert. Der Verband

selbst ist kein Erwerbsunternehmen; doch sind seine Mitglieder, Betriebe, die das Kriegsministerium zur Lieferung von Leder zuließ, natürlich nicht verpflichtet, auf Gewinn zu verzichten.

Die Kriegsgesellschaften sind meist in die Aktienform gekleidet. Die Aktie ist auch auf den Gebieten der Arbeit fürs Vaterland also als brauchbares Werkzeug anerkannt worden. Rentabilität und Dividende sind in unseren düsteren Tagen Probleme. Nie wurde so viel über Dividendenpolitik geredet. Das ist ein Knotenpunkt, wo Hauptlinien materieller Wünsche zusammenlaufen. Aus einer Richtung kommt der Aktionär mit dem Verlangen nach angemessenen Einnahmen; von der anderen Seite fährt der Staat ein, der Reserven fordert; auf dem dritten Gleis rollen die Anleihen heran, die Zeichner, also Ueberschuß des Vermögens, brauchen. Da kreuzen sich zwei Linien der Fürsorge für das Reich. Reserven müssen sein, damit die Solidität des Wirthschaftkapitals nicht leidet; und bares Geld ist nöthig, damit die Schuldverschreibungen des Reiches Unterkommen finden. So weit die Reservefonds beide Pflichten dadurch erfüllen können, daß sie in Staatspapieren angelegt werden, ist eine „gemeinsame Formel" für die Erledigung des doppelten Wunsches gefunden. Aber das Publikum soll auch Anleihen kaufen; denn die Aktiengesellschaften können nicht alles bare Geld dem Betrieb entziehen und in Effekten festlegen. Läßt das Privatvermögen reichen Ueberschuß, so sind die Anleihen ohne große Mühe unterzubringen. In den meisten Fällen richtet sich die Höhe der Dividende nach dem Aussehen der Bilanz. Eine Ausnahme machen die Hypothekenbanken; nicht alle zeigen Lust, ihre Dividenden zu verringern. Das aber wünschen preußische Staatsbehörden. Die norddeutschen Institute werden sich fügen. Ob auch die bayerischen Pfandbriefbanken, die ihre Reserven für ausreichend halten? Die Zeit wirds lehren. Die berliner Großbanken aber und die Provinzinstitute werden ihren Aktionären weniger geben als im vorigen Jahr. Das gebietet schon der Rückgang des ganzen Geschäftes. Die Nationalbank für Deutschland hat die Dividendenreihe des Jahres 1915 mit einer Null eröffnet. Der neue Mann will reinen Tisch machen und gründlich abschreiben. So ist zunächst ein Verlust entstanden, dessen wirklichen Umfang erst die Jahre nach dem Krieg zeigen werden; denn es ist möglich, daß Effekten- und Konsortialbestände, Grundstückengagements und Außenstände, die abgemagert sind, wieder Fett ansetzen.

Die Industrie ist in ihrer Beweglichkeit nur da gehemmt, wo eine Anpassung nicht möglich war. Der Krieg hat den Glauben an den Segen des freien Wettbewerbes gelockert. Die Widersacher der Kartelle in der Bergbauindustrie sind nachgiebig geworden. Die schwierigste Preisfrage des Eisengewerbes ist beantwortet worden. Stabeisen wird heute nicht mehr unter 112 Mark für die Tonne verkauft; im Jahr 1913/14 war es für 90 Mark zu haben. Auch der Erneuerung des Kohlensyndikates war der Krieg günstig. Lange blieb das Schicksal dieses wichtigen Kartells dunkel. Nun ist der Krieg ja an sich kein

Hemmniß des Absatzes. In blockirten Ländern erhöht sich sogar der Werth der nothwendigen Rohstoffe, die, im geschlossenen Raum, gegen das Eindringen feindlicher Produkte gesichert sind. Aber die Bedeutung einer guten Organisation wird jetzt erst recht gewürdigt. Der Syndikatsgedanke ist stärker als je. Daß Deutschland als geschlossener Handelsstaat weiterlebe, kann unsere Industrie nicht wünschen. Bisher hat die Störung des deutschen Welthandels keiner anderen Nation großen Vortheil gebracht; nicht einmal den Vereinigten Staaten, der größten neutralen Wirthschaftmacht. Sie verdienen zwar viel an der Lieferung von Kanonen, Flinten, Munition und Getreide, haben aber das Gesammtergebniß ihrer Handelsbilanz nicht verbessert. Der Außenhandel ergab 3902 Millionen Dollars; 310 Millionen weniger als 1913. Schuld daran war nicht etwa nur die Tarifreform, die in den sieben friedlichen Monaten des Jahres wirksam war, den Export verringerte und die Einfuhr steigen ließ, sondern auch der Krieg. Nur die Getreideausfuhr brachte großen Gewinn. England muß für amerikanischen Weizen zahlen, was die Dollarmänner fordern. So rächt sich das Yankeeland für die Erwürgung seines Kupferhandels. Auch der Stahltrust hat schlechte Geschäfte gemacht. Die Dividende der Commonshares, die ein Jahrzehnt lang 5 Prozent betrug, wurde auf 3 Prozent erniedrigt; und der Werth der Aufträge, die ins neue Jahr genommen wurden, blieb um 500000 Dollars hinter der Vergleichziffer des Vorjahres zurück. Die Krieglieferungen sind besonders in den beiden letzten Monaten des Jahres in der erhöhten Exportsumme fühlbar geworden. England und Frankreich haben in der Kriegszeit natürlich nicht an sich zu ziehen vermocht, was Deutschland verlor. Im Dezember war der Werth der in England eingeführten Waaren nur um 3½ Millionen £ geringer als im Dezember 1913, weil Amerika allein für 20 Millionen Dollars mehr in England abgesetzt hatte. Diese Steigerung gehört aufs Konto der Weizeneinfuhr. Die deutschen Anilinfarben werden vermißt. Eine Gesellschaft mit 2 Millionen £ Aktienkapital und 1 Million £ Obligationen sollte gegründet werden; aber die Zeichnung des Kapitals scheint schwierig gewesen zu sein. Und die Regirung lehnte Betheiligung oder Garantie ab. Die beiden Hauptverbände der Interessenten, die Bradford Dyers Association und die Calico Printers, wollten sich über den Absatz der neuen Anilinfabrikate auch nicht einigen. Nun soll ein zweiter Versuch gemacht werden; denn England will durchaus eine eigene Chemische Industrie haben. Frankreich ist in seiner Handelsbilanz (um 2360) auf 10114 Millionen Francs gedrückt worden. Diese Veränderung ist nicht sehr beträchtlich; die Einfuhr von Nahrungmitteln blieb fast auf der Höhe des Jahres 1913 und die Ausfuhr von Fabrikaten hat sich, weil viel Kriegsmaterial an Rußland und Serbien geliefert wurde, nur (um 645) auf 2355 Millionen Francs verringert. Daß sie mit ihrer Industrie eines Tages den Weltmarkt beherrschen können, hoffen die Franzosen wohl selbst in den kühnsten Träumen nicht mehr. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Februar 1915.

Quadragesima.

Ost.

Michael Iwanowitsch Sasonow, schrieb die schlimme Katharina, „ist ein hübscher Esel; und die Frau, die er nahm, so blitzdumm, daß sie die Weisheit der Hebamme anstaunte, die prophezeit hatte, sie werde entweder einen Knaben oder ein Mädchen gebären. Die Frucht dieser Ehe war denn auch ein Geschlecht, das sich solcher Eltern würdig erwies.“ Und dem der Leiter des internationalen Russengeschäftes entstammt. Dümmere sind, in Ost und West, schon Minister geworden. Neben den Rumanzow, Nesselrode, Gortschakow, Giers, Lobanow (die auch nicht von Titanenwuchs waren) scheint Herr Sasonow ein Knirps. Im Schatten wäre er gediehen; Sonnenhelle verträgt der Kränkliche nicht. Den Parisern galt er nie als vollgewichtig. In Berlin trank und versprach er mehr, als er halten konnte. In Konstanza wollte er bezaubern und erlangte doch kein beleihbares Pfand. Wesen und Rede dürr. Ohne Persönlichkeit. Ohne Talent zum Glück. Was er, am neunten Februar, in der Gossudarstwennaja Duma sagte, hatte längst in jeder russischen Zeitung gestanden. Wers liest, muß zweifeln, ob diese Hohe Excellenz auch nur die Heimathgeschichte kennt. Noch war ja möglich, die Eroberung Galiziens als endgiltig hinzustellen. „Vor hundert Jahren wollte unser erhabener Kaiser, Alexander der Erste, auch an einem Februartag, dem Haus Oesterreich die ganze Walachei, die Moldau bis zum Sereth und große Stücke Ser-

biens für Galizien geben. Gedenken Sie dieser Thatsache: und Sie werden, erst dann, die Bedeutung unseres Sieges ermessen." Das hätte gezündet. Fiel aber Herrn Sasonow nicht ein. Der begnügte sich mit der Wiederholung alter Leierlieder. Und als das Lob, das er mit allem erschwinglichen Lungenaufwand dem Heer gespendet hatte, bis in den Westen vorgedrungen war, wurde es von der Kunde überdröhnt, der behutsam kühnen Kumpanei Hindenburg-Ludendorff sei die erste der seit Wochen leis für die Fastenzeit angekündeten Thaten, die Wegdrängung der Russen aus dem inneren Ostpreußen, gelungen. Die Duma, in der, wie in den Parlamenten Englands und Frankreichs, Deutschlands und Ungarns, seit dem Kriegsausbruch holde Eintracht herrscht, war freilich zufrieden. „Sie neigt sich in Ehrfurcht vor den ruhmreichen Heldenthaten unserer Krieger; schickt dem Heer und der Flotte Rußlands herzlichen Gruß, den Verbündeten den Ausdruck aufrichtiger Hochschätzung und Sympathie; glaubt zuversichtlich, daß der Feldzug an das große Nationalziel führen und die Freiheit verbürgen wird; und bezeugt den unbeugsamen Entschluß des Russenvolkes, zu kämpfen, bis dem Feind die Bedingungen aufgezwungen sind, die den Frieden Europas, die Herrschaft von Recht und Gerechtigkeit sichern." Hic et ubique. Ungefähr wie in Berlin und Budapest, London und Paris. Nicht eine Stimme dagegen. In einem Parlament, das noch nicht neun Jahre alt ist. Herr Sasonow hats leicht.

Ob der zehnte Mai 1906, dessen Mittagssonne die Eröffnung der russischen Reichsduma sah, einst in der Menschheitgeschichte ein so wichtiges Datum sein wird wie der fünfte Mai 1789? Die États-Généraux geberdeten sich schon in den ersten Lebenstagen recht hitzig, forderten Verfassung und Steuerreform, wollten nach Köpfen, nicht nach Ständen, abstimmen, etablirten sich als Assemblée Nationale Constituante; und als der arme Louis den starken Mann zu spielen versuchte, hörte er aus dem Ballspielhaus das Gelübde, nicht auseinanderzugehen, bis Frankreich eine Verfassung habe. So wars nicht gemeint gewesen. Dem schwächlichen Enkel des Sonnenkönigs klangen wohl noch die Worte im Ohr, die, im ersten Jahr seiner Regirung, Turgot gesprochen hatte, als er rieth, nach langer Pause die États-Généraux wieder einzuberufen: „De cette façon le pouvoir royal serait éclairé et non gêné et l'opinion publique satisfait sans péril." Nun wars zu spät. Nach der Erstür-

mung der Bastille und dem versailler Schrecken kam die Flucht in die Reporterloge der Nationalversammlung, nach der Assemblée die Convention Nationale; und der Bürger Capet mußte das entkrönte Haupt auf Guillotins neue Köpfmaschine legen. In Petersburg war der Anfang glimpflicher. Auch hier marchait enfin le bataillon noir du Tier-État und Michelets berühmtes Wort lag auf mancher Lippe, als die kleinen Leute, Bauern, Handwerker, Industriearbeiter, barhäuptig und verklärten Blickes in Hofkutschen nach dem Winterpalast fuhren. Doch in den ersten Tagen der neuen Wonne benahmen die Erkürten sich ganz vernünftig. Nach dem thörichten und dicht an Landesverrath grenzenden Versuch, die Anleihe zu hindern, mußte man Schlimmeres fürchten. Daß ein paar breitstirnige Riesen auf die Stenographentribüne kletterten und dem japanischen Berichterstatter für Oyamas Hiebe dankten, ohne die Rußland heute noch kein Parlament hätte, war schließlich nur ein Privatvergnügen. Die Haltung im Saal selbst recht würdig. Obs dabei bleiben wird? Rousseau hat gesagt: „Völker müssen, wie Individuen, der Kindheit entwachsen und ins Alter der Reife eingetreten sein, bevor man sie Gesetzen unterwerfen kann; die Reife eines Volkes ist aber nicht immer leicht zu erkennen: und wer da irrt, darf nicht hoffen, je ans Ziel zu kommen. Das eine Volk ist gleich nach der Geburt, das andere erst nach zehn Jahrhunderten disziplinirbar. Die Russen werden nie wirklich civilisirt sein, weil sie es zu früh waren. Peter war ein genialer Nachahmer, nicht ein schöpferisches Genie, das aus dem Nichts ein All gestaltet. Manches, was er that, war gut, das Meiste aber verfehlt. Er sah, daß sein Volk noch im Zustande der Barbarei lebte, nicht aber, daß es für die Civilisation noch nicht reif war und einstweilen nur einer Stärkung des kriegerischen Geistes bedurfte. Statt Russen aus diesen Menschen zu machen, wollte er sie zu Deutschen, zu Engländern erziehen; er hinderte seine Unterthanen, jemals so zu werden, wie sie werden konnten, denn er suchte ihnen einzureden, sie seien, was sie nicht sind. Mancher französische Erzieher hats so gemacht; aus dem Zögling, der nur zu dem Zweck abgerichtet war, sich einen Augenblick im Glanze zu zeigen, ist aber nie Etwas geworden. Rußland wird sich bemühen, Europa zu unterjochen, und selbst unterjocht werden. Die Tataren, die Unterthanen oder Nachbarn des russischen Reiches sind,

15*

werden eines Tages seine und unsere Herren werden. Diese Revolution scheint mir unvermeidlich. Alle Könige Europens trachten gemeinsam, sie in der Stille zu beschleunigen."

Diese in die Zeit franko-russischer Intimität nicht mehr passenden Sätze stehen im zweiten Buch des Contrat Social, der 1762 veröffentlicht wurde. Damals sah es in Rußland freilich schlimm aus. Der Hof, schrieb ein Freiherr von der Goltz, Preußens Gesandter, an König Fritz, zittert vor einem nahen Ausbruch unzähmbarer Volksleidenschaft; „die Priester hetzen das Volk gegen den Kaiser und die Empörung ist so allgemein, daß die rathlosen Gubernatoren hier (in Petersburg) anfragen, ob sie zu Gewaltmitteln greifen dürfen, um die Gemüther zu beruhigen." Die Priester hatten Grund, wüthend zu sein. Der tolle Peter, der nach den Tod seiner Tante Elisabeth den Selbstherrscher mimte, hatte die Heiligenbilder, das Gewand, den Bart und das Besitzrecht der Kirchenleute abgeschafft. Die Popenschaft sollte sich rasiren, den Rock des lutherischen Pfarrers anziehen und ihren Sold vom Kaiser empfangen, der sich im Schloß eine protestantische Kapelle einrichten wollte. So freche Verachtung ehrwürdigen Brauches mußte die Russen zur Auflehnung reizen. Aber neben dem in Kiel geborenen gottorpischen Peter Fjodorowitsch saß die Anhaltinerin Katharina Alexejewna auf dem Thron der Palaeologen: et cette catin était un grand homme. Sie ließ den boshaften Narren von den Orlows morden und zeigte den Willen zu ernster Reformarbeit. Die Senatoren, schrieb sie, sollen endlich ihre Pflicht thun; wer nicht redlich und würdig des Amtes walte, sei ohne Erbarmen wegzujagen. Doch die Fülle der Ukase vermochte das geile Genie dieser Kaiserin nicht zu sättigen. Sie wollte nicht als Vertreterin der Autokratie von den feinsten Europäern bespöttelt werden, die schon neidisch ins Inselland der Erbweisheit lugten; wollte auch ihr Parlamentspielchen haben. Natürlich ein selbst erfundenes, nicht etwa den Semskij Sobor (oder die Semskaja Duma) der alten Großfürsten von Moskowien. Sollte die stolze Schülerin Montesquieus und Beccarias, Voltaires und der Encyklopädisten ein verfallenes Gemäuer aus dem Schutt graben? Nichts für die Frau, die sich in alle Formen des ihr fremden Glaubens und Aberglaubens gefügt und die Taufnamen Sophie Auguste mit den jedes Russenherz erfreuenden Jekaterina Alexejewna ver-

tauscht hatte, die um jeden Preis aber als Europäerin und als Genie von eigner Gnade bewundert sein wollte. Ihre Gesetzgebende Kommission mußte anders sein als alle irgendwo bestehenden Ständeversammlungen. Indirekte Wahl. Jeder Abgeordnete bekam von der Regirung ein cahier, in das er die Wünsche und Bedürfnisse seines Wahlkreises einzutragen hatte. Oeffentliche Berathung. Ausführliche Sitzungberichte und genaue Anwesenheitkontrole. Die Geschäftsordnung hatte Katharina selbst entworfen. Als die Sache dennoch nicht recht klappen wollte, schickte sie dem Ersten Präsidenten (die in Knechtssinn gewöhnte Mehrheit hatte einen Orlow gewählt, die Kaiserin aber, um ihre Unparteilichkeit zu zeigen, Bibikow ernannt) Berichte über englische Parlamentsverhandlungen, damit er sehe, wie es gemacht werden müsse. Kein Gesetzentwurf durfte in Hast durchgepeitscht, die Freiheit der Rede nicht geschmälert werden. In dem (angeblich auch von Katharina allein) für die Kommissia verfaßten Programm (Nakaz) standen wunderschöne Sätze. „Der Bürger soll nicht den Bürger, sondern nur das Gesetz fürchten. Wenn jeder Bürger sich voller Sicherheit erfreut, entsteht die Ruhe des Gemüthes, ohne die politische Freiheit nicht zu denken ist. Ich weiß (und halte für rühmlich, es auszusprechen), daß ich nur die Aufgabe habe, dem Wohl meiner Völker zu dienen, und werde nie den Schmeichlern glauben, die täglich wiederholen, nur für die Fürsten seien die Völker da. Wenn unser großes Werk vollendet ist, darf es auf der Erde kein Volk geben, das gerechter regirt wird und kräftiger gedeiht als das russische.“ Pompöse Sätze, wie russisches Vollblut sie niemals gefunden hätte. Die Arbeiten wurden mit Feuereifer im Plenum und in den neunzehn Ausschüssen begonnen; und das Präsidium, in dem neben Bibikow und dem Generalprokurator Wjäsemskij auch ein Schuwalow saß, hielt streng auf guten Ton. Trotzdem kams zwischen Adel und Kleinbürgerthum zu manchem Strauß. Alle wollten reden; und wer das Wort einmal hatte, gabs nicht so leicht wieder her. Natürlich fehlte auch die russische Spezialität der fürstlichen Demagogen nicht; einer soll in den Hundstagen des Jahres 1767 ein Gesetz gefordert haben, das den Lehrern verbiete, die Schüler zu prügeln. Unbequem wurde die Redefreiheit erst, als Ukrainer und Balten ihre Privilegien verfochten. Staatsrechtliche Fragen, mußte Bibikow auf Allerhöchsten Befehl da schnell

verkünden, gehören nicht in den Geschäftskreis der Kommission, sondern können nur von der Selbstherrscherin beantwortet werden. Das war der erste Streich. In der zweiten Session, deren Schauplatz der petersburger Winterpalast war (vorher wars der Thronsaal im Kreml gewesen), wurde die Sache schon langweiliger, die Pause zwischen den Sitzungen länger, die Präsenzziffer, trotz den Diäten, kleiner. Dann mußten die Bojaren und Kosaken in den Türkenkrieg: und Katharina benutzte den Vorwand, schickte die Kommission heim und ließ nur die Ausschüsse weiterarbeiten. Jetzt erst, schrieb sie später, hatte ich mein Reich kennen gelernt und wußte, für wen ich zu sorgen habe. Das Schauspiel religiöser und nationaler Zersplitterung, das die 564 Erwählten boten, wurde nach und nach aber lästig; konnte auch schädlich werden. Die große Herrscherin lehnte sogar den Titel „Landesmutter" ab, der ihr angeboten ward. Aus dieser Schüssel schmeckte ihr nichts mehr.

In dem Taurischen Palast, den sie für ihren Patiomkin bauen ließ, ist seit 1906 die Volksstimme wieder zu hören. Wie lange? Episode oder Geschichte? Patiomkinsches Dorf oder Wendepunkt der Entwickelung? Nur Helios vermags zu sagen, der alles Irdische bescheint. Europäermummereien ähnlicher Art sind in Rußland oft gewagt und noch öfter empfohlen worden; von dem ersten und dem zweiten Alexander, von Speranskij, Stroganow, Miljutin und manchem Anderen. Lange hats nie gedauert. Auch diesmal sollte eine Parlamentsform gefunden werden, der die Schutzmarke gebühre: Made in Russia. Keine Notabelnversammlung. Point de notables; je ne veux pas de 1789, hatte Alexander der Zweite gesagt, als die Intelligenz laut ihren Theil an der Regirung heischte; und Bismarck, der in seinem Bericht an Schleinitz das Wort erwähnt, fügt hinzu: „Ereignisse sind stärker als menschliche Pläne und von ihnen wird auch die Zukunft aller guten und schlechten Reformprojekte für Rußland abhängen. Bleibt die Zeit ereignißlos, so glaube ich doch, noch lange genug zu leben, um Gortschakow vor russischen Notabeln reden zu hören." Nikolai Alexandrowitsch hat die Antipathie des Großvaters geerbt. Wollte aber auch nicht den Namen Semskij Sobor. Und der Instinkt hat ihm vielleicht den richtigen Weg gezeigt. „Der Sobor", hat Paul Schuwalow 1880 gesagt, „für den unsere neuen Slawophilen so eingenommen sind, scheint mir die unbequemste Form politischer Vertretung. Parla-

mente kann man auflösen, wenn die Regirung nicht mit ihnen zu arbeiten vermag. Unsere Russen würden, sobald wir ihnen nicht den Willen thäten, einfach striken; sich weigern, an Berathungen mitzuwirken, deren Nutzlosigkeit festgestellt sei. Dadurch geriethe das Land dann in konstitutionelle Krisen, aus denen sich die Regirung nur mit vermindertem Ansehen, vielleicht unter schmählichen Bedingungen, retten könnte." Solche Krisis ist auch in der Reichsduma möglich. Der Name erinnert Volk und Kaiser wenigstens aber nicht an die altslawische Nothversammlung, deren Mitglieder weder Rechte noch Praerogative hatten und von der nur auf bestimmte Fragen eine (den Großfürsten und Gossudar nicht bindende) Antwort, ein unmaßgebliches Gutachten verlangt wurde. Von der Notabelnvertretung ists nicht weit bis zum Konvent.

Nikolai Alexandrowitsch ist im Mai 1868 geboren, im Mai 1891 in Otsu von einem japanischen Polizeisoldaten am Kopf verwundet worden. Zehnter Mai 1895: Admiral Makarow hat auf der Landkarte mit rothem Stift den Bezirk eingezäunt, den Japan nach dem Sieg über China herausgeben soll, und zwingt, im Beach-Hotel der Hafenstadt Tschifu, durch eine von Deutschland und Frankreich unterstützte Drohung die Männer von Nippon, die im Vertrag von Shimonseki ihnen zugesprochene Liau-Halbinsel und besonders schnell Port Arthur zu räumen. Vierzehnter Mai 1896: Rußland schließt mit Japan einen Vertrag, der Koreas Unabhängigkeit feierlich verbürgt, die Rechtsansprüche auf öffentliche Arbeiten abgrenzt und beide Kontrahenten verpflichtet, ihre Schutztruppe auf der Insel nicht über die Präsenzziffer von tausend hinaus zu erhöhen. Dreißigster Mai 1896: Nikolais Krönung in Moskau; auf dem Chodinkafeld werden dreitausend Menschen von Volksgenossen überrannt, erdrückt, zertreten. Achtzehnter Mai 1899: Nikolais Friedenskonferenz wird im Haag eröffnet. Erster Mai 1904: Kuroki kann melden, daß die Yalulinie geräumt, General Sassulitsch nach Tashantin zurückgeworfen ist. Achtundzwanzigster Mai 1905: Roschdestwenskijs Geschwader wird in der Koreastraße von Togo vernichtet. Das sind die wichtigsten Maitage aus dem Leben des Kaisers, dessen kraftlos himmelan strebender Sinn sich in irenischen Heilandswahn verstieg. Am zehnten Mai 1906 hat er die Reichsduma eröffnet. „Der arme Nika!"

Seine Haltung und seine Rede war gut. Zum ersten Mal

fühlte er sich im Innersten ruhig: er that endlich ja, was die beiden Kaiserinnen so lange erbeten hatten. Freiheit, Ordnung, Volksaufklärung, Wohlstand, Verjüngung des Russenreiches: Alles sehr hübsch, taktvoll, ohne Phrasenpomp. Sehr nett auch, daß er den Gruß an die Duma stehend verlas. Das Thun und Unterlassen der peterburger Machthaber zeugte nach den Monaten der Putsche oft von wiederkehrender Klugheit. Wer das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht, das Preußen, nach der Ueberzeugung des Herrn von Bethmann-Hollweg, nicht ertragen kann, für die hundert Millionen russischer Analphabeten fordert, ist ein Narr, auch wenn er den Professortitel trägt. Tocqueville (De la démocratie en Amérique) hat gesagt: „Je vois dans le double degré électoral le seul moyen de mettre l'usage de la liberté politique à la portée de toutes les classes du peuple. Ceux qui espèrent faire de ce moyen l'arme exclusive d'un parti et ceux qui lé craignent, me paraissent tomber dans une égale erreur.“ Und Taine: „Radikale Zeitungen werden behaupten, die indirekte Wahl stehle dem Volk seine Rechte. Die Behauptung wäre falsch; denn dieses Wahlsystem giebt keiner Klasse ein Vorrecht und wahrt das Interesse der größeren Zahl. Daß die Arbeiter der großen Städte damit nicht zufrieden sein werden, ist bedauerlich, aber ungefährlich, wenn die Regirung sich nicht sehr schwach fühlt; denn diese Arbeiter sind in der Minderheit und haben nicht das Recht, ihren Willen der Mehrheit als Gesetz aufzuzwingen.“ Vernünftig war auch die Umwandlung des Reichsrathes in eine Erste Kammer und das kühle Trachten, in dem Verfassungsgesetz und der Amnestie sich brauchbare Handelsobjekte zu sichern. Wäre der Verfassungentwurf dem Votum der Duma überlassen, die Amnestie ihr als Pathengeschenk ins Haus gebracht worden, dann hätte sie sofort viel mehr verlangt, als gewährt werden konnte. Das Selbstgefühl der Abgeordneten war freilich kaum noch einer Steigerung fähig. „Nicht zu bitten haben wir, sondern zu fordern.“ „Kein Festmahl, so lange irgendwo noch ein Märtyrer im Kerker schmachtet.“ „Militär, Polizei und Tshinowniks werden in diesem Saal nicht geduldet.“ „Die Autorität der Duma ist die höchste im Reich.“ So redeten die Männer der taurischen Montagne. Doch haben sie ohne Murren auch den Satz hingenommen: „Wer für das Volk Rechte heischt, darf das Recht des Kaisers nicht mißachten.“ Der Anfang war also nicht schlecht und die russische Welt ging noch nicht unter.

Der Muschik sah sich plötzlich von allen Seiten umbuhlt. Wenn das Allheilmittel der Bodenreformer empfohlen und die Frage gestellt wird, ob die expropriirten Grundherren Anspruch auf Entschädigung haben, ists mit holdem Schmeichelwort aber nicht abgethan; dann muß Farbe bekannt werden. Woher das Geld zur Entschädigung nehmen? Und weigert man sie, so flüchtet das vor weiterreichender Sozialisirung zitternde Kapital ins Ausland und die Russenwirthschaft verdorrt völlig. Dazu kommen die nationalen und regionalen Gegensätze. Tagt die Duma lange, dann ist ein Nationalitätenkampf unvermeidlich, gegen dessen barbarische Heftigkeit alles in Oesterreich Erlebte wie Kindergezänk klänge. Schlimm ist, daß so viele Ideologen gewählt werden; noch mehr als in die ersten deutschen Parlamente, denen sie die Kraft zu nützlicher Arbeit lähmten. Diese intellectuels bedenken nie, daß sie nur eine schmale Schicht bilden, erkennen nie das Interesse der Masse (oder schätzen es gering), wollen das Land nach dem Wunsch eines Häufleins Wurzelloser regiren und sichern sich durch pfiffige Schwatzkünste die Mehrheit. In Rußland sinds die Häupter der Konstitutionell-Demokratischen Partei (K.-D.; daher der Spitzname Kadeten, den Polen dem verhaßten Musterwort Hakatisten nachgeahmt haben). Diese Leute, hat Witte gesagt, sind unter einander ja gar nicht einig; haben verschiedene Wünsche, Temperamente, Ziele. Können sich trotzdem aber ein Weilchen in der Mehrheit behaupten. Ein anderer Minister, ein weimarischer, hat einst geschrieben: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität, denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkomodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne im Mindesten zu wissen, was sie will." In Rußland ists genau wie in Europa; und natürlich will man auch da seine Große Revolution mit Constituante und Convention haben. Die Bauern aber, nicht die Intellektuellen, werden den Lauf der Dinge schließlich bestimmen. Deren Landhunger wird nicht leicht zu stillen sein. Die nach Katharinas Geschäftsordnung gewählten Ausschüsse tagten noch, als Pugatschew aufstand und die russische Jacquerie begann. Mit Parlamentariern kann eine halbwegs kluge Regirung, die Etwas zu bieten hat, sich immer verständigen. Schon der Diätengenuß ist nicht zu verachten; der zur Mitarbeit Berufene sieht die Sachen ganz anders als der aus müßigem Neid Zuschauende; und die Hoffnung auf Titel, Wür-

den und Pfründen sänftigt selbst paganische Wildheit. Im Februar 1848 rief Odilon Barrot den Rebellen zu: „Gebt die Revolution auf, liebe Leute; sie ist nicht mehr nöthig. Stellt das Feuer ein: ich bin ja Minister.“ Und als Herr Clemenceau, der Verächter aller thronenden Gewalt, Minister des Inneren geworden war, machte er, am ersten Mai 1906, Paris zu einem Heerlager und erklärte, auf der Seite der Barrikade dürfe man ihn nicht suchen. Nikolai wäre der naivste Fant gewesen, wenn er auf den Rath der Zeitungschreiber gehört und den Kadeten schon jetzt Portefeuilles anvertraut hätte. Dazu ist in extremis noch Zeit genug. Wer angeln will, schleudert den Köder doch nicht, mit einem Wurf, ohne Leine ins Wasser.

„Gortschakow träumt, wenn er seiner Phantasie Audienz giebt, Reden, welche die Stimmung bewundernder Senatoren beherrschen und in Paris gedruckt und auf der Straße gekauft werden; der hohe Adel träumt englische Pairsstellungen und mirabeausche Erfolge; Miljutin aber, der Vertraute des Großfürsten Konstantin, Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern und der schärfste und kühnste Geist unter den Progressisten, ist zugleich der bitterste Adelshasser und denkt sich das künftige Rußland als Bauernstaat, mit Gleichheit ohne Freiheit, aber mit viel Intelligenz, Industrie, Bureaukratie, Presse, etwa nach napoleonischem Muster“. Von diesen russischen Typen, die Bismarck 1861 seinem Minister schilderte, ist noch keiner ausgestorben; und hinzugekommen sind eigentlich nur Intellektuelle und Bauern. Den politisirenden Professor kennen wir; die Vorzüge und die Mängel seiner Wesensart. Was aber von den Bauern zu hoffen, zu fürchten sei, wußte auch im Zarenreich kaum Einer. Werden sie den Begriff des Privateigenthumes, der ihnen im kommunistischen Landgemeindeverband fremd blieb, jetzt lieben lernen oder, wie so lange der Tyrannei des Mir, nun dem Geheiß des Agitators sich stumpfsinnig beugen? Für den Individualismus oder für marxischen Sozialismus stimmen? Sicher ist nur, daß sie Land fordern werden; und daß erst mit dieser Forderung die eigentliche Revolution beginnt. Noch ist, außer in der rauhen nordöstlichen Zone, das Gebiet der Latifundien eben so groß wie das des Bauernbesitzes. Der Mushik darbt; der adelige Gutsbesitzer (den Witte deshalb den Wächter des Grundkredites genannt hat) lebt von Hypothekenschulden, Waldverwüstungen und Nothverkäufen. Beide Gruppen werden von den schönsten

Reden nicht satt. Sie konnten sich zum Ruf nach der Amnestie verbünden und eine Weile andächtig die Vertreter der Intelligenz bestaunen. Muß der Interessengegensatz sie aber nicht bald wider einander waffnen? Und kann ein Ministerium Nikolais, das vor die ungewohnte Aufgabe gestellt ist, mit einer Oeffentlichen Meinung zu rechnen (einer russischen gar, die von einem zum anderen Tage jäh schwankt), stark genug sein, um diesen Bruderkrieg zu hindern? So lang der Zar das heilige Väterchen war, der auf leuchtender Höhe unumschränkt schaltende Statthalter Gottes, trug der Bauer in stummer Demuth sein Schicksal und murrte nicht, wenn ein Hungerjahr dem anderen folgte. Seit neun Jahren ist Nikolai entgottet, ein Kaiser, der die Gewalt mit gemeinem Volk theilen mußte; und der Bauer sitzt mit Bojaren im höchsten Rath. Wie lange wird er geduldig noch weiter darben?... Jeder Schritt ins Reussenreich führt den Wanderer vor neue Probleme.

Witte, der die Ehre des Parlamentsbringers erlangt hatte, konnte nicht Minister bleiben. Die haine inassouvie all Derer, die er nicht an die Krippe ließ, hätte ihm das Wirken unmöglich gemacht. (Auch Necker, der doch gebildeter, klarer und behender war, hat sich vor den Generalständen nicht lange gehalten.) Das Bodenproblem hätte ihm in der Duma noch mehr Schwierigkeiten bereitet als jedem Anderen. Er hat 1893 gegen Woronzow das Kollektiveigenthum der Landgemeinden verfochten und später den Mir das Unglück Rußlands genannt. In seinem allzu berühmten Immediatbericht über Semstwos und Autokratie hat er für die ungeschmälerte Fortdauer der Selbstherrschaft und gegen die Machtanmaßung der Provinziallandtage gesprochen. Er konnte nicht bleiben. Und Goremykin, der im Kampf um die Semstwos sein Gegner war, schien als Nächster zur Erbschaft berufen. Aber auch Necker ist aus Coppet noch einmal ins Ministerium zurückgekehrt. Witte konnte im Reichsrath für die Renaissance seines Ruhmes besser sorgen als auf einem Ministerstuhl; er hat sich in aller Hast wieder umgekleidet und schwärmt, als wäre er der jüngste der Kadeten, für Volksrechte und Freiheit. Warum nicht? „Wenn Nikolai ohne ihn nicht weiter kann, holt er ihn noch einmal zurück." Nur dann; und sehr ungern. Er mußte. Zum letzten Mal?

Mit Witte ist damals Graf Lamsdorff gegangen, der sein Geschöpf, seiner Künste williges Werkzeug war. Ein braver, treuer

Mann ohne Initiative, der den Asiatenkrieg nicht wollte, doch gegen Alexejew-Abasa-Bezobrazow nicht aufkam und Alles glaubte, was Baron Rosen ihm aus Tokio schrieb. Nun war Keiner mehr sichtbar, den die Duma für den Krieg und die Schreckenszeit verantwortlich machen könnte. Lamsdorffs Erbe wurde Herr Iswolskij. Der kannte die Welt, hatte im Vatikan nicht seine Meister gefunden und in Japan mehr gesehen als nach ihm der blinde Rosen. Seinem Ehrgeiz zeigte sich ein hohes Ziel; er sollte den Ruhm russischer Diplomatie erneuen und, wie einst mit Leo dem Dreizehnten, nun mit Eduard dem Siebenten einen modus vivendi schaffen. Britanien, Rußland, Frankreich, Japan, Italien durch Verträge zu Schutz und Trutz geeint, Amerika durch Kanada, die Philippinen und den ostasiatischen Markt hypnotisirt, Oesterreich durch das Balkanabkommen (Lamsdorffs einzige Leistung; und auch die hatte Lobanow längst vorbereitet) an Rußland gebunden, der Islam in Konstantinopel, Kairo, Fez belehrt, daß deutsche Worte ihm gegen britisches Handeln nicht helfen: Das wäre der Triumph des zärtlichen Onkels über den Neffen geworden.

Und wer regirt seitdem in Rußland? „Der Knabe da,“ sagte Themistokles einst zu seinen Freunden, „lenkt Griechenlands Geschick; er beherrscht seine Mutter, seine Mutter mich, ich gebiete den Athenern und die Athener den Griechen.“ Rousseau, der das Scherzwort stockernsthaft wiederholt, fügt hinzu, in den größten Reichen gebe fast immer eine winzige Hand heimlich den Stoß, der Alles in Bewegung setzt. So ists noch heute wahrscheinlich auch im Reich der Khane. Wenn die kranke Zaritza und Alexanders Witwe nicht seit Jahren so eifrig die Konstitution empfohlen hätten, wäre im Taurischen Palast nicht die Erinnerung an die Etats-Généraux und das Jeu-de-Paume erwacht. Europa spreizte sich freilich in dem Wahn, durch Rath und Beispiel die Wandlung bewirkt zu haben, und schwor, daß die Oeffentliche Meinung der wahre Regent Rußlands sei. Wer lacht? Nikolai Alexandrowitsch wollte in seinem Leidensbett besser liegen und hat sich drum auf die andere Seite gedreht. Wenn seine Russen wieder mit Pulver und Dynamit wirthschaften, findet der Patient die neue Lage eines Tages vielleicht noch unbequemer als die alte. Ob die Bauern dann aber noch für ihn zu haben sind? Nur die Probe kanns lehren.

Vielleicht ist sie nicht fern. Die Agrarreform ist klug begonnen,

noch aber nicht bis ans Ende geführt worden; und Goremykin heute ein verbrauchter Mann. Der Zwang zur Enthaltung von Alkohol (die Herr Hanotaux auch seiner Republik empfiehlt) wirkt auf die Volksmasse sicher wie Himmelssegen; erleichtert dem Finanzminister Bark (den russische Städterungeduld schon eine Niete schilt) aber die Amtsführung in böser Kriegszeit nicht. Wird die nach Frieden langende Gruppe Kriwoschein-Witte (der dem abtrünnigen Schüler Kokowzew wieder die Arme öffnen könnte) siegen oder noch einmal vom Ungestüm Iswolskijs überrannt werden? Die Frage ist in drei andere verknotet: ob das Kriegsglück sich völlig von Rußland wenden, das Stadtvolk und der Bauer, auch nach dem Verlust Polens, ruhig bleiben, der genesene Magus Rasputin in die Hofgunst zurückkehren werde. So lange die russische Herrschaft in Ostgalizien währt und dort das letzte Achtel der zweiunddreißig Millionen Ukrainer unter der Fuchtel hält, darf der hitzige Oheim zum sanften Neffen Nikolai sprechen: „Du hast, was Du begehrtest!" Mindestens so lange ist auch von der Reichsduma nichts Ernstes zu fürchten. Die ist ziemlich zahm geworden; wirds aber nur bleiben, bis die Patriotenstimmung verbraust ist. Das weiß selbst Sasonows staubgraue Einfalt: und peitscht drum, mit lahmender Kraft, alte Russenhoffnung aus dem Siechbett. „Die Meerengen! Konstantinopel!" Katharinas Heilmittel gegen die Zersplitterung ihrer ‚Kommission'. Als aus Frankreich die Blitze der Schreckenszeit über Europens Leib hinzuckten, schrieb, 1792, noch die Kaiserin, nach ihrem Tod solle die Landestrauer höchstens sechs Monate („je kürzer, desto besser"), das Verbot von Volksfesten höchstens sechs Wochen währen, stets aber für die Erfüllung ihrer Hauptwünsche gearbeitet werden; des ersten: daß Großfürst Konstantin einst als Griechenkaiser am Bosporus throne; des zweiten: daß die Prinzen von Württemberg, überhaupt „Halbdeutsche" in die Geschäfte des russischen und des griechisch-orientalischen Reiches niemals dreinreden dürfen. Seit dem zehnten Mai 1906 hat sich weder die Krankheit noch die Behandlung im Wesentlichsten geändert. Und der kriegerische Geist, den Rousseau vermißte, ist noch heute nicht gestärkt. Für die Bauern und für die Industrie wurde viel gethan; nicht genug, um in windstillen Tagen Zufriedenheit zu sichern. Nikolai kann noch bereuen lernen, daß er dem Damenrath folgsam war. Bald wird wieder Mai.

(Am dreißigsten Januar hatte ich hier gesagt: „Von den Thaten der Galizischen Legion haben wir weniger gehört als von dem Verrath und der Ausspähung, deren Oesterreichs Heer sich auf seinem Vormarsch und auf seinem Rückzug kaum zu erwehren vermochte; und die Thatsache, daß fast siebenhundert Staatsbeamte, also Polen, der Mitwirkung zu solchem Trachten verdächtigt wurden, müßte Jeden, der nicht blind sein will, lehren, was ist.“ In einem Offenen Brief sagt mir Herr Dr. Ladislaus Ritter von Jaworski, „Präsident des Obersten Polnischen Nationalkomitees“, die Legionen seien Polens Stolz und ihre Leistung verdiene die höchste Bewunderung. Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln; hatte von diesen Heldenthaten aber bisher nicht gehört. Herr von Jaworski behauptet dann, ich habe „siebenhundert Polen des schnödesten Verrathes bezichtigt“, und fordert mich auf, „Beweise für diese Beschuldigung zu liefern“. Ich hoffe, daß seine erste Angabe auf festeren Füßen steht. Bezichtigt? Nein. Verdächtigung erwähnt. Will der Ritter die leugnen? Bestreiten, daß in Galizien Tausende verhaftet, fast siebenhundert Beamte verdächtigt wurden? Nicht nur von ukrainischen Polenfeinden kam mir die Kunde: auch aus deutschen Denkschriften ganz und gar Unbetheiligter. Wie viele Verdächtigte einer Schuld überführt wurden, wird das Urtheil steirischer Gerichte zeigen. Daß wir darüber und über „Beweise“ erst nach dem Krieg rückhaltlos reden können, weiß der Schreiber des Offenen Briefes eben so gut wie ich. Daß ihm „schwer fällt, seine Entrüstung zurückzuhalten“, bedaure ich; jetzt aber ist Rüstung unentbehrlich, Entrüstung schädlich; und nicht die Behörde nur verbietet lauten Streit. Deshalb citire ich heute nichts aus der Flugschrift über „die russische Propaganda und ihre polnischen Gönner in Galizien“, lasse die grazer Blätter ruhen und frage nicht einmal, warum zu uns, den Bundesgenossen, aus Oesterreich nur offene Briefe gelangen. Jaget, Ritter und Knappen, den Feind aus Habsburgs Reich; dann können Entrüstete in Ruhe weiter reden.)

Faselnacht.

„Am Ausgang dieses Krieges werden Briten und Franzosen einander so fest verbündet sein, wie niemals in der Geschichte zwei Völker waren. Wir Engländer haben noch nicht hassen gelernt. Weil unsere Behaglichkeit noch nicht gestört worden ist. Kommts

dahin, dann wird sich zeigen, ob wir hassen können. Drei Menschenalter hindurch war diese Empfindung uns fern; ich bin begierig, zu wissen, wie sie nach der Auferstehung aussehen würde. Das neue Freiwilligenheer (mein Junge ist Lieutenant bei den Irish Guards) wirkt höchst stattlich und die Mannschaft glüht von Eifer. In meiner Gegend lagern zwanzigtausend Mann; prächtige und gescheite Kerle. Sie fragen die Verwundeten, die ja schon in dichter Schaar heimgekehrt sind, nach Wesen und Sitte der Deutschen. Dann hören sie: ‚Ohne sein Material ist der Boche nichts.‘ Oder: ‚Nur im Schießgraben ist der Deutsche was werth.‘ Schließlich entscheidet in jedem Krieg die Gewehrleistung. Wir werden im Frühjahr eine Million Menschen, vielleicht noch mehr haben. Politik? Daran haben sich, leider, beide Länder den Magen verdorben. Muß man aber zwischen zwei Uebeln wählen, dann, scheint mir nachgerade, taugen für die Wirrniß solchen Krieges halb verseuchte Demokratien noch eher als eine ungeheure, vollkommene Maschine, in der jedes kleinste Rädchen in Ordnung ist, die aber Maschine bleibt. Fast alle Männer, mit denen ich in meiner Jugend verkehrte, und viele, die ich später kennen lernte, sind tot, verwundet oder gefangen. Ich komme mir wie eine unnützlich ragende Cheops-Pyramide vor. Alle aber sind in bester Stimmung gestorben. Ich sage zu Jedem, was Jeder zu mir sagt: Der Krieg wird drei Jahre dauern. Im Innersten zweifle ich; mir scheint: nicht an Feuer, doch an Brennholz fehlts. Auch frage ich mich, wie lange der Boche aushalten werde, wenn er den Feind im Haus hat. Das Handeln seiner Truppen gegen Unbewaffnete zeigt einen so unsauberen Sadismus, daß ich nicht sicher bin, ob diese Leute einer irgendwie rauhen Behandlung auf ihrem eigenen Boden Stand halten werden. In diesen Zweifeln bestärkt mich der Inhalt der deutschen Presse: so drückt ein großes Volk seine Gedanken nicht aus. Jetzt erzählen sie drüben, eigentlich habe Deutschland stets Frankreich geliebt und würde sich noch heute am Liebsten mit ihm verständigen, um sich in voller Freiheit danach gegen England zu wenden. Im Grund ists ein merkwürdig einfältiges Volk; ihre Bösartigkeit scheut keine erdenkliche Mühe; aber sie bleiben Tölpel. Was ich thue, dünkt mich unwichtig; Alles. In manchen Stunden ekelt Einen die Tinte. Seien wir, dennoch, froh, diese Zeit zu erleben. Das Ende wird uns sicher günstig und der Wiederaufbau Europas ein sehenswerthes

Schauspiel sein. Sind wir dann schon tot: unsere Völker werden leben und eine neue Welt schaffen. Die harte Monotonie des Krieges lastet mit doppeltem Gewicht auf uns, die nicht kämpfen, uns ganz dem immer gefährlichen Zeitvertreib des Nachdenkens hingeben und Keinem was zu Leid thun können. Wenn unsere Jungen von der Front heimkehren, schelten sie, weil wir zu ernst seien. Der eine, der Seemann, fragte mich neulich ganz harmlos, ob mir Unangenehmes geschehen sei, und begriff nicht, warum ich zu lachen anfing. Wir, Franzosen und Engländer, hatten uns an die Presse, wie an andere Erregungmittel, gewöhnt. Daß Rußland den Wodka verbot, war Kleinigkeit im Vergleich mit der Sperre Dessen, was wir ‚Nachrichten' nennen. Diese Stimulantien sind nicht leicht zu entbehren. Der Boche erhält eine genau abgewogene Portion sorgsam sterilisirter ‚Nachrichten'; und kann Behauptungen und Drohberichte in die Zeitungen der Nachbarländer schmuggeln. Die lesen wir, wie, während einer Entwöhnungskur, der Alkoholiker Spiritus oder Eau de Cologne kauft; und natürlich bekommt es auch uns schlecht. Dazu das trübe Wetter! Das wirkt auf die Galle. Ich könnte Nässe, Schmutz, Tümpel, fallende Dachziegel zum Gegenstand eines Gedichtes machen, das Ihnen die Thränen ins Auge triebe. Reden wir lieber von Anderem. Der Ton der Engländer hat sich gewandelt. Sie, der unser Volk kennt, werden aus einer kleinen Geschichte den richtigen Schluß ziehen. Ein Verwundeter sagt zu Neulingen, die an die Front sollen: ‚Man darf nicht in Wuth gegen die Deutschen kommen.' Lange Pause. ‚Man darf nicht in Wuth gegen die Boches kommen: sonst zielt man schlecht.' Alle finden die Lehre richtig. Die Heimkehrenden reden ruhiger als zuvor; was sie über die Deutschen sagen, klingt jetzt höflicher. Das rechne ich zu den erfreulichen Indizien. Mir und Allen ringsum ist leid, daß unsere Presse so zornig über die Geschichte von Hartlepool, Whitby und Scarborough sprach. Vielen Leuten, die für ihr Behagen nicht das Geringste fürchteten, ist die Beschießung sehr nützlich geworden. Unsere jungen Armeen habe ich gründlich betrachtet. In diesen Freiwilligen ist eine neue Kraft, eine neue Welt. Die Rekruten kommen aus unseren Schützenvereinen und schießen vom ersten Tag an leidlich. Das ganze Land wandelt sich sacht in ein Heerlager; nur alte Leute sieht man noch ohne Uniform. Um unserer Sache ganz sicher zu sein, müssen wir die Soldaten-

zahl noch verdoppeln. Unsere Kanadier würden Ihnen Freude machen; ihre französischen Offiziere sprechen die herrliche Sprache des achtzehnten Jahrhunderts, ‚die reine', sagen sie, denen Euer pariser Argot mißfällt. Wunderlich ist Eure Gutmüthigkeit, die das Vorurtheil hinnimmt, in Frankreich lebe ein leichtfertiges Volk. Dem Fremden fällt gerade die Zähigkeit Eures Stammes auf. Ich glaube nicht, daß ein anderes Volk ausgehalten hätte, was Ihr seit fünf Monaten aushaltet. Die Zeit, die ich an den Versuch gesetzt habe, mich in die Psyche des Boche einzufühlen, konnte ich besser verwenden. Staunend sehe ich, was ich nie für möglich gehalten hatte: ein ganzes Volk im Zustand höchster Erregtheit (orgasm). Ein Weibervolk. Und durch all die Tollheit, durch die wirre Fülle der Gräuel fühle ich etwas komisch Kleinstädtisches. Diese Civilisation bleibt mir unverständlich. Als Rußland, vor einem Vierteljahrhundert, Indien bedrohte, habe ichs nicht geliebt; doch ich liebte und verstand die russischen Offiziere und Rußlands Denken war immerhin menschlich, duldsam, vielfarbig, von üppigem Reichthum. Welchem Ziel aber strebt der deutsche Gedanke zu? Will er im Paradeschritt durch eine Reihe von seinen Philosophen eingerichteter Höllen marschiren und sich selbst anbeten, weil seine Aufschirrung so lauten Lärm macht? Die Araber ließen wenigstens die Wahl zwischen dem Islam und dem Säbel; der Boche kennt nur noch die Philosophie des Säbels. Wie Sie ganz richtig sagen, handelt sichs um einen tollwüthigen Hund; nur auf den Tod des armen Thieres kann man hoffen. Dieser Tod wird, wenn ich nicht irre, manchmal durch jähen Bluteindrang ins Hirn bewirkt." (Herr Rudyard Kipling an einen Franzosen.)

„Die russische Regirung hat der französischen angezeigt, daß sie, weil ihre Industrie alles Nöthige liefere, die in Frankreich bestellte Munition nicht mehr brauche. Das, sagte uns ein in Genf lebender Russe, dürfte Sie nicht überraschen. ‚Rußland kann so viel Waffen und Munition herstellen, wie es will. In der Hauptstätte der Fabrikation sind dreißigtausend Arbeiter, in Eisenhütten und Hochöfen, thätig. Die Riesenhütten von Barantscha machen nur Geschosse. Bei Putilow, unserem petrograder Krupp oder Schneider, arbeiten fünfzigtausend Mann Tag und Nacht. Aus Sormowo, bei Nischnij-Nowgorod, kommen Kanonen und Wagenzüge. In Zarizin fabrizirt ein großes französisches Werk Kriegsgeräth;

ein anderes Werk dieser Art ist in Briansk. Die russische Militär-industrie ist heute mindestens eben so leistungfähig wie die irgend-eines anderen Reiches. Und unsere Wirthschaft ist die einzige, die vom Krieg nichts zu fürchten hat. Den Deutschen fehlt jetzt schon Kupfer: wir haben mehr, als wir je verbrauchen können. Das gilt auch für Blei und Kohle. Sibiriens Kohlenschatzkammer ist uner-schöpflich. Die englische Kohle, die vor dem Krieg, weil sie billiger war als die aus dem Ural, in Petrograd verbrannt wurde, ist ohne Unbequemlichkeit zu entbehren. Petroleum liefern wir der ganzen Welt. Außer den bekannten Quellen bei Baku, Grosnij-Maikop und in der Petschora giebts, zwischen Ural und Kaspischem Meer, eine neue, die Europas Bedarf für das nächste Halbjahrhundert befriedigen kann. Feldfrüchte haben wir in Ueberfülle, seit die Aus-fuhr verboten ist; und der Viehpreis ist viel niedriger als in dem bil-ligsten Lande des Westens. Das Alkoholverbot hat noch nützlicher gewirkt, als man ahnen konnte. Wir sind wohl die Einzigen, die sagen dürfen, daß es dem Volk jetzt besser geht als vor dem August. Nur Salpeter haben wir nicht selbst. Aber der Weg von Chile ist offen und über den Stillen Ozean und die Transsibirische Bahn kommt, was wir brauchen. Salpeter: da ist Deutschlands schwächste Stelle. Ich glaube nicht, daß mans aushungern kann; Menschen hats noch genug und Kupfer kann es vielleicht durch ein anderes Metall er-setzen. Wenn den Engländern aber gelingt, die Salpeterzufuhr ganz zu sperren, müssen sie schließlich siegen. Für einen Krieg von zwölf oder achtzehn Monaten reicht Deutschlands Vorrath nicht. Und dann ists aus' ... Weder in West noch in Ost, weder auf der deutschen noch auf der austro-ungarischen Seite hat der Feldzug von 1914 die Politik an das Ziel geführt, das sie erreichen wollte. Im Jahr 1915 verfügen beide Reiche nicht mehr über die selben Kräfte wie am Anfang des Krieges; an sich und im Verhältniß zum möglichen Aufwand der Gegner sind sie schwächer geworden. Können Deutschland und Oesterreich-Ungarn noch hoffen, durch Waffenerfolge zu gewinnen, was ihnen der Krieg bringen sollte? Vielleicht, wahrscheinlich sogar werden sies versuchen; nur ver-wegene Pläne können ja aus unbequemer Lage erlösen. Die Aus-führung eines Strategenplanes, der, im Gegensatz zu dem von 1914, zuerst Rußlands Macht brechen und dann, während das befreite Oesterreich-Ungarn sich wieder dem Balkan zuwendet, den

Rückstrom nach West gestatten soll, böte ein schönes militärisches Schauspiel. Gelingt dieser Plan nicht so völlig, daß die germanischen Reiche ihren Anfangswunsch erfüllt sehen, dann bereitet er vielleicht vor, was man ‚ehrenvollen Frieden‘ nennt: einen Frieden, in dem der Sieger nicht alle Bedingungen, die er dem Besiegten aufzwingen wollte, durchzusetzen vermag.“ (Journal de Genève.)

„Um den russischen Kreuzer Semtschug bei Pulo-Penang überfallen zu können, hatte die Emden die russische Flagge gehißt. Um in die Irische See Minen zu legen, hatten deutsche sich in neutrale Fischdampfer umgeschminkt. Trotzdem klagt im Deutschen Reich jetzt die Presse aller Parteien die Engländer der Völkerrechtsverletzung an. Wenn englische oder neutrale Schiffe sammt den Fahrgästen in den britischen Gewässern oder im Kanal vernichtet werden, ists ihre Schuld. Sie brauchten nur den Deutschen Lebensmittel zu liefern; und haben für das Verbrechen der Briten und Franzosen zu büßen, denen sie erlauben, wider alles Recht Deutschland auszuhungern. Das vergilt ihnen nach Gebühr. Die Piratendrohung gegen Handelsschiffe, die Bomben, die aus der Luft auf wehrlose Bürger geschleudert werden: mit solchen Prahlergesten hoffen die Deutschen ihre Gegner niederzuzwingen. Wie unsinnig ihre Psychologie, wie falsch ihre Rechnung war, werden sie eines Tages einsehen. Auch, wie abscheulich ihr Verfahren ist? Daran darf man zweifeln. Nach ihrer Meinung schafft nur die Germanenkraft das Recht. Das giebts nur für sie. Verträge, die ihnen unbequem werden, sind ‚ein Stück Papier‘; und Völker, die anders denken, trifft zorniger Haß. Was die Deutschen Recht nennen, ist die Verneinung allen Rechtes. Deshalb darf der Krieg erst enden, wenn ihnen die Kämpfer für die Freiheit und Ruhe der Welt unmöglich gemacht haben, einen neuen Krieg anzufangen... Ueber die angebliche anglo-belgische Verschwörung, die Deutschland ausschreit, hat das londoner Auswärtige Amt klare Auskunft gegeben. Die Behauptung des deutschen Kanzlers, England sei 1911 entschlossen gewesen, ohne Zustimmung der belgischen Regirung Truppen in Belgien zu landen, ist als durchaus falsch erwiesen worden. Sie stützt sich auf Papiere, die in Brüssel gefunden wurden und, aus den Jahren 1906 und 1911, über Gespräche englischer mit belgischen Offizieren berichten. Die Thatsache, daß weder im Kriegsministerium noch im Auswärtigen Amt Englands

irgendeine Notiz über diese Gespräche liegt, beweist schon, daß sichs nicht um offizielle Vereinbarungen gehandelt haben kann und daß nichts einem militärischen Abkommen Aehnliches beschlossen wurde. Ehe ein Gespräch begann, sagten die Engländer deutlich, daß sie nur zur Erörterung der Frage bereit seien, wie England, im Nothfall, Belgiens Neutralität schützen könnte; und die Belgier schrieben selbst an den Rand ihres Berichtes: ‚Erst nach deutscher Verletzung unserer Neutralität würden die Engländer einmarschiren. Im Jahr 1911 sagte der belgische Offizier zu dem britischen Kameraden: ‚Nur mit unserer Zustimmung dürften Sie landen‘. Und 1913 gab Sir Edward Grey den Belgiern die bindende Zusicherung, daß keine britische Regirung je Belgiens Neutralität verletzen werde; ‚so lange sie nicht von einer anderen Macht verletzt ist, werden wir niemals Truppen hinüberschicken‘. Wenn der Kanzler den Anlaß zu diesen Gesprächen kennen zu lernen wünscht, braucht er sich nur eines Vorganges zu erinnern, der ihm bekannt geworden sein muß. Vom Rhein bis an die belgische Grenze hatte Deutschland, durch unfruchtbares und dünn bevölkertes Gelände, ein dichtes Netz strategischer Bahnen gelegt, die einen plötzlichen Ueberfall Belgiens (wie er im August ja auch unternommen wurde) ermöglichen sollten. Diese eine Thatsache genügt zur Erklärung der Gespräche Belgiens mit den Mächten, die sich verpflichtet hatten, die Neutralität zu achten, so lange sie nicht von einer anderen Macht verletzt worden sei. Nur auf dieser Grundlage hat Belgien verhandelt; nie auf einer anderen. Da der Kanzler sagte, er hätte, wenn ihm die Gespräche von 1906 und 1911 bekannt gewesen wären, den deutschen Einmarsch nicht ein Unrecht genannt, muß man annehmen, daß nach dem Gesetzbuch des Herrn von Bethmann aus Unrecht geschwind Recht wird, wenn der vom Unrecht Bedrohte es vorausgesehen und sich dagegen zu schirmen versucht hat. Wer sich zu ehrwürdigeren Grundsätzen bekennt, wird billigen, was Kardinal Mercier in seinem Hirtenbrief gesagt hat: ‚Belgien hatte die Ehrenpflicht, seine Unabhängigkeit zu vertheidigen: und war seinem Schwur treu. Die anderen Signatarmächte waren verpflichtet, Belgiens Neutralität zu achten und zu vertheidigen. Deutschland hat den Eid gebrochen, England hat ihn gehalten. Das sind die Thatsachen‘... Die internationalen Anleihen, denen die Unterschriften Frankreichs, Englands und Rußlands die

stärkste aller erdenklichen Bürgschaften geben, ermöglichten ihnen, einander, zu gleichen Theilen, die Vorschüsse zu gewähren, die nöthig sind, um den Kampf gegen die germano-türkische Gruppe weiterzuführen und den zur Mitwirkung bereiten Staaten den Eintritt in den Krieg zu erleichtern. Das in Paris geschlossene Finanzbündniß hat aber auch handelspolitische Ziele. Die drei Reiche wollen in den neutralen Ländern gemeinsam einkaufen. Rußlands Ausfuhr ist durch eine Schlachtfront von achthundert Kilometern nach Westen gesperrt; nur Schwedens und Rumäniens Grenzen sind ihm offen. Nur von Archangel und Wladiwostok aus kann es in Kriegszeit über See exportiren. Die Ausfuhr der russischen Vorräthe, besonders der Getreidemengen, muß erleichtert, muß nach England, Frankreich und in neutrale Länder gelenkt werden. Den drei Reichen kann weder Geld noch Kredit, weder Kriegsgeräth noch Nahrung fehlen. Das Bündniß ballt all ihre Kräfte, militärische, diplomatische, wirthschaftliche, zu unwiderstehlicher Gewalt ... Der alte Herr Hoskier, der am siebenten Februar gestorben ist, war nicht nur ein hoch geachteter Bankier, sondern auch einer der ersten Vorarbeiter des franko-russischen Bündnisses. Als Däne hatte er am kopenhagener Hofe werthvolle Verbindungen, wurde in den engeren Kreis der Kaiserin Maria Fjodorowna zugelassen und vermochte, durch strenge Rechtlichkeit und unermüdliche Geduld, das Vorurtheil zu tilgen, das gegen Frankreich im Hirn des Zaren entstanden war. Mit dem Finanzminister Wyshnegradskij verständigte er sich 1889 über die erste pariser Russenanleihe. Alexander der Dritte empfing ihn, lobte seine Leistung und sprach: ‚Ein Glück, daß ich nicht mehr den Stiefelabsatz der Deutschen fühle!' Ein paar Jahre danach, als das Abkommen fruchtbar geworden war, bat der Kaiser den klugen Bankier, den Serben aus ihrer Finanzschwierigkeit zu helfen. ‚Ich empfehle Ihnen meine Kinder.' So kam die erste Serbenanleihe auf unseren Markt. Dem Ministerium des Auswärtigen war Hoskier stets ein willkommener Mitarbeiter. Die Menge kannte ihn nicht ... Fürst Suzo, der rumänische Militärbevollmächtigte in Paris, hat auf die Frage, was er über den Krieg denke, geantwortet: ‚Ich glaube, daß der Dreibund siegen wird. Der Besuch des Kriegsschauplatzes hat mir alles Günstige bestätigt, was ich über die Organisation des Intendanturbetriebes, über den Muth, die Ausdauer und Stim-

mung Ihrer Truppen gelesen hatte. Deutschland, das seine Höchstleistung nicht mehr wiederholen kann, gleicht einer belagerten Riesenstadt und wird fallen, wenn ihm Lebensmittel und Munition fehlen. Auf eine Entscheidungschlacht ist in der Zeit der Grabenkämpfe nicht zu rechnen. Im Abnützungskrieg siegt der zu längerem Widerstand Fähige. Das verstopfte, vereinsamte (Oesterreich zählt ja nicht mehr) Deutschland muß unterliegen. Wie schwer ihm jetzt schon die Offensive wird, haben die Gefechte bei Soissons gezeigt, die den Deutschen ungeheure Verluste und winzigen Ertrag brachten.' Aehnlich klang das Urtheil des Hauptmanns Amundsen, der bis in die neuste Zeit Schwedens Militärbevollmächtigter war. ,Vom Generalissimus bis zum einfachsten Krieger, vom Großen Hauptquartier bis in den unwohnlichsten Schützengraben fand ich den selben unerschütterlichen Glauben an Frankreichs Sieg, an den Endtriumph. Diese Zuversicht drückt sich nicht in Prahlerei, in tönenden Reden aus, sondern in kurzen Worten, entschlossenen Geberden, einträchtigem Handeln, manchmal sogar in Scherzen. Die gute Laune des französischen Soldaten war längst bekannt; seine Ausdauer wird jetzt von der ganzen Welt bewundert'... Seit dem Kriegsanfang hat Frankreichs Außenhandel, Einfuhr und Ausfuhr, um 3253½ Millionen abgenommen. Der Waarenaustausch mit unseren Kolonien, mit den Verbündeten und den Neutralen wurde um eine halbe Milliarde im Monat geschmälert. Die Herrschaft über das Meer giebt uns die Möglichkeit, auf dem Weltmarkt den Platz zu erobern, auf dem bisher unsere Feinde saßen. Was uns neue Absatzstätten öffnen, neue Kundschaft gewinnen kann, muß geschehen. Gerade in einem Abnützungskrieg ist der Wohlstand der Wirthschaft ein Hauptbestandtheil der Landesvertheidigung ... Der Komponist Puccini protestirt gegen den Verdacht, er habe gegen die Beschießung der Kathedrale von Reims protestirt. Männer, die ihrer italischen Heimath mehr Ehrenglanz verleihen, der große Dichter D'Annunzio und der bedeutende Historiker Ferrero, haben das Bekenntniß zu anderem Glauben nicht gescheut. Herr Puccini, dessen Werke in Paris viel zu oft aufgeführt wurden, hatte allen Grund, dem französischen Publikum dankbar zu sein. Er hat wohl aus Deutschland noch höheren Aufführungtribut bezogen: und will deshalb seine deutsche Kundschaft nicht verstimmen. Das freut uns, weils beweist, daß in Deutsch-

land der Geschmack noch schlechter ist als bei uns. Aber die Haltung des Herrn Puccini ist nicht nur unfreundlich gegen Frankreich: sie ist eines Künstlers unwürdig. Und deshalb muß der Entschluß des Leiters der Komischen Oper gelobt werden, der auf die Wiederholung puccinischer Werke verzichtet hat . . . Die Verwendung fremder Flaggen galt längst als eine unter bestimmten Umständen erlaubte Kriegslist. Drei berühmte französische Seemänner, Surcouf, Suffran, Vence, haben diese List angewendet; und daß England sie nicht verpönt, bewies es, als sein Flottenchef dem Kommandanten der Emden, der die russische Flagge gehißt hatte, seinen Degen ließ und alle Kriegerehren gewährte. Das war nach einer Rechtsverletzung nicht möglich. Deutschland nimmt das Recht auf die falsche Flagge also zwar für seine Schiffe in Anspruch, verbietet aber anderen die Nachahmung des Brauches." (Le Temps.)

Herr Delcassé, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, war in London, wurde vom König empfangen, hatte lange Gespräche mit den Ministern und telegraphirte aus Folkestone an Grey: „Vor meiner Abreise muß ich Ihnen sagen, wie dankbar ich für die Aufnahme bin, die ich bei Seiner Majestät und bei der Regirung Großbritaniens gefunden habe. Mich bewegt die Erinnerung an den Tag, da ich, vor fast zwölf Jahren, den Präsidenten Loubet begleitete, der den Besuch Eduards des Siebenten erwiderte. Damals beschlossen unsere Regirungen ein friedliches Abkommen. Gemeinsame Feinde haben es nun in ein Schutz- und Trutzbündniß umgewandelt. Nach den Gesprächen mit Eurer Excellenz ist mein Vertrauen auf das glückliche Ende des furchtbaren Kampfes, in dem Englands Volk seine ererbten Eigenschaften, Kraft und Ausdauer, zu zeigen vermag, noch fester geworden." Grey antwortete: „Herzlich geselle ich mich dem Empfinden Eurer Excellenz. Wir werden Ihr bewährtes Freundschaftgefühl niemals vergessen. Die Regirung Seiner Majestät hat sich Ihres Besuches besonders gefreut, weil er in die Zeit fiel, wo Franzosen und Engländer in Eintracht mit ihren Bundesgenossen in dem uns aufgezwungenen Krieg einen haltbaren Frieden erstreben, der uns vor der Gefahr deutschen Angriffes schützt und die Freiheit Europas sichert." Die Sprache beider Männer ist leidlich; nichts von Barbarei und Zermalmung (auch nichts von Elsaß-Lothringen). Ein anderer Minister der Republik hat den Gipfel der Frechheit

erklettert: der geschniegelte Herr Malvy, dem das Innere anvertraut ist. Der hat in der Kammer gesagt, den Frauen und Mädchen, die gewaltsam von feindlichen Kriegern geschwängert wurden, sei von Amtes wegen, um sie vor Abtreibung und Kindesmord zu behüten, jeder mögliche Schutz zu gewähren. Er werde Vorschläge machen, durch deren Annahme das Geheimniß der Geburt in solchen Fällen gewahrt, jede Ursprungsspur verwischt und der Mutter dennoch ermöglicht werde, ihr Kind wiederzufinden. Zweck des Geredes: den Glauben zu stiften, daß ganze Schwärme französischer Frauen und Mädchen wider ihren Willen von deutschen Kriegern geschwängert worden seien. Diesen Versuch (und die hundertmal, auch von Behörden, wiederholte Anklage, von deutschen Truppen seien wehrlose Bürger, Greise, Frauen, Kinder, beim Angriff oft als Vorhut und Deckung benutzt worden) sollte unsere Heeresleitung nicht, wie die Verleumdungen, die ungreifbare Schreiber in die Welt spritzen, mit schweigender Verachtung hinnehmen.

Nur eine Stimme noch; aus dem Lager des Genossen von gestern. „Der größte Theil des Kartenhauses, das Oesterreich hieß, ist eingestürzt; und schon wird das Antlitz des wahren Herrn sichtbar: das Antlitz, die Uniform Germaniens. Deutschland übernimmt, weil es ein Gläubigerrecht zu haben wähnt, sacht die Verwaltung des vom Bankerot bedrohten Hauses. Da es nicht gewöhnt ist, fremde Rechte zu achten, dehnt das Deutsche Reich seinen Hypothekenanspruch auf österreichische Bezirke, in denen es nichts zu suchen hätte. Längst hat es sich, für den Fall österreichischen Zusammenbruches, die Erste Hypothek auf Triest gesichert. Vielleicht hat Fürst Bülow die italienische Regirung höflich an das hohe Alter dieser Hypothek erinnert. Man könnte ja behaupten, sie stamme aus den Tagen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Oesterreich, das sich für die Rechtsnachfolgerin dieses Reiches ausgab, fügte Triest und Trient dem Deutschen Bund ein; und beide Städte wurden 1848 aufgefordert, Vertreter in den Bundestag, nach Frankfurt, zu schicken. Sie wollten nicht. Oesterreich ernannte den Preußen Hagenauer zum Abgeordneten von Triest. Jetzt, wo Oesterreich allmählich hinter Deutschland verschwindet, wird der alte Rechtsanspruch wohl stärker als zuvor betont. Italien soll ausgeschlossen werden. Die Kaiserreiche haben sich schon vor dem Krieg über Triest verständigt. Das geschah in

den Tagen der heimlichen Verschwörung: als die Kriegsparteien Berlins und Wiens Fühlung genommen hatten und Wilhelm der Zweite den Erzherzog Franz Ferdinand besuchte. In Konopischt wurde der Triumphzug der austro-germanischen Heere bis ins Kleinste vorbereitet. Wilhelm gestattete dem Verbündeten, Serbien zu überfallen und mit Waffengewalt sich den (seit dem Sieg des Balkanbundes gesperrten) Weg nach Saloniki zu bahnen; als Entgelt wurde dem Kaiser Triest zugesagt." (Secolo.) Nur Triest? Außer Böhmen, Mähren, den Alpenländern nichts weiter? Das Trentino und Siebenbürgen müssen wir mindestens noch erschachern. „Wir wer'n kein' Richter brauchen." Und vielleicht schilt Frankreich dann nicht einmal. Die Firma Barrère & Carrère, die in Rom das Geschäft der Republik führt, stöhnt ja, Italiens Volk wüthe zwar gegen die deutschen Barbaren, auf den Hügeln der Gesellschaft sei aber Mancher zu erblicken, der den Begriff der Unparteilichkeit mit dem bequemer Gleichgiltigkeit verwechsele und die Pflicht der Neutralität zu erfüllen glaube, wenn er handle, wie einst der römische Prokurator Pontius Pilatus that.

West.

In einer Note, deren Verfasser mit allzu hörbarem Eifer sich in höflichen Ton zwang, sagt die Regirung der Vereinigten Staaten: „Wenn die Führer deutscher Kriegsschiffe, weil sie glauben, unsere Flagge werde mißbraucht, auf hoher See ein amerikanisches Schiff oder das Leben amerikanischer Bürger vernichten, werden wir darin eine unentschuldbare Verletzung des Neutralenrechtes erblicken und genöthigt sein, die Regirung des Deutschen Reiches für solches Handeln ihrer Marinebefehlshaber ohne Nachsicht verantwortlich zu machen und alles zum Schutz von Leben und Eigenthum amerikanischer Bürger auf hoher See Erdenkliche zu thun. Wir erwarten und hoffen aber zuversichtlich, daß die Kaiserlich Deutsche Regirung versprechen kann und will, sie werde amerikanische Schiffe und Bürger nur der Durchsuchung, nirgends anderer Belästigung durch deutsche Marinemannschaft aussetzen." Diese Hoffnung wird enttäuscht werden; muß: sonst wäre die Ankündung unseres Admiralstabes, vom achtzehnten Februar an gelte alles englisch-irische Gewässer als Kriegsgebiet, nur „ein Stück Papier". Widerhall und Wirkung waren vor dem Erlaß zu wägen; jetzt ists zu

spät. England will uns, wir wollen England die Zufuhr von Nährmitteln und Rohstoffen sperren. Nur lückenlose Sperre kann schnell nützen; nicht Läpperei. Versicherungraten, deren Höhe den Privatmann abschreckt, könnte der Staat auf sein Konto nehmen. Wenn irgendwo, muß hier die Losung (trotzdem Herr von Bethmann sie nicht liebt) lauten: Alles oder nichts. Wer einzuschüchtern ist, darf nicht ins Feuer. Soll Deutschen nachgesagt werden, sie haben „Piratenstreiche“ angekündet, seien vor dem ersten Widerspruch aber ins Mausloch gekrochen? Kein Wehgeschrei, keine Drohung dringt in Deutschlands Ohr. Sachverständige haben das Mittel, als das einstweilen wirksamste, empfohlen; für den Marsch nach Gibraltar, Suez-Kairo, Kalkutta haben wir heute noch nicht die nöthigen Wege und Heere frei. Die Belästigung der Vereinigten Staaten ist nicht unerträglich. Ihre Bürger können sich des Daseins freuen, auch wenn sie ein paar Monate lang nicht nach England reisen noch Waare verhandeln. Ward mit ihnen denn das Recht geboren, von dem grausesten Krieg nur Vortheil zu heischen? Ein hemmender Vertrag bindet uns nicht an Amerika. Die neuen Waffen des Unterseekrieges hat das „Völkerrecht“ mit seiner gespaltenen Zunge noch nicht beleckt. Daß England von dem Angriff nicht ahnunglos überrumpelt würde, erweist die vor dem Kriegsanfang veröffentlichte Siriusgeschichte des Herrn Conan Doyle. Nirgends dräut ein unsprengbarer Riegel. Lord Haldane hat als Kriegsminister gesagt: „Ein Feind Britaniens hätte leichte Arbeit; er brauchte uns nur die Nährmittelzufuhr abzuschneiden.“ Darauf hoffen sechzig Millionen Menschen; sind für solchen Entgelt sogar zu schwerster Arbeit willig. Weils jetzt heißt: Du oder ich. Und weil in den zwischen Stallupönen und Straßburg athmenden Barbaren noch immer der freple Wunsch lodert, zu leben und ihre Brut mit Menschenspeise aufzufüttern. Das will der Feind, der für das Ideal hehrster Freiheit ficht, hindern. (Begreift Ihr, Boches, noch immer nicht, warum er Euch so viele Russen fangen läßt? „Feine Taktik des Großfürsten! Wieder fünfzigtausend Mitesser. Wenn er Warschau geräumt hat, schwillt die Zahl ins Elephantenmaß. Und ihr Hindenburg tappt in die Schlinge.“) Das Tauchboot ist so sauberes Kriegsgeräth wie irgendeins. Fehlt in der Paragraphenkette ein Glied: deutsche Seemannschaft schlüpft flink durch; und miethet dem Inselrentner den besten Koch.

Be fair, Germans!

Unter diesem Titel, dessen sprachliche Fassung vermuthlich befremden wird, habe ich, einige Wochen nach Ausbruch des Krieges, einen Brief in der newyorker „Evening Post“ veröffentlicht, dessen Gedanken ich hier wiedergeben möchte. Ich hätte es gern früher gethan. Das erwies sich als unmöglich; und nur ein freundlicher Zufall gestattet mir jetzt, „durchzudringen“. Meine Worte werden wahrscheinlich nicht populär, vielleicht aber nützlich sein. Im August 1914 schien die Oeffentliche Meinung der Vereinigten Staaten in fast hysterischer Erregung gegen Deutschland Partei zu nehmen. Man brandmarkte unser Vaterland als „die Ate dieses unglückfäligen Krieges“. Die Deutsch-Amerikaner und die hier lebenden Deutschen fühlten sich im Tiefsten verletzt; man darf sagen: ein tausendstimmiger Schrei der Empörung antwortete dem herben Verdikt. Und eine Weile war es, als wolle sich eine unüberbrückbare Kluft zwischen Deutschen und Amerikanern aufthun. Ich glaube, daß eine solche Entfremdung, Verbitterung zwischen den Einzelnen und den Stämmen hier, den Nationen und den Regirungen, hüben und drüben, gefährlich und beklagenswerth wäre. Inzwischen hat sich diese Gefahr zwar vermindert, doch sie ist noch nicht vorüber. Jeder hat die Pflicht, ihr, so gut er kann, entgegenzuwirken. Daher bitte ich, mir ein Plaidoyer für die Oeffentliche Meinung Amerikas zu gestatten.

Mr. Hill, ein achtbares Mitglied des amerikanischen Mittelstandes, erwacht eines Morgens und findet, daß in Europa ein Krieg ausgebrochen ist, ein Krieg von einem Umfang und einer Gewaltsamkeit, wie sie die Geschichte noch nicht verzeichnet hat. Gerade die vulkanische Plötzlichkeit des Ereignisses scheint ihm auf den Willensakt eines Einzelnen hinzudeuten. Die europäische Politik der letzten Jahrzehnte hat er (wie könnte er?) nicht verfolgt: er sieht keine Evolution, sondern eine unerklärliche, aus unbekannten Untergründen aufschießende, von einem Dämon geschaffene Thatsache. Und so fragt er: Wer hat Schuld? (Etablir les responsabilités, die klassische Phrase Frankreichs, ist in jeder Republik ein beliebter Zeitvertreib). Auf wen fällt nun sein Blick? Wer steht seit Jahren im Vordergrund der politischen Bühne Europas? Wer ist der einzige Europäer, von dessen Wesen jeder Amerikaner eine persönlich gefärbte, mehr oder weniger irrige, aber ganz bestimmte Vorstellung hat? Der Kaiser. Nun liest Mr. Hill in der „subway“, mit der Rechten im Riemen hängend, der

Kaiser trage die Schuld, denn er habe den wohlgemeinten Vorschlag einer Konferenz schroff abgelehnt.

Hier muß bemerkt werden: der Amerikaner glaubt an Kollegien, „committees". Natürlich: da nach der demokratischen Lehre Alle ungefähr gleich klug oder dumm sind, weiß und kann ein Kollegium mehr als Einer. Also warum einen Kongreß ablehnen? Wer aufklären will, beginnt nun, dem (stets) Eiligen auseinanderzusetzen, daß Staaten niemals „fair" sein können, daß sie nur nach ihrem Interesse entscheiden und daß der Kenner das Abstimmungergebniß des Kongresses schon weiß, ehe der Kongreß auch nur zusammengetreten ist. Das glaubt Mr. Hill nicht; und wenn er es glaubte, würde er meinen, es müsse eben anders und besser werden. Sind die Vereinigten Staaten nicht gerecht und uneigennützig? Warum sollten es die anderen nicht auch sein oder doch werden? Er sieht keinen Grund, den Kongreß abzulehnen. Zum Kriegführen, sagt er, ist ja immer noch Zeit.

Auch klingt die Behauptung, der Kaiser habe den Krieg gewollt und heraufbeschworen, in der Ferne nicht unwahrscheinlich. Mr. Hill erinnert sich (die Blätter frischen ihm das Gedächtniß auf) der folgenden Schlagworte: „Gepanzerte Faust", „kein Pardon", „Eurer Majestät geheiligtes Evangelium", „die Erinnerung an deutsche Kriegführung dauernder als die an die Hunnen". Quod erat demonstrandum. Es genügt. Die Deutschen, liest er, wollen ein Weltreich gründen. Treitschke, ruft man von England herüber, hat es gelehrt. Mr. Hill kann nicht wissen, daß Treitschke den „Gedanken eines neuen Weltreiches" als „entsetzlich" ablehnte. Nietzsche, kabelt der Spezialkorrespondent des „Herald", hat den Deutschen zum Uebermenschen machen wollen. Mr. Hill kann nicht wissen, daß das Wort von dem vaterlandlosen Goethe stammt und Nietzsche nicht in den Niederungen patriotischer Propaganda weilte. Und General von Bernhardi ... Der Rest ist Schweigen.

Der Kaiser (auf ihn müssen sie immer wieder zurückkommen) hat ja auch gesagt, der Dreizack gehöre in seine Faust, er sei der Admiral des Atlantischen Ozeans, auf dem Erdenrund dürfe ohne seine Zustimmung keine wichtige Entscheidung fallen. Er hat das neue Germanien mit dem römischen Weltreich verglichen, als er sprach, das monumentale „Civis romanus sum" müsse für den Deutschen von heute gelten.

Nun wiesen wir darauf hin, daß Deutschland seit dem Krieg 1870/71 beinahe nichts erworben und keinen Krieg geführt habe. Wir hoben hervor, daß Wilhelm der Zweite sich stets friedlich ge-

zeigt, daß er keine Gelegenheit zu Eroberungen benutzt, viele versäumt habe, von Eduard dem Siebenten und Clemenceau bespöttelt, in deutschen Blättern scharf getadelt worden sei. Das nützte nicht. Worte wirken auf die Mitwelt stärker als Handlungen; und des Kaisers Rhetorik kehrte sich nun gegen ihn selbst. Die meisten Deutschen brachen die Debatte lieber ab, um den Kaiser nicht kritisiren zu müssen. Manchmal idealisirten sie ihn auch: und dann kam der Gegner mit schwererem Geschütz. Wohlmeinende Retouchen sind nicht gestattet, auch in Kriegszeiten nicht. Die Wahrheit (wie der Einzelne sie sieht) muß ausgesprochen werden. Des Kaisers Temperament hat ihm und uns geschadet. Plectuntur Achivi. Aber Das ist gleichgiltig; er möge sich nur jetzt höchst königlich bewähren: und nicht ein einziger Deutscher wird sein (nicht einmal der verhärtete Verfasser dieses Artikels), der nicht für ihn, als den Herold und Herzog der Deutschen, freudig die rechte Hand auf den Block legen würde.

Doch der Argwohn unseres Freundes Hill schien berechtigt. Hat denn aber der Kaiser, so fragte er sich nun gewissenhaft, die Macht, die europäische Civilisation zu vernichten (denn so superlativisch spricht man hier), Millionen ins Unglück zu stürzen? Gewiß, sagt man hier, er hat ja selbst geschrieben, des Königs Wille sei das höchste Gesetz, nur Einer dürfe Herr sein; Jeden, der sich ihm entgegenstelle, zerschmettere er. Bundesrath und Reichstag? Mr. Hill hebt nur die Achseln. „Krypto-Absolutismus" nannte mans ja wohl drüben. Der Kaiser war der Machthaber; und deshalb mußte auch die Verantwortung allein auf ihn fallen.

Allein auf ihn? Doch wohl nicht. Carnegie sagte ja, Wilhelm sei ein harmloser Mensch, dem Frieden geneigt, doch ihn umgebe und beherrsche eine Adelsclique, die den Krieg wolle. Nun erkläre man erst dem Angehörigen eines fremden, durch den Ozean, durch Sprache und Sitte, Institutionen und Traditionen von uns getrennten, anders gearteten, anders gestimmten Volkes, daß die „Poggenpuhls" nicht mit dem Hofgesinde verwechselt werden dürfen, daß selbst die schwächeren Hohenzollern nie die Gefangenen des „Junkerthumes" gewesen sind, daß der Adel diesen Krieg nicht wünschen konnte, der die demokratische Strömung stärken muß. Und natürlich müßte man dies Alles wieder nuanciren und detailliren, wollte man ein treues Bild geben. So formt sich aber der „man in the street" seine Ansicht nicht. Zeit ist Geld.

„Der Kaiser hat seinen Finger in jedem Pudding": Das war hier seit Jahren die allgemeine Ueberzeugung; und sie wurde stets mit dem Unterton der Bewunderung ausgesprochen. Wir hätten

gern abgewiegelt; aber war Das möglich? Hatten nicht seit Jahrzehnten alle Botschafter, Professoren und Financiers der Welt verkündet, daß der Kaiser auf allen Gebieten Erstaunliches, Unübertreffliches wisse und leiste? Sollen wir uns nun wundern, wenn die Amerikaner sich nicht nehmen lassen, er habe seinen Finger auch in diesem Kuchen, ja, er habe ihn ganz und gar gebacken? Hundertmal war gerühmt worden, er trage, wie Napoleon, zwei Atlanten im Kopf. Wir erwiderten, der Vergleich sei unzutreffend. Wilhelm habe fünfundzwanzig Jahre lang nicht den Frieden gestört und seine Rhetorik verschleiere den nüchternen Wirklichkeitsinn des Hohenzollern. Napoleon aber war, nach Harden, „ein wilder, unersättlicher Bergromane, der seine Ehrenleiter in den Sonnenrand einhaken wollte". Zu spät! Fünfundzwanzig Jahre lang haben interessirte Streber und schwärmende Heldenverehrer den civilisirten Völkern ins Hirn gehämmert, daß der Kaiser der Eine, der Einzige sei. Nun rächt sich diese Legende.

Dem gefährlichen Mann steht ein unbesiegtes, unbesiegbares Heer zur Verfügung. Des Kaisers „Maschine" wirkt tadellos. Der feige Soldat wird erschossen, der geschlagene General erschießt sich. Mit diesem Werkzeug will der Imperator Europa überrennen. „Stuff and nonsense!" schrien wir ungeduldig. „Habt Ihr nicht selbst über den Militarismus gezetert?" fragten die Amerikaner kalt. „Hattet Ihr nicht ein halbes Dutzend antimilitaristischer Dramen: „Zapfenstreich", „Rosenmontag", „Der rothe Lieutenant" e tutti quanti? Wir konnten es nicht bestreiten.

Daß stehende Heere der von England ererbten Tradition und dem demokratischen Dogma widersprechen, ist bekannt; weniger: daß der Amerikaner den Frieden aufrichtig liebt. Der Friede als solcher ist ihm ein Gut; uns ist er, wie die Freiheit, ein Gefäß, auf dessen Inhalt es ankommt. Diese Friedensliebe des Amerikaners ist nicht schwächlich. Der Amerikaner ist ein ganzer Kerl (auf der Welt lebt kein männlicherer Mann), aber er ist „gentle", ist es in einem Grade, den wir in Deutschland nur als das Ergebniß feiner Bildung, stolzer Selbsterziehung finden. Friedensliebe ist die holde Atmosphäre dieses Landes. Sie ist keine Heuchelei, kein englischer „cant". Man spricht hier, im Ernst und ohne sich lächerlich zu machen, von „goodwill", einer Stimmung, wie sie in dem biblischen „und den Menschen ein Wohlgefallen" zum Ausdruck kommt. Der Preuße, der hier länger lebt, fühlt, wie die anerzogene Barschheit von ihm abfällt. Der Durchschnitts-Amerikaner hat weniger gelernt als der Durchschnitts-Deutsche, aber er ist liebenswürdiger, natürlicher, geduldiger, bereiter, zu helfen und zu verzeihen, bereit,

ein Unrecht, in das er sich verlaufen hat, einzugestehen, kurz: griechischer. (Ich weiß kein besseres Wort.)

Deutschland, so hat man ihm stets gesagt, hat das stärkste Heer. Dieses Heer rückt in Belgien ein, zermalmt in vierzehn Tagen das neutrale, schwache, heroische, unglückliche Land. Der deutsche Reichskanzler (Bismarcks Nachfolger!) sagt obenhin: „Ein Unrecht. Nach dem Krieg gutzumachen. Der Vertrag: ein Stück Papier.“ Wollen wir dem Amerikaner übel nehmen, daß er sich gegen diese Thatsachen, diese Anschauungen empört? (Nach einem Monat liest mans anders, aber: le pli est pris.) Soll er, der die Schwächeren, die Weiber, die Kinder, seien sie noch so thöricht, noch so dummdreist, nachsichtig, scheu, verehrungvoll schont, nicht aufflammen? Wir wollen uns freuen, daß die Amerikaner empfinden, wie sie empfinden, auch wenn sie im Unrecht sind. So empfand Friedrich der Große, als er, falsch informirt, im Prozeß Arnold den Krückstock nach den pflichtgetreuen Richtern warf. Wer den puritanischen Einschlag des amerikanischen Charakters außer Acht läßt, kann ihn nie richtig beurtheilen. Mit diesem Puritanerthum, das wahrlich nicht sentimental war, hat sich eine Gefühlsweichheit verquickt, die wir drüben belächeln würden. Man appellire an die Menschenliebe, an den Gerechtigkeitsinn eines kühlen Geschäftsmannes: und man wird, wenn man ihn nur von der eigenen Aufrichtigkeit überzeugen kann, die verblüffendste, erfreulichste Entdeckung machen. Grattez le Yankee et vous trouverez l'homme! Meinetwegen: l'homme primitif! Meinetwegen: l'enfant! Aber ein gutartiges Kind, Rousseaus natürlichen Menschen. Die Friedensliebe des Amerikaners macht das Leben in diesem Lande so leicht, so angenehm; wenn sie nun, wie jedes echte, starke Gefühl, auch einmal unbillig wird und sich gegen uns kehrt, dürfen wir nicht zürnen. Seit Amerika gesehen hat, daß wir uns nur mit Aufbietung aller Kräfte des Feindes erwehren, hat sich die Stimmung gewandelt. Man weiß jetzt, daß der Krieg kein militaristischer Raubzug Deutschlands ist.

Die Zeitungen? Ja, die haben viele und lächerliche Lügen gebracht. Einige bewußt und skrupellos, weil sie an England gebunden sind. Andere aus Unkenntniß europäischer Verhältnisse, im Drang der Arbeit, in der Angst, daß eine Sensation ihnen entgehen würde. Clausewitz galt als Schüler Treitschkes, Marat als König von Neapel; und der Kaiser hatte schon in der zweiten Augustwoche im Hotel Plaza eine bescheidene Wohnung bestellt. Aber sollen wir nicht an die Brust schlagen? Machen sich unsere Zeitungen niemals thörichter Urtheile über amerikanische Personen

und Zustände schuldig? Und schließlich: die Nation (Das heißt: der Durchschnitts-Amerikaner) ist stärker als die Zeitungen. Dieser Durchschnitts-Amerikaner ist „fair“, er versucht in oft rührender Weise, gerecht zu sein. Ich habe hier Leute des Mittelstandes gesehen, die Zeitung auf Zeitung durchstöberten, nicht, wie man mir sofort einwenden wird, aus Neugier, sondern, um das ethische Problem zu meistern.

Der Satz: „Right or wrong, my country!“ gilt nur für das Handeln, nicht für das Denken. Ich werde froh sein, wenn ich die Möglichkeit finden kann, für mein Vaterland zu fechten; aber scheinbar patriotische Verblendung sei fern von uns! Deshalb wollte ich einmal in einer angesehenen deutschen Zeitschrift offen sprechen.

Rückhaltlos muß bekannt werden, daß die Sache deutscher Staatskunst und Diplomatie schwer zu vertheidigen ist. Auch die Deklamationen von der Ueberlegenheit der deutschen Kultur sollten aufhören; laßt Fremde rühmen, was unser ist! Und müssen wir die feindlichen Völker, mit denen wir ja früher oder später wieder handeln und wandeln werden, rüde beschimpfen? Fruchtbar zu hassen, wie Kleist und Bismarck, ist nur Wenigen gegeben; für die Mehrzahl gilt Keyserlings Wort, daß „Haß als Beschäftigung verdummt“.

Ob die in Amerika geübte „Aufklärungarbeit“ nützlich war und bis zu welchem Grade, wird von Verschiedenen verschieden beantwortet werden. Meiner Ansicht nach war sie nothwendig. Jede Nation bedarf der guten Meinung der anderen Nationen. Die deutsche Presse hat ihre Pflicht gethan und die Deutsch-Amerikaner haben eine strenge Lektion erhalten: sie werden sich jetzt mehr denn je, enger denn je zusammenschließen. Die Noth der Zeit hat Manchen aus hochmüthiger Isolirung an die „deutsche Masse“ gewiesen.

Dabei darf der Deutsch-Amerikaner nie vergessen, daß sein Adoptivvaterland den ersten Anspruch an ihn hat und daß er auch den Schein meiden muß, als stehe Deutschland seinem Herzen näher. Für Alle, die hier nur das Gastrecht genießen, hoffe ich zu sprechen, wenn ich sage: Wer hier Jahre lang leben kann, ohne Liebe und Dankbarkeit für Amerika und die Amerikaner zu empfinden, muß stumpf von Geist und hart von Herzen sein.

„Be fair, Germans!“ Es giebt einen Spruch, der die Deutschen mahnt, nicht allzu gerecht zu sein. Das ist Thorheit. Die menschliche Schwäche behütet uns vor solcher Uebertreibung. Seid gerecht! Es ist das Edelste und (da wir nun doch einmal als Machiavellis Schüler gelten, dürfen wirs sagen) das Klügste.

Evanston, Illinois. Eduard Goldbeck.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Februar 1915.

Gestern und Heute.

Masuren.

Sichtbare Wetterzeichen weisen in den Glauben, daß der Frühlingsanfang uns das Ende des ersten Kriegstheiles bringen werde. Des längsten? Heute fände dieser Frage das Hirn des Heeres selbst nicht zuverlässige Antwort. Die muß vielleicht sogar noch vertagt werden, wenn auf der vom Kurischen Haff und von den Beskiden begrenzten Walstatt der erhoffte Hauptschlag gelungen, der rechte und der linke Flügel des Russenheeres in unheilbare Lahmheit geknickt, der Rumpf geschwächt und zurückgeschleudert, Warschau eingeschlossen und Brest-Litowskij gefallen ist. Vielleicht. Männerverlust kann Rußland ersetzen. Ob es die ausreichende Mannschaftzahl für den Felddienst zu drillen, mit zulänglicher Kleidung, Waffe, Munition zu rüsten vermag, also hinter der Festunglinie Erholung suchen oder den Kampf aufgeben würde, sieht kein Auge deutlich voraus. Noch scheint den Vormännern, dem Anarchisten Kropotkin wie den nach der Rückkehr starrer Selbstherrschaft Sehnsüchtigen, der Krieg nationale Nothwendigkeit; und so lange in den Industriestädten Westrußlands das Arbeitervolk satt wird und ruhig bleibt, braucht der Zar, selbst wenn das Dreieck Warschau-Grodno-Brest sammt den strategisch wichtigsten Eisensträngen unter deutscher Verwaltung steht, sich nicht in das Eingeständniß der Ohnmacht zu entschließen. Sein europäisches Reich umfaßt mehr als fünf Millionen Quadrat-

kilometer; daß sechzig- oder achtzigtausend vom Feind besetzt sind, empfände er für eine Weile wohl nur wie ärgernden Mückenstich. Wird ihn Geldmangel lähmen? Morgen sicher nicht. Fürs Innere genügt Papier; schmilzt der Goldschatz und fehlt der Muth, durch den Zwang zu Einkunftsteuer, Vermögensabgabe, Kirchen und Klöstertribut die „Gesellschaft“ und die Popenzunft zu verstimmen: dem Britanien und Frankreich verbündeten Zarthum, dessen Schoß unermeßliche Werthe birgt, würde auch ohne Pfandgabe (die es für die schwärzeste Schicksalsstunde aufsparen kann) überall langfristiger Kredit gewährt. Wer Enttäuschung meiden will, hütet sich vor den Truggebilden holden Wahnes. Nur mit wirklich Gewordenem dürfen wir rechnen. Die Hoffnung, Deutschland von Ost her zu überrennen, ist für absehbare Zeit vernichtet. Hinter dieser Gewißheit beginnt der zweite Kriegstheil: die Belagerung, die das Deutsche Reich ermatten, zermorschen, in Kapitulation zwingen soll. Auch diese Gefahr ist durch den schönen Erfolg unseres Ostheeres gemildert worden. Daß drei Russencorps aufgerieben, fünfhundert Geschütze (deren Ersatz selbst die deutsche Industrie frühstens in drei Monaten liefern könnte) erbeutet, die starken, treuen, geduldigen Menschen Ostpreußens endlich vom Albdruck der Fremdherrschaft befreit wurden, ist uns ein Glück; rascher zu münzendes, daß eine Kornkammer des Reiches nicht mehr gefährdet ist. Der Pflug kann die ostpreußische Erde lockern, Bauersemsigkeit sie für Saat und Ernte bereiten. Daran haben die Schreiber nicht gedacht, die, in feindlichen und neutralen Ländern, erörtern, weshalb unsere Heeresleitung, statt mit voller Wucht sich in Polen einzukeilen, so viel Zeit und Kraft an einen „Theilerfolg“ gesetzt habe. Der, messieurs, ist immerhin ansehnlich und nähert uns dem ersten Ziel des Ostfeldzuges. Wirkt aber auch in die Monate des Belagerungskrieges fort. Denn die Frage, ob uns aus Ostpreußen (und den angrenzenden Gubernatorien) Frucht zuwachsen werde, ist für die Errechnung deutscher Dauerbarkeit beträchtlicher, als Mancher bisher erkannt hat.

Jeder Mund preist den Feldmarschall Paul von Hindenburg, den Bereiter des Sieges. Noch ist der Umfang und die Ergiebigkeit seines Führergeistes nicht ganz entschleiert und deshalb das Maß, das ihn nach Gebühr mißt, nicht bündig zu bestimmen. Schon aber gewiß: ein ungemeines Feldherrningenium, in dem Wissen-

schaft und Kunst, Listenreichthum und Thatwille, Vorsicht und Kühnheit nützlich gepaart sind. „Kühlen lieber als heißen Köpfen möchten wir im Krieg das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen“, spricht Clausewitz; und mahnt den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, kühn und verschlagen in den Entwürfen, fest und beharrlich in der Ausführung, in Noth zu glorreichem Untergang entschlossen zu sein. Die Nüchternsten, sogar die aller Menschenvergottung Widerspänstigen oder anderem Personalwunsch Verpflichteten bestreiten die Meisterschaft des Oberbefehlshabers im Osten nicht mehr; zügeln die Zunge, die im Kämmerchen von mühlosem Glückszufall raunte. Doktor Blücher und Apotheker Gneisenau scheinen uns, in Gestalten, die neuer Zeit taugen, auferstanden. Dem Feldherrn Hindenburg und seinem Generalstabschef Ludendorff würden Heer und Bürgervolk nach dem Befehl zu weitem Rückzug noch innig vertrauen. Doch solche Zuversicht darf die Schätzung der anonymen Heldenarbeit nicht kleinern; ohne die Leistung der Unterführer und Gemeinen, die jauchzend den Grenzstein der Dienstpflicht bis an den Rand der Menschenmöglichkeit vorwälzten, wäre der Genius selbst im Sumpf stecken geblieben. Den Landkrieg nach zwei Fronten hin durften wir wagen. Ehe der Wehrbeitrag gefordert, Scharnhorsts Vermächtniß aus dem Schutt gegraben, des größten Mörsers Schlund gerundet war. (Denn auch die Gegner waren, in Ost und West, damals viel schwächer.) Hat die Staatsmannschaft gezweifelt? Scheute sie den Versuch, unfreundliche Mächte, die sich bis zu barscher Rüge erdreisteten, in die Ueberzeugung zu drängen, daß ihnen das Kraftverhältniß ungünstig sei? Hier fand der Zweifel nie Wurzelboden; vor und nach Agadir, als General von Hindenburg in Magdeburg Kommandirender war und als er im Bürgerrock des zur Disposition Gestellten durch die Eilenriede spazirte, ward hier gesagt, ein starkes Reich könne durch den Schein furchtsamer Nachgiebigkeit launische Nachbarn in gefährliches Spiel mit der Brandfackel locken. Lasset Euch einmal noch vom Hauch der Tage umwittern, die deutsche Schicksalswende bereiteten!

Irrthumsempfängniß (1911).

Das Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1 kehrt von einer Gefechtsübung aus dem Grunewald heim. Für

eines Augenblickes Dauer schweift das Gedächtniß um zehn Jahre zurück; in die Zeit, da dieses Regiment seine neue Kaserne bezog. Dicht beim Schloß, sprach im Frühlenz 1901 Wilhelm der Zweite, will ich eine feste Burg haben; soll das Regiment wohnen, das der preußischen und der sächsischen Dynastie gegen Straßenaufstände gute Dienste geleistet hat. Der Kaiser hat es selbst in das neue Haus geführt, das einer befestigten Ritterburg ähnelt, und nennt die Truppe seine „Alexandriner"; eine persönliche Leibwache, „die Tag und Nacht bereit sein muß, für den König ihr Blut zu verspritzen. Wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahr 1848, sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben sollte, dann seid Ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze Eurer Bayonnettes die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben." Großonkel Friedrich Wilhelm hatte nach dem Märzaufstand in anderem Ton, in eines um Mitleid Flehenden, zu seinen „lieben Berlinern" gesprochen. Doch in Berlin, im ganzen Deutschen Reich denkt ja kein Mensch an eine Revolution nach achtundvierziger Muster. Wozu wird die grause Möglichkeit eines Bürgerkrieges erwähnt? Die Frage verhallt: denn in der selben Stunde hören wir, im Alexander-Kasino habe der Kaiser gesagt, ohne seine Schuld sei das freundschaftliche Verhältniß zu Rußland getrübt worden und das Deutsche Reich werde bald vielleicht, ganz allein, gegen eine Uebermacht zu kämpfen haben. „Wir werden überall siegen, wenn wir auch von Feinden rings umgeben sein und mit der Minderheit gegen die Mehrheit zu kämpfen haben werden. Denn es lebt ein gewaltiger Verbündeter. Das ist der alte gute Herr Gott im Himmel, der schon seit den Zeiten des Großen Kurfürsten und des Großen Königs stets auf unserer Seite war." Der Weiße Zar, der Chef des Regimentes, hat zu dem Festtag nicht das kleinste Grußwörtchen geschickt. Krieg? Wo ein Generalissimus solche Worte laut gesprochen hat, blieb bisher kaum noch ein Zweifel. Jetzt weicht das Gewölk rasch und hell leuchtets wieder vom Himmel. Blitz ohne Schlag: Das scheint uns Schicksal geworden. Wir haben weiter gerüstet, das Heer und die Flotte gestärkt, an Paraden und Manövern uns gefreut; und nichts erworben. Nicht an Besitz noch an Geltung hat das Reich zugenommen; und auf dem Rund der Erde lebt den Deutschen nicht ein starker Freund. Die einst fühlbaren Kanten, deren Härte abstieß, sind

aufgeweicht und die Politik frommer Beamten wagt nicht einmal mehr, mit kräftiger Rede sich wider internationale Unverschämtheit zu wenden. Krieg? Wer nur die Frage erörtert, ob morgen nicht der Krieg Nothwendigkeit und Ehrenpflicht sein werde, wird von schmutzigen Mäulern als Hetzer, als Dienstmann der Panzerplattenfabrikanten verschrien. Dahin hat das Geplärr der mit Zeitungruhm und Geldprämien gekrönten Oelzweigschwinger uns gebracht; die gefährlichste, dem Volksgeist schädlichste Lehre, die seit den Tagen des Verschneidungwahnsinns erdacht ward. „Wenn einem Staat ein gewisser, aber der Zeit nach unbestimmter Vernichtungskrieg bevorsteht, werden die klügeren, entschlosseneren, hingebenderen Männer, die zu dem Kampf sich sogleich fertig machen, ihn zur günstigen Stunde aufnehmen und so die politische Defensive durch die strategische Offensive verdecken möchten, überall sich gehemmt sehen durch die träge und feige Masse der Geldesknechte, der Altersschwachen, der Gedankenlosen, welche nur Zeit zu gewinnen, nur im Frieden zu leben und zu sterben, nur den letzten Kampf um jeden Preis hinauszuschieben bedacht sind." So spricht Mommsen, ein Götze des Liberalismus. Und Pitt, auch kein Junker noch Söldling der Waffenindustrie, ruft: „Mit all seinen Uebeln ist der Krieg dem Frieden vorzuziehen, der uns ringsum nur Anmaßung und Unbill fühlen läßt." Proudhon selbst, dem alles Eigenthum gestohlenes Gut war, sah in dem Krieg eine Form der Menschenvernunft, ein Gesetz der Menschheitseele, eine Bedingung menschlichen Daseins. Die Deutschen, heißts, fürchten den Krieg wie sonst nichts auf der Welt, reden täglich aber von der Stärke ihrer Waffen: und machen dadurch, nach dem Wort Friedrichs Klinger, den Arm und den Muth des Reiches verdächtig.

Rechten, linken. Das klirrt und dröhnt, schmettert und rasselt über den Straßendamm. Auf Helm und Kragen, Flintenlauf und Lederzeug funkelt die Sonne. Drei Uhr. Seit Fünf sind die Leute draußen, in Hitze und Staub: und nicht Einer scheint schlaff. Die Montur sieht grauschwärzlich aus; von der Stirn rinnt der Schweiß über fast verrußte Gesichter; doch der Schritt ist kräftig und jede Bewegung hat die Wucht männlicher Morgenfrische. Ganze Kerle; groß, schlank, sehnig, mit dem unentbehrlichen Bleibsel von lustiger Roheit und doch in strammer Zucht dem Maschinendienst angepaßt. Die Musik spielt ein Soldatenlied und fast Alle singen mit.

Wie Schlachtgesang tönts in die Gärten der Satten. Den Offizieren ist anzumerken, daß sie sich nicht geschont haben. Dick sitzt der Staub in den Waffenröcken und der Rand des hohen Kragens ist feucht. Einer zieht die Uhr, steckt dann den Degen in die Scheide und springt hastig aufs Trittbrett des Straßenbahnwagens, der schon weiterrollt. „Nanu?“ „Ich muß Instruktionstunde geben, und bis ich über die Stadtbahn in die Friedrich-Karl-Straße komme, wirds höllisch spät.“ „Viel Vergnügen!“ Der ältere Kamerad hebt, im Sattel, den Helm wie einen Bürgerhut; freut sich der Gelegenheit, in dieser Vorortstille für eine Minute den Kopf zu lüften. Der Jüngere steht, verstaubt und verschwitzt, auf dem Hinterperron und eilt zu neuer Pflichtleistung in die Kaserne. Wenn er unterwegs ein Witzblatt einkauft, wird er Seinesgleichen als Müßiggänger und Gecken, Schwelger und Tröpfe dargestellt finden. Nun schweigen die Bläser; und während vorn der Wirbel in den nahen Stadtlärm verhallt, stimmt hinten ein Kantinentenor die liebste Weise an: „Reserve hat Ruhe!“ Schnell schwillt das Trostlied zum Chor und der Betrachter ahnt, daß all diese Köpfe jetzt rechnen: Wie viele Tage noch, bis wir nach Haus dürfen? Ein Einjähriger raunt dem Nachbar zu: „Wenns aber Krieg giebt?“ „Ja, dann! Aber...“ Rechten, linken.

Diese Jugend wird fechten und ausdauern wie kein anderes Heer; wird von Moltke, Bülow, Goltz, Bock und den in Nord und Süd ihnen Nachstrebenden besser geführt werden als Franzosen, Russen oder Tommies. Und wozu halten wir diese Armee? Wozu werden die kräftigsten jungen Männer ihrer Berufsarbeit für Jahre entzogen und in zwei Lustren dreizehntausend Millionen Mark für die deutsche Wehr ausgegeben? Damit der sanfte Bourgeois und der grobe Jan Hagel ein Paradevergnügen habe, in Konzertgärten der Backfisch sich an rothgelben Husarenpüppchen oder weißledernen Goliaths ergötze und in den Zeitungen von glänzenden Kavallerieattaquen und anderen „herrlichen Bildern“ aus dem Manövergelände zu lesen sei? So kurzweiliger Spaß wäre ein Bischen theuer. Wir halten das stärkste Heer der Erde und haben eine Kriegsflotte gebaut, die, wenn nicht ein großer Theil des für sie aufgewandten Geldes ins Wasser geworfen ward, heute schon gegen jeden Feind den Kampf wagen kann, weil wir, als Nation, nicht gesättigt sind; weil wir weiteren Raum brauchen;

weil die Gegner, aus deren Feuer die Reichseinheit geholt wurde, noch leben, noch nicht ohnmächtig sind; weil die ehrwürdig verrunzelte Dame Europa, ehe es zu spät wird, vor die Frage gestellt werden muß, ob sie den Kindern und Enkeln deutscher Volkheit das Lebensrecht gönnen oder sichs vom Schwert abringen lassen will; und weil heute noch, mehr als je heute gilt, was der erste Kanzler einem Botschafter antwortete, der, um eben so üppig wie die Kollegen auftreten zu können, eine beträchtliche Gehaltszulage verlangt hatte: „Die Wirksamkeit Ihres Handelns wird nicht vom Glanz Ihrer Repräsentation, nicht einmal von Ihrer Geschicklichkeit und Finesse bestimmt; sagen Sie Jedem, daß der Franzose eine feinere Kutsche, der Engländer ein prächtigeres Palais hat, daß hinter Ihnen aber anderthalb Dutzend deutscher Armeecorps stehen. Damit ist Allerlei durchzusetzen.“ Wer nicht so sprechen darf oder mit solchem Wort keines Ministers Stirn zu umwölken vermag, ist machtlos; wärs, selbst wenn in der Heimath die Zahl der Corps zwei Dutzend überstiege. Sagt er, seine Landsleute hoffen, nach kurzer Frist stark genug zur Abwehr jeder Unbill zu sein, so wird er belächelt, wie Nestroys rauschsüchtiger Knieriem, der ins Gedräng stammelt: „Wenn ich einmal anfange! Ich fang' aber nicht an.“ Der Schuster ist stämmig und gewiß nicht leicht unterzukriegen; deshalb haben seine ersten Drohworte gewirkt. Jetzt wissen Alle, aus seinem eigenen Mund: Der fängt nicht an. Krawallirt er noch einmal, so wird er ausgelacht oder von rauhen Stimmen in Ruhe gewiesen. Soll Deutschland, das eine gangbare Phrase einst dem bleichen, fetten Sohn Gertrudens von Dänemark verglich, im Schwabenalter nun dem Kometenschuster ähnlich werden? Noch wirkt seine Lage mit dem Doppelreiz majestätischer Komik auf des Betrachters Sinn: in so starker Rüstung, daß Alle es fürchten müssen und jedes Ziel verständiger Politik zu erreichen wäre; doch im Willenscentrum so schwach, daß der Sieche, der Krüppel es ungestraft schelten und höhnen zu dürfen wähnt.

Aus der Staubwolke, die der gleiche Tritt der Gardegrenadiere aufwirbelt, höre ich eine Stimme; eines diktirenden Staatsmannes. „Sie müssen mit dem englischen Minister Deutsch reden. Der Superlativ Ihrer Höflichkeit darf an keiner Stelle eine Wucherung dulden, aus der neues Mißverständniß hervoreitern könnte. Ich empfehle, in den Origines diplomatiques de la guerre de

1870/71 die Sprache zu studiren, in der, schon vor Düppel, Bismarck die Briten und andere bedünkelte Diplomaten bediente, und dabei nicht zu vergessen, daß Sie beträchtlich mehr hinter sich haben. Vorauszusehen ist, daß Sir Edward Grey (mit dem ich diesmal direkt, nicht durch das Medium Nicolsons, zu verhandeln bitte) Ihnen Einiges über die hamburger Rede Seiner Majestät sagen wird. Freude über die gerade jetzt wohlthuende Betonung des Willens zum Frieden; Komplimente über die Metapher von den drei Herrenreitern, deren jeder, statt mit der Peitsche auf das Pferd des Mitwerbers einzuhauen, dem eigenen Gaul die Sporen giebt und die so in friedlichem Wettkampf dem Ziel zustreben; reservirte Anerkennung des deutschen Rechtes zu der angedeuteten Flottenmehrung, die natürlich für England Konsequenzen haben werde. Ich lege Werth darauf, Ihre Antwort zu detailliren und Ihnen zugleich gegen Allerhöchste Kritik Deckung zu schaffen. Sie bleiben steif und lassen sich das Zuckerwerk von Sir Edward nicht in die Hand stecken. Den Segen des Friedens könne ein kultivirter Mann noch am Vorabend des Krieges rühmen und kein Kluger werde heute ausrufen, was er übermorgen thun wolle. Unser Kaufmann wisse, was er dem Krieg zu danken hat; daß ein etwa nothwendig werdender Krieg ihm, nach Wirrniß und schmerzhaftem Verlust, neue, geweitete Konjunkturmöglichkeit verheißt. Die Wahl der Metapher werde hier als ein Mißgriff genommen, wie auch geübte Redner ihn nicht immer vermeiden können. Wer im Wettrennen vornan ist, wäre ein Narr, wenn er das Pferd des Nächsten peitschte; ein Esel und ein unanständiger Kerl: er verlöre die kostbarste Zeit, würde von allen Rennplätzen disqualifizirt und triebe das Thier des Rivalen am Ende nur vorwärts. Obendrein bekäme er Hiebe; kein Gentleman läßt seinen Gaul von einem gesäuberten Strolch mißhandeln. In Deutschland wenigstens würde man mit solchem Gesellen kurzen Prozeß machen; sei man nicht gewöhnt, Einem, der uns ins Gesicht spie, das Bedauern darüber auszudrücken, daß, wie es scheine, Tropfen vom Himmel fallen. Von der gemeinen Wirklichkeit internationaler Wirthschaftkämpfe unterscheide das verzeichnete Turfbild sich wie von der Sittlichkeitregel des Einzelnen die einer Volkheit. Nicht durch strenge Befolgung gefälligen Brauches habe England in diesen Kämpfen so lange gesiegt; nicht mit Kavaliersmanier In-

dien und Egypten, den Sudan und das Land am Vaal und Oranje erobert. Daß es das Pferd des Nächsten mit drohendem oder kandirtem Wort aufzuhalten trachte, sei ihm nicht zu verübeln; fraglich nur, wie sich der Reiter dazu stellen werde. Das Alles wollen Eure Excellenz ohne irgendwie heftigen Nachdruck vorbringen; nur parlando. Uebrigens seien Sie gekommen, um die Reichsgeschäfte zu besprechen. An eine wesentliche Marinevermehrung, die zwar die deutschen und dann auch die britischen Dreadnoughtziffern, aber nicht die Seemachtrelation beider Länder ändern würde, könne jetzt um so weniger gedacht werden, als ihre Durchführung der Entscheidung nachhinken müßte. Die ist nicht mehr hinauszuschieben. Unser Versuch einer Auseinandersetzung mit der Französischen Republik ist durch unfreundliche Akte englischer Minister brüsk gestört worden, die, ohne die Ankündung unserer Wünsche abzuwarten, uns in barschem Ton zugerufen haben, was wir wünschen dürfen und was uns, bei Gefahr eines Krieges, verwehrt sei. Die Herren haben wohl vergessen, welche Folgen die unberufene Einmischung Frankreichs in eine zwischen Spanien und dem Haus Hohenzollern schwebende Angelegenheit hatte. Uns klangen die Reden der Minister Asquith und Lloyd George genau so unerträglich wie die (auch im Inhalt sehr ähnlichen) Sätze Gramonts vom sechsten Juli 1870: ‚Wir sind sicher, daß der gefürchtete Fall nicht eintreten wird. Täuscht uns aber diese Erwartung, so werden wir unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche erfüllen'. Die Kaiserliche Regirung hat sich, weil sie die ungehörigen Reden hinzunehmen schien, schweren Vorwürfen, gerade aus den Reihen der zuverlässigsten Patrioten, ausgesetzt. Sie wollte die Minister des Königs Georg nicht mit ein paar höflichen Floskeln entschlüpfen lassen und brauchte Zeit, um vor Europa zu erweisen, daß (erstens), wie das offizielle Angebot französischer Kompensationen zeigt, die Republik selbst sich uns zu Schadensersatz verpflichtet fühle; daß (zweitens) dieser frankodeutsche Handel kein britisches Lebensinteresse verletze; und daß (drittens) in dem nun entschleierten Konflikt die marokkanische Sache nicht größere Bedeutung habe, als in dem vom Juli 1870 die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern hatte. Gramont glaubte, wir wollten uns nach Spanien, Asquith, wir wollten uns nach Marokko expandiren. Beider Irr-

thum trieb zu internationaler Unverschämtheit (wählen Sie ein mögliches Wort), deren Duldung auch einen Schwachen um Ehre und Reputation bringen müßte. Wir aber sind nicht schwach. Das vor vier Jahren Versäumte schafft keine Ewigkeit dem huldvollen Leun zurück. Unsere Flotte braucht heute nicht mehr vor dem Britenfeuer in die Häfen zu kriechen. Wollen Sie uns aushungern? Die Armee sorgt selbst für sich. Und wer bürgt dafür, daß uns die Blockade des Inselreiches nicht schneller gelingt? Wie bald dem kornlosen Lande der Parks der nährende Lebenssaft stockt, hat die Strikegeschichte der letzten Wochen gelehrt. London, mit seinen acht Millionen Menschen, seinem von Demagogen aller Farben aufgehetzten Mob, wäre in Hungersnothzeit eine Reichsgefahr. Malen Sie nur a tempera; den Firniß, der Leuchtkraft giebt, liefert drüben dann schon die endemische Angst. Wer aus der Rede des Kaisers schließe, daß wir uns fürs Erste zu ducken und in der Stille zu stärken versuchen werden, sei auf dem Holzweg. Wir wissen, daß auch unsere Wehrfähigkeit vom süßen Gift des schleichenden Demokratismus allmählich geschwächt wird; dürfen nicht warten, bis das liberale, vom Islam seines Zarthumes wegstrebende Rußland, das nie unser Freund sein kann, wieder erstarkt, die Einung der Angelsachsen und ihre gemeinsame Herrschaft über Suez und Panama Ereigniß geworden ist. Wir werden fechten: weil wir die schnöde Kunst, ehrlos zu leben, nicht lernen wollen. Nach einem Sieg noch käme Britanien nicht zu Ruhe. Neunhunderttausend Schreihälse werden alljährlich dem Schoß deutscher Frauen entbunden. Dieses Gewimmel ist nicht auszuroden. Und die Leiter des Weltkontors mögen ermessen, ob ihr Zahlungausgleichsgeschäft eine lange Serie von Kriegsjahren vertragen könnte. Noch haben sie freie Wahl. Wir wollen nichts aus ihrem Besitzstand (auch nichts aus dem Frankreichs, versteht sich); weder Liebe noch kolonisirte Strecken. Nur: das Allen sichtbare Ende der Aussperrungzeit, die jedem Staat, Montenegro sogar, das Recht auf Zuwachs ließ und dem deutschen Drang überall mit Stacheldraht die Erde vergitterte. Auf alles ministeriell wohlfeile Mühen um Entschuldigung und Beschönigung können wir verzichten, wenn kein Zweifel bleibt, daß dieser Verzicht nicht von der Furcht erzwungen ward. Will man einen anständigen Frieden nicht, dann wird das Zwillingthor des Janustempels weit geöffnet. England oder

Frankreich: eine der beiden Mächte, die nur vereint uns gefährlich sind und mit ihrem Schwergewicht das parlamentarische Rußland anziehen, müssen wir uns verbünden oder für mindestens ein Menschenalter im Lebenssitz schwächen. Nach einer neuen Niederlage könnte Frankreich nicht zaudern; in diesem Jahrhundert keinem Feinde Deutschlands mehr beistehen. Hält Sir Edward solche Niederlage für unmöglich, nur für unwahrscheinlich? Dann wird er die Sperre nicht aufheben und nicht fürchten, daß die Menschheithegemonie, während wir einander zerfleischen, aus Europa nach Amerika flieht und die fruchtbarsten Kulturkeime nachschleift. Wir könnens nicht hindern. Die Geltung, die einst Preußen in sechs Jahren Dänen und Welfen, Oesterreichern und Franzosen abgerungen hat, muß das Deutsche Reich jetzt von Englands Weitsicht erlangen oder von Englands Blindheit erzwingen. Die Wahl des Weges ist den Briten frei. Die zum Kampf günstigste Stunde wählen wir. Und der Peitschenhieb, den sie uns ..."

Rechten, linken. Zurück in die Wirklichkeit unseres Alltags. Der Zweck jeder Heereseinrichtung, meinten wir, sei, dem Volk, das sie sich aufgebürdet hat, die Entwickelungfreiheit zu wahren und vor Schimpf und Schmach es zu schützen. Nun zerbröckelt der Glaube. Dreizehnhundert Millionen im Jahr für die Wehrmacht, die kräftigste Jugend dreiundzwanzig Monate lang in der Kaserne: noch aber sind wir nicht stark genug, um den „Platz an der Sonne" (Karl Hillebrand hat den Ausdruck aus dem Frankreich Louis Napoleons in unsere Literatur gebracht) zu erstreiten; noch so schwach, daß wir nicht den Mund aufthun dürfen, wenn ein Minister Georgs des Fünften das Deutsche Reich des Undankes geziehen und in Konstablerton zu Ruhe verwiesen hat. Montenegro kann mit trotziger Rede österreichischer und türkischer Anschuldigung antworten. Deutschland mit keiner Silbe britischer? Die Gelegenheit, zwischen Britanien und Frankreich die Reibungfläche zu vergrößern und die Republik in der Stunde ungemeinen Machtzuwachses zu vernünftiger Anerkennung des vor vierzig Jahren Gewordenen zu bringen, scheint versäumt und, seit wir früh und spät unsere sanfte Friedensliebe betheuern, aus den Bezirken mißtrauischer oder anmaßender Politik die Kriegsgefahr uns näher gerückt. Schlagen, sagte Bismarck, als er aus der emser Chamade eben eine berliner Fanfare gemacht hatte, „müssen wir, wenn wir

nicht die Rolle des ohne Kampf Geschlagenen auf uns nehmen wollen; der Erfolg hängt aber doch wesentlich von der Art der Eindrücke ab, die der Ursprung des Krieges auf uns und Andere macht.“ Der einfältigste Menschenverstand warnt, mit Frankreich heute einen Vertrag zu schließen, der nicht das ganze Verhältniß der Nachbarn ins Reine bringt; der drum nur uns zur Fessel, zum Kreuz werden könnte. Der Begriff der Westmächte ist wieder zur Entität geworden; und da Frankreich seinen Groll gegen Deutschland dem britischen vermählt, muß unsere Vorsorge sein, den morgen vielleicht selbst dem Demüthigsten unvermeidlichen Krieg gegen das von Jeanne d'Arc gesegnete Paar ohne Vertragsfessel führen zu können. Auf dem Meer England als Feind und das westliche Festland unserem Heer durch junge Verpflichtung gesperrt, deren gewaltsamer oder künstlicher Bruch uns neuen Haß, neue Gegnerschaft würde: Das wäre doch gar zu unbequem.

Wars nicht nöthig, vor franko-deutschem Pakt zu warnen, den King Edward, um uns die Pfandnahme zu erschweren, gewünscht hatte und den ein Schwarm Argloser damals wie Glücksbürgschaft ersehnte? Nicht nöthig, den Gedanken an hemmende Parteiung und Volksaufstand als grundlos zu erweisen, die Mißdeutung zu beleuchten, in die der Wechsel von Lockliedern und Trutzklängen böse Nachbarn verleitet hatte, und Deutschlands Willen in dunstlose Klarheit zu heben? In den Jahren der bosnischen Krisis und des Panthersprunges haben geharnischte Worte die Kriegsgefahr überwunden. Der Widerholungversuch mußte, im vorigen Hochsommer, mißlingen. Als Grey sehen konnte, was wurde, wars zu spät: er wollte Friedensbürge sein und von den Genossen raschen Verzicht auf Grollpolitik erzwingen; doch sein Ruf verhallte in den Rüstunglärm. Die Gegner verkannten allzu lange die Leistungfähigkeit und die Entschlußkraft Deutschlands. Das, meinten sie, wird jeder Behagensstörung ausbiegen; weil es der inneren Einheit und daraus sprießender Kraft nicht mehr gewiß ist. So wurde der Krieg; trotzdem am selben vorletzten Julitag der Reussenzar und Englands mächtigster Minister Haupt und Leib für die Friedenswahrung einsetzten. Die war nur möglich, wenn spätestens 1911 der Zweifel an unserer Thatbereitschaft zerstob. „Die Deutschen schlagen nicht; schmatzen gern an der Prunkkrippe weiter; sagen selbst, daß der Militarismus von Jahr zu Jahr

lästiger werde, kein Verständiger, am Gewinn der Rüstungindustrie Unbetheiligter an Krieg denke, die Masse nur widerwillig mitfechten würde; und die Obersten bekümmert die Möglichkeit gewaltsamen Umsturzversuches. Stehen wir Drei fest, furchen die Stirn tief und legen die Hand ans Schwert, dann kommt Alles in ruhige Ordnung.“ Sie haben geirrt; doch der Rückblick lehrt, daß wir, Volk und Regirung, an ihrem Irrthum mitschuldig waren. Vorbei. Die Herbstnebel sind zerflattert. Neuer Lenzsturm braust heran.

Belagerung.

„Englische und französische Handelsmissionare sind auf dem Weg nach Rußland und in die Vereinigten Staaten. London will, als Stadt der Jahresmesse, die Erbin Leipzigs werden. Hundertfünfzig Ausfuhrhändler aus England und Frankreich haben ein Schiff gemiethet, das nach Südamerika fahren und alle Häfen dieses Erdtheiles, die atlantischen und die pazifischen, anlaufen soll. Die friedlichen Eroberer, die dieses Schiff, L'Argonaute, trägt, wollen nicht, wie die Helden des alten Epos, von dunklen Gewalten bewachte Schätze erraffen. Sie gehen nach Brasilien, Argentinien, Chile, Peru, in alle Länder, wo Deutschland mit zäher Aufdringlichkeit Boden gewonnen, mit seiner Propaganda, seiner dünkelhaften Unternehmunglust den Absatz seiner Waaren erzwungen hat. Sie bieten dem lateinischen Amerika die Möglichkeit, die französische und englische Industrie der deutschen zu vergleichen. Die Ausstellung an Bord des Argonaute wird die Ueberlegenheit unserer gewerblichen Leistung beweisen. Die mitfahrenden Geschäftsleiter werden drüben die Bräuche und Bedürfnisse der Märkte erkunden, die der Krieg den Deutschen gesperrt hat und die der Friede ihnen nicht zurückgeben darf. Der deutschen Industrie fehlen die Arbeiter; sie kann, da nun schon der Jahrgang 1879 zu den Waffen gerufen worden ist, nur das für den Krieg und für die von Amtes wegen eingeschränkte Volksernährung Nothwendige liefern. Die Versuche, fremde Arbeiter heranzuziehen, sind mißglückt; und wenn die Leistungmöglichkeit sich höbe, bliebe ihr dennoch der überseeische Weg verriegelt. Die von der ‚germanischen Kultur‘ geschaffene ‚kolossale‘ Handelsorganisation ist zum Stillstand verurtheilt; die Niederlage und der Weltgrimm werden sie völlig zerbrechen. Unsere Sache ists, die Handelskund-

schaft zurückzugewinnen, die sich nach neuen Lieferanten sehnt und froh ist, wenn sie nicht mehr mit den Geschäftsreisenden eines Volkes zu thun zu haben braucht, dessen Rechtsbruch und Metzelsucht den Haß der Menschheit erwirkt haben. Das Beispiel der Argonautenfahrt heischt Nachahmung. Der Bund der Welterlöser darf nicht nur für Schlachtfelder und Friedensverhandlung gelten, sondern muß sich auf alle Gebiete menschlicher Arbeit hinstrecken." Das kann nicht schwer werden: weil „die Ueberlegenheit der frankobritischen Industrieleistung" unbestreitbar ist. In Deutschland wird ja fast nur schlechtes Zeug, in Berlin gar nur billiger Glitzerschund gemacht. „Als in Frankreich der dreizehnte Louis regirte und Paris schon eine Welt, nicht nur eine Stadt, war, hatte Berlin kaum ein paar Häuser. In Europa giebts nirgends eine zweite Stadt, die so rasch gewachsen ist. Berlin hat heute ums Dreifache mehr Einwohner als vor drei Jahrhunderten das ganze Land, dessen bescheidene Hauptstadt es damals wurde. Berlin hat einzelne hübsche Stellen; als Ganzes ists häßlich und Keiner hats je geliebt. Voltaire, der Maler Pesne, Chamisso haben ausgesprochen, wie ungern sie dort lebten; Mozart fand die Stadt so unausstehlich, daß er lieber mit achthundert Gulden in Wien bleiben als mit dreitausend Thalern preußischer Opernkapellmeister werden wollte; Schiller sah in Berlin den Seuchenherd deutscher Entsittlichung und Geschmacksverderbniß; Goethe wiederholte oft, daß er den berliner Geist als etwas ihm feindlich Widerstrebendes empfinde. Die Berliner heucheln Begeisterung für ihre Kaiserstadt; benutzen sie aber nur als Arbeitstätte und sind glücklich, wenn sie mit leidlicher Rente in eine stillere und schönere Stadt übersiedeln können. Deutschland ist die Heimath der Pfuschnachahmung und der Schundwaare: und zur Hauptstadt dieses Landes taugt Berlin. Alles ist erkünstelt oder nachgeahmt. Aus dem Gips guckt der Ziegel vor; Simili giebt sich für Marmor, Beton für Sandstein aus. Bankhäuser ähneln Kirchen. Notare hausen in Festungen. Sanfte Bürger in Gebäuden, die aussehen wie, nach der Meinung der Erbauer, einst die rheinischen Ritterburgen aussahen, und die mit Ochsenblutfarbe angestrichen sind. Das ist der neudeutsche Stil, der das ganze Reich verseucht hat. Ein wilder Löwe mit gesträubter Mähne, offenem Maul und drohender Tatze: ein Briefkasten. Noch auf der ‚Retirade' findet man Becken von der

Form geflügelter Geier, Zugklinken aus Similischmiedeisen und nachgestümpertes Mahagoni. In dem Hotelzimmer, in der ‚möblirten Wohnung‘: Tische mit geschnitzten Füßen, ein Renaissanceschrank, ein gotischer Sessel, ein Prunktischchen Louis XVI., Alles bunt durcheinader. Bald merkt man, daß der kleine Tisch hinkt, die Platte des großen nicht fest angeleimt ist, die Stühle wackeln und krachen. Alles ist, freilich, spottbillig; hält auch wohl zwei, höchstens vier Jahre. Für die Dauer wird hier nichts gemacht. Wo man vor sechs Monaten massige Neubauten in Vlamenstil sah, erblickt man jetzt wieder neue, wieder wuchtige, diesmal aber dem Rokoko nachgeahmte Häuser. Ungeheure, bis unter den Fußsteig reichende Schaufenster, in die ganze Waarenhaufen gestapelt werden. Der Laden will das Bild üppiger Ueberfülle bieten; wer eintritt, findet ihn leer, ohne Tiefe, nur für die Schau eingerichtet. Alles ist billig; in manchen Luxusgeschäften kostet jeder Gegenstand drei Mark. Dafür giebts herrliche Schildpattkämme (aus Horn), Elphenbeingeräth (aus Celluloid); was Seide scheint, ist Gloria, was wie Gold glänzt, gegilbtes Blech, der Diamant Glas, das Tuch Jute, das Maroquin genarbtes Papier. Auf Qualität wird nicht geachtet; die Sache muß nur billig sein und den unbeschreiblichen ‚Schick‘ haben, für den der Schundliebhaber schwärmt. In ganz wenigen Läden giebts echte Edelsteine, Gold und Silbergeräth; dann ist, in Riesenlettern, über den Fenstern zu lesen: ‚Echt! Echt!‘ Als handelte sichs um die Ankündung einer unwahrscheinlichen Thatsache. Diese Geschäfte (in die man auch noch einiges Mißtrauen mitnehmen muß) sind übrigens meist leer; der Berliner zieht die wohlfeile Nachahmung dem kostbareren Gegenstand vor, für dessen Feinheit er kein Verständniß hat. Er liebt das Falsche, fühlt sich in ihm, mit ihm behaglich. Seit zweihundert Jahren nennt er eine Straße, auf der nur Kastanienbäume stehen, ‚Unter den Linden‘. Unserer Sprache entnimmt er Wörter, deren Sinn ihm fremd ist und die in die Sittenwelt seines Landes nicht passen; unverdauliche Fleischwaare ist ihm ‚Delikatesse‘ und gemeiner Ladenkram ‚Galanterie‘. Nicht minder unaufrichtig ist seine Küche. Auf Güte kommts nicht an; schon Montaigne hat ja gesagt: ‚Der Deutsche ißt nicht, sondern schlingt‘. Wenn er nur voll wird, selbst von KK-Brot: alles Andere ist Nebensache. Außer ein paar uralten, kaum noch besuchten Häusern sind denn auch alle ber-

liner Restaurants einander ähnlich; überall giebts für anderthalb Mark die halbe, für eine Mark mehr die ganze Speisenfolge. Und was für diesen kleinen Preis verschlungen wird, ist fürchterlich. Lachs: mit Karmin gefärbter Dorsch. Nirgends wird die Fälscherkunst so gepflegt. Das ärgert die Berliner nicht etwa. Sie wissen, daß ihnen nur schlechtes Zeug aufgetischt wird, nehmens in guter Laune hin und trösten sich mit der Hoffnung, nicht lange in dieser Stadt zu leben. Auf dem Bahnhof erwartet der Durchreisende ja auch nicht feine Speisen. Berlin ist keine Heimath; nur der Ort, wo man Geschäfte macht. Und von Denen selbst, die darauf ausgehen, lassen sich nur Wenige in dieser Stadt nieder. Von hunderttausend Zuwanderern bringen, wie ausgerechnet worden ist, kaum zweitausend Frauen und Kinder mit; man kommt allein, wie sichs zu kurzem Aufenthalt ziemt. Familienleben, Freude am Heim giebts nicht; man wohnt im ‚garni'. Der Kaufmann, Bourgeois, Arzt, Anwalt benutzt ein oder zwei Zimmer und vermiethet die anderen sammt den Möbeln Jedem, der sie begehrt. Jede berliner Braut träumt von einer großen Wohnung, deren Zimmer sie vermiethen könne. Komfort und Intimität: solche Bedürfnisse sind hier unbekannt. Viele Familien speisen abends nie zu Haus. Sie marschiren in die Schankwirthschaft. Die Männer setzen sich an einen Tisch, die Weiber, manchmal mit den Dienstboten, an einen anderen. So ist seit 1871 in dieser von unstetem Drang, von falschem Luxus, von glitzerndem und tönendem Tand bis in Tollheit berauschten Kaiserstadt eine Entsittlichung geworden, die wie eine Massenkrankheit weiterfrißt. Seit vierundvierzig Jahren löst jeder Tag ein Stück der alten Redlichkeit, der deutschen Sentimentalität; die allzu hastig ins Ungeheure aufgeschossene Stadt mordet die Ehrfurcht vor überliefertem Stammesbrauch. Wir Franzosen dürfen schon als einen Sieg buchen, daß wir, für immer, nun vor arger Ansteckung sicher sind, sicher vor der Ueberschwemmung mit dem Schund, den schlechter Geschmack, als Erzeugniß seiner ‚Kultur', über die Welt hin ausgoß. Die Gefahr, in diese Kloake zu sinken, war uns nah; jetzt kann Paris, das ein Schiff im Wappen führt und, im Gegensatz zu seiner anmaßenden Nebenbuhlerin, inbrünstig alles Echte, Gediegene liebt, mit vollen Segeln wieder seinem Ideal wahrhaftiger und edler Schönheit zusteuern. Das Wappen der Stadt Berlin zeigt uns einen Bären,

der auf den Hinterfüßen steht und tanzen, sich niedlich machen möchte. Der Markgraf oder Kurfürst, der einst der Hauptstadt Brandenburgs diesen Wappenschild verlieh, hat sich als einen Meister allegorischer Weissagung bewährt.“ (Le Temps.)

Ist toller lallende Unwissenheit erdenklich? Der Aberglaube, der Anblick einer schwimmenden Meßbude werde einen Erdtheil zu schneller Abkehr von deutschem Gewerbe bestimmen, mag hingehen. Aber Deutschland die Heimath des Schwindels schelten, Berlin, weil seine Haut noch manches Emporkömmlingsmal zeigt, als eine aufgeputzte Schundstätte verschreien, wo der Verwöhnte nicht hausen, einkaufen, essen kann, der Zugewanderte nur, ohne Familie, weilt, bis sein Geschäft abgewickelt ist: auch der von Haß blindäugigen Kriegszeit dürfte solcher Aberwitz sich nicht entbinden. Wir sahen Fibelbilder, auf denen Finen, Iren, Polen, Schweden, Inder, Fellachen, Araber, Buren, Kabylen, Afghanen unsere Feinde mit Gewitterschnelle zerschmetterten; sehen jetzt unbedachten Eifer den lächelnden Japaner umdienern. Daß Paris nur von Winkeldirnen, Apachen, Kassendieben bewohnt, nur mit Ramschwaare bewirthet, nur von großen und kleinen Duvals gesättigt werde, hätte eine beachtete Zeitung Deutschen nicht zu erzählen gewagt. Frankreich hat seinen Nachbar nie gekannt, schon vor dem Krieg drum jede Spukgeschichte aus deutschem Bezirk für Wahrheit genommen und beleckt gierig nun den ekelsten Lügenbrei. Clausewitz, Moltke, Treitschke, Hartmann werden ihm als ein Quartett widerchristlicher Wütheriche vorgestellt, Schnodderreden des eitlen Gauners Spiegelberg als Glaubensbekenntnisse Schillers eingeschmuggelt; Herr Joseph Reinach (der sich im „Figaro“, als Kampfrichter, Polybe, nach dem Historiker Roms und Karthagos, nennt) beweist, daß die Strategie und Taktik der Russen die deutsche hoch überragt; und Ministerpräsident Viviani gelobt, am achtzehnten Februar, in der Kammer, zu kämpfen, „bis die sittliche Erlösung Europas, die Entschädigung Belgiens, die Eingliederung Elsaß-Lothringens in die Republik gesichert, das Joch deutscher Tyrannei zerbrochen ist.“ Fromme Inbrunst kränzt jeden Schwätzer und Schmierer. Davor sollen wir zittern? Wer eine Festung zur Uebergabe zwingen will, muß wissen, was in ihr ist und noch werden kann; sonst trägt ihm der Aufwand nichts ein.

England wird von Rednerei nicht trunken. Hat im Innersten

nie auf schnellen Sieg gerechnet, weder der russischen Dampfwalze noch dem Lateinergenie vertraut, nur, weil ihm dieses Vertrauen fehlte, sich dem Kampf gesellt und die Freunde auf lange Frist verpflichtet. Ist noch irgendwoher Hilfe zu werben: am Preis wird nicht geknickert. Meldet sich kein neuer Helfer: die Rechnung muß dennoch richtig sein. Ob in West ein Vorstoß gelingt, in Ost ein Rückzug nöthig wird: an solchen Zufall hängt kühler Stolz nicht eines Volkes Schicksal. „Wir wollten Verständigung, die unsere Seeherrschaft gelten ließ und die Last der Rüstung minderte. War nicht zu erlangen; trotzdem wir (in dem Kolonialabkommen, das am Tag der Kriegserklärung von Berlin aus bestätigt wurde) mehr dafür zahlen wollten, als Pitt und Palmerston, Beaconsfield und Gladstone je einem Starken bewilligt hätten. Nun müssen wir fechten; und zugleich die Genossenheere für den Plan der Belagerung nützen. Der dünkt Euch unsittlich? Nur ein Narrenland ließe Zufuhr in einen Staat, gegen das es Krieg führt. Hat Mitleid mit Greisen, Frauen, Kindern die Deutschen gehindert, Paris auszuhungern? Daß wir ein ganzes Reich belagern, daß unsere Grenzwege Wasserstraßen sind, kann den Rechtsgrundsatz nicht lockern. Wir wissen, welche Einfuhrmengen Deutschland braucht; wann, ungefähr, ihm und Oesterreich-Ungarn Brotkorn, Kartoffeln, Kupfer, Gummi, Salpeter, Petroleum, Speisefett, Schmieröl und andere unentbehrliche Stoffe fehlen müssen. Einschränken kann sichs; Nitrate künstlich erzeugen, Kupfer von Dächern, aus der Erde, Küche, Münzstätte holen; uns Schiffe und Ladung versenken. Bleibt ringsum aber auch nur die Defensive wirksam, dann ist die mähliche Entkräftung gewiß und der Tag absehbar, der den Feind nöthigt, die weiße Fahne zu hissen. Von Vernichtung träumen wir nicht; zwischen einem ungefährdeten Rußland und einem sorgenlosen Frankreich hätte unser Imperium kaum ein Zehntel des Werthes von heute. Nur mit schmerzenden Narben würde der Insellöwe grausam. Sonst: Wiederherstellung Belgiens, Wehrkostenbegrenzung, Verbürgung des Besitzes, den beide Reiche im Juli 1914 hatten; vom Verlust Tsingtaus könnte Deutschland in Kleinasien entschädigt werden." Das ist der Umriß des Planes. Das Wirthschaftbedürfniß der Neutralen soll ihn fördern. Ihn zu sprengen, ist deutsche Pflicht. Dienet ihr nicht lässig! Wer sich dem harten Gesetz des belagerten Reiches nicht willig fügt, verwirkt das Recht, in der befreiten Heimath je wieder den Sonnenaufstieg zu schauen.

Ein Nörgler.

Im Jahr 1906 erschien bei Zürcher & Furrer in Zürich das Buch „Die deutsche Finanzreform der Zukunft, von einem Ausland-Deutschen". Wahrscheinlich, weil ich das Buch, nur einige Uebertreibungen rügend, im Ganzen zustimmend besprochen hatte, ließ mir der Verfasser zwei Jahre danach „Deutsche Wehrpolitik der Zukunft" übersenden, welche Schrift ich, als gänzlich Unzuständiger, nur ganz kurz anzeigen konnte. Jetzt geht mir von dem selben Anonymus zu: „Ungelöste Lebensfragen für das deutsche Volk", eine Schrift, für deren Beurtheilung ich einige Kompetenz beanspruchen darf, da sie Fragen der Verfassung, der Verwaltung, der inneren und der auswärtigen Politik behandelt. Einen weiten Leserkreis hat er sich durch verlockende Ueberschriften („Wie schützen wir uns vor einem unfähigen Kaiser?", „Wie schützen wir uns vor dem politischen Schwachsinn der Deutschen?") gesichert. Das Buch enthält gute, wenn auch nicht eben neue Bemerkungen über mancherlei Gebrechen der Bureaukratie, über die lächerliche Ueberhebung der Beamten, über den „devoten Hundestil", über die Thorheit und das Unrecht, den Auslanddeutschen das deutsche Bürgerrecht zu entziehen, und kritisirt ausführlich das Reichstagwahlrecht. Ich wünsche eben so wie der Verfasser eine berufständische Vertretung, wünsche, daß jeder Berufstand nach dem Maße seiner Bedeutung fürs Volksganze vertreten sei. Ich hätte sogar nichts dagegen (die Gleichberechtigung aller Staatsbürger ist ja doch nur Einbildung), wenn den Vertretern der Leute ohne Besitz und Bildung Sitz und Stimme in der Gesetzgebenden Versammlung entzogen würde. Nur müßte dann eine dem römischen Volkstribunat ähnliche Einrichtung geschaffen werden. Die Lohnarbeiter und die Unterbeamten müßten ganz frei Abgeordnete aus ihrer Mitte wählen, die alljährlich vor dem Reichstag und Bundesrat die Beschwerden und Forderungen dieser Stände darzulegen und entschieden arbeiterfeindliche Gesetze durch ein Veto abzuwehren hätten. So lange eine solche Einrichtung nicht besteht, muß an dem Reichstagswahlrecht festgehalten werden, denn das vom Verfasser vorgeschlagene Pluralstimmrecht würde eben so wie das preußische Censuswahlrecht die Unterschicht mundtot machen und jeder gesetzlichen Schutzwehr gegen Unterdrückung und Ausbeutung berauben. Der Verfasser ereifert sich besonders gegen die geheime Abstimmung, die das Volk zu unmännlicher und undeutscher Feigheit erziehe. Mit dieser sittlichen Entrüstung kontrastirt recht sonderbar seine eigene

Anonymität. Ein armer Lohnarbeiter, der geheime Abstimmung fordert, um nicht Weib und Kinder dem Elend preiszugeben, ist nicht feig, sondern nur vernünftig; ein Mann dagegen, der aus dem Hinterhalt Pfeile auf den Kaiser und die höchsten Reichsbeamten abschießt und unter dem Schutze der Anonymität beschimpfende Anklagen gegen die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes erhebt, setzt sich berechtigten Vorwürfen aus.

Der Verfasser ist, wie er selbst sagt, ein süddeutscher Liberaler, der, wie man aus seinen Büchern schließen muß, seit vielen Jahren in der Schweiz wohnt, und er ist denn auch ein richtiger Schweizer: nüchtern verständig, ein Mann von gesundem Urtheil in allen praktischen und technischen Dingen; aber ein Kulturphilister, ohne Sinn für die tieferen Gründe und Zusammenhänge der Geschehnisse. Von der Bedeutung der Religion fürs Völkerleben scheint er keine Ahnung zu haben, die gewöhnlichen protestantischen Vorurtheile gegen alles Katholische hat er nicht überwunden und die Centrumswähler behandelt er als Hammelheerde; als ob alle Wähler der übrigen Parteien selbständige Charaktere oder gar selbständige Denker wären! Er versteht auch nicht den „Selbstmord" des Liberalismus und den Abfall der Fortschrittspartei von ihren manchesterlichen Idealen. Die Nationalliberalen und die Fortschrittler oder Freisinnigen waren die zwei Gruppen der städtischen Honoratiorengesellschaft in protestantischen Gegenden. Die protestantische Masse stimmte für sie, entweder als „Hammelheerde" oder gezwungen durch die Brotherren. Als die geheime Abstimmung die Möglichkeit gab, gefahrlos gegen den Willen der Brotherren zu stimmen (nicht sofort, sondern erst allmählich), wählten die Lohnarbeiter natürlich ihre eigenen Vertreter. Daß es Marxisten waren, die ihre politische Organisation leiteten, ist für die vom Auslandsdeutschen aufgeworfene Frage gleichgiltig. Die Honoratioren waren nun Offiziere ohne Soldaten und, um noch rekrutiren zu können, blieb ihnen nichts übrig, als den Sozialdemokraten und dem Centrum in der Sozialpolitik und in volksfreundlicher Steuerpolitik Konkurrenz zu machen. Außer einigen kleineren Hemmnissen, auf die ich nicht eingehen will, giebt es nur drei Schutzwälle, die eine sozialdemokratische Reichstagsmehrheit nicht entstehen lassen: das Centrum, der Patriarchalismus Ostelbiens und die Staatsbetriebe mit ihrem Millionenheer von Lohnarbeitern und Unterbeamten.

Der Verfasser lobt das schweizer Volk und die schweizer Zustände (in seinem ersten Buch hat er manches Schweizerische ziemlich scharf kritisirt). Die Kantönli habens eben leicht, auf demokra-

tischer Grundlage leidlich befriedigende Zustände zu schaffen (daß diese Zustände aber durchaus nicht allgemein und vollständig befriedigen, weiß ich aus schweizer Zeitungen und Briefen). In einem kleinen Gemeinwesen mit gleichartiger Bevölkerung ist eben sachkundige Theilnahme Aller an der Staatsverwaltung technisch möglich; sie wird schwieriger in dem Maß, wie Gebietsgröße und Kopfzahl wachsen und die Bevölkerung sich differenzirt, und wird beim Ueberschreiten einer gewissen Grenze unmöglich. Was dem Verfasser und vielen Anderen als politischer Schwachsinn der Deutschen erscheint, ist nichts als die technische Unmöglichkeit für den Bürger eines Siebenzigmillionenreiches, den komplizirten Mechanismus seines Staates zu durchschauen und sachgemäß in sein Getriebe einzugreifen. Die weitverbreitete Meinung, die auch unser Schweizer teilt, daß der Durchschnittsfranzose oder -Engländer dem Durchschnittsdeutschen politisch überlegen sei, beruht auf völliger Unkenntniß der französischen und der englischen Zustände. Wenn irgendeine Wählerschaft den Namen Hammelheerde verdient, so ist es die französische; die jeweilige Regirung macht durch ihre Präfekten und Maires die Wahlen. „Das englische Volk“ aber, dessen politische Weisheit der Kontinent hundert Jahre lang angestaunt hat, ist seine nur wenige tausend Köpfe starke Aristokratie und Gentry gewesen, die auch nach den drei Parlamentsreformen noch nicht sofort aufgehört hat, das Land durch das Unterhaus zu regiren, weil, wie Sidney Low ausführt, die Engländer eine ehrfürchtige Nation sind, weil sie praktisch sind und jedes Geschäft Dem übertragen, ders versteht, die Aristokraten aber, die außerm Regiren nichts zu thun haben, dieses Geschäft, meint man, doch verstehn müssen und weil ein Abgeordnetenmandat nicht nur bei der Wahl, sondern auch nachher noch schrecklich viel Geld kostet. Einen Hauptgrund verschweigt der patriotische Engländer: die in Abhängigkeit und Unbildung versunkene Unterschicht war politisch tot. In den Gewerkvereinen, die sich mit schweren Opfern der Mitglieder die gesetzliche Daseinsberechtigung erkämpft haben, ist nur die Arbeiteraristokratie organisirt. Aber seit der 1876 eingeführte Schulzwang zu wirken begonnen, die Zahl der Analphabeten stark abgenommen hat, ist die Demokratie ins Unterhaus eingedrungen, hat es zerklüftet und dem bequemen Wechselspiel der zwei aristokratischen Familienverbände, die sich Whigs und Tories nannten, ein Ende gemacht; das vorläufige Ergebniß ist Verlegenheit; sie wird nach dem Krieg noch fühlbarer werden. Die Aenderung befähigt den gemeinen Engländer, der jetzt wenigstens

lesen kann, natürlich noch lange nicht, schwierige Steuerprobleme zu lösen; Sidney Low giebt zu, auch schon die Kommunalverwaltung sei so undurchsichtig geworden, daß der Bürger kein persönliches Verhältniß mehr zu ihr habe und sie gern dem engen Kreis der Sachverständigen überlasse.

An der auswärtigen Politik der Regirung läßt der Auslanddeutsche kein gutes Haar und vom Wehrbeitrag schreibt er, die schwache Reichsleitung sei nicht mehr im Stande gewesen, die erwerbenden Stände vor den steuerpolitischen Beutezügen der Festbesoldeten und der Arbeiter zu schützen. „Aber die Folgen dieser va banque-Politik werden nicht ausbleiben. Solche ungeheuren Opfer für eine so schlechte Politik: Das ist zu viel auch für den gezähmtesten preußischen Bourgeois." Auch ich habe an der Regirungpolitik Mancherlei auszusetzen gehabt (nicht gerade das Selbe wie der Schweizer), aber der Hieb der gepanzerten Faust, den wir jetzt erleben, wäre ohne ungewöhnlichen Aufwand für die Wehrkraft jedenfalls nicht möglich gewesen.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Wir Deutsche in Amerika.

Vaterland! Recke Deine Arme
Zu Deinen Kindern über die See!
Fremder Boden hält sie gefangen,
Kein Weg führt von ihm zu Dir.
Wir, die wir gern unser Herzblut gäben,
Sind zu quälendem Nichtsthun verdammt.

Vaterland! Recke Deine Arme!
Hol Deine Kinder Dir über die See!
Tausende harren Dein,
Daß Du die Ketten sprengest,
Aufstoßest die Thür weit,
Durch die wir strömen
Wollen ins Vaterland.

Wie ein liebender Vater
Zieh Deine Kinder an Deine Brust.
Schlage die Feinde,
Oeffne die Welt Dir
Und uns das Vaterland!

New Orleans. Georg Ahrens.

Friede im Krieg.

Europa starrt in Waffen seit Jahrzehnten. Wo Rauch ist, ist auch Feuer. Aus den rauchenden Kratern des Hasses, des Neides, innerer Verderbtheit und Zerrissenheit, lauernder Land-, Macht- und Geldgier ergießt sich jetzt die brodelnde, die zischende, zerstörende Gluth. Urfeuer-Erdbeben. Die Meere erzittern. Aus den Schiffen der Lüfte fallen Bomben. Unterseeboote legen Minen. Das Echo des Kanonendonners schlägt an die entlegenste Küste. Die schmalen Blitzesgarben der Geschütze, die entzündeten Feuersbrünste sprühen Funken in die fernsten Fernen.

Doch das Feuer, das einst Prometheus, das der tiefste, stolzeste Trotz des Schaffenden angesichts unbilliger Zernichtung der Menschheit brachte, das sengende, fressende Feuer ist auch der Born der Erneuung und Verjüngung. Ist der Born der That.

Nun ist Alles anders geworden. Der häusliche Hader, der Deutschland teilte in Nord und Süd, spaltete in Junker, Bürger, Prolet, in Protestant, Katholik, Jude, Dissident, verstummte im Waffenklirren für die gemeinsame Sache. Der Krieg im Frieden ward zum Frieden im Krieg. Zum Frieden, der Urzeuge ist für die Wucht unserer inneren vaterländischen Einheit.

Wir Alle lernten umdenken, umwerthen. Der Eine in diesem, der Andere in jenem Sinn. Wir lerntens mit der brausenden Schnelle der Mobilisirung, die in wenigen Tagen unseren Boden umwälzte. Aus langer Versunkenheit ist die deutsche Einheit erwacht. Plötzlich steht sie da. Aufrecht. Eisenstark. Bei Schritt und Tritt der aus der Erde gestampften Landeswehr wirft sie ihre warmen, tröstenden Strahlen über die Gauen des Vaterlandes. Die deutsche Einheit. Sie flammt aus den Knabenaugen der Nothexaminanden, die zur Einstellung drängen. Flammt aus den Augen der eben der Liebsten angetrauten blutjungen Ehemänner wie aus dem ernst-entschlossenen Angesicht bejahrter Familienväter. Sie alle Grenzhüter. Singend, in endlosen Reihen, ziehen sie in der graugrünen Uniform aufs Schlachtfeld. Die deutsche Einheit blickt auch aus den Augen der Zurückbleibenden, die das heimische Feld bestellen, damit den Sieger Ernte und Häuslichkeit empfange.

Und Jene, die nimmer wiederkehren? Die deutsche Einheit blickt noch durch die Thränenschleier, die uns die Listen der Gefallenen verhüllen wollen.

Kein fremdenfreundlicheres Volk giebt es als die Deutschen. Weltliebe, übernationale Neigungen sind ihm Erbgut. Der Reich-

thum unserer Ideen und Sprache wuchs an der Kenntniß und Schätzung ausländischer Werthe und Sonderheit.

Woher trotzdem die leidenschaftlich wühlende Empörung in uns Allen, Mann und Weib, Alt und Jung gegen die fremden Nationen, die uns mit tausend Banden der Weltkultur verbunden schienen? Gegen die französischen, russischen und englischen Feinde, denen sich das an deutschen Universitäten mündig gewordene Japan gesellte? Als ungeheuren Frevel empfinden wir die Einkreisung. Das Land der Denker, Dichter und Sänger, dem Europa Unendliches dankt, will man verwüsten. Wenn nicht zerstören, so doch klein machen und demüthigen, tief demüthigen.

An grenzenloser Zusammengehörigkeit, stärker als der schroffe Individualismus einer Epoche, die seltsam in sich zu zerstückeln, mehr und mehr im Persönlichsten sich zu verankern schien, muß der feindliche Massenandrang zerbrechen. An West- und Ostgrenze werfen unsere Krieger die Patrouillen, Brigaden, Divisionen zurück: Mußt mir mein Deutschland doch lassen stehen!

Im Welterdbeben, inmitten einer an Zahl weit überragenden Gegnerschaft fühlen wir unsere Art wachsen, die Kraft des Handelns und Ertragens stählern werden. Hoch hinaus über den Alltag, seine Lust und sein Leid, sein Begehren und Bangen, trägt uns ein einzigartig-einheitlicher Wille zum Sieg, trägt uns der Friede im Krieg. Helene Simon.

Anzeigen.

Die psychopathischen Verbrecher. Verlag Dr. P. Langenscheidt.

Die Probleme, vor die das Verbrecherthum die moderne Gesellschaft stellt, können ihrer Lösung nicht entgegengeführt werden, bevor nicht ein vertieftes Eindringen in Wesen und psychische Eigenart der kriminellen Einzelindividuen Klarheit darüber geschaffen hat, mit was für einer Art Menschen man es eigentlich dabei zu thun hat. Darüber hilft auch keine noch noch so gründliche und umfassende kriminalistische Massenstatistik hinweg, die schließlich über tote Zahlen niemals hinauskommt. In richtiger Erkenntniß dieser Nothwendigkeit ist von verschiedenen Seiten die individualpsychologische und -biologische Betrachtung des Verbrecherthums in Angriff genommen worden. Die Resultate waren auffallend übereinstimmend, für den Kundigen freilich nicht überraschend. Ungemein groß war der Prozentsatz an psychisch Minderwerthigen, die bei einzelnen Gruppen die Hälfte

und mehr ausmachten. Besonders eindringlich muß diese Feststellung bei den jugendlichen Verbrechern, den Fürsorgezöglingen, wirken, aus denen sich die Kerntruppe der Verbrecherarmee rekrutirt. In diesem ungewöhnlich hohem Antheil an der Kriminalität erschöpft sich aber die Bedeutung der psychisch Minderwerthigen für das öffentliche Leben nicht Die Frage der geminderten Zurechnungfähigkeit, des gemilderten, des individuell angepaßten Strafvollzuges, der Sicherungnachhaft, der dauernden Verwahrung der unverbesserlich Kriminellen und viele andere Fragen knüpfen sich an diese zurechnungfähigen Minderwerthigen. Ihre Kennzeichnung, so weit sie für Verbrechen und Strafverfahren Bedeutung hat, kommt einem praktischen Bedürfniß entgegen. Sie bedarf keiner weiteren Rechtfertigung und Begründung. Mein Buch macht nun den Versuch, in einer, wie ich glaube, bisher noch nicht vorhandenen umfassenden Darstellung Alles zusammenzustellen, was die psychopathisch Minderwerthigen in ihren Beziehungen zu Verbrechen und Strafwesen kennzeichnet. Die psychopathischen Wesenszüge, die zu Entgleisung und Kriminalität führen, die Delikte, in denen sie ihren Niederschlag finden, die pathologischen Charakter- und Verbrechertypen, in denen sie zum Ausdruck kommen, die inneren psychischen wie körperlichen Bedingungen und die äußeren Verhältnisse, unter denen diese Psychopathen ihr seelisches und soziales Gleichgewicht verlieren, werden auf der einen, das Verhalten der Minderwerthigen im Strafverfahren und Strafvollzug, die Wirkungen, günstige wie ungünstige, die die Strafvorgänge auf sie ausüben, die Besserungaussichten, die Gesichtspunkte für ihre Behandlung im Strafrecht, Strafverfahren, Strafvollzug und in der Freiheit werden auf der anderen Seite dargestellt. Benutzt wurde das umfassende kriminelle Großstadtmaterial der berliner städtischen Irrenanstalten. Damit dürften die nothwendigen Grundlagen geschaffen sein, von denen aus zu dem schwerwiegenden modernen Problem der Verbrechensbekämpfung, so weit es die Psychopathen angeht, Stellung genommen werden kann.

Berlin-Buch. Dr. Karl Birnbaum.

Der Konzessions-Schulze, die Geschichte eines Ueberganges aus dem Bürgerthum in den Adel unter der Regirung Kaiser Wilhelms des Zweiten. Von Hans Erich Tzschirner. W. Borngraeber in Berlin.

Der nach kurzer Zeit erschienenen achten Auflage seines Erstlingromans „Die nicht lieben dürfen" läßt Tzschirner jetzt einen Gesellschaftausschnitt in größerem Rahmen folgen. Und er giebt ihm mit dem Vorbehalt eines literarischen Untertitels einen von Bismarck im Reichstag geprägten, ungemein bezeichnenden Namen. Der Großindustrielle Rosenherz schickt seinen einzigen Sohn auf den Wunsch des ihm gnädigen Kaisers als Fahnenjunker zu den Gardekürassieren und nimmt schließlich nach starkem Widerstande um dieses Sohnes und seiner

Tochter willen den Adel in Gestalt der Grafenwürde an. Der Werth des Buches als eines Kulturbildes liegt in der verblüffenden Echtheit der intimen Szenen in der Villa des Großindustriellen am Wannsee und im Kasino der Gardekürassiere. Die drastischen Aeußerungen eines Demokraten, der in dem Buch herumspukt, lassen nicht erkennen, auf wessen Seite der Verfasser eigentlich steht. Er läßt einen auf großen Reisen geöffneten und gereiften Verstand zu uns sprechen und entpuppt sich selbst uns als Menschen von feinster Kultur und intimster Kenntniß der Kreise, in die er sich als Reiteroffizier und Adjutant eines Fürsten, also gewissenmaßen selbst als Konzession-Schulze, gründlich vertieft hat.

Wilhelm Freiherr von Maltzahn.

Ornamenta Spiritus. Sieben Holzschnitte von H. John Hoexter. Im Selbstverlag.

Der Glaube hat seinen liebsten Feind besiegt. Die Tafeln der Kunst liegen zertrümmert. Die unfrommer Wißbegierde verheißene Strafe, die „poena sensus“, ist offenbar vollzogen. Unter der Frevler Händen löśten sich die bildwirkenden Einheiten auf; den Pointillisten das Licht, den Kubisten der Raum und den Futuristen die Zeit. Jons Eitelkeit hat gewählt; nun muß er lügen oder schweigen. Die Leinenrahmen stehen leer, seit der Maler irrende Finger am Schleier der Maja, am Gewande der Gottheit zerren. Schon Dürers „Speis der Malerknaben“ enthielt frühes Gift und wandelte zum Grauen des Meisters der Schaffenden „Holden Wahnsinn“ in heidnisch unfruchtbare „Melancolia“. Was nun noch gemacht wird, sind äußere Werke, opera operata und völlig belanglos; die visio beatifica schwand und das lumen gloriae erlosch. Verzeiht man meine kryptographische Vermummung? Begreift man, um welchen sehr heißen Brei ich schleiche, wie eine unerlöste Seele mitternachts um die verschlossene Kirche? Ich werde mich hüten, die theses damnatas auszusprechen. A. G. L. A.!.. Die Mappe „Ornamenta Spiritus“ (Tresor de l'âme) enthält folgende sieben Blatt: Adam Cadmon, Bestiarium, Ars Magna, Morbus Indecens, Revenant, Sohar, Totem. Sie kostet zwanzig Mark. Die im Dezember 1913 veröffentlichte Holzschnittfolge „Imagines Divi“ ist vergriffen.

H. John Hoexter.

Die Aufgaben der Kinematographie in diesem Kriege. (Flugschrift des Dürer-Bundes Nr. 128.)

Im Augenblick das Richtige thun, Lebendiges nicht in einem Netz von Instanzen und Bedenklichkeiten sich abmatten lassen, nichts versäumen, worüber wir später einmal erröthen müssen: wenn der Krieg, die konzentrirte Form des ewigen Krieges, die wir wieder einmal erleben, irgendeine deutliche Mahnung an die Geister enthält, so ist es diese. Sie läßt sich auf manche Gegenstände anwenden; besonders rund und glatt auf die Kinematographie. Die ist nur eine kleine

Nebenerfindung zur Bereicherung und Berichtigung unserer Vorstellungen von der sichtbaren Wirklichkeit. Das Wesen der Kinematographie ist Ehrlichkeit; sie giebt wie kein anderes Mittel optische Selbsturkunden von thatsächlichen Geschehnissen, so weit sie sich in genügendem Licht abspielen. Ob Das wenig oder viel, gut oder böse ist: Dies und nichts Anderes können wir für unsere Kultur von der Kinematographie haben. Aber so wenig es ist als technische Leistung (nachdem die Apparatur einmal da war), auch dies Wenige zu thun, haben wir verpaßt. Durch den Krieg ist nun der Geschäftsring der Kinodramenverschleißer gesprengt worden. Der Weg zur Rückgewinnung der Kinematographie für alles Werthvolle, das wir von ihr erträumt, ist heute frei. Zugleich thürmt sich vor ihr ein Gegenstand, an dem sie ihre Kraft erweisen kann und muß, von erschütternder Würdigkeit auf. Wie haben in den letzten Jahren unsere inneren Augen sich gemüht, die Ereignisse von vor hundert Jahren „lebendig“, als Seh-Erlebnisse, wieder herzustellen! Die Phantasie erlahmt davor, die des Künstlers verliert den Boden. Was kein Künstler und vielleicht kein Gelehrter kann und erstrebt, ein ganz neues Begehren, recht kindlich am Stofflichen klebend und doch mit einem Keim zu unvorstellbaren geistigen Genüssen und Erhebungen im Innern, das Begehren, einen Schatten der Geschehnisse etwas länger als zuvor zur Betrachtung zu behalten, findet, kann Erfüllung finden in der Kinematographie. Dieser Völkerkrieg braucht ein Denkmal, gebaut aus Mitteln, die dem zwanzigsten Jahrhundert und keinem vorher zur Verfügung standen. Das ist ein Denkmal aus Filmrollen, aufgenommen am lebendigen Tag, eingekapselt für die Augen Ungeborener in hundert, fünfhundert, tausend Jahren, für Gelehrte, Künstler, Volk und Kinder. Wollen wir auch heute wieder versäumen, zu thun, was der Augenblick fordert? Ist der Gedanke zu tragen, welches Versäumniß uns die Nachfahren vorwerfen, wie sie zürnen werden, wenn wir die Aufgabe unerfüllt lassen? Ich kenne die Hindernisse und Bedenken, kleinliche und wohl zu erwägende. Kenne die Schwierigkeiten und das Wagniß des Unternehmens. In meiner Flugschrift zeige ich den Weg, der zu gehen ist, um zugleich echte Aufnahmen von diesem Krieg zu schaffen, daneben die Kinotheater zu einer ergiebigen Quelle von Kriegshilfemitteln zu machen, endlich so nebenbei und für immer die Kinematographie an einem Rückversinken in den früheren Sumpf dadurch zu hindern, daß Staat und Gemeinden, ohne unerfüllbare Monopolträume und ohne selbst schuldig zu werden, hemmend und wiederum fördernd eingreifen.

Hermann Häfker.

Das schmerzliche Wunder. Egon Fleischel & Co. in Berlin.

In den Frauengedichtbüchern, die wir aus den letzten drei Jahrzehnten besitzen, ist die Leidenschaft und die Müdigkeit, der Stolz und die Unrast einer ringenden Generation aufgefangen; und wenn jetzt von dem neuen und vielleicht glücklicheren Geschlecht, das besitzt, was

Jene erwarben, dies Buch zu sprechen wüßte, dann dürfte ich hoffen, zu einer Veröffentlichung eine kleine Berechtigung zu haben. Keine Reihe, sondern ein Kreis von Gedichten, keine Liedersammlung, sondern ein geschlossenes Stückchen Werden sollte dieser Band darstellen.

Bergsee.

Eisgraue Gipfel ragen in der Runde,
Bergtief schmiegt spiegelnd sich im glimmend-glatten
Smaragdenschein der See. Ihr Riesenschatten
Raubt ihm das Licht und füllt ihn bis zum Grunde.

Zerfurcht, mit rothem Rinnsal alter Wunde,
Vergletschert steigt auf steil gestürzten Platten
Der Berg empor und mit den Wolken gatten
Sich eisbedeckt und einsam Schroff und Schrunde.

Weißt Du, warum ich wieder Dein gedenke
Und wie sich windstill und verträumt mein Leben
In Stille schließt, daß es sich ganz Dir schenke,

Und lauscht, dem Ernst der Höhen hingegeben,
Daß sich Dein großer Schatten in mich senke,
Um tief verklärt Dein Bildniß aufzuheben?

Zwiegespräch.

Sitzt eine verschleierte Frau
An meinem Bett alle Nacht;
Und sie sinnt und sie spinnt
In Fieberfäden mich sacht.

Flattert ein blauer Traum
Um mein Haupt alle Tag;
Es erhellt mir die Welt
Seiner Flüglein Schlag.

Hängt auch ein dunkler Gram
Ueber mir Tag und Nacht,
Weil ich ein Herz nicht nahm,
Das man mir heimlich gebracht.

„Wie heißt die verschleierte Frau?"
Mein Freund, die Erinnrung an Dich.
„Was ist der blau flatternde Traum?"
Mein Freund, eine Hoffnung für mich.

„Warum trägst Du den dunklen Gram?"
Mein Freund, weil mein Herz so verzagt,
Weil ich Dich liebe so lang
Und es Dir, mein Freund, nicht gesagt!

Ilse Reicke.

Gold-Pool.

Der amerikanische Goldpool, der im Herbst 1914 entstand, weil man einen Kassenfundus für die Bezahlung ausländischer Forderungen haben wollte, ist aufgelöst worden. Newyorker Banken hatten 100 Millionen Dollars in Gold aufgebracht, die sie nun zurückbekommen. Das ist mit einer stolzen Fanfare verkündet worden. „Die Vereinigten Staaten brauchen keine Goldreserve; sie machen im Export so gute Geschäfte, daß das Ausland ihnen immer tiefer verschuldet wird. Also wird mehr Gold ins Land kommen als hinausgehen; und der Pool ist unnöthig." Der Stolz auf die Leistungen der Ausfuhr findet in Deutschland nicht das volle Verständniß. Die Herren Schwab und Morgan denken weniger an Neutralität als an Geschäfte. In der Thatsache, daß sie mit ihrer Auffassung durchdrangen, könnte man einen Sieg der Trusts über den Präsidenten Wilson sehen. Der Krieg hat die wirthschaftlichen Anschauungen umgemodelt. Das gilt auch für den siebenjährigen Krieg gegen die Fürsten von Wallstreet. Die Tage der keuschen Enthaltsamkeit sind vorüber. Die Amerikaner haben an der Lieferung von Kriegsmaterial und Weizen viel Geld verdient; und die Auflösung des Goldpool ist ein Grenzstein in der amerikanischen Wirthschaftgeschichte. New York wird das „Geldcentrum der Welt" genannt. London sei erledigt. Den Deutschen gönnt man die Aussicht auf eine neue ausgiebige Geschäftsverbindung mit den Vereinigten Staaten. Der Yankee ist klug genug, das Interesse Nordamerikas an einem guten Verhältniß zu Deutschland zu erkennen. Unsere Ausfuhr ist für den amerikanischen Markt wichtig und New York wünscht sich die Vermittlung für die deutschen Geldgeschäfte in Südamerika. Daß die Engländer und Franzosen ihre Eroberungen im lateinischen Amerika fortsetzen werden, bezweifeln die Finanzleute drüben. Dieses Zugeständniß ist für uns ja schmeichelhaft; und daß der Amerikaner zuerst an sich denkt, ist sein gutes Recht.

Die Vereinigten Staaten haben in Europa ungeheure Werthpapierhaufen untergebracht, für die sie den Geldmärkten der Alten Welt zinspflichtig sind. Mit ihrem Ausfuhrüberschuß könnten sie den größten Theil dieser Verpflichtungen tilgen. Aus der Steigerung ihres Exports folgern sie, daß Europa ihnen verschuldet werde; doch müßte man erst ausrechnen, wie groß die Summe der in Europa liegenden amerikanischen Papiere bei Ausbruch des Krieges noch war. Das deutsche Kapital hat sich seit Agadir entlastet. Die Yankeewerthe strömten nach Amerika zurück oder wurden von Frankreich übernommen, das dann in eine schlimme Börsenkrisis gerieth. In der londoner City sind die Dollarpapiere eiserner Bestand. Der Schatzkanzler Lloyd George meint, Amerika schulde Großbritanien 1000 Millionen Pfund. New York fand

diese Schätzung falsch; jedenfalls entsprang sie der Ueberzeugung, daß es sich bei dem Antheil, den die Union am britischen Volksvermögen hat, nicht um eine Kleinigkeit handelt. Nach einer englischen Statistik haben die Amerikaner 6 bis 7 Milliarden Dollars fremden Geldes in Anspruch genommen. Davon in England 4, in Deutschland 1½ Milliarden. In Mittel- und Südamerika haben die Vereinigten Staaten etwa 1½ Milliarden angelegt. Die Zinspflicht erstreckt sich also auf ein Kapital von rund 5 Milliarden. Das erfordert jährlich einen Aufwand von 250 bis 300 Millionen Dollars. Der Aktivüberschuß der amerikanischen Handelsbilanz betrug im Jahr 1914 nur 324 Millionen Dollars; hätte also für die Verzinsung des entliehenen Geldes gerade ausgereicht. Was sonst noch an Dollars im Ausland blieb, konnte durch den Gewinn der Handelsbilanz nicht aufgewogen werden. Dadurch ist bewiesen, daß die amerikanische Zahlungbilanz gegenüber dem Ausland passiv gewesen ist. Die Kosten des Reiseverkehrs sammt den Schiffsfrachten (für 1913 wurden die Ausgaben der ins Ausland reisenden Amerikaner auf 200, die Schiffsfrachten auf 50 Millionen Dollars geschätzt) und die Geldbeträge, die von Eingewanderten nach der Heimath geschickt wurden (300 Millionen) sind barer Verlust für den amerikanischen Vermögensstand gewesen. In der Kriegszeit haben sich diese Posten der Zahlungbilanz wesentlich geändert. Das Reisen hat fast aufgehört; und der Weg des Geldes nach Europa ist gesperrt. Bleiben nur die Ausgaben für die Seetransporte. Die sind durch den Krieg sehr gekürzt worden. Der für den amerikanischen Handel wichtigste Schiffsraum, der deutsche, ist verriegelt. Die Amerikaner benutzen also eigene Schiffe oder müssen sich mit den ausländischen behelfen, die sich noch nicht vom Ozean zurückgezogen haben. Wie tief diese erzwungene Einschränkung die Frachtensumme herabdrückt, wissen wir noch nicht. Sicher ist nur, daß der Zahlungbilanz der Vereinigten Staaten die Absperrung vom Verkehr mit dem Ausland nützt. Und das Ergebniß dieser günstigen Wandlung ist das Verschwinden des Gold-Pool.

Der vom amerikanischen Kongreß eingesetzte Ausschuß, der den Namen seines Vorsitzenden, des Abgeordneten Pujo von New Orleans, trug, hat vor zwei Jahren über den Geld-Trust berichtet. Er behauptete das Dasein eines Trust, einer engen Interessengemeinschaft zwischen einzelnen Finanzgruppen; und nun sollten die Löwen der Fünften Avenue gebändigt werden. Der gefürchtete Trustinquisitor, Samuel Untermyer, vernahm den alten Morgan, der dem neugierigen Staatsanwalt aber nicht sagen wollte, wie und zu welchem Zweck er sein Geld gemacht habe. Doch der Untersuchungausschuß hatte die Tyrannenherrschaft von Geldleuten festgestellt und die Oeffentliche Meinung konnte sich an der Hoffnung auf die Ausrottung dieser „Schädlinge“ berauschen. Um die Morgan und Rockefeller waren die „Alliirten“ geschaart, große Bankfirmen in New York, Boston und Chicago. Die Kerntruppe verfügte über 1300 Millionen Dollars fremder Gelder. Staatsanwalt Untermyer gestand den „Verbrechern“ eine ge-

wisse Klassenethik zu, die darin sichtbar wurde, daß sich einzelne Bankiers verpflichtet hatten, einander nicht Konkurrenz zu machen. Dennoch wurde beschlossen, den Geldtrust so lange zu würgen, bis ihm der Lebensodem entflohen sei. Der Ausschuß schlug Mittel vor, die alle Börsenauguren heiter stimmten. Keine Scheingeschäfte mehr; Einsicht in die Bücher. Der einzige praktische Erfolg dieses Reinigungversuches war eine amtliche Verherrlichung der Blankogeschäfte durch den Vorstand von Wallstreet. Das Publikum vernahm, Waaren zu kaufen oder zu verkaufen, die man nicht habe, sei durchaus nicht unanständig. Diese Auffassung hat sich natürlich leicht durchgesetzt; sie entsprach den Wünschen Aller, die mit der Börse Berührung hatten. Die Bankiers aber, die von dem Doppelgestirn Pujo-Untermyer grell beleuchtet worden waren, sind heute die Stützen der Nation. Ihnen lauscht das Volk.

Anders wird jetzt auch die neue Currency Bill, das Gesetz über die Reform des amerikanischen Bankwesens, beurtheilt. Das Verfahren gegen den Geldtrust trieb zur Notenreform; aber die Vorschläge, die der Pujo-Ausschuß für eine Kontrole der Nationalbanken machte, waren nicht zu gebrauchen. Erst das Gesetz, das die Reservebanken als neue Glieder dem Bankensystem einfügte, hat die „Centralisirung", gegen die sich die Mehrzahl der 7500 Nationalbanken heftig sträubte, begonnen. Die Vorbereitung der neuen Federal-Reserve-Organisation dauerte fast ein ganzes Jahr. Das Gesetz datirt vom ersten Januar 1914; aber erst am sechzehnten November 1914 begann die neue Epoche im Bankwesen der Vereinigten Staaten. Und der Präsident eines großen newyorker Finanzhauses, der Guaranty Trust Company, der vor zwei Jahren zu den Angeklagten gehörte, lobt heute die Wirkung des neuen Reservebanksystems. Daß Amerika so viel Geld habe, verdanke es nur der Bankreform. Vor Tische las mans anders. Als im April 1914 angezeigt wurde, in welchen Städten die zwölf Reservebanken zu errichten seien, gab es im Bereich der Nationalbanken noch laute Mißstimmung. Sie mußten sich natürlich fügen, da das Gesetz ihnen keine Wahl läßt. Aber der alte Geist ist nicht verschwunden; und die vollkommene Centralisirung des amerikanischen Bankwesens ist auch jetzt noch nicht erreicht. Denn das Gesetz hat keine Macht über die Banken, die ihren Freibrief einer einzelnen Staatsregirung verdanken. Der Bund kann diese Anstalten nicht einfach beseitigen; er würde dadurch die Rechte der States Governments verletzen. Was der Schatzminister Mc Adoo thun wird, ist nicht bekannt; er gilt als höchst energisch. Washington hat jetzt freilich wichtigere Sorgen als die um einen Bankenkrieg mit den Einzelstaaten. Das Bundesaufsichtamt für die Reservebanken (Federal Reserve Board) arbeitet, als Behörde, „nach Grundsätzen". Das paßt den Kunden der zwölf Bundesbanken, den Distriktinstituten, nicht, weil sie in ihrer Dividendentaktik gehemmt sind. Die Diskontsätze sind vorgeschrieben und das Amt hat das Recht, sie je nach den Kreditverhältnissen des einzelnen Bezirkes zu bemessen. Diese Ungleichheit und die Einengung der Verfügungfreiheit werden als Störung empfunden.

Der Weisheit letzter Schluß scheint das Bankgesetz nicht zu sein. Präsident Wilson hatte Eile, der Bill die Sanktion zu verschaffen. Nachdem ihm bei der Zolltarifreform gelungen war, über seine Widersacher zu siegen, lag ihm daran, auch den zweiten Triumph in Sicherheit zu bringen. So wurde mit der Glaß-Owen-Bill nicht lange gefackelt. Und Mc Adoo, der Schwiegersohn des Präsidenten, sorgte für das Schnellzugstempo; der wirthschaftliche Verkehr soll die durch die neue Bankverfassung in Freiheit gesetzten Staatsgelder in sich aufnehmen. Eine halbe Milliarde Dollars ist in den offenen Geldmarkt geflossen und zum großen Theil von den ausgehungerten Baumwollpflanzern verschlungen worden. Von dem späten Glück des Exporthandels haben die Pflanzer ja am Wenigsten. Die Gewinne bleiben im Schwabenland.

Eine Sorge Amerikas ist der Goldhunger der Briten. Die Bank von England arbeitet mit Riesenmagneten, um Gold an sich zu ziehen. Die Amerikaner möchten aber ihren Eagles die Flügel beschneiden, um ihnen den Flug über den Ozean zu wehren. Ein Mittel wäre: Ablehnung jeden Vorschusses an eine Kriegspartei. So lange sich Amerika an Darlehen und Lieferungen betheiligt, hat es nicht die Macht, Herrn Lloyd George und Genossen nach Haus zu komplimentiren. Das ist die Kehrseite des neuen Exporttriebes. Sie lehrt den Yankee, daß die City ihn nicht losläßt, mag er ihr Gold oder Finanzwechsel bringen.

Ladon.

Der höhere Friede.

Wenn sich, auf des Krieges Donnerwagen,
Menschen waffnen, auf der Zwietracht Ruf,
Menschen, die im Busen Herzen tragen,
Herzen, die der Gott der Liebe schuf:

Denk' ich, können sie mir doch nichts rauben,
Nicht den Frieden, der sich selbst bewährt,
Nicht die Unschuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Hasse wie dem Schrecken wehrt,

Nicht des Ahorns dunklem Schatten wehren,
Daß er mich, im Weizenfeld, erquickt,
Und das Lied der Nachtigal nicht stören,
Die den stillen Busen mir entzückt.

Heinrich von Kleist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. März 1915.

Marswache.

Dardanellen.

In der neunten Woche des Christenkalenders haben die Westmächte den Versuch begonnen, die Meerengenschlösser aufzubrechen. Wer Schullehre nicht, wie der ans Ufer gelangte Schwimmer die Binde der Leukothea, beim ersten Schritt auf den festen Boden der Wirklichkeit rasch ins verbrandende Wasser warf, steht blinzelnd, als schaue er über dem wirrsten Orientmärchen das grelle Strahlenbündel der Mittagssonne, vor dem Ereigniß: Briten und Franzosen beschießen die Burgen, die von der Troerstadt Dardanos den Namen empfingen, und aus dem Mund ihrer Geschütze donnert der Wunsch, den Russen ins offene Meer zu helfen. Viceadmiral Sackville Hamilton Carden, der dem anglo-französischen Geschwader befiehlt, soll der Vollstrecker des Willens werden, den, in der Reichsduma, Herr Sasonow, in das enge Satzgehäus preßte: „Der Krieg gegen die Türkei muß unseren Drang ans offene Meer dem Ziel nähern.“ Dem Ziel uralten Sehnens. Am neunundzwanzigsten Mai 1453 war Mohammed der Zweite als Sieger in Konstantins Stadt eingeritten und am Hauptthor der Sophienkirche vom Roß gestiegen. Die wurde, auf seinen Wink, schnell in eine Moschee umgewandelt; der Kreuze, des Mauerschmuckes, der Gemälde und Mosaiken beraubt und von emsigen Wäschern in Nacktheit gereinigt. Bald rief vom höchsten Minaret der Muezzin im Namen Allahs und seines Propheten alle Gläu-

digen zum Gebet; und auf der Weihstätte, wo noch wenige Tage zuvor der Palaeologe Konstantin zum Heiland gefleht hatte, dankte nun Mohammed seinem Gott. Nach der Festung des Glaubenshauses wurde die Sicherung des neuen Erdbesitzes nöthig und der Sultan befahl, die Wassergasse zwischen Marmara- und Aigaiermeer durch zwei starke Burgen zu sperren. Gegen Römerrache oder gegen Asiatendrang? Die Christenheit, seufzte Aeneas Sylvius, „ist ein Rumpf ohne Kopf, ein Staat ohne Gesetz und Herrscher. Papst und Kaiser tragen prächtige Titel und leuchten als Prunkbilder von ihrer Höhe; beföhlen sie aber, so wäre nirgends ein zu Gehorsam Williger. Jedes Land hat seinen Fürsten und in jedem Fürsten lebt ein Sonderwunsch. Wessen Beredsamkeit vermöchte so viele einander störrige und feindsälige Mächte unter eine Fahne zu schaaren? Wer würde ihr Feldherr, könnte für Ordnung und Zucht, für Allen verständliche Befehlssprache, für stete Ernährung solcher Haufen bürgen? Ein kleines Heer würde von den Türken, ein großes von innerer Wirrniß vernichtet. Ein Heiliger Krieg wider die Heiden ist nicht mehr möglich. Welcher Sterbliche könnte die Deutschen den Ungarn und Böhmen, die Engländer den Franzosen je versöhnen?“ Von allzu Sterblichen ward es vollbracht. Deutsche, Ungarn, Böhmen fechten für die Erhaltung, sogar für die Weitung des Türkenbesitzes. Englische und französische Schiffsgeschütze wollen die Riegel sprengen, die den Russen die Ausfahrt ins Mittelmeer sperren. Und beide Gruppen, die lutherisch-römisch-türkische und die griechisch-römisch-anglikanische, preisen ihren Waffengang in Ost und West als einen Heiligen Krieg.

Aus der politischen Geschichte des Kampfes um die Meerengen ist am neunzehnten Dezember 1914 hier das Wichtigste erzählt worden; weil schon damals zu ahnen war, welche Wendung der Europäerkrieg nach der Hineinzerrung der Türkei nehmen müsse. Herr Sergej Goriainow, der, als Direktor der petrograder Reichsarchive, alle russischen Diplomatenberichte kennt, beginnt sein Buch „Le Bosphore et les Dardanelles“ mit den Sätzen: „Die Eroberungen Peters des Großen gaben dem Russenreich die Ostsee und das Schwarze Meer als Grenzen; zwei Becken, die durch schmale, vom wachsamen Auge der Anrainer behütete Fahrstraßen dem offenen Meer verbunden sind. Die Belte und der Sund wurden im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts den Schiffen al-

ler Völker geöffnet. Das Schwarze Meer blieb unter Peters nächsten Folgern geschlossen und die engen Straßen, die es dem Mittelmeer verbinden, sind noch heute der russischen Kriegsflotte gesperrt. Uns beschränkt sich das oft erörterte Orientproblem in die Frage: Wem gehören, an wessen Willen hängen Bosporus und Dardanellen? Als Peter das Süduser der Asowsee erobert und die russische Kriegsflotte geschaffen hatte, schickte er ein Kriegsschiff, den ‚Kriepost‘, nach Zarigrad (Konstantinopel). Das trug Rußlands ersten Gesandten an die Türkenküste, den Dumabeamten Ukrainzow, der einen Friedensvertrag abschließen und der russischen Marine die freie Schiffahrt von Asow und Taganrog bis nach Konstantinopel sichern sollte. Doch Alexander Maurokordato, der Geheimsekretär des Sultans, erwiderte im Auftrag der Hohen Pforte, niemals dürfe ein fremdes Fahrzeug in das Schwarze Meer eindringen, das den Türken die reine, unberührte Jungfrau sei, das jedem Fremden fest verschlossene Heiligthum. Den Widerstand der Türkei unterstützte die Eifersucht der europäischen Seemächte, die ihre Schiffahrt nicht unserem Wettbewerb im Mittelmeer aussetzen wollten. Frankreichs Vertreter drängten uns in den Belgrader Vertrag vom achtzehnten September 1739, der uns verbot, in der Asowsee oder im Schwarzen Meer Schiffe zu haben oder zu bauen, und Rußlands ganzen Handel an diesen Küsten auf die Schiffe türkischer Unterthanen verwies. Unter Katharina erstritten glanzvolle Waffensiege uns den Frieden von Kütschük-Kainardsche; Schwarzes und Mittelmeer wurden unserer Handelsflotte geöffnet. Aber der Vertrag gab uns nur die Erlaubniß, aus dem Mittelmeer nach Konstantinopel zu fahren, nicht das Recht auf freie Fahrt durch den Bosporus.“ Im Juli 1774; drei Vierteljahrhunderte nach dem Karlowitzer Frieden, der den Russen Asow eingebracht, einem Pfortenwächter den Angstruf entrungen hatte: „Wenn fremde Schiffe je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer erlangen, schlägt dem Osmanenreich die Sterbestunde.“ Will Rußland den Tod der Türkei? Noch in der Denkschrift, die Graf Victor Kotschubey, ehe er Minister des Inneren wurde, am Tag seines Rücktrittes aus dem Auswärtigen Amt dem ersten Zaren Alexander vorlegte, empfahl er, dem jede neue Dehnung russischen Gebietes unnöthig schien, die Erhaltung der Türkei, als des stillsten und schwächsten Nachbars, den Rußland

sich wünschen könne. Der Geschichtschreiber Solowiew hat den Grafen getadelt, weil er Montesquieus Hinweis auf den Vortheil schwacher Nachbarschaft gar zu gläubig aufgenommen habe. „Ein schwacher Staat ist immer dem Einfluß aus einem starken zugänglich; und da ein starker nicht dulden kann, daß der schwache das Mündel und Werkzeug eines anderen Staates werde, entsteht aus solcher Nachbarschaft leicht eine Reibung zwischen Großmächten. Daß die Türken still sind, erleichtert uns nicht die Mühe, ihr Reich zu erhalten." Diese Meinung hat sich, gegen Kotschubeys, durchgesetzt; und Rußland hat dennoch, von Münchengraetz bis Mürzsteg, neue Verträge gebündelt, die Oesterreich und die Westmächte in das Türkenprotektorat einließen: in den Bezirk, den der Pakt von Hunkiar-Iskelessi dem Weißen Zaren vorbehalten hatte. Der durfte, nach der Geheimklausel dieses Vertrages, als Entgelt der Waffenhilfe, die er der Pforte für jeden Nothfall verhieß, die Dardanellensperre fordern; und die Pforte war dann verpflichtet, „keinem fremden Kriegsschiff unter irgendwelchem Vorwand die Einfahrt zu erlauben." England, gegen das sich die Spitze dieses Abkommens richtete (und dessen Späher wohl bald den geheimen Artikel erkundet hatten), stimmte zu. Da Rußland, sprach Wellington zu Palmerston, „das Schwarze Meer schließen will, schließen wirs; die Russen sind dort ihren Schöpfquellen nah, wir unseren fern." Das kluge Greisenwort wird Losung. Ein Konsortium übernimmt die Versicherung des Osmanenreichslebens und der Zar hat als Schutzherr der Türkei in London, Paris, Wien fortan Gefährten. „Diese Gemeinbürgschaft war der Anlaß zu dem heimlichen Hader um den Vorrang am Sultanshof. Rußland, als der mächtigste Nachbar und der Hort der von den Türken unterjochten orthodoxen Völker, wurde von allen anderen Staaten angefeindet und aus solchem Streit entstand der Krimkrieg und das Unheil von Sebastopol." (Goriainow.) Entstand auch der russo-türkische Krieg vom Jahr 1877. Hier, schreibt der Botschafter Ubril aus Berlin, „wird der Krieg für unvermeidlich gehalten. Ich hoffe, daß man irrt und daß unsere greifbarsten Interessen nicht unklaren Wünschen, slawischen und anderen, geopfert werden. Der Krieg könnte das Gedeihen des Reiches, seine Entwickelung in Wohlstand und die Reformen, mit denen der Kaiser es beschenkt hat, gefährden und uns für Jahre in Stillstand zurückzwingen." (Randbemerkung Alexanders des

Zweiten: „Deshalb fürchte ich den Krieg.“) So nüchterner Rath vermag nichts gegen das Drängen der Männer vom Schlag Nelidows, der mahnt: „Wir müssen, für uns allein, die freie Schiffahrt in den Meerengen erreichen und jede andere Kriegsflagge ausschließen.“ Das ist Gortschakows Ziel, des ruhmsüchtigen Reichskanzlers, der behauptet, Bismarck habe ihm, als Dank für die 1866 und 70 geleisteten Dienste, auf Edelmannswort Deutschlands Hilfe zugesagt. Ubril, den dieser Brief dem Kriegsplan gewinnen soll, antwortet, auch er habe aus Bismarcks Munde den Satz gehört: „Wenn ich zwischen Rußland und Oesterreich wählen muß, optire ich für Rußland.“ Wahrheit oder falsches Gedächtnißbild? In „Gedanken und Erinnerungen“ ist die Tonart ein Bischen anders. „Wenn in der europäischen Politik Wendungen eintreten, die für Oesterreich-Ungarn eine antideutsche Politik als Staatsrettung erscheinen lassen, läßt sich eine Selbstaufopferung für die Vertragtreue eben so wenig erwarten, wie während des Krimkrieges die Einlösung einer Dankespflicht erfolgte, die vielleicht gewichtiger war als das Pergament eines Staatsvertrages. Die Gefahren, die für unsere Einigkeit mit Oesterreich in den Versuchungen russisch-österreichischer Verständigungen im Sinn der Zeit von Joseph dem Zweiten und Katharina oder der Reichstadter Konvention und ihrer Heimlichkeit liegen, lassen sich, so viel Das überhaupt möglich ist, paralysiren, wenn wir zwar fest auf Treue gegen Oesterreich, aber auch darauf halten, daß der Weg von Berlin nach Petersburg frei bleibt. Unsere Aufgabe ist, unsere beiden kaiserlichen Nachbarn in Frieden zu erhalten. Niemand kann die Zukunft Oesterreichs an sich mit der Sicherheit berechnen, die für dauernde und organische Verträge erforderlich ist. Nicht blos der Panslawismus und Bulgarien oder Bosnien, sondern auch die serbische, die rumänische, die polnische, die czechische Frage, ja, selbst noch heute die italienische im Trentino, in Triest und an der dalmatischen Küste können zu Kristallisationpunkten für nicht blos österreichische, sondern auch europäische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen nur insoweit nachweislich berührt werden, als das Deutsche Reich mit Oesterreich in ein solidarisches Haftverhältniß tritt. In der Beurtheilung Oesterreichs ist es auch heute noch ein Irrthum, die Möglichkeit einer feindsäligen Politik auszuschließen. Kann sich nicht die Politik für Pflicht gehaltener Un-

dankbarkeit, deren Schwarzenberg sich Rußland gegenüber rühmte, in anderer Richtung wiederholen?“ Bismarcks Andeutung, die Reichstadter Konvention sei dem berliner Hofe verheimlicht worden, kommt aus Irrthum: Zar Alexander hatte dem Oheim das Geheimniß („Vor Dir habe ich keins“) entschleiert und dem General von Werder befohlen, die Einzelheiten der Vereinbarung in die Wilhelmstraße zu melden. Die Zusage deutscher Waffenhilfe gegen die Türkei hatte Gortschakow wohl aus mißdeutbaren Worten gedichtet. Auf minder schwankem Grund stand seine Klage nach dem Berliner Kongreß, von dessen Schwelle, auf Englands drohendes Gebot, der russische Antrag gewiesen wurde, den Kriegsschiffen des Zaren die Meerengen zu öffnen und mit dieser Rechtsweitung wenigstens die Opfer eines langen und theuren Krieges zu lohnen. England hatte schon während der adrianopler Präliminarverhandlung widersprochen und Bismarck war über Gortschakows Vordrang in die Berathungsphäre so ärgerlich, daß er keine Lust hatte, dem Eitlen auf die Zinne eines Erfolges zu helfen, und deshalb (leider) Rußlands gerechten Anspruch nicht stützte. D'Israelis Britanien blieb im Redestreit Sieger. Greys will den Russen, den Verbündeten, nun das Meerengenthor öffnen.

Nicht ihnen allein. Der Wunsch Nelidows ist veraltet. Im Bund mit drei starken Westmächten braucht Rußland das Meer, das seine reichste Küste bespült, auch fremden Kriegsflaggen nicht mehr zu sperren. Zweimal haben englische Geschwader die Einfahrt in die Dardanellen erzwungen. Im Februar 1807, als Bonaparte die Türkei schlau in Feindschaft gegen Russen und Briten gehetzt und der erste Alexander seinen General Michelson mit der Dnjestr-Armee in die Moldau geschickt hatte, kam Viceadmiral Duckworth, mit acht Linienschiffen und zwei Fregaten, ohne Materialverlust hinein und heraus. Admiral Hornby, der im Februar 1878, um die Russen vom Vormarsch nach Konstantinopel abzuschrecken, mit sieben Schiffen einfuhr, wurde, als Freund der Türkei, aus den Forts gar nicht beschossen. Sieben Jahre danach, während des Streites über Afghanistan, forderte im Oberhaus Lord Campbell die Sendung eines Geschwaders ins Schwarze Meer, wo Rußland leichter als in Asien verwundbar sei. Granville und Salisbury fanden diese Strafexpedition unnöthig; betonten aber das Recht Britaniens, die Sperre zu brechen, sobald ein Sultan un-

frei, von fremdem Machtwillen abhängig geworden sei. Auf diese „reine Theorie“ Salisburys könnte Sir Edward Grey sich stützen, wenn ihn der Kriegszustand nicht allen Verträgen entpflichtet hätte. Nach der Auffassung der Triple-Entente ist der fünfte Mohammed die Puppe des von Deutschland gepäppelten Jungtürkenklüngels; also nicht der berufene Wahrer alter Verträge. Der wichtigeren Frage, über welche Macht er in Europa, im Bezirk seiner Hauptstadt, noch gebietet, muß jetzt Antwort werden. Im Schwarzen Meer ist der Türkenflotte noch kein Hauptschlag gelungen. Die achtzehn Divisionen, die zur Abwehr von Landangriffen bereit stehen sollen, würden kaum genügen, wenn der bunte Schwarm der Osmanenfeinde durch gemeinsamen Vorstoß sie in Zersplitterung zwänge. Am zweiten Märztag kam die Meldung, die Außenforts, am Aegaeischen Meer, seien zum Schweigen gebracht, Briten und Franzosen auf Gallipoli gelandet. Ists wahr und zaudert der Geschwaderchef nicht vor der Möglichkeit, ein Dutzend Schiffe, vielleicht gar anderthalb, zu verlieren, dann wird der Erfolg des Unternehmens wahrscheinlich, die Russenflotte kann sich den verbündeten gesellen, Sultan und Regirung müssen sich in Hast nach Asien retten und wir stehen vor dem beträchtlichsten Ereigniß, das die Geschichte des Europäerkrieges seit dem Einmarsch in Belgien und den Septembertagen der Marneschlacht zu verzeichnen hatte.

Weil England seine indischen Mohammedaner nicht in Empörung reizen darf, muß es im Verkehr mit dem Islam behutsam und säuberlich handeln. Könnte versuchen, die Altgläubigen wider die Jungtürken aufzurütteln, deren Herrschgewalt, wenn ihr, nach Bosnien und der Herzegowina, Tripolitanien und der Kyrenaika, nach Albanien, Makedonien, Thrakerland, Kreta und kleineren Inseln, auch Konstantinopel entglitte, nur mühsam noch haltbar wäre. Rußland würde sich mit seinem Hausschlüssel begnügen, am Ende sogar auf die Wiederherstellung der Sophienkirche verzichten und in das Kuratorium eintreten, dem die Bewachung der Freien Stadt Konstantinopel zufiele. Für die Kriegszeit wäre es aus einer gefährlichen Klemme gelöst; hätte im Pontos nichts mehr zu fürchten, dürfte seine Bodenprodukte ausführen, Maschinen, Waffen, Munition, Tuch, Kriegsgeräth einführen (und brauchte auf keinem Markt bar zu zahlen). Frankreich könnte hoffen, einen Theil der in die Türkei verliehenen Milliarden wiederzusehen,

wenn nicht nur in Basra (wo sie seit Monaten sind), sondern auch am Bosporus britische Truppen stünden. Und alle Balkanvölker kämen in neue Bewegung; allen wären alte Wünsche endlich zu erfüllen. Könnte Bulgarien selbst (gegen dessen Angriff den Rumänen, nach dem Bukarester Vertrag, Griechenlands Hilfe gesichert ist) noch aus frostiger Neutralität auf die Mächte blicken, die Adrianopel, breite Fetzen thrakischer und makedonischer Erde zu vergeben hätten? Auch Italien bliebe gewiß nicht kühl; entschlösse sich wohl gar noch vor dem Ablauf der Frist, die es dem Genossen von gestern gewährt hat, zu keckem Handstreich, dessen Gefahr verringert ist, seit es Valona hat und den Adriasack zuschnüren kann. Mit ausgegrabenen Sprüchen Cavours und Crispis wird mans nicht einschüchtern. Wo ist der Schnee aus dem Krimkriegswinter? Cavours Warnung vor Rußland, dessen Marinemacht die aller anderen Mächte überflügeln könne, würde im Westen heute wie Kinderschwatz belacht. Italien hat andere Sorgen (ob die Senussi sich zum Vormarsch nach Suez verleiten lassen; wann das vom vorigen Kriegsminister verzauderte Feldgeschütz fertig sein wird), und andere Wünsche (Trento, Istrien, Dalmatien); ist, seit Rudinis, noch mehr seit Tittonis Ministertagen, mit Rußland einig, kann seine Balkanmacht nur schnell größern, wenn ihm der überlebende Dreibund am Goldenen Horn und auf den Inseln Vorrechte einräumt, und wäre im Mittelmeer von dem neuen Rivalen nicht ärger gefährdet als jetzt von dem alten. Das Gezeter über die Gräuel künftiger anglo-russischer Meertyrannei ist nutzlos. Lasset verlebte Gedanken modern. Und wähnet nicht, auf morschen Krücken das lahme Hirn über Ungeheures hinwegzuschleppen.

Rußland muß an eisfreies Meer. Das Recht auf den Schlüssel zu seinem Südostthor hat schon Bismarck ihm zugesprochen. Das an Raum größte Reich kann nicht in jedem Jahr Monate lang ohne offenen Hafen sein. Sind vor der Dardanerstraße die Riegel gesprengt, dann endet, wie Rußlands, auch Rumäniens Wassersnoth. Beide wollen nicht länger im Käfig leben. Beide haben (nicht erst 1914, in Konstanza) erkannt, daß ihre Interessenströme in das Schwarze Meer münden. Mußte der Erlöserruhm wieder den Briten zufallen? Im Dezember wurde hier gefragt, ob der Rückblick auf Versäumniß Berlinern und Wienern noch nicht rathe, stark zu betonen, daß sie, wo, wann, wem zu Leid auch der Frie-

densvertrag geschlossen werde, die Oeffnung und Sperrung des Schwarzen, Marmara- und Aegaeischen Meeres nicht in ihre Bedingungliste aufnehmen wollen. Das dünkte sie unnöthig. Gelingt jetzt den Feinden der Ueberfall, dann wäre nur auf den Trümmern ihrer Macht, also nach triumphalem Sieg des Deutschen Reiches, die Erhaltung der europäischen Türkei denkbar; wäre der Arm, der nach Egypten, Koweit, Afghanistan, Indien ausgreifen wollte, fürs Erste gehemmt; und neuer Köder, der fettste, für noch Neutrale gefunden. Wer nur auf Deutschlands Leistung gerechnet hat, würde auch von so weitem Vorsprung der Feinde nicht enttäuscht. Wir helfen uns selbst. Und lassen den Muth nicht sinken, weil Kurzsicht nicht der Strafe entging. Britanien, Rußland, Frankreich: ehe solche Mächte, in deren Bereich mindestens sechshundert Millionen Menschen athmen, sich unter das Schwert des Siegers ducken, versuchen sie alles Erdenkliche. Rußland würde Südbessarabien, Mandschu- und Mongolenlandrechte, Frankreich würde Korsika, Tonking, in schlimmster Noth sogar Tunis hingeben, wenn um solchen Preis Italiens, Japans, Rumäniens Hilfe zu erlangen, das Bekenntniß der Ohnmacht zu meiden wäre. General Pau hat in Athen, Sofia, Bukarest angekündet: „Wenn der Schnee schmilzt, funkelt die blutrothe Mondsichel nicht mehr von Europens Himmel; und dann erst dämmert uns drei bisher durch weite Strecken Getrennten der Morgen, der gemeinsames Handeln erlaubt. Zügelt drum, Völker und Könige, Euren Willen zu Handlung oder Verzicht, bis Werdendes Eurem Auge auftaucht, und glaubet nicht, die Entscheidung werde in Nordost, in einer Polenprovinz, fallen.“ Prophezeiung ist Thorheit. Pflicht aber, noch für langen Krieg, auch mit der Seelenkraft, in Bereitschaft zu bleiben.

Es war einmal...

„Wenn man allein beschließen und befehlen könnte! Favre spricht viel; liebt lange, schöne Perioden und erzählt hübsch Anekdoten; man braucht nicht immer hinzuhören. Ich denke, auf die Pariser wirds wirken, daß sie, nach der Lebensmittelzufuhr, nun wieder auf halbe Rationen gesetzt werden und hungern müssen. Die Engländer wollten ein Kanonenboot in die Seine schicken, um dort wohnende Landsleute abholen zu lassen. Diesen Grund gaben sie an; wollten aber blos sehen, ob wir Torpedos gelegt hat-

ten. Die ärgern sich, weil wir große Schlachten allein gewonnen haben. Dem kleinen, ruppigen Preußen gönnen sie nicht, daß es auf die Höhe kommt; dieses Volk müßte nur für sie, gegen Bezahlung, Kriege führen. Als ich 1867 in Paris war, dachte ich, wie es geworden wäre, wenn wir wegen Luxemburgs losgeschlagen hätten; ob die Franzosen dann in Berlin oder wir in Paris wären. Daß ich damals abrieth, scheint mir noch richtig. Wir waren nicht so stark wie heute. Und daß die Oeffentliche Meinung überall bei uns den Krieg wünschte, war kein Ersatz. Auch das Recht hatten wir nicht für uns. Hier kann ich ja sagen, was ich draußen nie zugab: Nach der Auflösung des Deutschen Bundes war der Großherzog von Luxemburg souverain geworden und konnte machen, was er wollte. Daß er sein Land für Geld abtreten wollte, war eine Gemeinheit, aber abtreten konnte ers. Und auch um unser Besatzungrecht stand es schlecht. Das sagte ich auch im Kronrath. Luxemburg wollte ich an Belgien geben. Dann war es einem Land verbunden, für dessen Neutralität England, wie ich annehmen durfte, eintreten würde. Wir hätten so das deutsche Element in Belgien gegen die Fransquillons gestärkt und uns zugleich eine gute Grenze gesichert. Mein Plan fand aber keinen Beifall. Als Favre mir neulich erzählte, an Sonntagen seien auf den Boulevards noch viele geputzte Frauen mit hübschen Kindern zu sehen, fragte ich ihn: ‚Die haben Sie noch nicht aufgegessen?‘ Ein französischer Adjutant berichtet, das Kilo Elephantenfleisch habe in Paris zwanzig Francs gekostet; man habe auch Kamelfilet und Tigercoteletttes gegessen und einen Hundefleischmarkt eingerichtet. Favre selbst bestätigte, daß sie zu lange ausgehalten hatten, mußte dann aber zugeben, daß sie es nur thaten, weil wir, wie sie wußten, in Lagny Vorräthe für sie bereit hielten. Die germanische Rasse ist, so zu sagen, das männliche Prinzip, das befruchtend durch Europa geht; die keltischen und slawischen Völker sind weiblichen Geschlechtes. Die Revolution von 1789 war die Niederwerfung des germanischen Elementes durch das keltische. Freilich: ungemischt taugen die Deutschen auch nicht viel; unüberwindlich werden sie erst, wenn Zwang oder Zorn sie einigt. Die Franzosen verbreiten eine Lügenschrift: ‚Wie die Preußen Krieg führen.“ Als Antwort müßten wir alle Rechtsbrüche, Grausamkeiten, Barbareien der Feinde zusammenstellen; aber rasch und nicht zu dick: sonst liests Niemand. Wenn

uns die Franzosen eine Milliarde mehr gäben, könnten wir ihnen Metz vielleicht lassen und, ein paar Meilen davon, eine andere Festung bauen. Da wären noch zweihundert Millionen zu ersparen. Ich mag nicht so viele Franzosen wider ihren Willen in unserem Haus wohnen lassen. Als ich zum zweiten Mal mit Thiers verhandelte, fuhr er, der sich sonst gut beherrscht, nach einer Forderung in die Höhe und rief: ‚Mais c'est une indignité!' Ich ließ mich dadurch nicht irr machen; sprach aber nun Deutsch zu ihm. Er hörte eine Weile zu und stöhnte dann, ich wisse doch, daß er Deutsch nicht verstehe. In seiner Sprache antwortete ich: ‚Da Sie von indignité geredet haben, konnte ich nur annehmen, daß mein Französisch nicht ausreiche, und wählte deshalb die Sprache, der ich, auch als Hörer, sicher bin.' Er begriff, was ich meinte, und bewilligte die Forderung, die er zuvor ‚unwürdig' genannt hatte. Von den Kriegskosten wollte er uns durchaus nur mit fünfzehnhundert Millionen entschädigen. Der Krieg habe auch sie sehr viel gekostet; und dabei sei alles Gelieferte, Tuch, Gewehre, besonders die amerikanischen, Schuhzeug, spottschlecht gewesen. Ich fragte ihn, ob er einem Menschen, der ihn überfallen habe, mit dem er aber fertig geworden sei, gestatten würde, sich auf die schlechte Qualität und den hohen Preis des mitgebrachten Prügelstockes zu berufen und dadurch von einem Theil der Schadensersatzpflicht wegzudrücken. England wollte, als es von sechs Milliarden gehört hatte, über den Geldpunkt mitreden; kam aber zu spät.“ (Bismarck in Versailles; 1871.)

Hungersnoth?

Ein Urtheil über die zwischen den Vereinigten Staaten, dem Deutschen Reich und Großbritanien gewechselten Noten wird erst möglich sein, wenn der englische Wortlaut vorliegt; der deutsche ist Deutschen nicht in allen Theilen verständlich. (Urtheil über den Inhalt, nicht über Form und Ton; denn wo der ruhigste Tadel von Amtes wegen verboten ist, muß Selbstachtungpflicht auch das leiseste Lob weigern. Das dürften Oeffentlicher Meinung Kommandirende Generale nie vergessen.) Immerhin löst sich aus dem Dickicht der Sätze mählich die Gewißheit, daß die Gestalter deutschen Schicksals auf verwegenen, über zage Bedenken im Wirbel hinstürmenden Krieg mit Minen und Tauchbooten verzichten wollten, wenn England den Brauch, Handelsschiffe unter Neutralenflagge

fahren zu lassen, bräche, solchen Schiffen Gewaltanwendung nicht mehr erlaubte, Lebensmittel, Viehfutter, Rohstoffe nach Deutschland durchließe. Sogar dem Wunsch, Empfang und Vertheilung eingeführter Nährmittel, damit kein Gramm an die bewaffnete Mannschaft komme, amerikanischen Agenten („ohne Einmischung der deutschen Regirung") vorzubehalten, ward Erfüllung zugesagt; trotzdem dieses Verlangen (einer Großmacht an eine andere) nicht nur ungewöhnlich, sondern unnützlich ist: denn jede Nährstoffzufuhr erleichtert, weil sie den Bürgern zugedachte Lebensmittel frei macht, auch die Proviantirung des Heeres. Die Uebereinkunft würde den britischen Import und Export vor ernster Fährniß schützen, unserem aber kein Spältchen öffnen. Ist daraus zu folgern, daß die Wirksamkeit des Unterseekrieges von unserem Marineamt überschätzt worden war? Nein. Minen und Tauchboote sollen Matrosen und Maschinisten von der Fahrt durch englische Gewässer abschrecken, Frachtpreis und Versicherungprämien erhöhen; nur durch besonderen Glückszufall konnte etwas einer Blockade Aehnliches gelingen. Die ins ölige Deckblatt der schwimmenden Stahlcigarre eingezwängten Männer haben im Februar wacker gearbeitet. Das wäre nach der Annahme des Dreivertrages kaum noch möglich: sie dürften Handelsschiffe aufhalten und durchstöbern, doch nicht mit Sprengstoff spicken; und England könnte, durch Verpachtung an Neutrale, den ganzen Umfang seines Seehandels wahren. Die anglo-französische Denkschrift, die patzig Rache heischt, duftet nicht lenzlich. Bleibts bei der Losung vom achtzehnten Februar, dann werden wir lautes Geräusch wohl erst hören, wenn ein deutsches Tauchboot einer neutralen Großmacht angehörige Menschen, Schiffe, Güter vernichtet hat. Erfreulich ist einstweilen das Verstummen der Rüpel, die Amerikas Menschheit mit plumpem Schimpf überschüttet hatten. Unerfreulich, daß Bosheit uns noch emsiger nun nachtuscheln wird: „Wer ihnen zu essen giebt, kann von den Deutschen jetzt die härteste Bedingung erpressen."

Nur Bosheit? Der gläubige Leser französischer und anderer romanischen Zeitungen steht auf dem Fels der Ueberzeugung, das Deutsche Reich sei durch Hungersnoth halb schon entkräftet. Markthallensturm. Kartoffelaufruhr. Dürre Mütter fleischlos fahler Kinder schaart das Gelübde, vors Schloß oder Rathhaus zu ziehen und den Satten des Elends Klage ins Ohr zu brüllen. Hintertreppenkundschaft hat, was sie begehrt. Aber auch im Hirn Ernster nistet

heute der Wahn, das deutsche Leben sei ärmlich geworden und müsse bald in Nothstand gerathen. Manche Fehler deutscher Behörden und Bürger haben zu solcher Glaubenswucherung mitgewirkt. Beschlagnahme und Rationirung der Feldprodukte wurden viel zu lange („damit die schöne Stimmung nicht leide“) verzögert und werden nun viel zu weitschweifig beredet und beschrieben. Ueberall Aufrufe, Vorträge, Anweisung, Warnung. K und KK (der Pariserwitz klebt zärtlich an diesem caca). Verschmähet niemals altbackenes Brot. Kochet die Kartoffel in der Schale. Sammelt die Abfälle; der Müllkutscher (dem die Tagesarbeit sieben Mark einbringt) holt sie von Eurer Schwelle. Wenn wir die Schweine nicht essen, fressen sie uns. Frisches Brot giebts nur abends; nein: auch vormittags. Am Sonntag nirgends Mehl. Brotkarte ins Speisehaus mitnehmen! Die vaterländische Pflicht der Hausfrau. Die Brotkarten im Hohenzollernschloß. Kriegsküche. Die Kartoffel dem Staat! Kriegskochbuch. Muß der Fremde, nicht auch mancher Eingebürgerte glauben, in Lumpen nahe die Noth? Unbedachter, alberner Rath drängt sich ans Licht. Ekle Speise wird empfohlen. Aus Urmutterhausrath ein Zettel vorgeklaubt, der für Hungerszeit die Bereitung von Brei oder Sud vormerkte. Die Ruhmsucht geschäftiger Weiber keift aus, welche Leckerei aus Auge und Schwanz eines Herings („Gott strafe England!) herzustellen sei. Für Menschen, deren Fleischbänke leer sind. Deine Landsleute aber, bethuliche Schwätzerin, haben unübersehbare Fleischmengen vor sich, um sich; viel größere (weil Vorsicht sparsames Schalten mit Futter, also gehäufte Viehschlachtung befiehlt), als sie aufessen können. Sie müssen räuchern, pökeln, in Eis legen: und Du willst mit Heringsmus ihren Gaumen verkleistern.

Deinen Sudel sauf selbst! Füttere, Plakatweib, Deine Eitelkeit nicht aus des Vaterlandes Krippe. Das Gebimmel und Gefackel schadet uns nur. Müssen Drill-, Kauf- und Schaubudenbesitzer durch Goldsammlung für ihr „Institut“, ihren Kram Reklame machen? Wich Scham in den Käfig blausteißiger Affen? Muß Germania den allzu hurtigen Censor beschwören, den Flennern und Stolzirern das Ohrläppchen derb zu zwicken? Hungersnoth: dieser Feuerhaken sollte den Haß gegen England schüren. Der Ruß aus dem Ofen schwärzt Deutschlands Antlitz. Wenn der Krieg noch einen Winter überdauert: wir brauchen nicht, wie 1871 die Pariser, Hunde, Katzen, Ratten für Menschenmahlzeit zu schmo-

ren. Hunderttausend leben üppiger als in Friedenszeit; leben niederträchtig gut. Sonst trank oder lüderte der Mann. Jetzt ist er im Waffendienst und schickt den Löhnungbetrag, den er nicht nützen kann, nach Haus. Der Hauswirth und mancher Gläubiger muß warten. Aus Gemeinde-, Vereins- und Privatkassen sickert Zuschuß. Gansbraten, Apfeltorte, Sahnenbaiser, Büchsenspargel, Schlei, Chokolade mit Sandtorte; Birschgänge zu Tietz, Jandorf, Herzfeld; vorher die Kartenlegerin („Sie bekommen einen Brief"), nachher das Kino („Ihr letzter Tanz"; „Der Schutzgeist des Unterseebootes"; „Die neusten Kriegsfilme".) Das ist nicht selten. Arbeit in Fülle. Nährmittel bis an die Ladendecke gespeichert. Kuchenberge. Zuckerzeug genug, um ein Kindereden draus zu bauen. Milch, Obst, Speck, Bier, Fisch, Gemüse, Zungen, Wurst, Wein, Käse; auch, was der Feinschlecker begehrt. Alle Straßen hell. Alle Kaffeehäuser schon um Vier voll. Zwei Dutzend Theater. Hundert Lichtspielstätten. Konzerte. Circus. Frühjahrsjacken und „Uebergangshüte". Im Speisewagen des Schnellzuges Angebot und Nachfrage wie in der Zeit höchsten Geschäftsaufschwunges. Die ist auch. (Daß elf Zwölftel der Arbeit dem Kriegsbedarf gilt, der keinen Geldzins einbringt, wird noch nicht fühlbar.) Milliarden rollen durchs Land und schlittern nicht über die Grenze. Sähen unsere Feinde, sähen Neutrale das Bild dieser strotzenden Städte, dieses überhitzten Gewerbetreibens: aller Spuk zerrönne geschwind. Ein Festgewimmel. Und deutsche Lippen faseln von Noth.

Der Hochsommer bringt uns aus Süddeutschland die erste Erntefrucht. Im Juni mag das Brotgetreide knapp werden. Kartoffeln sinds vielleicht früher (schlechte Lagerung, ungewöhnlicher Verbrauch für Bäckerei, Aussaat, Viehmast; Mängel der Vertheilungstellen). Butter, Eier, Milch, Reis, Fette über dem Höchstpreis des Alltages. Wirds noch viel schlimmer? Unwahrscheinlich. Der Wille zum Profit ertastet, wenn sichs um so ungeheure Summen handelt, mit der Schnuppernase nach einem Weilchen den Schleichweg, der ans Ziel führt. Und die Menschheit, die heute ja manchen Schuß Pulver werth scheint, ist, sogar die plötzlich in Kehricht verschriene Britaniens, zu wehleidig, um den Anblick von sechzig Millionen Hungerleidern ertragen zu können. Erzbischöfe und Puritaner, Herzoginnen und Trustmädchen würden posaunen, bis aus der Sperrmauer ein Spalt klaffte. Auf einem Prunkschweineschiff käme Armour, auf einem Tankdampfer Rocke-

kellers Majestät übers Meer. Wir verhungern nicht. Müssen nicht, weil Nahrung fehlt, den Krieg enden. Was gestern, endlich, beschlossen und nicht überall von bedachtsamer Klugheit ausgeführt ward, soll dem Hang in Vergeudung wehren. Ists würdig, darüber so lange, so laut, mit schlotternder oder prahlender Stimme zu reden? Ihr überladet noch immer den Magen. Ist Bier nöthig, wenn Gerste, Malz, Hopfen rar werden können? Esset Gemüse, Obst, Nüsse, ein Stückchen Fisch oder Fleisch; und lasset Brot und Kartoffeln Dem, der andere Speise nicht erschwingt. Müßtet Ihr Euch mit einer Mahlzeit, der kargsten, begnügen und an jedem siebenten Tag fasten: dem Leib des Fleißigsten würde es heilsam. Der „Stimmung“? Die soll der Aasgeier holen, wenn sie nur bei Schlemmerkost und Lügenbeilage gedeiht, ohne Weizensemmel, Bratkartoffeln und Siegesmären verrunzelt. Zu lustig ist sie, nicht zu ernst; für Triumph bereiter als für langwierigen Kraftaufwand. Die hat den Mann, Der das liebste Kind verloren. Diesem kehrt der einzige Sohn als Blinder heim. Die Schlanke dort verlobte sich einem Achilleus: und ist nun einem Beinkrüppel mit vernähter Nase und zerhacktem Kiefer gesellt. Hier fiel der Ernährer, da die Hoffnung erlahmenden Alters. Die Brücke, die ein Kühner in rastlosem Mühen über ein Meer geschlagen hatte, sank in Trümmer. Den halben Ertrag eines geizenden Arbeiterlebens trank der Strudel der Völkerkriegszeit. Diese sind in Noth. Doch ihr Weh näßte niemals den Markt und ihr keusches Herz würde vor dem eitlen Bekenntniß schaudern, daß ihre Zuversicht auf dem Grab des Glückes standhaft blieb. Weil der Bauch schrumpfen könnte, greinen Deutsche? Fordern ein Lob ihrer Enthaltsamkeit, weil das Lendenstück nicht mehr unter einem Kartoffelhügel im Butterbach schwitzt? Mit der Lanze, dem Wolf und dem Specht schreitet Mars, der Männergott, durch den Lenzmonat. Die Jünglingschaar ist ihm vorausgeeilt; Deutschlands heiliger Frühling. Diese sind in Noth. Sahen blutende Brüder im Schnee, zwischen Leichen, erfrieren. Des besten Kameraden junge Brust vom Stahl geschlitzt. Athmen Giftgas. Stehen aufrecht im Feuergefege. Betten sich in Schlamm oder spähen, an die fettige Stahlleiter eines stampfenden Bootes gebunden, durchs Guckloch aufs Meer. Drei Wochen nicht aus den Kleidern. Keine Möglichkeit, den Rumpf zu säubern. Kein warmer Winkel. Und zu Haus lallen Memmen von des Kriegsjahres Bitterniß.

Ein verlorener Strike.

In den den ersten Monaten des Jahres 1914 ist in Oesterreich, abseits vom lauten Lärm des Völkergezänkes, ein sozialer Kampf von außerordentlicher Bedeutung ausgetragen worden. Im Gewerbe der Buchdrucker standen die Unternehmer und die Arbeiter gegen einander; der Streit ging um eine Abänderung des Tarifes, der alle Bedingungen der Arbeit und der Arbeitvermittlung regelt. Der Versuch, noch vor dem Ablauf des alten Vertrages in friedlichem Verhandeln über die Erneuerung einig zu werden, mißglückte. Der Kampf nahm die schärfsten Formen an, die er auf diesem Gebiet haben kann: Aussperrung und Strike. Das hat neun Wochen gedauert. Neun Wochen lang konnte die Organisation der österreichischen Buchdruckergehilfen die völlige Arbeitlosigkeit ihrer Mitglieder ertragen, ohne daß ihre Reihen durchbrochen oder auch nur gelockert worden wären. Geistig, moralisch und finanziell weitaus am besten unter ihresgleichen fundirt, umfaßt sie, mit Ausnahme eines verschwindend kleinen Bruchtheiles, die ganze Gehilfenschaft des österreichischen Buchdruckgewerbes; eine wahre Musterorganisation. Die Vortheile dieser umfassenden und gesicherten Einigkeit hatten ihr in den wirthschaftlichen und sozialen Kämpfen früherer Jahre erstaunliche Siege möglich gemacht. Diesmal aber hat diese mächtige Organisation eine furchtbare Niederlage erlitten. Nicht nur ihre Ansprüche, sondern auch ihr Ansehen ist dabei verloren gegangen; und was das Schlimmste ist, ihre Einheit und Unzerbrechlichkeit ist bedroht.

Mit den letzten Tagen des Jahres 1913 lief der alte Vertrag ab. Die Organisation der Arbeiter hatte ihn vor etwa acht Jahren gegen einen aussichtlosen und darum kaum spürbaren Widerstand der Unternehmer glatt durchgesetzt. Dieser Vertrag bestimmte eine normale tägliche Arbeitzeit von 8¾ Stunden und regelte die Löhne so, daß Jedem der in Arbeit stand und seine Arbeit that, unter sonst günstigen Umständen eine bescheidene bürgerliche Lebenshaltung gesichert war. Zuletzt gab es, für die verschiedenen Kategorien der Arbeiter, Wochenlöhne von 32 Kronen aufwärts bis über 60 Kronen. Diese Ansätze wurden aber erst in den letzten Jahren erreicht; während der Dauer des Vertrages waren die Löhne wegen der allgemeinen Theuerung mehrmals hinaufgesetzt worden. Die Höhe dieser Einkommen mag ja im Vergleich zu Dem, was gewerbliche Arbeiter sonst verdienen, schon ansehnlich sein. Bedenkt man freilich, daß hierfür eine vielstündige, aus körperlicher und geistiger Anstrengung kombinirte Leistung einzusetzen war, und versucht man, sich die Lebenshaltung einer Familie mit etwa zweihundert Kronen monatlichem Einkommen (so dürfte der Durchschnitt gewesen sein) lebhaft und im Einzelnen vorzustellen, so wird man doch wohl keine sträfliche Begehrlichkeit darin finden, daß nun die Arbeiter bessere Bedingungen verlangten. Uebrigens haben moralische Urtheile da gar nicht mitzureden. Die organisirten Gehilfen glaubten eben, die Macht zu haben; und durften, ja, mußten sich, so lange sie Das glaub-

ten, auf das Recht des Stärkeren berufen. Daß sie die Stärkeren nicht waren, wurde ihr Unheil; daß sie es nicht vorhergesehen hatten, ist ihre ganze Schuld.

Der Irrthum war verhängnißvoll groß. Die Kritik, die hinter den Ereignissen herkommt, möchte ihn einfach unfaßbar finden. Doch er läßt sich zunächst rein historisch erklären. Wer seine Uebermacht in vollen und raschen Siegen bestätigt fand, glaubt kaum noch an die Möglichkeit einer Niederlage. Die Erfolge von früher verlockten fast unwiderstehlich in den trügerischen Analogieschluß, daß es nun wieder so kommen müsse. Man hatte nur übersehen, daß sich inzwischen gerade in diesem Gewerbe der maschinelle Betrieb mächtig entfaltet hatte und zur stärksten Stütze des Unternehmers gegen die Forderungen der Arbeiterschaft geworden war.

Am zwanzigsten November 1913 kamen die Vertreter der beiden Vertragsparteien zum ersten Mal zusammen, um über die Neugestaltung des Tarifes zu berathen. Jede Partei hatte einen Entwurf in ihrem Sinn und zu ihrem Vortheil ausgearbeitet. Die Unterschiede waren natürlich sehr groß. Aber auch die Unternehmer hatten eine Erhöhung der Löhne vorgesehen, nur freilich noch nicht die festen Ziffern angesetzt. Das sollte in den Unterhandlungen geschehen. Nach den Vorschlägen der Organisation sollten die Löhne in den verschiedenen Kategorien der Arbeiter um 3 bis 5 Kronen, in einzelnen Fällen (spezielle Zeitungtarife) sogar um 8 Kronen in der Woche steigen. Die Unternehmer schlugen dagegen einen Tarif nach reichsdeutschem Muster vor, der viel geringere Steigerungen zuläßt und außerdem den Uebergang in höhere Lohnstufen von der Erreichung eines gewissen Alters abhängig macht. Eine Hauptforderung der Unternehmer betraf die Regelung der Arbeit an den Setzmaschinen: auch hier sollten die in Deutschland geltenden Bestimmungen eingeführt werden, was eine Erhöhung der festgesetzten Stundenleistung und eine Verminderung des prozentuellen Aufschlag auf den Lohn des Handsetzers bedeutete. Eine Verkürzung der Arbeitzeit lehnten die Unternehmer ab; der Entwurf der Organisation forderte eine Herabminderung um wenigstens eine halbe Stunde.

Hätte es sich nur um diese rein ökonomischen Dinge gehandelt, man wäre doch wohl in Frieden einig geworden. Das Steigen der Löhne ist ja nirgends aufzuhalten; ob es nun in etwas schnellerem oder in etwas sachterem Tempo vor sich gehen, ob es sich in erhöhter Zahlung allein oder auch in reduzirter Leistung ausdrücken soll: Das sind nicht Streitfragen, für deren Entscheidung man Millionen an Geld und außerdem Unschätzbares an Einfluß und Ansehen, an Geschäftsverbindungen und Entwickelungmöglichkeiten hinopfert. Um Höheres wurde gekämpft. Der bitterste Kern dieses Streites war ein Streit um die Macht. Sein Gegenstand waren nicht die Ziffern, in denen sich Arbeitlöhne und Arbeitzeiten ausdrücken, sondern etwas Unbezifferbares: das Recht, die Kräfte für die Arbeitstätten auszuwählen und zuzuweisen. Dieses Recht hatte bisher nur die Organisation der Buchdruckergehilfen. Die Arbeit-

vermittelung war ganz in ihren Händen. Das hatte sich im Lauf der Zeit so entwickelt. Den Unternehmern war vorher nie eingefallen, welche Bedeutung eine gut eingerichtete Arbeitvermittelung haben kann; sie kümmerten sich darum erst, als es zu spät war, als es Kämpfe und Opfer brauchte, um ein erträgliches Verhältniß gleicher Rechte herzustellen. Die Gehilfenschaft hatte aber erkannt, daß die Arbeitvermittelung in den Händen einer gefesteten Organisation nicht nur eine Einrichtung von sozialem Werth, sondern auch ein bedeutendes Machtmittel sein könnte. Da die Gehilfenorganisation fast alle Arbeiter dieses Gewerbes im ganzen Reich umfaßte und keine andere Vermittelung anerkannte oder zuließ, als ihre eigene, so war Jeder, der Gehilfen brauchte, ausschließlich auf diese Vermittelungstellen angewiesen und mußte sich ihren Bedingungen widerstandlos fügen. Er mußte die Kräfte aufnehmen, die ihm zugewiesen wurden, und mußte, im Rahmen des geltenden Tarifes, die Löhne bezahlen, die verlangt wurden. Eine Weigerung war ganz vergebens; entweder diesen Arbeiter zu diesen Bedingungen oder überhaupt keinen! Der Versuch, seine Arbeiter anderswoher zu bekommen, stieß auf die größten und gefahrvollsten Schwierigkeiten. Auch die Arbeiter unterstanden dem Diktat dieser Stellenvermittelung und waren deshalb gezwungen, sich zur Organisation zu bekennen, weil ihnen sonst kaum die Möglichkeit gegeben war, eine Stelle zu suchen und zu erhalten; die Arbeitvermittelung kümmerte sich nur um Organisirte. Sie wacht eifersüchtig darüber, daß die Organisation alle Werkstätten bis auf den letzten Mann durchdringe. Und die Organisation giebt wieder Acht, daß die Bedingungen dieser Arbeitvermittelung lückenlos erfüllt werden. So sichern und mehren sie einander ihre Macht. Und können schließlich, wenn dieser feste Zusammenhang von sozialen, wirthschaftlichen und politischen Einflüssen keine Lücke mehr aufweist, die ganze Arbeiterschaft und die ganze Unternehmerschaft in ihrem Gewerbe beherrschen.

Dieser Zustand war im letzten Jahr erreicht worden. Der Unternehmer mußte sein Recht der freien Verfügung auf mancherlei Art einschränken lassen, die nicht nur gegen seinen Nutzen, sondern auch gegen sein Selbstgefühl war. Die Möglichkeit, sich seinen Arbeiter auszuwählen, war ihm fast entzogen. Er mußte den nehmen, den ihm die Vermittelung der Organisation zuschickte, und, paßte der etwa nicht, um einen anderen ersuchen. Es kam aber vor, daß, statt eines anderen, wieder der selbe geschickt wurde. Auch ergab sich so die Möglichkeit, das allgemeine Niveau der Löhne, einfach durch die Vermittelung von Arbeitkräften, die sich immer um ein Wenig theurer anboten, langsam, aber stetig hinaufzuschrauben. Die Gehilfen hätten mit dieser ganz auf ihren Vortheil bedachten Einrichtung zufrieden sein können. Aber auch ihnen brachte sie manche Unannehmlichkeit. Dem Arbeiter war verwehrt, sich seinen Platz anders als durch die Vermittelung der Organisation zu suchen. Seine Freizügigkeit war damit arg gehemmt. Es war ihm nicht leicht, in irgendeine Werkstatt einzutreten, die etwa ein

Verwandter oder ein guter Freund eröffnet hatte; zunächst mußten die Listen der Vermittelung angesehen werden und in diesen ging es immer nach der Reihe. Es ist auch zu vermuthen, daß mancher Arbeiter den Zwang, dieser durchaus sozialdemokratischen Organisation anzugehören und ihr recht hohe Beiträge, zunächst wohl für soziale und humanitäre, dann aber gewiß auch für politische Zwecke regelmäßig zuzuführen, nur widerwillig ertragen haben mag. Aber Niemand durfte sich wehren, nicht hüben und nicht drüben. Die einheitliche und festgeschlossene Organisation beherrschte Alles.

Bei den Arbeitern regte sich wohl auch kein Widerstand; denn die Vortheile überwogen weitaus. Die Unternehmer knirschten schon längst und warteten nur auf die Gelegenheit, um gegen diese Zwingburg der Organisation, gegen das Monopol der Stellenvermittelung anzustürmen. Die Gelegenheit war nun gekommen, da der Tarif erneuert werden sollte. Die Unternehmerschaft verlangte jetzt, daß die Vermittelung paritätisch werde, daß also ihre Verwaltung zu gleichen Theilen aus Vertretern der Arbeitgeber und der Arbeiter zusammengesetzt und von beiden Seiten mit gleichem Recht kontrolirt werde. Damit wäre die Macht der Organisation schon um Einiges verringert worden. Doch wäre eine Durchbrechung ihrer ganzen sozialpolitischen Position wohl durch die Bestimmung zu hindern gewesen, daß die Vermittelung nach wie vor nur Organisirten zu Gut kommen dürfe. Aber die Gehilfenschaft wollte die Arbeitvermittelung, die man ihr nun einmal überlassen hatte, nicht mehr aus den Händen geben. Die Vorschläge der Unternehmer wurden, als gar nicht erwägenswerth, zurückgewiesen.

Damit war eigentlich schon der Kriegszustand gegeben. Seine ersten bedenklichen Erscheinungen zeigten sich gleich nach diesem Abbruch der Verhandlungen; in einzelnen wiener Werkstätten begannen die Arbeiter, passive Resistenz zu treiben. Die passive Resistenz (eine echt österreichische Idee) beruht auf dem Grundsatz, eine Arbeit zu verzögern oder zu verhindern, indem man sie genau nach den Vorschriften durchführt. Die Eisenbahner haben Das einmal (natürlich auch im sozialen Kampf) auf eine sehr wirksame Art fertig gebracht. Beim Empfang, bei der Abfertigung der Lastzüge wurden einfach die Vorschriften der Betriebsordnung ganz genau und nach dem Wortlaut jeder Bestimmung befolgt. Kein Zug kam rechtzeitig von der Stelle, der erste behinderte zehn nachfahrende, die wieder hundert spätere aufhielten; und in wenigen Tagen waren alle Bahnhöfe und Gleise verlegt, war der Verkehr glücklich in die heilloseste Unordnung gebracht. Alles nur dadurch, daß das Personal seine Vorschriften strengstens beobachtete. Seit dieser ersten (und erfolgreichen) Anwendung ist die passive Resistenz in ganz Oesterreich populär geworden. Sie hat als soziales Kampfmittel fast die Schärfe eines Strike, aber ohne dessen rückwirkende Zweischneidigkeit. Denn der Angestellte, der seinen Dienst streng nach der Vorschrift thut, verbleibt bis auf Weiteres auf seinem Posten und empfängt seinen Lohn; man kann ihm von Rechtes wegen nichts anhaben.

Die Voraussetzung dafür ist freilich, daß es Vorschriften giebt, die sich mühelos und scheinbar optima fide zur Hemmung des Dienstes anwenden lassen. Das geht bei unseren Eisenbahnen, vielleicht auch bei der Post oder in anderen Zweigen der staatlichen Verwaltung. Aber in den Buchdruckereien giebt es solche Vorschriften nicht. Da ist passive Resistenz nichts Anderes als willkürliche und durch keinen Schein eines Rechtes oder gar einer Pflicht begründete Verzögerung und Herabminderung der Arbeit. Der Mann saß an der Maschine oder stand am Kasten und übte sein Gewerbe aus; aber mit einer geradezu phantastischen Langsamkeit und mit allen erdenklichen Unterbrechungen. Die Leistungen der Einzelnen sanken plötzlich auf ein Fünftel des früheren Quantums herunter. Die Besitzer und die verantwortlichen Leiter dieser Betriebe mußten solcher muthwilligen Vergeudung von Arbeitzeit und Arbeitlöhnen (manchmal sogar von Arbeitmaterial) ohnmächtig zusehen. Ihre sehr begreifliche Wuth hierüber war der Verhandlungstimmung nicht günstig. Eine neuerliche Aussprache beider Parteien (im Dezember) blieb denn auch ohne Ergebniß. Nun wurde der Krieg erklärt. Die Unternehmer gingen zum Angriff über; in den Werkbetrieben (in denen Bücher und Drucksorten, aber nicht Zeitungen hergestellt werden) wurde einem Theil der Arbeiter gekündigt. Der andere Theil antwortete darauf mit der passiven Resistenz. In Böhmen kündigten die Werkbetriebe ihrem ganzen Personal; die Zeitungsetzer führten den Gegenstoß und kündigten auch. Das war am Ende der ersten Dezemberwoche. Im Vertrag war eine Frist von vierzehn Tagen zwischen Kündigung und Austritt festgesetzt; die mußte eingehalten werden. Während dieser ganzen Frist aber wurde fast in allen Betrieben Oesterreichs passive Resistenz geleistet. Ausgenommen waren die staatlichen, die dieser Kampf ja überhaupt nicht anging, weil sie die Klugheit haben, ihren Arbeitern von vorn herein jeden Vortheil zuzugestehen, den ihre Organisation erringen kann; ferner die sozialistischen und die wenigen anderen, die sich den Bedingungen der Gehilfenschaft sogleich ohne Widerstand unterworfen hatten. Abseits standen auch die wiener Zeitungbetriebe, die einen ganz besonderen Vertrag, bis Ende 1914 giltig, mit ihren Arbeitern haben. In allen anderen Werkstätten, mindestens neunzig von hundert, wurde jene seltsame Art von Arbeitverweigerung durchgeführt, die in einer fast ergebnißlosen Scheinthätigkeit besteht und mit dem Namen passive Resistenz kaum gedeckt wird; denn eigentlich ist es offene Widersetzlichkeit, also eher aktive Resistenz.

Das war unmittelbar vor Weihnachten; in der Zeit also, die vielen Geschäften einen wesentlich erhöhten Umsatz bringt und in einzelnen sogar über die Bilanz des ganzen Jahres entscheidet. Auch für die Buchdruckereien ist das Weihnachtgeschäft sehr wichtig; den Zeitungen aber bringt es einen Verdienst, wie er auch nicht annähernd so groß in irgendeiner anderen Saison zu haben ist. Und dieses Geschäft war nun durch die passive Resistenz völlig unterbunden. Inserate (selbstverständlich ist von den Inseraten die Rede, wenn das Zeitungsgeschäft in

Frage kommt) liefen ein, wurden aber nicht gesetzt; erschienen nicht und wurden auch nicht bezahlt. Hunderttausende gingen so verloren. Dazu kam die bebende Angst, der Inserent könne sich, wenn Das eine Weile so fortginge, das Inseriren fürs Erste überhaupt abgewöhnen. Diese kurzen, aber wichtigen Wochen, in denen sich das allgemeine Weihnachtgeschäft ohne Zeitungreklame helfen mußte, erlaubten eine recht fatale Probe auf die Wirksamkeit des Inserates; und sie wurde nicht überall gut bestanden. Man stelle sich nun die Stimmung unter den Besitzern und Herausgebern der Zeitungen vor. Die erste Regung war ein grenzenloser Schrecken vor den verheerenden Wirkungen dieser Zustände. Manche waren bereit, sofort bedingunglos nachzugeben. Graz und ganz Nordsteiermark fügte sich; in Wien bewilligten zwei große Druckereien die Forderungen der Arbeiter; auch in anderen Städten mußten sich einzelne Unternehmer dazu bequemen, weil sie fürchteten, die drohende Einbuße an Verdienst nicht zwei Wochen lang aushalten zu können. Aber diese Fälle, in denen die Nachgiebigkeit so tapfer war, auch wirklich nachzugeben, sind in verschwindender Minderzahl. Im Allgemeinen war doch die Erbitterung über diese vandalische Verwüstung von gegebenen Werthen und unberechenbaren Möglichkeiten zu groß, als daß sie nicht die geschäftskluge Vorsicht zurückgedrängt hätte. Die Stimmen, die dazu mahnten, die schwere geschäftliche Störung zu vermeiden und die Ueberlegenheit der Gehilfenorganisation noch einmal anzuerkennen, wurden bald von denen überschrien, die das beleidigte Herrenrecht und die Rache für den Hohn dieser passiven Resistenz als Losung ausriefen. Mehr und mehr zeigte sich nun auch bei den Unternehmern, daß hauptsächlich um die Macht, um Standesehre und Klassenbewußtsein gekämpft wurde. Man schloß sich, nach einer kurzen Zeit des Schwankens und der Meinungverschiedenheiten, zu Schutz und Trutz eng zusammen und entschied sich für unbeugsamen Widerstand. Damit hatte die Organisation der Arbeiter allerdings nicht gerechnet. Das war ihre erste große Enttäuschung in diesem Kampf. Die Gegensätze zwischen großer Industrie und kleinem Gewerbe, die Eifersüchteleien und Gehässigkeiten der Konkurrenz, die sonst ein einiges Zusammengehen der Arbeitgeber auf Schritt und Tritt erschweren, waren nun für die Unternehmer ausgeschaltet. Schon ihr Tarifentwurf war so geschickt verfaßt, daß er die Bedürfnisse der großen und der kleinen Betriebe ausgleichend berücksichtigte. Man war entschlossen, vor allem Anderen für das Interesse der Gesammtheit einzustehen, für das Interesse der Klasse, ihres Ansehens und ihrer Macht. Nun wurde der Schwächere vom Stärkeren unterstützt und gehalten: die Solidarität, der die Arbeiter jeden Erfolg verdanken, wurde diesmal auch von den gelehrigen Arbeitgebern als das beste Mittel im sozialen Kampf erkannt und angewendet. Und zu der sehr berechtigten Wuth über empörende Thatsachen und unerträgliche Zustände kam bald auch ein geschickt erfundenes Schlagwort, das auf die Phantasie wirkte und diesem Kampf um recht nahe und bestimmte Zwecke eine größere Perspektive geben sollte. Nämlich, die Unter-

nehmer redeten sich und Ihresgleichen vor, es handle sich bei den neuen Tarifvorschlägen der Arbeiterschaft um einen wohlüberlegten Anschlag gegen das Eigenthumsrecht der Buchdruckereibesitzer, ja, gegen das Privateigenthum überhaupt. Nur die ganz Naiven dürften daran geglaubt haben. Den Anderen wars ein gutes Mittel, die Oeffentliche Meinung auf ihre Seite zu bringen und ihre eigenen Reihen zu festigen; die Aengstlichen fanden den Muth der Verzweiflung und die Brutalen fühlten sich in ihrem Recht. Aber am Ende hatte die suggestive Gespensterseherei auch einen sehr beträchtlichen Zweck: sie gab einen Vorwand, die Unternehmer zu rücksichtloser Bekämpfung, ja, zur Vernichtung der Gehilfenorganisation aufzurufen. Und die Absicht war bei mehr als Einem echt und ehrlich; sie entsprach der Stimmung, aber noch mehr dem Vortheil der Besitzer. Mancher sah wohl schon die völlig vertraglosen Zeiten wiederkehren, in denen die Bedingungen der Arbeit ausschließlich von der Willkür des Arbeitgebers diktirt werden konnten. Nun ging es eigentlich nicht mehr um den Vertrag und dessen einzelnen Bestimmungen, sondern eher schon um Sein oder Nichtsein der Organisation selbst.

Am einundzwanzigsten Dezember war fast in allen Betrieben Oesterreichs die Arbeit gänzlich eingestellt. Die Führer der Gehilfenorganisation waren noch der Ueberzeugung, daß diese völlige Arbeiteinstellung schon nach wenigen Tagen einen großen Theil der Unternehmer mürb machen, ihre Einigkeit sprengen und den Arbeitern rasch zum Sieg helfen werde. Das hätte vielleicht geschehen können, wären nicht die Unternehmer muthwillig gereizt und durch die unvorsichtige Taktik des Gegners geradezu gezwungen worden, solidarisch zu sein. Die Arbeiter hatten ja die Kündigung in den Werksetzereien damit beantwortet, daß sie in den Zeitungen selber kündigten, und hatten so die Gelegenheit versäumt, einen Interessengegensatz zwischen den leistungfähigen und den zur Ruhe gezwungenen Betrieben zu schaffen und auszunützen. Außerdem: die passive Resistenz hatte ja schon das Weihnachtgeschäft gründlich und im ganzen Gewerbe ruinirt. Das war vorbei. Mußten die Unternehmer so viel verschmerzen, dann war ihnen auch vor weiterem Schaden nicht mehr allzu bang. Man wollte sich nun nicht mehr vergleichen, sondern den Gegner niederwerfen.

Fast wäre Das geschehen. Die Führer der Gehilfenschaft hatten, von der Erfahrung eines Vierteljahrhunderts verlockt, die Kampfstellung ihrer Leute sehr überschätzt. Sie hatten übersehen, welche Veränderungen die Entwickelung und allgemeine Anwendung der Maschine inzwischen im ganzen Gewerbe hervorgerufen hatte. Die Setzmaschine mußte die Organisatoren des Strike vor ein neues Problem stellen; aber es wurde nicht beachtet. Diese Kurzsichtigkeit ist kaum zu verstehen. Denn in den Jahren vorher hatte schon ein beträchtlicher Theil des sozialen Kampfes in diesem Gewerbe der Abwehr der Gefahren gegolten, die die Maschine mit ihrer Entwerthung der qualifizirten Handarbeit den Gehilfen bringen mußte. Man hatte die Arbeit an der Setzmaschine

wohl für eine nur dem ausgelernten Buchdrucker vertraute Kunstfertigkeit gehalten, während sie in Wirklichkeit eben so rasch und nicht viel schwerer zu erlernen sein dürfte als etwa das Maschineschreiben. Man hatte nicht vorhergesehen, wie sehr diese Erfindung das Eindringen von nicht qualifizirten und nicht organisirten Elementen in das Gewerbe erleichtern kann. Das war nun eine furchtbare Enttäuschung für die Feiernden, als schon wenige Tage nach dem Ausbruch des Strike die Arbeit an den Setzmaschinen zwar langsam und stockend, mit Mängeln und Unterbrechungen, aber unaufhaltsam wieder in Gang kam. Da war ihre Niederlage eigentlich schon entschieden; und alles Andere war nur noch ein verzweifeltes Austrotzen. Der Strike war entkräftet, als er kaum erst begonnen hatte. Von allen Seiten kam, gebeten und ungebeten, die Hilfeleistung für die Besitzer der Druckereien.

Arbeiter, die das Gewerbe wirklich erlernt hatten, waren wohl nur aus Deutschland zu haben. Die Vermitteler, die aus der Beschaffung von Strikebrechern jeder Art einen eigenen Beruf gemacht haben, standen schon bereit und warteten auf Verdienst. Sie trieben zusammen, was in Deutschland an stellenlosen Buchdruckern aufzufinden war, Mitglieder von Organisationen, die neben dem sozialdemokratischen Hauptverband und in bewußter Gegnerschaft zu ihm stehen, oder Leute, die aus irgendeinem Grund überhaupt keiner Organisation angehören wollten oder konnten: Verunglückte, Zweifelhafte, Unbrauchbare. In der Verlegenheit des ersten Augenblickes wurde Alles, was sich bot, angenommen, eingestellt, wieder entlassen, wieder durch ähnliche Elemente ersetzt. Manche entliefen wohl auch, nachdem sie erst vom Unternehmer für ihre Arbeit, dann von den Strikenden für die Verweigerung der Arbeit bezahlt worden waren. Die Wenigsten zeigten sich tüchtig, blieben standhaft und leisteten, was man von ihnen erwartet hatte. Dafür kamen die Helfer von außerhalb des Gewerbes in Schaaren herbei: Neugierige, denen es Spaß machte, ihren dummen Müßiggang mit einem nicht gewöhnlichen Zeitvertreib unterbrechen zu können. Hungrige, die an gar nichts dachten und nur die paar Kronen verdienen wollten, weil sie sie eben so nothwendig brauchten; Boshafte, die mit hämischer Lust die Katastrophe vorbereiten halfen; vor Allem aber und in der weitaus größeren Ueberzahl die begeisterten Speichellecker und Stiefelputzer, die keine Gelegenheit versäumen dürfen, den Mächtigen und Reichen, den Unternehmern, Befehlshabern und Chefs ihre allerergebenste Dienstbereitschaft und unermüdliche Verwendbarkeit zu beweisen; hier und da wohl auch Einer, der sich in ehrlicher Empörung über das Unwesen der passiven Resistenz auf die Seite der Arbeitgeber gestellt hatte und dort in der aufrichtigen Ueberzeugung mithalf, der rechten Sache im rechten Augenblick beizustehen. Da kamen arme Studenten, stellenlose Mechaniker, Schreiber, Commis; es kamen, aus den Bureaux der Betriebe selbst, die unfähigen Buchhalter und die Inseratenagenten, die überall dabei sein müssen. In den Zeitungen standen viele, viele Redakteure von ihren Schreibtischen auf und setzten

sich an die Maschinen. Ueberlegten sichs keinen Augenblick, in diesem wichtigen sozialen Kampf, an dem sie doch mit keinem unmittelbaren Interesse betheiligt waren, für die Herausgeber und Chefs diensteifrig und allerergebenst Partei zu nehmen; sich von ihnen anwerben und für ihre Handwerkerarbeit entlohnen zu lassen, wie das Gesindel, das von der Straße hereingelaufen war; und so das Ansehen und die Würde ihres (ohnehin nicht allzu hoch geschätzten) Standes noch um ein paar Grad herabzudrücken. Diese Ahnunglosen waren sogar mit Lust und Stolz bei der Sache, rühmten sich ihrer handwerklichen Verwendbarkeit; und irgendwo (nein, nicht irgendwo: Das konnte nur in Prag sein) ging man bis zu der unfaßbaren Geschmacklosigkeit, in der Zeitung selbst, geistreich plaudernd und mit koketter Tournure, dem Publikum über den Umgang der Redakteure mit den Setzmaschinen launig zu berichten. Arme Provinzler; spotten ihrer selbst und wissen nicht, wie!

Mit dem Accidenz-Satz (Das ist die Arbeit, die besondere Ausführung und Anordnung braucht) ging es ja noch schwer genug vorwärts; denn dazu sind geschickte Handsetzer nöthig: und die waren nur sehr spärlich zu haben. Aber die Leute, die nur Zeile um Zeile an der Setzmaschine herunterzuklappern hatten, waren ziemlich leicht zu ersetzen. Bald stellte sich heraus, daß jeder halbwegs intelligente Mensch die Bedienung dieser Maschinen in zwei Wochen schon leidlich erlernen konnte. Die Zeitungbesitzer konnten in Kurzem schon den Text von Außenseitern an der Maschine herstellen lassen, während die paar geschulten Setzer, die man halten konnte, zu der weit wichtigeren und heikleren Arbeit des Inseratensetzens verwendet wurden. Es ging nicht ganz so wie in normalen Zeiten; aber es ging. Die Zeitungen erschienen und hatten sowohl im redaktionellen Theil als auch (und Das war ja die Hauptsache) im Inserat beinahe das Aussehen wie sonst. Damit war aber auch schon dem ganzen Strike die Spitze abgebrochen. Blieb er im Zeitungbetrieb wirkunglos, so konnte er nicht erfolgreich sein. Er hatte vor Allem die Oeffentliche Meinung gegen sich, so weit sie von den Zeitungen beeinflußt werden kann; und sie wurde natürlich ganz tüchtig beeinflußt. Auch war die wirthschaftliche Schädigung der Unternehmer dadurch, daß die Einnahmen an Abonnement und Insertion wieder zu steigen begannen, minder empfindlich geworden. Um so kräftiger konnten die finanziell Erschöpften gestützt werden. Die Solidarität der Unternehmer bewährte sich und wurde natürlich immer fester, je wahrscheinlicher der Sieg geworden war.

Neun Wochen lang dauerte der Strike. Aber es hat während all dieser Zeit auf der Seite der Arbeiter kein Wanken und keinen Abfall gegeben. Dreizehntausend hatten damals zu gleicher Zeit die Arbeit niedergelegt. Als der Strike zu Ende ging, waren ihrer noch mehr als zehntausend. Der Rest war nicht etwa übergelaufen, sondern einfach von den arbeitfähigen Betrieben aufgesaugt. Die sozialistischen und einzelne andere Unternehmungen, die sich den Forderungen der Gehilfen gefügt hatten, blieben ja auch während der Strike-

zeit leistungfähig und hatten da mehr Aufträge zu bewältigen, also auch mehr Arbeiter zu beschäftigen als sonst. Manche waren wohl auch ins Ausland abgewandert. Von Fahnenflucht ist nichts bekannt geworden; wenn sie vorkam, so kann es sich nur um ganz vereinzelte Fälle gehandelt haben. Die Arbeiter hielten aus, obwohl mancher bereits fühlte, daß die Opfer den erstrebten Erfolg nicht mehr bringen können. Jeder Einzelne mußte während dieser harten Zeit unter seine gewohnte Lebenshaltung gehen. Als Strikeunterstützung wurde nur der im Tarif geltende Mindestlohn wöchentlich ausbezahlt; davon gingen aber zwei Kronen als Wochenbeitrag an die Organisation zurück. Nimmt man die Zahl der Strikenden mit zehntausend an (Das war der niedrigste Stand am Ende des Strike), so läßt sich leicht berechnen, daß die Organisation während dieser neun Wochen an die drei Millionen Kronen ausgezahlt hat. Dieses Geld war, Heller vor Heller, von den Arbeitern erspart und zusammengelegt worden; als ein Kriegsschatz, der zur Erkämpfung besserer Lebensbedingungen dienen sollte. Der Schatz ist nun verbraucht; aber in einem Krieg, der verloren wurde.

Zuletzt mag das Verharren im Kampf beiden Theilen sauer genug geworden sein. Die Unternehmer, die ja zweifellos die bessere Position hatten, spielten wohl die Unnahbaren und Siegesbewußten; aber die Folgen des unregelmäßigen und von ungeübten Kräften unterhaltenen Betriebes waren ihnen doch schon sehr peinlich fühlbar. Die Buchdruckereibesitzer in Lemberg waren durch den Umfall einer einzigen Firma noch in der achten Woche des Strike, also unmittelbar vor der für die Arbeitgeber so günstigen Entscheidung, genöthigt, nachzugeben und die Forderungen der Arbeiter anzuerkennen. Bei den Strikenden drohte die Gefahr, daß die Unterstützungsgelder in naher Zeit fehlen könnten; Zuschüsse, die man vom Ausland und von anderen gut organisirten Gewerkschaften erwartet hatte, waren ausgeblieben. Die Führer der Arbeiterschaft gestanden breits offen ein, daß eine Aenderung der Stimmung und der Kräfteverhältnisse in der Unternehmerschaft von einem Verharren im Strike nicht mehr zu erwarten sei. Man mußte sich hier wie dort zur Nothwendigkeit eines schnellen Friedensschlusses bekennen. Aber da kein Theil den ersten Schritt thun wollte (denn der wäre ein Geständniß der Schwäche gewesen), so mußten fremde Vermitteler eingreifen.

Die Regirung hatte ein großes Interesse daran, dieses für die gesammte Wirthschaft wichtige Gewerbe nicht gar zu sehr schädigen zu lassen. In ihrem Auftrag erklärte sich ein Gewerbe-Inspektor bereit, die Verhandlungen zwischen den Parteien einzuleiten. Aber die Unternehmer hielten ihn für arbeiterfreundlich und lehnten ihn ab. Dann erbot sich das reichsdeutsche Buchdrucker-Tarifamt zur Vermittelung; da weigerten sich wieder die Strikenden, weil sie den Tarif, der in Deutschland gilt, für Oesterreich nicht anerkennen wollten. So hatte man zunächst alle Mühe, die Verhandlungen überhaupt nur in Gang zu bringen. Sie kamen endlich unter der Leitung des Handelsministe-

riums zu Stande; es war aber auch schon die höchste Zeit. Die Führer der Gehilfenschaft sahen die Kassen erschreckend leer werden und waren außerdem von der Ungeduld der enttäuschten Genossen bedroht; sie hatten gar keinen anderen Weg als den, mit Anstand nachzugeben. Auch dabei zeigten sie sich noch zäh, umsichtig und der Pflichten ihrer Position bewußt. Leicht machten sie es den Gegnern wahrhaftig nicht. Die Verhandlungen dauerten ungewöhnlich lange und gingen zunächst kaum vom Fleck. Endlich hatte man sich, in der ersten Hälfte des Februar, über die ersten Grundzüge des neuen Vertrages geeinigt. Sowohl in der Abstufung der Löhne als auch in den Fragen der Arbeitvermittelung und in der Organisation der Tarifbehörden war nach dem Willen der Unternehmer entschieden worden. Bei der genauen Ausarbeitung der einzelnen Bestimmungen hatte, wo sich noch Streit erhob, ein Schiedsgericht das endgiltig beide Theile bindende Urtheil zu sprechen. Diesem Schiedsgericht gehörten an: Sektionchef Mataja vom k. k. Handelsministerium, dann aber Geheimrath Büxenstein, der Vorsitzende des reichsdeutschen Buchdrucker-Tarifamtes, und Herr Schliebs, der Geschäftsführer dieses Amtes. Die wichtigsten Arbeitbedingungen wurden denn auch in der Hauptsache nach reichsdeutschem Muster geregelt: was eben für die österreichischen Arbeiter nur eine sehr geringe Verbesserung, in manchen Fällen sogar eine Verschlechterung bedeutet.

Die geringen Verbesserungen, die erreicht wurden, waren ungefähr so in den ursprünglichen Vorschlägen der Unternehmer enthalten und wären wohl auch ohne Kampf zu haben gewesen. Die Unternehmer hatten bei den Verhandlungen im Dezember schon eine allgemeine Lohnerhöhung um zwei Kronen angeboten; während jetzt die Erhöhung für manche Kategorie der Gehilfen nicht so viel ausmacht.

Wichtig ist, daß die Zeitungsetzer nun ihre Ausnahmestellung verloren haben. Sie hatten früher, in den größeren Städten wenigstens, ganz eigene Bestimmungen mit wesentlich höheren Lohnansätzen. Nun wurde vereinbart, daß diese Sonderverträge der Zeitungsetzer (mit Ausnahme der wiener) am dreißigsten April ihre Geltung verlieren und durch Bestimmungen, die sich im Rahmen des allgemeinen Tarifs halten, ersetzt werden sollen. Die Gleichstellung der Zeitungsetzer mit den Werksetzern, eine oft ausgesprochene Forderung der Arbeitgeber, ist annähernd erreicht. Die Minimallöhne der Zeitungsetzer sind in den meisten Fällen niedriger und in einigen Orten (Triest, Krakau, Lemberg) ist die Arbeitzeit für die Maschinensetzer bei den Zeitungen verlängert. Lehrlinge durften bisher beim Setzen der Zeitungen überhaupt nicht verwendet werden; jetzt ist es den Betrieben erlaubt, die neben der Zeitung auch andere Drucksachen herstellen. Natürlich treffen diese neuen Bestimmungen nur die neu eintretenden Arbeiter; wer bisher als Zeitungsetzer gearbeitet hat und in seiner Werkstätte geblieben ist, darf nicht am Lohn verkürzt oder sonst zu schlechteren Arbeitbedingungen genöthigt werden. Im Uebrigen aber ist die bevorzugte Stellung der Zeitungsetzer gefallen. Ihr letztes Bollwerk ist der ganz besondere

Vertrag, den die Setzer an den wiener Blättern mit ihren Herausgebern abgeschlossen haben und der bis zum Ende dieses Jahres aufrecht bleibt. Nun wurde aber der Wunsch ausgesprochen, daß auch diese außerordentliche Bevorzugung beseitigt werde, damit der jetzt abgeschlossene Tarif allgemeine Geltung erlange. Und es ist wahrscheinlich, daß auch dieser Wunsch erfüllt werden wird, obwohl gerade dort die stärksten Unternehmer („Neue Freie Presse“ und „Neues Wiener Tagblatt“) stets, aus kluger Erwägung, bereit waren, Forderungen der Arbeiterschaft sofort zu bewilligen; dadurch zwangen sie die kleineren Blätter, mitzugehen, schufen Herstellungbedingungen, die eigentlich nur sie allein bequem ertragen konnten, und hielten sich die schwächliche Konkurrenz, die kaum noch mitkommt, um so sicherer vom Leibe. Jetzt sind aber durch die Folgen des verunglückten Strike die Grundlagen der Verhandlungen so verändert, daß die Kleineren in dieser Gruppe wohl nicht unbedingt nöthig haben werden, den Großen nachzulaufen; ihr Geschäft braucht nicht zu ruhen, selbst wenn ihre Arbeiter striken.

Noch bedeutsamer als die neuen Bestimmungen über Arbeitlohn und Arbeitzeit sind die Aenderungen im System der Arbeitvermittelung. Diese wurde, wie die Unternehmer verlangt hatten, dem unumschränkten Einfluß der Gehilfenorganisation entzogen. Der paritätische Arbeitnachweis wurde eingeführt; die Aufsicht über die Vermittelung obliegt also beiden Parteien mit gleichem Antheil und gleichem Recht. Damit hat aber die Macht der Organisation einen entscheidenden Stoß erlitten. Sie hat es nicht mehr in der Hand, den Widerspenstigen oder Abtrünnigen von der Arbeitvermittelung auszuschließen und so in den Grundlagen seiner Existenz zu bedrohen. In den neuen Bestimmungen heißt es ausdrücklich, daß das Recht auf die Arbeitvermittelung nicht an die Zugehörigkeit zu irgendeiner Organisation oder Kasse geknüpft werden dürfe, sondern Jedem zukomme, der die Bestimmungen des neuen Tarifvertrages anerkennt und einhält. Zum Schutz der neuen Vereinbarungen wurde die Tarifgemeinschaft errichtet, der jeder Arbeiter und jeder Arbeitgeber angehören muß. Die Beschlüsse zur Durchführung des Tarifvertrages hat der Tarifausschuß zu fassen; ausführendes Organ ist das Tarifamt. In den Tarifausschuß wird von jedem Kronland je ein Arbeitgeber und ein Gehilfe gewählt; das Tarifamt besteht aus fünf Vertretern der Unternehmerschaft, fünf Vertretern der Arbeiterschaft und einem unparteiischen Vorsitzenden, der nicht dem Gewerbe angehört.

Die Zugehörigkeit zur Gehilfenorganisation ist also nicht mehr die unerläßliche Lebensbedingung für jeden freizügigen Arbeiter des Gewerbes. Die Organisation ist nicht mehr allumfassend, daher auch nicht mehr allmächtig, wie sie es früher in einem gewissen Sinn war. Jeder mag ihre Vortheile nach Verständniß und nach Belieben benützen; er kann aber nicht dazu gezwungen werden. Das Eindringen Nichtorganisirter in die Betriebe ist nun erst, nach diesem verlorenen Strike, möglich; ist schon Thatsache geworden. Denn die Buchdrucker-

gehilfen, die während der Kampfzeit als Strikebrecher über die Grenze gekommen waren, durften, so weit sie den Prinzipalen paßten, in ihren Stellungen behalten werden. Nun muß sich zeigen, ob die Möglichkeit, auch unabhängig von der Organisation eine Stelle im Gewerbe zu finden, nicht Manchen verlocken wird, die immerhin kostspielige Zugehörigkeit zum Verband einfach aufzugeben. Das würde in fataler und automatisch verstärkter Wechselwirkung die numerischen und die finanziellen Kräfte der Organisation unaufhaltsam herabmindern. Schon unter ganz normalen Verhältnissen hätte sie mindestens anderthalb Jahrzehnte zu sammeln und zu sparen, bevor sie hereinbekommt, was dieser Strike sie gekostet hat. Zu erwägen ist auch, daß ihr, mit der Alleinherrschaft über die Stellenvermittelung, die Macht benommen ist, die Löhne still und kampflos, durch Vermittelung immer theurerer Arbeitkräfte, hinaufzuschrauben, wie Das bisher geschah. Der neue Tarif bestimmt ausdrücklich, daß der Arbeiter, der eine Stelle antritt, verpflichtet ist, die Arbeit zu dem für seine Stufe und Klasse festgesetzten Mindestlohn aufzunehmen. Nur ganz besonders qualifizirte Kräfte, die in den neuen Vertragsbestimmungen genau bezeichnet sind, machen eine Ausnahme von dieser Regel. Das bedeutet an sich schon einen beträchtlichen Ausfall in den Gesammteinnahmen der Arbeiterschaft; also auch in den perzentuellen Antheilen, die der Organisation abzuführen sind. Da stehen Geld- und Machtfragen in unlöslichem Zusammenhang.

Die Unternehmer hatten gesiegt. Aber die Vernünftigen unter ihnen sahen gleich, daß es nicht möglich und auch nicht nützlich wäre, die Organisation der Gehilfenschaft zu zerstören. Die vierzehntägige Kündigungfrist wurde durch den Spruch des Schiedsgerichtes aufrecht erhalten; mit der Einschränkung, daß sie an jedem beliebigen Tag beginnen kann, nicht nur, wie früher bestimmt war, am Zahltag. Auch die vielbefehdete Einrichtung der Vertrauensmänner wurde nicht beseitigt. Ihre Geltung scheint freilich durch die neuen Bestimmungen sehr abgeschwächt zu sein. Betriebe, die weniger als sechs Arbeiter beschäftigen, wählen keinen Vertrauensmann. In den anderen Betrieben muß der Vertrauensmann aus der Gruppe der älteren Arbeiter (je nach der Größe des Betriebes: aus der älteren Hälfte oder aus dem ältesten Drittel) gewählt werden. Seine Geltung ist natürlich in dem Maß herabgemindert wie die der Organisation überhaupt. In manchen Werkstätten stehen ja jetzt auch nichtorganisirte Arbeiter und der Vertrauensmann kann einer von ihnen sein. Jedenfalls hat er auch diese Nichtorganisirten mit zu vertreten und ist nicht mehr der bevollmächtigte Repräsentant der geschlossenen großen Einheit, die der Unternehmerschaft untheilbar und unerschütterlich gegenüber stand. Was früher, so zu sagen, der politisch-diplomatische Theil seiner Funktion war, fällt nun weg. Es bleibt nur die eigentliche Vertrauensstellung in ihrem ersten, jeder aktiven Macht entkleideten Sinn übrig: ein Amt der Beobachtung; der Vertrauensmann hat aufzumerken, daß die Bestimmungen des Tarifes weder vom Arbeitgeber noch auch vom Arbeiter verletzt werden. Er ist nur der Berather seiner Kollegen.

Ein endgiltiges Urtheil über die moralischen und sozialpolitischen Ergebnisse dieses Kampfes wird erst nach einiger Zeit und mit geziemender Vorsicht zu geben sein. Der erste Eindruck ist: eine entschiedene Niederlage der organisirten Arbeiterschaft. Die Führer der Organisation, denen jetzt von den erbitterten Genossen alle Schuld an der Katastrophe aufgeladen wird, sagen freilich: man müsse nicht nur in Betracht ziehen, was man selbst angestrebt, sondern auch, was der Gegner beabsichtigt hatte. Dann werde man als sehr erfreulich anerkennen müssen, daß weder die Zertrümmerung der Organisation noch die Abschaffung der Vertrauensmänner, auch nicht die Regelung der Kündigungfrist nach dem Willen der Unternehmer gelungen ist. Dieser Trost mag für eine Weile gelten. Uebrigens ist die Bethätigung der Solidarität dem modernen Arbeiter zur Natur geworden; in ihr lebt er sich gesellschaftlich, politisch, man könnte fast auch sagen: religiös aus; während das befehlshaberische Machtbewußtsein doch eigentlich nur politische Verzierung und eine kitzlige Lust der führenden Persönlichkeiten ist. Sieht mans genauer an, so merkt man: nicht die Idee des einheitlichen Zusammenschlusses, sondern ihr politischer Mißbrauch hat eine Niederlage erlitten; nicht die Arbeiter, sondern ihre sozialdemokratischen Lenker sind diesmal geschlagen worden. Schon wendet sich auch eine heftige Agitation in gewissen Gruppen der Gehilfenschaft gegen sie. Der nationale Separatismus, der ja in Oesterreich an jeder Art von politischer Dekomposition mitarbeiten muß, wittert günstige Gelegenheit zu eigenbrötlerischer Abspaltung; eben so die anarchistischen Tendenzen, die in den gefesteten Arbeiterorganisationen lange, lange ruhig schlummern, bis ein Augenblick der Schwäche oder der Verwirrung sie doch immer wieder aufweckt. Noch ist kein offener und endgiltiger Bruch festzustellen; die Feindsäligkeiten gehen vorläufig über gesprochene und gedruckte Heftigkeiten nicht hinaus. Aber gute Kenner der Verhältnisse und der Stimmungen unter den Gehilfen sprechen von ernsten Gefahren für die Ganzheit und die Einheit der Organisation. Das sind die unmittelbaren politischen Folgen dieser Niederlage. Sie treffen naturgemäß vor Allem die führenden Personen.

Der neue Vertrag ist am sechzehnten Februar vereinbart worden und hat im April durch die neuen Bestimmungen über die Zeitungsetzer seine letzte Ausgestaltung bekommen; er gilt für fünf Jahre. Bald also wird zu erkennen sein, wie sich unter den neuen Verhältnissen die Kräfte entwickelt haben, die für die Gestaltung des nächsten Vertrages von Bedeutung sind. Als sicher kann angenommen werden, daß die Arbeiterschaft, wenn nicht Unvorhergesehenes eintritt, sich wohl nur auf ein Verhandeln und nicht auf einen offenen Kampf einlassen wird; denn sie kann bis zu dieser Zeit die Mittel für einen aussichtreichen Strike auf keinen Fall gesammelt haben. Und im Gedächtniß bleibt die Thatsache, daß während des Strike an den Setzmaschinen ungeschulte Leute die erforderliche Arbeit zur Noth geleistet haben. Damit wird künftig in jedem Lohnkampf zu rechnen sein. Eben so mit dem festeren Zusammenschluß der Unternehmer. Das wichtigste Problem ist

aber die Entwickelung des Verhältnisses zwischen den organisirten und den nichtorganisirten Arbeitern. Es ist kaum zu erwarten, daß die beiden Gruppen neben einander in den Werkstätten stehen werden, ohne den geringsten Versuch, einander zu beeinflussen. Von offenen Zwist hat man bisher nichts gehört. Es wird sich also eher um stille Assimilirungversuche handeln, um moralische Anziehung oder Depravirung. Möglich, wahrscheinlich sogar ist, daß der Solidaritätgedanke, der die starke und lückenlose Organisation geschaffen und gehalten hatte, sich nun auch der noch Außenstehenden bemächtigen wird. Die Vortheile, die sich aus dieser Gemeinbürgschaft ergeben, sind nicht nur auf der moralischen, sondern auch auf der materiellen Seite offenkundig. Nur auf diesem Weg wäre der Verlust an Prestige, den die Organisation erlitten hat, wieder wettzumachen. Die sozialdemokratischen Träume von Diktatur des Proletariates sind auch auf diesem einen gewerblichen Gebiet, wo sie sich der Verwirklichung zu nähern schienen, zerflattert. Das ist die große politische Bedeutung dieses verlorenen Strike. Seine soziale Bedeutung ist aber von anderer Art. Sie lehrt, daß die gefestigte Gemeinbürgschaft ihr Ansehen auch dort noch zu wahren vermag, wo ihrer Kraft nicht gelungen ist, den Sieg zu erkämpfen. Die Arbeiterschaft hat in diesem Kampf nicht gesiegt und doch Einiges gewonnen. Das ist eine Frucht der erhöhten sozialen Einsicht, die am Ende doch nur den verschiedenen sozialistischen Bewegungen, nicht etwa der sozialdemokratischen allein, zu danken ist. Auch der Geschlagene muß nach Recht und Billigkeit behandelt werden. Das entspricht nicht nur den menschlichen und sozialen Rücksichten, sondern auch den Lehren der Klugheit. Das Endergebniß ist also: die offene Auflehnung wurde wohl niedergeschlagen, aber die Kraft der Solidarität hat sich bewährt. Und darin liegt vielleicht die Hauptbedeutung dieses Ereignisses: daß es eine Vermenschlichung der sozialen Kämpfe so ausdrücklich und mit so greifbaren Gründen empfiehlt.

(Der Aufsatz wurde vor dem Kriegsbeginn geschrieben.)

Prag. Willi Handl.

Der Aretiner.

Pietro Luca aus Arezzo, der Aretiner, schien auf den ersten Blick nicht schön und ansehnlich von Gestalt. Wenn er so daher kam, mochte man ihn wohl für einen ehrbaren Bürger halten, der Armuth und geringe Abstammung hinter sich hat und nun zu Wohlstand und mannichfachen Würden gelangt ist. Begann er aber, zu sprechen, öffneten sich die etwas vollen, sinnlich rothen Lippen und funkelten die Lichter aus seinen unruhigen Augen, dann verschwand der Messer

Luca aus dem Landstädtchen an der Chiana und man erblickte die Geißel der Fürsten, den überlegenen spöttischen Aretiner, wie ihn sein Freund Titiano Vecelli gemalt hat. In die Freie Republik Venedig war er anno Domini 1527 gekommen, im März des furchtbaren Jahres, da Rom, die Ewige Stadt, zu Schutt und Staub verwüstet wurde. Alles floh damals vom Tiber. Nun saß der Aretiner in seinem prächtigen Palast am Canale Grande, gefürchtet und geliebt, verhaßt und verwöhnt, umbuhlt von den Fürsten seiner Zeit. Ariost sang sein Lob, Franz der Erste wollte ihn an seinen Hof ziehen, Karl der Fünfte ließ ihn zur Rechten reiten und Papst Julius der Dritte hob ihn vom Boden auf und küßte ihn auf die Stirn; ihn, das uneheliche Kind des Schusters Luca und der schönen Titia, von der die Leute munkelten, daß sie für Geld ihren Leib feilbiete.

Der Aretino war ein Emporkömmling. Aber er hatte das Glück, einem Zeitalter anzugehören, das all seine unvergängliche Größe und all seinen blendenden Glanz starken Emporkömmlingen verdankt. Emporkömmlinge waren es, die die höchste geistliche und weltliche Macht an sich rissen, Krämer, Geldwechseler, Wucherseelen, die Kriege führten und auf dem Stuhl der Päpste saßen. Sie gingen, Alle, einen dunklen Weg, ehe sie den besonnten Gipfel erreichten; durch finstere Leidenschaften, über zerstampftes Leben. Der süße, bethörend warme Hauch, der uns aus der Renaissance entgegenschlägt, ist oft von Blutdunst kaum zu unterscheiden. Und der Aretiner paßte in diese Zeit. Wie ein mit dünner, vergifteter Dolchspitze ins Herz geführter Stich wirkte seine Kunst; und die Großen zitterten vor dieser Waffe. Heute Der, morgen Jener. Pietro schonte Keinen und versteckte sich nur, als sein Spott den allmächtigen Dirnen Roms und Venedigs an den Leib zu greifen wagte. Das dünkte selbst ihn ein allzu gefährliches Beginnen. Sein Haus war ja nicht einem Majordomus anvertraut, nicht einem würdevoll steifen Deutschen, sondern sechs schönen Mädchen; und an der üppigen Tafel saßen die theuersten Frauen der Republik in leuchtendem Brokat oder durchsichtigen Schleiern. Eine von ihnen war dann für ein Weilchen des Hausherrn Geliebte; nicht gar zu lange, damit die Gefährtinnen nicht ärgerlich wurden. Jede Nacht war ein Fest. Kupplerische Gondeln glitten über die verschwiegene Lagune, aus dunklen Masken lockten verschleierte Augen, pompöse Mohren trugen schwere Schleppen, von den Loggien schwebten langsam zerfetzte Rosenblätter in den Saal. Dort hielt der Aretiner Hof und verstreute die Dukaten und die Witzworte unter seine Gäste, achtlos, aus vollen Händen. Alle Freunde waren gekommen, Tizian, Sansovino, Sebastiano del Piombo, Giovanantonio Bozzi, genannt der Sodoma. Mit ihnen schlürfte er den schweren Wein aus geschliffenen Muranokelchen und schmauste leckere Speise; ihnen zeigte er mit lässiger Geberde die Geschenke, die der Tag gespendet hatte: vlamische Gewebe, Waffen und Edelsteine, Smaragde und Rubine, ein verwirrend Funkeln und Gleißen in dem flimmerden Schein der Kerzen. Oder er reimte ein Sonett auf die weißen Brüste der Lorenzina, auf die begehrlichen Hüften der Angiola Greca

und aus dem Stegreif dichtete er manchen lustigen Schwank. Und waren die Dukaten zu Ende, so setzte er sich nieder und schrieb einen seiner berühmten Briefe: kredenzte Lob, streute Weihrauch, tadelte dann wieder, Alles in der winzigen Schrift seiner nervösen Hand: und kam zu neuem Geld. „König und Kaiser," sagte Michelangelo, „halten darauf, ihren Namen von der Feder des Aretiners geschrieben zu sehen."

Er saß im Glanz, war von Allen gefürchtet, aber schon ein alternder, Bequemlichkeit liebender Herr, der gern prunkhafte Kleider trug und nur noch schrieb, wenn er Geld brauchte. Die Seligkeit des Schaffenden, die trunkenen Freuden des Dichters waren ihm fremd geworden, seit er aus Rom geflüchtet war, wo er eines Tages durch eine gut stilisirte Bosheit die Augen Aller auf sich, einen unbekannten armen Teufel, gelenkt hatte. Dort waren die Ragionameni entstanden, in denen sich das Leben von damals in tausendfachem Glitzern bricht, in einer Farbenfülle, die nur noch Boccaccio übertroffen hat. In Rom hat er auch die schamlos freche Schönheit seiner sonnetti lussuriosi gefunden, die dreisten Verse zu den dreisten Kupfern des Marc Antonio Raimondi. Da steht das Denkmal, das er seinem Freund Mariano Feti, dem Fra Mariano, errichtet hat. Dieser drollige Geselle mit dem mächtigen Wanst und der ewig trockenen Kehle war der Barbier Lorenzos von Medici gewesen. Dessen Sohn, Leo der Zehnte, bei dem der Aretiner in hoher Gunst stand, machte aus dem wackeren Schaumschläger den Versiegler der Bullen in der Apostolischen Kanzlei. Fra Mariano war ein Zeitgenosse Savonarolas, er hatte das Ende des Mannes gesehen, der auf dem Scheiterhaufen büßen mußte, weil er den Geist und nicht nur die Formen des Christenthums zu predigen wagte. Dennoch blieb der Humor und der Appetit dem dicken Frate treu. Der Schatz seiner Possen war nicht zu erschöpfen und seine Schnurren erheiterten den Vatikan. Als Leo im Sterben lag, raunte ihm der Witzbold zu: „Jetzt solltet Ihr, Heiliger Vater, bedenken, daß es einen Gott giebt!" Fra Mariano ging im Jahr 1531 aus dieser nahrhaften Welt und um ihn trauerten nun Alle, die so oft über ihn gelacht hatten.

Als Giulio Medici Papst wurde, sprach man davon, daß der Aretiner den Kardinalspurpur erhalten werde; als Lohn für seine geistlichen Schriften, die nicht minder bekannt waren als die bis zur Verwegenheit weltlichen. Doch blieb es beim Gerede; und Roms Unglück trieb den Günstling nach Venedig. Dort ist er im Jahr 1556 gestorben. Am Gründonnerstag hieß er den hochwürdigen Pater Angelo Testa zu sich rufen, weinte bitterlich, beichtete und empfing das Heilige Abendmahl. Reuigen Herzens bereitete er sich, vor den Richterstuhl des Höchsten Herrn zu treten, des beinahe einzigen, dem er nichts Arges angethan hatte. Weil Ehrfurcht ihn abhielt? Nein, stichelten die Zungen: weil er im ganzen Lauf seines Lebens nie eine Gelegenheit zu persönlichem Verkehr mit dem Herrn der himmlischen Heerschaaren zu finden vermochte.

Wien. Dr. Moriz Scheyer.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. März 1915.

Das Brot des Lebens.

Athen-Byzantion.

Ist der vor fünfzig Jahren in Hellenenerde verpflanzte Zweig des Geschlechtsstammes Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg in solche Baumstärke gediehen, daß an ihn, aus frommer Zuversicht auf seine Tragkraft, die Griechen ihr Schicksal zu hängen wagten? Froh Aufhorchenden wirds erzählt; und gute deutsche Kinder, die in acht Monaten doch das Zweifeln gelernt haben könnten, glauben noch immer alles Gedruckte. Konstantinos, Schwager des Deutschen Kaisers und seit dem achtzehnten März 1913 König der Hellenen, hat über seinen Ministerpräsidenten gesiegt, der das Griechenheer mobil machen, den Dreibundsangriff auf Konstantinopel mit Waffengewalt fördern wollte. Für den deutschem Wesen freundlichen, ohne Wank auf der Gewißheit deutschen Sieges stehenden König ist der Rath der alten Staatsmänner, ist der Generalstabschef Dusmanis sammt allen Häuptern des Heeres, ist die Nation; und der hitzige, vielleicht von den Westmächten erkaufte Herr Eleutherios Venizelos mag, wie ein abgetakelter Kahn in den Rumpelhafen, von der Zinne europäischer Politik in die Rechtsanwaltschaft der Kreterinsel heimschleichen. Gierend frißt das Auge die Letternschwärze. Wieder ein Sieg. Wieder eine Niederlage unserer Feinde. Die konnten nur solche Esel nicht voraussehen. „Hellas soll den Russen die Oeffnung der Meerengen erleichtern? Als Hebamme den Wehen Europens die

zarische Balkantyrannis entbinden, deren Last in Rumänien und Bosnien, Serbien und Montenegro, Bulgarien und Makedonien, in allen mit Russenhilfe den Osmanen entrissenen Ländern schmerzhaft fühlbar geworden ist? Hellas soll für England fechten, das ihm Kypros, Aphrodites liebstes Eiland, genommen und die herrlichsten Werke der Bildnerkunst ins Britenmuseum entführt hat? Nur ein von Wuth oder von Gold Geblendeter konnte solches Handeln empfehlen." Kindische Rede; die Kindern schmeckt. Der alte Herr Venizelos ist weder ein Hitzkopf noch ein feiler Schuft. Hat in einem Lustrum für sein Vaterland mehr erlangt als für irgendein anderes Reich ein überlebender Minister; und in den londoner, bukarester, pariser Verhandlungen sich immer als bedächtigen, klugen, weitsichtigen Staatsmann bewährt. Sein Wille rief, am Gedenktag des Sturmes auf Janina, den Brigade-General Dusmanis an die Spitze des Generalstabes zurück. Der soll dem Patron nun den Politikerplan zerfetzt, soll gegen ihn, der den Kriegsminister vertrat, die Ueberzeugung durchgedrückt haben, das Heer sei zu neuem Kampf, zum Kampf gegen die im Kaukasus arg geschwächten Türken, noch nicht in Bereitschaft? Unwahrscheinlich. Kypros ward längst verschmerzt. Der Bildkunstschatz, den Bruce-Elgin den Griechen nahm, dünkt sie heute an Werth wohl kaum höher als das Bleibsel von Pergamon, dessen Prangen deutsche Blicke labt. Wider den Briten ballten sich Hellenenfäuste, als ihm das Amt des Türkenschützers in seinen Kram paßte; als Trikupis, unter Englands Schirm, willig schien, auf Kreta, Makedonien, die Epirusrundung zu verzichten. Dessen Feinde sollen jetzt gegen Venizelos aufstehen, den Befreier Kretas, den Schöpfer Großgriechenlands, dem der letzte Wählerwille hundertvierzig Getreue und nur achtunddreißig Unsichere ins Abgeordnetenhaus schickte? Daß Rußland die Balkanvölker unterjochen wolle oder gar unterjocht habe, steht in mancher Zeitung; wird aber Walachen und Bosniaken, Serben und Kroaten, Bulgaren und Skipetaren, wird, an zwei Meeren, gerade den Griechen von der Wirklichkeit jeden Alltages als Hetzfabel erwiesen. (Hat etwa der Zar, fragte Venizelos einen Russenfeind, „die Herrschaft über Bosnien, Transsylvanien, die Bukowina, Slawonien gefordert? Wenn ich nicht irre, sind sie unter Habsburgs Szepter gelangt.") Die Volksstimmung war in Südost niemals ein Erzfels. Doch die Angabe,

Sie habe von dem Kreter sich zu dem Dänensprossen, dem Basileus, gewandt und Konstantin sei der bedachtsam Starke, dessen Wink den Weg in die Hellenenzukunft weist, muß Jedem unglaublich klingen, der das Werden Griechenlands kennt. Perser und Römer, arabische Räuber und venetische Kondottieri, Normannen und Türken, Erben edler Kultur und Barbaren kamen und gingen, wütheten und ermatteten; hinter ihnen blieb unter dem Himmel von Hellas, was vor ihnen gewesen war: der inbrünstige Glaube an die Erneuung griechischer Kaisermacht und die unausrodbare Hoffnung auf den Tag, der Konstantins Marmarastadt den Janitscharen, dem ewig feindlichen Islam entringt. Und dieser uralte Glaube, diese halbtausendjährige Hoffnung soll nun, da Britanien, Rußland, Frankreich gegen die Türken verbündet sind und die Schiffsgeschütze der Westmächte den Innenraum der Dardanerstraße bestreichen, mit der Wurzel ausgejätet, von eines fremden Königs Athem in den Hellespont weggeweht sein?

Unter dem Protokol, das die Griechen aus dem Türkenreich löst und nur noch verpflichtet, den Sultan als Schutzherrn anzuerkennen, stehen die Namen Nesselrode und Wellington. Doch ists das Werk Georgs Canning, der nach Castlereaghs Selbstmord wieder Leiter der internationalen Politik geworden war und in Reden und Trinksprüchen nun dem Erdball das kostbare Gut der Freiheit, politischer und religiöser, verhieß. Wer diesem Evangelium nicht horcht, mag sich hüten: England kann den Schlauch des Aiolos öffnen und schließen, die Gewalten der Revolution entfesseln und binden. Daß der Minister des jungen Zaren Nikolai Pawlowitsch, der die Griechen Rebellen und Barbaren gescholten hatte, überredet werden konnte, seinen Namen unter dieses Protokol zu setzen, scheint zunächst unfaßbar. Der Londoner Vertrag vom sechsten Juli 1827 bringt noch schlimmere Ueberraschung. England, Frankreich, Rußland verpflichten sich, den griechisch-türkischen Krieg zu enden und einen selbständigen Hellenenstaat zu schaffen, der dem Sultan nur noch Tribut zu zahlen habe. Metternich wüthet, Gentz tobt und sein Günstling Anton Prokesch-Osten erklärt, dieser Vertrag sei die Pandorabüchse, die der unter dem Locknamen Liberalismus umherschleichende Teufel der Unordnung in die Welt gebracht habe. Im Westen aber wird Cannings Werk bejubelt (sein letztes: vier Wochen nach dem Vertragsabschluß starb er). Gegen

den neuen (lächerlichen und doch gefährlichen) Dreibund dünkt den wiener Staatskanzler jedes Mittel erlaubt. Er läßt in London, Paris, Petersburg freundliche Zustimmung andeuten und zugleich in Konstantinopel zu hartnäckigem Widerstand hetzen. Dieses Doppelspiel wird früh durchschaut und Nikolai schreibt an seinen Schwiegervater Friedrich Wilhelm den Dritten: „In meinen Händen sind die dokumentarischen Beweise dafür, daß wir (ich sage: wir) von dem wiener Ministerium schändlich verrathen sind. Ich will gern glauben, daß Kaiser Franz der Sache fremd ist, bin sogar davon überzeugt. Welcher Zustand aber, wenn ein Minister seinen Herrn bis zu solchem Grade zu betrügen wagt!" Friedrich Wilhelm möchte vermitteln. Den Vertrag nicht unterschreiben, wenn Oesterreich ihn verwirft. Er redet dem Schwiegersohn ins Gewissen und überhäuft den Fürsten Metternich in Teplitz mit Huldbeweisen. Die Orientfrage wird am berliner Hof zum Erisapfel. Der Kronprinz schwankt; wills weder mit dem Schwager noch mit dem wiener Götzen verderben. Sein Bruder Wilhelm ist für die Griechen, für den neuen Dreibund; und mit ihm fühlen in der Armee, am Hof, in der Diplomatie die besten Köpfe. Darf ein aus Asiaten und Afrikanern gemischtes Heidenvolk auf europäischem Boden ein Christenvolk metzeln? Und müssen wir Erben fritzischen Ruhmes in alle Ewigkeit unter Oesterreichs Vormundschaft bleiben? So ist die Stimmung. Scharnhorsts Sohn, Gneisenaus Schwiegersohn melden sich zum Eintritt in das Griechenheer. Als man gar hört, wie schlecht es in der Verwaltung, im Heer, in den Finanzen Oesterreichs aussieht, und klar erkennt, daß Metternich die Ausrodung des Griechenstammes ersehnt, siegt die Europäerpartei und Graf Christian Günther von Bernstorff, der Minister des Auswärtigen (und, wie schon seine Stellung zu den Karlsbader Beschlüssen zeigt, gewiß kein Liberaler), schreibt den Gesandten: „Obgleich unser Hof weder an dem Londoner Vertrag mitgewirkt hat noch ihm beigetreten ist, billigt er doch ohne Rückhalt dessen Grundsätze und Ziele." Inzwischen ist, weil Ibrahim Pascha, trotz dem Protest der drei verbündeten Großmächte, auf Morea weitermordet, bei Nawarino die Türkenflotte von den drei Admiralen vernichtet worden. Höhnisch fragt Nesselrode: „Was wird unser Freund Metternich zu diesem Triumph der Gewalt über die Vorurtheile der Grundsätze sagen?" Laut sagt er

nichts; hofft aber, dieser Sieg werde den Dreibund rasch lockern: und behält endlich wieder einmal Recht. Rußland Herr auf dem Schwarzen Meer, auf dem Weg nach dem Balkan, den kein Halbmondgeschwader ihm fortan sperren kann? Dieser Wandlung soll England sich freuen? Lieber paktirts mit Metternich. Wellington tritt an die Spitze eines Torykabinets, der Britenkönig nennt in seiner Thronrede die Schlacht von Nawarino ein untoward event und die Türkei fordert Rußland zum Kampf heraus. Europäischer Krieg? Fast sieht es so aus, als müsse gegen die franko-russische morgen sich eine austro-britische Koalition waffnen. Fraglich scheint nur noch, was Preußen thun wird. Für die Orientinteressen Oesterreichs, dessen schlechte Rüstung dem berliner Hof kein Geheimniß mehr ist, das Schwert ziehen und sich Rußland verfeinden oder mit Nikolai gehen und den Deutschen Bund sprengen? Preußen muß wünschen, daß der Orientkrieg lokal begrenzt bleibe und nicht lange währe. Als der Zar mit seiner Frau nach Berlin kommt (wo er als Hellenenbefreier vom Volk bejubelt, von der Universität mit einer griechischen Hymne begrüßt wird), mahnt Friedrich Wilhelm ihn ernstlich, Frieden zu schließen. Diebitsch hat die Türken geschlagen, Silistria ist gefallen, Paskiewitsch auf dem Weg nach Trapezunt: die russische Waffenehre strahlt also in neuem Glanz. Aber die Fortsetzung des Krieges ist immerhin schwierig und ein anständiger Friedensschluß müßte den Russen willkommen sein. Nur Preußen gilt der Hohen Pforte als unparteiisch; ist überhaupt Etwas zu erreichen, so kanns nur durch Preußen geschehen. Friedrich Wilhelm schickt seinen Generalstabschef General Müffling nach Konstantinopel. In welchem Zustande der gelehrteste Vorgänger Moltkes die Stadt des Khalifen fand, hat Treitschke erzählt. „Der Sultan war ohne Heer; denn die Wuth der rechtgläubigen Osmanen in der Hauptstadt richtete sich zunächst gegen ihn, der durch seine frevelhaften neuen Gesetze die Strafen Allahs auf das Reich herabgerufen habe; der mächtige Anhang der aufgelösten Janitscharen murrte laut. Umsonst ließ Mahmud die grüne Fahne des Propheten durch die Straßen tragen. Niemand wollte dem heiligen Feldzeichen zum Glaubenskrieg folgen. Die Rekruten aus Asien wurden, an Kamele gebunden, in die Hauptstadt geschleppt. Eine englische Fregatte lag an der Serailspitze, um den Großherrn nach Asien hinüberzuführen, und draußen

vor dem Eingang des Hellesponts sammelte sich eine englische Flotte, bereit zur Einfahrt, falls die Russen gegen die alten Mauern der Komnenen heranrückten. Die Gefahr war furchtbar. Das Diplomatische Corps begrüßte den preußischen General wie einen Retter." Dem gelingt auch wirklich, den Sultan zur Abordnung von Bevollmächtigten zu überreden. Und fünf Wochen nach Müfflings Ankunft ist in Adrianopel der Friede unterzeichnet. Die Hohe Pforte erklärt ihren Beitritt zum Londoner Vertrag; der Bosporus wird den Handelsschiffen aller Nationen geöffnet; Rußland darf erst jetzt auf die Erfüllung der in den Verträgen von Bukarest und Akkerman von der Türkei übernommenen Pflichten rechnen und seine Schiffe durch die Dardanerstraße schicken; erhält das Donaudelta, Grenzplätze am Kaukasus und eine Kriegsentschädigung, deren Stundung die Hohe Pforte mit Willfährigkeit erkaufen muß; außerdem ein Patronatsrecht über die befreiten Donaufürstenthümer. Und Griechenland ist frei; hängt nicht mehr vom Sultansgebot ab. Den Henker Ibrahim Pascha hat schon der französische Marschall Maison aus dem Peloponnes vertrieben. Jetzt ist die Freiheit besiegelt: Hellas hat der Pforte Tribut zu zahlen, bekommt aber einen christlichen König. Knirschend blickt Metternich auf Preußens Erfolg. Sultan Mahmud nennt Friedrich Wilhelm seinen großherzigen Freund und die russischen Offiziere bitten Müffling, den redlichen König von Preußen ihrer aufrichtigen Dankbarkeit zu versichern. Dem fiel im Gratulantengedräng vielleicht das Wort Fritzens ein: „Wenn die Russen die Türken schlagen, darf Unsereins nur von einem Sieg der Einaugigen über die Blinden reden." Unsereins: der deutsche Preuße.

Rußland als Patronin der Türkei? Diese Vorstellung kann keinen Briten freuen. Wellington und Metternich begegnen einander in dem Wunsch, den Russen die Beute zu schmälern. Europa, nicht die petersburger Regirung allein, soll den Besitzstand der Türkei garantiren. Gegen wen denn diese Bürgschaft gerichtet sein solle, fragt Nesselrode hochmüthig. Die Türkei sei von inneren und von äußeren Gefahren bedroht? Gegen die inneren vermögen die Großmächte nichts. Die äußeren fürchte man von der russischen Seite her. Doch diese Furcht sei ganz grundlos. Rußland werde seine Pflicht pünktlich erfüllen, sich auf andere Abmachung aber nicht einlassen. Ein aus derben Wolgaweiden geflochtener Korb.

Bleibt das Schlußprotokol über Griechenland. Samos und Kreta darf der neue Staat nicht haben: sonst wird er als Seemacht zu stark. Der Sultan taugt nicht mehr für die Rolle des Schutzherrn: er steht selbst jetzt ja unter russischem Schutz. Und wer soll König werden? Bernstorff und Gentz hatten gemeint, ein Prinz, dessen Gaumen diese Speise reize, werde schwer zu finden sein. Sie unterschätzten den Lockreiz einer Krone. Nur Drei lehnen ab: die von Frankreich empfohlenen Prinzen Karl von Bayern und Johann von Sachsen und der von Metternich begünstigte Prinz Philipp von Hessen-Homburg. Doch ein Halbdutzend stellt sich zur Wahl. Prinz Friedrich der Niederlande gilt dem Zaren als der „geborene Kandidat", wird aber von Frankreich bekämpft; eben so Emil von Hessen, an dem der Ruch des Bonapartismus haftet. Erzherzog Max von Oesterreich hat Rußland und England gegen sich. Auch Markgraf Wilhelm von Baden und Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz kommen nicht ans Ziel ihres Wunsches und Otto von Bayern scheint zunächst nur den Zaren für sich zu haben. Prinz Leopold von Koburg hat sich mit Capo d'Istrias, dem griechischen Präsidenten, verständigt und gilt in Petersburg als ein möglicher Hellenenkönig, seit er für die Einverleibung Kretas gesprochen und sich zum Uebertritt in die orthodoxe Glaubensgemeinschaft bereit erklärt hat. Auch in London sind ihm mächtige Freunde geworben. Dennoch wird er nicht König. Lehnt die Wahl ab, nachdem er sie erstrebt und angenommen hat. Griechenland ohne Kreta und Samos, ohne Akarnanien: Das genügt ihm nicht. Die Hellenen würden unzufrieden bleiben; und die Pflicht, die neuen Unterthanen mit Waffengewalt zum Verzicht auf einen Theil des ihnen gebührenden Bodens zu zwingen, will der Koburger nicht auf sich nehmen. „Mein Gefühl widerstrebt und ich kann mich zu solcher Herabwürdigung meines Charakters nicht entschließen." Bindet ihn keine andere Erwägung? Hofft er, seit König Georg ein aufgegebener Mann ist, nicht etwa, als Vormund seiner Nichte Victoria der Regent Britaniens zu werden? Hat Capo d'Istrias, der ihm ergeben schien, ihn von dem Anspruch auf einen Thron weggescheucht, nach dem der Korfiot selbst zu schielen wagt? Der Advokatensohn, der in Italien Medizin studirt, in Rußland das Diplomatenhandwerk gelernt hat, war schon manchem Zeitgenossen ein wandelndes Räthsel. Der ferne, auf Parteizeugen angewiesene

Betrachter kann ihn kaum durchschauen. Diplomat, nicht Staatsmann; gewandt und verschlagen, doch ohne Schöpferkraft. Einer, der kein wirksam scheinendes Mittel verschmäht; die Gunst des Zaren Alexander durch die Allure der Frommheit und übersinnlicher Sehnsucht gewinnt und, um sich bei Barclay de Tolly einzuschmeicheln, mit dessen von den Gardeoffizieren und dem Hofadel gemiedener Frau abends Boston spielt. Geschmeidig und glatt; aus dem Stoff, den man gestern changeant nannte. Von gottähnlichem Höhenbewußtsein. „Mich anhören, wohl gar mir antworten müssen, mir, der weder Minister noch Admiral ist und keinen irgendwie anerkannten Rang im Geschäft hat, war ihm eine unangenehme Nothwendigkeit. Euer Hochwohlgeboren kennen ja seine Eitelkeit und Reizbarkeit. Personen wie mir, meint er, sollen ein paar Komplimente und ein paar Witzeleien den Athem nehmen. Nicht zu seinen Worten nicken, ist Hochverrath. Er ist das personifizirte Bas-Empire in russischer Uniform. Möchte aber lieber Herr als russischer Emissär in Griechenland sein. Schon während der Nationalversammlung trat er mit einem Pomp auf, der an ihm neu ist, und that Vieles, um den Abstand zwischen sich und dem Volk auf milde, aber klare Weise hervorzuheben und Auge und Gesinnungen daran zu gewöhnen. Nur für ihn traten die Truppen unter Waffen; er setzte seinen Namen auf das erste in Griechenland geschlagene Geld; er war viel weniger barsch als vorher." (Prokesch an Gentz.) „Er hatte die Art der erfahrungreichen Weltleute aus den großen napoleonischen Zeiten, gern viel und allein zu sprechen, und in dieser Redseligkeit konnte er sich, lebhaft fühlend wie jeder Südländer, zu starken Indiskretionen hinreißen lassen. Selbst Dies änderte nichts an dem Eindruck von Zurückhaltung, von Zweizüngigkeit und Duplizität, den man von ihm empfing. Wie von seiner Religiosität, so sprach er auch von der ‚graden Linie' seines Verhaltens zu oft, als daß man nicht hätte geneigt werden sollen, nach krummen Gängen zu spähen. Man hätte ihn auf solchen schiefen Linien, auf Widersprüchen ertappen können: er wäre gerüstet gewesen, die Zweideutigkeit als Vielseitigkeit auszulegen und aus den Gegensätzen selbst eine Maxime zu machen." (Gervinus.) Er glaubte wohl, der Griechensache mehr leisten zu können als „ein fremder Prinz"; schrieb aber an Palmerston, der wiedergeborene Hellenenstaat brauche einen Souve-

rain, und schien bereit, dem Koburger zu dienen. Der war russischer General gewesen, hatte 1814 in Paris auf Metternichs Vorschlag das Theresienkreuz bekommen und zwei Jahre danach, als naturalisirter Herzog von Kendal, die Tochter des Britenkönigs geheirathet. Daß der Schwiegervater ihn (dem die Frau im zweiten Ehejahr gestorben war) nicht allzu zärtlich liebte, konnte Capo d'Istrias, den King George in der Bildergalerie von Windsor so schlecht behandelt hatte, nicht gegen den Prinzen stimmen. Warum ließ er ihm dennoch den Zustand des Landes so schildern, daß Leopold scheu werden mußte? Weil er selbst Präsident bleiben oder Fürst werden wollte? Eine andere Erklärung ist kaum zu finden. Der Koburger hat im Februar Ja gesagt und im Mai Nein. Ob er sich in Athen so bewährt hätte wie in Brüssel: darüber mögen, bei der Verschiedenheit der Aufgaben, die Meinungen auseinandergehen. Die schmerzhaftesten Krisen hätte er, als kluger Geschäftsmann und Onkel der Queen, dem jungen Staatswesen wohl erspart. Wer soll es nun, als Fürst, auf neuer Bahn leiten?

Ein abhäng'ges Griechenland, schreibt Prokesch an Gentz, „wird ein Nest der Piraterie, eine Geißel des europäischen Handels der Levante, eine Matrosenpflanzung für die Russen, eine offene Wunde für die Pforte und eine Nahrung des Brandes, der auf so vielen Punkten Europas glimmt. Ein unabhängiges wird dem europäischen Handel und besonders dem unseren Absatzquellen öffnen, der russischen Marine im Schwarzen Meer Das, was sie am Meisten braucht, entziehen, der Pforte eine Stütze sein und fürs Allgemeine eine Eroberung, welche die Legitimität im Gebiete des Liberalismus macht.“ Da der Kluge von zwei Uebeln das kleinere wähle, müsse Oesterreich, dem die Auferstehung des Hellenenstaates unwillkommen war, jetzt Griechenlands Unabhängigkeit wünschen. Richtig, antwortet Gentz; nur über die Fürstenwahl denke ich anders. „Ich finde es nicht allein bejammernswürdig, sondern höchst lächerlich und nur aus der selben groben Ignoranz, die in dem ganzen Lebenslauf der Triplealliance gewaltet hat, erklärbar, daß man einen deutschen Prinzen zum Fürsten über Griechenland ernennen will. Ueber das Unsinnige, was in dieser Idee liegt, könnte ich ein Buch schreiben. Erwägen Sie den einzigen Punkt der Religion. Soll der protestantische Prinz die griechische annehmen? Könnte man

Dies einem Deutschen zumuthen? Oder soll er mit einem Gefolge von Aufklärern und Philosophen die alten „Götter Griechenlands“ wiederherstellen und ein ohnehin demoralisirtes Volk zum heillosesten Materialismus erziehen? Prinz Leopold, der besessen sein müßte, um seine herrliche Existenz gegen eine solche Galere zu spielen, interessirt mich weniger; und doch schäme ich mich in seinem und der englischen Minister Namen der elenden Farce, die man ihm auferlegt. Ich denke auch noch immer, daß es im Ernst nicht dazu kommen wird. Wozu einen Prinzen? Wozu einen Souverain? Griechenland ist durch seine geographische Lage, durch seine physische Konstruktion, durch den Charakter seiner Einwohner, durch seine heutige Armuth, durch all seine Antezedentien zur Republik bestimmt; eine Verfassung wie die helvetische, nur mit dem Unterschied, daß ein mit großer, fast unumschränkter Gewalt bekleideter Präsident an der Spitze steht: Das nenne ich le gouvernement grec.“ Als Leopold abgelehnt hat, empfiehlt Prokesch den Herzog von Reichstadt, dessen „Blick, Urtheil, Schärfe und praktischen Verstand“ er bewundert. „Ich fürchte, daß die griechische Sache verpfuscht wird. Heutzutage kann nur ein sehr kräftiger Fürst oder einer, der einen schlagenden Namen hat, dort mit wenig Geld und geringen Mitteln das Rechte machen und der Erbe der zertrümmerten europäischen Türkei werden. Europa muß aber daran liegen, daß sich dieser Erbe finde: sonst fallen die Stücke in die Hände Rußlands und lange Kriege werden darauf folgen. Der Souverain von Griechenland kann der Ableiter des Uebels werden; er kann: also soll ers. Je mehr Namen der neue Regent hat, desto weniger Geld braucht er.“ Am neunten Oktober 1831 wird Capo d'Istrias, der den Syntagmatikern, den Männern der Verfassungpartei, als Büttel Rußlands längst ein Gräuel ist und sich nun auch die mächtige Familie Mauromichalis persönlich verfeindet hat, in Nauplia von Konstantin und Georg Mauromichalis getötet. Und am siebenten Mai 1832 der siebenzehnjährige Prinz Otto von Bayern, Ludwigs zweiter Sohn, von den Großmächten zum König von Griechenland gewählt. Ingrimmig spottet Gentz: „Der freudetrunkene Vater verlangt von den drei Höfen jetzt die selbe Anleihe von sechzig Millionen Franken, die sie dem Prinzen Leopold bewilligen wollten. Höchst sonderbar ist, daß die Idee dieser Wahl nicht das Werk des russischen, sondern des

französisch-englischen Einflusses zu sein scheint." Noch ehe die griechische Nationalversammlung die Wahl anerkannt hat, stirbt Gentz; und Prokesch schickt seine Berichte nun direkt an Metternich. Zunächst noch aus Wien. „Wodurch lebt das heutige Griechenland? Durch seine Agglomerirung um den Thron des Königs Otto und durch den Schutz der Großmächte. England, Frankreich und Rußland haben das griechische Königreich unter Otto gewollt; Oesterreich nimmt es als ein bestehendes an; das Selbe thut Preußen und der Rest von Europa. Alle Mächte, vorzüglich die drei zuerst genannten, können nun nichts Anderes wollen als Dieses: den neuen Staat erhalten, daß er sich organisire und zu der Lebensentwickelung, zu dem Lebensgenuß komme, dessen er fähig ist. Die Aufgabe der griechischen Politik ist, die Mächte beim Wort zu nehmen und daran festhalten zu lassen, welche auch die Verhältnisse dieser Mächte unter sich seien. Das Land ist in der glücklichen Lage, durch nichts, was in Europa vorgehen mag, sich nothwendiger Weise beirren zu lassen." Dann aus Athen, wo er als Gesandter die Befehle des Kanzlers ausführt. „Der König ist wahrlich zu beklagen. Er steht wie das Sühneopfer für die Verirrungen der Politik und für die Mißgriffe in der Wahl seiner ersten Umgebung da. Seine Persönlichkeit hält das wankende Gebäude zusammen. Er ist wirklich geliebt und man kann sagen, daß ihm gegenüber unter den Griechen keine Parteien bestehen. Er hat viel Haltung, spricht mit großer Vorsicht und durchaus verständig, zeigt Ernst und Abgeschlossenheit, die man hier gern sieht, und bewahrt eine Reinheit der Sitten, die um so höher geschätzt wird, als die Fremden hier nur zu sehr wegen des Gegensatzes verrufen sind. Er hat vielerlei Kenntnisse und einen großen Drang, sich zu unterrichten; dabei ein langsames, aber richtiges und unabhängiges Urtheil." Auch im Lande siehts leidlich aus. Die Monarchie hat keinen ernst zu nehmenden Feind, für eine Revolution wären nicht hundert Mann auf die Beine zu bringen und der Menschenbedarf ist so groß, daß jeder zur Arbeit Willige sein Leben leicht fristen kann. Die Freude dauert nicht lange. Graf Armansperg, der unter dem Titel des Erzkanzlers wie ein Basileus regirt, läßt den mündig gewordenen König durch ein conclusum medicum für unfähig zur Regirung erklären. Der erschreckte Vater eilt von München nach Athen, um selbst nach

dem Rechten zu sehen, und bittet den Oesterreichischen Gesandten um ein redliches Gutachten. Das wendet sich schroff gegen den Kanzler und vertheidigt den König. Der sei mit Kleinkram überbürdet und so mit schlauer Absicht von den Geschäften weggeekelt worden. Schlechtes, rückständiges Verwaltungsystem, lüderliche Finanzwirtschaft; Mißachtung nationaler Ansprüche, auch der gerechtesten: dürfe man sich da wundern, wenn die Zufriedenheit mit jedem Mond weicht? Der König soll ein Ministerium aus Griechen bilden, sich selbst nur mit Dingen beschäftigen, die s ine Entscheidung fordern, und dafür sorgen, daß sich das Verhältnis zu den Großmächten und zu der Türkei bessert, die Verwaltung einfach und praktisch wird. „Die Regirung klagt stets über den Heißhunger der Griechen nach Anstellungen. Hat sie aber Etwas gethan, um zu beweisen, daß sie den Mann ehre, der unkultivirte Strecken bebaut, der neue Baumarten, neue Pflanzen einführt, der durch irgendeine Einrichtung Feldbau und Industrie hebt? Dafür soll der König Liebe und Achtung zeigen, dafür Auszeichnungen geben. Beschwichtigen soll er die Furchtsamen, aneifern die Trägen durch sein Beispiel. Einem Haus, das er sich baut, einem Baum, den er pflanzt, wird man mehr glauben als den feierlichsten Versicherungen. Das Kanzleileben soll nicht sein einziges sein. Bewegen soll er sich, seine Spazirritte fruchtbar machen, Augen haben, zu sehen, Ohren, zu hören. Was soll das Volk von ihm denken, wenn er Monate lang täglich über Unrath reitet und ihn nicht wegschaffen läßt, wenn er nicht theilnimmt, nicht abhilft, sobald Ungerechtigkeit, Gewalt, Nachlässigkeit sichtbar werden? Er hat so viele edle Eigenschaften: er darf nur wollen und sich vertrauen. Die Krankheiten älterer Staaten dürfen nicht jungen angehören. Die Karl und Peter setzten sich zu Pferd, durchzogen das Land, hielten Gericht unter freiem Himmel, erforschten an Ort und Stelle und bewiesen Willenskraft und Entschluß. Ein Jahr so verlebt: und Griechenland wird seinen König fürchten, achten und lieben." Ein vernünftiges Programm; das den Königen Ludwig und Otto einzuleuchten scheint. Armansperg wird durch Rudhardt ersetzt, dem englischen Einfluß der Hofkanal verstopft und dem wiener Staatskanzler die Lebensfähigkeit Griechenlands als so gesichert dargestellt, daß er sein altes Vorurtheil fallen läßt und zu Prokesch sagt: „Wie manche Individuen, so sind auch manche Staa-

ten niemals gesund. Ein solcher Staat ist die Türkei. Mit dem Islam ist ein gesunder Staatsorganismus nicht vereinbar. Von Zeit zu Zeit kommts zu einer Entzündung. Ist sie überwunden, so tritt nicht Gesundheit ein, sondern das alte chronische, von diesem Körper untrennbare Uebel kehrt wieder. Die Türkei wird sterben. Mein Plan steht fest: Konstantinopel darf nur griechisch werden; alles Land, in dem die griechische Sprache herrscht. Athen muß nach Konstantinopel übertragen werden. Dazu muß der König freilich stark sein. Ich nehme ihn auf Ihr Wort, auf Ihre Verantwortung so, wie Sie ihn schildern. Alle Meinungen waren gegen ihn und ich hielt mich lange an die allgemeine Ansicht. Erst Ihr Wort hat mich veranlaßt, sie aufzugeben; und jetzt stehe ich überall für ihn ein." Ein neuer Metternich? In der vorletzten Woche des Jahres 1839.

Noch länger. Trotzdem Otto die Forderung Palmerstons, den Griechen eine Verfassung zu geben, nicht mit dem nöthigen Nachdruck ablehnt. Metternich warnt. „Die Politik des Königs muß von allen Extremen fern bleiben und nie von dem Weg der Vernunft weichen. Sie muß griechisch, konservativ und nicht erobernd sein. Ueber das widersinnige englisch-konstitutionelle Treiben ist der Kaiser von Rußland eines Sinnes mit uns. Griechenland muß die Perioden des Lebens in Ruhe durchwandern, aus der Kindheit in das Jünglingsalter und aus diesem in die Mannesjahre übertreten. Das Ueberschreiten der natürlichen Grenzen bringt nie Gedeihen. Kommen nun noch fremdartige Elemente ins Getriebe, stellen sich Projektanten an die Spitze des Haushaltes, dann muß der junge Körper unterliegen. So ist es mit Griechenland gegangen. Diese Uebel will ich, so weit es irgend möglich ist, von dort abwehren. Eine andere Sorge ist die, die Politik von Athen zu verscheuchen; denn dieses Element wuchert in Gestaltungen, wie es die hellenische ist, wie die Schmarotzerpflanzen, welche den Stamm, der ihnen zur Ausbeute dient, bis ins Mark aussaugen. Wo vor Allem das Leben gesichert sein muß, ist das politische Treiben ein reiner Luxusartikel; es wirkt auf junge Körper wie alles Aufreizende. Die griechische Regirung hat wahrlich genug auf das eigene Land und dessen Bestes zu sehen, um an Eroberungen auf Unkosten der Türkei nicht zu denken. Solche Aufwallungen sind Thorheiten; und die Jugendthorheiten tragen stets bittere Folgen, die dann auf dem reiferen Alter lasten." Kreta? Da handelt sichs nicht nur

um eine Insel, sondern um Fragen der hohen Politik. „Daß Kreta Griechenland nicht einverleibt werden wird: hierüber kann kein Zweifel bestehen. Sollte das ganze türkische Gebäude fallen, so wird es unbedingt im Orient eine andere Gestaltung geben. Welches Schicksal dann dem Thron von Athen bevorsteht, ist eine nicht vorhinein zu lösende Frage; aber in jedem Fall eine derjenigen, denen man nicht entgegenkommen muß, weil man Hundert gegen Eins wetten kann, daß man den falschen Weg einschlagen werde. Daß der König herbeigerufen wurde, ist nicht in Folge des revolutionären, sondern in Folge des Sieges des monarchischen Prinzips geschehen. Vergißt Dies der König, so stellt er sich in die Luft; und was solchen Stellungen bevorsteht, ist ins Buch der Geschichte geschrieben." Das klingt schon weniger zuversichtlich; aber nicht unfreundlich. Im Dezember 1841 ist ihm Athen „eine politische Kloake, in der die verschiedenartigsten Elemente in steter Gährung sind". Und Prokesch beklagt den König, der sein aufregbares Land „an einen Vulkan wie Frankreich hänge" und zu spät, vielleicht erst durch einen bewaffneten Aufstand, erkennen lernen werde, wohin der unter Frankreichs Leitung gewählte Weg führt. Im September 1843 sieht er selbst noch den Aufstand. „Es ist keine Revolution: es ist eine Verschwörung, aus Fanatismus geboren, durch die Fehler der Regirung und (ich muß es sagen) durch die der Londoner Konferenz großgesäugt, deren elende Wirksamkeit gerade nur dazu taugte, die Unzufriedenheit aufs Höchste zu steigern, den König ganz zu entblößen und seinen Anhängern (vielmehr denen der monarchischen Ordnung: denn der König persönlich hat deren keine) jede Hoffnung zu nehmen." Metternichs Geduld ist jetzt erschöpft; noch bevor die griechische Nationalversammlung die Verfassung (mit Zweikammernsystem) beschlossen hat, schreibt er: „In dem ganzen heutigen Verhältniß des hellenischen Königthumes gereicht nichts zu meiner Verwunderung. Daß dem Kartengebäude ein Sturm ein Ende machen würde, habe ich nie bezweifelt; und nun, da es zu Boden liegt, kann das Gefühl der Verwunderung wohl bei mir nicht eintreten. Helfen ist schwer, weil die Mittel zur Hilfe mangeln. Was wird aus dem Quark werden? Das kann Niemand wissen. Der einzige rationelle Rath, der dem König gegeben werden kann, muß sich darauf beschränken: aus dem Schiffbruch zu retten, was aus selbem zu retten ist; denn die

restitutio in integrum ist nicht möglich. Die ganze griechische Boutique ist ein höchst gefährlicher Quark!" Der Koburger Leopold ist als Monsieur Peu-à-peu und Marquis Toutdoucement bespöttelt worden. Der Wittelsbacher Otto hätte den Spitznamen des Jammermannes verdient. Blaß und zitternd tritt er vor das Parlament, dessen Einberufung er sich abtrotzen ließ, und leistet mit flüsternder, stockender Stimme den Eid. Stöhnt über die Undankbarkeit der Griechen, über die englischen Zettelungen und französischen Ränke und läßt sich von der stärkeren Frau trösten. „Sie hat die Hosen an", heißts unter den Bayern; und: „Ihre Schuld ists gewiß nicht, daß die Ehe kinderlos bleibt." Ein liebenswürdiger, arbeitsamer und ansehnlich begabter Prinz: kein König, kein Soldat; kaum ein Mann. Er will nicht abdanken, doch auch nichts Tapferes für seine Selbsterhaltung wagen. Wimmert über die Britentyrannei, die ihn allmählich entwurzele, und bemüht sich doch schwitzend um die Gunst des Sir Edmund Lyons, der, als Vertreter britischer Majestät, alle zur Schwächung der jungen Königsmacht tauglichen Elemente an groben und feinen Fäden lenkt. Keine Figur, die Metternich für sein Spiel brauchen kann. Im letzten Jahr seiner Regirung giebt der Staatskanzler Griechenland völlig auf. „Gewohnt, in allen Dingen Das, was die Sache ist, ins Auge zu fassen und mir sie zu verdeutlichen, glaube ich, nicht zu irren, wenn ich Das, was Lord Palmerston beabsichtigt, in die kurze Formel bringe: daß er England zum alleinigen Lenker der Schicksale Griechenlands durch die Beseitigung aller dem Unternehmen im Wege stehenden Hindernisse heranreifen will. Als das Mittel zum Zweck betrachtet Palmerston die Behauptung der Oberhand der hellenischen Regirung, die Besetzung der Ministerstellen durch englische Kreaturen und das Prokonsulat des Englischen Gesandten. Ist der Zweck erreichbar? Ich glaube: Nein; wenn die griechische Regirung auf festen Füßen steht und wenn sich das russische Kabinet nicht breitschlagen läßt." Nur glaubt er an diese Regirung und diesen König nicht mehr. Und könnte wiederholen, was er drei Jahre zuvor geschrieben hat: „Ueber die Lage in Griechenland habe ich keine Meinung als die, welche über den Leisten geschlagen ist, den ich von je her meiner Betrachtung eines improvisirten Staates zu Grund legte. Staaten hat noch Niemand geschaffen; sie schaffen sich selbst. Kommt nun noch die Zugabe irgend eines ismus zur

Schöpfung, so erhebt sich das Werk nicht über die Sphäre der gespenstigen Wesen. Für Griechenland läßt sich wahres Gutes nicht thun. Die unglückliche, unverdaute Gestaltung bietet hierzu nicht den Stoff. Und indem die Sache so steht, dient das Feld zum Kampfplatz für politische Abenteurer und gewagte Spekulation."

Otto hält sich mit Mühe und Noth unter dem Druck der Westmächte. Er leistet dem Land nichts, muß draußen und drinnen stets nachgeben und die Prügel hinnehmen, die dem Rücken Rußlands zugedacht sind. Der Krimkrieg bringt ihm, bringt den Griechen nichts ein. Als das beleidigte Nationalgefühl aufheult, wird der Piraeus von den Franzosen besetzt. Das ist der Ertrag der Monarchie, die Hellas mit so froher Hoffnung begrüßt hat? Der Staat schlecht verwaltet, mit zerrütteten Finanzen, von den Westmächten gepeinigt und um allen Kredit gebracht, ohne irgendeinen kräftigen Schützer; und nicht einmal die Möglichkeit, die noch unterm Türkenjoch lebenden Glaubensgenossen zu befreien. Die Balkanwelt wird getheilt und Hellas erhält nicht den kleinsten Zipfel. Das habt Ihr von den Bayern; ein kleinmüthiges Geschlecht, dem nie ein Perikles lebte und das uns mit seinen Kirchenfahnen am Liebsten die Sonne Homers verhinge. Doch wir sind ihm nicht angetraut; können, zu unserem Glück, das Band lösen, wenn es zur lästigen Kette wird. Ein Wispern erst, dann ein Massengemurr; und bald danach der Entschluß zu befreiender, erlösender That. Ein Student, der die Königin mit der Waffe angefallen hat, wird zum Tod verurtheilt. Doch Otto wagt nicht mehr, die Strafe vollstrecken zu lassen. Denn ringsum lodern die Feuergarben der Empörung himmelan.

> Du nanntest uns Empörer: so nenn' uns immerfort!
> Empor! Empor! So heißt es, der Griechen Losungwort.
> Empor zu Deinem Gotte, empor zu Deinem Recht,
> Empor zu Deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!
> Empor aus Sklavenketten, aus dumpfem Kerkerduft,
> Empor mit vollen Schwingen in freie Lebensluft!

Wilhelm Müller, der Freund aus Norden, sang dieses Griechenlied. Ist es, mit anderer Erinnerung an die Hochzeit des Philhellenismus, verhallt? Nein. Am dreizehnten Februar 1862 meutern in Nauplia die Truppen und der Rebellenausschuß ruft das Volk zum Sturm auf die Wälle der Tyrannenmacht. „Fesseln, die uns vierhundert Jahre lang drückten, sind gefallen und der

verabscheuenswerthe Halbmond, dessen Dunst die Wiege der Freiheit verpestete, dräut nicht mehr über unserem Haupt. Ein harter, aber edler Kampf gab uns Freiheit, Ehre und Leben wieder und die Nation schaarte sich freudig, trotz allen Opfern an Blut und Gut, um den Thron. Doch zu unserem Unheil ernteten Fremde die Frucht unserer Arbeit. Da, in stiller Nacht, erhob sich, einem Riesengleich, Hellas und erzwang mit verwundeter, aber tapferer Hand die Verfassung. Wie reiche Hoffnung erblühte diesem dritten Septembermorgen! Doch Weh uns: eine jedes Fluches würdige Politik, ein Verbrechersystem, das mit Mord und Tücke jeder Art arbeitete, bedrohte uns mit neuer Versklavung und hätte uns in Schande erstickt, wenn nun nicht der rettende Tag angebrochen wäre. Nauplia hat auf Heldengeheiß die Waffen ergriffen und die Fahne der Freiheit entrollt. Nauplia fordert die Auflösung der Kammern, die ein gefälschtes Bild des Volkswillens bieten, die Einberufung einer Nationalversammlung, die den gerechten Wunsch der Hellenen erfüllen und ihnen die mit Füßen getretene Freiheit zurückbringen wird, und die Beseitigung des schmählichen Regirungsystems. Stehet auf, Mitbürger, hebet die Hände gen Himmel, erbittet von ihm das Gelingen unseres Werkes und handelt dann, wie es zur Rückeroberung Eures Rechtes, Eurer alten Freiheit nöthig ist.“ Otto will nach Korinth und versucht, auf die zur Belagerung Nauplias bestimmten Truppen einzuwirken. „Mit tiefem Kummer hat mich die Kunde erfüllt, daß Leute, denen ich den Ehrentitel des Soldaten nicht mehr geben will, durch Rebellenthat unsere Waffenehre befleckt haben. Die Pflicht, sie von diesem Fleck zu säubern, ist Euch anvertraut. Und frohen Herzens kann ich Euch erklären, daß mein ganzes treues Volk bei Eurer Fahne ist und die Gelegenheit ersehnt, für die Regirung zu kämpfen, in der es mit Recht die sicherste Bürgschaft seines Glückes und künftigen Ruhmes erblickt.“ Vierzehn Tage danach Proklamation an das Griechenvolk. Wahnsinn hat zum Aufruhr getrieben; aber die Masse des Volkes ist für die Regirung, für den König, der ihr deshalb zu Dank verpflichtet bleibt. „Harret, Hellenen, in dieser edlen Gesinnung aus und seid überzeugt, daß Euer König nur das Wohl des Volkes bedenkt. Als den Vater aller Griechen fühlt er sich und seine väterliche Liebe ist so zärtlich, daß er die Strafen, zu denen er sich jetzt mit bekümmertem Herzen entschließen muß,

mit der äußersten Milde bemessen wird.“ Dieses Versprechen genügt den Meuterern nicht. Nur wenn Allen, ohne Ausnahme, Amnestie zugesichert ist, werden sie die Festung übergeben; sonst bis zum letzten Blutstropfen fechten und ihre Leiber unter die Mauern von Nauplia betten. Daß sie mit tönendem Wort verkünden, ihr Aufstand habe sich nicht gegen den König gerichtet, klingt fast wie Hohn. Otto will nur neunzehn Rädelsführer strafen; alle Anderen sollen frei ausgehen. Das Anerbieten wird abgelehnt. Putsche auf Syra und Naxos, in Kalamata und Nawarino. Nach sechzigtägiger Belagerung ergiebt sich Nauplia; vorher haben britische und französische Schiffe Flüchtlinge aus der Festung aufgenommen. Fast alle Soldaten, Beamten, Bürger, die an dem Aufstand mitgewirkt haben, werden begnadigt, alle wegen Preßvergehens eröffneten Strafverfahren eingestellt und die Nauplianer noch reichlich entschädigt. König und Königin reisen in den Peloponnes. Revolution in Vonizza. Provisorische Regirung in Patras. Während Otto in Kalamata sitzt, wird in Athen ein vom Admiral Kanaris und vom Senator Bulgaris unterzeichneter Erlaß veröffentlicht, in dem die Sätze stehen: „Hauptstadt, Provinzen und Heer haben sich vereint, um die Leiden des Vaterlandes zu enden. Das Volk der Hellenen hat einstimmig beschlossen, Otto der königlichen, Amalie der viceköniglichen Würde zu entkleiden. Eine Konstituirende Nationalversammlung wird eine neue Regirung ernennen und die Wahl eines neuen Königs vorbereiten.“ Otto verhandelt im Piraeus mit den Gesandten der Großmächte, geht dann nach Salamis und schickt von dort den Scheidebrief. „Die Ereignisse, deren Schauplätze die Hauptstadt und einzelne Landestheile waren, haben mich überzeugt, daß blutige, schwer zu schlichtende Wirren entstehen würden, wenn ich in Griechenland bliebe. Deshalb habe ich mich entschlossen, für eine Weile das Land zu verlassen, das ich stets geliebt habe, das ich heute noch liebe und für dessen Wohlfahrt ich fast dreißig Jahre lang jede Last und Mühe auf mich nahm. Nie habe ich an meinen Vortheil gedacht, immer nur an die Interessen Griechenlands, dessen sittlicher und wirthschaftlicher Entwickelung all meine Sorge galt. Jedem sollte Gerechtigkeit werden. Das war mein heißer Wunsch. Und meine Milde hat da keine Grenzen gekannt, wo meine Person angegriffen worden war. In der Stunde, da ich in mein angestammtes

Vaterland zurückkehre, bedrückt mich schwerer als alles Andere der Gedanke an die Nöthe, denen das mir theure Griechenland entgegengeht. Möge ihm der allbarmherzige Gott gnädig sein! Mit diesem Gebet scheide ich von Euch.“ Otto kehrt heim. Hat aber weder für sich selbst noch für das Haus Wittelsbach auf die Hellenenkrone verzichtet. Wird ihr Glanz auch jetzt noch Bewerber anlocken? Wird, trotz Bernstorff und Gentz, der rasch entwerthete Titel des Hellenenkönigs noch heute Prinzen aus gutem Haus reizen?

Drei Namen werden genannt: des Britenprinzen Alfred, des Herzogs von Leuchtenberg, Ernsts von Sachsen-Koburg. Die meisten Stimmen sind für den Briten. Kein Wunder: Hellas hat ja gesehen, was England vermag. Doch in den Verträgen von 1830 und 1832 steht, daß ein den in England, Frankreich und Rußland regirenden Häusern Angehöriger den Griechenthron nicht besteigen dürfe; und die Schutzmächte sind entschlossen, diese Bestimmung in Kraft zu erhalten. Das von der Provisorischen Regirung zu direkter Königswahl gerufene Volk wählt Alfred. Die Vertreter der drei Mächte erklären, daß die Wahl unannehmbar sei. Aber England möchte sich dankbar zeigen. Im April und im Mai hat der Lord-Oberkommissar der Jonischen Inseln sich geweigert, die Adresse anzunehmen, in der das Insularparlament die Vereinigung mit Griechenland erbat; schon 1859 habe die Königin solche Forderung mit dem Hinweis abgelehnt, daß sie durch den Pariser Vertrag zur Schutzherrin des Jonischen Staates geworden sei und sich nicht dazu hergeben könne, Wünsche dieser Art an andere Mächte zu adressiren oder gar adressiren zu lassen. Am Tag nach Alfreds Wahl zeigt die londoner Regirung in Athen an, der Sondergesandte Elliot werde der Provisorischen Regirung mittheilen, unter welchen Bedingungen Griechenland sich die Jonischen Inseln einverleiben könne. In der Weihnacht übergiebt Elliot das Memorandum. Inhalt: Sitzet hübsch still, versuchet nicht, der Türkei einen Landfetzen abzureißen, wählet einen König, der in London gefällt: und Ihr bekommt die sieben Inseln, die Ihr schon so lange ersehnt. Abgemacht. Der achtzehnjährige Sohn Christians des Neunten von Dänemark, aus dem Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg, wird zum König der Hellenen gewählt.

Georgs Herrlichkeit hat länger gehalten als Ottos. Erst im Herbst 1909 schien auch ihm sein Tag von Salamis nah. Die

athenische Garnison hatte die Kasernen verlassen, sich am Fuß des Hymettos gelagert und der Regirung angezeigt, daß sie in den Dienst erst zurückkehren werde, wenn ihren Wünschen Erfüllung zugesagt sei. Reorganisation und Stärkung des Heeres, Rücktritt des Kronprinzen Konstantin vom Oberkommando, Entfernung aller Prinzen aus Kommandostellen, Anwerbung fremder Armee-instruktoren, Einberufung der Kammern; die an dem Pronunziamento Betheiligten dürfen nicht bestraft werden. Der König hat alles Verlangte bewilligt, das Ministerium Rhallis ist zurückgetreten und Kiriakulus Mauromichalis (auch dieser historische Name taucht wieder auf) steht an der Spitze der neuen Regirung. Als Vertrauensmann der Armee. Die herrscht jetzt. Erklärt feierlich, wie einst die Rebellen von Nauplia, daß ihr patriotisches Unternehmen sich nicht gegen den König richte. Und wird ihn dulden, wenn er ihrem Befehl gehorcht. Einstweilen ists ein Anfang. Georg ist der Schwager Eduards und der Schwiegervater der Prinzessin Sophie von Preußen, dem Haus Holstein-Gottorp eng verwandt, in Paris ein oft und gern gesehener Gast und Herrn Clemenceau fast intim befreundet: und findet doch nirgends Helfer? Otto durfte noch wagen, den Generalmajor Hahn gegen die Meuterer ins Feld zu schicken. Für Georg hätte sich damals kaum eine Hand gehoben. Für diesen Georgios, der in Dänemark, bis in den Herbst 1863, Wilhelm hieß, mag, nach der Niederlage im Türkenkrieg, nach dem Trauertag bei Larissa, Keiner mehr fechten. „Aus Europas Lostopf die zweite Niete. Theurer nur, nicht tauglicher als der schwachgemuthe Wittelsbach.“ Im letzten Abendstrahl verblühender Schönheit siecht Hellas hin und muß froh sein, wenn die Korinthenernte es einmal noch vor dem Bankerot bewahrt. Schon wird geflüstert, der Basileus sehne sich in die stillen Wonnen des Boulevardbummlers und Praterschlenderers, wisse, daß er sich in Athen und Dekeleia nicht halten könne, und warte fast ungeduldig auf die Stunde gewaltsamer Absetzung, die ihm eine runde Leibrente, das Reugeld der Schutzmächte, für den Lebensrest sichere. Der kretische Rechtsanwalt, dessen Vorname von Freiheitverheißung funkelt, löst seinen König aus dem Volksbann. Macht ihn zum Herrn von Kreta und führt ihn behutsam in das Bündniß mit Serben und Bulgaren; in den einzigen Entschluß, der den Sieg über die Osmanen verbürgen kann. Denn allein dürfte Griechenland

die Türken, in deren asiatischem Reich, von Smyrna bis nach Trapezunt, viele Hellenen wohnen, nicht in Rächerwuth und Metzelsucht reizen. Auf beiden Flügeln des Balkanheeres kämpft der Grieche, daß die Helden von Marathon sich solches Enkels nicht zu schämen brauchen. Und die stiere Blindheit der in Sofia Regirenden doppelt dem König den Kriegsertrag. Janina, Saloniki, Kawala, Drama, Seres, Simetli, Xanthi: Alles ist ihm unterthan. Seine Evzonen, deren Fustanella nun wieder Lorber gürtet, sind mit dieser Beute noch nicht zufrieden. Aus Thrakien, Makedonien, dem Epirus leuchtet altgoldener Griechenglanz; von der Aigaierküste her ächzen Gefilde und Städte, in denen fast nur Griechen wohnen und der Bulgare schlimmer noch als der Türke gehaust hat. In Saloniki wird Georg gemeuchelt. Zum ersten Mal seit dem Palaeologen, der Konstantinopel an die Türken verlor, heißt das gekrönte Haupt wieder Konstantin. Neben ihm thront eine vom Metropoliten der Orthodoxen Kirche gesegnete Sofia. Der Diadochos und Herzog von Sparta war gehöhnt und aus dem Heer geschimpft worden. Den Basileus, der eine Viertelmillion tüchtiger Krieger ins Feld geführt hat, umbraust Massenjubel. Konstantinos und Sofia: nur die von Mohammeds Fußspur gesäuberte Sofienkirche ist die solchen Paares würdige Krönungstatt. Als die russische Großfürstin, 1868, ihrem Georgios den ersten Knaben gebar, hatten Serben und Rumänen leis die Eingliederung Bulgariens verabredet. Als Georg von Mörderhand fällt, lugt der alte Plan aus der Gruft. Der Zorn gegen die mongolischen Bulgaren, der in Hellas um tausend Jahre älter ist als der gegen die Türken, darf sich endlich austoben und braucht die dem Exarchat günstigen Berats nicht mehr zu fürchten. Von den Walachen trennt die Griechen kein unüberwindlicher Groll; bald vielleicht führt der junge Diadoch eine Prinzessin von Rumänien heim. Der Feldherr, der mit seinen Leuten Nahrung und Lager, Fährniß und Wetterunbill getheilt hat, der König und Reichsmehrer hört nirgends noch Tadel. Bis ihn, im Herbst 1913, Schwager Wilhelm zum Feldmarschall ernennt und in das Geständniß drängt, das hellenische danke dem deutschen Heer die nützlichste Lehre. Da schäumts aus dem Parisertöpfchen über den Rand; brodelt der Ingrimm bis nach Athen. General Eydoux und die ihm unterstellten französischen Offiziere sind als die Erzieher zu wirksamer Kriegskunst,

als Siegbringer gefeiert und gestern gebeten worden, ihre Instruktorenarbeit in Hellas fortzusetzen: und heute redet der Basileus, als sei das von ihnen Geleistete nicht ein Zündhütchen werth? Flink streichelt Herr Venizelos dem Gallierhahn das bunte Federkleid, bis der Scharlachkamm abschwillt. „Unverbindlicher Gefühlsausdruck eines Familiengastes; ohne die Mitwirkung eines verantwortlichen Ministers ist Griechenlands Politik nicht zu binden.“ In Paris trachtet Konstantin Allerhöchstselbst nach Entschuldigung von zu schnellem Wort. Griechenland braucht französisches Geld und französischen Beistand: im Archipel, nach dessen Inseln Italien äugt, am Nordsaum des Epirus und in der von England begehrten Sudabai. In dem romano-slawischen Bund, der werden soll, müssen die beiden Mächte fest zu einander stehen. Frankreich ist der Bürge russischer Freundschaft. Die nur aber bahnt, unter der Erdkuppel der Triple-Entente, einem kleinen Volk den Weg nach Byzanz: an den Born, in den Wipfeltraum neugriechischen Lebens.

England hat den Hellenenstaat geschaffen und, so lange es ihn russischem Einfluß zugänglich fand, in Bedrängniß gehalten; denn Rußland durfte weder in Ost noch in West starke Stützpunkte erwerben. Darfs, in seinem Westen, erst, seit es von Indiens und Chinas Brandmauern weggedrängt und den Briten verbündet ist, die in jedem Zuwachs slawischer Macht einen neuen Wall gegen die deutsche Gefahr sehen. Vor sechs Jahren (schon damals wurde die Thatsache hier erwähnt) hat Sir Edward Grey dem Drängen Arturs Nicolson nachgegeben und die Oeffnung der Meerengen verheißen. Die soll jetzt durch die Wehrmacht der drei Großmächte, Englands, Frankreichs und Rußlands, erzwungen werden, deren gemeinsame Schutzbürgschaft am fünften Juni 1863 den dänischen Holsteinern auf den Hellenenthron half. Und vor der Entscheidung dieses Kampfes, des für ihre Zukunft wichtigsten, sollen die Griechen sich in das Gelöbniß dauerbarer Enthaltsamkeit verankert und ihr bestes Streitroß abgehalftert haben? Das wäre Athens Verzicht auf Byzanz; wäre der gedämpfte Ausdruck des Willens, die Brüder unter der Türkenherrschaft zu lassen, die ein nach den harten Rückschlägen des ersten Halbjahres gegen den Dreibund dennoch siegreicher Krieg festigen müßte. Hundertmal klang, seit die drei Kolokotronis den Bergrebellen (Klephthen) und albanischer Jungmannschaft (Palikaren) in den Streit wider die Os-

manli voranschritten, ins Europäerohr der Schwur: „Nur als die Herren von Konstantinopolis können die Enkel der Themistokles und Perikles mit Mohammeds Schaar Frieden schließen. Die trieben wir aus der Akropolis und werden sie aus dem Sophiendom treiben. Sammt der Bulgarei wird sie gefressen; unser Gaumen verschlang schon große Brocken. Doch Erfahrung hat uns die schwere Kunst des Wartens gelehrt. War nicht Xerxes einst in Athen und hat nicht auch den Waffenschimmer seines Heeres die Sonne Homers überlebt? Wir harren, bis unsere Stunde schlägt. Hellas ist der Gedanke, ist unsterblich wie er und muß rohe Kraft überwinden. Hellas will leben: und kanns in alter Pracht erst, wenn seinem Leib die Stadt wieder eingegliedert ist.“ Die Stadt: Konstantins. Ist das Gelübde, für dessen Erfüllung Byrons Britenblut floß, ins Leere verhallt und Venizelos der letzte Nachfahr der großen Klephthenhäuptlinge? Oder wählt odyssische List eine neue Larve? Griechenland will gegen Enttäuschung versichert, nicht mit ungedeckter Flanke überrumpelndem Bulgareneinbruch ausgesetzt sein; und würde durch sichtbare Vorbereitung neuen Krieges die in der Türkei lebenden Volksgenossen ans Rundmesser liefern. Kein König kann ihm das Schicksal gestalten. Jeder müßte den Dornenweg Ottos wandeln, wenn ihm in einer Nacht nicht das Hellenenheil der Leitstern gewesen wäre. Frohlocket nicht zu früh! Noch flammt aus der Noth des Dreibundes nicht das dreimal glühende Licht. Herr Venizelos konnte still gehen. Den weithin hörbaren Sturz hat der Kluge gewollt. Er kennt seine Landsleute und weiß, daß sie auch ohne Führer im Dunkel die Fährte des Ahnenzuges, des Klephthenmarsches finden. Schwindet die Angst für die asiatischen Griechensiedlungen, dann spricht General Dusmanis wohl: „Wir sind bereit.“ Und in Gebirg und Thal das Volk, wie in der Christfestzeit des Jahres 1839 Metternich: „Athen muß nach Konstantinopel übertragen, alles Land, in dem die Griechensprache vorherrscht, griechisch werden. Fürs Erste wenigstens von Osmanenmacht frei. So hats Venizelos, der schlaue Eleutherios, gewollt.“

Hört! Hört!

„Alles bisher Geschehene beweist, daß für Oesterreich-Ungarn das Bündniß mit Deutschland ein Unglück ist; es untergräbt die Großmachtstellung der Monarchie und hat schon bewirkt, daß von

ihr heute eben so gesprochen wird wie von der Türkei: als von einem willenlosen Werkzeug in der Hand des Deutschen Kaisers. Selbständig kann Oesterreich-Ungarn nur wieder werden, wenn es das Bündniß schleunig löst und sofort mit Rußland einen Sonderfrieden schließt. Diesen Entschluß vorzubereiten, ist die wichtigste und schönste Aufgabe der polnischen Politiker, deren Einfluß bis in die höchste Schicht Wiens hinauf dringt. Solches Handeln würde den heißesten Wunsch aller Polen erfüllen und das höchste Ideal ihrer Geschichte der Verwirklichung nähern. Wenn Oesterreich den Russen, als einen Theil des von ihnen zu gründenden Polenreiches, Galizien giebt, kann es aus den Ländern mit serbo-kroatischer Mehrheit ein selbständiges Staatsgebild machen und so jeden Anlaß zu weiterem Krieg gegen Rußland wegräumen." (Dziennik Polski.) „Bei Prasznysz hat Großfürst Nikolai, ohne einen anderen Theil der ungeheuren Russenfront zu schwächen, den deutschen Vorstoß in wilde Flucht umgewandelt. Thorheit wäre es, deshalb schon zu schreien: ‚Nach Berlin!' Doch wir dürfen getrost sagen, daß die letzte Operation des Marschalls von Hindenburg dem deutschen Heer große Verluste und keinen ihnen entsprechenden Vortheil gebracht hat. Ein Augenzeuge berichtet, das verschneite Feld habe nach der Schlacht einem Blutmeer geglichen. Trotz ihren Lügenberichten wissen wir, daß die Deutschen eine zerschmetternde Niederlage erlitten; nur an einzelnen Stellen leisten sie, um die Eisenbahn, die Rückzugslinie, zu sichern, noch den Widerstand der Verzweiflung. Ganze Bataillone wurden gefangen und die Nachhut kam in arge Verwirrung. Doch muß anerkannt werden, daß die Deutschen in dieser schlimmen Lage eine rühmliche Seelenkraft zeigten." (The Times.) „Der deutsche Rückzug von Prasznysz unterschied sich beträchtlich von allen früheren Rückzügen des deutschen Ostheeres. Kanonen, Maschinengewehre, Fahrräder, Automobile wurden zurückgelassen; in den Schützengräben häuften sich die Leichen; ringsum war die Erde mit Gewehren, Helmen, Patronen besät; und aus der Stadt hatte der Feind nicht einmal die Leichtverwundeten mitgenommen." (Nowoje Wremja.) „Die Technik und organisatorische Macht der Deutschen sind nicht mehr auf der Höhe, die sie in der ersten Kriegszeit erreicht hatten. In Prasznysz allein fielen dreitausend Mann. Daß der Hauptstoß mißlang, kann die Deutschen schließlich zum Rückzug

von Ossowietz, aus dem augustower Wald und aus dem Norden von Grodno zwingen.“ (Daily Chronicle.) „Nach sieben Kriegsmonaten steht Deutschland vor der Hungersnoth, sieht seinen Handel und seine Industrie vernichtet, seine Finanzkraft durch unerträgliche Opfer erschöpft; auf keiner Front kommt es vorwärts, kann die Riesenlücken im Gefüge seiner Armeen nicht ausfüllen, den Zusammenbruch der Türkei nicht aufhalten und ist durch die steten Niederlagen der Verbündeten, die es mitschleppen muß, geschwächt. Durch beispiellose Gräuel hat es sich entehrt und aus der ganzen Welt Verachtung geerntet. Vergebens trachtet es, durch die Mischung ruchlosester Barbarei und modernster Wissenschaft sich der Strafe zu entziehen. Frankreich hat in seinen Gräben und Festungswerken einen unübersteiglichen Wall; ist zu wirksamer Offensive gerüstet, seiner Ernährung so gewiß wie in Friedenszeit und ohne die allergeringste Sorge für Wirthschaft und Finanz. Der jubilirende Kaiser sagte, Deutschland sei ein Weltreich geworden. Das wirds nicht lange mehr bleiben.“ (Herr Pichon im Petit Journal.) „Auch wenn wir die Sperre mit der äußersten Strenge durchführen, bleiben wir in den engsten Schranken des Völkerrechtes. Ward je, seit den Tagen von Troja, die Belagerung verboten? Aus der Geschichte des Krieges von 1870 können die deutschen Offiziere lernen (wenn sies vergessen haben), daß nur der Hunger den Fall von Metz und Paris erwirkt hat. Niemals und nirgends galt das Aushungern einer Stadt oder Provinz als unbillige oder unwürdige Kriegssitte. Wir können der deutsch-österreichischen Riesenfestung, ihren hundertzwanzig Millionen Insassen die Lebensmittelzufuhr abschneiden: und sollen darauf verzichten? Sollen die Uebermacht nicht nützen, die uns die Seeherrschaft gewährt? Bismarck und Moltke hätten ‚kolossal‘ gelacht, wenn man ihnen gesagt hätte, sie seien Verbrecher, weil sie nicht Nahrung und Munition in belagerte Städte einführen ließen. Wenn im August der Plan, Paris einzuringen, gelungen wäre: hätten die Deutschen den Amerikanern und Holländern erlaubt, uns Nährmittel zu senden? Wers glaubt, wird lächerlich. In Europa, Asien, Amerika war, in jedem Krieg, die Nahrungsperre ein wesentliches Mittel zum Sieg. Und uns wird das Recht auf den Vortheil bestritten, der aus der Thatsache erwächst, daß unserem Feind Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Kartoffeln rar werden? Deutschland kann sich, auch bei knappster Wirthschaft, höchstens bis zum

ersten Juni ernähren; in den zwei folgenden Monaten muß ihm die Nahrung mangeln. Dann wird es genöthigt sein, unseren Frieden anzunehmen, den Frieden, den die Verbündeten ihm, Europa zum Heil, aufzwingen werden. Wozu also die Fortsetzung undurchführbaren Kampfes? Die Deutschen sind besiegt. Selbst ein Wunder könnte sie nicht mehr retten. Ihre Krieger haben, zu Land und zu Wasser, immerhin eine so rühmliche Tapferkeit gezeigt, daß sie das Bekenntniß völliger Niederlage nicht schändet. Der können sie nicht entrinnen. Ich will, so unwahrscheinlich es ist, annehmen, daß sie vor dem ersten Juni in Kämpfen, die sie wieder eine halbe Million Menschen kosten, im Westen Dunkerque, Compiègne und Verdun, im Osten Warschau erobern. Brächte dieser theure Sieg ihnen die Million Tonnen Getreide, ohne die sie nicht leben können? Und wenn ihre kühnen Tauchboote an jedem zweiten Tag ein englisches Schiff zerstörten: wäre Englands Seemacht dadurch gelähmt, Deutschlands Schiffahrt erleichtert? Der Sturz des Deutschen Reiches ist ins Schicksalsbuch eingeschrieben. Je länger es widerstrebt, desto schlechter werden seine Finanzen und desto härter die Friedensbedingungen. Dieses Ende nicht vorauszusehen, wäre von all seinen Fehlern der schlimmste." (Professor Charles Richet im Petit Journal.) Da hört Ihr das Echo feigen Geflennes.

„Vom einundzwanzigsten Januar bis zum zwanzigsten Februar hat die russische Karpathenarmee 691 Offiziere und 47 640 Soldaten gefangen, 17 Kanonen und 118 Maschinengewehre erbeutet. Ministerpräsident Viviani hat zu dem pariser Vertreter der amerikanischen United Press gesagt, Deutschlands Heer sei geschlagen, Deutschlands Wirthschaft zerstört und unbeugsam der Wille seiner Feinde, den Krieg mitleidlos bis an das siegreiche Ende zu führen, das die Kinder der verbündeten Reiche vor neuem Einbruch bewahrt. Herr Leoncavallo schreibt uns, er habe dem Protest gegen die Beschießung der Kathedrale von Reims zugestimmt und seine Opern seien deshalb von hundertzwanzig deutschen Bühnen verbannt worden. Wir dürfen die deutsche Lügenpropaganda, die Wirksamkeit der gefälschten Schriften und Bilder nicht, weil unser Anstand und Verstand sich angeekelt von ihnen wendet, unterschätzen. Wir müssen den Fernen vors Auge führen, was die Barbaren aus unseren Städten, Dörfern, von Jahrhunderten in Ehrwürde geweihten Denkmalen gemacht haben. Beweiset ihre Wüstheit; gebet Zeugniß von ihrer Bestialität. Lasset

uns ihre Truggewebe mit der Schärfe unbestreitbarer Thatsachen und mit der Wucht der Verbrechergeständnisse zerreißen: ‚Ein Vertrag ist ein Stück Papier' und ‚Noth kennt kein Gebot'. Wir müssen uns selbst helfen, damit die Neutralen uns helfen, und der eisernden Lüge unermüdlichen Willen zur Wahrheit entgegenstemmen. Schon am vorletzten Februartag wurde in Konstantinopel beschlossen, die Regirung ins kleinasiatische Brussa zu verlegen. Panischer Schrecken hat viele Vornehme aus der vom Aufstand bedrohten Hauptstadt gescheucht, gegen die Rußland, von Odessa-Midia her, eine neue Armee vorwerfen will. Die Beschießung der Dardanellenforts hat das Pulvermagazin von Seddul-Bahr in die Luft gesprengt und viele Deutsche ums Leben gebracht. Die Armee des russischen Generals Brussilow hat bisher 1900 Offiziere und 187 000 Mann gefangen. In den serbischen Gefangenenlagern sind fast siebenzigtausend Oesterreicher und mehr als sechshundert Offiziere. Weil Benzin und Gummireifen für den Wehrdienst gebraucht werden, hat die deutsche Behörde alle Luxusautomobile aus dem Verkehr gewiesen. Durch diese Maßregel verliert Berlin allein ungefähr fünfzigtausend Wagen. Deutschlands wahre Feinde sind: der unermeßliche Emporkömmlingsdünkel, der ringsum nur Pygmäen sieht und selbst nur Kolossalwerke zu schaffen wähnt; die, trotz aller Wissenschaft, seit der Zeit des Tacitus bewahrte Roheit, die sich ihres organisatorischen Vermögens rühmt, aber am Liebsten Gewalt und Genuß organisirt, die Freiheit des Einzelnen und der Völker nirgends achtet, gefürchtet sein will, mag der Furcht sich auch Haß gesellen, und mit ihrer Herrschgier bald weder Furcht noch Haß wecken wird; der dritte Feind aber, der nächste, heißt: Verlogenheit. In solche Schmach endet die ‚objektive Wissenschaft', mit der Deutschland sich spreizt. Alle lügen, vom Kaiser bis hinunter ins WTB; frech, offiziell, nach ihrer besonderen Methode. Ob sichs um Recht oder um Wahrheit handelt: ‚Noth kennt kein Gebot'. Sie kennen kein edles Motiv, kein über Herrschaft und Behagen hinaus langendes Ideal, keine vornehme Auffassung der Menschennatur mehr: deshalb bersten ihre kolossalsten Werke und sinken in den Abgrund. Im achten Kriegsmonat dürfen wir aussprechen, daß die deutsche Offensive gebrochen, der Feind zu Verzweiflungmitteln (Blockadebluff, Seeräuberei, Erpresserversuchen am Leib der Neutralen) gezwungen, der anglo-franko-russische Kraftaufwand aber noch lange nicht auf

seine Höhe gelangt ist. England und seine Genossen haben im Krieg bisher 35 Schiffe (158000 Tonnen), die Feinde 62 (175000 Tonnen) von ihrer Marine verloren; die Verluste der Handelsflotte umfassen auf unserer Seite $2^1/_2$, auf der Gegenseite 7 Prozent des Besitzstandes. Aus Petrograd wurde uns am dritten März gemeldet, daß die Gesammtzahl der in den Kämpfen bei Prasznysz gefangenen Deutschen Zehntausend sei und daß die Russen in der Bukowina, dicht bei Czernowitz, Sadagora besetzt und sich damit die Pruthlinie gesichert haben. In West und Ost geht es Schritt vor Schritt dem Sieg entgegen. Den Türken wird die Gefahr ihrer Lage von Tag zu Tag deutlicher sichtbar. In Smyrna haben Wali und Kommandant sich offen für uns erklärt. In Konstantinopel kleben Plakate, auf denen die Jungtürkenführer des Landesverrathes geziehen werden. Talaat Bey und sein Anhang sagt laut, Deutschland habe die Türkei ins Unglück gestürzt. Dschemal Pascha hat den Zug nach Egypten aufgegeben und ist in die Hauptstadt geeilt. Jeder sucht Leben und Habe ins Dunkel zu retten, so lange es noch möglich ist." (Le Temps.)

„Deutschland hat einen ehrwürdigen Vertrag zertrampelt, sich laut zu dem Grundsatz bekannt, daß Recht und Anstand, wenn das Interesse eines Volkes es fordern, der Gewalt weichen müssen, und systematisch jedes Abkommen verletzt, das den Krieg zwischen civilisirten Völkern an Regeln binden und dessen Wirkung mildern sollte. Jetzt hat es (vielleicht nicht den Gipfel erstiegen: denn wir wissen ja nicht, was morgen sein wird, doch) einen Entschluß gefaßt, der ohne Vorgang in aller Geschichte ist; unter dem Wasser will es einen Raub- und Kaperkrieg führen. Sollen wir nun etwa handeln, als schütze uns der Brauch gesitteter Nationen? Das können wir nicht. Wo ist Deutschlands Schlachtflotte? Wo sind die gigantischen Panzer nnd Kreuzer, die so viele Millionen verschlungen, so ehrgeizige Hoffnung geweckt haben? Wenn mein Gedächtniß nicht trügt, hat man sie in sieben Monaten nur zweimal auf hoher See erblickt; und der Zweck beider Fahrten war Mord und Massenzerstörung von Privatbesitz in unbefestigten Küstenorten. Im Namen der Regirung und des Unterhauses rufe ich diesen Feinden zu: Unter solchen Umständen giebt es keine Art des Wirthschaftdruckes, deren Anwendung uns nicht erlaubt, nicht unser gutes Recht ist. Jeder Kriegstag kostet uns jetzt 1200000 Pfund Sterling. Mit der Rekrutirung sind wir durchaus zufrieden. Wenn von

Frieden geraunt wird, antworte ich: Davon kann noch nicht die Rede sein. Erst wenn wir dem hohen Ziel der Verbündeten nah sind, werden wir die Möglichkeit des Friedensschlusses erwägen." Premierminister Asquith im Unterhaus.) „Wir müssen den Deutschen zeigen, daß wir jede erlangbare Waffe brauchen wollen, um den abscheulichen Krieg, den sie führen, abzuwehren." (Mr. Bonar Law.) „Der Premierminister hat angekündet, daß wir gegen den deutschen Plünderer- und Piratenkrieg harten Zwang anwenden werden. Keine Stelle seiner Rede hat in der Kammer lautere Zustimmung gefunden als der Satz, der sagte, daß die Flotte der Verbündeten fortan jede Zufuhr von Lebensmitteln nach Deutschland hindern werde. Unsere Politik stützt sich auf Vernunft und Menschenverstand und wir führen sie im Einklang mit den Geboten redlicher Menschlichkeit durch. Das ist unsere Antwort auf den deutschen Absperrungversuch." (The Times.)

Laetare.

In vielen feindlichen und neutralen Blättern stand ein Artikel, den der Verfasser, Herr Andrew Juley, das Ergebniß einer „Interview mit Harden" nannte. Ich kenne den Mann nicht, der amerikanischer Journalist sein soll, habe seinen Namen nie gehört und seit dem Kriegsbeginn jede Interview gemieden. Was der Geschäftige mich sagen läßt, hat er aus den Heften der „Zukunft" erlesen; das Wichtigste ward mißverstanden oder mit Bewußtsein entstellt. Beispiele: „Die Franzosen haben mehr Häfen, als ihnen gebühren. Nie war ein gerechterer Krieg, nie einer, der, selbst dem Besiegten noch, so viel Glück spenden wird." Das Gelall eines Narren. Das unverschämte Fälscherstück wäre der Erwähnung nicht werther als zwei Dutzend, die ihm vorausshinkten, wenn es nicht den Akademiker Gabriel Hanotaux, der lange das Auswärtige Amt Frankreichs geleitet hat, zu einem Artikel gestimmt hätte, der, unter dem Titel „Mauvaise affaire", an der Spitze des „Figaro" erschien. Der Biograph Richelieus ist kein Knirps. Da er mich höflich anspricht, darf ich ihm die Antwort nicht weigern.

„Harden hat ein Wort gesprochen, das sich ins Gedächtniß der Völker eingraben muß: Deutschland habe den Krieg ‚als ein großes Geschäft' (comme une grande industrie) unternommen". Nein. Er hat (nicht gesagt, sondern) geschrieben, dieser Krieg sei der erste, der, mindestens auf der deutschen Seite, mit den orga-

nisatorischen Mitteln und der Betriebstechnik einer Großindustrie geführt werde. Tausend Rädchen schnurren; für das Kleinste ist wie für das Größte vorgesorgt; schnell wirksame Transmission gesichert; jede Ritze gegen Zufallseinbruch verstopft; auf den Kriegsschauplätzen und weit hinter der Front noch waltet Willenseinheit zum Zweck der Ersparniß, Erhaltung, Mehrung nützlicher Kraft. Was hülfe der kühnste Heldenmuth, wenns an Geschütz und Geschoß, an Nahrung und Winterkleidung, also an den unentbehrlichen Kalorien fehlte? Was, wenn nicht überall Eisenbahngeräth bereitet wäre, das nie erschaute Truppenballertalent eines Ludendorff? Mörser, Flatterminen, Spaten, Brückenbaustoff, Feldküchen, Telephone, Funker, Autos: Alles dem Wink erreichbar. Drei Armeecorps von West nach Ost: die Bahnzüge sind schon geheizt. Fünfzigtausend Gefangene unterzubringen: morgen; zu füttern: heute. Schneeschuhläufer für die Karpathen: ein Schwarm ist tüchtig gedrillt. Jeder Mann hat seine Erkennungmarke und sein Verbandzeug, hat am Löhnungtag, in Flandern oder in Ungarn, seinen Sold; und jedem Gaul wird Hafer vors Maul geschüttet. Alles Werkzeug ist, wo es der Techniker braucht, und alle Maschinen werden von gründlich durchgebildeten Meistern und flinken Gesellen bedient. Großindustrie, Herr Minister! Nicht jede (auch am Quai d'Orsay konnten Sies lernen) regt sich nur in der Absicht auf „Geschäft". Das ist uns der Krieg nicht; kann es nicht sein. Glaubt ein Mann von so hohen Graden ernstlich, die Hingabe Hunderttausender, der kräftigsten und, bei uns, auch geistig stärksten Jugend, sei durch Landgewinn, gar Geldgewinn zu vergüten? Deutschlands Frauen werden nicht, wie Frankreichs, fruchtlos versiechen, weil eine Viertelmillion stämmiger Zeuger hinsank, eine ganze vielleicht mit ihrem Herzblut Feindesland düngen muß. Den Verlust so junger Hirnkraft, Lendenkraft kann aber kein Sieg uns ersetzen. Stets, höhnen Sie, haben Germanen nur für die Beute gekämpft? Rösten Sie an solchem Aberglauben den Gallierstolz; und betrachten dann, nach Richelieu, auch einmal Hermann, Fritz, Kohlhase, Scharnhorst, Moltke und all die Mannschaft, die Bismarck heute noch, heute erst recht „zum Küssen" fände. Danach mögen Sie das tapfere Streben nach Siedlungland wieder schmählichen Frevel heißen. Indochina und Madagaskar, Algerien, Tunis, Senegambien, Marokko: Frankreich empfings wohl wie, nach der Heuernte, die keuschheste Jungfer ein Kind.

Daß ich der Britenflotte den Untergang geschworen habe, hat Ihr Amerikaner erdichtet. Belgien? Nahte Ihnen, dem Politiker, Historiker, Patrioten, je der Wahn, wir könnten den alten Reichsboden, in den nun so grausig breite Ströme deutschen Blutes geflossen sind, als Unbesiegte wieder räumen? Dann, freilich, haben Sie Deutschland nie gekannt. Das hat (Beschönigung schändet in ihrer Eisgruft noch die Toten) Belgiens Neutralitätrecht verletzt; hat aber, das Volk gewiß, aus inbrünstiger Ueberzeugung von Nothstand und Nothwehr gehandelt und das Unrecht mit seinem edelsten Saft ausgesühnt; und will nun, muß über langen Leichenkasernen nun der Menschheit, den Eltern und Kindern der dafür Gefallenen beweisen, daß es diesem verleiteten Land nicht Würger war, sondern Erwecker zu neuer Ordnung und Macht sein wird. Doch die Vorstellung deutschen Sieges dünkt Sie lächerlich. Sie wissen: unser Reich wird vernichtet und wir machen mit diesem Krieg das schlechteste aller denkbaren Geschäfte. Schwand auch Ihnen, der mit Goncourt gottlos war, in Mazarins Weihdunst der Muth, Wirklichkeit zu sehen? Wir stehen, achtzig Kilometer vor Ihrer Hauptstadt, in den reichsten Bezirken französischer Industrie. Millionen gewaffneter, heldischer Männer. Die wirft auch die ungemeine Strategenkunst Ihres Joffre nicht heraus. Und was wird aus Frankreich, wenn sie, selbst ohne neuen Vorstoß an die Seine, die Loire, noch ein Jahr lang dort bleiben? Wir haben neun Zehntel von Belgien, haben das nordpolnische Industriegebiet: und brauchten, wenn wir allein stünden, gar nicht weiter zu fechten. Könnten uns in die Vertheidigung des Erstrittenen einschränken (und kämen, wenn von draußen Alles heimberufen wäre, auf nur zwei Fronten, wider mürbe Feinde, wohl noch ein Stückchen vorwärts). Als Geschäftsertrag wärs nicht so schlecht; Ihrem, Herr Minister, nicht zu vergleichen. Welchen Wunders harren Sie? Heute Neutrale können morgen marschiren; über Nacht aber auch sich dem Waffenrock entwöhnen. Wenn, nur zum Beispiel, Oesterreich-Ungarn, das ja von Verlust entschädigt werden könnte, den Italern das Trento und vielleicht noch ein Zipfelchen an der strategischen Ostgrenze, zu der Ersten Hypothek auf Albanien, verheißen hätte: die Firma Barrère & Carrère käme in Konkurs und Sie dürften nicht einmal mehr auf Rumäniens Grund, ohne zuvor anzuklopfen, Hoffnungpaläste bauen. Wir bleiben am Ende in dem trauten Verein, der seit dem Augustmond ward. Leicht würde der Endkampf auch dann nicht. Ihnen

aber viel schwerer als uns. England? Müßte sich drein ergeben, daß wir der Nordwestküste nicht zu entwurzeln sind, und eines hellen Herbsttages merken, wie lästig ein zweiter Winterfeldzug wäre. Aus welcher Scholle, Herr Franzos, blüht die Primel Ihrer Zuversicht? Unsere Werkstätten und Kontore sind leer, Greise und Knaben an der Front, kaum noch eine Brotkrume im Reich? Solchen Quark dürfte ein Mann Ihres Ranges nicht peitschen. Schnell: schicken Sie Einen her, dem Sie trauen! Der mag dann berichten. In allen Städten und Dörfern wimmelts von junger Mannheit. Das Auge spürt nirgends, daß Millionen im Feld sind. Ringsum Nährmittelgebirge, durch die ein rabelaisischer Freßsack sich in Wochen nicht durchzuknabbern vermöchte. Der kostbarste Caviar. Die grünsten Spargeln. Abnehmer in Haufen. Und überall Brot.

... Laetare Jerusalem! „Freuet Euch der Heimath und seid, da Ihr sie liebet, fröhlich in ihr. Freuet Euch ihrer, Alle, die einst über sie trauern mußtet. Dann letzt sie Euch an ihres Trostes Brüsten.“ An keinem Brotsonntag klang die Kanzelmahnung in willigere Seelen. Vor den Ostern, dem Judenfest, lagern am See von Tiberias Fünftausend: und werden von fünf Gerstenbroten und zween Fischen satt und die Brosamen von ihrem Mahl füllen noch zwölf Körbe. Am nächsten Tag, in Kapernaum, baten die Gespeisten den Meister, vor seiner Jüngerschaar: „Gieb uns, Rabbi, deren Väter in der Wüste Manna aßen, fortan immer solches Brot!“ Murrten jedennoch, weil dieser Jesus, dessen Eltern ihr Auge oft sah, sich den Kömmling aus Gottes Himmel hieß und sie warnte, von vergänglicher Speise die Mehrung der Lebenskraft zu erhoffen. Murrten: weil noch nicht an den Rand ihres Seelengefäßes die Ahnung kroch, daß Dieser in seinem makellos starken Glauben ihnen würdigere, wohnlichere Heimath bot, als das frohe, das trübe Jerusalem war. Daß aus ihm der Geist wirke, der in Heiligkeit hebt und im Wirbel des Schicksals alles Fleischliche, unbarmherzig fromm, überwältigt. Ob er geknechtete Hoffnung für eines halben Saekulums Dauer an Konstantins Sophienkreuz klammert, ob irre Völker auf dem dünnen Seil ihres Hirngespinnstes über Abgründe hüpfen, strotzend muthige mit dem Stab derben Willens sich den Weg durchs Nesseldickicht lichten läßt: er ist, auch dem gottlos Andächtigen, Heimath, Nährquell, Vaterland, Enkelverheißung. Fünftausend hat er mit fünf Gerstenbroten gesättigt; und noch von den Brocken wurden zwölf Körbe voll.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. März 1915.

Unheiliges Volk.

Presse.

„Eurer Hochwohlgeboren redlicher Wille, der arg gefährdeten Sache des Vaterlandes zu dienen, ist unverkennbar. Weil wir aber nicht gewiß sind, daß der von Ihnen beschrittene Weg an das gesuchte Ziel führen werde, müssen wir Ihren Aufsatz zurückgeben.“ Solche Briefe müßten jetzt auf dem Schreibtisch jedes Zeitungleiters liegen; in Haufen; unterstempelt; für die Reise in den Reichspostkasten fertig. Der Massenversand solcher Briefe hätte Alldeutschland vor elf Zwölfteln des gestern und heute Gedruckten bewahrt. Ahnen die Herren der Presse noch immer nicht die Nothwendigkeit weich gepolsterter Schlagbäume? Wird ihnen nicht endlich bang vor der Verantwortlichkeit, deren Wucht sich auf Kopf und Busen häuft? Kein Censor kann, kein strammer Kriegsmann oder K.-Diplomat, sie davon entbürden. Noch in diesem Jahr wird ein Morgen sie vor die Frage zwingen: „Wie hast Du, in Deinem Bezirk Allgewaltiger, des ernsten, in Sturmzeit heiligen Amtes gewaltet?“ Dran vorzudenken, ist Pflicht. Schmählich wäre die Flucht an das Pontiusbecken. Ihr durftet nicht schreiben, was Erkennerdrang Euch empfahl? Ihr durftet nicht, dürfet nicht eine Zeile ans Licht lassen, deren Nützlichkeit Euch in Zweifeldunst blieb. „Das wollen unsere Leser nicht; wir können unser Publikum doch nicht vor den Kopf stoßen und der Konkurrenz zutreiben“: schon in stiller Zeit graut dem Gewissenhaften vor dem Grundsatz, der

aus so feiger Rede schielt. Wer sich heute von ihm leiten läßt, wird der Totsünde schuldig. Wie spräche das Urtheil über den Lehrer, der, um behaglich zu leben, den Unterricht dem Schülerwunsch angepaßt hätte? Lehrer wolltet Ihr, Führer der Nation sein: und verknechtet Euch schwankender Kundenlaune? Zur Gestaltung deutschen Schicksals möchtet Ihr mitwirken: und schleudert, Tag vor Tag, Blätterstöße ins Weite, von denen nicht die Fremden, nein, von denen Ihr selbst saget, sie seien nur noch für Kinder gemacht? So gehts nicht weiter. Darfs nicht weiter gehen; sonst wird der Schade untilgbar. Im achten Kriegsmonat muß wieder Vernunft sprechen. Unter dem Lenzmond muß der Politiker die Körner ausstreuen, deren Keim in Sonnenwärme Frucht werden kann. Dem Herrn Redakteur oder Schriftleiter ist die Freude am Schreiben, die längst nicht mehr strotzte, vergällt? Dann mag er schweigen. Den Inhalt seines Blattes um die Hälfte, um drei Viertel schmälern. Niemals darf er, weils bequem ist, biedere Stümper drin nisten lassen. Hunderte wähnen sich zu einer „Meinung" berufen. Richter, Magister, Stabsoffiziere, Pfarrer, Kapellmeister, Vers- und Schraubenfabrikanten, würdige Mütter und schlanke Fräulein. Manche wollen auf Europens Hochbrunst ihr Bettelsüppchen kochen; aus dem Vehmbann sich wieder in Gunst züngeln; ihrer verpönten „Richtung" den Markt erobern; die Kriegskonjunktur emsig nützen. Andere spornt die Sehnsucht, ihren Namen dem Holzpapier, das sie die Weltesche dünkt, einzudrücken. Die Meisten sind rechtschaffen überzeugt, daß sie Beträchtliches zu sagen haben. Ueber die Pflicht, die im Kriegsjahr dem Richter, Magister, Pfarrer, Musikanten, Lyrikverschleißer, Händler, der Hausfrau oder Maid zuwächst? Nein: über den Krieg und den Frieden, der ihm folgen soll. Woher käme darüber ihnen Meinung? Die blüht vom Baum der Erkenntniß. Was aber weiß diese wacker eifernde Patriotenschaar von unserem Krieg, von seiner Entstehung, seinem Stand, seinen Möglichkeiten? Nur, was sie lasen. Nicht, daß es geschrieben und gedruckt ward, um sie hinter das Gitter eines Meinens zu drängen, das nicht des Schreibers ist, ihm aber der Menge heilsam scheint. Freundliche Offenheit brächte Irrende und Verleitete rasch in die Klarheit, die vor Lebensgefahr zu schützen vermag. Nur der Geck verklettert sich in den Glauben, zwischen zwei Urtheilen, Emissionen, Predigten, Schießübungen, Orchesterpro=

ben, Haßausschlachtungen, Kontor- oder Hausgeschäften habe er gelernt, woran der nur diesem Gebiet, der Politik, Verlobte Jahrzehnte sich mit allen Ergründerkräften gemüht hat. Jeder Fachmensch hebt die Achseln, wenn ihm von draußen Einer sagt, wie er Keilschrift deuten oder Schweinefleisch pökeln, Hühner jagen oder Glühbirnen machen, das Feld pflügen oder der Farbenmischung Cimabues nachforschen müsse. Dem Politiker redet alle Gevatterschaft drein; als wäre seine Wissenschaft so leicht erlangbar wie die Barbirerkunst dem Besitzer einer blanken Gillette. Der ist aus altem Adelshaus, trägt einen hohen Titel, einen bekannten Namen. Die hat ein paar bunte Romane gezimmert. „Das will unser Publikum." Flink also in die Druckerei. Wir sind überfallen worden; schreiten aber, ohne die kleinste Schlappe, von Sieg zu Sieg. Wider uns steht nur Gesindel. Rußland pfeift schon auf dem letzten Loch. Die Franzosen, von Natur gute Kerlchen, werden von England geprellt, das Calais, Boulogne, Brest behalten und die Republik in den Rang eines Vasallenstaates ducken will. Jeder Brite ist ein abgefeimter Schuft. Die ganze Sippe nur Menschenkehricht. Harmlose Leute, die während des Krieges in Feindesland Helfer gegen die Heimath zu werben trachten, verfolgt diese elende Nation; gönnt ihnen, wenn sie Beamte des Königs waren, nicht einmal im friedlichen Ausland das Bischen Redefreiheit. (Nach deutschem Recht kämen so Harmlose bis an ihres Lebens Ende ins Zuchthaus.) Wer hat je zuvor an die Schmach einer Kriegsführung gedacht, die dem Feind nicht Nährmittel und Rohstoffe ins Land läßt? (Wer je denn gezweifelt, daß jede Macht versuchen werde, dem Feind alle Grenzen zu sperren?) Schon aber haben unsere Unterseeboote einen unzerbrechlichen Eisenring um das Inselreich geschmiedet. Das rühmt sich zwar der Seeherrschaft; doch seine Marinemannschaft wagt sich nicht aufs Wasser. Um die Asquith und Grey, die den Krieg, gegen den Volkswillen, erzwungen haben, wird es einsam. Das Land verflucht sie. Der Handel ist lahm. Die Finanzkraft unserer nicht zu vergleichen. Der Zusammenbruch nah. Und so weiter. Wenn ein in Friedenszeit als pfiffig Gepriesener (auch für die Intelligenz ist dieser Krieg eine Goldprobe) solches Zeug durch die Gassen schleppt, biegt ihm der Verständige aus. Die tägliche Ausstellung, Aushökerung so frevlen Unsinns bedroht uns mit Empfindensvergiftung. Will die Presse Besseres wirken

als (nach Nietzsches Wort) „den permanenten blinden Lärm, der die Ohren und Sinne nach einer falschen Richtung ablenkt“, dann muß sie in Pflichtbewußtsein umkehren und gläubiger Thorheit die Thür verriegeln. Der Einbruch in die Dardanellen ist die läppischste Posse und muß in Schande der Westmächte enden? Das wollen wir hoffen. Leise. Laute Ankündung wurde allzu oft von dem Ereigniß widerlegt. Aller Heilswunder sind wir gewärtig. Ihr Leuchten ertrüge das Volk, wie der Einzelne den Gewinn aus dem Zufall des Großen Loses, ohne Vorbereitung auf so hohes Glück. Lasset die Deutschen in Besinnung heimfinden. Gaukelt ihnen nicht morgens, mittags, abends durchsonntes Himmelblau und Triumphmärsche vor. Und schirmet sie vor der Schreibwuth unkundiger Patrioten, die weder die Länder noch die Geschichte, weder das Wollen noch die Ausdrucksformen der uns feindlichen Völker kennen und deren Sprecher nur im Zerrspiegel sahen. Deutschland steht vor schwerer Arbeit; vor schwererer noch, als es in sieben bangen Monaten geleistet hat. Auf seine That darf es stolz, seines Dauerns in Schicksalswirbeln gewiß sein. Wer es in Selbstvergottung und Unterschätzung der Feindeskraft hetzt, schwächt ihm den Arm und das Hirn. Mindert auch Deutschlands Kämpfern den Ruhm. Die ekelt das Alltagsgelärm. Gehts nach ihrem Wunsch, dann wird die Schwierigkeit des Geländes, jedes ostwärts und westwärts stampfenden Schrittes, wird die Stärke der Gegner heller belichtet als Erfolg, der noch nicht Entscheidung ist. „Die zu Haus Bleibenden, mahnte Bismarck, sollen warten, bis Entscheidendes geschah. Lasset Euch nicht von Fettlettern blenden, nicht von Rückschlägen in Zagheit scheuchen! Wir dürfen ruhig sein. Wie der zum letzten Opfer Bereite, der die Ehrenfahne der Volkheit nicht um eines Blickes Dauer überleben will. Mißtrauet dem Schwatz! Die Staaten, die uns befehden, herbergen mindestens siebenhundert Millionen Menschen. In solchem Drang ist nicht nur Militärisches zu besinnen. Ungestört walte in seinem Bereich der Feldherr. Doch das Ziel weise, in Ost und West, zu Land und See, der Staatsmann. Das Heer ist des Reiches Wall. Nun schlug des Politikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem Erdtheil sänke unsere Heimath in Nacht.“ Das ist im August hier gesagt worden. Ueber das Kriegsziel zu reden, ward Euch verboten? Nicht, zu betonen, daß nur der von Beifallsgier freie Politiker hingelangen kann.

Witte.

Ueber Sergej Juliewitsch Witte habe ich hier so oft gesprochen, daß mir an seiner Bahre nicht viel zu sagen bleibt. In grauer Herbstdämmerstunde zeigte er mir einst die Bilder seiner Vorgänger. In dem mit Orangefarbe angestrichenen Riesensteinkasten, der an einem dünnen Wasserärmchen die Verwaltung der Finanzen, des Handels und der Industrie einschließt, hingen in einem Vorsaal elf Männerportaits. „Rußlands Finanzminister; elf in fast hundert Jahren: eigentlich ists nicht viel.“ Er nannte die Namen (nur einzelne, Reutern, Abasa, Bunge, kannte ich) und stand ein Weilchen stumm vor dem gelben, faltigen Spekulantenkopf Iwans Wyshnegradskij, des Letzten in der Reihe der „Hohen Excellenzen“. Dann wies sein Finger auf den weißen Fleck an der Wand. „Ein Platz ist noch frei. In ein paar Monaten, vielleicht auch erst in ein paar Jahren (wer weiß Das?) werde ich da als Zwölfter hängen“. Im Herbst 1903 konnte das Bild bestellt werden. Witte war leicht zu malen; der kalt lauernde Blick, die russisch gestülpte Nase, die langen, schmalen Hände, die beredter waren als Auge und Zunge des in strenger Selbstzucht gekühlten Mannes. Zehn Jahre und ein halbes hat der Zwölfte sich gehalten. Dann wurde er zum Präsidenten des Ministerkomitees ernannt. Zum Ministerpräsidenten, lasen wir gestern in einzelnen Zeitungen und vernahmen, solche Beförderung sei ein Beweis höchster Gunst gewesen. Das war ein Europäerirrthum; der, wieder einmal, die Unkenntniß russischen Zustandes erwies. Einen Ministerpräsidenten gab es im Rußland des jungen Nikolai Alexandrowitsch nicht; kann es in einem selbstherrisch regirten Staat niemals geben. Titel und Vollmacht eines Ministers waren im Zarenreich bis 1802 überhaupt unbekannt. Peter „der Große“ hatte für seine nach westlichem Muster gebaute Staatsmaschine nur ein Gestäng zur Transmission des kaiserlichen Willens gebraucht; der Senat und ein paar Kollegien mußten die motorische Kraft des Alleinherrschers auf die Räder und Rädchen der Reichsverwaltung übertragen. Erst Alexander Pawlowitsch, Laharpes leicht bestimmbarer Schüler, den die Krüdener zu mystischem, die Narishkin zu erotischem Spiel locken konnte, entschloß sich, unter der Einwirkung Speranskijs und Kotschubeijs, diese Maschine zu modernisiren. Napoleon, den Alexanders irrlichtelirender Sinn wie einen Gott an-

staunte, hatte einen Staatsrath und Minister: ein so großes Vorbild mußte Nacheiferung wecken. Der Reichsrath (Gossudarstwenij Sowet) wurde geschaffen; er sollte den Senat ersetzen, der mählich zum Reichsgericht wurde, das Budget prüfen, das Rechnungwesen überwachen, die neuen Gesetze redigiren, ungefähr also die Arbeit leisten, die in unserer Kulturzone den Parlamenten zufällt. Das ging nicht. Erstens war im Reichsrath das Volksgewimmel nicht vertreten und neben Hofschranzen und müden Greisen saßen Streber, die gern wieder ins Amt wollten und sich deshalb mit allen erdenklichen Künsten bei den Machthabern einzuschmeicheln suchten. Und zweitens hatte dieser Reichsrath nur eine berathende Stimme und nicht einmal, wie unser armes Parlament, das Recht, Vorlagen der Regirung abzulehnen; nicht Beschlüsse seiner Mehrheit, sondern alle im Lauf der Berathung ausgedrückten Meinungen wurden dem Zaren vorgetragen. Nicht viel stärker war die Stellung der Minister, denen ein Ukas vom Jahr 1802 die Arbeit der Kollegialbehörden Peters übertrug. Damals schrieb Graf Worontsow warnend an Kotschubeij, die neue Institution könne sich nicht bewähren: denn jeder Minister werde ein unbeaufsichtigter, unbeschränkter Autokrat sein. Ganz so schlimm ists nicht geworden. Auch die Minister sollten nur willenlose Werkzeuge in Väterchens eiserner Hand sein; der Uebereifer bureaukratischer Vormundschaft ließ aber den Vortheil straffer Kraftballung kaum noch zu nützlicher Geltung kommen. Den Neuerern erstand früh ein mächtiger Gegner. Karamsin, der 1803 zum Hofhistoriographen ernannt worden war, warnte in einer Denkschrift, die als Panslawistenbibel fortlebt: jede Einschränkung der Selbstherrlichkeit und alle Verfassungfiktionen müßten einem Volk schaden, das nicht lesen noch schreiben kann; künstlich Bedürfnisse zu wecken, die ungestört noch Jahrhunderte lang schlummern könnten, sei unklug und dräue dem Reich Gefahr; die Staatsraison heische schleunige Rückkehr in die glatt gepflasterte Bahn nationaler Ueberlieferung. Bonaparte hatte sich als ungetreuen Freund erwiesen und Alexanders Stimmung war dem Slawenevangelium günstig. Speranskij wurde nach Perm verbannt, die dünne Europäertünche abgekratzt, die Fensteraussicht gen Westen vermauert. Solche Wandlungen haben sich nach dem Tode Nikolais des Ersten und Alexanders des Zweiten wiederholt. Der Reichsrath und die Minister sind aber

geblieben. Unschädlicher Modeputz. Rußland hatte Minister; ein Ministerium konnte es einstweilen nicht haben. Das komitet ministrow, dessen Name den Europäerirrthum zeugte, war nur ein „engerer Staatsrath“. In diesem Komitee saßen neben den Ministern (Staatssekretären) die Sektionchefs der Kaiserlichen Kanzlei, die Häupter des Reichsrathes, der Prokurator des Heiligen Synod, Würdenträger aller Art, sogar der Direktor des Reichshauptgestütes. Mit solcher schwerfälligen, uneinheitlichen und unverantwortlichen Gesellschaft war nichts zu machen. Alexander der Zweite stellte Walujew, den begabten Gegner der Slawophilen, Alexander der Dritte den gescheiten Reutern, der Finanzminister gewesen war, an die Spitze; vergebens: das Ministerkomitee blieb ein Reichsornament ohne Bedeutung und die Präsidentschaft eine Pfründe für einen Günstling oder verbrauchten Minister, dem der Zar, als Lohn für treue Dienste, fette, mühlose Einkunft gewähren wollte. Auch Wyshnegradskijs Vorgänger Bunge war Präsident des Ministerkomitees; und ihn löste Durnowo ab, der sich als Minister des Innern unmöglich gemacht hatte. Dieser Thatsachen mußte man sich erinnern, als die Kunde kam, Sergej Julitsch Witte sei zum Mitglied des Reichsrathes ernannt und zur Leitung des Ministerkomitees berufen worden. Rußlands zwölfter Finanzminister, hieß es, der kühnste der Reihe, ist politisch tot, nur ein betitelter Schatten noch; und sein Bild kann für die Leichenhalle der Hohen Excellenzen gemalt werden.

Mit all seinen Schwächen und Wesenssprüngen schien Witte noch vor zehn Jahren ein schöpferischer Geist; und der auf Spiritistenweisheit schwörende Monomachos, der ihn, mit der Rücksichtlosigkeit des reichen Erben, aus fruchtbarer Arbeit riß, ähnelt in manchem Zug dem liebenswürdig schwächlichen Alexander, der seinen Speranskij bald aus der Verbannung zurückholte. Viele flüsterten, auch Witte werde eines Tages wiederkehren; dem neuen Rang aber konnte er die Macht nicht verdanken. Für einen Richelieu oder Bismarck, einen Peel oder Cavour war in Rußland damals kein Raum. Das hat schon Leroy-Beaulieu gesagt und an das Wort eines russischen Journalisten erinnert: „Unser Premierminister könnte nur ein Großwesir sein.“ Ungefähr so haben ja auch Gortschakow und Loris Melikow ihr Amt aufgefaßt. Mit noch geringerem Recht als in Preußen (wo der Ministerpräsident den

Ressortchefs nicht dreinreden darf) durfte man im verfassunglosen Rußland von einem „homogenen Ministerium“ sprechen. Jeder Minister arbeitete für sich, suchte beim Immediatvortrag seine Sonderwünsche durchzusetzen und erfuhr von den Plänen der Kollegen gewöhnlich erst, wenn sie gelungen oder gescheitert waren. Fast immer arbeiteten die Ressorts, meist auch noch die politischen Persönlichkeiten gegen einander. Allzu oft gabs offenen Krieg, wie 1881 unter Alexander dem Dritten, als das milde Triumvirat Loris Melikow-Miljutin-Abasa von Pobedonoszew und Ignatiew, denen der Großfürst Wladimir und Katkow halfen, überrannt wurde. In stillerer Zeit beschied man sich in Minenkrieg. Der Zar hörte heute den einen, morgen den anderen Minister und mußte, wie Bonaparte, drei Atlanten im Kopf haben, um stets voraussehen zu können, welche Wirkung die Ausführung des Planes, dem er zugestimmt hatte, auf die verschiedenen Zweige der Landesverwaltung üben werde. Ein Wille sollte herrschen, einer allein; doch die Einheit dieses Willens, der sich täglich von einander feindlichen Wünschen umbuhlt und umschmeichelt sah, ward gelähmt, die Räder der Staatsmaschine liefen sich heiß und die ewige Reibung, aus der warmes Leben entstehen sollte, gebar schließlich nur ein kraftlos schwüles Chaos. Das ist die unvermeidliche Folge jedes Absolutismus; und Nikolai Alexandrowitsch hatte feierlich gelobt, die Autokratie nnangetastet zu bewahren. Ein russischer Minister mußte vor jeder Laune des Herrn, vor jedem Einfall des flinkeren Kollegen zittern und durfte nicht einmal seine Entlassung erbitten; denn die Erben des Großkhanates der Goldenen Horde meinten noch an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, wie weiland der Bey von Tunis, ein Sklave sei nicht befugt, von dem Posten zu weichen, auf den des Herrn Gnade ihn rief. Und gegen diese Zustände sollte das zur Ohnmacht erschaffene Ministerkomitee mit seinem Rathgeberstimmchen aufkommen? Unmöglich; der Genius des stärksten Staatsmannes mußte da nutzlos verglimmen.

Darüber täuschte Witte sich nicht. Er hatte zu lange unter diesen Verhältnissen gelitten; auch in den Tagen, da der Neid ihn allmächtig hieß. Der Mann, der Physik und Mathematik studirt, über Eisenbahntarife und über Friedrich List Brochuren veröffentlicht hatte und mit neununddreißig Jahren schon Ministerialdirektor geworden war, wurde immer innig gehaßt. Ein Deutscher, der sich

als Slawen vermummt (der Minister, der aus Tiflis stammte, sagte mir, er könne mit einiger Mühe zwar unsere Zeitungen entziffern, aber keinen deutschen Satz sprechen, und seine Vokale zeugten für die Wahrheit dieser Angabe). Ein Abenteurer, ein Roturier, den schon seine Heirath (die Brauen frommer Schelter hoben sich) unmöglich machen sollte und der ganz in den Händen des jüdischen Bankdirektors Rothstein ist. Ein Grobian, der Männern vom Range Wanowskijs, Jermolows, Abasas über den Mund fährt und mit dem Bunge nichts zu thun haben will. So redete man in Petersburg schon 1893 in verriegelten Stuben über ihn. Und er waffnete noch gefährlichere Feinde wider sich. Sein Ukas gegen die Baissespekulation in Rubelnoten traf die russischen Bankiers empfindlich und ärgerte auch im Westen manchen gewaltigen Arbitrageur. Seine Reorganisation der Reichsbank hinderte allerlei Wuchergeschäfte, zu denen Geldzwischenhändler den Staatskredit benutzt hatten. Wenn im Ministerkomitee ein Vorschlag umständlich beschwatzt wurde, sagte er ruhig: „Wozu? Ich weiß ja, wie der Kaiser darüber denkt." Er wußte es wirklich. Die zähe Willenskraft und der nüchtern wägende Blick des Ministers gefielen Alexander dem Stillen; und er hielt, trotz allem Gewühl und Gezettel, dem treuen Diener die Treue. Später zog Witte sich noch den Haß der Armeehäupter zu, die in ihm den Anstifter zum Werk des haager Friedenskongresses sahen. Nicht ohne Grund. Sergej Julitsch hatte als Beamter der Südwestbahn unter Johann Bloch gedient, der ihn schon damals für den Gedanken des Weltschiedsgerichtes erwärmt haben mag. Jedenfalls hat Witte dem jungen Herrn Nikolai das Buch Blochs über die Kriege der Zukunft gebracht und als Finanzminister in jeder Budgetdenkschrift betont, daß dem hungernden Volk nicht zu helfen sei, so lange die Kostenlast für das Heer ins Unerträgliche wachse. Das war ein neuer Ton. Bisher hatte der Glaube geherrscht, der Anspruch der Armee müsse allen anderen vorgehen und fürs „Militär" habe pflichtgemäß selbst der Unterthan zu schwärmen, der, wie in Custines Tagen Großfürst Konstantin, den Krieg verabscheut, „weil er die Mannszucht und die Waffenröcke ruinirt". An Feinden fehlte es dem Finanzminster also nie; aber er wurde mit ihnen eben so geschwind fertig wie einst mit den Tshinowniks, die ihm auf einer entlegenen Bahnstation die Dienstwohnung des Vorstehers gewei-

gert und den lästigen Chef gezwungen hatten, acht Wochen lang in einem Wagon zu hausen. Und allmählich sprachen seine Thaten so laut für ihn, daß sie alles Geraun übertönten. Daß seine Eisenbahntarifpolitik ein Meisterwerk asiatischer Schlauheit ist, hat unser Wirthschaftkörper seit 1894 oft genug erfahren. Daß er den Export von Papierrubeln verbot, ist ihm von fernen Spekulanten verdacht, von seinen Landsleuten aber als nützliche Leistung angerechnet worden. Er hat die Schwankungen des Rubelkurses beseitigt, die Valuta gebessert, für die dem Notenumlauf genügende Golddecke gesorgt, die Reichsbank gereinigt, im Haushalt des Reiches, mindestens für eilige Budgetbeurtheiler, das Gleichgewicht hergestellt, wichtige Konversionen mit Erfolg durchgeführt und die Transsibirische Bahn gebaut. Für zehn Jahre wars nicht wenig; ohne die Kraft raubenden Alltagsreibungen wäre das Werk noch beträchtlicher geworden. Immerhin: einen Mann, den solche Fleißleistung lobt, mußte auch der Feind vorsichtig behandeln. Was Sergej Julitsch will, geschieht, hieß es in Petersburg und Moskau. Er schien unverwundbar; gegen Dolchstich gehürnt. Und wars doch nicht mehr, seit Nikolai Alexandrowitsch die weite Mütze des Monomachos auf seinem trüben Schwärmerköpfchen trug.

In den Zeitungen wird ihm noch in die Gruft nachgesagt, er sei eigentlich ein Deutscher gewesen und habe den Russen nur gespielt. Kein Menschenkundiger könnte so urtheilen. In seinem Handeln war Witte ein echter Russe. Einer, der die schwere Kunst des Wartens nie zu lernen vermochte. Rußland, sagt Custine, ist das Reich der Kataloge: alle Titel sind angegeben, nur fehlen die Bücher; unter den in großen Lettern prangenden Ueberschriften sucht der Leser vergebens die verheißenen Kapitel. Im Grundbesitzverzeichniß stehen Wälder, wo der Wanderer nicht das zu einer Pfeife nöthige Holz finden würde, in der Rangliste Regimenter, deren Cadres der Wind umblasen könnte, auf der Landkarte Städte, für die kaum erst die Parzellen abgesteckt sind. Das gilt heute noch beinahe so wie 1839. Was nicht rasch wachsen will, wird von der Ungeduld ins Leben dekretirt. So hatte es Peter gemacht; und so sollte es bleiben. Vor hundertundsechzig Jahren erschien in Petersburg ein Buch, das, unter dem Titel Origines gentis et nominis Russorum, behauptete, die Moskowiter seien nicht slawischen Stammes. Unerhört; und obendrein wurde dieser

Ketzerwahn eines deutschen Dr. Müller noch durch die Zustimmung eines urrussischen Akademikers gestützt. Das durfte nicht geduldet werden. Der Akademiker bekam, auf Befehl der Kaiserin Elisabeth, hundert Peitschenhiebe als Lohn für seine Ethnologie; und der wackere Müller, den man, als einen Ausländer, mit so treffenden, schlagenden Gründen nicht überzeugen konnte, wurde eingesperrt, bis er sich in das Zugeständniß flüchtete, die Russen seien Enkel der edlen Roxolanen, die dem König Mithridates das Leben versauert hatten. Seitdem war die Gewißheit felsfest: Die Russen sind Roxolanen. Als dann wieder, abermals von einem deutschen Gelehrten, die These von der finisch-tatarischen Abstammung der Russen verfochten wurde, dekretirte Katharina einfach: „Dieser Glaube irrt. Den besten Beweis dafür, daß wir mit den Finen nichts gemein haben, liefert der Abscheu, den uns schon der Gedanke an solche Gemeinschaft einflößt.“ Damit war der Fall erledigt; und nur ein so arger Schalk wie Mirabeau ließ sich von Katharinens Erlaß in das Spottwort verleiten: „Der allergnädigste Deuterwille ihrer Kaiserin hat die Russen zu Europäern ernannt.“ Die männisch geniale Askanierin hatte sich schnell dem russischen Geistesklima angepaßt. Die Staatsahnentafel genügte ihr nicht; die Fremden, besonders ihre Freunde von der Encyklopädie, sollten erfahren, welche Höhe die Volksbildung in Rußland erklommen habe. Geschwind wurden überall Schulen gegründet. Natürlich blieben sie leer. Katharina aber wies alle Klagen ab und schrieb lachend den Bescheid: „Nicht für uns, sondern für die Oeffentliche Meinung Europas, die uns den Rang giebt, habe ich die Schulen geschaffen; daß Niemand hineingeht, ist ein unschätzbares Glück: wenn unsere Bauern anfingen, Etwas zu lernen, würden sie mich bald von meinem Platz jagen.“ Patiomkins Liebste brauchte keinen Hofdekorateur. Der ganze Peter, wie er, auf Falconets prachtvoll keckem Denkmal, im Galop den Felsen stürmt, stolz auf die Newa und die Festung deutet und gar nicht zu ahnen scheint, daß ein Fluß und eine Burg noch keine Hauptstadt machen. Aber auch der ganze Witte. Rußlands zwölfter Finanzminister hat die alte, bewährte Moskowitermethode zu neuer Ehre gebracht. Sie gab seinem Namen den hellsten Glanz. Sie hat ihn, da er die Lampe unter spröde Knospen hielt, von steiler Höhe gestürzt.

Sprach Mitleid einst auch in seiner Asiatenseele das erste

Wort? Er sah das Elend des Volkes: hungernde Bauern, verarmende Grundbesitzer; ein Häuflein steinreicher Großkaufleute, die ihr Geld unverzinst in der Truhe bewahren. Und keine Hilfe, rings-um keine Möglichkeit, dieses breitstirnige Millionenheer, „das so geduldig ist und so voll Kraft", zu sättigen, ihm auskömmlichen Erwerb zu sichern. Keine Möglichkeit? Von Westen her drang ein Zauberwort ins aufhorchende Ohr: Industrie! Wie war Groß-britanien, Amerika, Deutschland reich geworden? Sergej Julitsch verfügte: Wir müssen in kürzester Frist eine echt russische Groß-industrie haben. So hatte Peter die Mongolensitten der Bartrussen mit Europäerlack gefirnißt und seine Moskowiter mit einer funkel-nagelneuen Sumpfhauptstadt an der Newa beglückt; so hatte Elisa-beth eine Stammeslegende, Katharina eine Volksbildung dekre-tirt. Die Sache würde schon gehen. Und an Eifer ließ der Finanz-minister es nicht fehlen. Er stärkte den Staatskredit, setzte die Tarife für Personen und Fracht herab, baute neue Verkehrswege, radirte das alle Gläubiger schreckende Defizit aus dem Budget, milderte den Paßzwang, griff sogar nach dem Branntweinmonopol. Geld, Unternehmer, Arbeiter, Absatzgelegenheit: Das bringt uns, Alles, die Zeit; wenn sie erfüllet ist, wie die Heilige Schrift spricht. Die Rechnung schien richtig. Der russische Industriekrach bedeutete nicht viel; solche Kinderkrankheit hat fast jedes Großgewerbe durch-gemacht. „Im Boden des Zarenreiches schlummern Märchen-schätze. Ganz Asien steht uns offen, wenn die Transsibirische Bahn fertig ist. Nur ausreichenden Zollschutz für die ersten Jahrzehnte: und das Riesenwerk muß gelingen. Und dann befruchtet ein Gold-strom das Land"... Ein schöner, reiflich bedachter Plan, den man nicht von oben herab eine Utopie nennen durfte. Nur Eins hatte der kluge Rechner vergessen: die besonderen Lebensbedingungen der Autokratie. Katharina von Anhalt-Zerbst kannte die Russen besser als der tifliser Parvenu; sie wußte, daß ihr Thron wanken würde, wenn die Bauern aus frommer Thierheit erwachten. Der Finanzminister Nikolais begriff, der Schlaukopf, nicht, daß In-dustrie nur auf einer bestimmten Kulturstufe möglich ist, daß sie selbst sich eine Kulturzone schafft und daß im Klima dieser Zone ein Selbstherrscher aller Reussen nicht athmen kann. Er wähnte am Ende wohl gar, in dem industrialisirten Reich werde das Zar-thum fester wurzeln als in dem morschen Agrarstaat, der an Geld-

mangel und rückständiger Wirthschaft dahinsiechte. Diesen Wahn büßte er dann in Bitterniß. Daß die Staatsschuld sich häufte, die Staatsbahnen Jahrzehnte lang keine Rente abwerfen konnten, in Nord und Süd neue Unternehmungen himmelan stanken, ward ihm verziehen. Ungehört verhallte die Klage der Grundherren über Mißernten, Kreditnoth, Landpauperismus, ungehört auch die Beschwerde der Altmoskowiter, der Finanzminister habe nur noch für die Reichsperipherie, fürs fernste Asien Rath und Geld. Nach allen Fehlschlägen der letzten Jahre war Witte noch so stark, daß er die militärische Eroberung der Mandschurei hindern und die Wahl des stilleren Merkantilistenweges durchsetzen konnte. Das war sein letzter Sieg. Als die mandschurische Diktatur verkündet wurde, blieb ihm nichts zu hoffen. Die Arbeiterbewegung hatte begonnen. In Moskau und Odessa, in Jelisawetgrat und Baku, in Kiew, dem russischen Rom: überall entstanden Organisationen, Gewerkvereine. Zum ersten Mal hörte der Mushik das Fremdwort „Strike“, vernahm er, daß auch die Schwachen, wenn sie sich zusammenschaaren, mächtig werden. Die Anfänge der Industrialisirung hatten die Aermsten in die Städte gelockt: Rekruten für die Proletarierbataillone, deren Wuth nun die sozialistischen Werber mit listiger oder lyrisch überschwingender Rede schürten. Das war Wittes Werk. Seitdem war der einst allmächtig Gescholtene nicht mehr unangreifbar; nun brauchte kein Plehwe ihn in Gatschina anzuschwärzen. Sergej Juliewitsch mußte fallen. Nicht in den Abgrund. Viel geringere Sünde wider den Heiligen Geist der Theokratie wurde oft schon ein Leben lang im sibirischen Totenhaus gesühnt. Witte hatte dem Erzfeinde des Absolutismus die Grenzen geöffnet: der durch Dampf oder elektrische Kraft bewegten Maschine. Was sind dagegen alle Gräuel der Nihilisten? Unter das Bild des zwölften Finanzministers konnte die Feindschaft schreiben: „Der Organisator der russischen Revolution“.

Hat er sie gewollt? Sie hat ihm in die Macht zurückgeholfen. Noch im Kriegswinter 1904 hatte Nikolai, dem zugemuthet wurde, den Unbequemen, ungnädig Entlassenen wieder zum Minister zu machen, gestöhnt: „Auch dieses Joch werde ich, so schwer mirs wird, noch einmal auf mich nehmen, wenn Rußland es verlangt.“ Doch Rußland schwieg; und die „Gesellschaft“ sprach unzärtlich über Witte. Der raunte in jedes Ohr: „Ich war gegen den Krieg.

Plehwe hat den Herrn in dieses Abenteuer geschwatzt und nicht geruht, bis ich, der Warner, über Bord gestoßen war." Witte bereitet in Norderney den zweiten Handelsvertrag mit dem Deutschen Reich vor. Schließt im amerikanischen Portsmouth den Frieden mit Japan (das keinen Rubel erhält). Räth dem Zaren, eine Verfassung zu gewähren. Gilt als der Erwirker des Oktobermanifestes und wird die Hoffnung aller nach Freiheit Dürstenden. Nun erst ist, nach den Großstadtputschen, unter dem Gossudar für einen Ministerpräsidenten Raum. In neuer Würde will Sergej Julitsch, dem der Friedensschluß die Grafenkrone eingebracht hat, vor die Duma treten. Nach sechs Monaten wird er zum zweiten Mal bestattet. Im Reichsrath sprach er noch oft. Fügte seitdem auch seine (nicht sehr beträchtlichen) Vorträge über Fragen der Volkswirthschaft und Staatswissenschaft in ein Buch. Redete und schrieb, als sei er sein Leben lang der liberalste Mann, den Protestanten, Römern, Juden freundlich, gegen jeden Versuch zur Russifizirung polnischen oder finischen Landes gewesen; als habe er nie, neben Giers und Pobedonoszew, unter Alexander Alexandrowitsch gedient. Auf allen Feuern hat er gekocht, auf allen Gipfelchen Wächter gehalten. Pobedonoszew mißtraute ihm immer; und ging trauernd aus dem Amt, als die Selbstherrschaft zerstückt, die Volksvertretung beschlossen war. Schwächere bleiben dem Mann unterthan, der vor seinem ersten Kaiser gebebt, vor dem zweiten die Stimme ins Schulmeisterliche gehoben hatte. Trotz Goldwährung und Bahnverstaatlichung, Branntweinmonopol und Zonentarif (die Sozialpolitik, mit Fabrikinspektion und Arbeitzeitkürzung, war das Werk Kowalewskijs) wäre Witte nicht schon als Finanzminister so laut gerühmt worden, wenn er die Menschen nicht, ansehnliche und kleine, stets so klug behandelt und in den Dienst seines Zweckwollens überredet hätte. Den Chinesen Li-Hung-Tschang und den Japaner Matsukata, den Kanzler Bülow und den Finanzmechaniker Fischel: Jeden wußte er zu nehmen. Den Popen und Polizeispion Gapon, der am zweiundzwanzigsten Januar 1905 petersburger Arbeiter vor den Winterpalast führt, hat er am Fädchen. Auf den Hofhypnotiseur Gregorij Rasputin, den, vor des Kaisers Ohr, Kokowzew „eine Gefahr für die Dynastie" genannt hat, blickt er aus andächtigem Auge (und wird, nach langer Entfremdung, von Nikolai drum wieder auf die Wange

geküßt). Kokowzew? Einst sein Schüler und, seit Wladimir Kowalewskij ins Dunkel wich, des Finanzministers Hauptgehilfe. Jetzt aber Ministerpräsident: also ein Aergerniß. Als Mehrer des Goldschatzes und Wahrer des Branntweinmonopols ist er Wittes Erbe. Wird von Witte aber grob ausgescholten. Der war Rivalen ein harter Richter. Stolypin: ein heuchelnder Büttel und Finsterling. Goremykin: ein alter Narr. „Der plumpe Staatsanwalt Plehwe treibts nicht mehr lange; der Volkszorn wird sich bald an ihm rächen." Am Tag vor Plehwes Ermordung sagts Witte zu mir. Am nächsten: „Sie könnten glauben, das Attentat sei von mir bestellt worden. Aber mit solchen Mitteln arbeite ich nicht." Seine Feinde erzählen, in dem Automobil, aus dem eine Dynamitbombe den Minister des Inneren riß, habe die Anklage und das Beweismaterial gegen Witte gelegen, das der Zar eingefordert hatte und das dann in Durnowos Hand eine Waffe wurde. Den bekämpft Sergej Julitsch fortan nicht mehr. Wozu? Mit der Macht, die er nicht brechen kann, muß der Schlaue rechnen. Den Juristen Pobedonoszew hat er, als Alexanders allgewaltigen Oberprokurator, wie einen Metropoliten der Slawengemeinde geehrt; und dennoch gegen ihn, unter Nikolai, die Freiheit der Kirche vertheidigt. Durch den Semskij Sobor fand er die Selbstherrschaft gefährdet; und entband ihr die Verfassung. Stets hat der Zweck ihm die Mittel geheiligt.

Witte war weder ein großer Staatsmann noch ein zuverlässiger Freund Deutschlands. Im Amt sah er die Dinge anders als draußen. („Den Handelsvertrag, den ich in Norderney mit dem Fürsten Bülow vereinbarte, hätte ich als Finanzminister nicht angenommen.") Internationales war ihm fremd. Der Liebling-plan seiner letzten Jahre, franko-russisch-deutscher Dreibund, kaum mehr als eine Schrulle. Er wußte, daß Rußland keinen Krieg braucht und daß jeder ihm schaden muß. Doch er glaubte, manchmal ungern, an Rußlands Sieg. Im Jahr des Japanerkrieges wiederholte er Skobelews Wort: „Wir werden sie mit unseren Mützen (unserer Ueberzahl) schlagen." Und vor ein paar Wochen sprach er laut von der Gewißheit nahen Russensieges. Nur das Unglück seines Vaterlandes hätte ihn, der dem vielfach geflickten Hünenleib nicht mehr die Leistung des Vollkräftigen abfordern konnte, noch einmal in Macht gerufen. Des Siegers Sache ist leicht zu führen. Witte war als Unterhändler des geschlagenen Reiches

bewährt. Den vom Deutschen Kaiser Bevollmächtigten wäre er noch unbequemer geworden als den Japanern. Wenn er sich nicht etwa in den Wunsch beschieden hätte, nach dem Friedensschluß Botschafter in Berlin zu werden. Graf und Schwiegervater eines Narishkin: nur das Reichskanzleramt der Nesselrode und Gortschakow oder eine Botschaft Ersten Ranges konnte ihm noch genügen. Die Memoiren, die er in langer Muße schrieb, können Wichtiges entschleiern und durch die Schilderung persönlichen Erlebnisses fesseln; ein Schöpfergeist wird aus ihnen nicht wirken. Geschmeidigkeit mit der Eisenfarbe wuchtig ragender Kraft zu bepinseln, hatte Witte gelernt. Im Innersten war er schwach. Wollte zeitgemäß sein und den Moderock tragen. Ein Aushorcher und Nachahmer. Verwegen; nicht urwüchsig. Er hinterläßt seinem Vaterland keinen Glaubenshort; sein Wollen war ohne Vision, war immer: Witte.

U. S. A.

Herr Bryan, Staatssekretär der Vereinigten Staaten, hat den Antrag, die Ausfuhr von Waffen, Munition und anderem Kriegsgeräth zu verbieten, im Januar abgelehnt. „Unsere Märkte (so ungefähr sprach er) sind allen Zahlungfähigen offen. England und seine Freunde haben, da sie die Meere beherrschen, die Möglichkeit, das aus unserem Land gelieferte Kriegsgeräth in ihre Häfen zu bringen. Die andere, von Deutschland geführte Mächtegruppe hat diese Möglichkeit nicht; von ihr aus Amerika gekauftes Kriegsgeräth würde ihr Feind unterwegs in Beschlag nehmen. Wenn wir, deshalb, die Ausfuhr verböten, brächten wir England um einen Vortheil der Seeherrschaft, um eine durch seine Anstrengung erworbene Gelegenheit zum Vorsprung. Das wäre ungebührliche Begünstigung der von England, Frankreich, Rußland bekämpften Gruppe: also Verletzung der Neutralenpflicht. Unsere Neutralität zeigt sich darin, daß wir Jedem jeden Kauf gestatten und die Frage, ob der Käufer seine Waare heimbringen könne, nicht beachten. Will Deutschland, Oesterreich-Ungarn, die Türkei von uns Kriegsgeräth kaufen: unsere Fabriken werden die Aufträge gern annehmen. Die Gründe, die solchen Kauf hindern, kümmern uns nicht." Die von dieser Antwort nicht befriedigten Deutsch-Amerikaner haben sich im Februar an Wilsons Vorgänger, den Republikaner Taft, gewandt. Der sagt: „Das Verbot, den in Europa gegen

einander kämpfenden Mächten Waffen und Munition zu liefern, würde uns ernstlich schädigen. Eine bis ins Kleinste für den Krieg gerüstete Macht, die uns überfiele, fände uns niemals in ähnlicher Bereitschaft. Ist aber eine vollkommen gerüstete Macht allen nicht für den Krieg vorbereiteten in unausgleichbarem Höhenmaß überlegen, dann muß der allgemeine Rüstungdrang noch stärker werden, als er in den letzten drei Jahrzehnten schon war. Deshalb würde ich die Annahme eines Gesetzes für unklug halten, das alle für den Waffeneinkauf kämpfender Mächte in neutralen Ländern geltenden Vorschriften auswischt. Das Ausfuhrverbot wäre unter den obwaltenden Umständen auch unvereinbar mit der Neutralenpflicht: weil es nur einer der kriegenden Parteien Nutzen brächte." Die Republikaner stimmen hierin also mit den Demokraten überein. Alle wollen weder Amerikas Geschäfte schmälern noch für den Fall deutsch-amerikanischen Krieges, in dem die Inselreiche Europas und Asiens neutral blieben, auf die Möglichkeit verzichten, aus England und Japan Waffen und Munition einzuhandeln. Der Kongreß hat das Ausfuhrverbot nicht angenommen. Herr Roosevelt wünscht den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Bund, der Belgien gegen das Deutsche Reich schützen will. Herr Jakob Schiff, Seniorchef der Firma Kuhn, Loeb & Co., meint, ein triumphaler Sieg Deutschlands sei nicht zu wünschen. Und Herr Carnegie, Stahlkönig und Friedensapostel, räth Herrn Asquith (der zu vernünftig ist, um solchem Rath zu folgen), auf Waffenstillstand sich nie, auf Verhandlung über neue Friedensmöglichkeit frühstens dann einzulassen, wenn Deutschlands Macht völlig zerschmettert ist. Denkt Ihr noch dran? Von allen Goldmachern der Vereinigten Staaten (schrieb ich vor zwei Jahren) ist mir Herr Andrew Carnegie der unangenehmste. Harriman war ein funkelndes Genie, Morgan ein vornehmer, vor dem Reiz hoher Kultur andächtiger Mensch, der Rembrandt, den delfter Vermeer und Hals nicht nur kaufen, sondern auch lieben konnte; Rockefeller ist aus einem Stahlstück, hart, stark, kühl, dennoch ein Lebenspender (der die Schminke sozialer Heuchelei verschmäht); und Schiff der kluge, fromme, auf dem Millionenthron noch ebionitisch gefühlvolle Jude, der ganz nur Jude scheinen, nur seiner Rasse Noth lindern will. Carnegie ist sujet mixte; an die Atlantisküste akklimatisirter Schotte. Unter den Allerreichsten der

Einzige, den man sich auch in Europa heimisch denken kann (vielleicht als den Gönner von Monistenbünden und Ethikerkränzchen). Erinnert manchmal an Thomas Chalmers, der ein sinnlich-übersinnliches Evangelium predigte, manchmal sogar an den Landsmann John Knox, der, mit dem Weisfinger in der Genfer Bibel, den „ersten Trompetenstoß wider das mörderische Weiberregiment“ (der schönen, stets brünstigen Maria Stuart) aus der Schweiz nach Schottland schickte. Carnegie, den Bildungschätze nicht überlasten, möchte als Philosoph, Moralist, Heiland (m. b. H.) gelten. Sein „Empire of business“ lohnt der Mühe des Lesers und mit Andrew „vierspännig durch Schottland“ zu fahren, ist vergnüglich. Der muß ein Geschäftsmann von vielen Graden gewesen sein. Nach der Schätzung ruhiger Leute sitzt er auf tausend Millionen Mark. Giebt große Summen für Bibliotheken und für die Agitation der Weltfriedensstifter. Nie für Anderes. In die stille Wunderstadt Den Haag hat er, auf den Weg nach Scheveningen, einen Palast gestellt, in dem allerlei Hennen, nach der Vorarbeit emsiger Hähne, den Weltfrieden erbrüten sollen. Eine Festspielarena, ein Stadion, ein Museum für niederländisches Kunstgewerbe wäre nützlicher gewesen. Aber das Haus steht nun einmal, könnte noch klotzig-häßlicher sein; und daß im Rund der Beiträger zum Bau Deutschland das Gitter und den Thorschlüssel geliefert hat, wird einst wohl noch als ein niedlicher Symbolwitz Bülows belacht. Die Eröffnungfeier nützte der kleine Scholte zu einer Rede, deren Zweck war, den Deutschen Kaiser bis über die Schnurrbartspitze in Honig zu tunken. „Die hervorragendste Persönlichkeit unserer Zeit.“ Es ist erreicht. Legts zu dem Uebrigen der U. S. A. Entschüchterte Oberbürgermeister würden sich solcher Festrede schämen. Carnegie liest sie vom Blatt. Ein Kriegsherr, der ungefähr zwölfhunderttausend Mann unter der Fahne und Flagge hat und immer den Waffenrock trägt, müßte dem weißen Demokraten und Pazifizisten mißfallen. No. Wilhelm soll die „Fackel des Friedens“ anzünden und die Völker der Erde zu einer Heerde sanfter Millennarlämmlein schaaren. Blech mit Himbeersauce. Die Blüthe deutscher Wirthschaft sei nur im Frieden möglich geworden; und erst recht, Herr Andrew, nur durch die Kriege von 1864, 66, 70, die dem nun üppig sprossenden Stamm die Wurzeln tief betteten und kräftig düngten. Doch die Bleibsel der Schottenliebe fürs große

Britenweltreich können den Wunsch erklären, daß Deutschland auf Krieg, also auf beträchtliche Dehnung, verzichte. Nur: das Gehabe des Friedensglöckners ist widrig. Carnegie war Weberlehrling, Depeschenboy, Laufbursche: und hat tausend Millionen Mark in seine Speicher gehäuft. Ließ er sich stets nur von der evangelischen Milde bedienen, die er heute den Völkern predigt? Er hat, schmunzelnd, den Stoff zu Panzerplatten und anderem Kriegsgeräth geliefert, mit Gewalt und List Männer vom Wuchs Rockefellers und Morgans in seines Willens Richtung gezwungen, unzählige Schwächere überrannt und sich überall als den gerissensten, mit allen Salben geschmierten Geschäftsmenschen bewährt. Wähnt ein Nüchterner noch, daß mit knorischer Bibelmoral in der Linken und einem Milchkübel voll ungewässerter Menschenliebe in der Rechten tausend Millionen zu säckeln seien? Carnegie hat, auf seine Kaufmannsweise, anderthalb Menschenalter lang Krieg geführt: um alles Stahl der Vereinigten Staaten in seine Hand zu raffen; um in der Wahlheimath der mächtigste Mann zu werden. Jetzt hat ers, längst, „nicht mehr nöthig", lebt fern vom Geschäft und schleudert Bannbullen wider alle Nationen, die ihren Willen zur Macht nicht einurnen. Wir, schlau frömmelnder Schotte, habens noch nöthig; sind nicht Raufbolde, doch auch nicht Dummköpfe, die sich selbst in Vertragsstricke schnüren und aus freiem Willen entmachten, entmannen; und dem Deutschen Reich handelt sichs um Beträchtlicheres als um eines Einzelnen Reichthum und Tyrannis. Alfred Nobel, der aus dem Verschleiß von Sprengstoff Millionen zog, und Stahlkroisos Carnegie: die Oelzweigschwenker haben sonderbare Patrone. Junge Buhllust erkaltet in Betschwesternsittsamkeit. Wir wollen unser nationales Geschäft so stark, so kühn und klug führen, wie Carnegie sein personales geführt hat. Vorbild mag er uns sein; als Moralprediger heitert er uns. Und wir dürfen ihn nicht im Zweifel darüber lassen, daß ein Hohenzollern, der sich in den Wunsch neigte, dem schottisch karrirten Rath zu folgen, nach Jericho gondeln und dort seines Bartes Wachsthum abwarten könnte, aber der Ehre entsagen müßte, im Reich deutscher Menschen Kaiser zu sein. Herbst 1913: „Die hervorragendste Persönlichkeit unserer Zeit." Lenzmond 1915: „Muß zerschmettert werden." War ich dem Stählernen wirklich, wie Mancher meinte, damals ungerecht? Und wollen wir den Versuch, die

gleißenden Hüter des Yankeehortes in Deutschfreundschaft zu schmeicheln, nicht endlich aufgeben? Die Vereinigten Staaten handeln, wie sie wollen; wir, ohne ihnen ein unhöfliches Wort zu sagen, wie wir müssen. Wenn unsere Torpedos ihnen gehörige Schiffe vernichtet haben, zahlen wir den Tarifpreis. Wenn sie uns brauchen, werden sie mit einer Offerte kommen. Nie wieder dürfen wir um ihre Liebe buhlen. Moral wollen wir nicht an ihre Küste exportiren; aber auch den Import der von ihnen angepflanzten artig verbitten.

Trotzdem aus unserem Reich alles Gefühl für Sittlichkeitwerth gewichen ist. Ein amerikanischer Professor sagts. Herr Mark Baldwin, der in Deutschland studirt hat und deshalb aufgefordert worden war, dem newyorker Deutschen Hochschulbund beizutreten. Nein, spricht er: Die Wahrheit, die Euer Bund verbreiten will, ist mir Lüge. „Die Dokumente erweisen die schimpfliche Unehrlichkeit, den Kynismus, die Erpressersucht Deutschlands. Seiner Herausforderung zum Krieg konnte kein Volk von Anstand und Selbstachtungbedürfniß sich entziehen. Frankreich und Rußland waren verpflichtet und genöthigt, zu kämpfen. England hatte nur eine Pflicht: Belgien und die Civilisation zu schützen. Diese Pflicht hat es, ohne Zwang, auf sich genommen; und dadurch neuen Ruhm zu altem erworben. Die Deutschen führen den Krieg als ein Volk von Banditen und Piraten; nur Wilde können solchen Vandalismus loben. Daß sie von amerikanischen Professoren und Studenten, den Hütern des menschlichen und christlichen Ideals, Zustimmung heischen, ist, schon an sich, eine Beleidigung. Die Antwort kann nur lauten: Schämet Euch und gehet nach Haus! Der Lehrkörper unserer Hochschulen wird niemals verwinden, daß Deutschlands Kriegszweck und Kriegssitte von deutschen Professoren vertheidigt wurde, die unsere Jugend in reine Sittlichkeit und wahre Wissenschaft einführen sollen. Uns Amerikanern wird ein Theil der hier lebenden Deutschen nachgerade verdächtig. Wir haben zwar in Deutschland studirt, sind aber dem Angelsachsenideal treue Patrioten geblieben und nicht ‚made in Germany'. Wir müssen endlich fordern, daß Studenten, Zeitungschreiber, Politiker, die ‚made in Germany' sind, abgeschüttelt und Allen, die hier unneutrale und unpatriotische Werbungen versuchen, Reisepässe gegeben werden; deutsche, nicht gefälschte Amerikanerpässe. Der deutsche Feldzug ist von dem Botschafter, dessen Betriebsamkeit längst seine Abberufung erzwingen mußte, geleitet, durch Artikel,

Rundschreiben, Vorträge gefördert worden; kein Wunder, daß er in Verschwörung, Brandstiftung, Bombenwurf ausartete. Diese Deutschen verrathen das Land, das sie als seine Kinder aufnahm. Unsere Duldsamkeit war bisher eben so groß wie ihre Verachtung unseres Wesens. Das Wort Deutsch-Amerikaner darf nicht an Arglist und Unredlichkeit erinnern. Die wichtigste Pflicht unserer Hochschulorganisation ist, deutschen Verrath unter die Schärfe der Landesgesetze zu stellen; dann erst würden die Deutsch-Amerikaner von dem Schimpf erlöst, der an ihnen haftet.“ Also spricht ein Hüter des Ideals, ein Lehrer reiner Sittlichkeit und wahrer Wissenschaft. Die Deutsch-Amerikaner werden die Fehde ausfechten. Und dann vielleicht erwägen, ob sie in dem schönen Kampfe für das Ansehen des alten Vaterlandes nicht manche Eigenart des neuen verkannten. Wir dürfen uns nicht einmischen. Haben die politische Macht der unterm Sternenbanner lebenden Deutschen schon lauter betont, als ihnen nützlich war. Jeder Deutsche, den sein Wandel, sein Handeln als redlich und fleißig, stark und bedachtsam, sauber und gütig erweist, wirbt seinem Volk Achtung; erreden, erschreiben wird er sie nicht. Und das Eifern Einzelner setzt die Gesammtheit herab.

Tat Twam Asi.

Zwei vom Internationalen Ausschuß des Rothen Kreuzes abgeordnete Männer haben die Wohnstätten der Deutschen gesehen, die seit dem Kriegsausbruch in England gefangen sind. Ihr Bericht ist wichtig und kann manche Sorge lindern. „Trotzdem in jeder Woche einer bestimmten Zahl die Heimfahrt gestattet wird, sinds noch immer fast zwanzigtausend Männer; nur wehrfähige. (Die Zahl der unbelästigt in ihren Privathäusern lebenden Deutschen soll nicht geringer sein.) Frauen und Kinder giebts in den Lagern nicht. Daß dort geklagt wird, ist natürlich. Könnte es anders sein? Daß sie gefangen sind, giebt den Leuten Grund zur Klage. Einer war Kellner in einem großen londoner Hotel, der Zweite Lehrer, der Dritte Commis, der Vierte Fabrikarbeiter; seit Krieg ist, sind sie, Alle, unfrei und müssen sich mit der Nahrung, dem Strohsack, der Decke eines Soldaten begnügen. Die Wandlung der Lebenslage ist so arg, daß Keiner zufrieden sein kann; schon der Verlust der Freiheit ist schwer zu tragen. Die Regirung geht von dem Grundsatz aus, daß sie allen Gefangenen, Kriegern und Bürgern, Nahrung und Kleidung gewähren muß; wo es nöthig

ist, werden neue Kleider und Stiefel unentgeltlich geliefert. Deutsche Ehefrauen der Gefangenen erhalten in jeder Woche fünf, englische zwölf Schilling. In Queensferry sind zweitausend Gefangene in einer Maschinenfabrik untergebracht. Zwölf hohe, geheizte Säle mit Oberlicht; in jedem hundert bis zweihundert Männer. Die bretterne Bettstatt ist auf der Diele; doch werden jetzt richtige Betten gezimmert. Jeder hat einen Strohsack, ein Kopfkissen und drei Decken. Bäder und Douche werden viel benutzt. Die Klage über allzu sparsame Seifenlieferung haben wir dem Kommandanten vorgetragen. Die Ordnung wäre besser, wenn militärische Zucht herrschte. Die Nahrung ist in allen Lagern gleich. Morgens und abends Thee, Brot und Butter, mittags Suppe, Gemüse und Fleisch. Das soll nicht genügen; auch werde meist, statt der Butter, Margarine gegeben. Wer Geld hat, kann in der Kantine einkaufen; der daraus kommende Ueberschuß wird nur für die Lagerinsassen verwandt. Die Küchenarbeit ist Deutschen anvertraut. Hauptklage: unzulängliche Sonderung der Gefangenen. Zwar ist ein Saal den ‚feineren' vorbehalten, Offizieren von Handelsschiffen und Leuten, die ein Bischen Geld zusetzen können; doch Mancher muß neben einem Syphilitiker oder Verlausten liegen. Der Kommandant sagte uns, er sei zu Abhilfe gern bereit, sobald man ihm so unerwünschte Nachbarn bezeichne. Die Männer dürfen auf dem Hof spaziren und auf einem großen, mit Stacheldraht gerahmten Grundstück spielen. Jede Arbeit wird bezahlt; die meisten Gefangenen sträuben sich aber gegen Arbeit. Das Lazaret hat gute Stuben und Ausstattung; wir fanden darin ungefähr zwanzig Kranke, meist Leute aus Togo und Kamerun, die unter den Folgen des Klimawechsels leiden. Luetisch Schwerkranke haben Sonderzimmer. Klage: Gepäck und Geld seien den Leuten genommen worden. Einzelne behaupten, Offiziere zu sein und bessere Behandlung fordern zu dürfen; ob Deutschland dieses Recht anerkennen würde, ist zweifelhaft. Für die Aufsicht, Bereitung, Vertheilung der Speise, Reinlichkeit könnte wohl noch Allerlei geschehen. Freilich ists schwer, ein Lager für zweitausend Menschen verschiedener Herkunft so in Ordnung zu halten, daß zur Rüge kein Anlaß bleibt. Mit Manchem ist, seiner physischen und sittlichen Eigenart wegen, nicht leicht zu hausen. Das gilt besonders für die aus dem Polizeigewahrsam ins Lager Geschickten. Auf dem großen Luxusdampfer Royal Edward sind dreizehnhundert Deutsche in drei Klassen vertheilt. In der Ersten

kostet das Essen täglich zwei Schilling; einen vergütet die Regirung. Da wohnen reiche Leute, denen nichts fehlt, die denselben Komfort haben wie in Freiheit auf einem großen Passagierdampfer und die sich aus der Dritten Klasse Bediener miethen dürfen. Was ihre Ausgaben, über den Kostenaufwand hinaus, einbringen, wird für die Dritte Klasse verwandt. Die (und die Zweite) erhält Nahrung und (im Bedarfsfall) Kleidung ohne Entgelt. Alle, auch auf der Saxonia, dürfen auf dem Deck wandeln und spielen; Alle, auf geliefertem Papier, in jeder Woche zwei Briefe schreiben. Die Angabe, daß die Gefangenen auf Stroh schlafen müssen, ist falsch; sie schlafen in Schiffsbetten und an Bord ist kein Strohhälmchen zu finden. Klagen haben wir nicht gehört. Vor Portsmouth, auf Ascania und Manitoba, scheint die Nahrung nicht so gut zu sein. Wohnräume und Bäder sind nicht anders als auf den anderen Schiffen. An Büchern fehlts nicht und englische Zeitungen werden zugelassen. Die Zahl der Lagerinsassen verringert sich überall; viele sind entlassen worden und haben irgendwo in England Beschäftigung gefunden. Man denkt an die Auflösung der Lager. Das beunruhigt die Oeffentliche Meinung ein Bischen und die Minister sind deshalb im Parlament mehrmals interpellirt worden."

Wir müssen hoffen, daß allen Mächten bald möglich wird, auf die Einpferchung Unschuldiger, meist auch Unschädlicher zu verzichten. Angst vor Oeffentlicher Meinung darf eine starke Regirung niemals hemmen. Was haben die in Queensferry, Ruhleben und sonstwo eingesperrten Menschen gethan? Auf das Handeln der Regirenden, auf die Erklärung und Führung des Krieges konnten sie nicht einwirken; daß sie Deutsche sind, dürfte ihnen in England, daß sie Briten sind, in Deutschland nicht die Freiheit des Wandels sperren. Wollen die Feinde nicht: wir könnten alle der Polizei nicht Verdächtigen heimschicken; und dadurch, Unbefangenen wenigstens, erweisen, daß im Deutschen Reich das Persönlichkeitrecht redlicher gewahrt wird als in den zum „Schutz der Freiheit, der Menschenrechte und der Kultur" wider uns verbündeten Reichen. Wir könnten auch erwägen, ob die in Freiheit Gelassenen noch länger verpflichtet sein müssen, täglich zweimal sich auf dem Polizeibureau zu melden. Diese Pflicht schränkt nicht nur durch den Zeitverlust die Erwerbsmöglichkeit solcher „feindlichen Staaten Angehörigen" ein, sondern verleidet auch Vielen, die ihnen sonst Arbeit zuwiesen, so menschenfreundlichen Plan. Nützt

uns, daß ein Französchen, eine Serbin auf unserer Erde hungert und friert? Daß Balten, Finen, russische Juden, auf deren Zärtlichkeit die beiden Nikolai niemals zählen durften, aus ihrer Bewunderung deutschen Rechtsschutzes in üble Vergleiche abgleiten? Was die Sicherheit des Reiches heischt, muß geschehen; nicht mehr. Die Feinde Menschenpflicht zu lehren und in Ehrfurcht vor allen vom Weib Geborenen zu überreden, ist nicht unsere Aufgabe; könnte auch nicht gelingen. Die in England Regirenden aber möchte ich fragen, ob sie wissen, daß den in britischen Kolonien Gefangenen (über deren Wohnstatt und Behandlung ich bisher nur Leidliches gehört habe) jeder Verkehr mit der Heimath abgeschnitten ist; daß diese Menschen seit sieben, acht Monaten nicht das Allergeringste über das Schicksal ihrer Eltern, Kinder, Geschwister, ihres Geschäftes und Vaterlandes erfahren haben noch den fernen, unruhvollen Verwandten Nachricht senden können. Wem nützt solche Seelenfolter? Warum gilt nicht auch in Australien, Kanada, in asiatischen und amerikanischen Siedlungen die Vorschrift, daß jeder Gefangene in jeder Woche zwei (prüfbare) Briefe schreiben, zwei empfangen dürfe? Sir Edward Grey, dem Eichhörnchen die liebsten Gefährten sind, müßte sich unnöthiger Menschenquälerei schämen.

Böses Beispiel.

„Englands Volk hat vom ersten Kriegstag an dem Pflichtbefehl in bewundernswerther Weise gehorcht. Die Versuche, Arbeiter in den Entschluß zum Ausstand zu überreden und die für das Heer sorgenden Industrien zu hemmen, waren, wie mir scheint, von Ausländern angeregt. Wer bedenkt, was die englische Flotte seit dem August auf dem Meer, das kleine, aber tapfere Britenheer auf dem Land geleistet hat, Der lernt verstehen, warum der Deutsche Kaiser die Freundschaft oder mindestens die Neutralität Englands erstrebte, dessen unerschöpfliche Kraftquellen er kannte. Am letzten Augusttag hatte die Bank von Frankreich 4041 Millionen Francs in Gold liegen; 96 Millionen sind hinzugekommen, trotzdem nicht der allergeringste Druck auf die Goldbesitzer versucht wurde. Von allen Seiten wird dem Staat Geld angeboten. Frankreich darf sicher sein, daß ihm ‚der Nerv des Krieges' nicht fehlen wird. Seit den letzten Februartagen waren die deutschen Berichte aus der Champagne mit den französischen nicht mehr vereinbar. Als Paris meldete, sein Heer habe die erste Linie der deut-

schen Schützengräben genommen und sei an manchen Stellen darüber hinaus vorgedrungen, sagte Berlin, alle Angriffe seien völlig erfolglos geblieben und die Franzosen, nach schweren Verlusten, zurückgeworfen worden. Der Widerspruch ist unlösbar. Eine der beiden Parteien lügt. In jedem Fall gilt es schon als Erfolg, wenn im Lauf eines Tages die Front um zwei- oder dreihundert Meter vorrückt; oft muß man sich mit noch kleinerem Vortheil begnügen und ihn sichern, statt neuen zu suchen. Aber die Verbündeten haben mehr Zeit als ihr Feind. Am sechsten März hat der deutsche Generalstab uns berichtet, die Truppen, die mit der Aufsammlung der aus der Masurenschlacht gebliebenen Beute beschäftigt waren, seien für andere Operationen frei geworden. Das deutsche Publikum ist so leichtgläubig, daß ihm auch vor solchem Satz noch kein Zweifel naht. Im Ausland ist so rührende Harmlosigkeit nicht zu finden. Da merkte man sofort, daß ein Rückzug verhehlt werden sollte, und wartete auf das petrograder Telegramm, das ihn melden werde. Richtig: ein deutscher Rückzug im Norden von Suwalki. Diesmal war der Faden zu dick. Den Plan, die Dardanellenforts zu beschießen, hat ein Civilminister, Herr Lloyd George, aus Paris nach London gebracht. Er berief sich auf den Erfolg deutscher Artillerie gegen belgische Festungen. Das Schicksal der Dardanellen ist also in Lüttich, Namur, Antwerpen bestimmt worden." (Journal de Genève.) „So lange die Unantastbarkeit der Türkei verbürgt war, konnte Italien sich mit der ihm bei Adalia zugestandenen Einflußsphäre begnügen; jetzt fordert es einen breiteren Beutetheil und erkennt, daß ihn nur die Kampfgenossenschaft mit den Verbündeten bescheren kann. Auch am wiener Ballhausplatz weiß man nun, daß die Zeit italischer Neutralität bald verstrichen sein wird." (Dr. Dillon im Daily Telegraph.) „Deutschland muß vor der Hungersnoth zittern: sonst hätte es sich nicht bereit erklärt, die Kontrole der Vereinigten Staaten, deren tägliche Einmischung in seine inneren Angelegenheiten zu dulden. Das ist mehr, als das kleine Serbien von Oesterreich hinnehmen wollte. Doch selbst der Wille zu solcher Erniedrigung nützt den Deutschen nicht: denn die Verbündeten erlauben nicht, Lebensmittel an Deutschlands Küste zu bringen; auch wenn diese Importgüter nur für die Bürger verwendet werden, hätte das Heer ja Vortheil davon. Der Appell an die Menschlichkeit wird den Deutschen nicht das Mitleid der Welt eintragen. Am vierten März 1892 hat

Herr von Caprivi im Reichstag gesagt: ‚Während der Belagerung hätten wir keinen Zug mit Lebensmitteln nach Paris gelassen. Genau so ists auf der See. Wer Krieg führt, wird mit allen erlangbaren Mitteln zu hindern suchen, daß sein Feind Lebensmittel und Rohstoffe erhält. Das ist nicht Barbarei, sondern die Anwendung des Landkriegsrechtes auf den Seekrieg.‘ Drei Millionen Pariser haben 1870 gehungert. Jetzt wimmern siebenzig Millionen Deutsche um Gnade.“ (Herr Daniel Blumenthal, einst Bürgermeister von Colmar und Mitglied des Deutschen Reichstages, im Petit Journal.) „Vergleichet das einmüthige Vertrauen und die Entschlossenheit unserer Bürger und Krieger den Zeichen deutscher Schwachheit und Zagheit, die alle Lüge nicht verbergen kann; achtet auf die Berichte, in denen der preußische Generalstab unzweideutige Niederlagen in Siege umlügt, auf die Befehle, mit Brot, Kartoffeln, Zucker sparsam zu sein und Strohmehl zu benutzen, auf die Enttäuschung von dem Unterseebootkrieg gegen England und auf die wachsende Furcht vor der Wirkung der frankobritischen Blockade. Der Vergleich mit unserer Lage muß uns stärken. Wir müssen noch auf etliche Monate grausamen Krieges gefaßt sein und alle Kräfte und Mittel aufwenden. Ernste diplomatische Schwierigkeiten werden sich, besonders im Orient, den militärischen gesellen. Doch die Thatsache, daß Deutschland überall mit Lüge, Verleumdung, Bestechung wirthschaftet, beweist uns deutlich: trotz all seiner Prahlerei fühlt der Feind sich verloren.“ (Herr Pichon im Petit Journal.) „Die deutsch-österreichische Offensive im Osten ist bisher unwirksam geblieben. Unsere russischen Verbündeten haben ungemein heftige und gefährliche Angriffe ausgehalten. Wenn im deutschen Hauptquartier erkannt wird, daß die russischen Streitkräfte nicht zu schlagen sind, könnte auch der Wunsch entstehen, über den Frieden zu verhandeln, ehe er den Deutschen aufgezwungen wird. Doch ihr Stolz wird sich gegen diese Erwägung sträuben und sie werden lieber neue Truppen ins Feuer werfen. Jedenfalls bessert die Standhaftigkeit der Russen unsere Stellung auf der Westfront und die Regimenter, die aus Ost dorthin zurückkehren, werden übel aussehen.“ (Oberst Repington in den Times.)

„Im Februar 1914 betrug die Gesammttonnage der Handelsschiffe in englischen Häfen 3300000, im Februar 1915 nur 2524000 Tonnen. Der Unterschied ist nicht unbeträchtlich; an die von den

Deutschen geplante Zerstörung des englischen Handels aber nicht ernsthaft zu denken. Die Minderung der Einfuhr ist auch nicht durch den Versuch bewirkt worden, den die Deutschen eine Blockade nennen, sondern dadurch, daß viele Industriestätten Englands, die sonst Waaren übers Meer schicken, jetzt für die Regirung arbeiten. Mit der Ausfuhr hat sich natürlich aber auch die Einfuhr verringert. Vom elften bis zum siebenzehnten Februar liefen 752 Schiffe ein, 686 aus; in der nächsten Woche 708 ein, 673 aus; in der dann folgenden 805 ein, 669 aus. Das sind die Ziffern des englischen Marineamtes. Die deutsche Drohung hat also die Handelsschifffahrt nicht gestört. Vom einundzwanzigsten Januar bis zum dritten März sind 15 Schiffe vernichtet und 29 Mann getötet worden. Vom ersten Februar bis zum fünften März wurden 14 Schiffe von deutschen Unterseebooten angegriffen, aber nicht verletzt. Das Piratengeschäft bringt den Angreifern schlimmeren Schaden als den Ueberfallenen. Die Zahl der versenkten Schiffe ist nicht viel größer als die der verlorenen Tauchboote. Großbritanien ist nicht von Hungersnoth bedräut; aber die deutschen Häfen sind ohne Handelsverkehr und die Nährmittelzufuhr stockt überall. Ohnmächtige Wuth verbietet Deutschland, die ertraglosen Banditenstreiche zu wiederholen; auch nach jeder in der Champagne erlittenen Schlappe tobt sich ja der Teutonenzorn an der Kathedrale von Reims aus. In blinder Zerstörungsucht häufen sie neue Schande; zeigen aber zugleich, wie berechtigt unsere Vergeltungpläne sind." (Le Temps.) „Der oft rauhe, stets gewaltige Rhythmus dieses Krieges hat den frechen Plan des Feindes schon zerbrochen und uns die feste, mathematische Gewißheit des Sieges gegeben. Die stützt sich auch auf ‚Imponderabilien'. So nannte Bismarck, der härteste Realist, die Meinung der civilisirten Menschheit, deren Sinn für Freiheit und Recht. Der Rhythmus dieses Krieges konnte nur in einem Völkerbund entstehen, der sich gewaffnet hat, um die Welt von abscheulicher Tyrannei zu befreien, und der diese Tyrannenmacht nicht fürchtete, als sie unbezwinglich schien. Das ist schon lange her; schon sechs Monate. Heute wissen die verbündeten Völker, daß alle nicht ihnen zugehörigen Menschen bald, doch zu spät, die Reue beschleichen und nie wieder entklammern wird, nicht bei Marathon gefochten zu haben. Dort werden wir, ohne ihre Hilfe, den Sieg erstreiten." (Herr Joseph Reinach im Figaro.)

Judica.

Das ekelste Schmähwort des Feindes und seiner Wahlverwandtschaft darf uns nicht in den Pfuhl solcher Gewohnheit verleiten. Auch sein Geprahl nicht in Nachahmung. „Armer Franzose, Du täuschest Dich selbst und erdichtest Dir Siege, daß nur Keiner im Volk merke, Dir geh' es so schlimm." Der Hohn Huttens ist noch nicht verjährt. Wir wollen ehrlich sein; nicht mit Lorber prunken, den unser Heer aus Scharmützeln nicht holen konnte; und ohne Rückhalt bekennen, daß auch wir dem Sieg noch fern sind. Wir wollen die Meinungbereiter, deren Schicksal mit unserem aufblüht und abwelkt, bitten, nicht fortan aus allen Winkeln der Erde Botschaft und Gerücht herbeizuschleppen, deren Symphonie uns einschmettern, einflöten will, von unserem Himmel funkle auch um die Mitternacht Sonne. Ungetünchte Wirklichkeit wollen wir; nicht Theater. Weder Schlafpulver noch Tonics. Wenn Hindu und Araber wider England aufstürmen: gut. Wird, im Mai, Egypten ernstlich bedroht: der Ablenkung feindlicher Kraft wollen wir uns freuen. Der Emir von Afghanistan, dessen beide Nachbarn gegen uns verbündet sind, wird nicht für Deutschland fechten, der Tenno von Japan nicht jäh sich von dem Britenreich wenden. Die Grundmauer unserer Hoffnung soll nicht in Dünensand ruhen. Wer Wahrheit nicht hören mag, muß sich vor deutschen Kriegern schämen. Wem nützen die Bilder, die auf unserer Seite nur Starkes und Liebliches, in Feindesland nur Noth und Schwachheit zeigen? Auch in der Republik des Gebrüstes und Geschimpfes lebt eine Schaar unbewaffneter Helden. Wir lachen über den Schwankklempner Capus, der posaunt: „Wenn wir in Konstantinopel einziehen, wird unser Herz trauern, weil neben uns nicht die Söhne der Helden schreiten, von denen Xerxes entwaffnet ward." (De l'Académie Française.) Aber wir horchen auf, wenn Herr Lloyd George spricht: „Das französische Heer beschießt französische Städte und Dörfer, zerstört das Eigenthum französischer Bürger: und nicht ein Mund schreit nach Entschädigung. So ists in Frankreich. Ich war im September und im Oktober dort und schildere, was ich selbst sah. So ists in einem vom Feind besetzten Land. Und weil unseres vom Feind frei geblieben ist, können wir in Seelenruhe über diese Dinge reden. Auch wir aber müssen siegen; und damit uns der Sieg sicher sei, muß Jeder von uns auf einen Theil seines Behagens verzichten und sogar zu größerem Opfer willig werden. Der Staat braucht neue Geschoßfabriken, neue

Werkstätten, die ihm Waffen liefern; er darf nicht zögern, die Privatindustrie aus den Gebäuden zu treiben, die er für seinen Zweck nützen kann. Die Betriebsstörung ist den Fabrikanten (denen der Durchschnittsertrag der letzten drei Jahre ausgezahlt wird) höchst lästig; der Krieg hemmt eben den ruhigen Geschäftsgang. Wir stehen vor der Frage, ob England leben oder sterben soll. Um zu leben, müssen wir unser Kriegsgeräth ins Ungeheure mehren. Was gilt daneben das Gewerbe und der Gewinn Einzelner? Nur der härteste Zwang der Noth konnte die Regirung in den Vorschlag befristeter Enteignung drängen." Die Regirung des Landes, dem der Glaube an die Heiligkeit des Besitzrechtes die festeste aller Burgen ist. Lebt nicht auch hinter dem Aermel noch Mannheit? Müssen wir Wütherichen und Profitschnüfflern glauben, daß jeder Brite ein eiskalter Krämer, jeder Franzos ein tänzelndes Aeffchen sei? Beide waren für solchen Krieg nicht in Bereitschaft; und tragen seine Last in würdiger Stille. Sie können von uns, wir auch von ihnen lernen. Der Deutsche spricht noch allzu gern von seiner Leistung; ist ganz erst zufrieden, wenn darüber geredet und geschrieben wird. Je umständlicher, desto schöner. In Friedenszeit ein harmloser Hang stiller Menschen, die auch einmal in Geräusch und neues Erlebniß möchten. Im Krieg aber eine Gefahr. Uns fehlt, in deutschen Städten, noch beinahe nichts vom Gewöhnten; außer Leichtverwundeten, Eisenkreuzen, eleganten Pflegerinnen und Versgestöber sehen wir kaum Etwas von dem grausamsten Krieg. Das Brot ist nicht so schmackhaft, Reis und Kartoffel rarer, nicht an jeder Ecke ein Auto noch in jedem Spielhaus ein Schmarren von gestern. Die Feinde glauben nicht, daß es uns so gut geht; könnens nicht glauben. Sie lesen Artikel über den Umgang mit Brotkarten und den Segen der Kartoffelstatistik; sie hören von Eisschweinepalästen, weiser Nützung der Küchenabfälle, von Strohmehl und „Kriegskochbüchern", ahnen dahinter die Mobilmachung alles nicht wehrfähigen Beamtenvolkes und jauchzen: „Der Anfang vom Ende!" Paris ist abends so dunkel wie die Tintenflasche, der Sarcey die Norwegerdramen verglich; in London täuscht der Hydepark Luftfahrern Straßenbeleuchtung vor. Nur Zufallswörtchen dringen hinaus. Auch uns richte, Herr; und lehre die in großem Leid tapfer Geduldigen kleines stumm tragen. Hämmere uns, jedem Einzelnen, den Befehl ins Gewissen, den Magengram lautlos, als wärs Elterntrauer, bis an den Tag deutscher Ernte zu tragen.

Verrechnung.

Die Engländer beeilen sich mit ihren Forderungen ans Ausland. Schon vor Monaten hatte die britische Kaufmannschaft eine Statistik der Guthaben und Schulden verlangt, um die Grundlage für einen Ausgleich zu finden. Die ist nun gefunden; und ermöglicht einen Rundblick auf die Forderungen, die Britanien an feindliche und neutrale Staaten hat. Warum die Citykaufleute diese Arbeit so beschleunigt haben, ist nicht ganz klar. War es nöthig, um auf einem Umweg neuen Kredit zu erlangen? Die Bank von England hat schon am Anfang des Krieges einen Theil der unverwerthbaren Debitoren beliehen. Das sollte, wie damals in den „Times“ zu lesen war, nur eine Nothbrücke sein, die bald wieder dem üblichen Kreditsystem Platz machen werde. Aber die Nothbrücke ist noch nicht abgerissen worden und statt des Neubaues aus Stein sehen wir eine Ergänzung des Holzgerüstes. Daß der englische Kaufmann so hastig ins Handelsamt lief, um dort anzugeben, was ihm die Germans schulden, wäre sonst nur durch die Erwartung nahen Friedens zu erklären. Rechnet die City mit dieser Möglichkeit, dann wäre begreiflich, daß sie den Saldo ihrer Verrechnung mit den Feinden schnell kennen lernen will.

England will wissen, was es von Deutschland zu bekommen hat. Für die Aufrechnung seiner Schulden wird sich ein Weg finden, der dem Debitor nicht unbequem ist. Da ist das Ziel. Die englischen Unternehmen, die im Deutschen Reich zugelassen waren, haben nicht mehr verloren, als die Strenge des Kriegsrechtes gebietet; dem deutschen Kapital in England ists nicht so gut gegangen. Hier und da hat man getadelt, daß die englische Gasanstalt in Berlin nicht sofort von der Stadt übernommen wurde, die dadurch einen alten Streit erledigen und einen noch älteren Konkurrenten beseitigen konnte. Aber die Stadt Berlin hat sich zunächst für elektrisches Licht mehr als für Gas interessirt und die Uebernahme der Berliner Elektrizität-Werke beschlossen. Das hat überrascht. Man hatte geglaubt, die Lösung werde durch die gemischt-wirthschaftliche Unternehmung versucht, jedenfalls aber die Erörterung fortgesetzt werden. Nun ists entschieden: die B E W. sind vom ersten Oktober 1915 an ein städtisches Unternehmen. Die Kosten der Uebernahme betragen rund 130 Millionen. Keine Kleinigkeit in Kriegszeiten, wenn auch aus älteren Anleihen noch 80 Millionen frei sind, die der Darlehenskasse verpfändet werden können. Aber der Stadt Berlin blieb keine Wahl, seit ihr Vorschlag, den am ersten Oktober 1915 ablaufenden Vertrag unverbindlich zu verlängern, bis, in Friedenstagen, die Wiederaufnahme der Verhandlungen möglich sei, abgelehnt worden war. Die B E W hatten eine Gegenbedingung gestellt: die Stadt Berlin solle sich verpflichten, mit einem neu zu errichtenden Fernkraftwerk einen Stromlieferungvertrag abzuschließen. Dieser Vorschlag, der wahrscheinlich abgelehnt worden wäre, ist durch den Krieg hinfällig geworden. Die Braunkohlenfelder, von denen auch das neue Kraftwerk gespeist werden sollte, sind dem vaterländischen

Interesse dienstbar gemacht worden. Die B E W bleiben bestehen; sie werden die alten finanziellen Betheiligungen (Elektrizität-Lieferung-Gesellschaft) behalten und daneben eine große Ueberlandcentrale betreiben. Die B E W-Aktionäre, zu denen in erster Reihe die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft gehört, haben keinen Grund, mit dem abgeschlossenen Handel unzufrieden zu sein. Die Opfer, die sie der Stadt Berlin bringen mußten, waren ihnen stets lästig. Und die Stadt, als Unternehmerin, muß zusehen, wie sie, durch Verbilligung des Tarifs, die Rentabilität des angelegten Kapitals steigern kann.

Die Zukunft wird lehren, ob der städtischen Elektrizitätpolitik die Erfahrungen erspart bleiben, die England gemacht hat. Ich erwähnte schon, daß die Uebertragung der Grafschaftverfassung auf die Vertheilung des elektrischen Stromes sein Netz zu weitmaschig werden ließ. Von der deutschen Industrie könnten die Briten Mancherlei lernen. Sie möchten es wohl auch; nur sind die Bedingungen des Erfolges durch den Krieg verschlechtert worden. Das Verbot, an die feindlichen Länder zu zahlen, erging in Deutschland viel später als im Ausland. Das Zahlungverbot gegen England trat am dreißigsten September 1914 in Kraft; Frankreich und Rußland wurden erst am zwanzigsten Oktober und neunzehnten November einbezogen. Eine Ausnahme wurde für Forderungen zugelassen, die im Betrieb der im Inland bestehenden Niederlassungen von Engländern, Franzosen, Russen entstanden sind. Deutsche Schuldner müssen also in solchen Fällen bezahlen; ihre Verbindlichkeiten werden nicht gestundet. Die erwartete Gegenleistung ist ausgeblieben. Man denke an die berüchtigten Erlasse des Herrn Aristide Briand, französischen Justizministers, gegen das Eigenthum der Deutschen und Oesterreicher: nichts von Staatsaufsicht, wie sie im Deutschen Reich geübt wird, sondern Wegnahme des Vermögens, ohne jede Rücksicht auf das Interesse des Eigenthümers. Die industriellen Betriebe und geschäftlichen Unternehmungen wurden nur dann nicht vernichtet, wenn der französische Staat Nutzen aus dem Fortbestehen der Fabriken ziehen kann oder wenn die Rechte französischer Gläubiger geschädigt würden. Im Fall der Auflösung muß das aus dem Verkauf der Waaren erzielte Geld der Caisse des Dépôts et Consignations, einer Staatskasse, überwiesen werden, die es in Staatsanleihen anlegt. So dient das deutsche Vermögen, dem Zwang gehorchend, dem Heer des Feindes.

Man kann sich nicht vorstellen, wie bei solchem Verfahren, das alle Begriffe des Rechtes verwirrt, eine brauchbare Verrechnung der internationalen Guthaben und Forderungen möglich sein soll. Wäre überall die Auffassung wirksam, die in Deutschland gilt, dann gäbe es keine Schwierigkeit. Aber der ehrliche Engländer und Franzose, der auf indirektem Weg mit seinem deutschen Geschäftsfreunde von einst abzurechnen wünscht, wird durch die harten Vorschriften seiner Staatslenker eingeschüchtert. Vielleicht deutet die neue Anregung, die von den Kaufleuten der londoner City ausgeht, auf bessere Möglichkeiten; aber zunächst kann man sie nur als einen Wunsch für den

eigenen Geldbeutel auffassen. Der deutsche Geschäftsmann muß sich mit der Unverwerthbarkeit seiner Auslandsguthaben abfinden. Das gelingt ihm besser, als die Gegner glaubten. Hätte der Kredit seine Gefahrenseite gezeigt und wäre ein Mißverhältniß zwischen Verbrauch und Produktion von Kapital entstanden, so wäre das Fehlen der in Feindesland liegenden Gelder schmerzhaft fühlbar geworden. Die Ernährung des Wirthschaftkörpers hat sich jedoch rasch auf Kriegsrationen eingestellt; deshalb darf der deutsche Kaufmann und Industrielle die Verrechnungfrage heute anders sehen, als er sie vor drei oder vier Monaten sah. Der einzige praktische Vorschlag, der die Möglichkeit einer Erörterung bot, empfahl schließlich doch nur eine Sanirung in sich. Ein deutsches Kreditinstitut sollte die dem Ausland geschuldeten Beträge, entweder in barem Geld oder in Dreimonatacceptеn, einziehen und mit der Hilfe dieser Kapitalien Vorschüsse auf die Forderungen ans Ausland leisten. Von den zwei Größen, mit denen dieses Verfahren rechnete, war zunächst die eine unmeßlich: die Zahlungen der fremden Schuldner. Sicher wäre nur der von deutschen Partnern zu leistende Betrag, während erst nach dem Friedensschluß erkennbar würde, ob und wie weit der bis dahin feindliche Schuldner seinen Verpflichtungen nachkäme. So lange diese Entscheidung fehlte, würde die Verrechnung innerhalb der deutschen Geschäftswelt erfolgen: der deutsche Schuldner würde dem deutschen Gläubiger zu seinem Geld verhelfen. Das Ausland hätte am Ende den Gewinn, daß ihm ein Theil seiner Verbindlichkeiten abgenommen würde. Ohne guten Willen und ehrliche Absicht, auf beiden Seiten, gehts eben nicht. Allein kanns der Eine nicht machen. Und dann müßte eine zuverlässige Statistik mitwirken; die wird aber durch grobe Staatseingriffe von vorn herein um ihre Glaubhaftigkeit gebracht.

Aus der internationalen Verrechnung im Krieg wird nichts werden. Möglich ist, daß später der Zahlungausgleich im Weltverkehr eine neue Gestalt annimmt. Er könnte es, wenn der Dollar sich ehrlich mit der deutschen Mark zusammenthäte. Diese Gefahr wittert die feine Nase der londoner City. Ein neuer, wichtiger Grund, um die Welt über die Zahlungmethoden Englands besser zu unterrichten, als durch die Beschlagnahme des feindlichen Eigenthums und die strenge Bestrafung der Geschäftsünder, die ihre alte Neigung zu den Germans nicht unterdrücken wollten, geschehen kann. Die Bank von England muß alle Kräfte anspannen, um die Vorschüsse an Rußland, Frankreich und die Anderen aufzubringen. Ist nicht denkbar, daß diese Sorge den Gedanken an die im Ausland lagernden Guthaben weckte? Keiner von uns kann den Feinden ins Herz sehen und sagen, ob ihr Glaube an die eigene Finanzkraft ehrlich ist. Wenn aber in den „Times“ plötzlich die Rückkehr zu internationaler Verrechnung von Guthaben und Forderungen empfohlen wird, dürfen wir annehmen, daß es sich nicht nur um eine akademische Erörterung handelt.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. März 1915.

Fichte.

In der Menschheit lebt der Trieb nach Verehrung. Sehr verschiedenartig wirkt er sich aus. Durch Anbetung der Gottheiten, durch Verherrlichung von Heiligen und Heroen. Nicht ohne Grund verlangt deshalb auch der Positivist August Comte, dem die Bedeutung der „adoration“ nicht verborgen blieb, für das dritte Stadium einen Kultus der „großen Menschen“. Je ein Tag soll ihrer besonderen Erinnerung gewidmet sein, der alte, metaphysisch gerichtete Kalender einen rein diesseitigen Inhalt gewinnen. Schon giebt es heute dieses neue Kalendarium. Was aber macht Menschen und Zeiten verehrungwürdig? Die überhistorischen und überpersönlichen Ideen, die in ihnen zur Erscheinung kommen. Auch auf dem Kulturgebiet der Wissenschaft. Nichts liegt ihrem Wesen ferner als Götzendienst zu treiben mit Denen, die ihr neue Werthe brachten. Gerade die kritische Helle läßt die Endlichkeit jedes, auch des größten Forschers und Entdeckers erkennen. Einen bahnbrechenden Denker wirklich erfassen, heißt: in irgendeinem Sinn über ihn hinausgehen. Und zwar im Namen des selben Logos (mögen wir ihn nun transszendental oder zugleich transszendent verstehen), an dessen Gegenwart alle ernste, sich selbst recht begreifende Bemühung um Wahrheit geknüpft ist. Diese Verantwortung vor dem Forum idealer Forderungen, überindividueller Geltungansprüche dürfen wir getrost den Heiligen Geist der Wissenschaft nennen. Er schlingt ein unsinnliches, aber leicht erkennbares Band um Alle, die an allgemeingiltiger Denkweise theilhaben.

Johann Gottlieb Fichte pflegt als Nachfolger Kants bezeichnet zu werden. In gewissem Sinn mit Recht. Nicht nur chrono-

logisch, sondern auch sachlich. In dem System des Kritikers der reinen Vernunft waren entwickelungfähige Elemente, auf die er zum Theil schon selbst hingewiesen hatte. So spricht Kant die Erwartung aus, „es dereinst vielleicht bis zur Einsicht der Einheit des ganzen reinen Vernunftvermögens, des theoretischen sowohl als des praktischen bringen und Alles aus einem Prinzip ableiten zu können, welches das unvermeidliche Bedürfniß der menschlichen Vernunft ist“. Auch sei, wie er in anderem Zusammenhang meint, vielleicht „dasjenige Etwas, welches den äußeren Erscheinungen zum Grunde liegt“, als Numenon oder als transszendentaler Gegenstand betrachtet, auch „zugleich das Subjekt der Gedanken“. Vielleicht sei Das, was der Erscheinung der Materie oder den Gegenständen des äußeren Sinnes als Ding an sich selbst zu Grunde liege, gar nicht so „ungleichartig“ mit den transszendentalen Gegenständen des inneren Sinnes. Hier wie sonst freilich war Kant von der Voraussetzung geleitet, es gebe (freilich unerkennbare) Dinge an sich. An deren Existenz zu zweifeln, war ihm nach einem wichtigen Geständnis der Prolegomena „nie in den Sinn gekommen“. Endlich hatte Kant bereits die Vermuthung gewagt, daß Sinnlichkeit und Verstand, Rezeptivität und Spontaneität aus „einer gemeinsamen Wurzel“ stammten.

Fichtes Weiterbildung kantischer Gedanken (er hatte dabei einen Vorläufer in Reinhold, dem Verfasser einer „Neuen Theorie des Vorstellungvermögens“) besteht in dem Versuch, all diese Dualismen auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen. Hatte schon Jacobi geltend gemacht, ohne Ding an sich komme man nicht in die Kritik der reinen Vernunft hinein, mit ihm könne man nicht darin bleiben, so hält Fichte den Ding-an-sich-Begriff geradezu für einen unvernünftigen, für eine „völlige Verdrehung der Vernunft“. Stoff und Form des Erkennens werden nach ihm von dem absolut thätigen Ich geschaffen. So, daß alles Nicht-Ich lediglich als verminderte Aktivität begriffen wird. Das metaphysisch, nicht empirisch gemeinte Ich setzt nach Fichtes bekannter Formulirung nicht nur sich selbst, sondern es setzt sich zugleich entgegen ein Nicht-Ich, durch das es sich selbst beschränkt (theoretisch) und das es wiederum beschränkt (praktisch). Damit glaubt Fichte den Gegensatz theoretischer und praktischer Vernunft überbrückt zu haben: durch den Primat des thätigen Ichs.

Durch solches „Deduziren“, wie Fichte es selbst nennt, tritt er das Erbe der Transszendentalphilosophie an. Handelt doch einer der schwierigsten Abschnitte der Kritik der reinen Vernunft von der transszendentalen Deduktion der Kategorien, deren Giltigkeit

oder, wie Kant sagt, empirische Realität unbeschadet, ja, gerade wegen ihrer transszendentalen Idealität nachgewiesen werden soll. Zwar sind die Kategorien a priori, weil schlechthin, nicht nur komparativ allgemeingiltig; zwar stammen sie nicht aus der Erfahrung, doch sind sie neben den Anschauungformen von Raum und Zeit die Bedingungen jeder möglichen Erfahrung und ihrer Gegenstände; und insofern von überempirischem Wahrheit- oder Erkenntnißwerth.

Wissenschaftlehre nennt Fichte, mit einem bis heute gebräuchlichen Terminus, die philosophische Besinnung auf den Geist der Wissenschaft. Nichts Anderes ist ihm die theoretische Philosophie als das Streben, den „Grund aller Erfahrung anzugeben", das Gefüge der Kategorien aufzudecken, aus denen sich alle Erkenntniß als aus ihren Urbestandtheilen aufbaut. Und so sehr rückt er, trotz allen späteren Abweichungen im Einzelnen, in die Nähe Kants, daß sein anonymer „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" (1792) als das erwartete Werk des königsberger Philosophen angesehen wurde. Schon diese Zufälligkeit war geeignet, den Ruhm des bis dahin noch Unbekannten zu begründen.

Aber trotz (oder, richtiger, gerade wegen) der transszendentalen Methode war Fichte keineswegs ein Verächter der Erfahrung. Er war es so wenig wie etwa Schelling oder Hegel, mochten auch alle Drei einem einseitigen und unkritischen Empirismus abhold sein. Wie unberechtigt die landläufigen Vorwürfe dieser Art sind, dafür zeugt eine weniger gekannte Schrift Fichtes: sein 1807 geschriebener, erst 1817 veröffentlichter „Deduzirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden Höheren Lehranstalt". Fichte warnt darin vor zwei Extremen. Diejenigen, „welche a priori phantasirten, wo es galt, Fakta beizubringen, seien eben so wie Diejenigen, die sich auf die wirkliche Beschaffenheit der Dinge beriefen, wo das apriorische Ideal dargestellt werden sollte, von den Verständigen mit der gebührenden Verachtung angesehen worden". So werde etwa, „was überhaupt Gesetz sein solle, schlechthin a priori erkannt". Dagegen bedürfe „die Kunst, die besondere Gestalt dieses Gesetzes für jede gegebene Zeit zu finden und es ihr anzuschmiegen, der Erfahrung der gesammten bekannten Zeit". Zwar sei der philosophische Geist in den Wissenschaften unentbehrlich, aber zugleich müsse die „Mitwirkung des historischen Wissens" darüber wachen, „daß nicht in empirischen Fächern a priori phantasirt werde, statt gründlicher Gelehrsamkeit". Aber Fichte will als „spekulativer" Denker auch nichts von einer bloßen Anhäufung der Thatsachen wissen, von einem rohen Empirismus, wie wir es nennen können. Ueberall

kommt es ihm vielmehr darauf an, die Fülle des Historischen (das ja sehr weit über die Geschichte im engeren Sinn hinausragt) aus einem einheitlichen Prinzip zu „deduziren“, sie als organisches Ganzes zu begreifen. In diesem Sinn meint er gegen Schluß des erwähnten Planes, seine einzelnen Vorschläge seien nicht unerhörte Neuerungen; Originalität aber könne sein Entwurf wenigstens insofern beanspruchen, als er alle anderswo schon bestehenden Einrichtungen, „durch einen klaren Begriff in ihrer eigentlichen Absicht verstanden, sie aus diesem Begriff heraus wiederum vollständig abgeleitet und sie so zu einem organischen Ganzen verwebt habe“.

Zugleich läßt die Denkschrift erkennen, welchen Antheil Fichte, der erste Rektor der berliner Universität, auch an der Organisation des wissenschaftlichen Geistes seiner Nation nahm, wie fern er einer weltfremden Spekulation und Philosophie blieb. Obgleich gerade er als echter „Idealist“ die in sich selbst gegründete Giltigkeit der Ideen gegenüber dem rein Thatsächlichen als solchem, gegenüber mehr oder weniger zufälligen Einrichtungen und Gebräuchen mit Leidenschaft verfocht; wiederum ganz im Geist Kants, der sich nicht scheute, von einer „pöbelhaften Berufung“ auf die Erfahrung zu reden, wenn es galt, unvollkommene Erscheinungen der Erfahrungwelt nach der Idee umzuformen. Auch Fichte hatte einen zu tiefen Blick in das Reich der Ideen gethan und sie zu hell in ihrem eigenen Glanze leuchten gesehen, als daß er ihnen Licht von dem Empirischen als solchem zu borgen brauchte.

Dennoch war er kein schwärmender Ideologe. Vielmehr in dem ganzen Bereich seines Schaffens ein Philosoph der That, ein praktischer Philosoph in des Wortes bester und vornehmster Bedeutung. Als solchen drängte es ihn, seiner geliebten deutschen Nation ins Gewissen zu reden, daß sie sich wieder auf sich selbst und die starken Wurzeln ihrer Kraft besinne. In diesen Reden und in den berliner Vorlesungen über „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“, die seine Geschichtphilosophie enthalten, wirkt Fichte als Erzieher im Sinn Platons, als Gesetzgeber, wie Nietzsche sich den echten, nicht in toter Gelehrsamkeit aufgehenden Philosophen dachte, als Prophet, der die gegenwärtige Lage unerträglich findet und den letzten Augenblick zur Abwendung der Katastrophe gekommen sieht. Selten wohl war ein Seher zuversichtlicher überzeugt von dem unfehlbaren Kommen des geschauten Reiches der „Vernunft“ und des „allgemeinen Friedens“ als Fichte. Man spürt das Feuer seiner Sehnsucht, wenn er in der Abhandlung über die Bestimmung des Menschen ausruft: „So kann es un-

möglich bleiben sollen; es muß, o es muß anders und besser werden!" So spricht eine Persönlichkeit, die in sich selbst einen aufs Höchste gesteigerten Thätigkeittrieb, einen wahren „Thatensturm" fühlt und ihre Verfassung dann in die Region verbindlicher Normen für das ganze Menschengeschlecht projizirt: „Nicht bloßes Wissen ist Deine Bestimmung, sondern nach Deinem Wissen Thun ist Deine Bestimmung. So ertönt es laut im Innersten meiner Seele, sobald ich nur einen Augenblick mich sammele und auf mich selbst merke. Nicht zum müßigen Beschauen und Betrachten Deiner selbst oder zum Brüten über andächtigen Empfindungen, nein: zum Handeln bist Du da; Dein Handeln und allein Dein Handeln bestimmt Deinen Werth."

Die energische Forderung des Handelns, der That bildet nicht etwa nur einen gleichsam isolirten Bestandtheil der Ethik Fichtes. Sie folgt aus seinen metaphysischen Grundanschauungen mit Nothwendigkeit. Auch die Deduktion des Nicht-Ich aus dem Ich ist schon ethisch gerichtet. Das nach Thätigkeit lechzende Ich verlangt ein Material, an dem es sich auswirkt und seine „Bestimmung" erfüllt. Indem Fichte diese Bestimmung von vorn herein als eine „sittliche" faßt, kann, ja, muß er die Welt geradezu als „das versinnlichte Materiale unserer Pflicht" bezeichnen. Stammt also nach ihm die ganze sichtbare Welt aus einer ursprünglichen sittlichen Forderung, gründet sich alles Sein auf ein Sollen, so liegt vollends die ethische Deduktion der Wissenschaft nah. Jetzt überrascht uns nicht mehr sein Satz: „Aus dem Gewissen allein stammt die Wahrheit." Nicht der Verstand sei es im eigentlichen Sinn, der uns Erkenntniß liefere, über Wahr und Falsch entscheide, sondern der Wille, das Erkannte nun auch wirklich „gelten zu lassen". Auf die „Gesinnung" komme es darum bei dem Streben nach Wahrheit, bei der Bildung überhaupt an.

Der Denker, dessen transszendentale Betrachtungweise zur philosophischen Erfassung des wissenschaftlichen Geistes drängt, war tief und umfassend genug, um zugleich den ethischen Geist desselben Kulturgebietes zu würdigen. Der „Bestimmung des Gelehrten" (so lautete das Thema seiner erlanger Vorträge im Sommer 1805) schenkte er besondere Aufmerksamkeit. Es klingt wie das Hohelied auf die Mission des Forschers, besonders des Philosophen, und zugleich wie eine ernste Mahnung, mit dem Professor den Confessor, mit der Erkenntniß das Bekenntniß zu verbinden, wenn Fichte das Bewußtsein von seiner eigenen Bestimmung in die Worte faßt: „Auch mir an meinem Theil ist die Kultur meines Zeitalters und der folgenden Zeitalter anvertraut.

Ich bin dazu berufen, der Wahrheit Zeugniß zu geben; an meinem Leben und an meinen Schicksalen liegt nichts; an den Wirkungen meines Lebens liegt unendlich viel. Ich bin ein Priester der Wahrheit; ich bin in ihrem Sold, ich habe mich verbindlich gemacht, Alles für sie zu thun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihrer willen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienst versterben sollte: was that ich denn Sonderliches, was that ich denn weiter als Das, was ich schlechthin thun mußte?" So sieht Fichte seine Thätigkeit von priesterlicher Würde und Verantwortlichkeit umkleidet und bestätigt damit zugleich die Auffassung, die im Anfang dieser Zeilen ausgesprochen wurde.

Solche und viele ähnliche Worte, die Fichte geprägt hat, verdienen, mit Unsterblichkeit gekrönt zu werden. Mag die endliche Hülle von Fichtes System der Zeit den schuldigen Tribut zahlen. Auch hier dürfen wir sagen: Es beharret im Wechsel der Geist. Die letzten Motive seines Denkens sind auch bei Fichte nicht immer zu einwandfreier Entfaltung gelangt. Wie lebendig auch in ihm die Idee des allgemeingiltigen Wissens gegenwärtig war, Temperament und Konstruktionlust des Denkers hinderten oft ihre Verwirklichung. Wer sich nicht an dem Schwung seiner packenden Worte und mitreißenden Inspirationen berauscht, wer Kraft und Zucht zur kühlen Kritik sich bewahrt, sieht sich oft vor einer Dürftigkeit. Spöttischer als nöthig und berechtigt, aber nicht ohne jeden Grund, spricht Schopenhauer von Fichtes „Wissenschaftleere" als einer „Karikatur der kantischen Philosophie". Statt einer organischen Verknüpfung von Begründungen bietet Fichte oft mehr ein System bloßer Behauptungen und „Ueberzeugungen", die dem Charakter und Herzen ihres Urhebers vielleicht alle Ehre machen, die strenge allgemeingiltige Methode aber vermissen lassen. Denn Intuitionen, hinter denen sich (nicht immer, doch nicht selten) Konfusionen verbergen können, erwerben in der Wissenschaft erst dann Heimathrecht, wenn sie die Probe der Deduktion oder Induktion, allgemeingiltiger Begründung, bestehen.

Doch Fichte, der Denker und die Persönlichkeit, bleibt eigenartig und groß. Als ein „kolossaler, diamantener Geist", der aufrecht und klar wie ein Fels emporragt (nach Carlyles treffenden Worten in „Helden und Heldenverehrung"), „ein Cato maior in einer heruntergekommenen Zeit, ein Mann, würdig, in der Stoa zu lehren und in den Hainen der Akademie über Sittlichkeit und Schönheit zu unterrichten". Als Erzeuger einer kraftvollen ethischen Stimmung im Rahmen einer pantheistischen Metaphysik, die in einem symbolischen Theismus Gott und „moralische Weltord-

nung" identifizirt und dadurch der eben so thörichten wie bequemen Anklage auf „Atheismus" verfiel. Als ein markiger Repräsentant des vielgerühmten, im täglichen Leben freilich manchmal vermißten deutschen Idealismus. Als einer der Deutschen, auf den sein eigenes Wort Anwendung finden darf: „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend."

Bonn. Dr. Johannes Maria Verweyen.

Oesterreich als slawische Vormacht.

Geehrter Herr Harden, als Sie im Spätherbst 1913 Ihren Vortrag in Wien gehalten hatten, besprach ich mit Ihnen unter Anderem den Plan zu diesem Aufsatz und Sie stimmten meiner Ansicht bei, daß Oesterreichs Stellung als slawische Vormacht eine fundamentale Lebensbedingung dreier großen Gruppen sei: des Deutschen Reiches, der Deutschen in Oesterreich und der Magyaren. Ich hatte den Plan zu dieser Arbeit lange mit mir herumgetragen. Aber ich hatte Zweifel, ob Sie den Aufsatz veröffentlichen würden, weil ich darin einen herben Tadel gegen die deutschen und preußischen Machthaber und Politiker wegen ihrer mir verfehlt erscheinenden Polenpolitik mit absoluter Nothwendigkeit für den ganzen Gedankengang aussprechen mußte. Sie hindern die Veröffentlichung dieser Meinung nicht. Eine schwere Erkrankung verzögerte die Ausführung meines Planes. Das war gut. Meine Worte wären, wie oft früher, verhallt oder hätten Gehässigkeiten erzeugt. Denn sie ertönten gegen vielfache Leidenschaften; und die nationalen sind die heftigsten.

Immer, wenn solche nationalen Reibungen eine bedrohliche Stärke erreichen, wird die Frage aufgeworfen: Wer hat angefangen?

Zur richtigen Beantwortung der Frage muß man oft auf Jahrhunderte zurückgehen. Ich erinnere an die Deutschenhetze der Hussiten und an die Rolle des „Sonnenkönigs" im Elsaß. Meist geht nationale und konfessionelle Intoleranz von dem mächtigeren, wenigstens bisher mächtigeren Volksstamm, von dem wenigstens im Moment kulturell höherstehenden und von den machthabenden Schichten aus. Deutlich erweist auch diesen Satz die zeitgenössische Geschichte, besonders Oesterreichs.

Es seien einzelne Beispiele aus dem Oesterreich der letzten fünfzig Jahren angeführt. Als ich einst den Admiral Tegetthof mit ernstem Scherz fragte: „Excellenz, woher haben Sie die Vermessenheit gehabt, die Schlacht bei Lissa gegen eine solche Uebermacht zu schlagen?“, antwortete mir der Held: „Ich verließ mich auf meine dalmatinischen Kanoniere.“ Dieses „dalmatinisch“ ist ein Gattungbegriff für die ganze dalmatinisch-istrianische Bevölkerung, welche die besten Matrosen der Welt liefert und der österreichischen Marine einen großen Theil ihres Werthes verleiht.

Als in Istrien die Italiener noch die administrative und parlamentarische Uebermacht hatten, duldeten sie nicht, daß ein Held von Lissa, wenn er nach Capo d'Istria zu Gericht kam, dort eine Orientierung in seiner slawischen Nationalsprache finde. In Dalmatien selbst, wo, wie sich später herausstellte, nur zehntausend Italiener leben, benutzte diese italienische Minorität das unehrliche Wahlgesetz Schmerlings und den wüthenden Haß der dalmatinischen Kroaten und Serben, um sämmtliche Reichsrathmandate in ihre Hand zu bekommen und die Verwaltung und den Unterricht in der Provinz italienisch zu gestalten. Natürlich scheiterten schließlich in Istrien wie in Dalmatien die Anstrengungen der Intoleranz und des Herren-Wahnwitzes an dem allgemeinen Wahlrecht und an der Einigung der serbo-kroatischen Bevölkerung.

Ganz unvernünftig haben die Polen seit Jahrhunderten den Kampf gegen die Ukrainer (Ruthenen) geführt. Bis in die neuste Zeit hat dieser Kampf noch gewüthet; erst seit ein Schuß den Statthalter Potocki, der die Russophilen gegen die Ruthenen ausgespielt hatte, niederstreckte, begann es in den Köpfen der Polen zu dämmern und zu leuchten. Als Graf Stadion im Jahr 1848 bäuerliche ruthenische Deputirte in den Reichsrath nach Wien brachte, fand er als „Erfinder“ der Ruthenen kein Verständniß; und mir (si licet parvum hominem politicum componere magno) ging es eben so. Mir war die Bedeutung der ruthenischen Frage längst klar und ich habe maßgebende Persönlichkeiten schon vor Jahrzehnten darauf hingewiesen. In meiner anonym erschienenen Monographie: „Politische Betrachtungen eines Unbefangenen“ (Wien 1883) sagte ich: „Die Russinen waren der Hammer, mit dem die Großrussen zuerst das Polenreich mürbe klopften, um es dann in Stücke zu brechen.“ Noch eindringlicher betonte ich die Wichtigkeit einer glücklichen Lösung der ukrainischen Frage in den „Akademischen Briefen“ an den Minister Hartel (Wiener Medizinische Presse). Ich hob die Bedeutung einer ruthenischen Universität hervor, da ein großer, dem Reich

treuer Volksstamm, wie es die Ruthenen sind, geistig nicht nach dem Ausland hin gravitiren solle; jeder einsichtige Pole müsse aus der Geschichte die Lehre ziehen, daß die Fortdauer des Polenthums als einer Kulturrasse, die nicht nothwendig an eine staatliche Selbständigkeit geknüpft zu sein braucht, nur durch innigen, brüderlich freundschaftlichen Bund mit den Ruthenen gesichert werden könne. Wenn die Polen den Ruthenen schon nicht ein Gymnasium gönnen, so muß man an dem politischen Verstand der Führer und der Geführten verzweifeln. Der Pole, der in Zwietracht mit den Ruthenen lebt, ist ein Hochverräther an seinem eigenen Volk. Hier wird auch Unverstand zum nationalen Verbrechen. Heute sind die Polen zu der Einsicht gekommen, die ich vor zehn Jahren schaffen wollte.

Die Ungarn haben die „Politik des weißen Blattes“, die Deak den Kroaten gegenüber trieb, nicht weiter verfolgt. Sie haben auf die Slowaken, auf die Serben und Deutschen im Banat, auf die Rumänen einen harten Druck geübt, der ihnen nicht so gut gelungen ist wie der auf die gefügigen Deutschen im ödenburger und eisenburger Komitat. Dieser Druck wuchs zur Gefahr empor. Aber die Ungarn hatten von je her kluge Staatsmänner. An ungeschickten freilich fehlte es auch bei ihnen nicht. Der Staatsmann Tisza hat die Situation erfaßt, die Mehrheit der Abgeordneten der politisch feinfühlenden ungarischen Nation folgte ihm: und so wurden manche Reibungflächen geglättet.

Nicht so einsichtig sind die Führer der Deutschen gewesen. Die frühere Uebermacht der Deutsch-Oesterreicher in der Regierung, in der Verwaltung und im Unterrichtswesen und die natürliche Vorherrschaft des Deutschen als gemeinsamer parlamentarischen Verständigungsprache hat die Führer und die Verführten geblendet, verblendet und einen nationalen Größenwahn erzeugt, von dem sie, trotz bitteren Erfahrungen, bis in die letzte Zeit nicht geheilt wurden.

Die Verblendung zeigte sich besonders deutlich in dem Verhalten der Deutschen gegen die Czechoslawen und gegen die Südslawen in Cisleithanien. Als nach 1880 Baron Andrian, Fischhof, Lueger, Kronawetter und Andere, unter ihnen auch ich als einer der Führer der Demokraten, eine „Deutsche Volkspartei“ zum Ausgleich mit den Czechen und den anderen slawischen Stämmen gründen wollten, wurde diese Partei schon in der Gründerversammlung von den damaligen deutschen „Liberalen“ gesprengt. Diese Männer waren ehrenwerth und gescheit; sie hatten aber einen sehr engen Gesichtskreis, der ihnen in der

Okkupationzeit von Bismarck den Spottnamen der „Herbstzeitlosen“ eintrug. Damals war der Ausgleich ohne wesentliche Opfer für die Deutschen möglich gewesen; morgen werden sie schwere Opfer bringen müssen. Den kurzsichtigen Leuten muß klar werden, daß die Deutschen, ohne die slawischen Bataillone und die südslawischen Matrosen, von der slawisch-romanischen Hochfluth im Bunde mit den neidischen Briten zerquetscht würden.

Die deutschen Wähler werden wieder fähige Menschen zu ihren Führern wählen, Männer, die nicht hauptsächlich durch nationale Verhetzung ihre Fähigkeit zur Volksvertretung erweisen. Hoffentlich wird das Pflichtgefühl und der Muth erwachen, einer unreifen, verirrten Jugend den richtigen Weg zu weisen. Der Krieg hat schon jetzt als Lehrmeister gewirkt und das österreichische Vaterlandgefühl erweckt. Das Jahrhunderte lange Zusammenleben im Krieg und im Frieden hat unseren Volksstämmen eine Wesensart eingeprägt, die sie von ihren im Ausland wohnenden Verwandten unterscheidet. Billroths Wort, wenn man einen Oesterreicher zersägt, werde der Querschnitt schwarz-gelb sein, enthält eine tiefe Wahrheit.

Der Pessimismus, der in Oesterreich die Folge des nationalen Zwistes war, wird verschwinden. In der zuvor citirten Schrift sagte ich: „Wer die Philosophie der Geschichte Oesterreichs kennt, Der weiß, daß die selbe historische Nothwendigkeit, die das Reich zusammengefügt hat, es auch erhält. Es ist ein historisches Gesetz, daß die Vernunft der Geschichte jedesmal über die Unvernunft der Regirungmänner wie der Regirten siegt.“ Diese Prophezeiung ist bestätigt worden. Die österreichischen Slawen wissen heute, daß der Panslawismus keine andere Berechtigung als der Pangermanismus hat. Das geistig, sittlich und physisch hochbegabte russische Volk, einmal befreit, wird (ich theile nach genauer Prüfung der russischen Volksseele die Meinung Dostojewskijs) die europäische Kultur gewaltig bereichern. Deutschland und Österreich aber, mit allen ihren Stämmen und Völkern, kämpfen heute für diese Kultur. Und deren slawische Vormacht zu werden, ist Oesterreichs Bestimmung.

Wien. Professor Dr. **Moritz Benedikt.**

Deutsche Verse.

Die drei Reiter.

Es war ein sonniger Sommertag,
Am Himmel ein Wölkchen nur drohend lag:
Da wars, daß die Erde barst und brach
Und ein herzbetäubender Donnerkrach
Aus der Tiefe kam. Ein Rollen und Toben,
Ein weithin gellender Sturmeswind.
Und brausend die Wasser und schäumend sich hoben
Und der Himmel ward schwarz und das Licht ward blind,
Die Wälder stürzten krachend zusammen,
Hoch in den Lüften das wirbelnde Laub,
Felsen und Steine zermalmt zu Staub
Und dunkles Gewölk und lodernde Flammen.

Da war es, daß die Erde zerriß
Und aus dem Abgrund mit grellem Lachen
Alle Feuer der Finsterniß,
Der Hölle und der Verdammniß brachen:
Es öffnete sich ein schwarzes Thor,
Aufsprangen wie Schwerter die stählernen Flügel
Und aus der hallenden Tiefe empor
Stiegen drei Reiter, den Fuß im Bügel.

Ritt der Eine ein Roß kohlschwarz,
Flammend gefleckt mit blutrothen Flecken,
An den Hufen Pech brennend und Harz,
Die Nüstern umwölkt von Feuer und Schrecken.

Riesengroß der Reiter! Das Haupt
Ragt in die Wolken, die nebelgreisen,
Glieder wie Bäume, zusammengeklaubt
An den Gelenken mit Schienen von Eisen.
Blutig das Antlitz, triefend von Blut
Das flatternde Haar und die knochigen Hände,
Blutend das Schwert auf dem Sattel ruht,
Blut an den Sporen . . . Blut ohne Ende.
Mit wildem Gebrüll spornt er sein Roß
Und sprengt in die ringenden Menschenmassen;
Fußvolk und Reiter, Buben und Troß, —
Viele müssen ihr Leben lassen.

Kanonen wie junge Bäume zerdrückt,
Wie Halme Gewehre und Lanzen geknickt,
Felsstarke Mauern von Bomben gesprengt,
Häuser verbrannt, Bäume versengt,
Die Felder zerstört, die Saaten vernichtet,
Die Scheuern in Asche, die Dorfschaft geflüchtet.
Hunger und Elend, Schrecken und Noth,
Weinende Kinder betteln um Brot,
Blinde und Lahme, Weiber und Greise
Stehn an den Straßen und wimmern leise . . .
Blut und Leichen an allen Wegen,
Prasselnd darüber der Feuerregen.

Und aus den Wolken die Stimme gellt,
Gellt wie der Hölle flammender Sieg:
„Ich bin der Finsterniß stählerner Held,
Ich bin der Krieg!"

Ritt der Zweite ein gelbfahles Roß,
War ein Weib mit greisenden Haaren,
Knochendürr und riesengroß,
Kam wie ein Blitz aus der Tiefe gefahren.
Triefend die Augen und schwefliggrün
Gierig flackernde Blicke sprühn;
Lefzende Lippen, geborstene Zähne,
Die Nägel gekrampft in die grindige Mähne,
Den Leib auf den Hals des Thieres gebogen,
Den faltigen Mantel flatternd im Wind,
So kommt sie über die Felder geflogen
Dahin, wo die Spuren des Andern sind.

Ihr krankgelbes Roß umheult eine Meute
Von räudigen Bestien wild und grell,
Die stürzen am Weg sich auf jede Beute
Mit Hallo und Hussa und Höllengebell.
„Kusch Typhus, hier Fieber, — harrt, bis ich Euch rufe!
In die Knochen fahre Euch Sucht und Pein!"
Die Peitsche knallt, es stäuben die Hufe;
So stürmts mit Geheul und Gewinsel feldein.

Sie lockt aus den Sümpfen die tötlichen Dünste,
Die gasigen Flämmchen aus Wiese und Moor;

Ueber den Gräbern die Nebelgespinnste,
Giftgelb ein Streifen aus Schwaden und Flor.
Alles folgt ihr, Stechmücken, Aasfliegen,
Was nur den Menschen, den stolzen, ein Feind;
Was aus der Höllen Tiefe gestiegen,
Hier ists zu tötlichem Wirken vereint.

Ihr Blick ist Krankheit, ihr Athem Verderben,
Ein Hufschlag Siechthum, Seuche ein Biß;
Aus Leichen lockt sie in neues Sterben,
Wenn eben in Qual ein Leben zerriß.

Sie richtet sich auf und schreit übers Feld,
Hohnlachend, daß es schrillt und gellt:
„Ich bin der Hölle jauchzendes Fest,
Ich bin die Pest!"

Ritt der Dritte ein ehernes Roß,
Schwarz in Harnisch, starrend von Eisen;
Um sein Haupt Geschoß auf Geschoß,
Granaten und Torpedos kreisen.
Sein Antlitz ist blendender Blitz, so weiß,
Kein Menschenauge vermag es zu schauen;
Ein grell aufleuchtender Flammenkreis,
Verderben speiend und blasses Grauen.

Er reckt seine Hand: eine Kriegerreih
Stürzt zu Boden. Ein Schreckensschrei
Geht durch die andern kämpfenden Glieder;
Er reckt seine Hand: auch sie stürzen nieder.
Er reckt seine Hand: und Schiffe versinken.
Er reckt seine Hand: und Tausend ertrinken.
Ein Blitz aus dem Antlitz: das Feld ist leer.
Ein Wink: und die Sümpfe verschlangen ein Heer.

Ein Donnerschlag; und im Donner das Wort,
Das hallt durch die Adern erstarrend fort:
„Ich bin der Hölle letztes Gebot,
Ich bin der . . ."

Tod, wo ist Dein Stachel? Hölle, wo ist Dein Sieg?
Der Krieg brach über uns nieder, — aber wir führen den Krieg!

Tod, wo ist Dein Grauen? Du kennst nicht die Todeslust;
Wir stürmen Dir lachend entgegen und bieten Dir Brust an Brust.
Du kannst uns zerfleischen und töten, aber uns schrecken nicht.
Wir haben der Heimath geschworen, wir kennen unsere Pflicht.
Mit leuchtenden Augen schauen wir in die Qual und Noth;
Die Unsern auf uns bauen: wir fürchten keinen Tod.

Wir fürchten nicht Pest noch Seuche. Wende Dein Roß nur zurück
Zu Deinen Nachtgefilden, bei uns wird Dir kein Glück;
Und stürzen Kranke nieder und Sieche Reih auf Reih,
Es eilen zu ihrer Hilfe Tausend und Tausend herbei;
Wir bringen sie hinter die Mauern von unserm eisernen Heer.
Zieh fort, Du höllischer Reiter, hier wird Dir Sieg nie mehr!

Der Krieg mag uns umtosen mit Feuer, Blut und Noth,
Gott ist unser Wehr und Waffen, unsre feste Burg ist Gott.
Wir stehn ein Fels zusammen, ein Felsen Mann für Mann,
So gehn wir in die Flammen, so greifen wir jubelnd an.
Ein einig Volk in Treuen um Kaiser und um Reich,
Vor Tod und Pest und Schlachten: da sind wir Alle gleich;
Wir bieten unser Leben und unser Blut zum Pfand,
Daß frei und blühend bleibe das heilige deutsche Land.
Und mag der Krieg noch währen, — wir fürchten nicht den Krieg,
Denn unsre Herzen wissen: Das Ende ist der Sieg;
Der Sieg, der unter Palmen strahlend den Einzug hält,
Der Sieg, der uns den Frieden, den Frieden bringt der Welt.

Schnee.

Schnee, Schnee, Schnee . . .
Langsam fallen die Flocken.
Sorge und Kummer und Weh
Läuten die Kirchenglocken.
Weiß weit und breit
Wälder und Felder und Fluren,
Kirchenstufen verschneit,
Schnee auf den Menschenspuren.

Schnee, Schnee, Schnee . . .
Langsam die Flocken fallen.
Mantel der Winterfee,
Sterngestickt und kristallen.

Leise wie Zauber und Traum
Ist sie darüber geglitten,
Silberflimmernd der Raum
Knistert von Flügelschritten.

Schnee, Schnee, Schnee . . .
Langsam fallen die Flocken.
Traum und Zauber verweh'!
Gramvoll klingen die Glocken.
Dumpf auf Grab an Grab
Sinkt das Klagegeläute,
Sinkt wie Wolken herab,
Schwimmt in die dämmernde Weite.

Schnee, Schnee, Schnee . . .
Langsam die Flocken fallen.
Sorge und Kummer und Weh
Stumm zu den Gräbern wallen.
Augen verweint und leer,
Starr und verschneit die Herzen.
Frühling und Freude? Nie mehr?
Langsam fallen die Schmerzen . . .

Ostern 1915.

Das wird ein Ostern, wird ein Feiern,
So still und ernst, wie nie es war;
Halb steht die Welt in Trauerschleiern
Und kaum ein Aug' ist thränenklar.
Vom Himmel wallen weiß die Flocken,
Der Segen, eh' er kam, erfror;
Und im Geläut von Todesglocken
Steigt eine neue Zeit empor.

Das ist ein Mühen und ein Ringen,
Das ist kein selig Auferstehn;
Wir müssen erst die Felsen zwingen,
Daß sie uns auseinandergehn.
Wir müssen ihre Kraft zerbrechen
Mit unsrer Hände Bann und Macht,
Daß endlich Morgenstrahlen brechen
In diese schwarze Grabesnacht.

Daß wieder Frühlingsblüthen breiten
In Sonnenglanz den duftigen Schnee,
Daß sich zu frischer Saat bereiten,
Gedüngt von Blut, gefurcht von Weh,

Die Schollen unsrer alten Erde,
Die uns aufs Neue nun geschenkt;
Und daß uns lichter Segen werde
Deß, der des Schicksals Wege lenkt.

O Herr der Völker, Herr der Schlachten,
Du weißt, wir wollten nicht den Krieg,
Doch als ringsum Geschütze krachten,
Da rief die Noth, da galts den Sieg.
Befiehl nun, daß die Qualen enden,
Gieb uns den stolz verdienten Preis!
Du weißt: der Kranz in unsern Händen,
Er wandelt sich zum Friedensreis.

Im Herzen waren von den Andern
Wir tief geschieden allezeit,
Wir mußten Deine Wege wandern
Und denken Deiner Herrlichkeit.
Wir kannten nur ein Ziel der Mühen:
Die Ersten sein an Deinem Thron.
Des Innern heiliges Erglühen
War unsres Dienstes reicher Lohn.

In keine reineren Hände legen
Kannst Du des Sieges goldnen Kranz.
So gieb den Frieden, gieb den Segen,
Oeffne der Welt des Himmels Glanz.
Aus Opfern wollen wir und Trauern
Geleiten sie zu Deinen Höhn.
Und rings in Schweigen und in Schauern
Vollendet sich das Auferstehn.

Bismarcktag.

Vergessenheit, Du senkst die Schleier
Auf alles Strahlende herab!
Wir wallten heißbewegt zur Feier
Und kamen an ein steinern Grab.
Was einst ein Herzog unserm Volke,
Das lag darinnen nun in Staub.
Die Hand griff in die Nebelwolke,
Den Fuß umrauschte dürres Laub.

Was einst ein Licht, ein Glanz uns Allen,
Das war zum Namen schon verglüht;

Und wie ein Stern, ins Meer gefallen,
Nur ferne, blasse Kreise zieht,
So sankst Du langsam ins Vergessen
Und immer tiefer in die Nacht.
An Festestafeln unterdessen
Vergaß man, wer das Fest gebracht.

Daß Du die Wahrheit, Du die Treue,
Daß Du die Klugheit, Du die Kraft,
Daß Deutschland Du vom Weg ins Freie
Den Schutt und Moder fortgeschafft,
Daß Deine Hand uns fest geleitet
Zur Höh', wo stolz die Fahne weht,
Daß Du den Boden zubereitet,
Auf dem wir fleißig dann gesät,

Daß bis ins heimlichste Gelingen
Dein Geist unendlich vorgedacht,
Daß Du mit leichter Hand die Schlingen
Der Feindesschaar zunichtgemacht,
Daß, aus der Noth uns zu erlösen,
Dein Wort war wie ein dröhnend Heer,
Daß tiefste Herrlichkeit Dein Wesen:
Das wußte man nur dämmernd mehr.

Da kam der Krieg. Die Erde bebte
Und alle Gräber sprangen auf.
Da hobst Du Dich und leuchtend schwebte
Dein Geist dem deutschen Volk vorauf;
Und jedem Herzen ists verkündet
In jubelnder Erinnerung:
Die Kraft, die Du in uns entzündet,
Die macht uns Alle stark und jung.

In Deiner Spur, im Deingedenken,
Da gehn wir freudig in den Tod;
Wo Deine Wege recht uns lenken,
Da wandelt sich in Glanz die Noth.
So leg' Du nun die Geisterhände
Segnend auf Kaiser und auf Reich;
Daß dieses Kampfes Sieg und Ende
Im Frieden sei dem Deinen gleich.

Hamburg. Theodor Suse.

Arbeitlose in der Arbeithetze.

Von allen utopischen Illusionen ist keine vollständiger verflogen als die Erwartung, die Maschine werde den Menschen von der Arbeitfron erlösen. Die Maschine baut sich eben nicht selbst; und je automatischer die letzte arbeitet, die den Gebrauchsgegenstand vollendet, eine desto größere Anzahl Zwischenstufen, deren jede ihrer besonderen Maschinen bedarf, passiren die die Rohstoffe und desto komplizirter, unsäglich viel mehr Arbeit erfordernd, ist die letzte; man denke etwa an die Rotationmaschine der Zeitungdruckerei! Dann die ungeheuerliche Vermehrung der Bedürfnisse! Bedürfnisse haben, die über das Animalische hinausgehen, heißt, Kultur haben, heißt, Mensch sein. Aber wie denn überhaupt Maßlosigkeit im Wesen des energischen Europäers liegt, ist er im Maschinenzeitalter unter dem Doppelsporn der Fortschrittsbegeisterung und des Anlage suchenden Kapitals vollends übergeschnappt. Die Skala der modernen Bedürfnisse, der wirklichen, der eingebildeten und der suggerirten, und der zur Suggestion angeschaffte Apparat, die Reklame, die selbst Millionen Hände und Beine in Bewegung setzt (oder vielmehr Fahrräder, die gebaut werden wollen, und Autos, Lokomotiven, Dampfschiffe, die außerdem bedient werden müssen; die Beine werden nur noch zum Sport verwandt, nicht mehr zur Lokomotion für einen ernsten Zweck), sie liefern dem Kulturhistoriker, dem Moralprediger, dem Nationalökonomen, dem Feuilletonisten, dem Satiriker, dem Witzbold unerschöpflichen Stoff. Den privaten Bedürfnissen gesellen sich die öffentlichen, in einfachen Gesellschaftzuständen gar nicht vorhandenen: vom Bahnwärterhäuschen bis zum Schul- und Postpalast und zum Opernhaus, vom Laboratorium der Nahrungmittelprüfung bis zum Kanonen- und Panzerplattenguß, dessen Produkte, wenn sie nicht blos zur Schau dienen, aller hygienischen und Nahrungmittelsorgen überheben. Für Beleuchtung sorgte ehedem die Talglichter gießende Hausfrau, dem Wasserbedarf und der partie honteuse des Stoffwechselprozesses genügten ein Brunnen und ein Bretterhäuschen, die Beide Generationen überdauerten; heute werden durch diese drei Bedürfnisse viel tausend Buddler, Gas- und Elektrizitätarbeiter, Schlosser und Klempner beständig in Athem erhalten. Besonders interessant ist die Arbeit der Leute, die dazu bestimmt sind, im unübersichtlichen, verwickelten Getriebe dieses Arbeitbabels die Reibung zu mildern, Zusammenstößen vorzubeugen oder solche zu schlichten, mit der blanken Waffe oder mit Schreibfedern und Urtheils-

sprüchen; deshalb so interessant, weil die selben Parteien, die den Menschen von der Arbeit erlösen möchten, unersättlich sind im Fordern von mehr Reglementirung, Inspektion, Revision, von Untersuchungen und Erhebungen, besonders statistischen, entweder ut aliquid fecisse videamur, wenn man sich sonst keinen Rath weiß, oder, weil jede Statistik von den Parteien dazu benutzt wird, ihre entgegengesetzten Behauptungen daraus zu beweisen. Den Handarbeitern ist es ja nun gelungen, sich durch Schutzgesetze des Uebermaßes an Arbeit zu erwehren; aber wer schützt die hohen Staatsbeamten, besonders die Geheimräthe in den Ministerien, die in Gefahr schweben, durch geistige Ueberanstrengung verrückt zu werden, wer die gelehrten Forscher, die industriellen Unternehmer und die Angehörigen der „freien" Berufe, die vogelfrei und zum Hungern verurtheilt sind, wenn sie nicht das Glück haben, als Sieger im Konkurrenzkampf Arbeitsklaven zu werden?

Als dritte Ursache tritt eine ethische Wandlung hinzu. Zwar hat Paulus den Thessalonichern eingeschärft, daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll, aber in der alten Kirche hielten der Mahnung an die Arbeitpflicht ein Gegengewicht der Hinweis der Bergpredigt auf die Vögel des Himmels und die Lilien des Feldes und der Tadel, den statt des erwarteten Lobes die hausmütterlich geschäftige Martha erfährt: „Martha, Martha, Du machst Dir viel Sorge und kümmerst Dich um viele Dinge; eins nur ist nothwendig; Maria hat den besten Theil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden." Und die Armen gar zu streng zur Arbeit anzuhalten, hielt die Pflicht der Barmherzigkeit ab, die im Neuen Testament als die höchste gefeiert und deren Verletzung mit der Höllenpein bedroht wird; während Huren und Betrüger sich der himmlischen Seeligkeit getrösten dürfen. Erst die Puritaner machten völlig Ernst mit der Arbeitpflicht, indem sie zunächst anstrengende Arbeit als eine vor den Fleischessünden schützende Askese für geboten erachteten. Bald jedoch gesellte sich diesem ethischen Motiv der durch die unermüdliche Erwerbsarbeit geweckte Erwerbssinn zu, der sich allmählich zum kapitalistischen Geist ausgestaltete und die Armuth, als einen Beweis verächtlicher Unfähigkeit oder sündhafter Lüderlichkeit und Faulheit, für eine Schande erklärte, so daß Jeder wie wahnsinnig arbeiten mußte, um die Respektabilität, die ihm eine Position in der Gesellschaft sicherte, nicht zu verlieren. Im Mittelalter hatte es nicht für unanständig gegolten, als vornehmer Herr nur ritterlichem Sport obzuliegen, als Luxusdiener dem Herrn beim Müßiggang zu helfen, im Kloster beschaulich zu leben, und in manchen deutschen

Städten wurde der reiche Mann, der nicht „müßig gehen“ mochte, im Gremium des Patriziats nicht geduldet. Die Bettler aber waren Gegenstand nicht polizeilich-strafrichterlicher Verfolgung, sondern liebreicher Fürsorge gewesen; in England allerdings hatten zeitgeschichtliche Gründe schon vor der Reformation harte Strafgesetze gegen Bettler und Landstreicher veranlaßt. In Deutschland predigte dann Kant den Kategorischen Imperativ, den unermüdliche Preußenkönige in ihren Personen verkörperten und ihren Unterthanen mit dem Korporalstock einbläuten, und Fichte erklärte die Trägheit für das radikale Böse. Diesem zunächst das Militär und die Beamtenschaft beseelenden Thätigkeitdrange kam dann noch der mit der Maschine aus England einwandernde kapitalistische Geist zu Hilfe, der die gesammte Oberschicht des Volkes erfaßte und seine Grundsätze der Unterschicht durch Schule, Militärdrill und Gesetzgebung aufzwang. Diese moderne Schätzung der Arbeit und die auf ihr beruhende Gesellschaftordnung hat nun zur Folge, daß die Sehnsucht nach Erlösung von der Arbeitfron in das Verlangen nach Arbeitgelegenheit umschlägt und daß der Mann, der kein Vermögen geerbt hat, keine schrecklichere Angst kennt als die vor der Arbeitlosigkeit, die trotz den ersten beiden Ursachen der Arbeithetze doch mitunter droht und gerade in diesem Jahr wieder lebhaft erörtert worden ist.

Seit fünfundzwanzig Jahren predige ich, daß die Arbeitlosenfrage nichts Anderes ist als die Bodenfrage. Franz Oppenheimer, der das Selbe predigt und mit dem ich ein Stück (eben nur ein Stück) zusammengehe (im zweiten Bande des Jahrgangs 1897 der Grenzboten und im vierten Bande des Jahrgangs 1898 habe ich mich mit ihm auseinandergesetzt), giebt dem Problem die Fassung: Die Menschen strömen vom Ort höheren wirthschaftlichen Druckes zum Ort geringeren Druckes auf dem Weg des geringsten Widerstandes; was bei uns den Druck erzeugt, Das ist die Bodensperre durch den ostelbischen Großgrundbesitz, welche die Menschen aus dem Nordosten fort treibt und in den Großstädten und den westlichen Industriebezirken anhäuft, so daß dort das Angebot von Händen die Nachfrage gewöhnlich überwiegt. Jetzt ergänzt Gerhart Hildebrand diese Fassung nach zwei Richtungen hin. Erstens erinnert er daran, daß neben der auf diese Weise verursachten chronischen Arbeitlosigkeit eine periodische herläuft, die aus Krisen entsteht, und weist als eine der Ursachen von Wirthschaftkrisen die Bodenspekulation nach, die bisher übersehen worden sei; zweitens eröffnet er einen Ausblick in die Zukunft: Wird der Großgrundbesitz nicht auf dem Weg der Gesetzgebung beseitigt,

dann wird die Abwanderung aus den östlichen Agrarländern so lange fortdauern, bis die dadurch erzwungene stete Lohnsteigerung die Grundrente aufzehrt und an Großgrundbesitz Niemand mehr ein Interesse hat. Dagegen wird jeder selbst arbeitende Landwirth sein gutes Auskommen haben; die Landflucht wird aufhören, die überzählige Stadtbevölkerung aufs Land zurückebben. Freilich sei Das ein Wechsel auf lange Sicht; in der Zwischenzeit könne das Palliativ der Versicherung gegen Arbeitlosigkeit nicht entbehrt werden, das allerdings, als eine Verbesserung der Lebenslage städtischer Arbeiter, die Landflucht noch verstärken werde. (Aus diesem Grunde sind die Konservativen bekanntlich Gegner der Arbeitlosenversicherung.).

Gegen diese Fassung des Problems erheben sich einige Bedenken. Es ist wahr, daß der unter Druck leidende Mensch dem Druck auszuweichen pflegt, wenn er kann, aber er bewegt sich nicht, gleich einem Wassertropfen, willenlos nach hydrostatischen Gesetzen. Er wird als Mensch von mancherlei psychischen Motiven bald fortgetrieben, bald festgehalten. Er empfindet Anhänglichkeit an seine Scholle, an seine Freunde und Verwandten, an seinen Beruf: und weicht darum nicht sofort jedem äußeren Druck. Er kämpft gegen die Drückenden an und erträgt seufzend den Druck, so lange dieser nicht unerträglich wird. Von seinem Platz augenblicklich weglaufen, wenn auf einem anderen Platz eine Mark oder eine Million mehr an Lohn oder Profit winkt, gleichgiltig dagegen, ob diese Mark oder Million mit der Produktion von Weizen, Kattun oder Eisenschienen, von Weintrauben, Schuhwichse oder Pillen (ein witziger Romanschreiber läßt den verkrachten Wichsefabrikanten die Pillen aus unverkäuflicher Schuhwichse fabriziren) mit dem Verkauf von Oeffentlicher Meinung, von Plaidoyers oder von Predigten verdient wird: Das mag Yankeeart sein, deutsche Art ist es noch nicht, auch nicht französische, italienische oder polnische (noch nicht, muß man leider sagen, weil sich die Völker Europas mehr und mehr amerikanisiren). Man kennt in Deutschland sowohl ritterliche als auch bäuerliche Gutsbesitzerfamilien, die auf ihrem Stammgut Jahrhunderte lang ausgehalten haben, die weder der Druck schlechter noch der hohe Güterpreis guter Zeiten zum Verkauf zu zwingen oder zu verlocken vermocht hat. Der italienische Arbeiter, der in Argentinien ein Kapitälchen erspart hat, kehrt in die theure Heimath zurück, kauft ein paar Morgen Acker oder Gartenland und schafft sich ein Gütchen; er läßt sich auch nicht durch hohen Lohn zur Fabrikarbeit bestimmen, sondern zieht die Arbeit in freier Luft vor: Erdarbeit, Mau-

rerei, landwirthschaftliche Tagelöhnerei. Und wie die Polaken an der Scholle kleben, Das versetzt manchen preußischen Politiker in Wuth.

Dann ist beim Menschen, der als psychisches Wesen nicht den Gesetzen der Mechanik unterliegt, Druck ein sehr relativer Begriff: dem einen gilt als Druck, was der andere als Behagen empfindet; der eine seufzt über seine drückenden gesellschaftlichen Verpflichtungen, der andere plätschert mit Vergnügen im Strudel der Bälle, Soupers und Routs. Bei der ländlichen Bevölkerung kommen zwei Hauptarten von Druck in Betracht. Erstens der Druck der Abhängigkeit. Ob die Lage der ostelbischen Instleute, Dienstboten und Tagelöhner so elend ist, wie sie in Zeitungen und Zeitschriften dargestellt zu werden pflegt, kann ich nicht entscheiden. Die Gutsbesitzer behaupten, es sei nicht oder doch nicht mehr so. Fest steht nur, daß heute, auch wenn der Lohn hoch und die Behandlung gut ist, die Abhängigkeit an sich schon als Druck empfunden wird, weil Agitatoren den Leuten einreden, dienen sei des freien Staatsbürgers unwürdig, sei eine Schmach, und jedes „Herrenrecht" sei ein Unrecht. Der Christ alten Stils fühlt sich gehoben durch das Bewußtsein, allzeit ein treuer Knecht seines irdischen wie seines himmlischen Herrn gewesen zu sein, und hofft, dereinst das beglückende Wort zu vernehmen: „Wohlan, Du guter und getreuer Knecht, ... geh ein in die Freude Deines Herrn!" Ferner wird als Druck empfunden der Mangel an zerstreuenden Erholungen auf dem Lande. Wie gröblich unweise Obrigkeiten durch die Nichtachtung dieses Bedürfnisses sündigen, habe ich in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" gezeigt. Seitdem ist es ja besser geworden: nach Sohnreys Anleitung bemühen sich nicht nur Geistliche und Lehrer, sondern auch vornehme Herren und Damen, durch ländliche Wohlfahrtpflege und Veranstaltung von allerlei Lustbarkeiten das angerichtete Unheil so weit wie möglich wieder gut zu machen. Ignoti nulla cupido. Als der Dörfler das Stadtleben noch nicht kannte, Stadtleben im heutigen Sinn noch gar nicht existirte, bereitet ees ihm keine Schmerzen, daß er das Kino, den Tingeltangel und das Tanzlokal entbehren mußte; die Kirchenfeste und der sonntägliche Tanz um die Linde, dem in älteren Zeiten kein Mensch wehrte, genügten ihm. Heute dagegen wird selbst der Hinterwäldler durch den Reiseverkehr, die Zeitung und den Zwang zum Militärdienst mit allen verlockenden Reizen der Großstadt bekannt, die nun als kräftiger Magnet bis in die entlegensten Provinzen wirkt, so weit nicht die erwähnten Anhänglichkeiten und Pflichtgefühle entgegenwirken. Die Erscheinung ist weder neu noch auf Ostelbien beschränkt. Horaz illustrirt die Thatsache, daß

Einer, der das Großstadtleben kennen gelernt hat, bei der Ackerarbeit nicht mehr aushält, in der siebenten Epistel des ersten Buches mit einer Anekdote und in Frankreich erörtert Souchon, Dozent am agronomischen Institut, die Landflucht in einem Buch; die landwirthschaftliche Bevölkerung, die 1886 nicht weniger als 75 Prozent der Gesammtbevölkerung ausmachte, ist jetzt auf 52 gesunken. Aus Nordamerika vernimmt man, wie in der „Zukunft“ erwähnt worden ist, die selbe Klage. Man darf also wohl von mehr oder weniger berechtigten Druckempfindungen sprechen.

Die andere Art des Drucks besteht darin, daß der Knecht, der ein Kapitälchen gespart hat, der überzählige Bauernsohn keinen verkäuflichen Boden findet, was zur Folge hat, daß Dieser zu einem städtischen Beruf übergehen, Jener, wenn er nicht länger Knecht bleiben will, Industriearbeiter werden muß; gewöhnlich thut der Zweite Das schon, ehe er zu sparen anfängt, weil er weiß, daß Sparen ihm nicht zur Selbständigkeit verhilft. Daraus folgt die Nothwendigkeit der inneren Kolonisation, die der preußischen Regirung noch nicht hinreichend einzuleuchten scheint. Daß ihr Fideikommißgesetzentwurf ein neues Bollwerk gegen die innere Kolonisation aufrichte, wird allgemein angenommen, und daß von dem Grundtheilungsgesetz, welches sie fördern soll, das Selbe gelte, weist in den Preußischen Jahrbüchern der sehr sachverständige Dr. Georg Schiele nach. Doch der Lösung der sozialliberalen Freunde Oppenheimers, in die seit einiger Zeit auch die revisionistischen Agrarpolitiker der Sozialdemokratie einstimmen: Bauerngut an Bauerngut bis an die russische Grenze, kann man trotzdem nicht beipflichten; aus welchen Gründen, mag hier noch einmal kurz wiederholt werden. Weil, so lange weder Oppenheimers Siedlungsgenossenschaften noch Leonhards landwirthschaftliche Aktiengesellschaften den „Junker“ ersetzen, Ritter- und Magnatengüter unentbehrlich sind als die Träger und Führer des technischen Fortschritts der Landwirthschaft; weil der Großgrundbesitz und der Domänenfiskus zusammen unseren Waldbestan erhalten; weil Großstadt und Großgrundbesitz einander fordern, nur Dieser die berliner Mäuler mit der hinreichenden Menge von Korn, Kartoffeln und Mastochsenfleisch zu füllen vermag; endlich, weil auch der Bauer Lohnarbeiter braucht und nicht bestehen kann, wenn es keine Lohnarbeiter mehr giebt. Will man aber die Bauerngüter so klein machen, daß die Familienmitglieder für den Betrieb genügen, dann bleibt für die Städter gar keine Brotfrucht mehr übrig, und sollens diese Kleinbauern nicht so armsälig treiben wie die meisten russischen, dann müssen sie kleine Städte in der

Nähe haben, wo sie Milch, Butter, Geflügel, Eier, Gemüse und Obst absetzen können; solche Städte sind aber in Ostelbien nicht in genügender Zahl vorhanden.

Doch hängt denn überhaupt das Arbeitlosenproblem mit dem Agrarproblem zusammen? Hildebrand behauptet ja (ähnlich wie Oppenheimer in seiner Widerlegung des Marxismus): „Der Kapitalismus schafft allerorten, wo er hinkommt, viel schneller Arbeitgelegenheit, als die Arbeitkräfte an Ort und Stelle nachwachsen.“ Die bisherige Entwickelung scheint ihm Recht zu geben, was sich leicht erklären läßt. Die landwirthschaftliche Produktion findet ihre Grenze an der Nichtvermehrbarkeit der Bodenfläche, die verarbeitende Industrie kennt eine solche Grenze nicht: so lange Kohle, Wasserkraft, Eisen, sonstige Metalle, Holz, Faserstoffe in genügender Menge vorhanden sind, kann sie die Produktion ins Unendliche steigern. Ihre einzige Grenze ist die Kundschaft; und die scheint infolge der Bedürfnißsteigerung unersättlich zu sein. Auch unendlich zahlungfähig? Die Frage wollen wir gar nicht stellen, sondern nur auf eine andere Grenze hinweisen, die jetzt am Horizont unsers Wirthschaftlebens erscheint: die psychische Aufnahmefähigkeit. Der Hunger nach Kulturgütern ist nicht schlechthin unersättlich. Abgesehen von den feineren Seelen, die klagen, daß unter dem Druck der Kulturgütermasse und des Kulturplunders die Kultur selbst sterbe, die Seele verarme und verkümmere, findet auch schon der Alltagsmensch, daß ihm des Guten zu viel zugemuthet werde: zu viel Musik, zu viel Theater, zu viel Kino, zu viel Kleiderwechsel, zu viele Feste sammt sonstigem Trink- und Freßzwang, zu viel Licht, zu viel Kinkerlitzchen, zu viel Ansichtkarten, Neujahrswünsche, Oster- und Pfingstgrüße, zu viel Bilder, zu viel bedrucktes Papier, zu viel Bahnfahrten. Die ins Ungeheuerliche sich versteigende Reklame zeigt ja deutlich, welche Anstrengung es kostet, das Publikum zu einer dem Angebot einigermaßen entsprechenden Nachfrage aufzupeitschen. Der Seelenmagen streikt; seine Verdauungskraft ist so wenig unbegrenzt wie die des leiblichen Magens. Der um sich greifende Neurousseauismus treibt manche wunderliche Blüthen, ist aber an sich eine nothwendige Reaktion der gesunden Natur gegen unnatürlichen Zwang. Die Theater verkrachen und die Gastwirthe, die Brauer, schäumen von sittlicher Entrüstung über das neue Laster der Enthaltsamkeit. Man mag die Bürschchen belächeln, die ihre Eltern und Lehrer erziehen wollen, aber daß der Wandervogel dem Alkohol und dem Tabak, dem Kleiderluxus und der Bequemlichkeit den Krieg erklärt und daß ihm kein Essen mehr schmecken will, wenn er nicht selbst

„abgekocht“ hat, freut mich herzlich als ein Beweis dafür, daß der Neurousseauismus in der kommenden Generation Wurzel geschlagen hat, und als ein Protest gegen das Einküchenhaus und den energetischen Imperativ. Wird nun durch diese Reaktion der Verbrauch von Luxuswaaren, Luxusreisegelegenheiten, Genußmitteln auf ein vernünftiges Maß eingeschränkt, dann wird mindestens ein Viertel aller in der Industrie jetzt beschäftigten Hände frei; einige weitere Hunderttausend verlören die Arbeit, wenn der Rüstungeifer der mittel- und westeuropäischen Nationen aufhörte und vom militärischen Apparat nur übrig behalten würde, was zur Bändigung der Barbaren erforderlich ist. (Das wird freilich nicht geschehen, weil außer dem Produzenteninteresse die sehr ernste Besorgniß der Besitzenden aller Staaten vor dem Umsturz dagegen wirkt, welche die militärische Disziplinirung der Massen fordert.)

Natürlich weiß ich so gut wie Oppenheimer und Hildebrand, daß ein Land, in welchem gartenmäßige Bodenkultur in Wechselwirkung mit Industrie betrieben wird, nicht mehr Ar auf den Kopf braucht, als der noch nicht zur intensiven Kultur emporgestiegene Agrarstaat Hektar, das Nomadenvolk Quadratkilometer, die Jägerhörde Quadratmeilen, und ich gestehe gern, daß ich, gleich vielen Anderen, in der Zeit der großen Depression vor 1895 die Bevölkerungskapizität, deren sich Deutschland dank der Intelligenz und Arbeitenergie seines Volkes erfreut, unterschätzt habe. Aber grenzenlos ist die Bevölkerungskapazität so wenig wie irgendein anderes Erdengut. Wenn die Industrie nur noch durch raffinirte Reklame und durch unnatürliche Steigerung der Bedürfnisse flott erhalten, Arbeitgelegenheit nur noch durch künstlich erregte Kriegsfurcht und durch Forcirung des Exports beschafft werden kann, also durch Sklavenarbeit für andere Völker (daß die Europäer sich um die Ehre, für Neger und Mongolen einen Kram zu produziren, an dem Diesen gar nichts liegt, zu balgen bereit sind, ist ja der Sinn der Dreadnoughtfexerei), wenn sich zehn Krämer um einen Kunden reißen, wenn die Kandidaten des höheren Lehramts dreißig Jahre alt werden, ehe sie ins Brot kommen, und ein akademisches, ein Literaten- und Künstlerproletariat sich ansammelt (welche Kategorien bei der Arbeitlosenzählung eben so wenig beachtet werden wie die deutschen Lehrerinnen und Kellner in England und Frankreich und die deutschen Vagabunden, die den europäischen Süden und den Orient unsicher machen, in der Auswandererstatistik), dann ist das Land übervölkert und alle weitere Beschaffung von Arbeitgelegenheit vollzieht sich auf Kosten der Freiheit in der soeben angedeuteten Weise und durch stete Vergröße-

rung der Beamtenschaft, also des Beaufsichtigung- und Belästigungapparates.*) Warum die 900 000 ausländischen Arbeiter keinen Gegenbeweis abgeben, habe ich an dieser Stelle schon so oft gezeigt, daß ich es nicht mehr wiederholen mag. (Auch Frankreich wird jetzt schon durch die Landflucht genöthigt, fremde Wanderarbeiter ins Land zu ziehen.)

Die Grenzen der Bevölkerungskapazität sind je nach Boden, Klima und Kulturstufe verschieden; und der Prozeß der Verengerung oder Erweiterung des Nahrung- und Thätigkeitspielraums verläuft je nach Volkscharakter und Zeitverhältnissen verschieden. Daß in England die Bevölkerung nicht durch freiwillige Abwanderung in Großstädten zusammengeströmt, sondern gewaltsam vom Boden losgerissen worden ist, daran erinnert auch Hildebrand. Aber das Grundgesetz der Bevölkerungskapazität, dessen Walten ich in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ beschrieben habe, setzt sich schließlich überall durch. Bei der Besiedelung eines Neulandes fehlt es dem Boden an Händen: nicht Mangel an Arbeitgelegenheit, sondern eine nicht zu bewältigende Arbeitlast peinigt als drückendes Uebel. Jeder Helfer wird freudig begrüßt; je mehr Ansiedler zuströmen, je rascher die Arbeitstheilung fortschreitet, desto reichlicheren Ertrag spendet der Boden, in desto größerer Fülle strömen mit den Naturerzeugnissen Kulturgüter zu; mit jedem Kinde wird ein Kapital geboren. Bei weiterer Verdichtung tritt ein Sättigungzustand ein. Wird dieser überschritten, dann werden die Versorgung des Volkes mit Nahrungmitteln, der Absatz der Industrieerzeugnisse und die Beschaffung

*) Zu dieser Art von Mitteln, Arbeitgelegenheit zu beschaffen, gehört auch die Zwangsversicherung, die, in einem ganz anderen Zusammenhange und von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus, in den Grenzboten einmal sehr hübsch verspottet wurde. „Wenn die Dinge so fort gehen, wird in fünfzig Jahren der Typus des Deutschen der Kalkulator sein und die Nation wird in zwei Hälften zerfallen, in die eine, die Renten bezieht und in die andere, ‚die sie ausrechnet‘, bis sie selbst in die Kategorie der Rentenempfänger übergeht.“ Der Verfasser der satirischen Epistel hebt als eine der schlimmsten Folgen dieser Erziehung unseres Volkes zu einer Nation „vorsichtiger Sicherheitkrämer“ hervor, daß die Leute immer seltener werden, die Wagemuth und Lust haben, im Ausland ihr Glück zu versuchen; und ich möchte bei dieser Gelegenheit noch einmal daran erinnern, daß die Sicherungsucht mit der Bequemlichkeitliebe und der Gewährung an obrigkeitliche Bevormundung und Fürsorge zusammen die Zahl Derer vermindert, die fähig und bereit wären, in Blockhütten hausend, den Urwald zu roden und Prairieboden zu pflügen. (So sahs vor dem Krieg aus.)

von Arbeitgelegenheit drei schreckliche Probleme; der geschätzte Mitarbeiter verwandelt sich in den verhaßten Konkurrenten, das Kind aus einem Kapital in eine Last und eine Verlegenheit; der edle und schöne Bund der Menschen zum gemeinsamen Kampf gegen Bodenhindernisse und Naturgewalten schlägt um in den Kampf des Menschen gegen den Menschen. Wenn im Osten Nordamerikas die Uebel der Uebervölkerung schon jetzt eintreten, obwohl das Land erst zehn Seelen auf den Quadratkilometer zählt (das Deutsche Reich hundertzwanzig), so beweist Das nicht die Falschheit des Grundgesetzes, sondern offenbart nur die Unfähigkeit des Volkes der Vereinigten Staaten, sich selbst zu regiren. Zu einiger Entschuldigung dient ihm, daß die periodische Arbeitlosigkeit zum Theil durch die gewaltige Einwanderung verursacht wird (in der Krisis von 1907 fluthete der Strom nach Europa zurück); diese ist jedoch, weil es der ungeheuren Bodenfläche an Händen fehlt, an sich ein Segen; sie müßte nur von einer weisen Staatsleitung möglichst gleichmäßig über das Land vertheilt werden. Und wenn nun der Onkel Sam statt Dessen, sich nicht begnügend mit seinem weiten, herrlichen Reich, auch noch imperialistische Politik treibt, seine langen Arme, über den Stillen Ozean bis nach China hinein ausstreckt, so ist Das, volkswirthschaftlich angesehen, der Gipfel der Thorheit.

Ist Uebervölkerung eingetreten, dann mag man sich immerhin mit Palliativmitteln wie Arbeitlosenversicherung behelfen, so gut oder so schlecht es gehen will, mag durch gesetzliche Bekämpfung einer fehlerhaften Bodenvertheilung im Einzelnen Manches bessern: das einzig denkbare Radikalmittel bleibt die Wiederherstellung des richtigen Verhältnisses zwischen Seelenzahl und Bodenfläche, zwischen Urproduktion und Industrie. Das kann auf zweierlei Weise geschehen: entweder nach der bedenklichen französischen Methode oder durch Abfluß der Bevölkerung ins Ausland oder in Kolonien. Das Radikalmittel der Linken: Aufhebung des Privateigenthums am Boden, ist nach dem zuvor Gesagten bei wirklicher Uebervölkerung unwirksam und obendrein vorläufig aussichtlos; in England, wo es wegen einer ganz ungeheuerlichen Bodenvertheilung am Meisten ersehnt wird, wäre Lloyd George allenfalls der Mann, das Experiment zu wagen.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Der heilige Beppo.

In einer Zeit, wo die Menschen noch sehr fromm waren und an Wunder glaubten, lebte in einem weltabgeschiedenen, zwischen hohen Bergen eingebetteten Dorfe ein junger Bursch, der einer armen Witwe einziges Kind war. Mutter und Sohn hausten in einer baufälligen Hütte und waren wohl die Aermsten im Dorfe, was nicht unbedingt nöthig gewesen wäre. Der junge Mensch hatte nämlich, trotz strotzender Gesundheit und kräftigen Gliedern, eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Art von Arbeit, ließ sich, zum Verdrusse seines Onkels, von seiner abgerackerten Mutter ernähren und hatte auf alle Vorstellungen, Bitten und Vorwürfe unweigerlich die Antwort: „Die Madonna will es so haben. Sie hat es mir selbst gesagt."

Der Oheim, ein Bruder der Witwe und ein armer, erwerbsunfähiger Krüppel, der auf Krücken ging, hätte dem baumlangen Neffen am Liebsten alle Knochen zerschlagen; so wüthend war er über den Burschen. Wenn der Lümmel schon durchaus nicht arbeiten wollte, könnte er wenigstens heirathen. Er sei prächtig gewachsen und habe ein hübsches Gesicht. Es fehlte wahrlich im Dorfe nicht an Dirnen, die begehrlich nach ihm schielten. Und unter diesen Dirnen sei die Reichste vom Ort, die viel umworbene, stolze Beate, die (darauf möchte er seiner Seele Seligkeit verwetten) bis über die Ohren in den faulen Beppo verliebt sei.

„Greif' zu!" beschwor der Krüppel den indolenten Neffen Tag vor Tag. „Sie ist das einzige Kind, hat Haus und Hof und Felder und Vieh. Deine Mutter und ich wären versorgt und Du säßest bis an den Hals im Fett. Wenn ich Du wäre..."

„Ihr seid aber nicht ich, Oheim," unterbrach ihn der Neffe, „Wohl schielt sie nach mir, weil sie überhaupt schielt. Wohl hat sie Haus und Hof und Felder und Vieh. Aber sie hat auch eine schiefe Hüfte, feuchtkalte Hände und ist von böser, zänkischer, eifersüchtiger Gemüthsart. Was soll ich mit ihr? Ich würde sie auch nicht zum Weibe nehmen, wenn ich frei wäre. Aber ich bin nicht frei, wie Ihr wißt. Ich gehöre der Madonna."

„Dem Teufel gehörst Du, Schlangenbrut!" zeterte der Oheim und schlug mit der Krücke nach ihm. „Ins Grab bringst Du mich und Deine Mutter. Statt uns eine Stütze zu sein, bist Du uns eine Last. Zu Grunde richtest Du uns mit Deiner Trägheit und Deinem Starrsinn. Was liegt an einer schiefen Hüfte und feuchtkalten Händen? Schönheit vergeht und Geld besteht. Wenn Du auf Deinem Nein beharrst, verfluche ich Dich!"

„Das mögt Ihr thun, Oheim," erwiderte Beppo gelassen und schnippte mit den Fingern. „Nicht so viel mache ich mir aus Eurem Fluch, daß Ihr es nur wißt. Was kann er mir anhaben? Die Madonna ist mit mir. Sie selbst hat es mir gesagt."

Dabei blieb er.

„Verfluche Du ihn!“ flehte der Krüppel seine Schwester an. „Der Fluch einer Mutter macht vielleicht doch Eindruck auf den Bösewicht.“

Doch die Witwe war nicht fürs Verfluchen. „Er ist mein Einziger,“ sagte sie. „Und wie dürfte ich Einem fluchen, dem die Madonna im Traum erschienen ist? Das wäre ein Frevel.“ Davon ging sie nicht ab, obwohl sie seufzte und sich sagen mußte, es wäre für sie alle besser gewesen, wenn Beppo den Traum von der Madonna nicht gehabt hätte.

Im ganzen Dorf wußte man von Beppos merkwürdigem Traum, denn der Bursche hatte nicht gezögert, aller Welt davon zu erzählen. Die Einen meinten: „Dieser Beppo ist vielleicht doch ein Auserwählter und es lebt ein Heiliger in unserer Mitte und wir wissen es nicht.“ Andere wieder (und unter ihnen schrie die schielende Beate am Lautesten) erbosten sich und riefen: „Laßt Euch nicht auslachen! Ein kräftiger Lümmel, der die alte Mutter sich schinden läßt und keine Hand rührt! Ja, so sehen die Auserwählten und Heiligen aus! Sein Traum ist eine Lüge, ist, so zu sagen, ein Freibrief für seine Faulheit, den er sich selber ausgestellt hat. Seit er diesen Traum gehabt haben will, meint er, sich von jeder Arbeit losgekauft zu haben. Wie wird die Heiligste Madonna einem Menschen im Traum erscheinen, um ihm den Rath zu geben, ein Faulenzer zu sein und seine arme Mutter im Elend verkommen zu lassen!“

So stritten die Leute hin und her, nahmen für und wider Beppo Partei; und die stolze Beate, die Haus und Hof und Vieh und Felder hatte, aber nicht den ersehnten hübschen jungen Mann, haderte im Stillen mit der Madonna und stellte, wenn sie in der Kirche war und mit grollendem Herzen vor der weit und breit berühmten wunderthätigen Muttergottesstatue stand, die Heilige im Geiste wohl gar zur Rede: „Warum bist Du ihm erschienen? Warum hast Du ihm mit Deinen Reden den Kopf verdreht? Wozu brauchst Du ihn? Du hast so viele Verehrer, die zu Dir beten und Dir dienen. Und ich will nur diesen Einzigen haben... Er liegt mir im Blut und läßt mir keine Ruhe. Laß ab von ihm oder...“

Weiter kam sie freilich nicht. Der Madonna drohen! Das wäre doch allzu sündhaft gewesen. Aber ohne die Angst, daß die Heilige sie dafür strafen könnte, hätte Beate gern gedroht.

Beppo kümmerte sich um kein Für und kein Wider und ging unbeirrt seinen Weg. Wie sollte es auch ein Schwanken geben für Einen, dem die Madonna klar und deutlich kundgethan, was sie von ihm wollte?

Seltsam war sein Traum gewesen. Die Madonna kam in der Gestalt der wunderthätigen Statue aus seiner Kirche zu ihm und sagte zu ihm: „Fürchte nichts, Beppo, denn ich bin mit Dir. Laß das Arbeiten und Heirathen geringeren Leuten, Leuten, die am Irdischen hängen und mein vergessen. Diene nur mir durch frommes Gebet und friedliche Beschaulichkeit. Dann will ich immer mit Dir sein.“

Um den lauten und leisen Vorwürfen in seiner Hütte zu entgehen, war Beppo selten zu Haus. Lieber hielt er sich in der Kirche, vor der Madonnenstatue, auf; oder er wanderte hinaus in den Wald, legte sich da nieder und schlief gewöhnlich ein. Nur zu den Mahlzeiten fand er sich pünktlich in der Hütte ein ..., zur Wuth seines Oheims, der ihm mit Wonne Speise und Trank geweigert hätte. Aber die Mutter meinte seufzend, daß man Beppo doch nicht verhungern lassen könne, und schob ihm seufzend die besten Bissen zu. Und Beppo aß und trank mit behaglicher Seelenruhe. Dabei ließ er wohl auch mitunter geheimnißvolle Andeutungen fallen. Er wisse, sagte er, daß die Madonna mit ihm zufrieden sei. Wenn er allein sei mit ihr in der Kirche und betend vor der Statue kniee, gebe sie ihm manchmal ein Zeichen ihrer Huld.

„Was für ein Zeichen denn?" fragte sein Oheim höhnisch.

Beppo hatte sich nach und nach so tief in seine Rolle als Auserwählter und Heiliger hineingelebt, daß er felsenfest daran glaubte, unter besonderem Schutz der Madonna zu stehen. Und so log er auch nicht, als er auf die Frage seines Oheims voll Bescheidenheit zur Antwort gab: „Sie lächelt mir zu, sie blickt mich gütig an ..."

„Sie redet wohl auch mit Dir?" unterbrach ihn sein Oheim.

„Nein. Aber sie wird es thun. Gestern hat sie schon die Lippen bewegt ..."

Unverwandt sah ihm der Oheim ins Gesicht. Beppo hielt den forschenden Blick unschuldvoll aus. „Er glaubt es wirklich!" dachte der Krüppel. „Das ist gut." Zum Neffen aber sagte er beinahe freundlich: „Da ists zur Rede allerdings nicht mehr weit. Und ich glaube nun fast schon selber, daß Du ein Heiliger bist."

„Bin ich auch," sagte Beppo wieder voll Bescheidenheit.

Am Abend suchte er zur gewohnten Stunde (wenn es in der Kirche dunkel und Niemand mehr drinnen war) die Marienstatue auf, kniete vor ihr nieder, blickte zu ihr empor und wartete auf ein Zeichen von ihr.

Sie stand auf einem breiten Sockel in einer Seitenkapelle; hinter ihr hing, von der Decke herab, ein dunkler Vorhang, der die Statue wie ein weiter Mantel umgab. Weiß leuchtete das Steinbild aus der dunklen Umhüllung hervor; das ewige Licht warf einen röthlichen Schein auf das sanfte und gütige Antlitz. Wunderschön und wundermild sah es aus. Beppo hatte sich ihr zu Füßen gesetzt und verwandte kein Auge von ihr.

„Sie lächelt," dachte er ... „Und jetzt wird sie reden ..."

Da aber fiel er vor Schreck beinahe um. Der Vorhang hatte sich bewegt und die Statue begann, wie von unsichtbaren Händen geschoben, sich langsam zu drehen.

„Heilige Muttergottes!" ächzte Beppo und starrte entgeistert zu ihr auf. „Was thust Du denn!?" Sie hatte sich mehr und mehr gewendet und drehte ihm jetzt den Rücken zu.

Und dann stand sie still. Und wie sie still stand, fing sie an, zu reden; redete mit der grämlichen Stimme eines zornigen alten Mannes, einer Stimme, die sie von seinem Oheim geborgt haben konnte: „Du bist ein Dumkopf und ein Bösewicht, Beppo. Dir wäre ich im Traum erschienen, Du Narr? Da habe ich wahrhaftig Klügeres zu thun. Der Teufel hat Dich mit diesem Traum verführt. Weißt Du, was mir gefällt und was ich von Dir will? Daß Du arbeitest und die reiche Beate heirathest. So wunderliche Heilige, die dem lieben Gott den Tag stehlen und ihre Mutter und ihren Oheim hungern lassen, gehören dem Teufel und nicht mir. Marsch, nach Haus, an die Arbeit und zur Beate! Jetzt weißt Du, was ich von Dir will. Ein zweites Mal rede ich nicht mit Dir. Und umdrehen will ich mich auch erst, wenn Du draußen bist. Und wenn Du nicht gehorchst, so drehe ich mich überhaupt nie wieder um. Und die Leute im Dorf sollen dann erfahren, warum ich ihnen den Rücken zeige: weil ein so schlechter Kerl wie Du unter ihnen lebt und sie ihn nicht totschlagen. Wenn sie Das wissen, schlagen sie Dich tot. Darauf kannst Du Gift nehmen."

Sie schwieg. Beppo aber raffte sich mühsälig auf und stürzte, wie von Furien gepeischt, hinaus ins Freie. Eine Viertelstunde später sah man seinen Oheim aus der Kirche kommen. Und Der lachte so unbändig, daß er sich die Seiten halten mußte und ihm die Thränen über die Backen liefen.

Noch am selben Abend erklärte Beppo seiner Mutter, daß er von morgen an arbeiten und sich um Beate bewerben wolle. Ihrer freudig erstaunten Frage, ob ein Wunder geschehen sei, um seinen Sinn so völlig zu wandeln, weigerte er die Antwort. Er seufzte nur und sah mitleiderregend düster aus. „Geh' in die Kirche und berichte der Madonna, was Du soeben von mir gehört hast," sagte er nur. Er wollte durch die Mutter erfahren, ob die Heilige sich wieder umgedreht habe. Die Mutter ging und ihr Bruder begleitete sie. Und als sie in der Kirche waren, führte der Krüppel die Frau hinter die Statue und erzählte ihr da Etwas, worüber sie sich höchlich verwunderte und einen förmlichen Lachkrampf bekam. „Aber reinen Mund halten!" schärfte der Bruder ihr auf dem Heimweg ein: „Er soll nicht zum Gespött des ganzen Dorfes werden. Einen Verlachten würde die reiche Beate vielleicht auch nicht nehmen."

Beppo aber arbeitete und nahm Beate zur Frau und seufzte unter dem doppelten Joch. Doch zu murren wagte er nicht. Das könnte ja die Madonna erzürnen und sie bewegen, sich noch einmal umzudrehen. Und so oft er in die Nähe der Statue kam, warf er einen Blick voll Angst auf sie. Doch sie stand immer so, wie es sich gehörte, zu seiner großen Erleichterung. Im Dorfe galt er für den fleißigsten Arbeiter und den fügsamsten Gatten. Er wußte, warum er Beides war, sein mußte. „Sie wären es auch," dachte er, „wenn sie erlebt hätten, was ich erlebt habe!"

Wien. Emil Marriot.

Kapitalerneuung.

Der Krieg verschlingt ungeheure Summen. Man kann sich jede zwölfstellige Zahl denken, ohne dabei in Uebertreibung zu gerathen. Die Kriegsausgaben sind ein Rechnungfaktor, von dem nichts abgezogen werden kann. Wird der Friede geschlossen, so ist eine Last entstanden, zu der ein Verhältniß der Gesammtwirthschaft hergestellt werden muß. Das wird den Ländern am Leichtesten werden, die den beweglichsten Organismus haben. Diese gute Eigenschaft darf man dem Deutschen Reich nachsagen. Von Geldmangel haben wir seit dem Kriegsausbruch nichts gehört. Gegen Geldmangel wirkten: die üppige Kapitalisirung der Industrie, deren Werthe durch die Arbeit für das Heer erhalten wurden, und der geringere Verbrauch von Arbeitkapital; Außenhandel und Luxus sind ja eingeschränkt. So konnte der Theil der Kapitalproduktion, der durch das Fehlen normaler Arbeitbedingungen gekürzt wurde, durch die Minderung des Kapitalverbrauches ausgeglichen werden. Für den ersten Aufwand waren rund fünf Milliarden Mark nöthig. Die sind dem Geschäftsbezirk zugeströmt. Dort wurden sie in Waaren umgesetzt. Aber sie sind nicht ganz durch die Betriebskosten aufgezehrt worden, sondern haben einen Gewinnüberschuß zurückgelassen. Das ist neues Kapital; die deutsche Wirthschaft ist also noch ertragsfähig. Der Güterumsatz, dessen Tempo für die Beweglichkeit des Geldes von Bedeutung ist, hat sich kaum verlangsamt. Die Einnahmen aus dem Waarentransport der deutschen Eisenbahnen sind im Durchschnitt der ersten fünf Kriegsmonate, bis Ende Dezember 1914, um 28 Prozent hinter dem Vorjahr zurückgeblieben. Aber schon im Dezember waren es nur noch zwei Prozent; und der Durchschnitt wäre höher gewesen, wenn nicht im August die Beförderung des Heeres das Eisenbahnennetz Privaten fast ganz gesperrt hätte. Auch im September war die Hemmung noch fühlbar.

Die Ueberleitung der Kriegsanleihen in die Arbeitkanäle spürt man auch in den Bilanzen der Banken. Kluge Bankmänner, die sich nicht in Vorurtheile festgebissen haben, gestehen, daß sie auf manchem Gebiet umlernen müssen. Sie urtheilen heute über die Wahl der Geldanlagen anders als vor einem Jahr. Die Liquidität ist kein leerer Wahn mehr. Die Barbestände sind größer geworden und ermöglichen die Tilgung mancher Verbindlichkeiten; Beispiel: Accepte, die sich durch die Kreditgewährung an Lieferanten ausgedehnt haben. Die Darmstädter Bank hatte Ende Dezember eine Steigerung der Acceptschuld um 32 Millionen; dieser Zuwachs konnte nach zwei Monaten wieder beseitigt werden. In den Debitoren findet man vortheilhafte Kriegskredite; und das Geld, das die Banken diesen Unternehmungen geben, fließt ihnen als Guthaben der Kundschaft wieder zu. Der Umlauf des Geldes ist aus einer Wechselbewegung zwischen Depositengeldern und Kreditoren erkennbar. Die Darmstädter Bank hat eine Abnahme der befristeten Einlagen um 38 Millionen zu verzeichnen.

Diese Gelder sind vom Publikum abgehoben worden, das sie in Kriegsanleihe anlegen wollte. Sie sind dann der Industrie und den Lieferanten zugeströmt und kamen zum großen Theil wieder in die Bank zurück. Sie erscheinen nun als Kontokorrentguthaben der Fabrikanten- und Händlerkundschaft und werden unter die Kreditoren gebucht. Depositengelder haben sich also in Kreditoren umgewandelt.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß der reine Vermögensüberschuß nicht geringer werde. Das wäre nur möglich, wenn die Gesammterträge des Kapitals in ihrer Vertheilung unverändert blieben. Da aber schon die Aktiendividenden um die Summen gekürzt werden, die als besondere Kriegsreserven dienen, muß der Ueberschuß nachlassen. Die Reserven sind nicht vertheilte Erträge. Durch die Kriegsanleihen wird das Volksvermögen nicht verringert; sie sind ja selbst zinstragendes Kapital. Brächten sie nicht mehr als vier Prozent, so könnte eine Auswechselung höher verzinslichen Gutes in weniger fruchtbares entstehen, die den für die Ernährung der Wirthschaft nöthigen Geldüberschuß schmälert. Diese Gefahr besteht nicht; denn der Zinsschein der neuen Reichsanleihen ist auf fünf Prozent ausgestellt und der wirkliche Ertrag ist sogar noch größer, da dem Besitzer der Unterschied zwischen dem Ausgabekurs und dem Preis, zu dem das Reich die Schuldverschreibungen tilgt, als Gewinn bleibt: bei der ersten Emission 2½, bei der zweiten 1½ Prozent. Der Ertrag, den das industrielle Kapital liefert, wird also auch vom Reich gewährt und sogar fest verbürgt. Die Frage, wie das Reich später die vergrößerte Zinsenlast aufbringen wird, braucht den Käufer und Besitzer der Papiere nicht zu kümmern. Sie würde nur dann seine Interessen berühren, wenn das Reich zu direkten Steuern gezwungen würde. Dagegen müßten sich aber die Einzelstaaten wehren. Das Reich wird durch Monopole eine unmittelbare Beziehung zu den Leistungen und Lebensbedingungen der Industrie herstellen. Was auch der Friedensschluß bringen mag: die Verzinsung der Anleihen ist gesichert.

Wie hätten in ruhigen Tagen die Geldsätze nach einer Erweiterung des Rentenmarktes um 8 bis 10 Milliarden Mark neuer Papiere ausgesehen! Im Frieden ist solche Häufung von Anleihegeschäften undenkbar. Der Masse und der Konkurrenz wegen. Die Finanzminister suchen sich für ihre Arbeit die günstigste Stunde aus: entweder kommen sie der Industrie zuvor oder sie warten, bis die Versilberung dieses Kredites erledigt ist. Die Instrumente der Geldwetterwarte sind so empfindlich, daß sie jeden Wandel der Luftdrucksverschiebung sofort anzeigen. Ist die Industrie anspruchsvoll, werden viele Diskonten angeboten, so klettert der Zinsfuß in die Höhe. Die Anleihegeschäfte lassen sich besser kontroliren und den Bedingungen des Geldmarktes anpassen als die Wünsche der Industrie. Zeigen sich die ersten Symptome der Knappheit, so wird die Zulassung ausländischer Werthpapiere verhindert. Das Reich hat stets den Vortritt. Und im Krieg ist es natürlich Alleinherrscher. Ohne dabei den Preis des Gel-

des zu steigern. Man erlebt, daß Tausende flüssiger Millionen festgelegt werden, ohne daß auf dem Geldmarkt Phantasiepreise entstehen. Geld ist billig, weil es über seinen wichtigsten Zweck keinen Zweifel giebt, weil deshalb auf weite Sicht über die Geldkapitalien verfügt und für richtige Vertheilung gesorgt werden kann. Die Börse, die beste Abnehmerin von Täglichem Geld, ist lahm: also kann man solches Geld für 1½ bis 2 Prozent haben. Der Privatdiskontsatz bleibt niedrig, weil das Angebot von Waarenwechseln jetzt sehr gering ist. Die Sperrung des Ueberseehandels und die Neugestaltung des Zahlungverkehrs haben den Wechsel um seine Unentbehrlichkeit gebracht. Er ist rar geworden und erzielt Liebhaberpreise. Wer ihn in Geld umsetzen will, hat nur niedrige Zinsen zu vergüten. Der Diskontsatz, der ihm berechnet wird, entspricht dem Verlangen der Käufer nach seinen Tratten. Der Krieg hat durch die Förderung des Barverkehrs (Kredit braucht nicht gegeben zu werden, da für die Zwecke des Heeres sofort bezahlt wird) der Industrie den Geldverbrauch verbilligt. Das ist wirthschaftlich wichtig. Der Geldpreis wird heruntergedrückt, der Ertrag also von einem Theil der ihn kürzenden Ausgaben entlastet. Das erhöht wieder die Rentabilität des industriellen Kapitals.

Fraglich ist, ob England, Frankreich, Rußland die Schuldenthürme, die sie bis in den Himmel gebaut haben, tragen können, ohne ihre nächsten Wirthschaftaufgaben zu gefährden. Die Zinsen, die England von seiner großen Kundschaft zu fordern hat, können zunächst nur aus dem Ertrag neuer Anleihen bezahlt werden. Wie wird es später sein? Englands Kolonien sind mit seinem Geld großgezogen und niemals ganz entwöhnt worden. Der Kurszettel der londoner Börse zeigt die Zahl und die Aufnahmefähigkeit dieser Kostgänger. Lloyd George meint, Englands wichtigste Aufgabe werde sein, fremde Kapitalien an sich zu ziehen und zu behalten. Rußland hat die Zinsen seiner Auslandsanleihen durch seinen Exportüberschuß gedeckt, der fürs Erste nun verschwunden ist. Der Krieg gegen Japan kostete 2283 Millionen Rubel. Die Aera Kokowzew gab der russischen Wirthschaft ein sicheres Fundament und den Bauern die Agrarreform. Wie wird Rußland künftig seine Zinspflicht erfüllen? Wenn es auch ohne bares Geld im Krieg auskommen könnte, so muß es doch die Vorschüsse, für deren Hingabe ihm Kriegsmaterial geliefert wird, verzinsen. In Frankreich kommt der Vermögensüberschuß zum großen Theil aus dem Ertrag von Werthpapieren. Die Erneuerung des Kapitals hängt von der Beschaffenheit der Effekten und vom Zinsenergebniß ab. Die 3½prozentige Anleihe von 1914 muß in fünfprozentige Obligationen umgewandelt werden; das Publikum hat sie nur genommen, weil ihm das Recht zugestanden wurde, die Stücke zum vollen Kurswerth bei der Banque de France zu verpfänden. Auf die 4500 Millionen der ersten deutschen Kriegsanleihe stehen bei den Darlehenskassen noch ganze 360 Millionen aus. Und der Aufruf zur zweiten Kriegsanleihe brachte dem Deutschen Reich neun Milliarden.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Herausgeber:
Maximilian Warden.
Neunzigster Band.
Berlin.
Verlag der Zukunft.
1915,

Inhalt.

Der Stern und der Stall.

Britisch-Egypten.

MZeit demachtzehntenDezembertag desUnheilsjahres1914hat
MG der Türkensultan das letzteBleibsel eines Scheinrechtes auf
afrikanische Erde verloren; ist nicht mehr Oberherr von Egypten
und darf sich, dem zuvor schon Marokko, Algerien, Tunis, Libyen
entglitten, fortan nicht Sultan-es-Salatim, Herrn der Herren,
heißen. Wo einst die asiatischen Hyksos, wo Libyer, Perser, Ma-
Zedonen,West» und Oströmer geboten, die Araber, denen Omars
FeldherrAmru dasLand eroberte,nach sechshundertjährigerHerr-
schaft den Mamluken weichen mußten und der Osmanensultan
Selim der Erste sich, nach 1507, durch den Scheich-el-Beled und
durch den Pascha der türkischen Provinz Egypten vertreten ließ,
da thront, am Nil, unter Britaniens Schutz, nun SultanHussein
Kamel. Kairo ist nicht mehr dem Befehl aus Konstantinopel, nicht
dem Schatten türkischer Hoheitzeichen unterthan; der Wali, der
in den letzten Iahrzehnten (nach dem persischen Fürstentitel Chi»
diw) Khediw von Egypten hieß, in den Rang der von Osmans
Enkeln unabhängigen Sultane erhöht; demWunsch derstolzesten
Araber endlich Erfüllung geworden. Die Lösung von der Hohen
Pforte hatte zuerst, 1771, AliBey erstrebt und erlangt; doch nicht
lange sich seines tönenden Titels (»Großsultan von Egypten und
Herr beider Meere") gefreut. Mit welchen Mitteln dann, in der
ZeitdesGriechenaufstandes,derAlbanerMehmedAlidenKampf

gegen die Türkei begann und führte, ist erst neulich hier, als ich
von den Meerengen und dem «HausschlüsselRußlands" sprach,
erwähnt worden. MehmedsSohnIbrahim, der die Türkenflotte
bei Nawarino vernichtete, das Türkenheer bei Atta und Nissib
schlug und Syrien im Sturm erobe rte, wurde vom Willendes (von
Mißtrauen wider Frankreich geknüpften) Vierbundes England,
Rußland, Preußen, Oesterreich entwaffnet und Mehmed mußte
sich,nach der Räumung Syriens, 1841 mit der Zusage begnügen,
daß seine männlichen Erben die Statthalter des Großherrn in
Egypten und amObernil werden. DemEnkelMehmeds,Abbas,
folgte derOheimSaid auf dasThrönchen;seineRegirung wurde
dadurch bedeutsam, daß er seinProtektorrechtüber den Sudan hin
dehnte und, gegen den von England gelenkten Willen der Hohen
Pforte, dem Franzosen Ferdinand Lesseps die Konzession zum
Bau des Suezkanals gab(den schon Saids VaterMehmed, dicht
vor dem Einbruch derPsychose, die seinenFeuergeist dämpfte, in
kühnem Traum geplant hatte). Unter Saids Neffen Ismael, der
für sich den Titel Khediw erzwang, wurde das große Werk voll-
endetund,imNovember 1869,feierlich eingeweiht.IsmaelsPrunk-
sucht tobt sich aus. An seinem Arm schreitet die Kaiserin Eugenie
in das Opernhaus, wo, vor den durch Geburtrecht und Leistung,
sichtbarsten Europäern (Ibsenist darunter) Verdis für diesen Fest»
tag bestellte „Aida" zum ersten Mal aufgeführt wird. Noch zehn
Jahre lang hat Ismael, ein echter Orientale großen Formates,
dannregirt; die drei letzten Lustren seines Lebens mußte erin einem
stambulerPrachtkäfig verschmachten. Er hattesiebenSöhne. Zwei
bliebenzuHausundwurdenalsAraber erzogen, zwei nach Berlin
geschicktee einergingnachLondon,Rom,Paris.DersichimGlanz,
desTuilerienhofessonnendurfte,istHufsein,derSultanvonheute.
LouisNapoleon nahm denSohn desMannes,von dem Eugenie
die buntesteVisionihresimperial üppigenErlebens hoffen durfte,
wieeinenVerwandtenaufundließihnvondemMilitärgouverneur
seines Sohnes, demOberstCastex, unterrichten. AusParis brachte
Hussein die Europäerhaltung, manche Gewohnheit des Faubourg
Saint»GermainunddenWesensschliffheim,der ihm denVerkehr
mit Menschen des Westens erleichterte. Auch gründliche Kennt--
niß des einem StaatNothwendigen? Ismael hat ihm dieFinanz-
unddieMilitärverwaltungunterstellt und ihn dann ins Exil mit»

genommen. Vor dreißig Iahren durfte Hussein nach Kairo zurück-
kehren. Er schuf sich in Giseh ein Versailles mit herrlichen, weit»
hin gestreckten Gärten (woNikolaiAlexandrowitsch und Eduard,
alsKronprinzen, seine Gäste waren);schien sich nurumdiebessere
Ausnützung des egyptischenBodens zu kümmern; stand aber im
Urtheil des klugen Sir EvelynBaring, den dieKöniginVictoria
zum Lord Cromer ernannte, stets viel höher als Abbas Hilmi,
der seinemVaterTewfik, Husseins ältestem Bruder, 1892als Khe-
diw gefolgtwar(unddenOheim nie lieben gelernthalte).Amacht-
zehnten Dezember ist Abbas Hilmi, als Begünstiger und Günst-
ling derIungtürken, abgesetzt, Hussein zum Sultan, Oberstlieute-
nant SirArthur Henry Mac Mahon zum Oberkommissar ernannt
und Egypten unter Englands Schutz gestellt worden.
Der Eindrang der Iungtürken in den Krieg, der Europens
Völkernihre »natürlichen" (klarer ausgedrückt: die von der Stam-
mesart bestimmten) Grenzen geben soll und der, ehe dieses Ziel
erreicht ist, nur durch Waffenstillstände unterbrochen werden kann,
hat den Briten den letzten, den leichtesten Sieg über Bonaparte
ermöglicht. Dessen Traum war, seit sein Auge Afrikas Nordküste
sah, dieHerrschaft über Egypten: also über den Weg nachIndien
und in die fernsten Orientländer. Iahrzehnte lang schien Frank-
reich bereit, mit seinem Lebenssaft dieses Wunsches Erfüllung zu
bezahlen. Franzosen haben für das Nilland Wichtiges gethan.
Mongelle schützte es vorUeberschwemmung;Iumel schuf ihm die
Baumwollenkultur; Oberst Selves schmiedete die Waffe, mit der
Ibrahims starke Hand schlug; Lesseps baute ihm den Kanal, der
den Werthdesvonallengroßen Eroberern begehrtenLandes ums
Hundertfache erhöhte. Noch ist England blind. Sein Gesandter,
Stratford, sucht zwar die Konzession zu hindern; als sie aber ge-
währt ist, bespöttelt Palmerston (1857) den Plan im Parlament.
Ihn und seine Landsleute dünkt der Einfall, dasRothcdemMit-
telländischen Meer zu verbinden, die Frucht boshaften Kinder-
wahnes. Dann «ein macchiavellischer Gedanke, dessen Zweck ist,
Egypten von der Türkei loszureißen und irgendeine Angriffs-
möglichkeit gegen Englands indisches Reich vorzubereiten." So
rauh klingts in den Tagen des Inderaufstandes; trotz Persignys
Geflüster, LouisNapoleon sei tiefer als je vonderUeberzeugung
durchdrungen, nur derDreibund England, Frankreich, Rußland

könne die europäischen Geschäfte leiten. ErstD'Israeliwittert den
Fehler und läßt dem KhediroIsmael seine Suez»Aktien (für hun-
dert Millionen) abkaufen. Im londoner Auswärtigen Amt sagt
Lord Derby zu Frankreichs Vertreter: » Ein Unternehmen, an dem
unserLebensinteresse hängt,können wir nicht derAlleinherrschaft
Fremder überlassen." Ismael giebt der Finanzverwaltung zwei
Häupter, einen britischen und einen französischen Aufseher; und
bildet 1878 («weil Egypten nicht mehr inAfrika liegt, sondern zu
Europa gehört") ein Ministerium, in dem, unter Nubars Prä-
sidium, der Brite Wilson die Finanzen, der Franzose Blignieres
die Oeffentlichen Arbeiten leitet. Das währt nicht lange. Ismael
verkündet,als «Willen derNation",daßnurEingeboreneregiren
dürfen, ernennt seine Söhne Tewfik und Hussein zu Ministern:
undwird,auffranko-britisches Verlangen, abgesetzt. Als,imWin-
ter 1881/2, der neue Khediw Tewfik von dem Nationalistenputsch
seines Kriegsministers Arabi bedroht wird, ist in Paris Gambetta
Ministerpräsident. DerMann,derdas(jetztoftwiederholte)Wort
sprach: »ImBund mitBritanien undRußland sind wir unbesieg-
bar." Auch am Nil will er unter allen Umständen mit England
zusammengehen.Doch er wird früh gestürztundHerrvonFreycinet,
der ins Auswärtige Amt einzieht, taumelt aus einem Entschluß
in den anderen; heute ist er für, morgen gegen die Einmischung.
InKonstantinopel beschließen die Großmächte ein protocole äe äes-
jnteressement, das sie verpflichtet, in Egypten weder Gebietszu»
wachsnochSondervortheil zu erstreben. Kaum ists unterzeichnet:
da zeigt England der Hohen Pforte an, daß es das Nilthal und das
Delta besetzenwerde, wenn der Sultan noch länger zaudere, Trup«
penhinzusenden.AdmiralSeymourbefiehlt,dievonArabibegon»
nene Befestigung des Hafens von Alexandria einzustellen. Auf
Freycinets Weisung fährt die französischeFlotte am zehnten Iuli
1882 von Alexandria ab: und im nächsten Morgengrau werden die
Fortsaus englischenGeschützenbeschossen.Amvierzehnten besetzt
Seymour die Ptolemäerstadt; leitet den Truppentransport nach
Ismailia (am Suezkanal); wirdPeer vonEngland und erhält als
Lohn eine halbe Million Mark. Im September schlägt Sir Garnet
Wolseley den Rebellen Arabi beiTel-el-Kebir und schickt englische
Reiterschwadronennach Kairo. Seitdem hat England immerwie«
der versprochen, das Land zu räumen; undsichvonIahr zu Iahr

fester dort eingenistet.« Wir sind zurRäumung entsch lossen" ,spricht
Salisbury: und bleibt. Gladstone prophezeit, nach derAnnexion
Egyptens werde ein freundliches Verhältniß zwischen England
undFrankreich auf lange Zeit hinaus unmöglich werden: und er»
weistsich, nicht zumerstennochzumletztenMal,alsTrugpropheten.
Der Sudan, der, nachGordonsErmordung in dervon denMahdi»
sten eroberten Stadt Khartum, geräumt worden war, wird, zehn
Iahre danach, öon Kitchener zurückgewonnen. Und schon redet
England, als sei es Egyptens Oberherr. Als Major Montell ins
Nilthal vorrückt, sagt Sir Edward Grey, jeden Versuch, im Su»
dan seinRecht zu schmälern, werde England als einen unfreund»
lichen Akt betrachten. Als Hauptmann Marchand in Faschoda
steht, treibt ihn und seine kleine Schaar Kitcheners Wink aus den
Mauern. Ein Britengeschwader zeigt sich vorBiserta; und Tune-
sien wäre gefährdet, wennFrankreich nicht vom Oberen Nil wiche.
Herr deCourcel aber, derBotschafter, schreibt an seinen Minister:
»Ich habe Lord Salisbury gefragt, mitwelchemRechtSirdar Kit-
chener sich Egyptens General nenne und warum für dieses Land
weder dessen Minister noch der Sultan, sondern das Haupt des
englischen Kabinets spreche, das auf Egypten nicht mehr Anrecht
habe als die Regirung derFranzösischenRepublik."Der Empfän-
ger dieses Berichtes istHerrDelcasse,der,als er vier Monate am
Quai d'Orsay sitzt, den Wunsch ausspricht, »nicht eher von diesem
Stuhl aufzustehen, als bis ein gutes Einvernehmen mit England
hergestellt ist." Er hat den berliner Vorschlag (Münster»Hano»
taux), die englische Machtdehnung in China und Portugals Ko»
lonialabkommen mit Britanien zu hindern, ohne Antwort gelassen
(und dadurch Holstein bis an dessen Lebensende erzürnt); er op»
fert den Erfolg von Faschoda, den letzten Vorsprung ins Nilthal
dem höheren Ziel. Am achten April 1904 erreicht ers: in dem
franko«britischen Vertrag, der den Franzosen Marokko, den Bri-
ten Egypten zuspricht und beide Großmächte nur verpflichtet,»den
politischen Zustand dieser Länder nicht zu ändern. " Aus dieser
Pflicht löste die Franzosen der plumpe Fehler, an den der Orts»
nameAgadir erinnert; löste dieBriten dieses (und manches ande»
ren)FehlersFolge: derKrieg,den wir jetzt erleben.Marokkound
Egypten sind Schutzgebiete der stärksten Westmächte geworden.
Was in dreißig Iahrenbritische Regirerkunst und Verwalter»

weisheit in Egypten geleistet hat, kann keinGeschimpf wüthender
Narren wegschreien. Das erzwingt selbst vom Feind Bewun»
derung. Doch nicht jetzt gerade braucht ers in weilender Rede zu
rühmen. Der (von Frankreich, Rußland, Italien gebilligte) Ent»
schluß zum Protektorat wäre auch ohneAbbasHilmisUebergang
zuEnglandsBedrohernkaum noch lange aufzuschieben gewesen.
Denn er ist die Vorbedingung zum Gelingen des Planes, den
(wie hier oft erwähnt wurde) Britania seit dem Tag bebrütet, der
sie das wahre Wesen der Iungtürkenherrschaft erkennen lehrte.
Sie will, sie muß einen Khalifen haben, der ihrer Macht unter»
than ist: sonst kann sie der siebenzigMillionen Musulmanen, die
in Indien leben, nicht sicher sein;und nach deren Abfall, nach de«
renAufbäumung gegen dasHäuflein weißerMenschen wäre das
wichtigste Glied des Weltreiches in Lebensgefahr. Die Türken«
sultane nennen sich seit vierhundert Iahren die Khalifen (Statt-
halter) Mohammeds und Großherren aller Gläubigen. Diese Ti-
tel und die daran geknüpfte Herrschaft über die Seele, den Glau-
ben allerMohammedanerhaben sie an sich gerissen. Als Moham»
med gefragt worden war, wer ihm ins Führeramt folgen solle,
sprach er: »Die Treusten aus meiner Gemeinde sollen den Wür-
digsten wählen."Das geschah, ohne anderes Ceremoniale, durch
den Beat: nach der Berathung legten die treusten Männer ihre
Hand in die des Gekürten. Der Koran istnicht in türkischer, sondern
inarabischerSprachegeschrieben.DieOsmanenstammennichtaus
Mohammeds Samen, sondern aus des turanischen Nomaden-
häuptlings Suleiman; sind die Erben der Söldner, die aus Asien
kamen, erst unter den Abassiden, lange nach dem Sturz der Omai-
jadendynastie (730), Musulmanen wurden und seitdem für den
Islam (und für sich)fochten.Sind alsoderFamilieMohammeds,
des Apostels, den arabischen Haschern aus demedlenStammKo»
reisch, nicht im fernsten Glied verwandt; und wanderten noch arm
durch die Altaithäler,als die Iünger das leuchtende Wort Mo-
hammeds auf Palmenblätter und Hammelknochen schrieben, die
dann in eine Hauskiste geborgen wurden und aus denen, zwei
Iahre nach des Apostels Tod, unter der Aufsicht seines Folgers
Abu Bekr der Koran, die Bibel des Islam, entstand. Wird die
Zeit wiederkehren, da, im zehnten Jahrhundert, drei Khalifen, von
Kairo, Bagdad, Kordowa aus, einander schrill verfluchten und

die Rechte des Glaubenshauptes bestritten? Morgen kanns sein.
Nach dem Ermessen menschlicherVernunft (die im Orient, in der
Zone des Irrationalen, freilich selten gesiegt hat) wird dann dem
Osmanen nicht tzie größte Zahl derMuslim anhangen. Zu alt ist,
ous zu ehrwürdigenWurzeln stieg der Wunsch, des Türkenkhali»
fates ledig zu werden,der als einWerkrechtwidrigerGewaltvon
allen ihm unterjochten Völkern gehaßt wird. Mohammeds Brut,
öie aus Konstantinopel, als der dort Thronende sich mit Fug noch
den Herrn der Herren und den Beherrscher der Länder und Meere
nennen durfte, mit Ehren, Pfründen, Geschenken (wenns ihr be»
hagte, sogar mit Abgeordnetenmandaten) behäuft, nur von aller
Macht,weltlicher und geistlicher, ausgeschlossen wurde,wird sich,
in Mekka und Medina, imVemen undHoran, inAssur und Bag»
dad,inneuerHoffnungnunbaldwiederregen. Schonist empfohlen
worden, die Sultane von Egypten und Marokko, den Bey von
Tunis, die mächtigsten Herren und Seelenhirten aus Indien, Al-
gerien, dem Kaukasus,Tripolitanien zurWahl eines neuen Kha«
lifen, zum Beat und zurBestimmung seiner Wohnstattzu vereinen.
Das von der Kriegsgefahr ungerüstet überraschte Britenreich hat,
mindestens in Osteuropa und Nordafrika, den Islam dadurch ge-
kränkt, daß es die zwei auf englischen Werften bestellten Kriegs«
schiffe,für die der ärmste Fellach undBeduine feinerLebensnoth«
durft einpaar Kupfermünzen abgeknickert hatte, den Türken, deren
feindliche Absicht es ahnte, nicht liefern ließ. Das schien vielen
Musulmanen,auch dem Iungtürkenthum mißtrauischen oder erz-
feindlichen, schnöderTrug. Der Eindruck dieses Fehlers (denKit»
cheners Kenntniß der Orientmenschheit gewiß bedauert) ist fast
fchon verharkt, seit in den Dardanellen ein englisches Unterseeboot
den »Messudieh" (Glücksbringer) zerstört hat. Noch aber, trotz-
dem frühstens im Lenz der Suezkanal ernstlich bedroht werden
kann, also zulängliche Frist zur Bereitung von Schützengräben,
zurArmirung derUfer, zur Einübung derportugiesischenund afri-
kanischen Truppen bleibt, noch zittern Englands Nerven vor der
Frage,ob derIslam ihm treu oder abtrünnig sein werde. DerMund
des Khalifen, den dreihundert Millionen Musulmanen als den
Statthalter Mohammeds anerkennen, kann die Antwort geben.
Den Briten verbündet Frankreich, Rußland, Italien, Spanien,
, Portugal, Rumänien, Griechenland und die Südslawenstaaten,

verbündet die stärksten Herren undNachbarn musulmanischer Vö -
ker derWunsch, den Osmanen die Khalifatsgewalt zu entreißen.
Alle fühlen sich gefährdet, so lange der Stamm, den Europens
Schwachheit vom Goldgebirg bis an das Goldene Horn vorstür»
men ließ, im Iflam die Seelen lenkt. Als Eduard der Siebente^
vor elf Iahren, in Rom seinen Wirth Victor Emanuel an die uralte
anglo-italische Freundschaft erinnerte und für jeden unter dem
Panier derFreiheitundCivilisation auszufechtenden Kampf ihm
Britaniens Hilfe verhieß, als 1906 HerrTittoni, damals Minister,
jetzt Botschafter in Paris, beim Festmahl der londoner Dante So-
ciety die Pflicht, dem Inselreich, wie in der Renaissancezeit, auch
fortan die Freundestreue zu wahren, eine Grundmauer italischer
Politik nannte, dachten die Festiger des Bundes an Libyen, das
England, nach kurzemZögern, auf Delcasses Rath der römischen
Einflußsphäre zugesprochen hatte. Die Entwickelungmöglichkeit,
die selbst nach der Algesiras-Konferenz noch fern schien, ward nun
Ereigniß. (Ohne Agadir kein Marsch nach Libyen; ohne Tripoli
kein Balkankrieg; ohne die dadurch erwirkte Schwächung Oester»
reich»Ungarns und Stärkung füdflawischer Stoßkraft kein Erd»
ballsbrand.) Ueber Tripolitanienund der Kyrenaika schwebt, was
auch in Stambul gelobt werde, eine stete Drohung, wenn derKha»
lifat am Bosporus bleibtund in seiner Weltgewalt wie der erstarkt.
Für den Anglerwettstreit in der Adria hat England den fettsten
Köder: »Ich bringe Dir, Rom, den bequemen Khalifen."
Sultan Hussein, dem derAnblick desIrensprossenMac Ma-
hon, eines dem Herzog von Magenta Verwandten, wohl die pa»
riser Iugendtage ins Gedächtniß zurückruft, mag in seinem Pa»
last lächelnd des größtenFranzosenfeldherrn gedenken. Des Ge-
nerals Bonaparte, der, während sein chinesischer Zwerg in Kairo
zweitausend Flaschen des fürs Hauptquartier mitgebrachten fei»
nen Bordeauxweines zu Schleuderpreisen verkaufte, in einemvon
sechs Vollblütern gezogenen Wagen durch die Wüste fuhr. Kein
Araberauge hatte je Solches erblickt; jedes bestaunte den allge-
waltigen Fremdling, den »zweifüßigen Löwen". Der hat den Er-
oberertraum von? Pyramidenland niemals verscharrt. Noch auf
Sankt-Helena sprach er zu Las Cases: »England bebte, als ich
die Hand auf Egypten legte und allen Europäern den Weg nach
Indien wies.Sie brauchten nur vierzigtausendFamilien am Nil

anzusiedeln,derenHeimathgesetzeundIndustrieeinzuführen:dann
war Indien den Engländern verloren." Unter Louis Napoleon
stieg in Egypten die Zahl der französischen Siedler aufZwanzig»
tausend und die Werthziffer der zwischenMarseille undAlexan»
dria schwimmenden Waare schwoll über alles Erwarten schnell.
Dennoch: Britisch-Indien und Britisch» Egypten. Den Wüsten»
leun scheuchte ein stärkerer westwärts. Daß sie nicht die Annexion,
nur das Protektorat beschlossen, den Arabern also die Vorstellung
eines selbständigen Staates gönnen, zeigt die Briten wieder als
Meister der Völkerpfychologie (als die Bismarcks Wort sie pries:
«In Egypten führen sie das Geschäft aller Europäer so gut, wie
heutekeine andere Nation könnte"). Freilich kann auchihnennoch
der Krieg bevorstehen, den, nach Volneys Meinung, jeder neue
Herr Egyptens ausfechten muß: gegen die ins Nilland Eingebo-
renen. Doch fürs Erste buchen sie wichtigen Gewinn. Und Bona»
partes Traumgebilde sind zerronnen. Nicht nur in Wüstensand.

An der Koluvara.

Klemens Metternich, Oesterreichs Vertreter in Paris, wird
am zweiundzwanzigsten Ianuar 1808 ersucht, noch am selben
Tag zum Kaiser zu kommen. Ungestüm, wie aus dem Felsstein
ein Sturzbach, sprudelts aus Bonapartes Mund. Er habe immer
gehofft, zur Erhaltung der Türkei mitwirken zu können; doch bri-
tischeArglist dränge ihn auf die andere Seite. „Ich muß die Eng-
länder da suchen, wo sie zu finden sind. Landzuwachs brauche ich
nicht; so nützlich Egypten und ein paar andere Kolonien mir wä-
ren: mit Rußlands Vergrößerung würden sie zu theuer bezahlt.
Auch Ihnen kann solche Vergrößerung nicht gleichgiltig sein; und
mir ist ganz klar, daß Frankreich und Oesterreich eng aneinander-
rücken müssen, wenn die Stunde zur Theilung derTürkei schlägt.
Sitzen dieRussen in Konstantinopel, dann brauchenSie uns und
wir Sie, um das Gegengewicht zu sichern. Oesterreich hat jedes
Recht, zunächst schon das geographische, auf das Donauthal. Noch
sind wir ja nicht fo weit. Aber ich bitte Sie, IhremHof zu melden,
daß ich, wenn die Theilung derTürkei nöthig wird, auf die starke
Vertretung ^hrer Interessen und Wünsche den höchsten Werth
legen werde." Der Gesandte ist von Talleyrand vorbereiiet wor-
den; kann aber, weil er aus Wien noch keine Instruktion hat, der

Antwort ausbiegen. Napoleon heischt auch keine. Er weiß, daß
die Türkei den Oesterreichern der bequemste Nachbar ist, viel bequemer alseinaufsteigenderSlawenstaat,daß sie aber, um sich in
leidlichem Gleichgewicht zu halten, zugreifen müssen, wenn den
ErbenOsmans dieBeute abermals gekürzt wird. Er will ein Heer
durch Dalmatien schicken, an der epirischen Küste sich Stützpunkte
schaffen und fordert von seinem Stab genaue Angaben über die
für einenFeldzug brauchbaren Wege durch Albanien. Dem Kaiser
Franz hat er das Patronat über Serbien zugedacht. Wien will
nicht; fürchtet, in eine Falle gelockt zu werden. Lassen wir, heißts
am Ballhausplatz, uns in einen Kampf gegen die Türken ein,
dann benutzt Bonaparte unsere schwache Stunde, schickt uns seine
oder seiner Genossen Truppen auf denHals und nimmt sich, was
ihm beliebt; um die Grenzen Italiens, Dalmatiens, Galiziens
schleicht schon das Gerücht, der Korse beschleunige den Abschluß
des spanischen Handels, um seinenArm für die Züchtigung Oesterreichs frei zu machen. Graf Stadion, Minister'der Auswärtigen
Angelegenheiten, müht sich, den Argwohn der Hohen Pforte zu
schwichtigen, die Türkei von Oesterreichs Freundschaft zu überzeugen und sie zu einem Vorstoß inihremBosnien undAlbanien zu
treiben. Das gelingt nicht. Doch im Cenlrum des Balkangeländes
scheint derTürkenwunsch sich dem Interesse Oesterreichs verloben
zu wollen. Serbiens Volk ist gegen die Tyrannei derDahis aufgestanden und hat, unter Georg Petrowitsch Czerny, den seine
Leute als den Schwarzen Georg (Kara Djordje) in Marschliedern feiern, die Ianitscharen aus dem Land gejagt. Nach dem
Fall von Semendria, einer alten Serbenresidenz, bleibt nurBel«
grad noch den Türken. Und schon langt aus Montenegro, aus
BosniendieerweckteSehnsuchtnachnationalerEinungaller Serben über die Grenze. Freiheit vom Ioch der Türkenknechte: ist
überall die Losung. Fraglich nur, bei welcher Großmacht der befreite Staat fortan Schutz fuchen solle. DenAnwälten Rußlands
reckt Georg Petrowitsch sich entgegen (der Ahnherr der Könige
Peter von Serbien und Nikola von Montenegro). Er hat unter
HabsburgsFahnegegendieMondsichelgefochten,alsWaldhüter
österreichischen Stiftsherren gedient und kann nun nicht fassen,
daß just die Wiener, durch ein Ausfuhrverbot, denAufstand, der
ihnen willkommen sein müßte, auszuhungern trachten. Napoleon

bietet Geld, Rußland liefert Waffen und Munition; doch Korn
ist nur aus Oesterreich zuhaben. Am siebenundzwanzigsten März
1808 verhandelt Kara Georg mit dem Freiherrn Ioseph von Simb-
schen, Kommandanten von Peterwardein. Erweisen die Serben
ihren guten Willen durch die Verpfandung Belgrads, dann wird
Wiens Macht sie schirmen. Die Verhandlung wird in Briefen
fortgesetzt, die der Russe Rodofinikin abfängt und durch Alezan-
ders Gesandten dem Grafen Stadion vorlegen läßt. Der muß thun,
als habe Simbschen auf eigene Faust gehandelt, und jede Mit»
wissenschaft leugnen. Als gar bekannt wird, daß Kara Georg dem
Russen das Geheimniß der peterwardeiner Verhandlung ent-
schleiert habe, flackert der Verdacht auf,auch die Auslieferung der
Briefe sei das Werk des Serben: und Stadion läßt den dünnen
Faden abreißen, der die Balkanrebellen den konservativen Wie-
nern verbunden hat. Der Serbenheros geht über die Drina, will
öasVolk des SchwarzenBerges,willBosniaken undHerzegow»
zen zur Gefolgschaft imKampf gegen dieSultanshordeaufrufen;
wird aber durch den Einfall des Paschas Churschid zur Umkehr
gezwungen. Nur Rußlands Kriegserfolg an derDonau rettetden
Serben einen Rest nationalen Lebens. Doch die Nahrungnoth
weichtnicht;undderkühneBrigantenkopfGeorgsmerktallgemach,
daß Alle, die neben ihm um die Volksgunst buhlen, in gieriger
Demuth nach Rußland schielen. Noch einmal setzt er auf Oester-
reichs Karte. Schreibt, im August 1809, an Simbschen; sucht sich
. von demTreubruch zu entschuldigen,betheuert seine redlicheAb»
sicht, stellt sich aber nicht mehrselbstzurVerhandlung,sondern läßt
sie durch seinen Sekretär Ieftitsch führen. Der bietet den Oester-
reichern alle Serbenfestungen an; will Kaiser Franz sie nicht be-
setzen, so soll er mindestens in Konstantinopel einen den Serben
günstigen Waffenstillstand erwirken. Stadion räth, die Festungen
»in Depot" zu nehmen und sich dadurch dieMöglichkeit der Ver-
sicherung gegen die Einfälle bosnischer Banden ins Ungarland
zu schaffen. EheaberdieVerhandlungmitderPforte,derenHüter
nicht aus freundlichem Auge auf die rebellischeRajah blicken, ir-
gendeinen Ertrag gebracht hat, regirt am Ballhausplatz ein neuer
Herr: GrafKlemensMetternich. Auch ihm ist dieRajah, die Heerde
derBalkanchristen,derenhitzigerDrangdieLänderderungarischen
Krone bedroht, ein Dorn im Auge. Er sieht von West Frankreich

auf dem Weg überDalmatien den Osmanenstaat gefährden, sieht
R ußlands vonBonaparte begünstigten Vorstoß ins Donaugebiet,
wittert den »Geist des Umsturzes", der sich in Südslawen und
Griechen regt, fürchtet das Feuer, das, in der ersten Nacht austro»
türkischer Feindschaft, die Russen in Galizien anzünden könnten r
und kündet dem Erdkreis Oesterreichs heilige Pflicht, die Türkei,
deren Feinde die Habsburgs sind, im »status quo" zu erhalten.
Serbien? Daß es in die Einflußsphäre gehört, die Oesterreich
um keinen Preis schmälern lassen wird, müßte, nach Metternichs
Meinung, jede Großmacht längst wissen. Ein selbständiges
Fürstenthum böte den franko»russischen Brandstifterplänen den
bequemsten Trefspunkt. Bis Serbien österreichisch wird (woran
ernstlich erst zu denken ist, wenn die Gewitter aus Ost und West
ausgetobt haben oder vorübergezogen sind), mag es türkisch blei»
ben. Rußlands wachsamer AgentRodofinikin ist aufUrlaub: diese
Zeit muß zu freundschaftlicher Vermittlungzwischen Stambul und
Belgrad,aber auch zurBereitungderMöglichkeitgenütztwerden,
die Serben als doppelzüngig zu erweisen. Doch der Vertreter des
Weißen Zaren gebietet noch aus der Ferne über größeren An»
hang als Wiens Mandatare. Deren Eifer kann nicht verbergen,
daß Habsburgs Wille unsicher schwankt, ins Banat andere Wei»
sung schickt als nachSlawonien und,imKreuzfeuer einander wider-
sprechender, gefärbter oder grundfalscher Berichte, seinZiel kaum
noch klar erkennt. Und Franzens Oesterreich,das im Schönbrunner
Frieden dreiMillionenMenschen und hunderttausend Quadrat»
kilometer verloren hat,wird selbstindenfinstersten Balkanschluch»
ten vom Nimbus des korsischen Siegers überstrahlt. Simbschen
erhält denBefehl, den neuenAntrag des Schwarzen Georgs abzu»
lehnen. Metternich fürchtet, die serbischen Festungen auf Napo»
leons Wink wieder räumen zu müssen oder den Türken als treu»
los und feindsälig verdächtigt zu werden. Da ihm aber gemeldet
wird, daß die Serben eine Deputation nach Petersburg senden
und ein pariserVigilant ihnenBonapartes Beistand verheißt, be»
schließt der Minister, Kara Georg zurückrufen und mit dem Häcksel
der Hoffnung füttern zu lassen. Das Paschalik Serbien, dessen
christlichenBewohnern, nach Metternichs »Ueberzeugung", jede
Fähigkeit zur Schöpfung und Erhaltung eines Staates kehlt und
das nur unter Oesterreichs Hut gedeihen könnte, muß endlich in

"Ruhe kommen. Herr von Stürmer, der Internuntius in Konstan»
tinopel,soll die Pforte zu gnädiger Milde stimmen. Was erstrebt
der serbische Aufruhr? Kara Georg will Oesterreich als Schutz»
herrn; zunächst Konsuln, die in Wien und Belgrad die austro»
serbische Eintracht Pflegen, und die Anerkennung, daß der Kaiser-
liche Internuntius befugt fei, am Goldenen Horn Serbiens In»
ieresse zu wahren; für dieDauer türkischer Oberhoheit die Befrei»
ung von jeglicher Dienstpflicht, die feste Begrenzung der Steuern
und das allen Bekennern des Griechenglaubens zu verbürgende
Recht,ihreWohnstatt nach freiem Entschlußzuwählen.Dafürwill
Metternich sich nicht einsetzen; und das Schreckbild eines Kongres-
ses der Großmächte, der, nach dem Serbenwunsch, die Zukunft des
Paschaliksendgiltigordnensoll,scheuchtdenletztenZweifelaussei-
nem Hirn. Soll er der Pforte zumuthen,was sie nicht leisten darf?
Gnade will sie gewähren; denAufstandsführern,wennsieinandere
9smanenprovinzenausgewandertsind,LebenundFreiheitschen»
ken; auf den Steuerrückstand der letzten fünfIahre verzichtenund
dieAbgaben,nach der bedingunglosenUnterwerfung derRebellen,
von serbischenBehörden einziehen lassen. Mehrist auch vonWien
aus nicht zu erlangen. Nach Napoleons Vermählung mitMarie
Luise vonOesterreich schießt neues Mißtrauen aus derOsmanen»
erde. Ietzt wird Rußland der Anwalt Serbiens. Dessen Unab»
hängigkeit wird, gleich nach der Hingabe Bessarabiens, der Wa»
lachei und derMoldau, in dem Ultimatum Kamenskois verlangt,
das, nach dem Fall Silistrias, die Bedingungen für den Abschluß
des (seit 1806 währenden) turko-serbischen Krieges zusammen»
faßt. Die Russen sind imWettlauf vornan: imWinter habenihre
Siege an der Donau den Serben das Leben gerettet und im Früh»
ling 1810fordern sie dieAbtretung desPaschaliks von derTürkei.
Noch einmal nähert Kara Georg sich dem wiener Hof. Sein Ge»
hilfe Iugowitsch bringt einevomserbischenNationalrath beschlos»
sene Adresse, die dessen Glückwunsch zurHeirath der Erzherzogin
Marie Luise ausdrückt, in die Hofburg und wiederholt die Bitte,
die festen Plätze in Serbien mit österreichischen Truppen zu be-
setzen. Diesmal muß Metternich die Stirn entrunzeln; sonst streicht
Rußland rasch den Spielgewinn ein. Dem braven Iugowitsch
werden tausend Gulden (als Ersatz der Reisekosten) in die offene
Hand gelegt; und dem Feldzeugmeister Simbschen wird aufge»

tragen, die Serben in die Gewißheit zuüberreden, daß Oesterreich
sie, sobald die dazu günstige Stunde schlage, ansZiel ihres Seh«
nens führen werde.Wann aber schlägt diese Stunde? Unthätig wi ll
Georg sie nicht erwarten. Er wendet sich an den Marschall Mar-
mont und läßt vonWucenitsch denpariserBoden abtasten.Ruß-
land, mit dessen Macht seineGegner, dieWidersacher demokrati-
scher Entwickelung, krebsen, ist ihm verdächtig. DochMetternich hat
nur glatteWorte undNapoleon empfiehlt dieVerständigungm
denRussen. Deren Generalissimus findet am richtigen Tag einen
Schleichweg in die Seelenfestung desnochunentbehrlichenMan»
ncs: in einerProklamation nennter KaraGeorg den Oberfeldherrn
und mahnt die Serben, ihm in niemals wankendem Gehorsam sich
anzuvertrauen. Russen und Serben vereinen sich,schlagen die Tür»
kentruppe bei Iasika und durch die Donaufürstenthümer schwirr
das Gerücht, morgen werde dasHeerAlexanders inBelgrad ein-
marschiren. Unsinn,sagtFürstFranzMetlernich(derseinenSohn
vertritt): der Zar hat keinen Appetit auf Serbien und Georgs
Leute, die nur russische Waffen und Munition brauchen, würden
sich heftig gegen die Moskowiterherrschaft sträuben.GrafKlemens
ist noch in Paris und hat von Bonapartes Lippe das Gelöbniß
vernommen, Serbien denRussen zu sperren. »Weshalb gehtIhr
nicht hin? Ein Handstreich macht Euch zu Belgrads Herren."
Klemens (der den staws quo will) lächelt artig; und schweigt.
Seines Sehnens Ziel ist: das Vertrauen der Türkei. Ists
erlangt, dann fällt Serbien sicher einst Oesterreich zu. Was bis da-
hin geschehen könne, solle, müsse, weiß weder der Sohn noch der Va-
ter.Die Serben einschüchtern?AmdrittenAugustverbietet, für die
Dauer serbisch»russischer Kooperation, ein wienerKabinetsschrei»
den die Ausfuhr nach Serbien; am elften wird, weil die Russen
ergrimmen, die Serben die Möglichkeit derVergeltung besinnen
könnten, das Verbot auf den Kriegsbedarf beschränkt. Keinemdie
Zähne zeigen; immer hübsch still sitzen und auf die Gelegenheit
lauern. Der MannMarie Luisens kann übermorgen wieder un-
ser Feind sein; damit wir auf seine Gnade angewiesen sind, hetzt
er uns wider Russen und Türken. Kostbare Zeit wird unnützlich
verzaudert. ImHofkriegsrath empfiehlt Feldmarschall-Lieutenant
Duka die schnelle Besetzung der serbischen Festungen. Kaiser Franz,
und Fürst Franz vermissen die „wirklich erwiesene Nothwendig»

keit" und möchten erst eingreifen, wenn die Pforte sie darum er--
sucht hat. Ein Corps an der Grenze aufstellen? Das würde als
unfreundliche Handlung gedeutet. Ein Generalstabsoffizier mag
die Bewegung des russischen Heeres beobachten; Simbschen wie-
der heimlich mit den Serben verhandeln; und Oberstlieutenant
Paulich als Konsul nach Belgrad gehen. Ohne Beglaubigung,
versteht sich: denn den von Rebellentrotz geschaffenen Senat darf
Oesterreich, als Hort der Legitimität und als Freund des Os»
manensultans, nicht anerkennen. Nie aber ward einem Konsul
ein dickeres Pflichtenbündel aufgebürdet. Paulich soll den (der
Pforte verborgenen)Handel fördern, dieSci ben in den Glauben
überreden, daß nur Oesterreich ihnen helfen könne und wolle, den
russischen Einfluß abdämmen, KaraGeorg (dessenSohn in jeder
österreichischenErziehunganstaltwillkommenwäre und gehätschelt
würde) sammt seinen Gegnern ins Schmeichelgarn einfangen, den
Bissen, den Habsburg vom Türkentisch begehrt, lecker zubereiten
und nicht eine Minute lang vergessen, welchen Werth Belgrad,
schonweil dortDonau,Theiß,DraweundSawezusammenfließen,
für die Strategie und den Lewantehandel derNachbarmonarchie
hat. Wenn Paulichs Leistung der Instruktion entsprach, mußte
das Paschalik nach kurzer Frist von dem Ruf nach Oesterreichs
Herrschaft widerhallen. DerPlan scheint von höchster Schlauheit
besonnen; ist nur, leider, nicht mehr ausführbar. Der Senat be-
schließt, dem Kaiserlichen Konsul, den die Nation nicht brauche,
jede Art amtlicher Anerkennung zu weigern. And Kara Georg
schreibt an Simbschen: erstens wisse das Serbenvolk nicht, welche
Ehr,e dem Konsul gebühre, und fürchte, durch ungeschickte Haltung
dieMajestätdesKaiferszukränken;zweitenskönneindemnurvom
Trieb zu muthiger Selbsterhaltung erfüllten, vomWirbel des Krie-
gergeistes durchwehten Land jetzt ein Beamter nicht mehr nützen,
vondessenWirken in ruhigen Tagen für beideVölkerVortheil zu
hoffen war; und drittens würde die Zulassung des Konsuls die
Russen, die in Waffen an der Grenze stehen und auf derenHilfe
Serbien hofft, mißtrauisch machen und vielleicht zu jäher Umkehr
stimmen. »Wir erstreben weder den Sturz der Ordnung noch den
Untergang der Türkei, sondern nur die Befreiung aus unerträg»
lichemIoch. Ein Reich, das ein gepeinigtes, mit weinendem Auge
sich für den Kampf um sein Lebensrecht waffnendes Volk eigen«

nützig auszubeuten suchte, wäre dem Blick des Heilands ein
Gräuel." Wieder ist Ieftitsch inPeterwardein derVertreter, der
Mund des Oberfeldherrn. Der, spricht er, sei als AnhängerHabs»
burgs denRussen verdachtig,werde von einemOffizier und einer
vierzig Köpfe zählenden Ehrengardebewacht und könne drum die
Grenzenichtüberschreiten. Anderwichtigsten StellesagtderBries-
träger Anderes als der Brief. Ieftitsch bietet noch einmal die
Festungen an. Kara Georg aber hat geschrieben, Oesterreichs Ein-
marsch in Serbien würde zwei Kriegserklärungen, aus Petersund
aus Konstantins Stadt, erzwingen; deshalb müsse er der wiener
Regirung rathen, seinem Heimathgebiet fern zu bleiben und durch
die Besetzung Bosniens, die auch der Franzosenkaiser billigen
werde, sich von Rußlands im Donauland erkämpftem Machtzu»
wachs schadlos zu halten. Serbien müsse unabhängig sein.
Niemals, schallt von der Pforte die Antwort des Reis Es»
fendizurück; SerbienistundbleibteinTheildesOsmanenreiches,
das stark genug ist, jedem Heer, auch Habsburgs, den Weg nach
Belgrad zuverriegeln. AlsMittleristunsOesterreich willkommen;
den ersten Schritt zurBesetzung serbischer Festungen würden wir
mit Waffengewalt abwehren. Noch aber möchten wir in der Do-
naumonarchie unseren Freund sehen und ihrem Wort trauen, daß
sie die ungeschmälerte Erhaltung der Türkei wünscht. In Wien
fehlt die Entschlußfähigkeit. Schonwirdgemeldet, daßRodofinikin
nach Belgrad zurückgekehrt,KaraGeorg durch denArchimandriten
Philippowitsch für die Russensache gewonnen ist und eineSchaar
russischer Ingenieure in den Festungwerken der Hauptstadt ar»
beitet. In dem Haus, dessen Portalinschrift die Namen Maria
Theresia und Kaunitz vereint, rüstet sich dennoch kein Wille zu
kräftiger That. Des Mühens höchstes Ziel ist der Abschluß eines
Waffenstillstandeszwischen derTürkei und Serbien, derBelgrad
vor der Gefahr russischerBesetzung schützt. Im Banat wird Duka
Oberbefehlshaber; in Peterwardein Simbschen durch den Feld»
zeugmeister Hiller ersetzt. Dessen Soldatenauge sieht nur zwei
Möglichkeiten: den Einmarsch in Serbienund den Versuch, durch
eine lückenlose Grenzsperre die Rebellen auszuhungern. Auf so
steile Pfade läßt Metternich sich nicht locken; er will weder die Tür»
ken herausfordernnoch denSerbengroll gegen Oesterreich wenden.
Ist denn mit Kara Georg nichts mehr zu machen? Nicht viel; er

schickt Botschaften, sagt seinen Besuch an, verschiebt ihn dannwieder undbringt stchbeiHiller in denVerdacht, von denrussophilen Landsleuten aus der Führerstellung gedrängt worden zu sein. Noch ists er nicht. Hat aber erkennen gelernt, daß er sein Schick» sal nicht an die wiener Zauderpolitik knüpfen dürfe, und will pro kuturo mit derMacht gehen, die sich bereit zeigt, den Serbendich» teren Schirm als den freundlicher Worte zu bieten. SeinInstinkt trügt nicht. Auch nach Rußlands Siegen im Türkenkrieg beherrschen Metternichs Wille^nsbezirk zwei Wünsche: nicht zu kriege» rischemHandeln gezwungen zu werden und denOsmanenbesitz zu wahren. Die serbischen Aufrührer, schreibt er im Ianuar 1811 an Hilter, sollen die Waffen strecken und sich in die Gehorsamspflicht ducken; dann werde dieGnade des Großherrn ihnen, auf Oester» reichs Rath, manche Freiheit gewähren. Der Feldzeugmeister muß ihnen mittheilen, die Thatsache, daß er dem Rebellenführer die Aebernahme des Kommandos in einem amtlichen Schreiben angezeigt und einer DeputationOesterreichsSchutz inAussicht gestellt habe, sei der Anlaß zu einer Rüge aus der wiener Staatskanzlei geworden. Fünf Wochen danach, am zehnten Februar, rückt der russische Oberst Balla mit achthundert Mann und vier Kanonen in Belgrad ein. MilanObrenowitsch hat ihn gerufen. Soll er der Senatspartei, den Russenfreunden, gegen die Demokraten helfen? Nach Rankes Angabe hat er auf Georgs Frage geantwortet: „Ich bin hier, um unter Ihrem Oberbefehl der Sache Ihres Volkes Beistand zu leisten"; hat, nach diesem schlau bedachten Wort, KaraGeorg dieHand desRussen, „statt der desKaifers", geküßt. Er konnte kaum anders handeln. Oesterreich hat die Grenze gesperrt und läßt Kriegsbedarf garnicht, Lebensmittelnurin winzigen Mengen durch. Aus Paris ist ein kleiner Geldbeitrag, doch kein bindendes Versprechen zu haben. Warum,fragtKaraGeorg einen österreichischen Hauptmann, hat Ihr Kaiser nicht im vorigen Iahr dreißigtausend Mann nach Serbien geschickt? Knirschend wiederholen die wiener Generale die Frage; der Verlust Serbiens dünkt sie schlimmer als der des belgischen Niederlandes. Klemens Metternich fühlt, daß er die Gemüther beruhigen muß; kommt auch in solchem Drang aber nicht über Worte hinaus. Niemals, spricht er zu Stackelberg, Alexanders Gesandten, werden wir dulden, daß Rußland sich am rechten Donauufer fest»

setzt. (Daß er den Russen nicht eine Fußbreite dieses Bodens lasse«
werde, hat Napoleon nach Ballas Einzug den Wienern in un»
zweideutigen Sätzen zugesagt.) Die Stunde fordert Handlung.
In Bukarest erörtern Russen und Türken die Bedingungen eineK
Friedensschlusses.DieSerbenwollenGewißheit.IstRußlandzur
Einlösung seines verpfändeten Wortes entschlossen und kann eK
unter allenUmständenSerbien schützen? Steht es noch unbeugsam
auf Kamenskois Ultimatum, das Serbiens Unabhängigkeit von
den Türken verlangt? Gesandtschastsekretär Nedoba, der, als'
NachfolgerRodofinikins,dieseFragenbeantwortensoll,betheuert^
daß der Friedensvertrag schon abgeschlossen wäre, wenn Rußland»
sich nicht mit seiner ganzen Wucht für Serbien eingesetzt hätte.
Verb« et voces. In Wien wird zwar eine für das befreite Paschalik
taugliche Verfassung ausgearbeitet. Aber Metternich hat sich iu
dieMeinung verschanzt, daß mit des Aufruhrs Mächten nicht zu
Paktiren sei. DamitHiller sich nicht zu weitvorwage, wird derGu»
bernialrath von Giuliani ihm als Civiladjutant an die Seite ge»
setzt. Der soll auch dafür sorgen, daß die Grenzsperre nicht allzu
streng durchgeführt werde. Denn Oesterreich braucht den Import
aus, den Export nach Serbien. Und die Städter murren schon..
Am zwölften Mai 1812 wird in Bukarest der Friedensver-^
trag unterzeichnet. Von Serbiens Unabhängigkeit ist darin nicht
die Rede. Die Türkei verpflichtet sich, die Steuererhebung und»
wichtigeTheile derLandesverwaltung denSerben zuüberlassen;
wahrt sich aber dasRecht auf dieBesetzung derFestungen.Mehr
hat derZar,dem derAngriffNapoleons denArm lähmt,nicht durch-
gesetzt. Die Enttäuschuqg ist furchtbar. In dem langen Kampf ist
das Land verarmt und alle Mühe, in Wien, Petersburg, Paris
Helfer zu werben, unbclo , nt geblieben. Ins Ioch zurückkriechen?
Niemals, ruftKaraG< org; eheer sich denTürkenunterwerfeoder
einem griechischen Finst.,n huldige, werde er aus der Heimath
scheiden und sein Lebens bleibsel inMontenegro fristen. DicVolks-
stimme jauchzt ihm zu. Schon aber sattelt die letzte Kosakensolnie
diePferde zumAbritt und auekühlcrenKöpfenkommt dieFrage,
wie man aus eigener Kraft sich der Türken erwehren solle. Der
Senatspräsident Milowanowilsch fordert den KriegsherrnKarcl.
Georg auf, noch einmal in Wien Hilfe zu erbitten. Doch Metter»
nich will nicht verhandeln; er fürchtet, daßjederVcrsuch,fürSer»

bien mehr herauszudrücken, als in Bukarest erlangt worden ist,
die Türkei ärgern und den Russen nähern würde. Napoleons'
Rückzug, dessen Echo wie ein Wintersende ankündendes Lenzge»
witter von den Balkanwänden widerhallt, wirbelt die verschüttete
Serbenhoffnung in neue Brunst. Der neue Ernüchterung folge«
muß.Europa hat andereSorge; hat, imKampfgegendenKorsen,
keine Zeit, sich um die Südostecke zu kümmern. Churschid Pascha
zertritt die jungen Halme desFreiheilwahnes.KaraGeorg,dessen
Guerillaplan von den Häuptern des Senates abgelehnt wird, muh
derUebermachtweichenund aufösterreichische Erdeflüchten. Nach
fünfundsechzigIahren erst, die drei Obrcnowitsch und einen Kara-
georgewitsch auf dem Thron des durch den Hattischerif von 1830
geschaffenen Fürstenthumes sahen, wird, in San Stefano, Ser-
biens Unabhängigkeit von derPforte anerkannt. Metternich hats
nichterlebt.Er(derzufagenpflegte: «Hinter ErdbergliegtAsien!")
schien die Opfer, die Habsburg zwei Iahrhunderte lang für dieAb»
wehr derOsmanengefahr gebracht hatte, völligvergessenzu haben.
Rührte nicht einen Finger, um seinem Oesterreich die Rajah der
Balkanchristen zu befreunden; wies aus kaltem Hochmuth das ser-
bische Werben immer wieder zurück; und erwirkte dadurch das
Uebergewicht Rußlands im Südflawenbezirk. Das, denkt er noch
nach dem Frieden vonAdrianopel, kann nicht dauern; und erwar»
tet denDank der Nachwelt für seine»weise Zurückhaltung", die das
Türkenerbe dem Haus Habsburg sichern werde.AlsNikolaiPaw»
lowitsch ihn inMünchengraetz fragt, ob auch erin deniTürkeneinen
kranken Mann sehe, kommt aus dem Munde des Sechzigjährigen
das unhöfisch spitze Wort: «Richtet dieFrage EurerMajestät sich
andenArztoderandenErben?" DerZardurfteüberdie niedliche
Bosheit lächeln. Er hatte denBoden in aller Stille bestellt und wuß-
te, daß von derTürkenbrandstatt fürs Erste kein anderer Schnitter
ernten werde. Akerman und Adrianopel waren die Etapen auf sei-
nem Erobererzug: die Generale Paskiewitsch und Diebitsch, aber
auch die Dichter Puschkin und Gogol seine Gehilfen. In jedes Sla«
wenherz wollte er das Bewußtsein unlöslicher Stammesgemein-
schastpflanzen und es mit jedem Nährstoff, reinem undunreinem,
kräftigen,der irgendwo leicht zu erraffen war.Dievon denTürkcn
des Weiderechtes beraubte, mit Schwert und Feuer gepeinigte
Südflawenheerde sollte inRußland den einzigenHort ihrerHoff-

nung erkennen. Nie durfte sie, niemals einer IhrerTheile so stark
werden,daß eineSchmälerung rusflscherVormacht zu fürchten war;
nureben starkgenug,um aufderfüdöstlichenHalbinsel,gegenaustro-
ungarischen und türkischen Einspruch,demZarenwortGeltungund
Gehorsam zusichern. Nikolaikonnte in Münchengraetz lächeln und
nach dem Mahl,in dessen VerlaufihnMetternichs Erbanmeldung
kitzelte,kniend dem Kaiser Franz schwören,daß er auch dem nächsten
HabsburgerunbedingteTreuehaltenwerde.DerberühmteStaats-
kanzler,dersich an dem Glauben wärmte, derMenschenWollen mit
einemBlickbis andieWurzeldurchschauenzu können,ahntenicht,
daß derjunge Herr, der neben dem alten Franz am Tisch saß, in dem
Banslawismus sich eineWaffe schuf, die Oesterreichs Ruhe noch
oft stören sollte. Und weil Jugend sich immer freut, wenn sie einen
alten Fuchs überlistet hat, schrieb Nikolai nach der Heimkehr an
Metternich, er habe erstjetzt erfahren,daß derFürstseitden Tagen
des Wiener Kongresses für die Privatbriefe, die er an den Zaren
Alexander richtete, eineIahresrente von fünfzigtausend Dukaten
«rhalten habe, bedaure, daß ein so nützliches Verhältniß nach Alex-
anders Tod nicht erneut worden sei, und bitte,na.ch der Wieder»
aufnahme dieser werthvollen Korrespondenz in jedem Iahr fort»
anSeinerDurchlaucht fünfundsiebenzigtausend Dukaten zahlen zu
dürfen.ZweiMonatezuvor war,durch denVertrag vonHunkiar»
Iskelessi, der Sultan dem Zaren verbündet und verpflichtet wor»
den, keinem fremden Kriegsschiff je die Dardanellen zu öffnen.
Piemont hat Oesterreich aus Italien, Preußen hats aus dem
Deutschen Bund gedrängt. »Die Lebensinteressen im Westen",
mit deren Betonung Metternich die Schwachheit seiner Orient»
politik zu erklären suchte, sind nicht mehr in Gefahr, seit die Ein»
ung der deutschen und ber italischen Stämme gelungen ist. Der
Doppeladler durste und mußte denBlick ostwärts wenden; Oester»
reich°Ungarn sich wieder derPflicht erinnern,dieseineLage,seine
Geschichte, sein Völkergewimmel ihm aufgebürdet hat. Serbien
gewaltsam der Monarchie eingliedern? Mit diesem Gedanken
konnten kampflustige Generale spielen, die im Morawathal ein
Lorberreis zu pflücken hofften; der verantwortliche Staatsmann
mußte einsehen, daß die Annexion, wenn sie wider Rußlands Wil-
len zu erringen war, das ganze Südslawenthum in wilden Haß
gegen Habsburg peitschen und in den Entschluß drängen würde,

UM jeden Preis, auch um den zarischer Oberhoheit, den letzten
Slawensplitter aus Oesterreichs Leib zu reißen. Beust selbst, der
sich bei derAddition des Möglichen so oft verrechnete, dachte nur
an»moralischeEroberung",als er werbend rief, die Herren in Bel-
grad sollten nicht glauben, daß nur ausPetersburgihnen das Heil
kommen könne. Der »kranke Mann am Bosporus" ist nach dem
Krimkrieg noch siecher geworden und jede ihm seitdem aufgezwun-
gene Reform, die den Christen ein mit Mohammeds Gebot un»
vereinbares Recht zuspricht, wird von muflimischer Wuth an der
Rajah grausam gerächt. Als Graf Andrassy den feinen Prunk-
bau am Ballhausplatz bezogen hat, grinst ihm, durch Aktenstaub
und Spinnengewebe, eine große, schwer zu bewältigende Auf«
gabeins Gesicht. Oesterreich darfdenRussennichtthatlos denNim«
bus des Türkenbändigers gönnen, seinen Einfluß in den West»
balkan nicht versickern, Dalmatien und Istrien nicht ungeschützt
lassen. Radetzky hat nach demPariser,Tegetthoffnach demPrager
Frieden empfohlen, sich alsSchutzwall und Hinterland derKüsten»
Provinzen Bosnien und die Herzegowina zu sichern. Den selben
Rath ließ, schonnach demnikolsburgerPraelimiNarabschluß,Bis»
marck nachWien gelangen. UndGeneralPhilippowitsch hört noch
1866 den Befehl, Alles für den Einmarsch in Bosnien Nöthige
vorzubereiten^ der beginnen solle, sobald der Schnee geschmolzen
sei. Beust hat sich dem Plan der Krieger entgegengestemmt. Auch
Andrassy sagt zu dem Botschafter Nowikow, er wolle weder die
Donausürstenthümer noch Bosnien der österreichischen Länder-
masse zufügen und finde deshalb, wenn Rußland nicht etwa nach
neuem Erwerb ausluge, nirgends den kleinsten Anlaß zu einem
Konflikt der Kaiserreiche. In Berlin (1872) und,Wien(1873) wie-
derholt ers vor demOhrGortschakows, der ihmdasZeugniß aus»
stellt: »Der Freimuth seines Wesens und die Klarheit seinerPolitik
geben solchen Versicherungen einen unbestreitbarenWerth." Im
Sommer 1875 bäumen dieBosniaken und Herzegowzen sich gegen
das Türkenjoch auf. Im Frühjahr hat einPetrowitsch, FürstNi»
kola vonMontenegro, der, den Kaiser Franz Ioseph zu begrüßen,
nach Cattaro gekommen war, dem Grafen Beck freiwillig die Ab«
ficht enthüllt, dieFlanke des österreichischen Corps zu decken, das,
wie er hoffe, bald in die Herzegowina einrücken werde. Diesmal
soll Feldzeugmeister Mollinary, der das Generalkommando in

Agram hat, die Truppe führen. Wenn die Türkei sich als unfähig
zurRuhestiftung erweist und die Gefahr entsteht, daß die Serben
aus den zwei Provinzen sich denen aus den Reichen der Obre»
nowitsch und Petrowitsch vereinen. Ehe die Signatarmächte des
PariserVertrages vomIahr 1856 sich über ein gemeinsames Pro-
gramm verständigt haben, wird aus Konstantinopel derSieg der
Iungtürken gemeldet. Midhat Pascha regirt: nun mußAlles sich
wenden und eineFülle wohlthätigerReformen endlich dieRajah
erquicken. Kluge Orientalen lächeln freilich über den frommen
Wahn undNubar Pascha warnt in Paris denBotschaftertzohen»
lohe, dieSieger von gestern, die sich nur mit den Waffen der Glau»
benswuthund des Rassestolzes behaupten könnten, für Freunde
europäischerGesittung zu halten. Inder letztenIuniwoche hat ein
Ultimatum ausBelgrad und CetinjeBosniensür denSerbenstaat,
die Herzegowina fürMontenegro gefordert und einpaarTageda»
nach sind Truppen Milans und Nikolas an die Grenze vormar»
schirr. Steht Rußland hinter ihnen? Nein; seinVertreter erklärt in
Belgrad, der Friedensstörer habe nicht auf russischeHilfe zu rech»
nen. Am achten Iuli besucht Alexander der Zweite in Reichstadt
den Kaiser Franz Ioseph. So lange es irgend geht, soll der Besitz»
stand des Sultans nicht geschmälert, nach einem Sieg den An»
greifernnur eine unbeträchtlicheGebictserweiterung gewährt, in
keinemFall aber an derDonau ein neuer großer Slawenstaat ge»
duldet werden. LösenSerbien undMontenegro das Band, das sie
an die Pforte knüpft, dann wird auchBulgarien undAlbanien von
türkischer Oberherrschaft frei. Ueber diese Friedensbedingungen
sind Gortschakow und Andrassy schnell einig; auch über Monte»
ncgrosRecht auf einen nördlichenAdriahafen und über die Um»
stände, die Rußland zur Okkupation Bulgariens, Oesterreich zur
Besetzung der vomAufruhr ergriffenen Grenzprovinzen zwingen
tönnten.DochhindertGortschakow denGeneralTschernajew nicht,
sich an die Spitze des Serbenheeres zustellen, dem allerleiKämpfer
aus Rußland sich einreihen. Und Andrassy hehlt Herrn von No-
wikow nicht das besondere Interesse der auf den nahenOrient an»
gewiesenen Monarchie. «Als Nachbarn müssen wirwachsam sc in;
was ohne uns an unserer Grenze geschieht, geschieht gegen uns."
Im November 1876, als die Pforte schon die russische Kriegser»
tmrungerwartet, möchteAndrassyjedenZweifel anseinemWollcn

Zilgen. Das reichflädterAbkommen,sagt erzuNowikow,gicbt uns
dasRecht,Bosnien und dieHerzegowinazu besetzen; taucht eineö
Tages bei Ihnen derWunsch auf, Serben und Montenegrinern
. Theile dieserProvinzen, altserbische oder albanische Land striche zu
geben,so istunsereZustimmung einzuholen; und derSinn unseres
Abkommens gebietet, Serbien, Montenegro und den Sandschac
Nowibazar Ihren und unseren Truppen zu schließen. Der buda-
Pester Vertrag vom fünfzehnten Ianuar 1877 bestimmt: Oester»
^eich-Ungarn bleibt neutral, unterstützt Rußland nur mit diplo»
matischenMitteln, gestattet ihm, wenn der Kriegszweck es fordert,
die Ueberschrritung der Donau, auch die Kooperation mit serbi»
schen und montenegrischenTruppen (doch nicht im Bereich dieser
Fürstenthümer, die, wie Rumänien und Bulgarien, nicht wieder
Zu Kriegsschauplätzen werden sollen) und darf nach freier Wahl
entscheiden, wann esBosnien und die Herzegowina besetzen will.
Am achtzehnten März wird in Wien einNachtrag vereinbart. Ist
die Beantwortung der „Orientfrage" nicht länger aufzuschieben,
dann fällt den Russen Bessarabien, den Oesterreichern Bosnien
And die Herzegowina, den Griechen der Epirus und Thessalien
zu; Bulgarien, Albanien, Rumelien werden unabhängig; Kon»
stantinopel erhält die Rechte und Pflichten einer Freien Stadt;
die Verständigung über den Sandschak wird vorbehalten; beide
Kaiserreiche werden sich dem Versuch widersetzen, auf den Trum-
mern der Türkei einen stallen Slawenstaat zu gründen. Sauber
wird jedes Reiches Einflußsphäre abgegrenzt; und Alexanders
Botschafter zieht auf der Karte selbst den Strich, der Serbien in
Oesterreichs Zone weist. In der vierundzwanzigsten Aprilnacht
beginnt der russischeVormarsch. Im Sommer wiederholt And i assy
den Entschluß, westlichen Machtzuwachs Serbiens, nördlichen
Montenegros nicht zu dulden und, wenns sein müsse, mit Waffen»
Gewalt zu hindern. Nach dem Friedensschluß von San Stefano
«rklärt er dem General Ignatiew, er könne diefem Vertrag, der
Rußlands Balkanmacht ins Ungeheure dehne, nur zustimmen,
wenn eine selbständige Provinz Makedonien (mit Saloniki a!s
Haupt-undHafenstadt)geschaffenwerdeundeineZollgemeinschaft
die Westbalkanstaaten dem Habsburgerreich verbünde. Auf dem
Berliner Kongreß, der dasWerk von San Stefano zerfetzt, dekla-,
znirt,am letztenTag,Gonschakow: «Wenn Mängel der türkischen

Verwaltung Oesterreich-Ungarn zwingen, den Sandschak Nowi«
bazar für eben so unbegrenzte Zeit zu besetzen wie Bosnien und>
die Herzegowina, so wird die Russische Regirung nicht wider»
sprechen. "SiebenzigIahrenachdemerstenHilferufdesSchwarzerr
Georg.HatOesterreich gesiegt?SeinRecht auf dieVormachtstellung
im Westbalkanbezirk, auf Garnisonen »bis hinter Mitrowitza«»
ist von Europa anerkannt und Rußland hat feierlich versprochen,
ihm auch im Sandschak kein Hinderniß in den Weg zu stellen.
Doch keine Ewigkeit giebt zurück, was man von der Minute
ausschlug. Wieder ein zerrinnender Wahn Bonapartes: daß
Nationen sich demüthig in jeden Staats verband einschnüren, ein»
flicken, einklemmen lassen. Nachdem reichstädter Abkommen war
die Annexion serbischen Gebietes nicht mehr möglich; nach Ser»
biens Siegen über Türken und Bulgaren mußte jedem Oester»
reicherkrieg gegendas junge KönigreicheinRacheverhängniß fol-
gen. Das Iahrhunderte lang auf zerstückter Erde schmählich ge»
knechtete Serbenvolk wurde frei und durfte, endlich, sich wieder
dehnen. Aus Kämpfen, die heldisch (und, nach dem Urtheil der
Griechen, Armenier, Iuden, Türken aus Adrianopel menschlich>
geführt wurden, zog es in Skoplje ein, in Duschans lange ver»
waiste, lange beweinte Hauptstadt, und erhoffte neuen Abglanz
der Zeit, da dieser große Serbenzar, derRomäerkaiser Stephan?
in Albanien, Bosnien, Makedonien, Thessalien gebot, der Schutz-
herr desBasileus vonByzanzund derRepublikRagusa warund
in Pherae seinem Reich einen nur ihm gehörigen Patriarchen
kürte. AlldieseHerrlichkeitwar am Veitstag derAmselfeldschlacht»
inder,beiKossowo,SultanBajesid denSerbenkönigLazarschlug?
perscharrt worden. Nun erst, nach fünfhundertfünfundzwanzig
Iahren, stieg die von Kriegerruhm durchklirrte Geschichte aus der
Gruft; und erfüllte jeden im Gefecht oder in glanzlos mühsamer
Arbeit fürs Vaterland bewährten Serben mit dem stolzen Be»
wußtsein, daß er selbst, daß seine Volkheit sich den Werth schuft
Der von dem SpitzelNastitsch mit gefälschten Dokumenten ange-
zettelte Prozeß, der sie als tückische Verschwörer gegen Oester»
reichs Ruhe stäupen sollte, hatte ihr aus dem agramer Gerichts«
saal einen Triumph gebracht. Der Bukarester Friede das Bünd»
niß mit Rumänien und Hellas und die Herrschaft über Make»
donien. Nicht Trunkene nur durften hoffen, auch an die See, die

allen anderen Völkern Europas (außer den Schweizern, die sie
nicht brauchen) offen ist, nun zu gelangen: den silbernenDoppel»
adler im Goldpanzer wieder bis an die Adria blinken zu sehen.
Weigerte Oesterreich den Ausgang ins Meer, dann mußte die
Wendung aus den Tagen des Kara Djordje und des Russen Balla
sich erneuen und aus Belgrad die Sehnsucht, eine den Sturm an»
kündende Möwe, in Rußlands kalten Orient aufflattern. An dem
vierten Iulitag, der Deutschlands und Oesterreichs Erlebniß in
Schicksalswehen riß, war hier die Sturmwarnung zu lesen. «Sind
unserebehendenSchreiber dennallerGeschichte,allesGeschehens
und Werdens so unkundig, daß sie, denenKrieg doch das schlimmste
der Uebel scheint, nicht ahnen, was sie bereiten, wenn ihnen ge-
lingt, zwischenOesterreich-Ungarn und der angrenzendenSlawen-
welt die Vulkanskluft noch zu tiefen? Unter Habsburgs Szepter
wohnenmehr Serben als in denKönigreichenPeters undNikolas;
ist das Gravitätcentrum des Serbenstammes, der Schwerpunkts
der, damit der Stamm nicht falle, gestützt werden muß. Und vor
zweiunddreißigIahren hat Peter Schuwalow, der nicht insBlau
schwatzte, sondern Körnchen vom ,esprit cle I,avenir, in sich hatte, ge-
schrieben: ,Aus Bosnien kommt einst die gefährlichste Bedrohung
des europäischenFriedens. WieFels istinmirdieUeberzeugung
fest, daß dort der Zünder ist, der das Pulver in Flamme treibt/
Rühret nicht muthwillig daran!" Acht Tage später, nach raschem
Rückblick auf die Mär von der Nibelungennoth: »Soll in Blut
und Brand eine Welt verröcheln, verprasseln, weil (nicht von eines
treuenTronjers, sondern) von eines eitel schwärmenden Knaben
Hand ein Unschuldiger gefällt worden ist? WehIedem, der diese
Brunst, solchen Blutbades Rüstung schauen muß!" Deutlicher
durfte, ehe das Ergebniß der Vereinbarung über die an Serbien
zu sendende Note bekannt war, der deutsche Politiker nicht war-
nen. Was von der Minute (der letzten: am Ende der Tschataldscha-
Wochen) ausgeschlagen worden war, brachte das Hundsgestirn
von 1913 nicht zurück. Als Oesterreich-Ungarn, wie Herr Giolitti
Allen, die es noch nichtwußten, durch Urkunden bewiesen hat, vor
anderthalb Iahren sich in den Entschluß zum Kriege gegen die
gedemüthigten, doch nicht geschwächten Serbenstaaten aufraffte,
wars zu spät; und Italiens Widerspruch konnte den kühl wägen»
den, nicht von Haß blinden Staatsmann ein Glückszufall dünken^

Auch den deutschen, in dessen Gedächlniß der Sinn des bismarck-
ischenSatzes gespeichertwar: „Nicht blos derPanflawismusund
Bulgarien oder Bosnien, sondern auch die serbische, die rumä»
nische, die polnische, die czechische Frage, ja, selbst heute noch die
italienische im Trentino, inTriest und an der dalmatischen Küste,
können zu Kristallisationpunkten für nicht blos österreichische, son»
dern auch europäische Krisen werden, von denen die deutschen
Interessen nur insoweit nachweislich berührt werden, als das
DeulscheReich mit Oesterreich in ein solidarisches Haftverhältniß
tritt." Das aber war im Sommer 1913 schon geschehen.
Der Krieg hat manche enttäuschende Erkenntniß gebracht. Die
grasseste Denen, die insgeheim oder öffentlich gemeint hatten, den
winzigen,armen,von zwei schwerenFeldzügen morschen Serben»
staat (der noch im Mai achtzigMillionen Mark, statt sie,nach dem
Wunsch seiner Generale, an die Wehrstärkung zu wenden, für
aus Deutschland zu kaufendes Eifenbahnmaterial bestimmt hatte)
werde Oesterreich-Ungarns Großmacht rasch überrennen. »Von
Semlin ists ein Katzensprung. Königreich? Ein Schmarren!"
Zehnmal lasen wir, eine Division, ein Corps, mindestens fünf»
mal, das ganze Heer sei aufgerieben, in strolchende Banden zer»
fetzt, völlig vernichtet. So wilde Schreiberei hat der uns verbün-
deten Monarchie schlecht gedient. Oesterreichs Truppen, an deren
Tapferkeit und Ausdauer wir nicht zweifeln dürfen und die das
Landeshaupt von Bosnien, der oft gerühmteFeldzeugmeister Po»
tiorek, führte, sind von muthigen Männern aus echtem Krieger»
stamm und guter Drillschule, sind von der Strategenkunst des Woj»
wodaPutnik und dem Feldherrninstinkt des Generals Michitsch
geschlagen worden. Das wird nicht zum Trost gesagt. Als San
Giuliano die Frage las, ob Italien die Folgen der Kriegserklä»
rung an Serbien mittragen wolle, stand hier: «Noch Serbiens
Drittes Aufgebot, Leute über Fünfundvierzig, scheuchte die Bul»
garen wie ein Hasenvolk. Der serbische Schütze hat sich auf der
Walstatt wie im Waidwerk bewährt. Mobilmachung, General»
stab, Mannszucht, Sanitätwesen, Feuerdisziplin: Alles hohen
Lobes würdig. Und der in karge SchlichtheitgewöhnteAgrarstaat
hat den langen Kriegszustand besser, mit geringerer Kerneinbuße,
üderdauert als ein feiner verästeltes Gebild." Die Botschaft von
Serbiens großem Sieg an der Kolubara, die wichtigste Post aus
vier Dezemberwochen, die auf keinerFront etwas einer Entschei»

Dung Aehn,iches sahen, brachte den Oesterreicher!! und Ungarn
Schmerz, doch nicht Schmach: den Verlust vieler, vieler tüchtigen
Männer,neuer Geschütze,Gewehre un d kostbarenKriegsgeräthes,
aber keines Plättchens vom Schild ihrer Waffenehre. Der wäre
häglich zerschrammt und zerbeult,wenn Serbiens Heer ausgesehen
hätte, wieRüpelwuth es zuvor malte. Dem Rath, schnell nur, um
Rumänen,Bulgaren, Hellenen nicht schwächlich zu scheinen, eine
aus eigenen und deutschen Brigaden gebildete Armee nach Ser»
dien zu schicken, das neue, kräftige Offensive kaum ertrüge, müßte
Oesterreichs Selbstgefühl widerstreben. Auch Oesterreichs Klug»
heit: denn schwächlich schiene es erst, wenn es wider den kleinen
Nachbar seinen stämmigen Genossen, die zweite Großmacht, her-
beirufen müßte. Das ist nicht nöthig. Die Könige Peter und Ni»
Lola mögen sagen, von allen in den Krieg gedrängten Europäer»
reichen seien nur ihre und die Inseln des King George von Fein»
destruppen ganz frei: ihre Zukunft und ihr Verhältniß zuOester»
reich»Ungarn wird durch die Ziffer des Würfels bestimmt, der,
diesfeits oder jenseits von den Karpathen, auf ungarische oder
polnische Er de fällt. Lernten Wien und Budapest endlich die Kunst
politischer Kriegführung? Allzu lange kam aus ihren Amtspa»
lästen nur Sperrweisung: Italien dürfe nicht nachValona,Grie-
chenland nicht nach Korytza, Serbien nicht nach San Giovanni
diMedua, Montenegro nicht nach Skutari, Rumänien zwar nach
Bessarabien (das der wienerNachtrag zum budapester Pakt von
1877 doch dem Zaren zusprach), aber nicht in Bosporuseintracht
mitRußland. Aus Verneinung und Verbot flammte niemals be»
geisterndeFreude.GriechenlandistamZieldesEpirotenwunsches.
Italien hat Valona besetzt (und in allen Provinzhauptstädten
lauter als je das Andenken desIrredentisten Oberdank gefeiert,
der 1882, von österreichischen Richtern eines Anschlages auf das
Leben Franz Iosephs schuldig gesprochen und im Dezember ent-
hauptet wurde). InRumänien wirkt der Tag vonKonstanza fort.
EiyPiemont auf der Ostflanke derAdria würde demHausHabs»
burg»Lothringen gefährlich. DessenHerr aber wird demTitel des
»Großwojwoda der Wojwodschaft Serbien" für die Dauer nicht
lebendigerenInhalt zurückgewinnen als dem desMonarchenüber
Illyrien,Ierusalem,Toskana,Modena,Parma,Lothringen.Auch
dem erstarktenOeflerreich müßte Staatsmannsweisheit edle und
klare Verständigung mit Serbien empfehlen. Das ist einmal schon,

aus dem Amselfeldgrab, auferstanden. Fände gegen Nord und»
West stets wieder Streitgenossen. Und schöpft für ein Iahrhundert
aus dem Kolubaraquel l zum schwersten Kampf stolzen Muth.
Feind und Freund.
Drei Könige führte Gottes Hand
Durch einen Stern aus Morgenland
Zum Christkind durch Ierusalem
In einen Stall bei Bethlehem.
Da knien sie nun und weihn dem Kind
Gold, Weihrauch, Myrrh zum Angebind.
Gold zu häufen, ist uns verboten. Des Weihrauches ward,
Deutschen allzu viel. Myrrhe schmeckt bitter,hat aber Säuberkraft
und deutet, nach altem Kirchensang, aus Menschengebrechen. »5>
Gott, halt uns bei dieser Lehr, dem Irrthum und dem Abfall wehr!"
Der Argotforscher Sainean hat die Herkunft des Schimpf-
wortes «bocke« aufgehellt.Abkürzung von cabocKe;Sinn: Klotz»
kopf. Und weil der Deutsche dumm, täppisch, schwerfällig, unbe-
lehrbar ist, zeichnen die Wörter bocke und albocke getreulich sei»
nesWescnsSonderheit.Weil er, wiejederTag lehrt, inderBuch»
druckerkunst nichts leistet, nannte ihn schon vor vierzig Iahren das
Rothwelsch der Setzer tete cle bocke. Nun wissen wirs also. Die
widrigste Scheusäligkeit entschleiern aber die bockes erst jetzt. Derr
Belgiern pressen sie vierhundertachtzig Millionen Francs ab, die
von den neun Provinzen in zwölf Monatsraten aufzubringen sind.
Die Antwerpener müssen außerdem täglich achtzigtausend Ciga»
ren, siebenzehnhundert Packete Rauchtabak, eine Viertelmillion.
Cigaretten liesern; die Optiker und die Zahnärzte der Scheldestadt
haben Offizieren undMannschaft mitGeräth und Technik zu die-
nen. Hat jeder bocke noch einen Waffenrock? Nein; mancher, be-
richtet ein »Augenzeuge" nach London, trabt im hellen Bürger-
kleid, ohne Helm, mürrisch in den Schützengraben. Kein Wunder^
daß die frierenden, hungernden, mißhandelten Leute wie Raben
stehlen. Den Gemeinen wärs am Ende noch verzeihlich. Doch das
Aergerniß kommt, wie inWallensteinsLager, von oben. Daß der
Kronprinz ganze Schlösser ausgeräubert, lange Frachtzüge mit
glitzernderBeute nach Berlin geschickt hat, hörten wir längst. Auct>
aus Ost kam, vor den Drei Königen, nun ein Himmelslicht. Die
Frau des Feldmarschalls vonHmdenburg, die, als Barmherzige
Schwester, ihres Mannes Armee begleitet, hat zur Plünderung.

des dem Grafen Swiatopolk Czetwertynski gehörigen Schlosses
kräftiglich mitgewirkt und danach, um des Verbrechens Spur zu
tilgen, den Befehl zur Brandstiftung gegeben. Das ist lautere
Wahrheit: denn der dem Gräuel entkommene Gutsverwalter hats
einem in Petrograd öffentlich Meinenden erzählt. »l.es bocnes!«
Balsamische Myrrhentinktur. In der Odette cte I^usanne
räth «ein österreichischer Diplomat, der einst berühmt war", sei»
nen Landsleuten, sich flink vom Deutschen Reich zu lösen. »Nur
dieSchwächung diesesReiches dürfen wir wünschen. DieRussen
LönntenKonstantinopelundanderesTürkenland,die Serbeneinen
Theil Alb cinien s nehmen und den Italern, unseren ewigen Fein»
den, die Herrschaft über dieAdria verriegeln. Ist Preußen besiegt
undDeutschland morsch, dann erst können wir, Europen und der
Menschheit zum Segen, ein neues Deutsches Reich gründen, ein
friedliches, nicht eroberungsüchtiges, Galizien, die Bukowina,
Siebenbürgen beha ten und in Mitteleuropa wieder die Vor»
machthöhe erklettern. Selbst wenn das preußische Deutschland
siegte: wir blieben besiegt; doch an Deutschlands Niederlage ist
nicht mehr zu zweifeln." Schon deshalb nicht, weil es bald kein
Brot haben wird: sagt, im^conomiste rIuropeen,HerrThery. »Ie-
den Tag einen Sieg zu erlügen, ist leicht. Schwerer, achtundsechzig
Millionen Menschen Brotkoin zu schaffen. Der Versuch, Frank-
reich geschwind zu zerschmettern,ist mißlungen und die Ernte des
Jahres 1914 war schlecht. UeberwachenwirsorgsamalleGrenzen,
dann wird den Deutschen unmöglich, das Getreide einzuführen,
das sie im Frühling brauchen." Der Strafbarkeit als unwahr er»
weislicher Siegesbotschaft eingedenk zu bleiben, mahnt ein deut»
jches Generalkommando; und wird in Petrograd gelobt. Von
dort rufen die Gewaltigen über den Erdball hin: »Während die
Berichte des russischen Generalissimus, wie in allen neutralen
Ländern anerkannt wird, das Geschehen, auch unbeträchtliches,
nüchtern darstellen,bieten diedeutschenganzandereBilder. Neu-
lich erzählten sie stolz, das Russenheer sei auf allen Punkten der
Front völlig geschlagen, von dem deutschen ein glänzender Sieg
erkämpft worden. Dieser Siegesbericht gab weder irgendeinen
Ortsnamen noch eine strategische Einzelheit; sprach weder von
Verlusten und Beute noch, wie sonst der Sieger pflegt, von Ge»
fangenen, sondern beschränkte sich auf die schwer nachprüfbare An»
Labe,das deutscheHeer habe triumphal gesiegt. DerZweck solchen

Geräusches ist so leicht erkennbar, daß wir die Oeffentliche Met»
nung Europas, in deren Dienst gewissenhafte und zuverlässige
Beobachter stehen, nicht davor zu warnen brauchen. Diese Mei»
nung nach ihrem Willen zu kneten, gelingt den Deutschen nicht.
ihrer Heimath und in derTürkei mögen sie als Sieger gelten; die
neutralen Länder wissen längst, was von so undurchsichtigenBe»
richten zu halten ist." Daß Kindsköpfe einen Strategenerfolg, der
den Winterfeldzug erleichtern kann, in einenRiesensieg bauschen,
ist nicht der Heeresleitung ins Schuldbuch zu schreiben. Von Ost
wieder nach West. In Schottland spricht Lord Rosebery über die
Beschießung des englischenSeebades Scarborough.„ Ein Schrift-
steller unseres Landes fand die Königin Marie Antoinetteso schön,
daßerglaubte,alleDegenFrankreichs müßten,sie zu schützen, aus
der Scheide fliegen. Wenn die unserer geliebten, herrlichen Küste
von dem deutschen Geschwader angethane Schmach nicht jedes
Schottenschwert aus der Scheide lockert, habe ich meine Lands»
leute nie gekannt." Als Marie Antoinette des Schutzes bedurfte,,
blieb mancherDegen ungezückt. MarinesekretärWinston Churchill
schreibt an den Bürgermeister von Scarborough: »Die unersetz»
lichen schnellen Kreuzer der deutschen Flotte wurden an das flüch-
tige Vergnügen gewagt, recht viele Briten, einerlei, welchen Ge-
schlechtes undAlters,zu töten. DieHast desRückzuges lehrtuns die
Furcht desAngreifers ermessen. WelcheWaffenthatden deutschen
Seekriegern sortan auch gelänge: so lange sie über die Meere hin
führen, trügen sie das Brandmal der Kindertöter von Scarbo»
rough." Klotzköpfe, Lügner, Räuber, Mörder. Ihre Genossen?
Arme Schächer. Im »l'emps« wird erzählt, Franz Iosephs Bot-»
schafter in Rom habe die Niederlage an der Kolubara in einet
Note erklärt, die sagt: »Das austro-ungarische Heer war Tage lang,
ohne Nahrung und Munition und die Mannschaft so entkräftet,
daß Zehntausend an Hungersnoth starben. Dieser Umstand er»
möglichte den Serben die Vernichtung unserer Armee." Könnte
einBotschaftersolcheHungernote imAmt überleben? Im,Matin»
werden deutsche Briesmarken abgebildet, denen, über der Rand»
inschrift »DeutschesReich", in schwarzerFarbe derVermerk auf»
gestempelt ist: «Schweiz. 25Centimes." Sie sollen erweisen, daß
für denUeberfall der Schweiz alles Nöthige eben so gründlich wie
furBelgiens vorbereitet war. »DerBeweis dieses tückischenPla»
"cs,dendieLänderdiebeundVölkerhenker,dieSchänderEuropas,

hegten, ist sichtbar und greifbar. Wenn unsere schweizer Freunde
die verrätherischen Bildchen betrachten, werden sie vor demUrtheil
über ihre östlichen undnördlichenNachbarnnichtschwanken." Die
sieht selbst in ihrer tzeimath jedes fromme Herz mit Schaudern.
»Süddeutschland haßt die Preußen. Die kamen erstjüngst wieder,
am zehnten Dezember, in einer antwerpener Kaserne mit den
Bayern in ein böses Handgemeng. Dieser Hader derStämme zer»
mürbt die Seelenkräfte des deutschen Heeres." (General Bonnal.)
Das denkt auch nur noch an den Rückzug aus Frankreich an den
R Hein.«Seine besten Truppen hatDeul schland verloren.Aber ihm
bleiben noch Männer; und im Schutz eines Grabens kann ein Sol-
dat sich so gut wie der andere vertheidigen. Halb blind oder buckelig:
wenn er nur eine Schulter hat, an die er das Gewehr lehnt." Ein
Elsässer hats einem pariser Reporter anvertraut. Der macht sich
auf die Socken. In Karlsruhe sind die Häuser bewimpelt und auf
offenem Markt zwölf Kanonen ausgestellt. Französische? »Dicht
bei Paris hat unser Vierzehntes Corps sie erbeutet." Schwindel.
Veraltetes Geschütz; vielleicht gar nicht aus Frankreich. Oder von
1870? Stimmt: bei Maxau ertastet das Auge des Parisers auf
ganz ähnlichem Schießgerümpel die Stellen, wo das ^ und der
Kaiseraar abgesprengt wurden. FaulerZauber. Auch bei Maxau
werden schon Schützengraben eingerichtet; eine ganze Höhlenstadt
soll die Flüchtlinge herbergen. »Raben kreisen durch die Luft,
als ahnten sie, daß ihnen hier eineWeide entsteht." Schlimm:ein
Kutscher schweigt, als er gefragt worden ist, ob er an den Sieg der
Deutschen glaube. Fand er die Frage, wie sein Franzos das in
Karlsruhe ausgestellte Geschütz, veraltet?WiederG?neral Bon»
nal: «In Elsaß»Lothringen hat die Germanisation sich seit dem
Kriegsbeginn indie tollsteRoheit gesteigert. Ein Elsässer, der ver»
dächtigt wird, die Hand eines französischen Soldaten gedrückt zu
haben,kommtinsGefängnißoderinsZuchthaus.DieseSchreckens-
herrschaft, die Elsaß-Lothringen heldenmuthig erträgt, weiles wie-
der französisch zu werden hofft, muß unseren Willen stählen, den
FeinS so niederzuwerfen, daß er Bedingungen annimmt, die für
Jahrhunderte Europas friedliche Ruhe verbürgen."
„Nimm die Myrthen bittrerReue! Ach, mich schmerzet meine
Sünde.. ."HerrPichon,DelcafsesFolgerundVorgänger, scheint
nochnichtbis ins Innerste von derSiegesgewißheitdesGenerals
durchdrungen. Ieder Tag, sagt er, «lehrt mich den Nutzen eines

Abkommens klarer erkennen, das die Iapaner uns auch für den
Festlandskampf verpflichten würde. Das Schicksal, das Leben
Frankreichs, die Zukunft, derFriede Europas steht aufdemSpiel.
Wir müssen die Gefahr der Barbarenherrschaft abwehren. Um
jeden Preis. Kein Hinderniß darf Den schrecken, der mit aller
Seelenkraft unserer großen Sache dienen und ihren endgiltigen
Triumph sichern will." Kein Geschwätz darf uns aus der Rech»
nung mit dem Eingriff japanischer Landmacht verleiten, der viel-
leicht näher ist,als wir wissen sollen. Warum dürfte HerrPichon
nicht als schwierig schildern, was schon erlangt ward? Tongking
und Anam wäre kein übler Bissen; und die Glorie der Asiaten»
macht, die nach Europa Kriegsentscheidung gebracht hätte, würde
sogar Mandschuherzen erwärmen. NurFritz, !e Arancl docke,und
seine Nachfahren werden geschmäht, wenn sie in grimmem Kampf
ums Dasein sichzuTrugmilteln erniedern. Sie treibens aber auch
zu arg. »Auf die Bahnhofstafeln von Ostende haben die Deut»
schendasWort,Kales, geschrieben, damit dieankommendenSo-
daten sich in Calais glauben. DerKaisergiebt,wie auf einerVer»
gnügungreise, im Voraus die Daten seiner Einzüge an. Fünf»
zehnter August: Nancy. Vierter September: Paris. ZehnterOkto-
ber:Wärschau. Das ist der Bluff eines Verzweifelnden. Studen»
ten wurden mit der Hoffnung geködert, auf unseren Elysischen
Feldern in Parade zustehen: und mußten dann, unter Granaten-
feuer, im Vserschlamm Gräben ausschaufeln. Das ist Friedrichs
Schule.Verschon hat denFeldherren empfohlen,Komoedianten zu
wcrden,Fehlschläge knapp zu erwähnen und überall auszubrüllen,
ein Preuße sei so viel werth wie vier Feinde, brauche vier, wenn
ihrHintern nurseinenAbsatz gespürt habe, nicht mehr zu fürchten.
Wie aber endete dieferFriedrich? Er selbst fand sich reif für den
Schinder. Als er beiKunersdorf geschlagen ist, stellt er sich krank,
giebt das Kommando ab und entnimmt demGoldbüchschen,das
auf der nacktenBrust hängt, achtzehn Opiumpillen. So gehts De»
nen,die sich unbesiegbarwähnen. Undsomögeeswiederwerden!"
Herr Lenotre spricht: und stutzt die Geschichte wie sein Ahn in
Versailles die Bäume. Nach Kunersdorf hatFritz noch einWeil»
chen (siebenundzwanzig Iahre) gelebt. Und Preußen dankt ihm
Schlesien,Westpreußen, Ostfriesland sammt dem Großmachtrang.
Kein karger Ertrag. Und so möge es wieder werden! Amen.

H.rausgeber und verantworllicher Redakteur: Maximilian Harde» in Berlin, ^
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Sarleb S, m, b, H, in Berlin,

Wie gehts den Feinden?
»Vers le succes linal!»
derwirthschaftlich wich»
tigste Theil derFranzösischen Republik, das unseren Bezir»
ken am Niederrhein und an der Ruhr vergleichbare Industrie»
gebietFrankreichs,in der Gewalt des deutschen Heeres.AlleVer»
suche, den Eindringling aus dem Land zu werfen oder um eine
beträchtliche Strecke zurückzudrängen, sind, auch an den Tagen,
die seine Reihen gelichtet sahen, mißlungen. Gerechtigkeit fordert
dasZugeständniß, daß dieseVersuche nirgends bisher mit voller
Kraft gewagt wurden (weil der Osfensivgeist lahm geworden ist
oder weilGeneralIoffre,den dieLandsleute denMenschenspar»
meisternennen, die hunderttausend Mann, die, nach seiner Schätz»
ung, der Durchbruch kosten würde, noch nicht opfern wollte?); for»
dert ferner die Erwähnung derThatsache,daß auch den deutschen
Kriegern die Sprengung der Schutzmauer noch nicht gelang. Im»
merhin: ein der Republikanerwirthschaft unentbehrlicher Theil
des Landes, der zu Werthzeugung kräftigste, ist vom Feind besetzt,
von Monaten wilder Kämpfe verwüstet; aus einer reichlich zin-
senden Arbeitstätte ein ertragloser Kriegsschauplatz geworden.
Dennoch reden und schreiben die Franzosen, als sei der Sieg ihnen
gewiß, demZweifel entrückt und ihrWille habe selbstherrisch des
Friedens Bedingungen zu heischen. »Wirwerden ohne Erbarmen
kämpfen, bis ein im weitesten Sinn siegreicher Friede die endgil»

tige Befreiung Europas verbürgt. Der unerwartete Aufschwung
unseres Nationalgefühles hat die Deutschen aus trunkenen Sie-
ge! träumen gerissen. In Eintracht mit unseren Bundesgenossen!
werden wir, die den Frieden wollten, nun den Krieg bis ans Ende
führen und die Waffen erst senken, wenn die RechtsschändunK
gestraft, wenn der heldenmüthige Belgierstaat in feinem Wirth»
schaftleben und in feiner politischen Selbständigkeit ganz wieder»
hergestellt, der preußische Militarismus gebrochen ist, unserem
Vaterland die ihm geraubtenProvinzen fürimmer einverleibtsind
und auf eherne Gerechtigkeit ein erneutes, endlich zu reinem Le»
ben reifes Europa gegründet werden kann. Dieser Kriegsplan^
dieser Friedensplan kommt nicht etwa aus überschwingender
Hoffnung. Nein: wir haben die Gewißheit des Sieges. "So sprach,
imSitzungsaal des Bourbonenschlofses, Herr Viviani, Minister-
präsident und Sozialdemokrat. Freilich sagte er auch: «Bis der
Tag endgi,tigen Sieges anbricht, ist noch harte, ist vielleicht noch
lange Arbeit zu leisten. Stählen wir zu solcher Leistung unseren
Willen und unseren MuthlUnser Volk,derErbe der ungeheuer»
sterRuhmeslast,die je auf einer Nation lag, ist zu jedem Opferbe-
reit. " Das darf ein Franzos,wenn er zuvor den Mund recht mit
Phrasenfutter füllte, sagen. Sagts ein bocke, so ists ein unverkenn-
bares Angstzetchen. Drei Tage vor der Rede des Herrn Viviani
hatte ich hier gemahnt: »Die Flamme deutscher Zuversicht darf in
Frost und Sturm, in Schnee und Schlamm nicht verlöschen. Für
den längsten Weg durch schwieriges Gelände, nicht für kurzen
Siegerlauf nur, ihr den Brandstoff zu bereiten, ist unsere Pflicht»
Die verbietet, zu heucheln, wir feien dem Ziel schon nah, und zu
bergen, daß nie mit so grimmem, so inbrünstigem Eifer gegen uns
alle Erdschollen aufgewühlt wurden wie ander Schwelle des Iah-
res. Deutschland muß wach bleiben; für die härteste Nothwen»
digkeit in Bereitschaft." Ungefähr so hats, nur in anderen Wor»
ten, dann im Neujahrsgruß des Kaisers und manches Armee»
führers gestanden; auch im Evangelium des Renatus Viviani.
Thut nichts. Meine Sätze wurden flink gefälscht und in Dutzen»
den französischerMeinungschänken verhökert, „HerrHarden, der
leibhaftige Kriegsblitz, der vor ein paar Wochen uns und unsere
Genossen ins Preußenjoch geschmiedet sah, ist traurig geworden
und blickt düster in die Welt.DerTraum von deutscher Hegemonie

Ist zerronnen. Ia, Herr Haiden, nun werden auch Sie einmal daS
harte Gesetz des Siegers kennen lernen. Seien Sie, Alle da drü»
Ken, sicher, daß es in seiner ganzen Härte walten wird; damit Sie
nicht mehr beißen können, werden wir Ihnen einen Maulkorb auf»
zwingen."(l.e k^iZaro.) Im o^emps^'und im »PetitJournal", dessen,
Leiter, Herr Pichon, am Quai d'Orsay, so lange er das Willens»
werkzeugderTardieuundHerbette,ClcmenceauundBriandwar>
tauglicher schien als jetzt in der Rue Lafayette, im «Courriei'äe
I'armee" und auf manchem anderen Blatt stand Aehnliches. Vor
dem Krieg hörte ich oft Franzosen stöhnen: »Die deutsche Presse
fälscht unsere Worte und gründet auf die gefälschten Texte ver»
urtheilenden Richterspruch." Wie aber, Träger der ungeheuer»
sten Ruhmeslast, handeln Eure würdigen Häupter? EinenFäl»
scherkniff mußte ich neulich entschleiern: heute folgt der zweite.
Ich hatte geschrieben: »Die Pflicht verbietet, zu heucheln, wir
seien dem Ziel schon nah." Sie übersetzen: «I^ous sommes ter-
riblement loin äe notre but.» Deutsch: »Wir sind unserem Ziel ent»
setzlich fern." Ich hatte geschrieben: »Deutschland muß wach blei»
den; für die härteste Nothwendigkeit in Bereitschaft." Sie über»
setzen: «II taut que I^IIema^ne soit prete au pire sort <zui I'sit jamais
krappee." Wörtlich: »Deutschland muß sich auf das schlimmste
Schicksalvorbereiten,vondemesjemalsheimgesuchtward. "Gehts
wirklich nicht ohne so schäbigen Trug? Ich habe nie gewünscht noch
gar verlangt, daß Frankreich, England, Rußland ins Preußen»
joch geschmiedet werde. Den Begriffsinhalt des Hegemonenrech»
tes, in dem Franzosen und Briten lange genug wohnten, anders
gefaßt als Eure unklugen Artikler. Aber auch vor neuer Franzen»
herrschaft in Deutschland nicht zittern gelernt. Was ich vermag,
ist und soll geschehen, um Deutschlands Krieger und Bürger vor
lähmender Enttäuschung vom Glauben an nahen Sieg, von dem
Wahn, das Schwerste fei überstanden und nur Kleinkram noch
übrig, zu bewahren. Weissagung des Kriegsausganges ist un»
nützlich. Gescheiter als die Viviani, Pichon 6 Co. dünkt mich der
französische Diplomat, der zu sagen pflegte: »Ich bin weder Op»
timist noch Pessimist, sondern willnur deutlich sehen, was ist." Dem
Boden seiner Heimath scheint dieses Streben entwurzelt zu sein.
In solcheVermuthung zwingt uns jede Rede, jede Zeitung,
die über den Wasgenwald zu uns gelangt. »Fast heimlich hat,

mit gebeugtem Haupt und finsterem Blick, der Kaiser seine Haupt»
stadt verlassen. Er wählte stille Straßen, damit kein Auge auf
feinem Antlitz die Spur des Kummers sehe. Er weiß, daß seine
Armeen, trotz den Berichten des Generalstabes, nicht siegen. Er
sprlchtnichtmehrvonWeltherrschast, sondern nurnochvomKampf
Ums Dasein des Deutschen Reiches. Wie anders klingt jetzt die
Glocke! Seit den Schlachten an der Marne ist die Furcht vor
Deutschland aus derWelt geschwunden. Der deutsche Krieg wird
mehr und mehr ein dynastischer. Um jedenPreis soll, so lange es
irgendwie möglich ist, dasAnsehen des Kaisers gewahrt werden.
Die großeHeeresaufgabcund derGeneralstabsplan werden pfif»
figerdachten GlanzstückchenundUeberfallsversuchengeopfert,die
der SensationenlustNahrung geben und gestatten,BerlinmitFah-
nen zu schmücken. Dann ist das Volk wieder für eine Stunde be»
täubt. WenndasdeutscheHeerinwirrenHaufenausPolen flieht:
was wird die Theaterphantasie des Kaisers dann ersinnen, um
das Volk noch einmal zu blenden und das schwere Geständniß
der Niederlage aufzuschieben? Das Publikum erwartet einen
g,ücklichenAusgang. Was wird es sagen,wennesaufderBühne
dieLeichen geschichtet sieht? DerVerfasser der Tragoedie wird in
fürchterlicher Lage sein... DenBerlinern ist befohlen worden, in der
Weihnacht sich vergnügt zu zeigen. Wie schwer muß ihnen diese
erzwungene Lustigkeit werden! Trotz aller Leichtgläubigkeit ahnen
viele doch die Katastrophe, die ihnen droht. Die weit geöffneten
Nachtlokale, das Gesauf in den Schänken, das Gegröhl der Trun-
kenenunddasGebrüllderLärmmachermüssendieAngstderNüch-
ternen noch steigern. Mögen dieBerliner sich mitAufschinttfleisch
stopfen, mit Bier betäuben, die Propfen des eingeschmuggelten
Champagnerweines springen lassen, aus falschen Meldungen
Trunkenheit schlürfen und im Rauschtraum des Prahlers das er-
oberte Calais, das beschosseneLondon, das brennende Paris er»
blicken: was für die Zeche zuzahlen ist,wirdaufderNechnungste-
hen,diewirihnenvorlegenwerden...Nach dcnlctztenBerichten ha-
ben dieRussen Hunderttausende, Deutsche, Oesterreicher, Ungarn,
gefangen. Das sindunbestreitbare Ergebnisse, diebewcisen,welche
Erfolge das Russenheer hatte. Daß der Generalstab, dessen Ge-
ländekenntnißhöchsteBewunderungverdient,diegünstigsten Stel-
lungen aussucht, dürfen wir erwarten. Da er die feindlichen Kräfte

allmählich vernichtet, bereitet er der gemeinsamen Sache den Sieg.
In Belgien wird dieMetzelei der Frauen und Kinder, die Brand»
stiftung in den Städten, die Zerstörung der öffentlichen Denkmale,
die Ausplünderung derPrivathäufer von der höchsten deutsche»
Heeresbehörde gebilligt. Niemals wird ein Strahl diese Henker»
hirne erleuchten. Nur die Strafe werden sie verstehen. Englische
Schiffe und Marineflieger haben einen kühnen Angriff aufCux»
haven gewagt, den großen deutschen Kriegshafen, der die Elb?
Mündung beherrscht und dessenThor vonderInselHelgolandaus
vertheidigt werden soll. Die deutsche Flotte ist in ihrenHäfen also
nicht mehr sicher; bis in ihre Schlupflöcher wird sie von den Eng»
ländern gefährdet. Vielleicht entschließt sie sich nun, frische Luft zu
athmen und das Treffen zu wagen, dem sie bisher auszuweichen
verstand. Im ganzen DeutschenReich hat derAngriffaufCuxhaven
starke Unruhe gestiftet. Der durch die Beschießung, durch Kreuzer»
Flieger,Unterseeboote bewirkte Schade wird sorgsam verheimlicht.
Ueberall aber hört man bittere Urtheile über die Unwirksamkeit
der in die deutschenBuchten gestreuten Minen, die den britischen
Schiffen nicht im Geringsten zu schaden vermochten." (I^e ssiZaro.)
Trotzdem Deutschland unruhig, ängstlich, der Verzweiflung
nah ist, späht die des Sieges gewisse Republik nach neuen Helfern
aus.DerEinmarschitalischerBersaglieriinValona wird,als das
Begräbniß einer österreichischen Hoffnung und als das Vorzeichen
größererItalerthat, vonIubelchören begrüßt. »Durch denKanal
vonOtranto hat Ita,ien seineFlotte in den herrlichen, den Oester»
reichern nun verlorenen Hafen geschickt und gebietet jetzt über die
Adriapforte, die PrinzWilhelm vonWied bewachen sollte. Wir
nehmen die Nachricht als einGlückverheißendesVorspIel all der
Erfolge, die Deutschland von seinem neuen Botschafter in Rom er»
hofft."(AkademikerDenysCochin.)Iapan?»EinejapanischeAr»
meekönntenur auf dem russischen Landweg oder auf dem britischen
Wasserweg nach Europa kommen. Wird Rußland, um dieMasse
seinerKriegerzumehren, dieSibirischeEisenbahnanbieten?Wird
England nicht fürchten, in Indien die Ruhe seiner Herrschaft zu
gefährden? Wir müssen unsere Bundesgenossen, deren Einfluß
in Tokio breiter als unserer ist, von der Nothwendigkeit des Ia»
panerbeistandes überzeugen." (Herr Iudet im Hclair.) »Ich habe
immer rasche und gründliche Verhandlung mit den Iapanern ge»

fordert und freue mich, daß sie im Gang ist. Wir dürfen uns keiner
Selbsttäuschung hingeben. Deutschland wird seinen letzten Mann
und seine letzte Mark opfern, um dem ihm drohenden Verhängniß
zu entgehen. Nur unter unwiderstehlichem Zwang wird es die
Waff?nstrecken.DerungeheureMenschenverlusthates geschwächt.
derZusammenbruch seiner Strategenpläne hat ihm die Zuversicht,
das stete Scheitern seiner Offensive das Kraftgefühl geraubt;noch
aber ist es nicht ohnmächtig. Tag und Nacht wird, wie Oberst Re-
pington richtig sagt, an der Herstellung von Waffen und Geschossen
gearbeitet und von der Heeresverwaltung Alles für die Einstell»
Ang und Eindrillung neuerRekrutenvorbereitet'DerFrühlings«
Anfang soll die gewaltigste Anstrengung und den entscheidenden
Sieg über unser Heer bringen. In der Vorstellung dieser Deut»
schen sind ihre Versuche immer ,entscheidend'; nur entscheiden sie
niemals auch nur das Geringste. Die Eroberung von Warschau,
Paris, Calais sollte entscheidende Erfolge einbringen: und all
diese Wünsche blieben ertraglos. Ihre Drohungen können uns
also nicht schrecken; doch wir dürfen sienichtüberhören. Niemand,
Hoffe ich, zweifelt noch, daß der Krieg lange dauern wird. Wer
das Land und das Heer in den Glauben wiegt, derFriede sei schon
ganz nah, hat den Gipfel der Thorheit erklettert. Geduld muß,
heute wie gestern, unsere Haupttugend sein; wir dürfen nicht müde
werden." (Weil ich fo gesprochen hatte, war ich, dreiTage zuvor,
als ein von Graus Geschüttelter den Franzosen vorgeflunkert wor»
den.) »Wir müssen uns jede erlangbare Hilfe sichern. Die Siege,
die wir erfochten haben und noch erfechten werden, können erstzu
voller Wirkung gelangen und unser Land von den Preußen be»
freien, wenn sie von Truppen ausgenützt werden, die durch ihre
Zahl unwiderstehlich sind. Deshalb muß unsere Diplomatie alle
Kräfte aufbieten, um Iapans Mitwirkung im Landkrieg zu ge»
Winnen. Nur dadurch kann die Dauer dieses Krieges gekürzt und
«ns einAufwand erspart werden, derunserenKraftquellfür lange
Zeit erschöpfen müßte." (HerrPichonimpetitIournal.) Inzwischen
aber darf man erörtern, welche Stücke des zumTod verurtheilten
Deutschen Reiches der Sieger seinem Gebiet eingliedern könne.
^Isaß-LothringenwirdderRepublikunlöslichverbundenssoucjee);
dochzuvorum das Steinkohlenbecken von Saarbrücken vergrößert.
.Wir werden auch dann zwar noch einzelneKohlensorten aus Eng-

Zand und Belgien beziehen müssen, aber im Export der saarbrücker
Kohle einen Ausgleich finden. Die Annexion dieses Landes ist
also wichtig." (l.s ^ature). Und sie ist eben so gewiß wie, mit oder
ohne Iapan, Italien, Rumänien, der zerschmetternde Sieg.
»Dem Deutschen Reich, das über die Mittel äußererMacht
Verfügt, fehlt die sittliche Kraft, der wir den Sieg an der Marne
«nd die lange Reihe der Erfolge am Aisne, in der Picardie, in
Artois und Flandern verdanken; deshalb muß es unterliegen.
Sffene Städte beschießen, eine alte Abtei zerstören, einen Gaso-
ineter in Brand stecken, wehrlose Menschen, die weder dem Heer
«och derFlotte Englands angehören, töten oder verwunden: Das
können die Deutschen. Das aber sind nichtKriegerthaten; sie sind
ohne militärischen Zweck und bringen den Angreifer nicht in eine
<Zefahr, die der des Angegriffenen gleicht. Wer aufFrauen und
Kinder schießt und Greise in ihren Betten von Granatenzerreißen
läßt, kann nicht entschuldigt werden. Und solche Thaten belohnt
man mit dem Eisernen Kreuz! Wo ist in diesem Volk, in diesem
Kaiser die sittlicheKraft?NichtwahrhafterKriegergeistherrscht in
Deutschland, sondern ein gemeiner Militarismus, der ohne höhe-
renGrundfatzundohneEdelmuthsregungGewaltanwendet.Des-
halb müssen wir hoffen, daß die Verbündetennach ihrem Sieg, der
schon sichtbar wird, das Deutsche Reich zur Auflösung seines Hee»
res zwingen und ihm nur eine Gendarmerie lassen werden. Europa
muß die widrige Korporalswirthschaft für immer austilgen und
4m Ei jeden Kaiseradler zerdrücken." (General Bonnal: «Vers le
succes final; I^e^atin.) Warte nur: balde! „ Die Bürgermeister der
Thäler von Thann,Sainb Amarin und Massevaux danken, im Na-
men der elsässischen Knaben und Mädchen, dem Präsidenten der
Republik für die Spielsachen, die er ihnen zu Weihnachten ge»
schickt hat. Sein edler Gedanke brachte ihnen die Freude, das
Lächeln des unvergessenenFrankreich und sie empfanden, daß der
höchste Beamte derRepublik in seinem Lothringerherzen die Kin»
der des treuen Elsaß denen der ihrer gedenkenden französischen
tzeimath vereint... All die großenProbleme, denen die europäische
Diplomatie seitIahren auswich,müssenjetztgelöstwerden. Elsaß»
Lothringen, Polen, Oesterreich, der Orient: all diese Fragen hei»
schen endgiltige Antwort. Europa darf auf ihrer Erde die Türkei
nicht länger dulden. Konstantinopel und die Meerengen werden

frei. Die Osmanenmauer, die Rußland und Asien so lange von?
der Welt des Westens schied, muß endlich fallen. Neue Straßen
werden dann dieWaaren bisher unkultivirterLänder und einge»
mauerter Völker ins Mittelmeer führen. In Mesopotamien wird»
England die Haupterbin der Masse, die das Deutsche Reich gie-
rig sür sich gesammelt hat. An der persischen Küste hat England
seine Flagge gehißt, deren Stock Keiner je aus der Scholle riß.
Von dort mag der Brite, dem alle nach Indien führenden Wege
gebühren, nach Bagdad und weiter nordwärts bis zu den Punk-
ten vorrücken, wo er am Tigris Rußland, am Euphrat Frankreich
trifft. Zwei Millionen mißhandelterArmenier harren der Stunde,
die sie unter Rußlands Szepter den anderthalb Millionen Brü»
dcrnimKaukasusgesellt.SyrienundPalästinawerdendasFrank^
reich der Levante. Ein Wunder weist unserer Republik die Fort"
setzung des Kreuzzugswerkes zu. Andächtig nimmt sie das Ver»
mächtniß großer Tage auf sich.Am Kreuzweg der Civilisationen»
Religionen und Völker wird sie die neue Zeit schaffen, in der alle
Rassen vom Ioch der Türken und zugleich von dem der Germa»
nen befreit sind und in friedlicher Ruhe ihrer wiedergewonnenen?
Einheit, ihrer wiedererlangten Gesetze sich freuen dürfen. Auch
DeinerFreiheitTag, Elsaß, dämmert schon auf. Kein Krieger, der'
auf Deinem Boden kämpft, keins Deiner noch unter fremder Ge»
walt seufzenden Kinder zweifelt auch nur für eines Augenblickes
Dauer heute daran. An derSchwelle des Iahres 1915wirdihnen
Besseres alsSpielzeugbeschert:FreiheitlNachgerade merkendie
Deutschen sogar, daß die Russen nicht geschlagen sind. Die Schlacht
ten an der Nida, Piltza, Bzura nehmen genau den Verlauf, deir
unsereFreundegewünscht und vorbereitet haben. Und dieRussen
haben nicht nur tapfere Mannschaft, sondern auch Führer ersten
Ranges, mindestens eben so gute wie die Deutschen. Das sagt
nicht wenig: denn Feldmarschall von Hindenburg ist, nach allge»
meinem Urtheil, ein hervorragender Feldherr. Doch Großfürst
Nikolai hat die hohe Kriegerkultur eines großen Strategen und'
die Geisteskraft, die der Führer moderner Heere braucht. Seirr
Wink lenkt die Russktj, Iwanow, Dimitriew und ein Siebenge»
stirn im Krieg bewährter Männer. Solche Führer sind jeden Ver«
trauens würdig. Der Sieg naht. Im Osten wie im Westen Euro»
Pas ist die deutsche Offensive gebrochen. Wer noch von deutschem

Erfolgen redet, lügt nicht nur, sondern wird lächerlich. Polen hat
das selbe traurige Schicksal wie Belgien: es ist zum Kriegsschau-
platz ausersehen.Dort bereitet sich dieVernichtung des deutschen
Heeres vor. Kann in unserem Vaterland Einer noch den Aus-
gang des Kampfes bezweifeln? Frankreich hat nur eine Seele,
einen Traum, einen Glauben. Frankreich wird siegen. Deutschland
wird gezwungen werden, mindestens fünfzig Iahre lang einen
Tribut zu zahlen, dessen Höhe später bestimmt werden mag, der
aber seinerFinanzkraft entsprechen und jede Rückkehr indenMi-
litarismus nach preußischem Muster verhindern muß. Nur dann
dürfen unsere Enkel sich des langen Friedens freuen, denAlle er»
sehnen." (l.e Platin.) Gedruckt im Dezember des Iahres 191^
Ernster klingende Stimmen. «In seiner Schrift ,die Brot»
frage inDeutschland, zeigt Herr Thery, daßDeulschland von den
stebennächsten Ländern, weilsiesämmtlich schwache Ernten hatten,
ausreichendeBrotfruchtzufuhrnicht erwarten kann. Ueberfluß hat
nur Rumänien, auf dessen ehrliche und wachsame Neutralität wir
rechnendürsen. HerrTherysagtnicht, Deutschlandmüsse imFrüh»
jahr verhungern,sieht aber voraus,daß es,besonders in dengro»
ßen Städten, bald zu sparsamer Brotvertheilung genöthigt sein
wird. Dann wird das deutsche Volk auf dem Gebiet der Ernäh»
rung das furchtbare Leid des Belagerungzustandes kennen lernen;
und wir dürfen hoffen, daß ihm endlich die Augen aufgehen und
die Gefahr zeigen werden, durch die Fortsetzung des Krieges eine
Hungersnoth heraufzubeschwören." (Senator Meline.) Danach
fiehts, in Großstädten und Dörfern, bei uns noch gar nicht aus.
Wenn die Herren Theiy und Meline nach Deutschland kämen>
könnten sie Grundbesitzer klagenhören, daß ihrBrotkorn nichtab-
zu setzen ist. Hungersnoth wäre zu fürchten, wenn die Schutzzollgeg-
ner ihren Willen durchgedrückt, dieAgrarierfeinde die Umwand-
lung des deutschen Getreideackers in Weideland erreicht hätten.
Die Nothwendigkeitlandwirthschaftlichen Großbetriebes undge»
schütztenKörnerbaues konnte nichtbündiger erwiesen werdenals
durch diesen Krieg; und wenn Graf Hans Kanitz noch lebte, sähe
er wohl seinem wie Helena viel bewunderten, viel gescholtenen
Antrag Aehnliches morgen, zugleich mit einem Reichsmonopol
für die wichtigsten Rohstoffe der Industrie, Wirklichkeit werden.
Noch aber, liebeNachbarn, wird in Deutschland zu viel gegessen.

Wirwerden nicht schlottern lernen, auch wenn die Regirenden sich
in den Entschluß steifen (der zu spät, nie zu früh kommen kann),
schon jetzt dem Magen die Tagesration zuzumessen. Doch wozu
braucht Ihr des Hungers Hiife, da Euren Waffen der Sieg ge»
wiß ist? »Wir dürfen keine Hilfe verschmähen. Ein beträchtlicher
Theil unseres Landes ist von einem Feind besetzt, der sich ver-
pflichtet glaubt, Alles zuzerstören. zuverwüsten, nichtdie winzigste
Möglichkeit der Werthzeugung bestehen zu lassen. Wir müssen
Alles versuchen und nach jedem Fädchen greifen, das Rettung
verheißt. Iapans Eingriff in den Landkrieg wäre von ungemeiner
Bedeutung und wir würden wie Narren handeln, wenn wir bis
in die letzte Stunde die Vorbereitung eines Unternehmens ver»
zauderten, das unserer Geduld eine neue, unnöthige Probe auf-
bürden müßte. Wir halten den Feind an der Gurgel. Im Vor»
gefühl des Verhängnisses wehrt er^sich gegen unsere Faust. Wir
dürfen ihm nicht die allerkleinste Hoffnung auf Erlösung lassen."
(Senator Clemenceau, der in dem selben Artikel seiner Zeitung
l_'ttomme tlnckaine,mich, auf dem Sumpfboden gefälschter Sätze,
als einen von Wonne in Graus Gestürzten zeigt und behauptet,
der aus Berlin ins Hauptquartier zurückkehrende Kaiser habe
nur noch »von einem unklaren Gestammel zu seinem Privatgott
das Heil erhofft.") »Der sorgsam vorbereitete deutsche Kriegs»
plan ist gescheitert. Kriegspläne, sagt Napoleon, sind unendlich
wandelbar, je nach den Umständen, dem Geist des Feldherrn,
dem Wesen derTruppen und der Art des Kampfgeländes. Ohne
Furcht vor Selbsttäuschung darf man behaupten, daß in dem von
ihnen entfesselten Krieg dieDeutschen dieUmstände und dasWe-
sen derTruppen verkannt haben. Ihr Versuch ist mißlungen und
ihre Niederlage gewiß, nicht, weil ihr Plan falsch war, sondern,
weil sie auf ihremWege gutgeführte, starke, entschlossene,imGlau»
den ans Vaterland unerschütterliche Gegner fanden." (General
de Lacroix.) Dann, scheint mir, müßte der Enderfolg ohneItalien
undRumänien,ohneIapan unddieLenzhungersnoth einzuheim-
sen sein. Ist auch.Horcht!»AlleWahnvorstellungenDeutschlands
sind, eine nach der anderen, zerflattert, zerfallen. Wie unserHeer
den Marsch nach Calais, so hat Regirung und Kammer dieHoff»
nung auf unfern Parteienhader vereitelt. Deshalb werden wir
jetzt mitSchmähung überschüttet und deutsche Anmaßung bedroht

uns mit ,furchtbarerVergeltung?, All diese Zeichen d eutschen Aer»
gers, mag er Freundlichkeit heucheln oder Einschüchterung ver»
suchen, bringen uns nicht aus der Ruhe. Unbeirrbar und unver-
söhnbar schreitenwir auf dem erwähltenWegweiter; bis ansEnde.
Daß erder richtige ist.lehrtunsdasWuthgeschreiderFeinde.Das
DeuischeReich, das sich zu demGrundsatz bekennt, Noth achte kein
Gebot, erwürgt, wenn es davon Vortheil hofft, das Recht und die
Wahrheit."(I^e1emps.) «Wirkämpfen,damitFrankreichsEinheit
und Unabhängigkeit nie wieder angetastet werden könne. Damit
dieProvinzen,die vor vierundvierzig Iahren, wider ihrenWillen,
«nnektirt wurden, ihrer Wahlheimath zurückkehren. Damit allen
Völkern endlich das Selbsibeslimmungrechtzuerkanntwerde. Da-
mit Gerechtigkeit herrsche undunsereEnkelnichtmehrvordemAn»
griff der Barbaren zu bangen brauchen. Damit dieser Krieg, der
grausamste, auch der letzte sei. Dafür kämpfen wir. Und sind, eines
Sinnes,fester als irgendwerzumSieg entschlossen. " (Manifesteäu
parti socisliste.) Alle: von Meline bis zum Marxisten Guesde.
Die Auslese ist mühsam. Man mußdurchMorastwaten und
Stank einathmen. Will Frankreich auf den Ruf alter Kultur und
sicheren Geschmackes verzichten? Hat das Volk, das Bonapartes
Zerstörergenie vergottet, die mitleidlose Führung seiner nur aus
Eroberertrieb entstandenen Kriege wie Heiligenwerk bewundert,
erst gestern gelernt, daß jeder Heereseinbruch denUrstand unge-
sittigter Natur zurückbringt, Gräuel aller Art ins Land schwemmt,
schon der tzellenenblick dem Donnerwagen des in Gold geschienten
Ares unholdes Geschwister, Graus undSchrecken, voranstampfen
sah? Glauben Frankreichs feine Köpfe ernstlich, unsere Prinzen
seien Diebe, Prahlhänse, Feiglinge, unsere Generale Schinder,
unsere Krieger trunkene Räuber,Brandstifter, Frauenschlächter,
Säuglingmörder, das deutsche Volk schlimmer als einst dieHun»
nenhorde? Schämen sie sich nicht derAkademiker und Gelehrten,
deren Wuthgepfauch so bösen Unsinn der Welt einbrüllen will?
And bedenken sie gar nicht, daß der Krieg einmal enden und ihre
Republik dann mit unserem Reich weiterleben muß? Dessen
Menschheit ist weder zu vernichten noch in die Demuth eines we«
delnden Hündchens niederzuheulen. Frankreich war zwei Iahr»
zehnte lang einsam; und fand dann Freunde, unter deren Schirm
es sich in neuenKriegwagendurfte.Würden siebenzigMillionen

Deutsche, die Hüter von Kohle und Eisen, Finder und Rechner,
Schöpferhirne und Arbeiter, lange wie Verpestete gemieden, aucl>
wenn sie besiegt worden wären? Und sind, in des Herzens Tiefe,
dieFranzosen ihresSieges völlig gewiß? Ich ließ sie von sich, für
sich sprechen: um jedem Deutschen die Möglichkeit selbständigen
Urtheils zu schaffen. Keiner leugnet, daß ihre Mannschaft, unter
kluger, in Glücksstunden vom Genie bedienter Führung, tapfer,
standhaft und mit fast zierlicher Gewandtheit ficht. Keiner bestreitet
der Nation, deren Ausdauer und Leistungfähigkeit an mancher
Stelle unterschätzt worden ist.dasRecht,stolz zu sprechen:„ Wir sind
nichtmchr dieBesiegten von 1870." Was über solche Anerkennung
hinauslangt, ist Wahn und verräth die Rückneigung in trügende,
entkräftende Eitelkeit. Frankreichs Hütten,Zechen,Fabriken liegen
still; sein Industriegebiet ist nununter demfünftenMond schon in
derGewalt des deutschen Heeres. Das steht in Lille und inLodz;
vorVerdun und vorWarschau. Fehlschläge, Hemmniß, schmerzen»
den Verlust hat es erlebt; nirgends traf es von der Waffe der
Russen, Franzosen, Briten, Belgier, Afrikaner, Asiaten, Kanader
ein Streich,von defsenWucht es sich nicht rasch erholen konnte. Das
ist putzlos nackte Wahrheit. Verbürgt sie einem der einander be»
dräuenden Heere den Sieg?Nichtunserem;noch weniger dem der
Verbündeten. Das darf stchrühmen,dieUeberwindervonLüttich,
Namur, Antwerpen, Maubeuge, Longwy aufgehalten, fünfMo»
nate lang ihnen entscheidenden Vorstoß gewehrt zu haben. Der
Durchbruch, gar die Befreiung des Gallierlandes ist bis heute auct>
ihm nicht gelungen. War das Gefädel unseres Kriegsplanes,
meinetwegen, nicht überall fest genug: das des feindlichen hat ein
breites Loch. Denn die Ueberfluthung unserer Erde, der Massen»
eindrang des Russenheeres ward nicht Ereigniß. General Ioffre
hat gethan, was er vermochte; hat den Russen zulängliche Frist zum
Marsch nach Breslau gelassen, der unseren Generalstab zwingen
konnte, das Westheer zu schmälern. Kann Ioffre, im Bund mit
French, die Deutschen aus ihren Stellungen drängen, aus Frank»
reich undFlanderntreiben?Ehe es geschehenist,solltenVerstän»
dige nicht die Hand nach dem Siegerkranz strecken. Nicht dem Erd»
ball dieMär von Deutschlands naher Bestrafung, Entmachtung,
Zerstückung erzählen.Nicht denWillen zumFrieden an eine Be»
dingungliste löten, unter die nur ein halb erdrosseltes Deutschland

sich ducken könnte. Im Innersten fühlt Frankreich, Volk undHeer,
seine Hoffnung auf die Russen enttäuscht. Deren Dampfwalze
sollte durch Schlesien rollen und vonfern schon, mit ihrem Qualm,
Berlin in Todesangst schrecken. Kam sie und mußte zur Ab»
wehr der Preußenschutz wesentlich verstärkt werden, dann wurde
die Westfront, für eine Weile, dünn und der Durchbruch möglich.
Doch Feldmarschall von Hindenburg und GenerallieutenantLu»
dendorff wollten die Wirkung der Dampfwalze zunächst einmal
in Polen beobachten. Sie ward alsWeihnachtgeschenk, wird jetzt
als Osterspende angekündet.Da wir imOktober nicht bebten:wa-
,rum müßten wirs heute?Ohne Dünkel dürfen wir sagen,daß der
Deutsche nicht schwächer und nicht feiger ist noch aus seichterem
Born schöpft als der Franzose. Der ahnt nicht, daß bei uns aus
Voller Börse eingekauft, allzu munter gezecht, geschmaust, gefeiert
wird und nurdeshalb die Menge, die in Waarenhäufer und Bier-
paläste, Theater und Konzertsäle, Cirkus und Kino strömt, immer
wieder gemahnt werden muß, für die vielleicht härtere Nothwen-
digkeit künfiigerTage inBereitschaft zu sein. Ob ihrNervenstrang
vom Drück desUngemaches, das derFranzose trägt,wund wird,
kann erst offenbar werden, wenn der Feind Essen und Gelsenkir»
chen, Bochum und Dortmund genommen und besetzt hat.
Die beiden Nikolai.
Das Deutsche Reich umfaßt 540 657 Quadratkilometer und
hat fastachtundsechzigMillionen Einwohner; sein Volk lebtlängst
schon in dichtem Gedräng. Das Reich des Zaren umfaßt 22 470 000
Quadratkilometer und hat mindestens hundertsechzig Millionen
Einwohner; auf jedem Quadratkilometer ungefähr sieben. In
Deutschland sind die Unterschiede des Klimas, der Rasse, des
Glaubens gering.Rußland hat eineBreitendifferenzvon zweiund-
vierzig Grad, reicht vomNördlichen Eismeer bis an die türkische,
persische, afghanische, chinesischeGrenze und ist von Slawen aller
Stämme,vonGermanen,Litauern,Iraniern,Semiten,Turaniern,
Mongolen, Tungusen, Hyperboräern und Völkern der ugrisch»
finischen Gruppe bewohnt; von evangelischen, griechisch-ortho»
doxen,römisch-katholischenundarmenischenChristen,vonRaskol»
niken,Mohammedanern,Ifraeliten, Buddhisten undHeiden.Als
über Deutschland die Zeit des Landfriedens und derReformation

heraufzog und eine hohe Kultur allmählich verblühte, konnte
Rußland, das kaum noch eine Geschichte, im kalten Erdreich dem
ersten Keim einer Kultureinheit hatte, unter Iwan dem Dritten sich
endlich vom Ioch derGoldenen Horoe befreien. WährendDeutsch»
land dendreißigjährigen Kriegsschrecken erlebte,versuchteinRuß»
land Michael Romanow, dem Streit der Theilfürsten und Prä»
tendenten, denAufständen derPolen und Nowgoroder, derAnar»
chie ein Ende zu machen. Wie traurig es nach dem Westfälischem
Frieden in Deutschland aussah, lernt jedes Schulkind. Was aber
waren die Kriege Wallensteins,Tillys und Gustav Adolfs gegen,
die Gräuel der Tatarenherrschaft! VomIahr 1222 an,seitDschen-
gis-Khan in die Krim eingefallen war, bis ins Iahr 1480 hausten
die Mongolen in Rußland; zerstampften die Saaten, schwächten
das nationale Bewußtsein, die sittliche Kraft, das greifbare und'
dasgeistigeVermögendesVolkes,vergiftetenHerrenundKnechte,
Bojaren und Kirche. Vergebens riefen Serapion von Wladimir
und Kyrill von Kiew zur Einkehr, zur Pflicht, die das Land russi»
scher Kinder zu fordern habe: ihr mahnendesWort mußte schnell,
wieder verhallen. Was in zweihundertfünfzig Iahren grausam»
sterHordenherrschaftvernichtet ward, bringt keinfrommerWunsch.
wieder zurück. Das verwüstete, verpesteteLand unddastiefsteWe»
sen derVolkheit trug noch die Mongolenspur, als Peter inDespo»
tenlaune allzu früh fein Beglückerexperiment wagte. Blicket auf
Katharinens Rußland und auf das fritzische Preußen. Bedenket^
daß der deutscheNordenschon von Kant sprach, als Rußland noch
vor Pugatschews Vauernkriegsplan zitterte. Daß es in Deutsch-
land nur noch wenige Analphabeten gab, als drelundzwanzig,
Millionen Russen aus der Leibeigenschaft erlöst wurden. Und be»
antwortet selbst dann dieFrage, ob das Gossudarstwo,dessenFläche
die Europas um mehr als das Doppelte übersteigt, ob das Rie»
senreich ohne religiöse und nationale Einheit, das Land dumpf»
sinnigerMushiks und bunt berindeterMenschensö nme nach den
selben Grundsätzen regirt werden kannwie ein europäischer Staat.
DasVerlangen ist alt; jederBojar,derknirschend andieTage
Boris Godunows dachte, sang das Lob eines repräsentativen
Reichsraches. Als Alexej Michailowitsch den Ständen das neue
Gesetzbuch vorlegte, als, hundertzwanzig Iahre später, Katharina
fünfhundertsechzigAbgeordnete in die Gesetzgebende Kommission,

nach Moskau berief, als der erste Alexander, Laharpes Schüler,
als Nikolais sanfter Sohn den Kaiserstuhl bestieg: immer hoffte
die Oberschicht, nun werde das Sehnen endlich erfüllt. Ihr Seh»
nen; nicht das des Volkes. DieTataren,Baschkiren,Mordwinen
undLetten wünschten sich niemals einParlament;wünschensnoch
heute nicht. In Minen und Schänken, bei Hirten und Pflügern,
in der weiten, mit Blumen bestickten Steppe und in den eisigen
Erdhöhlen, den Semlianken Sibiriens, an den Ufern der wilden
Wolga, bei den Burlaki, die mit schwermüthigen Sängen sich die
mühvolleFlößerarbeitverkürzen,wird man solchesWunschesEcho
kaum irgendwo hören. Eine Volksabstimmung würde mit unge»
heurer Mehrheit für die Autokratie entscheiden. Nur die euroz., äisch
Gefirnißten fordern murrend längst eine Verfassung. Und oft war
der Hof eines Selbstherrschers bereit, sie zu gewähren. Warum
nicht? Die Massen sind stumm, bleiben stumm; und aus dem Mur»
ren derMinderheit wird schnell ein Iauchzen, wenn der lange er»
bettelte Brocken hingeworfen ist. Für den Gossudar wäre es nur
bequem. Nicht gegen ihn würde der Haß sich dann waffnen. Er
wäre gedeckt, hätte für seinen Ruhm genug gethan und könnte in
Genießerwonnen schwelgen. Daß auch parlamentarisch regirende
Fürsten nicht machtlos sind, lehrt einBlickauf Europa. Alexander
derZweite, der immer verliebte Lustsucher, dachte so. Ihm, der ganz
inAeußerlichkeiten aufging (und den das Volkdeshalb noch öfter
den Militärschneider als den Befreier nannte), hätte ein kum mer»
lofes Leben im Arm der schönen Dolgorucki und anderer Holden
behagt.Als er gemordet wurde, lag sein Verfassungentwurf in der
Staatsdruckerei. Der Sohn, dem er das Reich ließ, ähnelte dem
Vater in keinem Zug. Alexander der Dritte war von eng begrenzter
Intelligenz und in seinen besten Stunden selbst nie ein schöpfe»
rischerGeist.Aber redlich,gewissenhaft,vonunbeirrbaremWillen
und ernstemFleiß;einguter,gestrengerHausvater undsparsamer
Verwalter. Der Vater hatte, als der Finanzminister Knjätsche»
witsch ihn bat, einen Iahresetat des kaiserlichen Hauses festsetzen
zu dürfen, wüthend gefragt: »WillstDumich unter Vormundschaft
stellen?" Daß er vierzig, fünfzig Millionen Rubel im Iahr ver»
brauchen, sie einfach, ohne daß draußen Iemand davon erfuhr,
dem Reichsschatz entnehmen konnte, paßte ihm. Die Ausgaben
des Sohnes haben den Bunge, Wyschnegradskij und Witte nie«

malsKopfschmerzen gemacht.Der dritte Alexander sagte sich: Nicht
zu meinem Vergnügen bin ich auf diesen Platz gesetzt und habe
nicht dasRecht, mich der schwersten Pflicht zu entziehen; ich darf
nicht nach dem Wunsch einer winzigenMinderheit das Schicksal
von hundertvierzig Millionen bestimmen, darf nicht, weils mir
bequemer wäre, mein Land einer Lebensgefahr ausliefern; das
Reich braucht eine starkeRüstung, braucht nationale und religiöse
Einheit und das Volk will einen klüftig zugreifenden Herrn: also
keineVerfassung,sondern altes,gerechtes und reinlichesRegiment.
Dieser schwerfällige Mann mit dem langsam assoziirenden Hirn
war das Musterbild eines zur Herrschaft über russische Menschen
geeigneten Kaisers; war vielleicht der letzte Autokrat echten Ge-
blütes. Das glaubte auch seine Frau. Die Dänin, die in unserer
Presse Iahrzehnte lang als Mutter derReaktion, als Gebärerin
alles Unheils vorgeführt wurde, hatte im November 1894, am
Totenbette des Mannes, mit dem Hausminister Woronzow»
Daschkow einen Versassungentwurf ausgearbeitet, der sofort in
Kraft treten sollte. Nicht aus Liebe zum Parlamentarismus und
Liberalismus, fondern, weilsie Keinem die Bewältigung derAuf»
gabe zutraute, für die ihr starker Sascha gerade stark genug ge»
wesen war. Keinem. Am Wenigsten ihrem Söhnchen, dem guten,
schüchternen, kränkelnden Nika, der wirklich nicht aussah, als könne
er die Mütze des Monomachos mit Anstand tragen. Vielleicht
hats ihm die Mutter offen gesagt. Iedenfalls erfuhr ers in Livadia.
Die Pietät bäumte sich auf. Wider den Willen des Vaters han-
deln? Niemals. Woronzow wurde ungnädig weggeschickt. Und
in einer der ersten Reden, die der neue Zar hielt, wandte er sich
barsch gegen die „sinnlosenSchwärmereien" derLeute,die fürRuß-
land eine Konstitution nach europäischem Muster heischten.
Der feste, männische Ton gefiel. Ein zweiter Nikolai schien
indem Iüngling erstanden,der als Kaiser Nikolai der Zweite hieß.
Im Haus aber haben die Damen ihm bis in die Zeit derPutsche
darob hart zugesetzt. Die Mutter warnte: Die Last wird Dir zu
schwer: wirf sie ab, ehe Du erlahmst! Und die Frau, das englisch
erzogene zärtliche Hausmütterchen, bat: „LaßDich nichtzerquälen;
gönne Dich uns, den Kindern und mir, statt Dich stündlich neuer
Gefahr auszusetzen; hier ists warm und draußen lauert derHaß.
Warst Du in Darmstadt nicht glücklich? Wären wirs nicht immer,

wennDuDich entschlössest,wieOnkelEduard inLondon zu leben, der erste Gentleman Deines Reiches zu sein? Wir könnten reisen, Sport treiben, Arm inArm durch die Straßen spaziren und (wie himmlisch!) in ungestörter Gemeinschaft die Kinder erziehen. "Die Mutter, die Frau; und mancher Verwandte gab immer wieder den selben Rath. Doch alles Warnen und Schmeicheln versagte. Nikolai, der sonst so unsicher zwischen verschiedenen Neigungen schwankt, blieb hier imWollen fest und dem Vatergehorsam. Das eineWort, das»erlösende",wollte sein Mund nicht sprechen. Ein gewissenloser Zar, der selig wäre, wenn die petersburger Salon» bummler ihm Beifall brüllen, hätte sofort die Generalstaaten in den Kreml, die Palaststadt mit dem Tatarennamen, gerufen. Ein Parlament konnteihnentlasten, vonArbeit und Haß befreien; das Land, aber in unabsehbares Unheil stürzen. Das Land, in dessen europäischenProvinzenselbstvonhundertRekruten imIahr 1901 zweiundsechzigwederlesennoch schreiben konnten. Seht Ihr sie an dieWahlurne treten? Ahnt Ihr, was Stimmenkaufund gemeinste Demagogie da anrichten mußten? Aber man brauchte ja nur die Vertreter der Landschaften, dieSemstwos, zu versammeln. »Der Semskij Sobor ist ein Vermächtniß des alten, des Heiligen Ruß- land: also mindestens unschädlich." So wurde getuschelt.
Im Mai 1762 schrieb Freiherr von der Goltz, der Preußische Gesandte, aus Petersburg an König Fritz, der Hof zittere vor «inemnahenAusbruch unzähmbarwilderVolksleidenschaft; »die Priester hetzen das Volk gegen den Kaiser und die Empörung ist so allgemein, daß die rathlosen Gubernatoren hier anfragen, ob sie zu Gewaltmitteln greifen dürfen, um die Gemüther zu beruhi- gen". Dem tollen Peter, der seit vier Monaten Kaiser hieß, war der Einfall gekommen, die russische Kirche schnell ein Bischen zu «uropäisiren. Während dieLeiche seinerTanteElisabeth aufdem Paradebett lag, hatte er mit der Woronzow geschäkert oder mit seinen Schranzen gezecht, die Totenwächter und die betenden Popenverhöhnt und nebenderBahre Schänkenwitze gelallt.Ietzt war er Herr; und Alles sollte nun anders werden. Keine Heiligen» bilder mehr; weg mit dem Gewande, dem Bart und dem Eigen» thum der Kirchenleute. Der Priesterschaft wurde das Befitzrecht aberkannt; sie sollte sich rasiren, den Rock des lutherischen Pfarrers anziehen und ihren Sold vom Kaiser empfangen, der sich imSchloß

eine protestantische Kapelle einrichten wollte. So dreiste Verach»
tung ehrwürdigen Brauches mußte die Russen zur Auflehnung
reizen. Schon hatte die Geistlichkeit in rückhaltloser Rede den
Zaren an seine Pflicht gemahnt, der Metropolit von Rostow ihm
Prophetenzorn ins Antlitz gespien. War ihre Macht über die
Massen groß genug, um den bösen Narren vomThron zustoßen?
Lauernd horcht Katharina hinaus. Trotzdem sie mit unermüd»
lichem Eifer sich in alle Formen des ihr fremden Glaubens und
Aberglaubens geschickt hat, ist sie beim Klerus noch immer nicht
beliebt. Wird eine Hand sich für sie wafsnen? Ist diese träge Bet»
bruderschaft wirklich noch stark genug, um die Krone vom Kopf
eines Monomachos zu reißen?InOrlowsArm jauchztsieauf,da
sie hört, daß Peter nun auch das Heer anzutasten wagt. Den Hol»
steiner Georg zum Feldmarschall ernennt. Die Leibcompagnie auf-
löst. Das preußische Dienstreglement und Uniformen von preuß-
ischem Schnitt einführt, das Band des Ordens vom Schwarzen
Adler und den Ring mit dem Bild Fritzens nie ablegt und laut
sagt, derWille Friedrichs von Preußen sei ihm heilig wieGottes
Wille. FünfIahre lang hatte der russische Soldat in blinder Er-
gebenheit gegen Preußen gekämpft; nun sollte Friede nicht nur,
sollte innige Freundschaft plötzlich der argen Kriegszcit folgen.
Drei Tage währte, auf Allerhöchsten Befehl, das Friedensfest.
Die Kanonen schossen dem Helden Fridericus Salut, ihm zu Ehre
wurde Feuerwerk abgebrannt und knirschend mußten diePeters-
burger ihreFenstermitTalglämpchen illuminiren. Ietzt oder nie.
Ihrer Garde war Katharina sicher; rasch also, ehe die Wuth der
Klerisei wieder verraucht. Der Streich gelang. In der zehnten
Iulinacht kündete die in derKasan-Kathedrale versammelteGeist-.
lichkeit dem rechtgläubigenVolk, soeben habe,Rußland zumHeil,
KatharinaAlexejewna den Thron derZaren bestiegen; undsiebcn
Tage danach wurde Peter von den Orlows ermordet. Doch der
Personenwechsel genügte nicht; nurder sichtbare Wille zu ernster
Reformarbeit konnte dem Reich die Ruhe zurückbringen. Das
Genie der Kaiserin fand in hitzigster Brunstzeit noch Muße, die
Russenweltzu kehren, zu lüften, demAnspruch neuer Bedürfnisse
anzupassen. Man muß die vonBilbassow veröffentlichte Samm»
lung ihrerUkasedurchblättern,umzu erkennen,wie stark dasHirn
und die Arbeitkraft dieser Nymphomanin war. Kaum saß sie fest

auf dem Thron: da befahl sie dem Senat die genauste Inspektion
sämmtlicher Behörden; wer nicht redlich und würdig des Amtes
walte, sei ohne Erbarmen aus demDienst zu jagen. Bald darauf
fiel ihr ein, der Senat könne sich leicht zu feigerVertuschung und
schädlicher Gunstwirthschaft verleiten lassen; neuer Ukas: jeder
Senator hat, ohne sich vorher mit seinen Kollegen zu besprechen,
über jeden zuseinemKontrolbezirkgehörigen Beamten ein Urtheil
abzugeben, das in einem versiegelten Brief ohne Umweg an die
Kaiserin geht. Und schon damals arbeitete sie an der Geschäfts»
Ordnung für die Gesetzgebende Kommission, die sie, um sich das
Herz ihres Reiches zu erobern, 1766 dann nach Moskau berief.
Sie hat, was sie irgend vermochte, gethan, um Peters Frevel»
spur aus der Geschichte des Russenlandes zu tilgen. Aber sie war
aus Europa gekommen, nannte sich stolz die Schülerin Montes»
quieus und Beccarias, Voltaires und der Encyklopädisten und
hätte die Zumuthung verlacht, sie solle sich mit ihrem hellen Kopf
im Iahrhundert der Aufklärung mühsam erst auf den Weg der
alten Zaren zurücktastei,. Das Parlament, mit dem sie das Land
beglücke, mußte derWelt die unverkennbaren Züge ihres Wesens
zeigen, von ihr allein erdacht, mit gottähnlichem Vermögen aus
dem Nichts geschaffen sein. Ihr Schöpferwille brauchte keinVor»
bild. Einst, als nach der Zeit der Tatarenherrschaft der demokra»
tische Drang des alten Slawengeistes wieder erwacht war, hatte
das moskowitischeReicheinePolksvertretung gehabt. Keine stän»
dig tagende freilich. Wie in Frankreich feit der Epoche Philipps
des Schönen die ^tats (ZensiAux, fo wurde, im sechzehnten und
siebenzehnten Iahrhundert, von den moskauer Großfürsten der
Semskij Sobor (oder die Semskaja Duma) nur zu bestimmtem
Zweck einberufen: wenn ein religiöser oder nationaler Streit zu
schlichten war, Krieg, Hungersnot!), Pestilenz oder anderes Un»
gemach das Reich und die Ruhe des Herrschers bedrohte. Dann
kamen Bojaren, Vertreter der hohen Geistlichkeit und der Städte
zusammen, beriethen, wie der Streit beizulegen, dieFährniß ab»
zuwehren sei, und wurden nach gethaner Arbeit wieder heimge»
schickt. Wenn es demReichshaupt gefiel, auch schon früher; diese
V rfammlungen hatten weder Rechte noch Machtbezirke; hatten
nur auf dik ihnen vorgelegte Frage eine Antwort zu geben, an
die der Träger der Staatsgewalt nicht gebunden war. Sollte Ka»

tharina dieseverfalleneInstitutionaus dem Schuttgraben? Viel-
leicht schien sie ihr gar zu unmodern, zu urmssisch. Noch heute wäh-
nen ja viele Russen, die, wie Aksakow, keine Lust haben, »sich in
dieKehrichtlumpen des europäischen Konstitutionalismus zu klei-
den",derGedanke des Soborseiaufaltflawischer Erde gewachsen,
. und ahnen, trotz Allem, was Sergejewltsch und Kostomarow dar»
über gesagt haben, nicht, daß dieses Gewächs sich von den Ge-
neralständen des ihnenverhaßten Westens nichtwefentlich unter-
scheidet. Auch wohl dem selben Zweck dienen sollte. Die Berather
der altenZaren dachten wahrscheinlich schon ungefähr fo wie Tur»
got, als er 1775 seinem schwachen König Ludwig empfahl, nach
langer Pause die I^tats Oeneraux wieder einzuberufen: «weil sie die
Königsgewalt berathen,doch nicht hemmen,ungefährlichsindund
derOeffentlichenMeinung Vergnügen machen". Ein geruchloses
Heilmittel. Die Leute kommen, freuen sich ihrerneuen Würde, dür-
fen über dieGrundsätze der Verwaltung (nicht: derRegirung)ein
Langes undBreites schwatzen, auch die Gesetzentwürfe beschnüf-
feln, haben aber nicht die geringste Möglichkeit, ihren Willen
durchzusetzen. Im alten Slawenland hat dieRechnung immerge-
stimmt. Der Sobor war stets zufrieden, wenn man ihn in Ruhe
reden und rathen ließ, und dachte nie daran, dem Gossudar das
Recht zu freier Entscheidung zu schmälern. Europa sah andere
Zeichen. Die niederländischen 8taten.(Zeneraal zerbrachen 1795
unter den ersten Stößen der Revolution; und in Frankreich hät-
ten, selbst wenn Turgots Rath schnell befolgt worden wäre, Na-
tionalversammlung und Konvent bald die Generalstände abge-
löst. Wars jetzt nicht auch in Rußland schon zu spät? PaulSchu-
walow sagte 1880 zu Anatole Leroy»Beaulieu: »Unsere neuen
Slawophilen sind sehrfürdieIdeedesSoboreingenommen.Mir
scheint diese Form politischer Vertretung die unbequemste von
allen. Parlamente kann man auflösen, wenn die Regirung nicht
mit ihnen zu arbeiten vermag. UnsereRussen würden, sobaldwir
ihnen nicht denWillen thäten, einfach sinken: sich weigern, anBe-
rathungenmitzuwirken,derenNutzlosigkeitfestgestelltsei. Auf die-
sem Wege geriethe das Land dann in konstitutionelle Krisen, aus
denen dieRegirung sich nur mitvermindertemAnsehen, vielleicht
unter schmählichen Bedingungen, retten könnte." Katharina gab
ihr Experiment auf, ehe sie so üble Erfahrungen machen mußte.

Sie schrieb zwar später, erst die Große Kommission habe sie das Reich kennen gelehrt und ihr gezeigt, fürwensie sorgen müsse.Als die 364 Erwählten aber Fragen des Staatsrechtes zu erörtern begannen und selbständige Regungen zeigten, wurden sie aufNim» merwiedersehen nach Haus geschickt. Ein großer Aufwand war fruchtlos verthan. Und 1905, da auch die flawische Weltum dreißig lehrreiche und lärmvolle Lustren älter geworden ist, soll Nikolai Alexandrowitsch es wieder mit dem Semskij Sobor versuchen?
Schon nach dem Krimkrieg, als die Unzulänglichkeit und Fäulniß der Verwaltung allen Augen enthüllt war, hatten konservative Männer dieses Heilmittel empfohlen. Nur kein ausländisches Rezept, riefen sie; nur den eitlen Europäern haben wir unser Unglück zu danken/ Wer rieth Peter »dem Großen", die Beamtenschaft zurAllmacht heranwachsen zu lassen? Der Sachse Leibniz. Wenn jeder Tshinownik sich als Herrgott fühlen sollte, durfte kein Sobor ihm auf die Finger gucken. Wer machte den verfrühten, völlig unfruchtbaren Versuch mit einem Parlament, das auf die russische Erde nicht taugt, im Gedächtniß unruhiger Köpfe noch jetzt aber lockend fortwirkt? Die Anhalterin Katharina. Aus der Fremde ist für uns nichts zu holen. Der in Paris verdorbene Novellenschreiber Turgenjew hatte ganz Recht, als er sagte, man müsse sich inRußland entschließen, ob man Reformen wolle, die mit derSelbstherrschaft vereinbar seien, oder solche,die ihr ans Leben gehen; nur war er natürlich für die falschen, die von der europäischen Sorte. Unser Papst»Kaiser kann weder einen allmächtig wuchernden Tshin noch die Frechheit schwatzfüchtiger Volksversammlungen dulden. Wir brauchen, nach alter Ueber» lieferung, lokale Selbstverwaltung und als ihre Krönung den Semskij Sobor, der bescheidentlich die ihm zugewiesenen Gegenstände prüft und sich nicht anmaßt, das freie Recht der allwissenden und allgegenwärtigen Majestät einzuschränken. Doch Alexander der Zweite fürchtete, die Wiederbelebung des Sobor werde die Hoffnung auf eine Konstitution nähren. Noch 1861, nach der Bauernbefreiung, war die Furcht vor dem von Erinnerung trächtigenWort fo wach, daß die Großfürstin Helene an Nikolai Mil» jutin schrieb, derNameSemstwo habe «obenerschreckt."Mit dem Semstwo (von Semlia»Land), dem Provinziallandtag, dachte der schwache Alexander, fängts an; die nächste Forderung ist dann

der Semskij Sobor; und von der Notablenvertretung bis zum Konvent ist der Weg niemals sehr lang. Die Adelsversammlungen (Dworianstwos), auch ein Vermächtniß der wilden Katharina aus Deutschland, machen uns schon genug zu schaffen. Hat nicht eben erst Platonow, der Adelsmarschall von Zarskoje Selo, mit lauter Stimmedreist eineVerfassunggefordrrt? Da den Landgemeinden nun einmal Selbstverwaltung gewährt ist, kann man sie den Provinzen wohl nicht vorenthalten; der Name Semstwo aber weckt gefährliche Vorstellungen. Er blieb dennoch,auch nachMiljutins Sturz, dem provinzialen gelt-Mvernment erhalten. Im Semstwo derProvinz sind alle StändeundKlassenvertreten;Städte,Land» gemeinden und Grundbesitzer wählen ihreRepräsentanten,deren Zahl durch die Größe des unbeweglichen Vermögens derWähler bestimmt wird. Aus dieser Zelle kann ein Reichstag erwachsen; dann noch ein Pergament mit Paragraphen: und die liebe»Ge» sellschaft" hat das Spielzeug, das ihr Sehnen fo lange begehrt. Mancher und Manche träufelte solchen Rath in Nikolais Ohr. Auf der Spielzeugschachtel stand das mit fremdem Zauber» , klang lockendeWort»Konstitution".Nichtzum erstenMal schmeichelte es sich ins Ohr der Russen. Neunzig Iahre gingen, seit es im Reich eines Zaren Wirrniß schuf. Der erste Alexander, dessen irrlichtelirendes Hirn einst den großen Napoleon wie einen Gott angebetet und für alles Westeuropäische geschwärmt hatte, war längst bekehrt.Der Reichsrath, dem er die in unserer Kulturzone vonden Parlamenten besorgteArbeitzugedachthatte,schlummerte sanft, Speranskij, der Reformator, war nach Perm verbannt,der Panslawist Karamsin zum Hofhistoriographen ernannt, die Fen» steraussicht gen Westen vermauert. Den Offizieren, die aus Frank» reich heimkamen, gefiel es zu Haus nicht mehr. Rasch entstanden Verschwörerklubs. Im Norden führte Sergius Trubezkoi das große Wort, im Süden organisirte der muthigere Oberst Paul Pestel dieSoldatenverschwörung.Dievornehmsten undfähigsten Gardeoffiziere waren im Bund; in der Dekabristenliste standen die Namen Obolenskij, Murawiew, Bariatinskij. Und die Rolle des rothen Barden, die später Gorkij spielte, riß damals der starke Dichter Rylejew an sich. Bei einer Maiparade sollte Alexander in Südrußland ermordet werden.FünfMonate zuvor,am ersten Dezember 1825, starb er. Drei Wochen lang blieb derThron leer.

Großfürst Konstantin hatte auf die Krone verzichtet und sein Bru»
derNikolai, der von diesem Verzicht nichts wußte, konnte sich lange
nicht entschließen, die ErbschaftAlexanders anzutreten. Die Trup-
pen wurdenzuerst auf denNamenKonstantins,dannaufdenNi»
kolais vereidigt. Diese Wirrungwollten dieVerschworenennützen.
Am sechsundzwanzigsten Dezember führten sie die Garderegi»
menter, die sie bearbeitet hatten, auf den Senatsplatz und ver»
schanzten ihr Heer hinter dem Denkmal Peters des Großen. Oberst
Trubezkoi,derkommandiren und denKaiser nebst den Senatoren
festnehmen sollte, hatte sich im letzten Augenblick verkrochen. Der
erste Nikolai war klüger, kräftiger und doch milder als der zweite;
er dachte, wieFritz vonPreußen:Man muß manchmal streng sein,
soll aber nie hart scheinen. Er betraute den alten, als Sieger in vie»
len Schlachten vomVolk geliebtenGeneralMiloradowitsch mit der
Mission,dieMeutererzurVernunft zubringen. DerGreiswurde
niedergeschossen; und von den Barrikaden herab brüllten die un»
getreuen Garden: »Hurra Konstantin! Hurra die Konstitution!"
(Xonstiwt?ia,die der Grenadier und der petersburgerMitschreier
für Konstantins Frau hielt.) Nikolai war mit seinerSuite aufdem
Platz. Er machte noch einen Versuch. Der Metropolit mußte in
großemOrnat mitseinerganzenPopenschaft vor dieRebellen hin-
treten und sie im Namen Gottes an die Pflicht zur Treue mah»
nen. Lachen empfing ihn; Musketenschüsse jagten die erschreckte
Klerisei über denAdmiralitätplatz. Ietzt erst gab der Zar das Zei»
chen zum Angriff und befahl, gegen die Barrikaden schweres Ge-
schütz aufzufahren.Artilleristen weigertendenDienst und mußten
verhaftet werden. Bis in die Nacht hinein währte der Kampf.
Zweihundert Tote, fast fünfhundert Verwundete, siebenhundert
Gefangene: Das war die Verlustliste der Meuterer. Dann folgte
der Dekabristenprozeß. Die Führer verloren nicht einen Augen»
blick die heldischeHaltung.EinBestuchew,dem der Kaiser Begna-
digung anbot, antwortete: »Das Ziel unseres Kampfes war ein
Zustand, der auch den Zaren unters Gesetz zwingt. Lassen Sie den
Spruch derRichter vollstrecken!Nicht vonIhren Launen undIm-
pulsen darf das Los eines Menschen abhängen." Und als Mu»
rawiew undRylejew auf dem Richtplatz dem Strick des Henkers,
der sie schon hochgezogen hatte, entglitten waren, kletterten sie ru-
higenFußes wieder die Galgenleiter hinauf; und Murawie w rief

nur: „Verfluchtes,unglücklichesRussenland,'wo manlwede<kon-
spiriren noch judiziren, nicht einmal ordentlich henken kann!" /H
Zweiundzwanzig Iahre danach gabs einen ungefährlicheren
Putsch. Die Cholera hauste in der schmutzigen Hauptstadt; und aus
Paris war die Kunde von der Februarrevolution und dem Sturz
LouisPhilippes endlichauch insRussenvolkgedrungen.InHau«
fenzogen die Hungernden, Siechen vor den Winterpalast und rie-
fen denKaiser heraus.Nikolai kam und fragte lächelnd,was man
von ihm wünsche. „Erstens soll die Cholera aufhören; und zwei»
tens wollen wir auch so Etwas wie die Pariser." Nikolai Pawlo»
witsch hatte seine liberale Zeit hinter sich; die geplante Agrarre»
form, die Absicht, die Leibeigenschaft aufzuheben, hatte er öffent-
lich verleugnet und sich demAdel,den er verachtete, in schmeichle»
rischer Rede „als Edelmann und Gutsbesitzer" verbrüdert. Als
Mann ohne Nerven und erfahrener Komoediant wollte er auch
mit dieser Hungerrevolte schnell fertig werden. Er lächelte huldvoll
und verhieß, auf dem Marsfeld Antwort zu geben. Als dieLeute
arglos hinkamen, wurden sie von Reitern umzingelt, von Kanonen
bedrohtuudmußtendieFührerausliefern.Um die selbeZeitwmde
die Flottenmannschaft vom Skorbut dezimirt; die Kranken durften
nicht an Land, damit man draußen nichts von der Seuche erfahre.
Im Mai des nächsten Iahres wurde, außer PetraschewskijsVer-
schwörung, der republikanisch-sozialistischeKlubSpeschnews ent»
deckt, eines reichenGrundbesitzers,der mit seinenGenossen(Kam»
merherren,Ministerialbeamten,Offizieren, Kadettenlehrern,Stu-
denten) die ganze kaiserliche Familie ermorden und die Republik
einrichten wollte. Als Nikolai stirbt, hinterläßt er seinem Erben
die schwere Frage, ob er einen demüthigenden, das Ansehen der
Krone und der Nation schmälernden Frieden schließen oder, mit
fast schon erschöpften finanziellen und militärischen Mitteln, den
Krieg fortsetzen solle. AlexanderwähltdenKrieg; «einen wunder-
baren Krieg", sagtBel nhardi 1856, »in dem das Kriegsglück gar
nicht wechselt und die einePartei auchnicht einsiegreichesGefecht
aufzuweisen hat. Das sind die Folgen eines dreißig Iahre lang
fortgesetzten falschen Regirungsystems". Fonton, der Gesandte
am hannoverschen Hof, räth zum Frieden. Dann, fagt die Kaise»
rin, sinken wir noch tiefer in den Schmutz. Und der witzige Leicht»
fuß antwortet keck:»Wir sind schon bis an die Knie im Dreck; wenn
wir Frieden schließen, sinken wir, bei der Anstrengung, zunächst

bis an den Gürtel hinein, kommen dann aber heraus. Führen wir
den Krieg weiter, dann steigt der Unrath uns über den Kopf, nimmt
uns denAthemraum und begräbt unsere Herrlichkeit für immer."
Krieg oder Friede, Selbstherrschaft des Kaisers oder Mit-
wirkung der Stände und Gemeinden: immer das selbe Leid. Und
immerplötzlich aufflackerndeLaune, heimlich zettelndeRänke,jäher
Wechsel vonGunst und Haß.Warum fiel, imNovembe r 18«0,Graf
Panin,dereinIahrlangdasinternationaleGeschäftgeleitethatte?
Weil er die Einziehung englischer Waaren nicht billigte. Wesha lb
wurde er nach Smolensk,aufseinGut, verbannt? Weil er, ehe ihm
die Entlassung angekündet wurde, das Diplomatencorps zum
Mahl geladen hatte,ihm nicht vorher absagen konnte unddemZa»
ren allzu vergnügt schien. Drei Monate danach wurde der Bann
von ihm genommen und Rostoptschin, sein Ankläger, aus beiden
Hauptstädten gewiesen.Von dem tollen Paul, der Frau undKin»
der einkerkern wollte. Unter Selbstherrschern von leidlicher Ver-
nunft ists, bis in Wittes und Kokowzews Tage, kaum viel besser
gewesen.Wieder sind jetzt die altenFragenstreitig.Wiederstehen
Verwandte gegen einander. Und wieder fragt die «Gesellschaft"
lauernd,werstärkerseinwerde.DasVolk,dasMillionengewimmel
zwischenWirballen und Wladiwostok, ist stumm. NikolaiAlexan»
drowitsch, dessen Stirn vom Druck derMonomachenmütze gefurcht
ward, hat dieReichsduma geduldet und würde sie, stöhnend, noch
länger dulden. Großfürst Nikolai Nikolajewilsch haßt sie als eine
Schmach und Gefahr für die Dynastie und das Reich; und möchte
ihrDaseinsrecht,dasGeschenk dervom Zufall gekröntenSchwach»
heit, mit seinem Reiterstiefel zertreten: Der Zar sehnt sich in Frie»
den; derGroßfürst langt nachLorber. DerNeffe ist weich,neigt in
Schwermuth und Schwarmgeisterglauben, träumt von der Er«
neuung Goldener Zeit, in der Fürsten und Völkern, dem Hirten
und der Heerde, ewige Sonne leuchtet; trägt, weil er nicht selbst
sich in höheren Rang heben wollte, noch die ihm vom Vater ver-
liehenen Abzeichen des Regimentsführers und wird hinter fei«
nem Rücken als «der Herr Oberst" bespöttelt. Der Oheim ist Gene«
ralissimus. Will dem ersten Nikolai, seinem Großvater, ähnlich
ssin; demMann ohne Nerven, dessen Arm so gern denZüchtiger«
stock schwang.NikolaiNikolajewitsch ist hart wie Erz; zaudert nie»
mals vor grausamster Sündenahndung: läßt säumige Offiziere er-
schießen und ungetreue Verwalterhenken; und hält das Heer, dem

sein Wille nicht Kriegerodem einblasen konnte, instrammer Zucht.
Wird der Feldherr den gekrönten Popen überwinden?
In der ersten Stunde jedes neuen Iahres (so raunt Aber»
glaube durch die Häuser und Hütten Rußlands) muß der Zar auf
den Senatsplatj reiten, vor dem Denkmal Peters des Großen das
Haupt blößen, von der Leiswng des Iahres dem EhernenRechen»
schaft geben. Für diese Stunde erstarrt in und um Peters Stadt
alles Leben. Im grellen Kunstlicht scheinen die üppigen Räume
zu schlafen. Keiner, den sie herbergen, regt sich. Das buhlende
Lächeln derschönen,geschminkten, bis unterdieBrustknospennack-
ten Damen verfratzt sich. Mit offenem Mund, erhobenem Arm,
der das krause Achselhaar sehen läßt, und lüstern blinzelndem
Auge versteint in der Prunkschänke die Zigeunerin. Und dermos»
kauer Kaufmann, dessen zitternde Hand ihr die Hälfte eines Hun«
dertrubelscheines ins Mieder schob, dessen lallendeZunge ihrbe»
fahl, die andere Hälfte sich später von ihm zu holen, glotzt nun wie
ein Zerrbild aus Talg. Bis der lebende Zar dem toten über den
Ertrag der zwölf Monate berichtet hat. »Der rufsische Mensch
kam sacht endlich in Wohlstand. Die Reichswirthschaft gedieh.
Grundbesitzer und Bauern halfen einander willig, für Kredit war
ernstlicher als zuvor gesorgt und in den Städten mehrten sich die
Fabriken und Werkstätten. Was Dein hoherWille,PeterAlexe»
jewitsch, erstrebte, ward Wirklichkeit. Wir bauten Schiffe, fügten
Maschinen, durchschürften den Boden, wurden fleißig und blie-»
den fromm. Ich packte fogar den Branntweinteufel an der Kehle
und warf den Kerl mit der Scharlachnase aus dem Land. Dazu
hatte Rasputin mir gerathen. Dieser heilige Mann wurde von
einerNärrin verwundet; drum sah ich ihn langenicht. Hörte aber
den Schwatz der Volksvertreter und das Gewisper der Hofleute.
Nun ist Krieg. Gegen die Deutschen; dieunser Mensch noch von der
Zeit her haßt, da Dem Wink sie herbeirief. Wie verträumte Kinder
den Schulmeister, der pedantisch auf Ordnung hält und kein Ver»
sehen ungerügt durchläßt. Nach demUnglück in derMandschurei
brauchtenwirwohleineAuffrischungunseresWaffenruhmes.Die
Rostflecken mußten wegpolirt werden. Viele dachten so. Und ich
fühlte mich persönlich gekränkt. DerMannschaftbrauchen wiruns
nicht zu schämen. Die hatManches gelernt und wird nichtnurge»
schätzt, weil sie anständig stirbt. Die ersten Schaaren konnte ich auch
gut kleiden und rüsten. Das wurde dann schwer. Ich verlor viele,

viele Männer, Geschütze, Handwaffen, Geräthe. Was ganze Dorf-
gemeinden in Iahren erarbeitet hatten, was Hunderttausend be-
glücken konnte, versank zwischen zwei Sonnen in Sumpf. Wir ha-
ben starke Bundesgenossen. Die sind aber weit von uns, können
nicht helfen; und wir fechten wider drei Feinde. An Siegen und
Eroberung hats dennoch nicht gefehlt.Nur: der rasche,gewaltige
Triumph, der als sicher und nah galt, blinkt noch nirgends vom
Winterhimmel. Wir müssen geduldig aus harren, neue Kraft sam»
mein und uns mit der Gewißheit trösten, daß der Leib Iljas, des
russischen Riesen, unsterblich ist. Will Gott von uns Buße: wir
büßen. Schickt er uns Schneegeschwader und Eisschrecken: seiner
Gnade Hauch weht uns daraus an. Wie dürfte ich mich gegen
Schickung stemmen ? Meinem zarten Knäbchen die Goldgitterthür
vordemThron verriegeln?Das thäte ich,wennich schwächer, furcht-
samer schiene als der Ohm. Der wäre als Sieger mein Feldherr.
Mein Feind, hätte ich ihn, der weiterkämpfen wollte, vom Blut»
gefild heimgerufen; vielleicht mein Erbe undall meiner Saat Ver-
nichter. Der Deutsche ist emsig und zäh, bedachtsam und flink. Da
er sich aber denTürken gesellt hat, denFeind unseres Glaubens,
ist mein Sinn getrost. Gott läßt Menschen werden und Sonnen
leuchten. Auf seiner Schale hat Frommheit höheres Gewicht als
Waffenmacht. Sein Vaterblick dringt ins Herz des Herzens. Nie
wich er von rechtgläubigen Christen. Sein Finger streift meines
Scheitels bleichende Strähne: und vor uns liegt, eben und hell,
der Weg in Konstantins lange entweihte, besudelte Stadt."
Die erste Stunde des russischen Kalenderjahres schlug aus.
Ringsum erwachenLebensgeräusche. Athem hebt die Brüste der
schönen, geschminkten Dame. Mit der linkenHand umkrallt, well
die rechte zum Stumpf geschossen ward, der Gardeoffizier das
Sektglas. Die Zigeunerin zerrt dasHemdüberihrAchselpelzchen.
Der dicke, verschwitzte Kaufmann rülpft:»Komm in den Schlitten l"
Wünsche prasseln ins Licht. »An dem Krieg ist noch derb zu ver»
dienen." Rußland lebt wieder. Sein Volk ist noch stumm.

OresänouAkt.

»Niemals waren wir besser gerüstet als heute und nie blickte
das Land aus stärkerer Zuversicht auf unsere Seemacht, die be-
stimmt ist, unsere KüstenundunserenHandel zu schützen. DerKrieg
wird viel Leid, viel furchtbares Elend bringen. Das wird keinem

Land Europas ganz erspart werden; und wennwir neutral blieben,
dem Krieg fern: auch dann würden wir nichtverschont. Noch größer
als das derFestlandswirthschaft bereitete Ungemach könnte der
Schade sein, derunseremHandel durch feindlicheSchiffe entstünde.
Ehre und Interesse binden uns heute mindestens eben so fest wie
vor vierundvierzig Iahren an den Vertrag, der die Neutralität
Belgiens sichern soll; wir dürfen den Standpunkt nicht niedriger
wählen und unsere Pflicht nicht weniger ernst nehmen, als 1870
die Regirung that, deren Haupt Gladstone war. Der hat damals
gesagt: ,Unser Interesse an der Unabhängigkeit Belgiens reicht
weit über den Wortlaut des Bürgschaftvertrages hinaus. Unser
mächtiges Land darf nicht thatlos dem schlimmsten Verbrechen,
das die Geschichte kennt, zusehen; sonst würde es dieser Sünde
mitschuldig., Ietzt könnte man uns rathen, ruhig zuzusehen, un-
sere Kräfte einstweilen zu sammeln und das Ende des Krieges ab-
zuwarten; dann vermöchte unser Eingriff das Geschehene so um-
zugestalten, wie unserer Auffassung nothwendig scheint. Ich
glaube aber, daß unsere Macht uns nicht den erhofften Vortheil
einbringen würde, wenn wir in solcher Krists die Stimme der Ehre
und desInteresses überhört hätten. DieAchtung,diewir fordern
müssen, wäre uns verloren. Auch dünkt mich die Meinung irrig, am
Ende des nun beginnenden Krieges könne eine Großmacht, mag sie
mitgekämpft oder zugeschaut haben, das Ergebniß bestimmen. Da
wir eine starke Flotte haben, wird der Mitkampf uns kaum mehr
schaden als die Enthaltung von dem Krieg, für dessenDauer der
Handel mit fremden Ländern, auch wenn die Straßennicht gesperrt
sind, einschrumpfen muß. In keinem Fall werden wir am Ende
dieses Krieges in so ungeschmälertem Besitz unserer Kräfte sein
daß wir inzwischen Geschehenes unwirksam machen können. Die
Lage, in die wir gekommen sind, ist schrecklich und das Ungeheure
ist so schnell hereingestürmt, daß demLand nicht die Muße blieb,,
klar zu erkennen, was hier auf dem Spiel steht. Sagten wir heute,
dieim Vertrag übernommenePflicht, die Entwickelung der Macht»
verhältnisse im Mittelmeer, die Nachwirkung eines von Frankreich
ohne unsere Hilfe auszufechtenden Krieges bekümmere uns gar
nicht,dann würde unsereEhrebefleckt,wirverlörendie erworbene
Achtung, den guten Namen: und könnten mit Alledem doch nicht
die empfindlichste Schädigung unsererWirthschaft vermeiden."So
sprach vor Englands KriegserklärungSir Edward Grey imUnter-

Haus. Im Ton eines Trauernden, der nicht zuFanfare gestimmt
ist. DieRede verhieß nicht Sieg, deutete nicht einmal die Gewißheit
ungebeugterBehauptunganundverklangwiederSeufzerDessen,
der schwarzem Gewölk nicht entschlüpfen kann. DenBriten, die ihr
lauschten, zerreißt der Krieg keinen von Trug gewebten Schleier.
Ihr Heer ist das Rückgrat des Kampfes im Westen gewor«
den und hat den Taktikern manches Vorurtheil gegen Söldner
Verleidet. Auf den Briteninfeln giebts reichlicher zinsende Be»
?ufsstände. Wer sich aus freiemWillen dem Heer einordnet,statt
Handelsgehilfe,Agent, Sportlehrer, Iobber zu werden, muß von
der Lust zum Handwerk getrieben sein; und aus Lust keimt der
Fittich, der über die Alltagsleistung hinauf trägt. England wird
auf deutscher Erde noch grimmig gehaßt. DeutscherKriegerdrang
nach Gerechtigkeit hat hundertmal aber denMuth, dieAusdauer
«nd Schießkunst der Engländer gerühmt. »Die Kerle sind Kunst-
schützen. ZweiFingerauf denGrabenrand: dasitztsschon. Sogar
durch Scharten treffen sie. Dum-Dum? Sicher. Granatsplitter,
Jliegerpfeile,BenzolunddasBackobstderMinenwerfersindaber
auchnichtvonfrommenRittern bereitet worden. Tommy hat uns,
Alle, verblüsst. Da, dachten wir, kommt aus dem Teich was zum
Lachen.DieBengelnimmtIedederernst.ZweiWunden,drei:siefech-
tenweiter. Gehts, im Nahkampf, gar nichtmehr, dann reißen sie den
Rock auf und bäumen die nackteBrustdem blankenTodentgegen.
Solcher Kampf ist derMühsal werth. Germanen! Ob freilich das
neue Heer, das von Kitchener zusammengetrommelte, an Kaliber
dem alten ähnlich sein wird, ist allermindestens ungewiß." Der
Frühling wirds lehren. Doch ein Bischen ist die Luft schon ent»
giftet, seit Deutsche gegen Engländer im Feuer stehen. Iieber
Britaniens Kriegsbilanz ist nach fünf Monaten noch nicht viel
zu sagen. Breite Kolonialbezirke hats, sanft oder unsanft, um-
schlungen. Was nicht für Iapan oderAustralien (das die Gelben
riechen lernen soll) bestimmt ist, wird als Austauschwaare gesta»
pelt; wenn das Gefeilsch über den Frieden anfängt, ist sie schon
vom Staub erlagertenRechtes ehrwürdig undnurmitLiebhaber»
preis aufzuwiegen. Sonst? Menschen getötet, Schiffe vernichtet;
Menschen bestattet, Schiffe verloren. Der Ueberseehandel ist ab»
gemagert, neben dem derFestlandsstaaten aber noch einHabebald
vor dem Budenthrönchen des dürrsten Zwerges. Die Flotte hat
Hunderttausende sammt allem Kriegsgeräth über den Kanal ge-

bracht, die Landung geschirmt und dem Feind die Weltwasser-
straßen gesperrt. Keine geringeLeistung; doch eine, die Haß zeugen
muß. AchtundsechzigMillionen Menschen, weils dembrummigen
Meerpförtner so paßt, einriegeln und hindern, mit gutem Geld
gute Waare zu erhandeln: unerträglich. Der Ozean ist nicht ein
Gehöft derBriten; nicht von ihnen geschaffen, befät, gepflügt, mit
Bauernsorge betreut. Nicht das Recht spricht dagegen: heftig das
Blut. Auf dem Wasser, sagt Iohn Bull, schwimmt mein Heer;
»Neße ein russisches Euch in Europens Orient, ein französisches
nach Italien, Spanien, in die Sch weiz, wenn Rußland und Frank-
reich in Kriegszeit die zur Grenzsperre nöthige Schaar entbehren
könnte? Wir haben sie. Warum versuchet Ihr nicht, mit Stemm-
eisen, Feile und Axt den Riegel zu brechen? Dazu schufet Ihr ja
Linienschiffe und Kreuzer, Torpedo» und Unterseebote, Minen»
senker und Luftfahrzeuge. Hinkt nun der Trotz? Wir sitzen ge-
mächlich vor dem Eisenthor, das von Eurer Klage um den ver»
lorenen Handel nicht beulig wird, und haben keinen Grund, uns
in die unerrechenbarenZufälle einer Seeschlacht zu sehnen. Kost-
bare Kähne sind uns versunken. Dann jauchzt Ihr; als ob ohne
Entgelt Versicherung zu erlangen wäre. Noch lauter, wenn Euch
Ueberrumpelung desHändlerkönigs,der überall was schwimmen
läßt, gelungen ist; als ob Ihr nicht wüßtet, daß ein alter Waid-
mann seine Flinte nicht so pünktlich sichert wie der grüne Neu-
ling, dens nach jedem Handgriff juckt." Der Vergleich kränkt uns
nicht, Gentlemen; flügelt unserenMuth zumKampf: derIugend
gegen das Alter. Auf die Seeschlacht müsset Ihr, ohne Verlust
von Nervensubstanz, wenns möglich ist, noch ein Weilchen war-
ten; bis uns Gelegenheit lächelt. Daß unsere Seekrieger nicht feig
noch untüchtig sind, brauchen sie inderHeimath keinem Hosenmatz
zu erweisen; und fremdes Urtheil gilt ihnen nicht höher als ver»
schimmelterZwieback.Unsere Flotte ist Euer Alb: und darf erftzu-
gleichmitEurerMacht schwinden. Oder mit EuremFeindesgroll
gegen uns. Gemächlich blickt Ihr nicht drein. Der ganze Kram be-
reitet Euch, wieGreyvoraussah,wenigFreude. DerDreadnought
hat dieRiesenzifferder älteren Schiffe entwerthet; und muß selbst
ins Greisenspital,wenn einFinder das Unterseeboot fertig hat, das
der ärmste Staat sich kaufen und das Eure Inselherrlichkeit vor
ledem Sonnenaufgang mit frischen Minen umkränzen kann.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Marimilian Karden in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb G. m. b. ß. in Berlin.

^MM^». Januar 1»I5.
Die Zukunft. —,
Dr. IS.
in »K.
SIIsn? ?um 3V. Fun! 1914.
Aktivs,.
N,
I,I
LS»
»02
47
S
l,,7
„7
2S4 0S9
54
2. Lebäucis i» ^Villiob uuS ürekelü , , . . ^ . . ,
«7
301
«8
3887 13S
75
3S28
!,,2
74
Xugsng
407
2,1«
U«
493S 335
S5
4. Läbnänsonluss und Iränsportänlngeu
21«
^ugsng
S
197
21S218
es
»94
7,9«
7-
«0
«1!«
7,,
49« S3«
2A
9,1!
2ug5»g
38
.^,!
7,
25S 850
93
7. üioriebtungen bsi auswärtige» Filialen
47
499
22
2ugsng
18
7,7,
S5 773
77
141
57„
2,,,
<sbgesvkrieben bis »uk N, 1,—)
9
,2,i
150814
,13
5 202
8«
I«, vsditorsn
4 S75 403
«»
11, Vorräte: sn Halb, ung Z^ertigsabriKäten
an RodstoSen und ^Isgasinniäterislien
2 889
,i«2
3 379 S58
489
977,
,9
«4
5 494
45
14 423
25
I» 589
Ii,

3 112 50«
272 917
„9
17. Xasse, Veodsel und ScdeeKs
198 531
„7
21 «42 55«
72
? » s s i v s.
pk
I«,
,,t
S «««««
5«MU«0
4. ^bsonreibnngen:
bis 3», «, 1913:
231
7,„,1
87
804 231
,0
7S2
78
47
»72
9„
179
9»9
7,:!
1««
,27
:!2
„ ?ätente und sonstige lirkeberreokts , , ,
1S
17,
,2
1 484 937
illr 1913,14:
141
7,,,,!,
21,
81
107
7,7,5
,„
3S2
-94
27
„ LiUniäuscdIuss und ?r«usp«rtäniägen , ,
21
„«2
I,
78
9i«
„7,
21
79,!
,2
„ Linriodtungeu bei »us«ärti«en I,ili«icn
4
7,9
92
„ ?ätente und sonstige vrbeberiecbte , , ,
9
2,i
"I
«0S 1S2
«8
2 177 100
I«
2 «50
75 990
I 40«
II«
77
2 «75
U. KueKwge kur ^KtienDink0bvung
IM «00
398 197,
29 «««
1 «7« 952
2,

5

»r. is.
Z>!e Zukunft. —
devlnn» «»<! Verlust»I^«ednu»? ?um gl). Fun! 1914.
80lI,
A
Pk
U.
298«
10« «92
58l«
2K000«
9«
W
82
«B77S
8«
60S1K2
1280738
«8
99
254U676
98
naden.
?k
12702«
24,86K0
14
?g
254« «7«
93
I» ller Keuti^eu LeueräiversämniIuQß vuröe Sie OiviSenSe kor Sä» <z««ed^kts>
^»dr 1913/14 »uk 12 °s„, als« »uk ». 120,— kür Sie >Ktie kestgesekt.
Oisselde ist sokort «ädlbari
bei Ser «»s»s llsr Vsisllsvnsst In «i»lvn,
beim Ssi'mei' SanKviroln, KreKlil, unS bei Ssii übrigeo ZsieSerlassuilgsi, S«
Larmer LsnKvei eins,
beim SsnKnsuZ» 1, frsnll ^ v«,, Krskeld,
bei Ser Sink kllr Nsnilel unil lüllustrl» in ^IlrivK uns 2ug,
bei Sem S«nllN»IISS l.UseKsi' vo. in S«»sl.
IVillieK, Sei i 19. ve-emder 1914.
V»r Vorst»»«!.
R. LeeKsr.
46« 227
2 2V« i,«N 7ö
MO«
1 738 753 78
48 0A)
1« 5s«
895 57S
210 182
88« 685
93
9.' 137
1«
M 5 6
2,,
39 3 « 44
180 «52
51
14S 842
5,1
82 9(9 86
K0 4K9
25
274 5«tt
179 500
8 000
1 434 400 74
149 891 26
7,°>S 3u8 30
vedet.
^>kercke . , ,
X ^deilunj,' kllr ?l»8edsndivr ,
lZlkeKien , ,' .' ,^ , . , , ,
1 372 264
1 234 U«
27
19 79 °,
17
45,5 0(«
12 735, Ü01
,',>,
»reckit.
ilv,,«1deken
(!uU>aden uvS Linla?,'» . .
-«
3 «MM«
1733 183
787 880
500 00«

13 419
747 38«>
2 871 739
1 482 861
19 »55
13 «U0>
434
403 000
872 41«
300 486
4
ei
12 73o b04jb«
Verlin'8ebönsder?, 28, Hoverader 1914,
vi« vire»tl«N!
vis ^uk ksstxssetüts v»v!üe»cke
^o>aiigt vom 5. ^»»u»r »d bei der
MnSsrer XunstKistoriKsr

Berlin, den 16. Januar 1915.
Die Wacht in Sümpfen.
Memento.
as soll man lesen? Das Hirn läßt sich nicht zwingen. Seit
sechs Monaten werden all seine Zellen mit dem selben Stoff
gefüttert. Den fordern sie; finden ihn in hellen und dunklen Stun»
den und schlingen ihn gierig ein, wie seltenste Schleckerkost.Dann
aber ists wieder, als würden sie von dem Einerlei der Nahrung
müd; als komme Trägheit und Ekel über sie und lähmedieLust zu
Erkenntniß,Durchleuchtung, Verknüpfung, Ordnung der Gesche»
hensfträhnen. Als möchten sie aus der Pflicht aufrecht Wacher
unter die Daunendecke schlüpfen, neben der die Ampel lässigen
Glaubens an Vorsehung leuchtet. HabtIhrs, trotz allerQual und
Lebensnoth, draußen nicht besser? Gewiß Ihr, die in Stube oder
Werkstatt vonMorgen bisAbendNützlicheserarbeitet;fürNah-
rung, Kleidung, Waffen, Rohstoffe sorget; kaum je zu Besinnung
kommet und, weilEurem klugen Eifer Manches gelang, dieHoff»
nung zum grau verhängten Sonnensitz emporflattern lasset. Weh
jedem Ernsten, der jetzt Muße hat, nachzusinnen, gar vorzuden»
ken! Oft sieht er demAugeWidriges: und darf doch dasLidnicht
senken. Seiner BewußtheitWünschelruthe fühlt in Gethanem und
nicht Gethanem den Ursprung aus einer Fehlerquelle: und der
Ort, von dem aus sie zu verschütten wäre, ist ihm gesperrt. Wir-
ken will er: und kann höchstens einmal überreden. Wäre er Schütz
oder Stabshaupt, Kanonier oder Feldkoch, Führer oder Dienst»

mann einer Kolonne, Betriebsleiter oder Handarbeiter, draußen
oder daheim Rad oder Rädchen, gäbe oder empfinge er Befehl!
Er wäre im Werk. Dürfte den Leib plagen, eine Zerstörung» oder
Schutzmaschine bedienen, bluten,verathmen. Müßte ers nicht in
lieblichem Frieden schon morgen vielleicht? Und ist oft nicht im
engen Bett die Pein noch ärger als auf grüner oder schneeiger
Haide, wo Männer fallen wie Kräuter im Mai? Was wir Ge»
wissen nennen, ist Bewußtseinsfrucht (Hamlets conscience,die des
WillensFarbe bleicht und seinen Fuß hinken läßt, umfaßt beide
Begriffe). Im Handelnden schrumpft das Gewissen; dem Betrach-
tenden wird eszumAlben,unterdessenDruckderRuhendekeucht.
Gespräch? Immer das selbe. Die schwere Zeit. Die große Zeit.
Werden wir siegen? Wir müssen. Draußen Ieder ein Held, drin»
nen Ieder dem Nächsten, dem Fernsten ein Bruder. Unerschaute
Eintracht. Wie nach einem Schiffbruch, auf einer Planke, in gisch»
tender Dünung des Ozeans. Sähest Du den mit Dir Geretteten,
mitDir Gefährdeten scheel an, weil erDich gestern ärgerte, anders
meinte und sprach,Dich einenTropf oderSchuft hieß?Sein Groll
stießeDich in eisige Wirbel. Sein Arm ist ein Möwenflügel Deiner
Hoffnung.Heroen seid Ihr nicht; wollt Beide lieber eines Gefühles
Wurzel als den abgewetzten Lebensfadsn durchschneiden. Des-
halb: Plankenfriede und unlösliche Eintracht. Ueberall, wo es
um Sein oder Nichtsein geht. Nicht nur im deutschen Land. Doch
wir sind in stärkerer Bereitschaft als die Feinde. Von Mond,
zu Mond in stärkere zu gelangen, muß aller Kräfte inniges Stre»
ben sein.Aber einPrahlerkamfeltenheil anseinesStrebens Ziel.
Mit uns ist der alte Gott. Luthers? Benedikts? Mohammeds?
WasIhrsonennet,istdennicht nach der Kirchensatzung Frommen
die Urkraft sittlichen Wollens, die dem Menschen den Sieg über
die an roher Stärke ihm überlegene Thierheit gab; und am Ende
stets siegen mag:vor demAuge, das lange genug hinsehen konnte.
War Gott mit Alexander, Darms, Attila, Tilly, Bonaparte? Mit
dem vierten Papst Klemens und Karl von Anjou gegen Konra»
din?Bei Roßbach für, bei Kunersdorf widerFritz? Mit dem Ia»
kobinerheer gegen die vom Braunschweiger geführten Beter? Ist
er seit Königgraetz und Kirttilisse den dort Besiegten versöhnt?
Dem istketn Sterblicher bündnißfähig. Dessen Willens weg ist nicht
so kurz noch so hell, wie Einfalt träumt.Bedenket, die seinenNa»

inen als Schutzgeschmeide vertraget, wie Ihr vor allem Volk, al»
len Völkern stündet, wenn er nicht so flink,wie der Selbstgefällig-
keit dunkelt, die Feinde zermalmte oder müßig eine Weile lang
dem wüsten Geschäft, vom First seiner Himmelsburg, zuschaute.
Daß er nicht von der stärksten Schwadron weicht, ist noch heute der
sichersteTrost.SiesindPessimist?Nein;ich will in nebellose Klar»
heit; nicht mit Wortbehang Dinge und Menschen verschleiern.
Die große Zeit. Die schwere Zeit. Wir wurden überfallen. Gute
Nacht! Immer das selbe Gespräch. Das Hirn sehnt sich auf eine
Insel. Und lernt Goethe begreifen, den es einst schalt, weil ernäh-
rend die KriegMrie durch Europa toste, hinter Papiermauern
den Duft chinesischer Dichtung einsog. »Sein Vaterland lieben
und patriotisch wirken: was heißts? War Einer sein Leben lang
öemühs schädliches Vorurtheil zu bekämpfen, engherzige Mein»
ung zu beseitigen, den Volksgeist aufzuklären, den Geschmack sei»
nerLandsleüte zu reinigen, ihr Sinnen undTrachtenzu veredeln:
konnte er Besseres thun? Wir können dem Vaterland nicht auf
gleicheWeise dienen.Konnte ich ohneHaß dieWaffen ergreifen?
And wie hätte ich ohneIugend zu hassen vermocht?Ich haßtedie
Franzosen nicht, obwohl ich froh war, als wir sie los waren. Wie
hätte ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung
sind, eineNation hassen können,die zu den kultivirtesten der Erde
gehört und der ich einen großen Theil meiner eigenen Bildung
verdankte! Kriegslieder schreiben und im Zimmersitzen: Das wäre
meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man nachts
die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: dahätte ich es
mirgefallen lassen. Das aber war nichtmeinLeben und nichtmeine
Sache, sondern die von Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder
auch vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur
bin und keinen kriegerischen Sinn habe, wären Kriegs lieder eine
Maske gewesen, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.
Was ich nicht lebte, was mir nicht auf dieNägel brannte und zu
schaffen machte, habe ich auch nichtgedichtet und ausgesprochen."
Die Befreiung Deutschlands machte ihm nicht «zu schaffen" (im
Eigensinn des Wortes); der Unmöglichkeit, zu ihr hinzuwirken,
war er sich bewußt; und floh, weilseine Sache auch nicht war, Eifen-
jhore zu berennen, ins Klima des alten Astens: auf seine Insel.
Unser Erlebniß ist größer und wir werden alltäglich dreimal

mitBerichtsflöckchen übersprüht. Wo liegen unsere Inseln? Vom
steilsten Eilandsgrat ruft Geschehenslärm in Wirklichkeit zurück;
vom Sonnengestade der Seligen in den deutschen Wintertag. Das
feinste Buch fesselt nicht lange. Rasch lernt man sich gerade des
feinsten schämen. Wie neben Ziegeln und billigem Glanzstuck die
Wange des Marmors vonParos,so schimmert das edle Helden»
lied, Homers und Tassos, das von Siegfried, Dietrich, Hildebrand,
Roland, Willehalm, unserem ins Gräuel anderen Kampfes ge-
wöhnten Auge. Gegen Altnordisches bäumt sich der Sinn nicht.
Wodan sucht seinen Rossen Futter; jetzt Distel und Dorn, übers
Iahrwieder Korn. Für eine Stunde befriedigts; ist doch nur Spiel.
Schlachtbeschreibung langweilt; wie Erwachsene der Aufmarsch
buntlackirterBleisoldaten.GeschossevonhalberMannshöhewer»
den auf Menschen geschleudert; derBedarf ist so ungeheuer, das;
die Vorschätzung der klügsten Heeresleitung um vier Fünftel unter
ihm blieb. Und wir follen, jetzt, nachfühlen, wie ein Reiterstück, der
Borstoß eines tapferen Fußvolkshäufleins ein Treffen entschied,
das uns gestern gewaltig schien? Oder durch die Schriften von
heute waten, noch einmal hören, daß wider uns nur Gesindel steht,
und'bewundern, wie hastig Gelehrte des Wissens Köcher leeren?'
Am Längsten hielt mich die große, prächtige, mit Menzels
Zeichnervermächtniß geschmückteAusgabe der«Werke Friedrichs
des Großen" , für die Deutschland, nicht Preußen nur, dem Ver-
leger, Herrn Reimar Hobbing, zu Dank verpflichtet ist. Das hat^
kein anderes Volk: rühmend darfs der Deutsche sagen. An den
Generallieutenant Grafen Christoph Dohna: »Ich habe Euch deu
Befehl über meine ostpreußische Armee übertragen; denn ich setze
das Vertrauen in Euer Verdienst, daß Ihr sie gut führen werdet.
Darum verbiete ich Euch bei Todesstrafe, einen Kriegsrath abzu»
halten; aus solchem gehen nur feige Entschlüsse hervor. Verlasset
Euch während des Feldzuges nicht auf die Befehle, die ich Euch
geben könnte; denn bei der Natur meiner Operationen wird jede
Verbindung zwischen uns aufhören und Ihr müsset nach Eurem
eigenen Kopf handeln. Die Last der Führung von zwei bis drei
Armeen, die ich hier habe, wird meine Aufmerksamkeit völlig in
Anspruch nehmen. Wollte ich Euch also Rathschläge geben, so
könnten sie nur oberflächlich fein oder zu spät kommen oder Euct>
mehr in Verlegenheit bringen als bei Euren Unternehmungen.

helfen. WennIhran nichtsAnderes zu denken habet, werdet Ihr,
was Euch zu thun frommt, besser beurtheilen als ich, der den Kopf
voll von der hier schwer auf ihm lastenden Bürde hat. Haben wir
Glück und wird das russische Corps beimAnmarsch aufSchlesien
gründlich geschlagen, so mache ich einen weiten Vorstoß und schicke
das schlesische Corps über die Weichsel bis in die Nähe von War-
schau. Eine Schwierigkeitnach der anderen muß überwunden wer»
den; dann hoffe ich auf eine möglichst vortheilhafte Gestaltung
allerDingezuNutzenundFrommen des Staates, demwir dienen,
und unseres gemeinsamen Vaterlandes." Ein Iahrzuvor; «Recht-
fertigung meines politischen Verhaltens": »Fast immer wird be»
hauptet, die Könige schuldeten nurGottRechenschaft für ihrHan»
dein. Das ist aber nur im Sinn ihrer unumschränkten Machtvoll»
kommenheit zu verstehen. Kein anderer Fürst kann sie für ihre
Handlungen verantwortlich machen; die Stände habenkeinRecht,
sie nach den Gründen ihrer Entschlüsse zu fragen. Dennoch vergiebt
«inguterFürstseinerWürdenichts,ja,erfolgtnurderPflicht,wenn
er seinVolk, dessen Haupt und ersterDiener er nur ist.über dieGrün-
de aufklärt, die ihn zu diesem, nichtzu jenem Entschluß gebracht ha»
ben.Daich,GottseiDank,weder denHochmuthdes Gebieters noch
den unerträglichen Dünkel der Königswürde besitze, so trage ich
keinerlei Bedenken, dem Volk, zu dessen Herrscher mich der Zufall
der Geburt gemacht hat, Rechenschaft über mein Handeln abzu»
legen. Meine Absichten waren lauter, meine Pläne sollten nur die
Ruhe und den Frieden des Staates sichern. Mein Gewissen ist
so rein, daß ich mich nicht scheue, meine Gedanken laut auszu»
sprechen und die geheimsten Triebfedern meiner Seele zu zeigen.
Man klage mich, wennmanLust hat, vor dem Richterstuhl der Po»
litik an. Seit der Liga von Cambrai hat Europa kein so verhäng»
nißvolles Komplot wie dieses erlebt. Und selbst die Liga läßt sich
nicht mit demgefährlichenTriumviratvergleichen,das sichjetzter»
hebt, sich das Recht anmaßt, Könige zu ächten, und dessen ehr»
geizigeAbsichten noch nicht einmal ganz offenbar geworden sind.
Würde man einen Wanderer, gegen den sich drei Straßenräuber
mit ihren Spießgesellen zusammengethan haben, der Änklugheit
zeihen, weil er in derTiefe des Waldes ermordetwird, durch den
seine Geschäfte ihn führen mußten? Was sind wir doch für arm»
sälige Menschen! Nicht nach unserenBeweggründen urtheilt die

Welt über uns, sondern nach dem Erfolg. Was bleibt uns übrig?
Wir müssen Glück haben." An den Bruder Heinrich: «Mit aller
denkbaren Energie sollst Du die Mannszucht wahren. Hat Ie»
mand schwer dagegen gefehlt, so kannstDuihn,nach abgehaltenem
Kriegsgericht, wenn er es verdient, mit dem Tod bestrafen. Ver»
hüte nach Möglichkeit Plünderungen und bestrafe die Offiziere
streng, die sie nicht verhindert haben; vor allen aber die, die sich
so weit vergessen, solche Niedertracht zu begehen. Ich empfehle Dir>
stets offensiv vorzugehen. Glaubst Du, der Feind könne Dich zur
Schlacht zwingen, so greife ihn an; aber laß Dich nie von ihm an»
greifen. Herrscht bei Deiner Armee irgendeinMangel,anAerzten
oderAdjutanten, so fordere nur gleich Abhilfe, damit siezurechter
Zeit erfolge. Insbesondere empfehle ich Dir Fürsorge für die ar»
men Verwundeten und Kranken. Sie gerade bedürfen aller Rück»
ficht, wie sie Leuten gebührt, die sich für ihr Vaterland opfern."
Zwei Tage vor der Schlacht bei Leuthen, zu den ins parch»
witzer Hauptquartier gerufenenBefehlshabern: «Ich verließ mich
auf Ihren Muth und Ihre Erfahrung, als ich den Plan zu der
Schlacht machte, dleich übermorgenliefern werde und liefern muß.
Gegen alleRegeln der Kunst werde ich einen beinahe ums Dop»
pelte stärkeren, auf Anhöhen verschanzt stehendenFeind angreifen.
Ich muß es thun oder Alles ist verloren. Wir müssen den Feind
schlagen oder uns vor seinenBatterien, Alle, begraben lassen. So
denke ich. So werde ich auch handeln. Ist unter Ihnen Einer, der
nicht so denkt: er fordere aufderStelle seinenAbschied. Ohne den
geringsten Vorwurf werde ich ihn bewilligen... Ich habe gewußt,
daß mich Keiner von Ihnen verlassen werde. Sollteich bleiben und
Sie nicht für Das,was Sie thun werden, belohnen können, so wird
es unser Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lagerund sagen Sie,
was ich Ihnen hier gesagt habe, Ihren Regimentern; auch, daß ich
auf jedes genau achten werde. Das Kavallerieregiment, das nicht
gleich, wenns befohlen wird, sich 5 corps perclu in den Feind hin»
einstürzt, lasse ich nach derBatailleabsitzenundmache es zu einem
Garnison»Regiment. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe^
worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahne und
die Säbel und ich lasse den Leuten die Borten von der Montur
schneiden. Nun leben Sie wohl l Uebermorgen um diese Zeit haben
wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder." Aus

den Denkschriften, die Fritz nachdem russischen Vorstoß gegenOst»
preußen, im Sommer 1756, an den König von England schickte:
»Preußen steht dicht vor dem Ausbruch des Krieges. Aber alle
schlimmen Umstände entmuthigen es nicht. Drei Dinge können
das europäische Gleichgewicht wiederherstellen: die enge und in-
nige Verbindung zwischen den beiden Höfen von Berlin und Lon-
don; fleißige Bemühungen, neue Bündnisse zu schließen und die
Absichten der feindlichen Mächte zu durchkreuzen; und Wagemuth
noch im Angesicht der größten Gefahren. Ich habeKenntniß von
denBewegungen der russtschenTruppen. Danach glaube ich mich
für den Winter vor all ihren schlimmen Absichten sicher. Ich for»
dere vomKönig vonEngland keinerleiHilfe.Will er mirim nächsten
Iahr ein Geschwader für die Ostsee stellen, so wird der londoner
Hof den berliner dadurch aufs Neue zu Dank verpflichten. Glaubt
derKönig vonEngland, feineFlotte anderswo,insbesondere zur
Vertheidigung seinerInsel, zu brauchen,so verzichte ich auf diese
Hilfe. Um amBeginn des nächsten Frühjahrs schlagfertig zu sein,
dürfen wir keinen Augenblick für unsere Arbeit verlieren. Bleiben
wir mit verschränkten Armen stehen, so werden wir, Einer nach
dem Anderen, zermalmt, weil wir die Vortheile nicht ausgenützt
haben, die wir von der Gunst der Zeit und von unserer Wach»
samkeit erwarten durften." Im Ianuar 1758: »Während die
Franzosen all ihre Kräfte einsetzen und gegen die Engländer und
deren Alliirte mit aller Machtund in Gemeinschaftmit den größten
europäischen Mächten vorgehen, nützt England nur einen Theil
seiner Kräfte und läßt den anderen brach liegen. Man meint, einen
starken Mann im Kampf gegen einen anderen zu sehen, dessen
Arm gelähmt ist. Welchen Erfolg kann England von diesem Ver-
fahren erwarten, wenn nicht den, daß feine Bundesgenossen in
Deutschland wirklich zermalmt werden und daß Frankreich trium»
phirt? Dann wird es Deutschland Gesetze vorschreiben und, im Be»
sitz von Ostende und Nieuport, mit allen Kräften über die Briten-
inseln herfallen. Mir scheint, England müßte entweder einCorps
nach Deutschland schicken oder, wenn es Das, aus schwer zu er»
rathenden Gründen, nicht möchte, lieber seine nutzlosen Truppen
verringern, um sich diese Ausgabe zu sparen und dafür größere
Rüstungen zur See machen. Dann wird es wenigstens auf einem
der beiden Elemente die Oberhand über den Erbfeind feinerMacht

und der europäischen Freiheit erlangen." Eine jetzt, da wir einen Präventivkrieg führen und auf der ganzen Erde als dieAngreifer verschrien werden, wider gewichtige Stelle aus Fritzens Schutz» schriftgegenOesterreichsAugust1756): „Gewißbeginnt der König die Feindseligkeiten. Da aber dieser Ausdruck oft mit ,Angriff, verwechselt wird und der wiener Hof stets geflissentlich daraufausgeht, Preußens Schritte zu verleumden, so ist es nöthig, den Sinn beiderWortezu unterscheiden. Unter,Angriff,verstehtmanjeden Akt, der dem Sinn eines Friedensvertrages zuwiderläuft. Ein Offensivbündniß, Feinde, die man einer anderen Macht erweckt und zum Kriege gegen sie drängt, Pläne zum Einmarsch in die Staaten eines anderen Fürsten und zuplötzlichem 1leberfall:Das sind Angriffe, obwohl nur das Letzte zu den Feindsäligkeiten gehört. Wer diesen Angriffen zuvorkommt, kann Feindsäligkeiten beginnen, ist aber nicht der Angreifer. Der König erklärt, daß die Freiheit des Deutschen Reiches nur mit Preußen zugleich be» graben werden soll. Er ruft den Himmel zum Zeugen dafür an, daß er alle geeigneten Mittel erschöpft hat, um seine Staaten und ganz Deutschland vor der Geißel des drohenden Krieges zu be» wahren, nun aber gezwungen ist, die Waffen zu ergreifen, um Oesterreichs Verschwörung gegen seine Besitzungen und seine Krone zu sprengen. Er entsagt seiner gewohntenMäßigung,weil sie aufhört, eine Tugend zu sein, wenn es gilt, seine Ehre und Unabhängigkeit, sein Vaterland und seine Krone zu vertheidigen."

Ein anderer Ton; des Satirikers. Russische Schiffe bedrohen Preußens Küste. England will Geld, aber kein Geschwader schicken. Aeugelt es immer noch, wie in den Tagen der Erbfolge» kriege, mit Oesterreich? Dem Gesandten Seiner Huldvollen Majestät läßtFntz,imIuli 1757, eine Satire überreichen,die andeutet, wie «Oesterreichs Gesandter in London 1763 Substdien von England erlangen könnte". »Wenn er die Geister durch schöne Reden lange genug bearbeitet und die frühere Verblendung seines Hofes beklagt hat, wird er den englischen Ministern geschickt einblasen, daß man sich in Wien über nichts größere Vor» würfe mache als über dieAbtretungOstendes an die Franzosen; denn in ihrem Besitz schade dieser Hafen dem englischen Handel sehr. Man wisse in London ja, daß der wiener Hof die Provinzen Flandern und Brabant stets als lästigen Besitz angesehen habe!

wenn er Ostende den Franzosen wieder abnehmen möchte, so ge»
schehe Das nur aus Rücksicht auf den englischen Handel, an dem
Wien das allergrößte Interesse nehme. Gerührt von diesem Inter»
esse und von der ehrlichen Reue der Königin von Ungarn bewil-
ligt ihr das britische Ministerium von 1763 ab jährlich eine Million
Pfund Sterling, um Ostende, Nieuport, Veuren, Dixmuiden und
Dünkirchen den Franzosen wieder zu entreißen; verspricht, das
Bergangeneals ungeschehenzubetrachten;und bezeugt, daß Eng»
land in Europa keine eifrigere, uneigennützigere und dankbarere
Bundesgenossin finden kann als die Königin vonUngarn.Oixi."
Aus den »Briefen an das Publikum": »Ich kenneIhre unersätt»
liche Gier nach Neuigkeiten und hege den Ehrgeiz, sie zu sättigen.
Die gewöhnlichen Ereignisse, wie Ihre Berichterstatter, die klei»
nen Gesandten, die Sie in Europa unterhalten, wöchentlich zwei-
mal erzählen, sind Ihnen langweilig geworden. Sie wollen etwas
Besonderes. Zittern Sie für die Ruhe Europas! Wir stehen vor
einem Ereigniß, welches das von unseren Vätern weislich ge»
schaffene Gleichgewicht der Mächte über den Haufen werfen kann.
Sollte es zum Krieg kommen, fo können die Stadt Aix, der König
von Fez und der Hospodar der Walachei ihr Bündniß durch den
Beitritt Chuli»Khans, des Gerechten, der seinen Oheim und seine
Brüder blenden ließ, und des jetzt regirenden Schahs von Per»
fien verstärken. Sollten Diesen aber die inneren Unruhen, die sein
schönesReich aufwühlen, allzu sehr in Anspruch nehmen, fo bleibt
ihnen immer noch das Bündniß mit dem Großmogul oder dem
Kaiser von Iapan, aus deren Ländern sie Kamele und wirkliche
Elephanten beziehen könnten. So vielen vereinten Mächten kann
der berliner Hof nicht widerstehen und wir dürfen hoffen, daß bald
der Glückstag kommen wird, wo er seinen Feinden unterliegt.
Welche Freude wird uns dieses sehnlich gewünschte Ereigniß be-
scheren! Soeben erfahren wir, daß der Botschafter von Fez die
Kolik bekommen hat und sich an der großen Zehe operiren lassen
will. Wie ein berühmterArzt versichert, kommt sein Uebel daher,
daß er sich im Schimpfen übernommen hat. Sein Wundarzt be»
hauptet, es fei eine Diplomatenkrankheit und der Gesandte habe
für angebracht gehalten, sich vom Hof zu entfernen."
Ueber dieMonarchen: »Fürsten, die, ehe sie Könige wurden,
schlichte Menschen waren, können sich der Gewöhnung an die Kost

derSchmeichelel entziehen. Die einLeben langHerren hießen, ha»
ben sich stets vomWeihrauch gesättigt wie die Götter und würden
an Entkräftung hinsterben, sollten sie einmal ohne Lob auskommen.
Schmeichelei, die sich anThatsächliches hält, ist die feinstevon allen;
da bedarfs eines feinen Unterscheidungvermögens, um das leise
aufgetragene Mehr loder Minder wahrzunehmen. Schmeichelei
dieser Art wird nicht einem KönigPoeten in die Laufgräben mit»
geben, damit sie von seiner Tapferkeit berichten; sie wird sich auch
hüten, Opernprologe, vonUeberschwänglichkeit strotzende, oder ab-
geschmackte Widmungen und kriecherische Episteln zu verfassen;
selbst einem wirklichen Helden wird sie nicht mit der Herzählung
seiner Großthaten indenOhrenliegen.DerWerth der Königreiche
hängt von den Männern ab, die regiren; erinnert Euch, daß Eng»
land unter Cromwell geachtet, unter Karl dem Zweiten verachtet
wurde. Der König muß verschwiegen sein, sich selbst beobachten,
der eigenen Affekte Herr werden, seine Absicht verdecken, seinen
Charakter verhüllen und nichts Anderes sehen lassen als eine ge»
messene, durch Rechtsgefühl gemilderte Entschlossenheit. Bünd»
nisse solltIhrnur mitDenen schließen, die genau die selbenInter»
essen mit Euch gemein haben. Hütet Euch aber, auf die Zahl und
dieTreue EurerBundesgenossen zu bauen. RechnetnuraufEuch
selbst: dann werdet Ihr Euch nie täuschen. Und sehet Eure Ver»
Kündeten und Verträge nur als Surrogate an. Meinen Nach»
folgern empfehle ich, in allen Verhandlungen höflich zu sein und
nie zu drohen, nie hochmüthige oder beleidigende Worte zu ge»
brauchen." Ueber den Feldherrn: »Von ihm, der ein Ehrenmann
und guter Staatsbürger sein muß, fordert man Verstellungskunst
und dabei doch den Anschein von Natürlichkeit, Sanftmuth und
Strenge, stetes Mißtrauen und unerschütterliche Ruhe. Er soll
seine Soldaten, aus Menschlichkeit, schonen und doch manchmal
verschwenderisch mit ihrem Leben umgehen, sollmit demKopf ar-
beiten und doch thatkräftig handeln,verschlossenund gründlich sein,
überAlles Bescheid wissen und die kleinen Einzelheiten, von denen
so oft Großes abhängt, nicht geringschätzen. Erist die Schildwache
seiner Armee; er muß sehen, hören, vorausschauen und allem Un»
heil, das ihr widerfahren könnte, vorbeugen. Immer muß er sich
fragen: ‚WelchePläne würde ich machen, wenn ich an desFein»
des Stelle wäre?' Hat er sich solche Pläne ausgedacht, dann muß

er die Mittel ersinnen, durch die sie zum Scheitern gebracht wer»
den können. Wollt Ihr die Liebe Eurer Soldaten erwerben, so
überanstrengt oder gefährdet sie nur, wenn sie selbst einsehen, daß
es nothwendig ist. SeidihrVaterund nicht ihr Henker. Die Haupt-
arbeit des Heerführers ist Arbeit am Grünen Tisch. Die genügt
aber nicht. Er muß auch befehlen, ausführen und stets mit eigenen
Augen sehen. Mit trägem Geist oder Körper werdet Ihr nie den
großen Feldherren gleichen, dieunsVorbildersind.Seid langsam
im Ueberlegen, aber rasch von Entschluß; ein schlechter, schnell aus»
geführter kann noch nützlicher sein als ein Zustand der Entschluß»
losigkeit. Und: bringet Euch nie muthwillig in Lebensgefahr."
Vom Stamm bricht Ieder die Frucht, nach der ihm der Gau»
men steht. Die hier gepflückte, gehäufelte muß jedes deutsche Herz
freuen. In großem Ereigniß ein starker Mensch, der auf der Kuppe
des Siegerglückes nüchtern bleibt, im Schimmer junger Macht
sich den Muth zu prunkloser Wahrhaftigkeit erhält, für Mit- und
Nachwelt sich nie putzt noch schminkt, niemals hübscher aussehen
will, als er ist. Nicht so dämonisch rasend und schwärmend wie
Kleist (dessen Dorfrichter er lachend verstehen, sogar, hätte dem
DichterFritz nicht dieHand des Talentes gefehlt, auf den Klump»
fuß stellen konnte) und dürrer als Bismarck (dem er das Versteck»
spiel mit Schleswig-Holstein, auch die listige Bescheidung in Ni»
kolsburg, doch nicht den Iunker Faust und die Durchlaucht Pro»
metheusvormachenmochte);aberBeidenverwandtund,als seines
Wollens Feldherr, Beiden um Schwerteslänge voraus. Der ist
just heute lesbar. Aber: auch keine Insel. Die Seele, die nur halb
bei dem Buch ist, lugt nach Vergleichsmöglichkeit. Hätte England
mehr aus Fritzens Karte gesetzt: Europas Stirn wäre heute nicht
so tief gefurcht. Schnell spinnt das Hirn weiter: Wie wird sie sein,
wenn Venus wieder in Konjunktur mit dem der Erde nahen Mond
ist? Wird dann jede Nation ihre Kinder unter einem Schirm ha»
den? Iede ein kleines Heer unter der Waffe halten, alle Mann»
schaft aber für den Wehrdienst vorbilden? In Ost und West der
Bündnißkitt zerhämmert, aus den Fugen gebröckelt sein? Und
werden die Größten, durch Nationaleinheit Stärksten einander
den Besitzstand verbürgen? Oder platzt die Firnißschicht völlig, die
Christenheit und Kultur vortäuschte, wüthets wölfisch fort und holt
Amerika die Kron kleinodien der Europäer übers Meer? Nur He»

lios verniags zu sagen, der alles Irdische bescheint. Regirerkunst
von 1760; vor Sieyes und Robespierre, Bonaparte und Stein.
Ohne Chor; über Völkern, die kaum erst zu flüstern wagen. Ihr
hebet die Achseln: Wie kinderleicht! Schlachlen, deren Schicksal
vom Eingriff einzelner Regimenter und Batterien bestimmt wird:
derenHauptgefild von einemHügel auszu übersehenist. Indexen
Getümmel der Feldherr, der König sprengt, seine Schaar in Hitze
zu spornen. Ihr lächelt. Heute! Ein Dutzend Millionen Gerüsteter;
mehr noch. Drei Erdtheile das Schlachtfeld; alle fünfRekrutirung»
statte. Eine Million Toter; eine Gefangener; zwei Millionen Ver»
wundeter. Und immer reiht sichs, überall noch, neu. IneinemBe»
zirk, einem, gebiert jeder Tag sieben frische Geschütze. Wie eine
erzschuppigeRiesenschlange wälzt Munition sich analle Fronten.
Auf dem Festland, in der Luft, auf und unter dem Wasser wird,
inLicht und Dunkel, gekämpft. Ganze Provinzen bersten in Trüm«
mer. Und die Feldherren sitzen, weit vom Schuß, zwischen Gene»
ralstabskarten und Meldungen, eigenen und dem Feind abge»
fangenen, am Hörrohr. «Verbinden Sie mal mit der Siebenten
Armee. Guten Morgen. Danke; leidlich. Links nachgeschüttet?
Dann klappts ja wohl. Eben gemeldet, daß dieLeute drübenzwei
Corps in das Gelände des aufgeriebenen nachwerfen wollen.
Bitte, für feurigen Empfang vorzusorgen; das dazuNöthige haben
Sie jetztjawieoer. Geben Sie mir mal das Centrum. - Wie fern ist
uns Leuthen! Kaum näher als Cannae, wo Hannibal in seine
fünfzigtausend Punier das an Zahl überlegene Römerheer ein»
keilte und wie Töpferkram in Scherben hieb. Ein gewaltigeres
Cannae hatten Phantasten uns für den Frühherbst geträumt. Die
ahnten nichts von dem Graus des neuen Großmachtkrieges, der
desFeindesVermögen abnützen, erst gegen den siechen den Haupt-
schlag führen will. Fritz: Uebermorgen sind wir Sieger oder Lei»
chcn. Stratege, Wehrverwalter, Anführer in Einem; dicht vor dem
Feind. Schon dem großen Moltke schien solche Dreieinheit ein
Bleibsel aus der Kindheit des Kriegswesens. Wenn ers durfte,
mied er das Schlachtfeld. Wollte nicht den Ertrag seiner Rech»
nung in Fleisch und Blut sehen; nicht durch die Vorstellung sol»
chen Gräuels den Entwurf des nächstenGrundrisses stören. Un»
geduldig ließ er die hageren Fingergelenke knacken, wenn er Roon
imGroßenHauptquartier erblickte und „Meinung" äußern hörte.

Die Wacht in Sümpfen.
Zwischen den Aufgaben des Generalstabshauptes und denen des Kriegsministers konnte ihm der Grenzstrich nicht dick genug fein. Wie Gewittersnachhall grollts aus dem Satz seiner Kriegsge» schichte: »DerGeneralstabschefgehörtinsFeld,derKriegsminister nach Berlin." Im Feld war er, das Instrument behutsam weit- sichtiger Politik, der Vollender des fritzischen Werkes. Das zer. fiel zwei Iahrzehnte nach des Wirkers Leib. Als die hundertste Wiederkehr des Friedrichtages gefeiert wurde, hatte Preußen sich feinem Ueberwinder, dem Franzosenkaiser, verbündet. »Die Freiheit des Deutschen Reiches kann nur mit Preußen zugleich begraben werden." Von unseres Denkens Spindel summt immer das selbe Lied. Und nirgends ist ein Kahn zu erspähen, der die Seele, wärs für Stunden, auf eine ummauerte Insel trägt.
Valona.
Den ersten Machtgewinn aus dem Krieg hat ein noch Neu» traler geheimst: Italien. Dessen Truppe wacht und gebietet in Valona. Das allerliebste Zettelspiel, das, um sie hinzubringen, die HerrenAlliotti und Essad,RomspfiffigeVertreterinAlbanien, ersonnen hatten,darfmanheute noch nicht durchleuchten. Piemont auf der Ostküste der Adria; in stiller Zeit wärs das Signal zu einem Kriege gewesen. Ietzt? «Wenn Europa wieder Ruhe hat, verständigt man sich rasch über Kleinkrämerei." Rasch; auf dem Grab einer Hoffnung. Feines Gehör vernahm wohl gar ein Auf- athmen. „Vielleichtersvarts uns für dieses böseIahr denKampf um Trient." Schon 1876 schrieb Andrassy an den Botschaftrath Freiherrn von Seiller nach Berlin, Italien harre ungeduldig des Tages, der ihm die Eroberung des Trentino gönnen werde, und sei bereit, die Mantelschleppe des Zaren zu tragen, der dieses TagesAnkunftbeschleunige. Das DeutscheReichwirdsich solchem Versuch nicht entgegenstemmen. «So lange Kaiser Wilhelm der Erste lebt, so lange Bismarck am Steuer steht, ist Preußen für irgendein Vorgehen gegen Rußland nicht zu haben." Erzherzog Albrecht diktirts dem getreuen Beck; und Kaunitzens Erbe am Ballhausplatz braucht sichs nicht alsDenkzettelüberdenSchreib» tisch zu kleben. Das Abkommen von Reichstadt sichert ihm Ruß- lands Zustimmung zu der Besetzung der zwei türkischen Nord- balkanprovinzen. Als Entgelt verspricht er Oesterreich-Ungarns

Neutralität für die Dauer des Russenkrieges gegen die Türkei.
Und geht mit Gortschakows Quittung dann nach Berlin; in die
Wilhelmstraße. An Albanien wird noch nicht ernstlich gedacht.
Als Salisbury, Englands Zweiter auf dem Berliner Kon»
greß,imEinverständnißmitDeutschlandundRußland,denOester»
reichern die Besetzung Bosniens und der Herzegowina (und da»
mit ein Hinterland für den dalmatischen Küstenstrich) angeboten
hatte, wurde Italien nervös und sein Erster Vertreter, Graf Corti
(»ein kleiner, häßlicher Mann, der wie ein Iapaner aussieht",
notirt Hohenlohe), kitzelte den GrafenAndrassy mit der stumpfen
Frage, vonwelchem Standpunkt aus diewienerRegirung an das
Werk derOkkupation gehen werde.Fastbarsch klang dieAntwort:
«Vom europäischen Standpunkt aus;mehr habeich nichtzu sagen
Corti schwieg; und hat den Türken angedeutet, jeder fühlbare Ver»
such,den österreichischen Vormarsch zu hindern, wäre als Kriegs»
fall betrachtet worden. Mit Englands Zustimmung. Trotzdem es
mit dem Sultan einDefensivbündniß geschlossen, als Ertrag Cy-
pern eingehandelt und damit, nach dreißig Iahren, einenTraum
seines Wortführers verwirklicht hatte.In seinem Roman, »Tan»
cred"hatteBenjaminD'Israeligesagt:»Englandbrauchteinneues
AbsatzgebietfürfeineBaumwolleunddarfnichtrasten,bisinIeru-
salem dasVolkTurbane aus Kaliko trägt. England soll nicht noch
einmal ohne Lohn für die Türken arbeiten. Wir müssen Cypern
nehmen. - Ietzt haters; heißt Earl ofBeaconsfield,ist.derals Iude
Geborene, Führer des Feudaladels und Premierminister, wird in
allen londoner Straßen bejubelt und von der Königin mit dem
blauenBande des Garterordens geschmückt. Salisbury sagte von
ihm, der große Redner habe noch nie eine Karte von Kleinasien ge-
sehen; das Mittelmeergeschäft aber hat der steife Earl in Berlin
klug und kühn geführtund den alten Gortschakow (den Peter Schu»
walow«eine absolute Null" nannte)schlau,außer in puncto Vatum,
übertölpelt. Den Türken ging es schlecht. Bismarck, schreibt Ka»
ratheodory,»glaubt nicht an die Zukunft des Osmanenreiches. Da
ihm alleHalbheitzuwiderist, würde er einen Alttürken eher achten
als einen Fezträger, der sich europäischer Civilisation anzuähneln
sucht. Was nicht für die Großmächte und ihr Verhältniß zu einan»
der Bedeutung hat, interessirt ihn nicht.Als die vom SultanBe»
vollmächtigten dem Plan, den Bulgaren Warna und den San!»

schak von Sofia zu geben, widersprechen wollen, warnt sie des
Präsidenten strenge Stimme, der Kongreßarbeit Hindernisse zu be»
reiten, die erimNothfall nicht nur mitWorten abwehren würde."
Und dieBriten waren nichtfreundlicher;warfendenMusulmanen
immer wieder blinde Verkennung des eigenen Nutzens vor. Frei»
lich leugnet Beaconsfield jede Absicht auf eine Theilung derTürkei
und tröstet das »alte Reich, das von dieserHohen Versammlung
gestützt werden soll", mit der Erinnerung, daß auch England einst
Provinzen verloren habe. Doch das schönste Wort schließt keine
Wunde. Den Balkanstaaten war der Kongreßsaal verriegelt; ihre
Vertreter wurden nur als Bittsteller gehört. Hellenenherrlichkeit,
gar dieGlorie derSymeon undStephanDuschan: Das steigt nie
wieder aus der Gruft. Darüber sind alle Großmächte einig. Das
Kleinzeug hat zu gehorchen. (Nur Albanien gehorcht nicht. Der
Kongrehbeschluß,der dem FürstenthumMontenegro Theile Alba-
nienszuspricht,kannnichtausgeführtwerden.GegenGriechenund
Montenegriner,bald auch gegen dieHohePforte steht derAlbaner»
bund auf, der, unter dem Bannerspruch: »Gott schuf die Natio-
nen vordenReligionen", Christen undMusulmanenvereint und
erst, nach zweijährigem Kampf, abrüstet, als dem Fürsten Nikola
Petrowitsch ein anderes Beutestück ausgewählt ist.) Denn auf
diesem Spiel steht viel Größeres. England will sich die Herrschaft
über die Wege nach Indien sichern, Rußland von den Euphrat»
quellen wegschieben, seine Mittelmeermacht kräftigen, die Erstar»
kung derSlawen hindern, Egypten erobern(unddafürdenFran»
zosenTunisgönnen;Karihago,sprichtSalisburyzuWaddington^
dürfen Sie nicht in der Hand der Barbaren lassen). Deutschland
will Oesterreich«Ungarn vor eine neue Aufgabe stellen, die den
Blick von dem Glanz alter Reichszeit füdostwärts wendet, will
sich selbst, seinerKulturund Wirtschaft, mit Oesterreichs Hilfe und
mit dem Nimbus des Kongreßgebieters und Weltrichters, den
Weg in den Orient bahnen, Italien, das gegen Frankreich zu
brauchen wäre, zur Erkenntniß seiner Einsamkeit und seines An»
schlußbedürfnisses bringen und, wie KarlAntonvonHohenzollern
an seinenSohnKarl nachBukarestschrieb,»RußlandundFrank»
reich isoliren, um die Hände frei zu haben". Als die Großen er»
langt haben,was zu erlangen war, darfIederfeuchtenAuges der
Rede Beaconsfields lauschen, die kündet, die Unabhängigkeit des

Sultans, der auch in Europa Souverain bleibt, sei des Welt»
friedens werthvollstes Pfand und allesMühens schönste Frucht.
Lange ists her; scheint noch länger. Den BukaresterFrieden
stiftet, im August 1913, der Entschluß großer und kleiner West-
mächte, den Slawen lieber als den Germanen den Vorrang in
Südosteuropa zu gewähren. Er schafft eine strategische Stellung
gegen Wien und Budapest; und birgt auch für Rom,in dem Ru-
mänien die Mutter ehrt, inbrünstigen Herzenswunsches Erfüll-
ung. Noch bleiben Hadrians und Konstantinopels Städte den
Osmanen. Die verlieren Albanien. Das aber wird (lachet nicht,
Zaungäste!) .selbständig". Damit sind Wien und Budapest zu-
frieden. Ihrer Adriazone dräut keine Gefahr. Slawen und Ita-
lern (»Montenegro zählt nicht") ist sie gleich sest verriegelt. Die-
ses Ergebniß wiegt alle Mühen und Aengste der londoner Bot-
schafterkonferenz auf. Das Stichwort fällt für Majestät Wied.
Ein von Rußland unmittelbar, ohne Zwischendeckfirma, be-
herrschtes Konstantinopelwäre für Oesterreich-Ungarn leichter er-
träglichals dasValona, in demItalien dieUebermacht hat.Das
lehrt der Blick auf die Karte, der die Kilometerweite zwischen
Otranto und Valona ermißt; lehrt in dicken Ballen die italo-fran»
zöfische Literatur über die^Itra SponZa und, als dünnsterAuszug
aller tötlich feinen Kräfte, das Wort des Herrn De Marinis:
„Wer Valona hat, ist Herr im Adriatischen Meer." Ein Wort,
das aus Irrthum kommt, doch in Klarheit weist. Denn: Herr ist
nur, wer außer einer ansehnlichen Flotte Valona und Otranto oder
Brindisi hat, also das Meer nach Willkür sperren, in übler Laune
den Stiefelabsatz in die Balkanflanke drücken kann. „Von der
Otrantostraße und vomAegaeischenMeer muß die Erneuung der
tratellan-Alatma ausgehen", sagt Herr Charles Loiseau; und: »Die
Adria ist ein zu enges Feld, als daß es dem politischen und dem
wirtschaftlichen Lebensdrang zweier Großmächte ausreichenden
Raum gewähren könnte." Das Buch, das diese Sätze enthält, neckt
unsmitdem Titel: „I^,equilibre agriatique." Das adriatische Gleich-
gewicht, für das eine ganzeDonnerlegion unter Prinetti,Guiccar»
dini,SanGiuliano undanderenIllustren,zunächstnurmitZunge
undFeder,gekämpfthat,sollte erst gesichertsein,wennItalien beide
Ufer inzärtlicher Umschlingung hält und Oesterreich-Ungarn sich in
dasVerhängnißergebenhat,indemNordsäckchen steckenzubleiben.

DerVertrag vomIahr1897? Dessen Ursprung und Zweck ist
nicht schwer zu erklären. Kaiser FranzIofeph war inPetersburg
gewesen und zwei Drittel von Europa glaubten an einen austro-
russischenVertragüber dieTheilung d eseuropäischenTürkenerbes.
(Erst das I.ivre jsune Nr. 20 von 1902 hat, meines Wissens als
erste beglaubigte Darstellung, durch den Bericht des Marquis
deReverseauxanDelcassedenAusspruch desGrafen Goluchowski
über den Kreis der Ungarischen Delegation hinaus bekannt ge»
macht: in Petersburg sei Geschriebenes weder erbeten noch ge-
geben, sondern nur mündlich vereinbart worden, daß beide Re»
girungen, wenn es nöthig werde, durch eine gemeinsame Handlung
dem Balkan Frieden aufzwingen werden. Wie lange schmolz der
Schnee dieses Iahres!) Italien kam aus dem abessinischenKrampf.
HanotauxundVisconti-VenostahattenItalienstunesischeWund-
fläche zu überpflastern versucht. Die Irredenta fluchte laut dem
Dreibund, der das Königreich hindere, seinen Rechtsanspruch auf
Albanien durchzufechten. Und am vierundzwanzigsten Oktober
1896 hatte König Victor Emanuel sich der Tochter des Fürsten
Nikola vonMontenegro vermählt; der König des Staates,der von
Egypten und Tunesien ausgeschlossen war, demEngland,noch lan-
ge, Tripolitanien nicht gönnen zu wollen schien und den die Hasser
des aItenDreibundes aufValona als den Ersatz fürBiserta hin»
wiesen: der höchste Vertreter des Volkes, das sein nicht nur von
Anatole France empfundenes „ genie cle la ^ uxtapo8ition" auch ein»
mal im Dickicht zwischen Bündnißpflicht und Verwandtengefühl
bewähren konnte. Mißtrauische Unruhe auf beiden Seiten der
Adria; auf beiden auch (Das dünkt mich die Hauptsache) noch die
Gewißheit, daß nach dem Ableben des lieben alten Gevatters Sta»
tusquo, dieses Spätlings aus Metternichs vieux-marcKeur-Zeit,
Oesterreich-Ungarn in der Westbalkansphäre die unangefochtene,
unanfechtbareVormachtstellung erhalten und imGolf von Salo-
niki die Wacht am Wardar und an der Römerstraße Dyrrhachion»
Byzantion (oder Dratsch-Zarigrad) übernehmen werde. Zwei
Stimmung» und Meinungströme konnten in den Entschluß mün-
den, Albaniens Zukunft an den umblitzten Flaggenschaft austro»
italischen Einvernehmens zu hängen. Das war einmal.
Heute sieht das terrestrische und ozeanische Bild anders aus.
Italien hat früher, als beim Abschluß des Geheimvertrages (Del-

casse-Prinetti; Lord Lansdowne hat ihn bald danach huldvoll be-
stätigt) zu ahnen war, aus den Tümpeln des der Triple-Entente
so paktolisch einträglichen Marokkohaders Tripolitanien und die
Kyrenaika gefischt, ist im mediterranischen Ostbecken Großmacht,
langt von Genua bis ins Syrtenmeer, von Venedig bis in die
Barka.Und Oesterreich-Ungarn? Hatteden SandschakNowibazar
aufgegeben (die Franzosen sagen: weil Lexa vonAehrenthal den
Italo.Albanesen und Petrowitsch» Italern ein greifbares Pfand
aufrichtiger Freundschaft bescheren wollte) und blieb von allen
nicht besiegten Balkanmächten, da auch Rumänien sich rundete, die
einzige, der aus dem Kriegssemester kein Land zuwuchs.
„Wer den Weg nach Saloniki beherrscht, hat die Erste Hypo«
thek auf Albanien. Wer Valona hat, herrscht im Adriatischen
Meer." Die zweiSätze ergänzen einander; und hatten dieAnrainer
derAdria, Italien und Oesterreich, in dasGelöbniß keuscher Ent»
haltsamkeit getrieben. Damit nicht Einer schwelge, sollten Beide
darben. Doch der Hunger drängte immer wieder an die volle
Schüssel. Italien will, ohne Absicht auf Eroberung, »sein Recht
wahren". Valona hat den Venezianern gehört, die es 1690 den
Türken räumen mußten. Und dieAdria ist «das italischeMeer".
Dann, antwortet Oesterreich-Ungarn, wäre aller Aufwand für
Trieft undFiume verthan.Die könnten meinem von Eurer Will»
kür zugeschnürten Sack nicht athmen. Brindisi Euer Dover, Va»
lona Euer Calais? Und von dort ein Eisenstrang, über Monastir,
bis in des Orients Tiefe? Unmöglich: mehr als je, seit unsere
Selbstlosigkeit auf die Straße nach Saloniki verzichtet hat. Nun,
kaum drei Monate nach dem Tod San Giulianos, der in den
Briefen aus Albanien die Stützkraft Valonas und dessenunüber»
schätzbaren Werth fürItalien so lautgerühmthat,wehtPiemonts
Flagge am Westbalkanufer. »DieAnarchie war inAlbanien, seit
der arme Mbret abzog, allzu wüst geworden." Deshalb wurde
zuerst die dem Hafen vorgelagerte Insel Saseno, dann Valona
selbst besetzt. Da kann eine starke Kriegsflotte nisten, der Oester»
rcich»Ungarns den Ausgang verrammeln und das Meer zum
Becken machen. Daran wird, »natürlich",nicht gedacht. Eine Po«
lizeimaßregel ists, nicht eine politische. Wenn die Ordnung her»
gestellt ist, fährt Admiral Patris die Bersaglieri heim. Nur dürft
Ihr nicht dieGeduld verlieren;nicht glauben, aus Albanien solle,

wie vor sechs Iahren gegen die Türkei, jetzt der erste Stoß gegen Habsburgs aufgespartes Baikanimperium kommen.
^rticles äe?ariß,
«Wir werden ermahnt, aus allen Märkten, von denen unsere Feinde vertrieben worden sind, uns ihreKunden zu werben.Ein schönerTraum. Zunächst aber müssen wir denMuth zu demGe» ständniß haben, daß uns die Gefahr droht, unsere eigene Kund« schaft zu verlieren,und daß deshalb zur Erörterung derMöglich« keit, die Kundschaft derFeinde für uns zu gewinnen, die Stunde schlecht gewählt ist. Droht uns wirklich solche Gefahr? Ia; um es zu erkennen, braucht man nurAuge und Ohr zu öffnen. Eine der größten Firmen kaufte Nadeln, Garn und Filz in Frankreich. Da unsere Fabrikanten nicht mehr liefern konnten, mußte sie über den Kanal gehen. Drüben forderte man einen dreijährigen Vertrag. DieserKunde kann unsererIndustriealsofrühstensnachdreiIah- reu zurückkehren. Eine Papierfabrik hatte im Juli versucht, der fremden Konkurrenz eine monatliche Lieferung von zwanzigtau» fend Kilos einer besonderen Papiersorte wegzunehmen. Die Her- stellung ging gut vorwärts, bis die Mobilmachung sie unterbrach. Der Kunde rief überall laut nach Papiermaschinen; fand aber keine. Aus ähnlichen Gründen mußte eine der stärksten Mecha» nikerfirmen auf eineLieferung vonungewöhnlichemUmfang ver- zichten. Natürlich braucht das Heer jetztMänner.Frankreich über Alles! Und wir sind, vom Geringsten bis zum Höchsten, zu jedem Opfer fest entschlossen. Um aber die Wiederaufnahme der Ge» schäfte zu erleichtern, könnte man einen Theil der älteren Chefs, der wichtigstenAngestelltenundArbeiter auf ihrenPosten lassen. An derFrontwerden sie nichtgebraucht: imGeschäftsleben könnten sie, wenn auch nicht neue Märkte erobern, doch zu ungeschmäler» terErhaltung unserer altenKundschaft mitwirken." (Herr Laurent Michaud, Präsident des Verbandes französischerKaufleute und Industriellen.) In solcher Männernoth sind wir nicht. Auf den Straßen unserer Städte wimmelts von junger Mannheit. Das Hauptgebiet der französischen Großindustrie istseitfünfMonaten im Besitz des deutschen Heeres und die Handelshäuser können nicht liefern,weil ihnendiezuArbeit undAufsicht nöthigen Men- schen fehlen. Wie lange kann Frankreich diesen Zustand ertragen?

»Kein Hellsichtiger bezweifelt heute noch, daß wir und unsere Ver»
bündeten der großen Sache des Rechtes und der Menschlichkeit
dienen. Vielfach wurde der Legende geglaubt, Demagogie und
Anarchie treibe unsereRepublikindenAbgrund.IetztmußIeder
fühlen, daß die wesentlichen Eigenschaften unsererRasse nicht ge-
schwächt sind und daß Frankreichs Thatkraft unangetastet blieb.
DieBedrohung unseres Vaterlandes hat allen Haders Flammen
ausgelöscht, allen Haß erstickt. Alle wissen, daß freie Bürger nur
in einem freien Frankreich leben können. Wer das Vaterland
schützt, vertheidigt jeden Herd und jedes Gewissen. Der Demo»
kratie, die unseres Volkes politische Erziehung vollendet und ihm
den Sinn für die freiwillig zu erfüllende Pflicht geschärft hat, wer-
den wir einen großen Theil des Sieges zu danken haben." (l.e
l'emps) »In Czernowitz gab derNamenstag des Zaren denAn»
laß zu großen Festen. In der Hauptkirche wurde das 1> Oeum
in rumänischer und in russischer Sprache gesungen. General We-
bel, der russische Oberbefehlshaber, gab im Palast des Statthal-
ters ein Prunkmahl, in dessen Verlauf das russische Herrscherhaus
und die Einung aller von Recht und Freiheit begeisterten Völker
vonRumänen und Russen gefeiert wurden. Rumänien wardurch
denTrägerderKonsulatsgeschäfte,HerrnGallin,vertreten,desstn
Tischrede eine großartige Huldigung fürRumäniensVolk,König
und Heer bewirkte. In Skoplje (Ueskueb) sind mehrereWagons
mit Geschenken amerikanischer an die serbischen Kinder einge«
rosfen, deren Väter im Feld stehen. Von Saloniki aus hatte die
griechische Regirung die Geschenke ohne Entgelt befördert und
die Hafenarbeiter hatten fürsEin» undAusladennichtdiekleinste
Vergütung angenommen.Auch vom amerikanischenRothenKreuz,
das schon fünf Missionen in Serbien hat (jede mit drei Chirur-
gen, sechs Pflegerinnen, Heilmitteln und Verbandzeug), sind wie-
der zwei Missionen angelangt. Der Dampfer ,Iason', der die Ge-
schenke der amerikanischen Kinder nach Europa gebracht hat, wird
einenTheil der Gegenstände aufnehmen, dieFrankreich, weil die
Vereinigten Staaten mit drängender Freundlichkeit darum ge-
beten haben, für die Panama» Pacific»Weltausstellungnach San
Franzisko schickt. Besonders gut und reichlich werden alle Be-
zirke französischer Kunst vertreten sein. Am Neujahrstag haben
die in Rom lebenden Rumänen Herrn Barrere, dem Botschafter

Frankreichs, in einer Glückwunschdepesche die Hoffnung ausge»
sprochen, daß Frankreich, Italien und Rumänien im beginnenden
Iahr den Triumph ihrer heiligen Sache erleben werden. Die De»
peschs schloß mit dem Satz: ,Rumäniens Herz wird immer da sein,
wo die ruhmreichen Fahnen Frankreichs und seiner Bundesge-
nossen wehen, zu denen unsere Mutter Italia gehört/Der ameri»
kanische Senat hat das Einwanderergesetz angenommen, aber
verlangt, daß des Lesens und Schreibens Unkundige ausge-
schlossen seien. Präsident Wilson war gegen diesen Zusatz. Die
Einwanderung belgischer Bauern hat der Senat gestattet, nach-
dem Herr Root, früher Staatssekretär, sie empfohlen und gesagt
hatte: ,Seit die Vereinigten Staaten leben, hat niemals eines
Volkes Schicksal das Mitgefühl derAmerikanerundihrenDrang,
zu helfen, so mächtig aufgerüttelt wie das Los Belgiens; und weil
sichs um ein Ereigniß handelt, wie die moderne Zeit noch keins
sah, um ein Volk, dem die staatliche Ordnung, der Heimathboden
genommen ist und dessen Millionen Menschen ohne Erwerbs«
Möglichkeit ins Exil gezogen stnd, deshalb muß unser Gesetz für
dieses Volk eine Ausnahme machen/ In Berlin hat jede Sehn-
sucht und jeder Wunsch nur ein Ziel: Frieden! Den glaubten Alle
ganz nah; und sie sind entsetzt, wenn man ihnen sagt, der Krieg
werde ein Iahr, vielleicht zwei Iahre dauern. Die Zeitungen ha-
ben sie mit günstigen Nachrichten so voll gepfropft, daß die Menge
drauf schwört, noch im Ianuar werde das Heer des Marschalls
von Hindenburg mit den Russen fertig sein, dann nach West ge-
hen und in vier Wochen Franzosen und Engländer völlig besie-
gen. Auch wurde Ungeheures von dem Eingriff der Türken er-
wartet; und noch mehr von einer Ueberraschung, die, wie man
leise, mit geheimnißvoller Miene, wisperte, zwischen Weihnacht
und Neujahr Ereigniß werden sollte. Marine und Luftschiffe, hieß
es, werden London beschießen: dann muß England sich auf Gnade
oder Ungnade ergeben." (I^e l'emps) „In der Nacht, da inTriest
die Beschießung aus französischen Schiffen gefürchtet wurde, ist
der Statthalter, find die Spitzen der bürgerlichen und militärischen
Behörden geflohen. Das hatte auf die Stadtbewohner einen tie-
fen Eindruck gemacht. Um ihn zu tilgen, ließ der Statthalter das
Gerücht verbreiten,es habesich um eine Probe gehandelt,die er-
weisen sollte, ob Garnison undBehörden inBereitschaft seien,im

Nothfall sich aus Trieft auf die ihnen angewiesenen Stellungen, auf den dieStadt umgebendenHügeln,zu retten."(OiornaIe Vitalis.) «Wir wissen, daß für uns und unsere Genossen das Iahr des Sieges sein wird. In Deutschland sind,im Volk und in der Heeresleitung, Zeichen der Unruhe sichtbar geworden. Daß man inBerlin diePreßfreiheit noch fester als bisher knebelnwill (was schwer ist), gehört zu den uns günstigen Symptomen. Da- mit aber derSiegwerde,muß man ihm die Möglichkeit des Seins sichern; damit er bald komme, muß man den nölhigen Preisauf» wand wagen. Der Heldenmuth der verbündeten Truppen und un- sere Ausdauer genügen nicht; unsere Wehrmacht muß an Zahl so stark sein, daß sie den Feind aus seiner Stellung jagen kann. Auf die entscheidende Wirksamkeit der Seesperre, die weder be» quem noch lückenlos ist, und aus die wirthschaftliche Erschöpfung des Feindes dürfen wir nicht allzu fest bauen. Wir brauchen den Deutschen an Zahl überlegene, mit Waffen und Munition reich» lich gerüstete Streitkräfte: sie erst werden den schrecklichen Krieg rasch enden, der Europa verwüstet und unsere Iugend hinmäht. Deshalb müht sich Deutschland so hitzig, den Eingriff Italiens und Rumäniens zu hindern, deren Streben offenbar ist. Noch mehr fürchtet es die Iapaner. Die Mitwirkung dieser drei Reiche würde ihm die letzte Hoffnung rauben, seinem Verhängniß zu ent» rinnen. Ohne Säumen müssenwir also das unterirdische Wühlen der deutschen Diplomatie vereiteln, deren Unfähigkeit und Ohn» macht, uns zum Heil, nicht mehr erwiesen zu werden braucht, und uns so schnell wie irgend möglich jeden Beistand sichern, der das Glück Europas und die Größe unseres Landes zu wahrenvermag. Wir haben nicht nur mit Räubern und Strauchdieben, sondern auch mit schlauen Hehlern zu thun. Die Vorsicht, die sie treibt, ihren Raub vor dem Rachezug unseres Heeres in Sicherheit zu bringen, verräth ihre Angst. Müssen wir nicht nach jedem Mittel greifen, um unser wundes, ausgeplündertes, von Trauer nnd Trümmern bedecktes Frankreich von der wilden Bande zu erlö- sen, die auf unserem gestern noch vom Licht der Freiheit bestrahl- ten Boden schlimmer haust, als das Gesindel in den dunkelsten Tagen der Erdverwüstung that?" (Senator Pichon im Petit)our. nsl,) »Gegen uns stehen nicht Krieger, fondern für Verbrechen ge» waltig bewaffneteMissethäter. In dieserHorde mögen auch echte,

anständig und menschlich suhlende Krieger sein. Die Masse ist un»
menschlich, blutdürstig und von den Führern zu wildem Gemetzel
erzogen worden. Kein vernünftiger Mensch auf der Erde zweifelt
noch an dem üblen Vorsatz und der Unwahrhaftigkeit des An»
g«ifers. Wer die Einzelheiten auch nur ein Bischen kennt und
die Akten des Verbrechens durchblättert hat, steht entsetzt vorden
Ersinnern solcher Gräuel. Die französische Anklageschrift, die nun
<ms Licht kommen soll, wird an die Zeit der Höhlenkämpfe erin-
nern. Kann ein in solcheBestialität erniedertesVolk einesTages
den Rückweg in den Sinn für Ehre, Anstand, Recht finden? Das
wäre höchstens nach einer der furchtbaren Ahndungen möglich,
die der Menschheit das Rechtsbewußtsein einätzen. Diese Ahn-
dung scheint das Iahr 1915 bringen zu wollen." (Akademiker
Capus im l^igaro.) „Deutschland überfällt unsere Provinzen;seine
Soldaten scheuen keins der Verbrechen, zu denen einfältige Roh-
heit von gelehrter aufgereizt werden kann. Frankreich antwortet
mit dem Beschluß, nicht zu ruhen, bis die Schandthat streng be-
straft ist. Darüber stauntDeutschland.Wenn nichtAlles nach sei-
nem Wunsch geht, fängt es zu stöhnen, zu greinen an, beschwört
dasWeltall, an dieReinheit des deutschenWollens zu glauben,
betheuert, daß es angegriffen worden ist, und muthet allen Län-
dern zu, unverdauliche Nattern herunterzuschlucken. Auf derPar-
lamentstribüne sagt Herr Viviani, was Deutschland den Frieden
nenne, sei ein System von Herausforderung und Drohung, was
es den Krieg nenne, ein System von Metzelei und Massenraub.
And wieder staunt Deutschland. Endlich aber muß es sich in die
Vorstellung gewöhnen, daß seine Gräuelthaten und Verbrechen
in unseren Herzen einen heiligen Haß gezeugt haben, der lange
währen wird. Das müssen wir hoffen. Nein: Das müssen wir schwö-
ren."(AkademikerDonnay im i^aro.) Wieder staunt Deutschland.
„Allgemeine Verblüffung! Nach dem ersten Kanonenschuß
ist Frankreich einig; von Calais bis nach Perpignan, von den
Noyalistenbiszu den röthestenSozialisten.Ich umarme dieSol-
daten, die Soldaten umarmen mich; die Polizei betrachtet mich
initzärtlicherRührung und meinAugelächelt,wie einesVerlieb-
ten, dem Zarenzu. Entartung? Sittenfäule?Gottlose Erziehung?
Blech! Zwei Millionen haarigerKerle wachsen aus derErdeund
schneiden Wilhelm, der gerade in Paris einziehen will, den Pfiff

von der Lippe. Und es regnet Bundesgenossen vomHimmel,als
wäre der Ewige Vater mit uns: Belgier, Serben, Engländer,
Russen,sogarIapaner!"(Herr Gustave Herve in 1^ Querre 8ociale.)
„In Dinant haben die Deutschen sechzehnhundert Menschen,
Männer, Frauen, Kinder, gemartert und geschlachtet. Vierund-
zwanzig Stunden nach dem gräßlichen Gemetzel röchelte ein furcht»
bar Verstümmelter noch und flehte um einen Trunk. Das hört ein
preußischer Offizier, der vorüber geht.,Trinken willstDu?Warte
mall,Er läßt seinenUrin in ein Glas laufen und zwingt den Ver»
wundeten, draus zu trinken. Dann zerschmettert er ihm mit einem
Revolvergeschoß den Schädel." (^ence ffournier.) „England hat
sechs neue Armeen fertig, deren jede drei Corps umfaßt. Doktor
Ariga, der juristische Beirath des Präsidenten Vuan-Schi-Kai,
sagt, Iapan sei bereit, eine Viertelmillion Soldaten nach Polen
oder Egypten zu schicken. Daß der Suezkanel unter britischem
Schutz bleibe, sei eine Lebensfrage für Iapan. Die Kriegskosten
werde es fürs Erste selbst tragen, aber nach dem Sieg Entschädi-
gungfordern. Deutschland hattehöchstensfürfünfunddreißig Wo-
chen Brot: und wir sind schon im sechsten Kriegsmonat. Warum
hat es sich nicht reichlicher mit Getreide versorgt? Weil es nicht
an Englands Eingriff in den Krieg glaubte, und überzeugt war,
Frankreich werde spätestens nach ein paar Wochen, vielleicht
schon nach ein paar Tagen, ohnmächtig sein. Alltäglich fechten
unfere bewundernswerthenKrieger, die lieben, herrlichen Kinder
unfererRasse, wie homerischeHelden um eineMauer, einenSchup-
pen, eine Scheune, einen Brunnen; und sie rasten nur für Minu-
ten, um einen gefallenenFreund zu beweinen oder einem geretteten
Kindchen zu lächeln. Langsam nur, Schrittvor Schritt, kommen sie
vorwärts: und werdens dennoch weit bringen. Die Verbündeten
siegenüberall; und trotzallen Niederlagen setzen dieDeutschenden
Kampf noch fort. Anderthalb Millionen ihrer Leute sind gefallen,
damit man nicht erzähle, daß der Kaiser besiegt worden ist. Und
doch ist ers: weil er, trotz ungeheuren Menschenopfern, nirgends
an das Ziel seiner Wünsche gelangte. Wir kämpfen. Was die
Deutschen thun, ist Bluff. Die Generalstabskarte lehrt uns, daß
der kleine Ort, wo, im September, der Barbarenhorde die Hoff-
nung auf weiterenVormarschvernichtetwurde,denNamenCam-
bronne führt. Das geht über alle Erfindungmöglichkeit hinaus."

<l.e ^stin.) «Frankreichs Triumph ist gewiß. Das Vaterland ist
uns nicht mehrIdee und Symbol, sondern ein lebendiges Wesen,
dessen Antlitz, mit den Zügen der Güte, des Heldenmuthes und
Glaubens, bald im Frühlingsglanz des Sieges erstrahlen wird.
Schon dieHerrschaft des Genius schien unerträglich. DiesesIahr
sollte die rohste Barbarei, von der je eine Welt unterjocht ward,
in Vorherrschaft führen; in diesem Iahr wird sie niedergerungen
werden. Am dreißigsten Iuli schrieb Sir Edward Grey an den
Englischen Botschafter nach Berlin: ,Wenn wir diese Krists über»
winden und Europa den Frieden erhalten, werde ich mich per-
sönlich für ein Abkommen einsetzen, dem Deutschland zustimmen
kann und das ihm die Bürgschaft dafür bieten wird, daß in Frank»
reich,Rußland, England,weder gemeinsam noch von einer dieser
Mächte, eine agressive oder feindliche Politik gegen das Deutsche
Reich getrieben werde., Ein Wort des Kaisers konnte damals die
Katastrophe abwenden. Er hat sie beschleunigt. Ietzt spricht seine
Wehmuth zu den Armeen: ,Die Lage ist ernst,. Gegen das von
Deutschland aus verbreitete Gerücht, Rußland könne sich in einen
Sonderfrieden entschließen, wendet sich in Rom der Botschafter
desZarenineinerschroffenErklärung.RußlandwerdeanFrieden
erst denken, wenn die Feinde gezwungen sind, seine und seiner Ver»
bündeten Bedingungen anzunehmen. Bonaparte schrieb einmal
an Murat, er bedenke immer voraus, was er in drei oder vier
Monaten thun müsse, und rechne dabei stets mit dem schlimmsten
Fall. Feldmarschall von Hindenburg hat bekanntlich Iahre lang
die EroberungPolens vorbedacht, scheint aber nie auf den schlimm -
stenFallgerechnetzuhaben.DerAnsturmderDeutschenundOester-
reicher,zuerst gegen die Flügel, dann gegen das Centrum des rus-
sischen Heeres, ist mißlungen; eben so die allgemeine Offensive ge-
gen Warschau. Wird Hindenburg, wie ein eigensinniger Spieler,
das Wagniß wiederholen? Im September saß der Kaiser mit
seinem Gefolge im luxemburgerHotelBrasseur beim Prunkmahl.
Ein Offizier brachte Herrn vonBethmann-Hollweg eineDepesche.
Der stand, nachdem er sie gelesen und dem Kaiser gegeben hatte,
auf, bat um Ruhe und sagtewörtlich: ,MeineHerren,Verdun ist,
mit hunderttausend Mann, gefallen!, Donnernde Bravorufe
empfingen die Kunde. Glückwünsche,Umarmungen folgten.Cham-
pagnerströme begossen den deutschen Riesensieg. Die ganze Nacht

hörten die Straßen der sonst so stillen Stadt die Dockes ihre ,Wacht
am Rhein, gröhlen. In einem Winkel des Saales hatten, hinter
verdeckenden Pfeilern, Luxemburger gespeist.Mit gesenkten Häup»
tern schlichen sie aus dem Saal. ,Wenns wirklich wahr wäre!,
Drei Tage danach erfuhren sie aus einem pariser Blatt von dem
Siegan derMarne." (I.ek'iMro.) «Um die Mitte des Maimonats
wird Deutschlands Vorrath an Roggen, Weizen, Gerste erschöpft
sein. Selbst wenn dieLandwirthe den furchtbar gefährlichen Ent-
schluß faßten, alles sonst für die Aussaat Verwandte für die Ernäh-
rung zu sparen, würden höchstens drei Wochen gewonnen. Und
dann?DannistDeutschlandgezwungen,denFriedenhinzunehmen,
den wirwollen. MathematikundPhysiologielassenkeinen Zweifel
an dieser Entwickelung. Wir brauchen nur zu warten und für die
Dauer der unbrechbaren Sperre zu sorgen." (Akademiker Char»
lesRichet.) »SeitfünfMonatenhatDeutschland fast alle Armee»
führer gewechselt." (Fast alle? Drei; vielleicht gar vier.) »Auch
der Generalstabschef und Generalissimus ist ein neuerMann.In
Frankreich sind alle Armeeführer auf ihrem Po stengeblieben und
vonTag zuTag hatHeer und Volk ihnen festervertrauen gelernt.
Mancher Gefangene wiederholt den Seufzer, den wir aus dem
Mund eines von ihnen hörten: ,Hätten wir doch einen Ioffre!,
IedesFranzosenherz blickt aus fester Zuversichtausdas Heer und
seineFührer." (Akademiker Hanotaux.) »Diesmal sind die deut-
schen Fehler nicht, wie 1870,unbemerkt geblieben,sondern schnell
und energisch von unserem Oberkommando ausgenutzt worden.
Wir dürfen, ohne Prahlerei, der GewißheitAusdruck geben, daß
einvollkommener,leuchtenderSieg bald die Mühen Derer krönen
wird, die, in Belgien, Frankreich, Polen, Serbien, heldenmüthig
für dasRechtunddieFreiheitfechten. Und diesen Sieg haben wir
der Tapferkeit unseres Heeres, demTalent und der Thatkraft seiner
Führer,aber auch den Fehlern des Feindes zu verdanken." (Ge-
neralZurlinden.) Den Sieg, der «bald "leuchten und krönen wird.
Nach demKriegsmann derDichter. »Ich habe keine anderen
Feinde als die meines Vaterlandes. Das ist nicht mehr in Ge-
fahr. Dank unseren Kriegern, die wir wieHelden ehren, wie Kin-
der lieben müssen. Freuet Euch, Tapfere! Noch ist nichtAlles ge-
than. Noch ist Gefahr zu bestehen und Sieg zu erfechten. Der
deutsche Koloß wankt: wir müssen ihn stürzen. Die furchtbare, in

vierzig Iahren trügerischen Friedens von den Barbaren geschaf»
fene Kampfmaschine müssen wir zerstören. Dieser Krieg ist nicht
nur von Heeren, ist auch von Völkern zu führen. Unser Volk muß
sich ihm ganz hingeben. Unser Muth und unsere Ausdauer ent»
scheiden über unser Schicksalund über das Schicksal der Welt. Mö-
gen alle Franzosen, in edlem Wetteifer,ihre Pflicht thun; und be-
denken, daß in unserer Lage die Pflicht keine Grenzen hat. Der Sieg
ist uns sicher." (HerrAnatole France an den Genossen Herve.)» Ich
habe volles Vertrauen auf den Enderfolg unser Waffen. Frank»
reich ist ent schlossen, bis in die Stunde des höchsten Triumphes für
die gemeinsameSache zukämpfen, und stolz darauf,n ebenEnglan d
und unseren Verbündeten zur Vertheidigung der Völkerfreiheit
und des Erbgutes sittlich fühlenderMenschheit berufen zu sein."
(PräsidentPoincarö an König Georg von England.) »Der Kathe»
dermilitarismus ist ein abscheuliches Ding. Vor dem Krieg hat er
uns mit mehrProvhetenbänden über den Krieg beschüttet, als er
seitdemGranatenverschoß.AlleInquisitoren unseres Landes(und
Gott weiß, daß wir deren genug haben) fühlen sich den Inquisitoren
der,Kultur' nah verwandt. Beider einzigerWunsch ist,dasHan»
delnausfreiemWillenunddiePersönlichkeitzuersticken.Deshalb
kam von unseren Ketzerrichtern keine Antwort auf das jämmerliche
ManifestderDreiundneunzig. In derHeimath Luthers, der allen
Köhlerglauben befehdete, sich blind zu dem Glauben des Heiligen
DeutschenReiches, des Gott-Staates, bekennen, mit magistralem
Nachdruckbestätigen,was man nichtsah und nichtweiß: Schmach
und Schande! ArmesReich! AufAlles wars vorbereitet, schrieb
mir einFreund,nur nicht aufden Zusammenbruch. DieDeutschen
können die Wirkung ihres Thuns niemals vorempfinden. Aus
derLuftwerfensieBombeninoffeneStädte;HartlepoolundScar»
borough haben sie von derSeeausbeschossen. Psychologie ist aber
mehrKunstalsWissenschaft;undalleBändeWundtslehrennicht
die Wirkung solchen Thuns ahnen. Mit Ihnen glaube ich, daß
dieser Krieg für die Civilisation geführt wird. AlleVölker müssen
sich wider den ,Staat ohne Volk' aufrichten und ihn bezwingen."
(Professor deUnamumo aus Salamanka anProfessor Chevalier
in Lyon.) Der Staat ohne Volk; und die verhungernden Hunnen?
Das Beste zuletzt. «Wenn die deutschen Instruktoren Hörer
fanden, vor denen ihre Eitelkeit paradiren, denen sie ihre Klug»

heit, Voraussicht, hohe Kultur erweisen wollten, sprachen sie im verächtlichsten Ton über das Türkenheer. Als, im Balkankrieg, die Kunde von den ersten Niederlagen der Türken kam, hielten deren würdige Lehrmeister in Konstantinopel auf offener Straße Franzosen an, um ihnen zusagen: ,Das haben wir erwartet. Ihre Infanterie ist miserabel; ihre Artillerie ist misehraabel; und Kavallerie haben sie überhaupt nicht., Als dieTürken nun aber den Islam in Brand bringen sollten, hörten ihre Offiziere andere Re» den aus dem Mund der Deutschen. Die Engländer haben nur ein Häuflein elender Söldner. Die Russen sind von den kleinen Iapanern geschlagen worden. Die Franzosen hat das unfromme Leben, die Ausschweifung und Zuchtloflgkeit so heruntergebracht, daß in ihnen von Kriegergeist kein Fünkchen mehr glimmt. Nur Deutsche und Türken sind echte Soldaten, fromm und der Obrigkeit gehorsam; deshalb ist Gott mit ihnen und sie werden siegen. WährendseinerOrientreise hatte der Kaiser selbst sich, in Palästina und am Libanon, in Musulmanentracht zur Schau gestellt. Lange hatte er, wie vom Gefühl tiefer Trauer ergriffen, vor Saladins Grab geweilt. Danach sich den Freund der dreihundert Millionen Mohammedaner genannt. Der Stadt Stambul hat er, wie ein Strenggläubiger,einenfürRitualwaschungenbrauchbarenBrun» nen geschenkt.Das schien noch nicht genug. Wie konnte der christliche Fürst, der Großmeister der DeutschenRitter,der,im weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz, dem Ordenskapitel vorzustehen pflegt, Musulmanen, den Enkeln der von diesen Rittern Gefäll» ten, Vertrauen und Sympathie einflößen? Man sagte ihnen, der Kaiser habe sich zum Iflam bekehrt, dürfe es aber, um die Em» pfindlichkeit seines Volkes zu schonen, nicht sagen. Das ist kein Märchen. Eine deutsche Zeitung hat das unglaubliche Schelmen» stück als wirklich erwiesen. Erst nach dem Ausbruch des Krieges zwischen Germanen und Europäern fiel der Schleier. Der Osmanische Lloyd, das offiziöse Blatt der Deutschen Botschaft in Konstantinopel, erzählte, in Damaskus weine Alles vor Freude über die Fülle deutscher Siege und in den Moscheen flehe die Menge Allah an, noch ferner Hadji Mohammed Giliun mit Siegerglück zu fegnen. Hadji ist der Gläubige, der die vom Ritus geforderte Pilgerfahrt unternommen hat, und Mohammed der mufli» mischste Name, der, den kein Christ je trug. (Zuali8 artitex! Doch

nicht alle Türken waren toll geworden;und zur Ausführung des
deutschen Planes bedurfte es eines Gemisches von Roheit und
Frechheit, neben dem selbst der Streich mit der Emser Depesche
ein Gretchengeschäker scheint." (l.e lempg.) Hadji Mohammed
Giliun; manchmal in Berlin. Bitte, stark zu klingeln.
Beständig.
»Nach fünfKriegsmonatenmuß man sagen,daßalleNationen
bisher viel gearbeitet, viel gelitten und wenig entschieden haben.
Doch dieser ungeheure Konflikt kann nichtohne Entscheidung blei»
ben.Allzu viele Vorbereitungen hat man getroffen, allzu viel Zorn
hat sich gehäuft und allzu viel Blut ist bisher vergossen worden,
als daß die Sachen von selbst zu Boden fallen könnten und nicht
durch den glatten Schnitt des Schwertes.Wir glauben nicht, daß
wir bereits die höchste Anstrengung der den Krieg führenden Na-
tionen erreicht haben. Wir glauben, daß vielleicht im Frühjahr
Das, was man bisher erkämpft und gelitten hat, eine geringfügige
Sache im Vergleich mit dem dann Werdenden scheinen wird. Viele
Millionen von Menschen werden noch aufs Schlachtfeld mar«
schiren,um die endgiltige Entscheidung herbeizurufen und zu be»
schleunigen. Deutschland muß schon seit einigerZeit den Mangel
seinerTaktik gefühlt und begriffen haben, daß es rasch aus dieser
Lage,aus halbenSiegenherauskommen mußte, dieesseinerAus»
hungerung näher bringenund denGegnern'neuenMuth machen.
Es hat die erste Partie nicht zu gewinnen vermocht. Deshalb be-
reitet es sich aus eine zweite, noch größere Kraftanstrengung vor, um
den Sieg zu erringen. Alles, was dteNationen aus ihrem Schoß an
Menschen, Waffen und Rüstungen aufbringen konnten, wurde
schon aufgebracht: und bildete die Heere, die noch nach fünf Mona»
ten kämpfen. Aber dieses erste, üppige, kräftige Aufgebot, das für
denwahrscheinlichen Kriegerzogen undausgebildetwar(undeine
verrückte Uebertreibung und verrückte Verschwendung an Men-
schen und Geld schien) wird bald aufgezehrt fein. In den Schützen-
gräben dürften nur noch wenige von den Soldaten sein, die am
erstenAugustin den Kampfmarschirten. Ein anderesAufgebotvon
Männern muß denPosten der alten einnehmen. Was nun dieses
neue Aufgebot anbelangt, das von den Nationen von dem Tage

an vorbereitet wurde, an dem sich die Ausdehnung des Konflikte?
in unvorhergesehener Weise Allen enthüllte, so ist nach der Ansicht
der Fachleute und Laien Deutschland günstiger gestellt als die
Gegner. Frankreich und England haben gethan und thun Alles,
was sie können, um das Ziel zu erreichen; aber sie haben nicht in
Friedenszeiten dieOrgane geschaffen, die fähig wären, um die Er»
satztheile derVerluste zu konstruiren. Wahrscheinlich wird es also,
Deutschland glücken, noch einmal mehr neues Blut in seine Heere
einzuführen, als die Gegner vermögen; und es wird sich nicht die
Gelegenheit entgehen lassen, sofort die neuenErsatztheile zu ver»
wenden. So werden wirgegen das Frühjahr(daja auch in Deutsch-
land eine gewisse Zeit für die Einstellung und Ausbildung der
Truppen vergehen muß) wohl einen enlschlossenerenVersuch dieser
Macht sehen, dieGegnerzuzerschmettern,undeinennochwilderen
Kampf der anderen,um diesemDruck zu widerstehen. DieserVer-
such wird derHöhepunkt sein. WennDeutschlandseineNolhwen»
digkeit klar begriffen hat, wird es dabei alleMenschen, die es zur
Verfügung hat, verwenden: alle, die jüngsten und die alten, dienoch
tauglichen und die weniger tauglichen, alle, die die Pflicht fühlen,
dasVaterland imAugenblicke der höchstenGefahr zu vertheidigen.
Wenn es nach dieser Anstrengung nicht den Sieg errungen hat,
muß es erschöpft zu Boden fallen: es würde falsch handeln, wenn
es noch eineReserve aufsparen wollte,umeinUnglückwiedergut-
zumachen. Zur selbenZeit werden die gegenDeutschlandunddas
mit ihm ausgezogene Oesterreich verbündeten Nationen mit aller
konzentrirten Kraft zuerst versuchen müssen, die furchtbare Offen-
sive zubrechen,und dann,felbstzuOffensiveüberzugehen.Und der
Konflikt wird deshalb schrecklicher als in seinem Beginn wüthen,
weil dieHeerführer,von derErfahrung belehrt, nun erst ganz be»
griffen haben werden, was im Krieg die verlorene Gelegenheit be»
deutet."(Herr Angelo Gatti im Cornere 6eIIa 8era,) Nach wirrem
Gelall einesNüchternenStimme.Eines,dersichhemmendemVor-
urtheil entketten möchte; aber Deutschland und dessen Kraftquellen
kaum kennt noch gar zu ahnen vermag,in welcherNoth(nicht des
Leibes, nicht der Seele) deutsche Krieger Wochen lang kämpften
und gegen heftigen Drang ihren Stand hielten. Wenn ers, eines
Tages, erfährt, wird er staunend die Leistung rühmen; und mit

demNeutralen der redliche Feind. Das ist vorbei; noch abernicht
Muße, des Krieges Geschichte zu schreiben. (Frankreich kündet
freilich ein halbes Schock an und eine ttiswire Illustres, vonHano»
taux, dem Exminister und Richelieubiographen, wird schon „ge-
liefert".) Bei uns auch keine Lustzu Prognosen. Will derFranzos
die übleMeinung erhärten, die höhnt, er bleibe mit weißem haar
und verrunzelter Haut noch ein Kind? Entartet, in Unzucht ver-
ludert, feig ist er nicht; hat der verve, dem Brio, das den schwam»
mig gewordenen Korsen immer wieder entzückte, die Nordmanns»
tugend wankloser Ausdauer gesellt; und Eitelkeit hat in ihm nicht
tiefer gefressen als in Kühlen, deren Puls nicht von Keltenblut
flackert.AufdiePlakatlettern,dieuns,alltäglich,mindestens„Fort-
schritte in Ost und Westmeist aber»große Erfolge" oder«schwere
Verluste des Feinde "melden, verzichtet er und will überdem Be-
richt des HeiligenIoffre nur lesen: »(Kommuniques ofkiciels," Zur
Nachahmung ehrerbietig empfohlen. Was aber soll das wüthige
Schnauben, aberwitzige Schmähen, die Unheilsweissagung und
Todankündung? Kindisches Zeug. Auch Herr Gatti liebtuns nicht.
Sieht aber,was ist. NichtAlles;doch dasWichtigste: Mannheit.
Ganze Gräuelregister strecken fuchtelnde Hände uns hin. Aus
Belgien, aus Frankreich. Priesterhäufer ausgeschlachtet. Sanfte
Pfarrer zwischen galopirenden Pferden zerstückt. Ruhige Bürger
lebend zerrissen. Geschändete, dann zerfetzte Iungfrauen. Säug-
linge auf Bayonnettes gespießt. Taufend «Fälle"; mit Ort, Da-
tum, Zeugen; von Honoratioren und Kommissionen beglaubigt.
Uns, dennoch, nicht. Nein. Wir kennen diese Menschheit. Im ele»
phantengrauenTuch ist sie verthiert? ImLazaret,auf der Straße,
mit umwickeltem Kopf oder Arm, am Stock, auf Krücken, sahen
wir sie gestern wieder. Artige, für freundliche Ansprache schon dank-
bare Leute. Die sollen Aergeres gethan haben, als, leider, vom
Kriegszweck geheiligt wird? Der Totfünden schuldig fein, von
denen die Apokalypfe noch schwiege? Ich kanns nicht glauben;
als schmähliche Ausnahme, nie als Norm. Gut, daß die Heeres-
leitung endlich strenge Prüfung befiehlt und Verleumdung ab-
wehrt. Auch die Mären von ausgestochenen Augen (belgische
Männer und Mädchen solltens gethan haben) sind bis heutenicht
unzweideutig bestätigt worden. Lasset getrost doch Kommissionen

herein; aus allen neutralen Ländern. Auch in Gefangenenlager. Ist irgendwo Etwas faulig: schneidets, brennt es heraus. Was Fremde in Deutschland sehen, kann uns nur nützen; und um die Wahrung der Militärgeheimnisse braucht uns nichtbang zusein. Nur: schließet drüben die Listen derMassenmörder undRäuber! Der gemeine Schwatz wird Euch eher zu Schande als uns. Die Zahl der inAnstandspflichtEingewöhnten ist heute in allenLän» dern des Westens ungefähr gleich. Und mit Schimpfrede und Hordenvehme ist das Deutsche Reich nicht zu zerstören. Un- nöthig? Seit fünf Monaten überall geschlagen und nun vom Hungertod umdroht? Um so bequemer könnt Ihr den Unter« gang abwarten. Still! Müßt Ihr durch alle Gassen tuten, johlen, kreischen: «Uns ist der Sieg geworden"? Eure Krieger, die im Schlamm ausharren,würden vor so häßlicher Kinderei erröthen. Und wozu das Gestöber, Geschnüffel in jedem Zufallswortklümp» chen,das aus Deutschland kommt? »Der Kaiser erkennt den Ernst der Lage." Hat ihn gewiß nie verkannt. »DerKronprinz mahnt zu Ausdauer." Soll er den frechsten Hahn überkrähen?„Die Gene» rale reden nicht mehr von Zerschmetterung." Bereiten sie aber viel- leicht. ,,UeberallistderMuthgesunken."VonschwankerWahnes» leiter Manchem in des Herzens festesten Schrein. Keinem in die Hose.Ists nicht läppisch, daß alte Offiziere, Künstler, Gelehrte, Ex- minister gar auf dem Markt den Triumph belecken, beblöken, wäh- rend derFeind, dem er entrungen sein soll, unerschüttertaufFrank- reichs kostbarstem, um zwölf Milliarden nicht käuflichen Boden gebietet? Schlagt ihn, jagt ihn ins Meer, in den Rhein, pfercht ihn in Nahrungnoth: er wird anständig sterben; aufrecht, mit sauberer Waffe. Nur: verleidet ihm mit dem Gegeifer nicht völlig das Land, dessen Genius er gern geehrt hat. Wir wissen nicht, ob wir siegen, doch, daß wir nicht in Unwürde enden werden. Wir speichern die Zuversicht und den Nährstoff für noch langen Kampf. Ietzt Distel und Dorn, übers Iahr wieder Korn. Sind leiser als im ersten Braus; nicht feiger; nie einzuschüchtern. In Andacht noch fröhlich. Und horchen aufFritzens deutsche Predigt: »Rech» net nur auf Euch selbst; dann werdet Ihr Euch nie täuschen."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck »on Paß « Sarleb S. m. b. tz. in Berlin.

Südfranzosen.
^^8m dreiundzwanzigsten Juli 1914 reiste ich durch Pontarlier
GW nach der Schweiz und erfuhr dort von dem durch seine
kulinarischen Künste bedeutenden Bahnhofswirth, daß, ein mir
bekannter hoher französischer Beamter mit seiner Gattin vor drei
Tagen von seinem Sommersitz plötzlich nach Paris abgereist sei.
„Warum?" „Geschäfte!" Ich bedauerte den Armen, aber ich
vertiefte mich in Gedanken weiter in meine frühsienesischen
Maler, in den Kreis um Simone Martini, ohne zu ahnen, daß mir
der Name dieses Künstlers später zur Lebensgefahr werden sollte.
In Dijon gedachte ich der Kriegsthaten meines Vaters. Hier
interessirte nicht nur die prachtvolle Gemäldesammlung, sondern
eben so das Schlachtfeld, wo die Einundsechziger gekämpft hatten.
Am fünfundzwanzigsten Iuliabend fuhr ich nach der Fabrik, die
der Sohn Garibaldis vertheidigt und vor der mein Vater sich
das Kreuz verdient hatte. Ein prahlerischer Denkstein stand an
der Chaussee; vorsichtig war vermerkt, daß, die Fahne der Einund«
sechziger in das Machtgebiet („le pouvoir") der Franzosen ge-
fallen sei, auf Deutsch, daß sie diese Fahne unter einem Haufen
Von Leichen gefunden hatten. Ich sah über dieses schöne Land,
sah die endlose Kasernenreihe an der Landstraße (R.ue Oäribaläi)
und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß ein französischer Offizier
,auf mich zu galopirte, wohl, um mir Etwas zu sagen. Im
letzten Augenblick zügelte er aber das Pferd, ritt um mich herum
und sprengte dann nach der Kaserne zurück. Bedeutung legte
ich diesem Vorfall nicht bei. Am Abend erreichte ich Paris,
sprach längere Zeit mit ein paar liebenswürdigen französischen

Gelehrten, hatte die üblichen Schwierigkeiten in der Bibliotheque Nationale und wurde Zeuge einer großen Massendemonstration auf dem Boulevard des Capucines. Auf der rechten Seite der Straße gingen im Gänsemarsch Tausende von Menschen, die im Takt schrien: „Vive l,armöe!" Auf der linken Seite brüllten Tausende, „^. das I,arm6e!" Darunter waren viele Soldaten in Uniform. Das Ganze: Paris, das kindische Paris, das nichts zu thun hat mit der feinen Gelehrtenwelt, in die ich am Tag. zuvor, im Schloß von Versailles, geblickt hatte.

Man hörte Worte wie „Krieg" und „Mobilisation". Seit Iahren hörte man sie. Die Frau meines französischen Beamten, den ich in diesem Jahr nicht aufsuchen konnte, hatte mir 1913, in ihrem reizenden pariser Salon (natürlich Louis XVI.) geschildert, wie furchtbar Deutschland zermürbt werbe, hatte mitvon der Thätigkeit ihres Mannes in Petersburg erzählt und, mir Endlich ihre Protektion für den Fall der Besetzung von Berlin zugesagt. Jeder ihrer spätexen Briefe schloß,: „In zwei Monaten haben wir den Krieg." Ich kannte dieses Kriegsgeschrei. Meine wissenschaftliche Arbeit war mir wichtiger. Ich verließ, nach der Erledigung des Nöthigsten das ungemüthliche Paris und kam am sechsundzwanzigsten Juli abends in Avignon an.

Provence. Das Land meiner Träume. Ein altes deutsches Land. In der Kirche Saint-Trophime in Arles wurde der Roth« bart gekrönt; sein Wappen ist dort in Stein gehauen. Noch heute rufen die Rhonefischer einander zu: „^,1 empeire!" und „^,1 regime!", jei nachdem sie nach der Reichsseite oder nach der Königsseite ausweichen wollen. Das Land ist Glanz und Farbe; es ist griechischer als Griechenland; römischer als Rom. Die folgende Nacht schlief ich im Schutze der Mauern des Papst« Palastes, in einem Bett, in dem Napoleon übernachtet hatte, und der weite Sternenhimmel des Südens lugte durch die Fenster.

Die Besuche bei den gelehrten Freunden waren rasch erledigt. Das Wort „1s Zuerre" summte nur wie eine ferne Fliege durch das Zimmer. Sonst sprachen wir von Päpsten, von Fresken, von Restaurirungarbeiten. Am nächsten Nachmittag, arbeitete ich in den Palästen und am Achtundzwanzigsten früh kehrte ich ahnunglos an die Stätte meiner Arbeit zurück. Da, versagte mir ein Wächter den Eintritt. „Warum?" „Es ist Ihnen nicht erlaubt." Ich erhielt einen pfiffigen Proven?alen« blick. Der Wächter zog an seiner wehenden Krawatte.

Ich ging zuin! Maire. Der war nicht zu sprechen. Die Arbeit in den Palästen sei mir jedoch verboten.

Als ich zu einem befreundeten Forscher gehen wollte und
die 6« I,KorloZc überschritt, legte inir ein groszer Herr
mit einem weißen Knebelbart die Hand auf die Schulter. „Ritte,
Sie sind verhaftet." „Danke sehr; wollen Sie mich umsonst ver-
pflegen?" „Kommen Sie!"
Wir gingen über den Platz in die Maine, wo man mich in
ein großes, leidlich möblirtes Zimmer brachte. Vor einem schönen
Kamin mit Plastiken aus der Schule von Pigalle standen ein
Tisch und zwei dünne, französische tzolzstühle. Der Beamte, der
mich verhaftet hatte, zog sich zurück. Ein zweiter Herr, in Civil,
mit dem bekannten Bändchen im Knopfloch, erschien, begleitet
von einem südfranzösischen Schreiber. Der Herr in Civil strich
seinen langen Schnurrbart wie ein Kater und sprach mit pariser
Accent. Er sprach ein langes A; er sagte: „crei^tion", „illu'
Ltrasätioii". Aber er war doch ein echter Proven?ale.
„Ihr Name?"
Ich antwortete. Der Schreiber notirte eifrig.
„Sie sind deutscher Offizier?"
„Nein."
„Aber Sie waren es."
„Ja. Nur habe ich als Ganzinvalide den Abschied genommen."
„Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß Leute, die so aus-
sehen wie Sie, ganz invalid sind?"
„Wir haben in Deutschland Menschen genug und brauchen
wirklich Kranke nicht deshalb in der Armee zu halten, weil sie
gesund aussehen."
, Der Kater pfauchte. „Ah!" Er trat ans Fenster, wandte
sich aber sofort wieder um und ging zum Angriff vor. Er sagte:
„Wollen Sie bestreiten, daß Sie zu militärischen Zwecken die
Papstpaläste vermessen haben?" Sehr energisch sagte er Das.
„Das bestreite ich allerdings."
„Was haben Sie denn in den Palästen gethan?"
„Ich habe Fresken studirt."
Diese Erklärung löste bei meinem Gegenüber einen plötzlichen
Sturm der Heiterkeit aus: „Fresken! Fresken!" Und in einer
lächerlichen Erregung riß er aus seinem Aktenbündel ein paar
Pläne und hielt sie mir vor die Augen. „Leugnen Sie, daß Sie
diese Pläne gezeichnet,haben? Daß, Sie hier die Dicke der
Mauern eingetragen haben? Ist Das auch ein Studium von
Fresken?" Dazu die berühmte verfrühte Siegerpose.
„Vielleicht verstehen Sie, daß, es für die Beurtheilung des
Zustandes einer Freske von Bedeutung ist, wenn man weiß,

ob sie den,. Wetter auf einer dünnen oder auf einer dicken Mauer ausgesetzt war. Außerdem sind in den Fensternischen selbst Gemälde, deren Breite ich mir notirt habe."
„Ah! Und die runden Kreise?"
„Sind Zeichnungen von Heiligenscheinen."
„So! Wir nennen es Artilleriestellungen." Das klang herrlich überlegen. Nun lief mir die Galle über. „Glauben Sie", so fragte ich. „daß wir den Papstpalast nicht mit unserer gewöhnlichen Feldartillerie niederlegen können? Dazu brauchen wir wahrhaftig keine Spionage über Mauerdicke und Aehnliches."
Der Pariser aus Avignon wiegte den Kopf. „Sagen Sie doch die Wahrheit! Wir haben Ihre Papiere in Beschlag genommen: und da steht ja genau vermerkt, wenn Sie Etwas direkt au den Deutschen Kaiser berichten, sollten."
Ich war wie vom Blitz getroffen. Der Kater strahlte: „Siehst Du," sagte er proven?alisch zu dem Schreiber, „der Schreck ist ein Bekenntnis;. Schreibs auf!"
„Wollen Sie mir gefälligst die Stellen in meinen Notizen zeigen, wo Das steht."
Er hielt mir das Notizbuch hin. „Hier, hier, hier."
Ich sah auf die erste Stelle. Ueber die Fresken in der Iohanneskapelle. Da hatte ich vermerkt: „Nicht uninteressant für S. M." O Tartarin! „Das heiß,t: Simone Martini."
Nun fürchtete ich, daß meinem Kater die Luft ausgehen werde. „Bestreiten Sie auch, daß Sie vor acht Tagen die strategisch wichtige Chaussee von Belfort nach Dijon angesehen haben? Auf der selben Straße, auf der acht Tage früher zwei deutsche Spione verhaftet wurden?"
„Ich habe die Schlachtfelder besehen, auf denen mein Vater gekämpft hat."
„Gut vorbereitet ist die deutsche Spionage: Das muß man sagen. Aber mir entgehen Sie nicht. Auf Wiedersehen!"
Tartarin! Der richtige Südfranzose, dachte ich. Von Paris trennt Dich eine Welt. Der französische General, der über die Provence berichtete: „Das Land ist der Himmel und das Volk aus der Hölle," dieser General war Pariser. Aber jetzt hatte Tartarin die Macht. Ich saß, vor einem köstlichen Kamin, erhielt ein nach Knoblauch stinkendes Essen, einen herrlichen alten Rothwein und hatte zwei Posten als Ehrengarde vor der Thür. Und ich rauchte französische Regiecigarren.
Mein Wärter war ein Gemüth. Er versprach mir, zwei Telegramme zu befördern. Eins an den hohen französischen Be-

amten, dessen Frau mir ihre Protektion für Berlin versprochen
hatte, eins an einen Freund, einen französischen Maler in Arles.
Antwort erhielt ich von Beiden nicht. Die Telegrammgebühren
scheint das „Gemüth" ohne Bedenken in seinen Privatschatz über»
führt zu haben.
Am folgenden Tag erschien der Kater wieder und sagte,
jetzt sei die Sache reif. Das hieß auf Deutsch: Ich kam vo»
ein Kriegsgericht.
Am Nachmittag schrieb ich ein dringendes Telegramm mit
der Bitte um Hilfe an die belgische Pianistin Iuliette Wihl,
die seit Iahren in Berlin lebt, in meiner Familie verkehrt und
von der ich wußte, daß sie während der Ausstellung in Lyon
Konzerte gab. Ich versprach einem Bengel drei Francs, wenn er
mir den Empfangschein der ^Post bringen würde. In einer
Stunde hatte ich den Schein; am Abend kam Fräulein Wihl.
Was Gründe nicht vermocht hatten, erreichte eine Frau.
Meine Retterin wußte die Südfranzosen zu nehmen. Sie sprach
von Kultur, von dem großen Künstler, der ein Buch über die
Provence geschrieben habe, sie kämpfte mit Worten und Augen;
und am Vormittag des ersten August erschien ein schlanker, junger
Herr bei mir, der mir sagte, daß, ein bedauerlicher Uebereifer eines
Subalternen gewaltet habe; ich möchte aus der Sache keine Haupt»
und Staatsaktion machen; insbesondere meinen Freund in Paris
nicht benachrichtigen usw. Ich versicherte ihn, nachdem er mir
meine Notizen und ,Pläne ausgeliefert hatte, daß, ich selten
besseren und billigeren Rothwein getrunken habe, und verließ
meinen Kaminplatz mit dem schönen Blick auf die nackten Damen
aus der Pigalleschule auf Nimmerwiedersehen.
Nun zeigte sich dieFreundlichkeit der gebildeten Südfranzosen.
Fräulein Wihl und ich hatten nur deutsches Geld, das nicht ge»
wechselt wurde, und Kreditbriefe, auf die keine Bank mehr Etwas
zahlte. In dieser Lage borgte uns die Witwe eines proven? atischen
Dichters hundert Francs, trotzdem die Dame uns nicht kannte,
nur, weil unsere gemeinsamen Kulturgüter ifür sie bindende,
Kräfte hatten, die der Stammesunterschted nicht vertilgen konnte.
Avignon war kopflos. Nicht mehr möglich, selbst französisches
Geld zu wechseln. Auf der Bahn weigerte man die Annahme
eines Fünfzigfrancsscheines. Mit größter Mühe gelang mir,
den Schein zu wechseln; und da Fräulein Wihl inzwischen meine
tzotelrechnung für das Napoleonszimmer beglichen und mein Ge-
pack geholt hatte, fuhren wir nach Arles ab, wo wir von dem
Maler weitere Hilfe erbitten und mit einem Dampfer von Mar-

seille aus Italien erreichen wollten. Als wir in Arles auf dem Bahnhof ankamen, hörten wir, daß, um fünfUhr die Mobilmachung befohlen worden sei. Züge nach Marseille führen nicht mehr.

Mein Freund hatte sich in den letzten Iahren durch die Herstellung künstlerischer Möbel zu einem schönen Wohlstand emporgearbeitet. Bor der Thür seines Hauses erwartete uns seine Frau, in ihrer kleidsamen artesischen Tracht. Monsieur sei in die Mairie gegangen, um Befehle zu holen. Er müsse nach Berdun, wo er eine Eisenbahnlinie zu bewachen habe. Jetzt müsse er zwei Paar Stiefel kaufen. Und Das sei so schwer, denn alle Magazine seien schon leer gekauft; es gebe nur noch Lackftiefel. Ich dachte an die ewigen, endlosen Stiefelappells, die mich als jungen Offizier zur Verzweiflung bringen konnten und die mir tausendmal schlim» mer waren als die größten Manöverstrapazen. Aber hier hörte ich im Geist ganz plötzlich deutsche Siegesglocken läuten. Zwei Paar Stiefel...

Unser Freund war die Güte und Umsicht selbst. Er führte uns sofort zu dem ihm selbst wicht bekannten Unterpräfekten, der uns mit der größten Höflichkeit empfing, mir die Hand gab und mit vollendeter Liebenswürdigkeit den Rath erteilte, Fräulein MM und. ich möchten schnell nach Marseille abreisen, da er morgen uns vielleicht nicht mehr gefällig sein dürfe. Wenn uns unterwegs aber irgendwas zustoße, möchten wir uns auf ihn beziehen; man sollte dann nur bei der Präfektur in Arles antelephoniren. Ein Zug nach Marseille fahre noch, man verheimliche es nur, um den Andrang zu vermindern.

Wir gingen, durch Gruppen 'erregter Frauen, die mich mit bösen Blicken ansahen, in die Wohnung des Freundes zurück, wo die Abendmahlzeit auf uns wartete. Am Abend der Kriegs« erklärung speiste ich in einem französischen Haus mit Franzosen und einer Belgierin. Später erschien noch der Vorarbeiter meines Freundes, ein Südfranzose, mit seiner Frau, einer Italienerin. Ser Mann war nach Toulon beordert, aber er verschwieg seiner Frau den Befehl und sagte ihr nur, sie solle nach Italien reisen, er werde auf Alles achten. Ueber den Entschlüssen dieses Menschen lag eine gewaltige, tragische Ruhe.

Mit des Freundes Hilfe gelang es uns nun sogar, ohne Verlust Geld zu wechseln. Als wir nach dem Bahnhof gingen, warf ich einen Blick auf einen wunderbaren kleinen Palast und machte eine Bemeickung darüber. Der Maler lachte: „Da würden Sie morgen wohnen, es ist der alte Palast des Königs von Arles; jetzt das Gefängnis." Wir erhielten durch des Freundes Bemühungen

Fahrkarten, und nachdem er uns noch ein sehr freundliches Emp»
sehlungschreiben gegeben hatte, fuhren wir mit zwei Stunden
^Verspätung nach Marseille ab. Auf dem Bahnhof wurde ein
'Regiment verladen. Ich stand den Leuten gegenüber und sie mur»
melten: „Preußischer Spion!" Spät in der Nacht erreichten wir
Sie Hafenstadt. Ueberall nahmen Menschen von einander Ab-
schied; überall Stille, Würde. Südfrankreich ist nicht Paris.
Im Hotel übervortheilte man uns nicht. Wir saßen in der
Nacht in großen Klubsesseln, in einem schönen, stillen Zimmer
und tranken gekühltes Mineralwasser. Draußen herrschte eine
unerträgliche Hitze und das Rollen der Geschütze drang zu uns
hinauf wie ganz ferner Donner.
Am nächsten Morgen bekamen wir durch Zufall einen
Wagen. Fünfzehn Francs bis an den Hafen. Die Linie
Fraissinet fuhr nicht. Das Adriabureau war geschlossen. Am
Hafen fanden wir noch ein Schiff der österreichischen Linie „Adria",
,einen elenden Kahn, der für zwölf Personen eingerichtet war
und auf dem schon dreihundertfünfzig auf die Abfahrt warteten.
Wann man abfahre? In einer halben Stunde. Aber unser
großes Gepäck sei noch an der Bahn. Dann sollten wir es dort
lassen. Auch den Leuten auf dem Schiff sei ihre ganze Habe ver-
loren. Schadenfreude (gegen die „Besitzenden") klang durch diese
Worte. ^
Fräulein Wihl wußte, daß meine Koffer die wissenschaftliche
'Arbeit eines Jahres bargen, Photos, Vermessungen, Notizen.
Sie sagte mir daher: „Sie sprechen Italienisch; halten Sie den
Kapitän zurück. Nach dem Bahnhof dürfen Sie nicht mitkommen.
Man schlägt Sie tot. Ich mache schon Alles."
Dieser Wunsch ging mir gegen den Strich; doch der Ent«
schlug war nothwendig. Größe 1,90 m, blond, frische Farben,
blaugraue Augen, fast zweihundert Pfund Lebendgewicht: wie
konnte ich damit alsFranzose gelten ?Meine französisch aussehende
belgische Beschützerin freundete sich auf der Wagenfahrt mit dem
Kutscher an. Der sagte: „Gut, daß, Sie Ihren dicken Mann
dagelassen haben. Ist er Preuße?" „Gott bewahre. Er ist Süd-
franzose. Die werden oft so dick." „Aber er sieht sehr preußisch
aus." Am Bahnhof waren von Mitternacht bis morgens um
sieben Uhr sünfzigtaufend Stück Gepäck angekommen. Dort
sollten unsere Koffer aufgefunden werden. Die Freundschaft
zwischen Fräulein Wihl und dem Kutscher war inzwischen aber
noch fester geworden und nach zwanzig Minuten hatte er das
Gepäck herausgesucht. Das Handgepäck wurde aus dem Hotel ge»

holt; die junge Dame setzte sich neben den Kutscher auf den Bock,
(,MacIsme, tire? peu votre jups, on voit vos jarnbes!") und»
die Fahrt ging wieder dem Hafen zu.
Inzwischen hatte ich den levantiner Kapitän mit den üb«
lichen Mitteln bewogen, die Abfahrt zu verschieben. Wir hatten
eine längere Auseinandersetzung, in deren Verlauf endlich in,
der Ferne der Kofferwagen erschien. Fünf Italiener (die je
fünf Francs verlangten, sie aber zusammen bekamen) trugen die
Koffer an Bord. Wir stellten das Koffergebirg sorgsam an der
Reeling auf, denn die Pumpe des Schisses leckte bereits und
das Vorderdeck war quatschnaß,. Dort erhielten wir jedoch unsere
„Plätze". Einen halben Quadratmeter jede Person. Mein „Platz"
war vor einem Käfig mit dreihundert Vögeln.' Und in der
Tasche hatte ich ein Lloydbillet Erster Klasse von Neapel nach
Antwerpen. Abfahrt am ersten September von Neapel. Was
daraus wohl wurde!
Als das Schiff sich in Bewegung gesetzt hatte, schoß das
Wasser der defekten Pumpe in Strömen über das Deck. „Essen?"
„Ja, fünf Mann aus einem Napf." Fräulein Wihl wußte aber
die Stewards zu 'bestimmen, uns an ihrer Tafel mitessen zu
lassen. Der österreichische Maschinist, ein netter kleiner Kerl, ver«
sorgte mich mit Tabak. Nachts schliefen wir auf dem Fußboden
der Kajüte. Das war immerhin erträglich.
Vierundzwanzig Stunden dauerte die Fahrt. Wir wußten
nicht, ob zwischen Frankreich und Oesterreich schon der Krieg er«
klärt war. Wir sahen all die Kriegsschiffe vor Toulon und Ville«
franche mit prüfender Sorge an. Aber sie ließen uns passiven.
Südfranzosen.
Am folgenden Mittag landeten wir in Genua, im Hafen
einer verbündeten Macht. Und hier wandte sich all die Güte
und Zuvorkommenheit der Feinde in Bosheit. Nie habe ich
tiefere Seelenqualen erlitten als durch die italienischen Zeitung«
berichte. „Hamburg ein Trümmerhaufe" (dort waren meine Frau
und Kinder); „der Kronprinz ermordet"; „der Feind geschlagen;
glänzender Sieg der Franzosen." Wir waren immer „der Feind".
Im Lande der Verbündeten.
Eine Belgierin und Südfranzosen haben mein Leben und
meine Arbeit gerettet. Die belgische Retterin ist in Berlin vor
der dringendsten Sorge geschützt.
Frankfurt a. O. Dr. Werner von der Schulenburg.

Krieg und Kunst.
SArieg und Kunst: Gegensätze wie Nacht und Licht, wie tzölle
WxA und Himmel, wie Tod und Leben. Dort die Domäne nüch-
ternster, kältester, brutalster Realität; hier das Reich dichterischer,
lebenswarmer, feinfühliger Phantasie. HöchsterWerth: dort Men-
schenmassen, Millionen, in denen das Einzel-Ich untergeht; hier
die einzelne Künstlerpersönlichkeit in ihrer individuellsten Eigenart.
Dort Alles gestellt auf äußere Kraft, auf Machtbehauptung;
hier völliger Verzicht auf äußerliche Wirkung, tiefstes Versenken
in reine Innerlichkeit. Dort der dröhnende Schritt eherner Ba-
taillone und des Branden und Tosen der Schlachten; hier die hei-
lige Stille und weihevolle Feierlichkeit einsamer Schöpferstunden.
Dort selbst bei einigen Kulturnationen das furchtbare Ausbrechen
bestialischer Instinkte, die Herrschaft von Lug, Trug, Hab- und
Mordgier; hier der Drang, alles Menschliche zu veredeln.
Sie scheiden sich wie Irdisches und Göttliches, wie Wasser
und Feuer, wie Materie und Geist. Ist es ein Wunder, daß,, wenn
der Krieg sein Haupt erhebt und mit gezücktem Schwert durch die
Welt schreitet, die Kunst das erste Opfer ist, das seine eherneu Füße
zu Boden traten? Kann es anders sein bei dem völligen Gegen-
satz, der in dem Wesen Beider tief innen begründet ist? Könnte
man sich ein Land der Kunst denken, ein Phantasiereich, in dem
sie oberste Gesetzgeberin wäre, in dem alle Menschen Künstler
wären, also künstlerisch fühlten und lebten, und in diesem Lande
Raum und Möglichkeit für Krieg? Gilt nicht von der Kunst wie
von der Freude: Alle Menschen werden Brüder, wo Dein sanfter
Flügel weht?
Wie die Kunst keinen Krieg in ihrem Lande dulden würde,
so duldet der Krieg unter seinem Szepter keine Kunst. Bricht ein
Krieg aus, so lähmt er alle menschliche Thätigkeit. Am Stillsten
ists zunächst überall da, wo Kunst gepflegt wurde. Sie scheint völlig
vernichtet. Und je intensiver ein Krieg geführt wird, je tiefer der
Antheil an ihm alle Schichten des Volkes ergreift, desto weniger
ist Raum für die Kunst. Das ist natürlich, weil es sich aus dem
Wesen von Krieg und Kunst ergiebt. Das ist nothwendig. Ein
Krieg braucht das ganze Volk zunächst in ungetheilter Hingabe an
seine nüchterne, brutale Wirklichkeit.
Künstler sind in diesen Zeiten, die ganz unter dem Eindruck«
der ungeheuren Gewalt kriegerischer Ereignisse stehen, die über«
flüssigsten Menschen. Und gerade die echtesten unter ihnen, die
nicht nur „in Kunst machen" (manche „Großen" tun Das), sondern

in allen Fasern ihres Wesens, in ihrem ganzen Menschenthum
Künstler „sind", empfinden Das als Naturnotwendigkeit, als
selbstverständlich. Sie fühlen, wie ein Geist auseiner ganz anderen
Welt als der ihrigen die Menschheit ergreift, wie eine gewaltige
Kraft mit unwiderstehlicher Suggestion Willige und Unwillige
ersaßt und sie nichts mehr wirklich denken, empfinden, erfassen läßt
als: Krieg. In früheren Kriegen hatte das Wirtschaftliche nicht die
Bedeutung wie jetzt. Viele Menschenbehielten Sinn und Zeit und
Geld für die Friedensweisen der Kunst. Heute, da die ganze Erde
mit ihrem Berkehr und Handel in die Kriegswirrniß gezogen ist,
da wirthschaftliche Werths von unmeßbarer Größe in Betracht
kommen, da über die Lande und Meere viele Hunderte Millionen
von Stimmen „Krieg" rufen, heute ist für Kunst kaum Platz.
Und doch muß ihr einer geschaffen, „Kriegshilfe" auch ihr ge»
währt werden. Wir wollen unsiruhig darüber klar sein, daß Alles,
was jetzt für Kunst gethan wird und werden muß, unter die Ueber»
schrift: „Soziale Fürsorge" gehört.
Ein Volk das sich in so herrlicher Kraft und Größe als Kriegs»,
als Thatvolk erhebt wie das deutsche, hat in diesen Zeiten kein
inneres Berlangen nach Kunst, darf keins haben. Die Zeit ist zu
groß, die Wirklichkeit zu gewaltig, das Erleben zu betäubend, der
Geeist des Krieges zu mächtig, der ganze Mensch zu erregt, als daß
er fähig wäre zu der stillen Andacht wirklich tiefen Kunstgenusses.
Ich halte es deshalb nicht für richtig, das Volk zur Kunst zu rufen
mit der Begründung, die Kunst biete ein nothwendiges Gegen»
gewicht. Es gibt Zeiten, wo der Mensch kein Gegengewicht braucht,
sondern Alles auf eine Seite hängen darf und muß. Und diese
Tage sind solche Zeit.
Nirgends ist Platz für die Kunst, nirgends eine Nothwendig»
keit, daß sie lebe. Aber Hunderttausende waren beschäftigt, Kunst
zu bieten. Und es wird eine Zeit kommen, wo man sie wieder
braucht. Darum gehört es mit zu den Aufgaben eines Kulturvol-
kes, sie über die Zeiten des Krieges hinweg lebendig zu erhalten;
zu sorgen, daß die Kräfte, die jetzt brach liegen, um so kräftiger
wirken können, sobald die Hirne der Völker wieder etwas Anderes
zu fassen im Stande sind als Alles, was mit Krieg zusammenhängt.
Die Schaffenden kann man sich selbst überlassen. Was in
ihnen der Krieg wirkt, wird die Zeit lehren. Die geschickten Ber«
werther der Situation werden „in Patriotismus machen", ihr
„deutsches Herz" entdecken; mancher, der bisher feinnervige Ar»
tistenarbeit lieferte, wird sich plötzlich kraftvoll»urwüchsig geberden.
Vielleicht findet die große Zeit große Künder ihres Geistes. Viel»

leicht dichtet aber auch fernab in ärmlicher Stille ein Genie ein
ganz anderes Werk, das die Größe und Herrlichkeit seiner tzei»
mcith, des Landes der Kunst, besingt, in das ihn sein weltfremdes
iWesen, seine KKnstlersehnsucht geführt hat.
Die großen Schaffenden sind zu allen Zeiten das Darben ge»
wöhnt gewesen, und wenn die Menge der Literatur» und Musik-
verfertiger in diesen Kriegszeiten etwas weniger gute Geschäfte
macht, ists kein Schade. Ein Segen des Krieges ifts, wenn da hun-
dert Maschinen stillstehen.
Aber die Heere der reproduzirenden Künstler auf den Büh-
nen und in den Konzerten, die Menge der Lehrkräfte, die jetzt ohne
Schüler sind, verlangen soziale Hilfeleistungen.
Die erste Voraussetzung für eine nur einigermaßen genü-
gende Linderung der großen Noth ist, daß Alle, die durch ihre
frühere berufliche Vorbildung in der Lage sind, sich anderen Er«
,V>erb zu schassen, es thun. Die Mehrzahl der Schauspieler und
Sänger hat „umgesattelt". Zur Verbesserung der Lage sollte Jeder,
der jetzt in seinem früheren Beruf unterkommen kann, Dies für
die Kriegszcit thun. Auch dann aber bleiben viele Tausende, ins-
besondere vom weiblichen Bühnenpersonal, zur Unthätigkeit ver»
urtheilt. Die Bühnengenossenschaft, bei der jetzt Die Recht be-
halten, die dringend davor warnten, in der Pensionanstalt alles
Heil zu erblicken, sucht aus dem vorhandenen Fonds zu helfen, wo
sie kann. Der Bühnenverein vergißt seinen Groll und hilft den
schlimmsten Mangel lindern. Die deutschen tzoftheater spielen,
wenn auch mit Verminderungen der größten Gagen. Aber auch
alle deutschen Städtemüßten ihren Theatern die Möglichkeit geben,
ihr Bühnenpersonal nicht brotlos zu machen. Natürlich müßte
die strengste Kontrole darüber ausgeübt werden, daß, wenn die
Städte die vereinbarten Pachtsummen erlassen und sonstige Zu-
schüsse gewähren und wenn die Mitglieder sich mit stark redu»
zirten Gagen begnügen, nicht die Direktoren aus diesem „Kriegs-
zustand" ein Geschäft machen. Wenn die Direktoren das Risiko
nicht übernehmen wollen, so schalte man sie aus und übertrage die
Verwaltung der Bühnengenossenschaft. Wenn es sich, wie in klei-
nen Städten, um ein einziges Theater handelt, wagt die, Stadt mit
der Bürgschaft für die winzigen Kriegsgagen nicht viel. Und ge-
rade in den mittleren und kleinen Städten sollten die Behörden
alle ernsthaft arbeitenden Theater in dieser Zeit erhalten, damit
nicht die Unmenge der Bühnenmitglieder erwerblos nach Berlin
strömt und dort dieMohlfahrteinrichtungen belastet.
Man appellire dabei nicht an den Kunstsinn, sondern an den

Opferwillen der Bevölkerung. Man sage ihr, daß man die
Künstler, die in frohen Tagen so oft Freude bereitet und nach der
Arbeit des Tages Entlastung geschaffen haben, jetzt, da man sie
nicht braucht, nicht dem größten Elend preisgeben darf. Wer jetzt
keinen Sinn für Theater hat, aber Geld genug, bezahle fein Abon-
nement und lasse seine Plätze leer. Die Stadtverwaltungen müssen
ihren Bürgern mit gutem Beispiel vorangehen. Wenn es welche
giebt, die Geld haben, in Friedenszeit für die Finanzmißwirth«
schaft des Direktors Hunderttausende und Millionen zu opfern»
dann dürfen sie auch nicht knausern, wenn es gilt, die Noth der
ausübenden Künstler zu lindern.
Die Theater werden sich bemühen, ihren Spielplan der Stim»>
mung der Zeit anzupassen. Dazu ist nicht nötig, daß sie nur vat ir-
ländische Stücke aufführen. Aber gut wird es sein, wenn die deut-
schen Theater sich jetzt einmal gründlich von aller Oberflächlichkeit
und Ausländerei freimachen, wenn sie diese ernste Zeit zu einer
inneren Reinigung und Erneuerung benutzen. In welch eine Welt
voll Nichtigkeit und Niedrigkeit schauen wir, wenn wir die Spiel-
pläne vieler deutschen Bühnen in den letzten Jahren jetzt von der
Höhe dieser Kriegsmonate ansehen!
Der Menge nicht so offensichtlich wie die Nothlage der
Bühnenkünstler, aber darum nicht minder groß ist die aller der
Ausübenden im Konzertbetrieb, insbesondere der Orchestermusik.
Deren große Organisation, der Allgemeine Deutsche Musiker»
Verband, vermag natürlich auch nicht genügende Hülfe zu leisten»
wenn nicht alle Arbeitgeber der Musiker thun, was in ihren
Kräften steht. Von den deutschen Höfen und den deutschen Städten
muß erwartet werden, daß sie auch hier nicht knausern. Die deut-
schen Konzertgesellschaften, die ja meist durch sehr vermögende
Kunstfreunde unterstützt werden, hätten die Pflicht, nicht nur aus
künstlerischen, sondern auch aus sozialen Gründen ihre Konzerte
weiter zu führen.
Auch hier muß, es heißen: Wir brauchen die Kunst zwar jetzt
nicht, aber wir wollen uns dankbar erweisen für Das, was sie uns
im Frieden war, und ihr die Lebenskraft erhalten für künftige
Zeiten. Leider scheint gerade auf diesem Gebiet der Mangel an Ver-
antwortungsgefühl groß zu sein. Die Konzertgesellschaften über-
legen sich nicht, daß, abgesehen von den paar berühmten Diri-
genten und Solisten, der Ausfall der Einnahme auch nur eines
Konzertwinters für sehr, sehr viele Menschen den Ruin bedeutet.
Wer gesehen hat, wie selbst sehr bekannte Konzertsolisten schon im
Frieden im Konkurrenzkampf arbeiten müssen, um sich eine Exi-

stenz zu schalten, Der müßte mit großem Bangen den Folgen eines Winters entgegenblicken, in dem die deutschen Konzertvereine Feine oder sehr wenige Konzerte gäben.

Mögen Alle, die sich in Friedenszeiten so gern als Förderer der Kunst aufgespielt haben, die in den deutschen Mittelstädten die Maecene spielten, bei denen die gastirenden Solistinnen und Solisten abstiegen, sich dieser Solisten eben so erinnern wie der tüchtigen Orchestermusiker, denen ihre schmale Einnahme in so schweren Zeiten erhalten werden muß.

Die Hauptsache ist auch hier Organisation. In vielen deutschen Städten bekriegen die Konzertgesellschaften einander. Und auch dieser Krieg kostet Geld. Keiner will sterben und Keiner kann recht leben. Man schließe Frieden, ehrlichen Frieden, und arbeite gemeinsam an der Erhaltung der Kunst und an der Linderung der Künstlernoth. Man muthe auch bei Wohlthätigkeitkonzerten nicht Allen zu, stets umsonst mitzuwirken; man bedenke, daß es zum großen Theil Arbeitlose find und daß auch Idealisten essen müssen. Und auch Derer gedenke man, die bisher die musikalische Erziehung jüngerer und älterer Personen leiteten, der Musiklehrer und Musiklehrerinnen. Die Jugend, die den Ernst des Krieges noch nicht völlig erfaßt, kann gerade jetzt durch einen geschickt er« theilten Musikunterricht in ihrem lebendigen Empfinden für die idealen Güter des Lebens gefördert werden. Lust und Liebe zum Gesang, die in ihr jetzt so rege sind, können in Bahnen geleitet werden, auf denen dann im Frieden die Liebe zur Kunst immer höhere Ziele erreicht. Statt den Musikunterricht als Luxus plötzlich einzustellen, könnte man gewiß überall eine andere, weniger wichtige Ausgabe vermeiden. Schon in Friedenszeit haben die meisten Musiklehrer und »lehrerinnen nur ein kärgliches Brot.

Die Kunst wird, wenn ihre Zeit wieder da ist, sich schon selbst helfen. Wir hoffen, daß dieser Krieg mit seiner überwältigenden Kraft und Größe auch aus ihren Landen alles Schwache und Kranke wegfegt. Wir denken uns, daß sein Regiment abgelöst werden wird von einer Zeit des Friedens, in der unter der tiefgehenden Nachwirkung Dessen, was wir erleben durften, auch in der Kunst die edelsten und höchsten Aufgaben in ernster Thätigkeit und reinen Herzens gelöst werden. Mögen dann die Arbeiter des Friedens, an deren Spitze die Künstler zu schreiten haben, sich würdig erweisen der Helden des Krieges, die ihnen das Feld bereiteten.

Hamburg. Dr. G e o r g G öhler.

Anzeigen.

vie Genesis des Ruhmes. Ein Beitrag zur Methodenlehre der
Geschichte. Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

Als 18S7 in Weimar das Goethe-Schiller-Denkmal errichtet
wurde, widerfuhr nach allgemeiner Anschauung durch die Zusammen»
stellung der beiden Dichter Goethe die größere Ehre. Uns fällt D^s
auf; denn heute würde nach eben so allgemeiner Anschauung Schiller
der gewinnende Theil sein. Aus der Konstatirung dieser Thatsachen,
denen sich ähnliche in Menge an die Seite stellen ließen, ergeben sich
dem vorsichtigen Betrachter historischer Zusammenhänge folgende Fra-
gjen: Wer hat „Recht", die werthende Gemeinschaft von 1^37 oder
die werthende Gemeinschaft von 1914? Läßt sich, bei Individuen oder
Werken mit starker historischer Wirkung, die Frage nach dem Recht
oder Unrecht in der Bewerthung überhaupt beantworten? Und wenn
sie sich beantworten läßt, welche Mittel sind anzuwenden, um durch
die Hülle von Zwangvorstellungen, die sich in Iahren oder Jahrzehnt
ten oder Jahrhunderten um jene Individuen gelegt hat, an den Kern
zu gelangen? Ist der Glaube an das „Urtheil der Nachwelt" begründet,
wächst also wirklich zugleich mit der zeitlichen Entfernung vom Indi-
viduum die Möglichkeit einer objektiven Beurtheilung seiner Werke?
Wird nicht vielmehr in Folge des äußerst komplizirten kollektivpsychi-
schen Prozesses, der bei einem die Massen stark beschäftigenden Werk
sofort einsetzt, das Urtheil zugleich mit der zeitlichen Entfernung vom
Individuum immer fragwürdiger? Liegt dem Glauben an das Ur-
theil der Nachwelt nicht vielleicht die naive Anschauung zu Grunde,
daß die Gegenwart, in der ein Werthender zufällig steht, das richtige
und darum endgiltige Urtheil gefunden habe? Wie ist die zuweilen,
namentlich bei den „Genies", bemerkbare lange andauernde Ueber-
cinstimmung in der Persönlichkeitbewerthung zu erklären? Sind hier-
bei vielleicht Nachahmunggesetze mit wirksam, auf die die moderne
Kollektivpsychologie mit so großem Nachdruck hingewiesen hat? Diese
(und einige andere) Fragen werden in meinem Buch gestellt. Wer
eine endgiltige Antwort darauf zu finden hofft, sei jedoch im Vor-
aus gewarnt: das Buch enthält sie nicht. Es sucht höchstens den
Weg zu zeigen, auf dem einmal eine solche Antwort gefunden werden
kann, und sucht diesen Weg vom allerdicksten Gestrüpp zu befreien.
Was zunächst vollzogen wird, ist also eine scharfe Scheidung zwischen
dem Individuum selbst und seinem „Ruhm", von der Meinung, die
Mit- und Nachwelt von ihm haben. Die Frage nach dem Verhält-
nis des ragenden Individuums zu seinem „milieu", die Historiker,
Soziologen und Philosophen fast das ganze neunzehnte Jahrhundert
hindurch beschäftigt hat, wird hier also vom Objekt der Betrachtung
in deren Subjekt verschoben. Sie lautet nicht mehr: Wie entsteht
das mehr oder weniger eminente Individuum? Sondern: Wie ent-
steht das Urtheil, daß ein Individuum mehr oder weniger eminent ist?

Meine Aufgabe bestand demnach darin, den (freilich sehr verworrenen) Prozeß, dieser Urtheilsgenesis darzulegen, die verschiedenen „ruhmbildenden" Faktoren in ihren Wirkungmöglichkeiten zu schildern. Dag, auch die Eminenz des Individuums dazu gehört, wird nie bestritten. Aber sie ist, wo sie überhaupt vorhanden ist, nur einer von den etwa zwanzig psychischen und sozialen Faktoren, die an der Ruhmgenesis betheiligt sind, und hat in der Gesammtheit keine andere Bedeutung als etwa in einem breiten Strom der Ouellbach: er ist der zeitlich primäre und der Richtung gebende Faktor. Aber breit geworden ist der Strom durch feine Nebenflüsse. Und die kommen von anderen Bergen und fliehen durch andere Gegenden.

Dr. Julian Hirsch.

<Lin Wanderer in der wüste. Delphin»Verlag in München. 2 Mark.

Keine Stimmung soll erschlichen, sondern Gefühl soll geweckt «nd ausgedrückt werden. Stimmung folgt auch auf Wein und Cigarre; hier soll nur ihr geistiges Gegenbild erscheinen, welches die Tochter des Fühlens ist; sie soll im Brand der Gefühle auf der Seele schimmern, wie das Gold erst erglänzt in seiner Läuterung, wie die Woge erst schäumt in dem Sturm, Hier soll Gefühl heißen: Gefühl für lGroßes, Erhabenes, für Ideen. Denn die Kunst, die sich in diese Gebilde formt, will kein müßiges Spielzeug, will vielmehr ein Diener jenes Geistes sein, der nicht von der Luft des Abstrakten, der erst von dem Brote des Wirklichen satt wird; dann wandelt er, der gespensterhaft blasse, unwirkliche Unterthan der Sinne, sich in den lebendigen Geist, ohne den nichts ist.

München. Wilhelm G. Hertz.

Nervöse Leute. Gedanken eines Laien. Kurt Wolff in Leipzig.

Mein Buch lehnt von vorn herein den Verdacht ab, sich mit Dingen zu beschäftigen, die den Arzt angehen. Es bewegt sich mit strenger Zurückhaltung nur innerhalb derjenigen Grenzen, die ihm durch tdie Behandlung der Nervosität als einer gesellschaftlichen Erscheinung gezogen werden. Hier aber, in diesem abgesteckten Rayon, suche ich Alles zu ergründen und zu erleuchten, was unter den Gesichtswinkel der Nervosität fällt. Und auch in ihren unansehnlichsten und unwahrscheinlichsten Erscheinungformen wird sie aus all den Verkleidungen und Vermummungen, in die das vielfältige Leben sie hüllt, ans Licht gezogen. So entfaltet sich denn das ganze gesellschaftliche Milieu mit seinen tausendfachen Verästelungen vor unseren Augen als ein einziges Labyrinth nervöser Irrwege und wir lassen all die siNervösen, die auf diesen Irrwegen wandeln, vor unserem geistigen Auge Revue Passiren: die Sammler, die Gecken, die Donjuans, die Lügner, die Verschwender, die Geizigen, — und wie sie sonst noch,

heißen mögen. Allen ist (und da ist der Kerngedanke meines Buches)
immer die selbe nervöse Tendenz eigen; aus ihren unzähligen Verwandlungformen tritt als das überraschende und unverkennbare Gemeinsame das Minderwerthigkeitgefühl an den Tag. Das ergiebt sich ungezwungen und ohne Dialektik. Was mich selbst betrifft, so wähle ich mir in aller Bescheidenheit zur Devise Voltaires Worte: „I^es livres le» plus utilss sont «srix, äout Iss Isotsurs kont sux visniss ,s moitis. Iis etendent Iss penssss, övllt «n Isur prsssnts Is gsrms."

Eugen Löwen st ein.

Vebuquin oder die Dilettanten des Wunders. Ein Roman von Karl Einstein. Verlag der Wochenschrift „Die Aktion" (Franz Pfemfert) in Wilmersdorf.

LieberHerr Einstein, derVerlag ersucht mich,IhremBuchdSrhSchst-konsolidirten Intellektualität, diesem Buch, das wahrhaft ein Buch, aber keine Unterhaltung, keine Bestätigung des Lesers in seinen verrottetsten und albernsten Gewöhnungen, keine akkurate Beschreib«« jdes Allen Geläufigen ist und darin mit Brillanz excellirt, diesem mathematischen Buch geistigen Verhaltens und Ver-Haltens eine Ein» führung zu schreiben, ersucht mich Ihr Verlag. Ich bin rathlos vor die Aufgabe gestellt, einen Leser auf ein Buch vorzubereiten, dessen größter Werth mir scheint, daß es, wie die Dinge heute liegen, keinen Leser finden kann, keinen wenigstens, den ich „einführen" könnte. Als Prometheus vor jener denkwürdigen pariser Versammlung' die Geschichte von seinem Adler erzählte, ließ er immer, wenn er das Interesse seiner Zuhörer erlahmen merkte, einige Raketen steigen und schweinische Photographien kursiren, die ihm für eine Weile wieder die Sympathien seiner Zuhörer verschafften. Sie haben es versäumt, lieber Herr Einstein, den Fall einer verzwickt-genitalen Frauenseels in den generalen Fall Ihres Buches zu bringen, um nur von dieser einen Unterlassung zu sprechen und von der anderen, daßi Sie es verschmäht haben, „Gestalten" zu schaffen, die Fleisch und Blut haben, das dem Rayonchef eines Waarenhauses geläufige Fleisch und Blut nämlich. Sie haben überhaupt Enthaltung von allen „modernen Problemen" bis zur Askese getrieben, Ihr Buch wird eine fürchterliche Ablehnung von allen kompetenten Kreisen und Kritikern erfahren, man wird Sie auslachen (und auch mich bei der Gelegenheit ein Bischen) und wir werden uns wieder einmal sagen, daß, bei der heutigen Beschaffenheit der Literatur Bücher, die Thaten sind, keinerlei Geltung gewinnen können, weil auf der anderen Seite alle Thaten Papier sind und alle Bücher, die den geneigten Leser finden, mühiger Tratsch. Ich kann dem Buch, Ihrem Buch also nur wünschen, daß, es möglichst unverkauft beim Verlag bleibe, damit die erhofften Leser in dreißig Iahren dort die schönen sauberen Exemplare finden, — in dreißig Iahren, was ich als die Zeit annehme, wo man sich um die paar Bücher, welche die Literatur unserer Tage bilden, kümmern wird.

Franz Blei.

Dostojeweskij.

(Der Mythos der Selbstgeburt.)*)

n seiner Kosmogonie, seinerNaturanschauung wird der Mensch nicht aus der Welt, sondern nur aus sich selbst geboren. Er ist Kern und Schale, Hoffnung und Hemmung in ewigem Ge» gensatz, bewußte, wachsende und wandelbare Zweiheit, nicht, wie der Mensch Goethes, „Beides mit einem Mal", die organische Einheit. Bei den goethifchen Menschen entfaltet sich der äußere Mensch, der praktische, aus dem inneren; Vollendung des einen bewirkt zugleich Verstärkung des anderen. Bei Dostojewski; ist in einer Art Platonismus der innere, der reine, der wahre Mensch umkrustet von einem äußeren, dem praktischen, dem sozialen, den er erst vernichten muß, um zur Göttlichkeit zu gelangen. Er wird njur durch Befeindung frei. Je mehr der individuelle Kern reift, desto stärker sein Bemühen, die Schale des Lebensmenschen zu sprengen. Und ist, dier reine, der innere Mensch geboren, so ist meist der praktische, der thätige vernichtet.

Ich will deutlicher sein. Der Mensch Goethes hat seine höchste Möglichkeit erreicht, wenn er tüchtig ist und nutzbar für die Welt, der Held bei Dickens oder Balzac, wenn er aufsteigt in der so» zialen Stufe. Die Helden Dostojewskijs sind in der Sekunde ihres Triumphes, im Augenblick, da sie ihr wahres Selbst durchschlagen fühlen, für den Blick der Welt „verlorene Menschen", Zuchthäusler, Nichtsthuer, Bettler oder Verschwender. Einem Engländer, einem Franzosen müssen sie Narren erscheinen, so unbesorgt sind sie um ihr äußeres Schicksal, denn immer erst, wenn sie ihr Vermögen verschwendet haben wie Fürst Myschkin, ihr Studium aufgegeben wie Raskolnikow, ihre Stellungen verloren wie Sossima, wenn sie thatlose, der Gesammtheit unnütze Existenzen sind, werden sie fähig, volle Menschen zu sein; wenn sie sich finden, gehen sie der realen Welt verloren. Sie vergessen jeden Beruf, um der Beru» fung willen; und so intensiv ist bei Dostojewskij einzig der innere, der neue Mensch betont, daß die Konturen des praktischen uns fast ganz verschwinden. Kaum wird sich einer von den taufenden Le« fern in „Schuld und Sühne" daran erinnern, daß Raskolnikow ein Mediziner ist; und er selbst vergißt es ganz. Es ist gleichgiltig für das Empfinden, gleichgiltig auch als Maß. In unserer Erinne»

') Aus einem großen Essay über Dostojewskij, der gemeinsam mit denen über Balzac und Dickens unter dem Titel „Drei Meister" im Inselverlag erscheint.

rung ist er nichts als ein Mensch, der um die Wahrheit ringt,
Alles Sinnliche ist abgedunkelt an diesen tzelden ihrer Innerlich-
keit und ein französischer Beobachter hat einmal gut bemerkt, daß
die Menschen Dostojewskijs auf den vielen tausend Seiten seiner
Romane nicht ein einziges Mal in thatsächlich körperlichen Situa»
tionen sichtbar sind. Nie essen sie, nie schlafen sie, immer nur fühlt
man sie denken, sich quälen und in Haß und Liebe gegen einander
spannen. Das ganze Geschehniß betrifft nur jenen inneren Men-
schen, den in seinem Aufblühen, feiner mystischen Geburt darzu-
stellen, die höchste Anstrengung all dieser Romane ist. Ich möchte
versuchen, die Geschichte dieses Menschen im Werk Dostojewskijs
zu erzählen, seinen Mythos, denn alle diese verschiedenartigen,
hundertfach variirten Menschen haben im Letzten nur ein einheit»
liches Schicksal. Sie sind alle Varianten eines einzigen Erleb»
nisses: der Menschwerdung. Jedem großen Dichter ist vielleicht
nur eine einzige, seine individuelle Form des Lebenstypus ge-
geben und die Dostojewskijs vermag liebende Betrachtung leicht zu
enträthseln. Die anderen Dichter des religiösen Menschen zeigen,
wie er sich den Gott aus dem Leben gewinnt, Dostojewfkij, wie er
ihn aus sich selbst gebiert. Seine Menschen finden den Glauben
nicht außen !in den Dingen'und Erlebnissen, sondern zeugen ihn im
eigenen Geblüt. Sie verwandeln sich in ihn wie der Sünder in
den Heiland. Gleich ist all seiner tzelden Anbeginn. In den Iah»
ren der Pubertät, des sinnlichen und geistigen Erwachens, ver-
düstert sich ihnen der heitere und freie Sinn. Dumpf fühlen sie
in sich eine Kraft gähren, ein geheimnißvolles Drängen; irgend»
etwas Eingesperrtes, Wachsendes und Quellendes will aus ihrem
nioch unmündigen Kleid. Eine geheimnißvolle Schwangerschaft
(es ist der neue Mensch, jder in ihnen keimt, aber sie wissen es nicht)
macht sie träumerisch. Sie sitzen in dumpfen Stuben, in einsamen
Winkeln und denken, denken Tag und Nacht über sich nach. Sie
fühlen sich krank, vergiftet vom ganzen Leben, sie sind unlustig zu
Thaten und hassen jedes fremde Wort. Jahre lang brüten sie oft
dahin in dieser seltsamen Ataraxie, sie verharren in einem fast
buddhistischen Zustand der Seelenstarre, sie beugen sich tief über
den eigenen Leib, um wie die Frauen in den frühen Monaten
das Klopfen dieses zweiten tzerzens in sich zu erlauschen. Alle ge»
heimnißvollen Zustände der Befruchteten überkommen sie: die
hysterische Angst vor dem Tode, das Grauen vor dem Leben, krank-
hafte, grausame Begierden, sinnliche, perverse Gelüste.
Endlich wissen sie es, daß sie befruchtet sind von irgendeiner ,
neuen Idee: und nun suchen sie das Geheimniß zu entdecken. Sie

schärfen ihre Gedanken, bis sie spitz und schneidend sind wie chirur»
gische Instrumente, sie seziren ihren Zustand, sie zerreden ihre Be»
drückung in fanatischen Gesprächen, sie zerdenken ihr Gehirn, bis
es sich in Wahnsinn zu entflammen droht, sie schmieden alle ihre
Gedanken in eine einzige fixe Idee, die sie bis ans letzte Ende
denken, in eine gefährliche Spitze, die sich in ihrer Hand gegen
sich selbst wendet. Kirillow, Schattow, Raskolnikow, Iwan Kara«
mafow, alle diese Einsamen haben „ihre" Idee, die des Nihilis-
mus, die des Altruismus, die des napoleonischen Weltwahns, und
alle haben sie ausgebrüstet in dieser krankhaften Einsamkeit. Sie
wollen eine Waffe gegen den neuen Menschen, der aus ihnen
werden will, denn ihr Stolz will sich gegen ihn wehren, ihn unter«
drücken. Andere wieder suchen dieses geheimnißvolle Keimen,
diesen drängenden, gährenden Lebensschmerz mit aufgepeitschten
Sinnen zu überrasen. Um im Bilde zu bleiben: sie suchen die
Frucht abzutreiben, wie Frauen von Treppen springen oder durch
Tanz und Gifte sich vom Unerwünschten zu befreien trachten. Sie
toben, um dies leise Quellen in sich zu übertönen, sie zerstören
manchmal sich selbst, nur um diesen Keim zu zerstören. Sie ver-
lieren sich mit Absicht in diesen Iahren. Sie trinken, sie spielen,
sie werden ausschweifend und all Dies (sie wären sonst nicht
Menschen Dostojewskijs) fanatisch, bis zur letzten Raserei. Schmerz
treibt sie in ihre Laster, nicht eine lässige Begierde. Es ist nicht
ein Trinken um Zufriedenheit und Schlaf, nicht das deutsche Trin-
ken um die Bettschwere, sondern um den Rausch, um das Bergessen
ihres Wahnes, ein Spielen nicht um Geld, fondern, um die Zeit
zu ermorden, eine Ausschweifung nicht um der Lust willen, sondern,
um in der Uebertreibung ihr wahres Mafz zu verlieren. Sie wol-
len wissen, wer sie sind; darum suchen sie die Grenze. Den äußer«
sten Rand ihres Ich wollen sie in Ueberhitzung und Abkaltung
kennen, dort, wo er ins Nichts niedersinkt, wo er aufsteigt in die
Unendlichkeit. Sie glühen in diesen Lüsten bis zum Gott empor,
sie sinken bis zum Thier hinab, aber immer, um den Menschen
in sich zu fixiren. Sie thun heroische Thateih um sich zu be«
weisen, daß sie groß find, und niedrige, um sich gemein zu fühlen.
Ihre unendliche Sehnsucht nach einem gesicherten Ich treibt sie in
den Exzeß. (Dostojewskij nennt darum die Trinker, die Spieler
einmal die innerlich werthvollsten Menschen Rußlands.) Von
der Sinnlichkeit stürzen sie in die Ausschweifung, von der Aus-
schweifung in die Grausamkeit und hinab bis zu ihrem untersten
Ende, der kalten, der seelenlosen, der berechneten Bosheit, aber
all Dies aus einer verwandelten Liebe, einer Gier nach Erkennt»

niß des eigenen Wesens, einer verwandelten Art von religiösem
Wahn. Aus ihrer Wachheit stürzen sie sich in die Kreisel des Irr-
sinns, ihre geistige Neugier wird zur Perversion der Sinne, ihre
Verbrechen glühen bis zur Kinderfchändung und zum Mord, aber
typisch ist für sie alle die gesteigerte Unlust in der gesteigerten Lust:
bis in den untersten Abgrund ihrer Raser.ei zuckt die Flamme des
Bewußtseins, der fanatischen Reue nach.

Aber je weiter hinein sie in die Uebertreibungen der Sinn-
lichkeit und des Denkens rasen, um so näher sind sie schon sich
selbst, und je mehr sie sich vernichten wollen, um so eher sind sie
zurückgewonnen. Ihre traurigen Bacchanale sind nur Zuckungen,
ihre Verbrechen die Krämpfe der Selbstgeburt. Je mehr sie sich
anspannen, je mehr sie sich krümmen und winden, um so mehr
befördern sie unbewußt die Geburt. Denn nur im brennendsten
Schmerz kann das neue Wesen zur Welt kommen. Ein Unge-
heures, ein Fremdes muß dazutreten, muß sie befreien, irgendeine
Macht Wehmutter werden in ihrer schwersten Stunde, die Güte
muß, ihnen helfen, die allmenschliche Liebe. Eine äußerste That,
ein Verbrechen, das all ihre Sinne zur Verzweiflung spannt, ist
nöthig, um die Reinheit zu gebären; und hier wie im Leben ist
jede Geburt umschattet von tätlichster Gefahr. Die beiden äußersten
Kräfte des menschlichen Vermögens, Tod und Leben, sind in dieser
Sekunde innig verschränkt.

Dies also ist der menschliche Mythos Dostojewskijs, daß das
gemischte, dumpfe, vielfältige Ich jedes Einzelnen befruchtet ist
mit dem Keim des wahren Menschen (jenes Urmenschen der mit-
telalterlichen Weltanschauung, der frei ist von der Erbsünde, das
elementare, rein göttliche Wesen). Diesen urewigen Menschen
aus dem vergänglichen Leib des Kulturmenschen in uns zum Aus-
trug zu bringen, ist höchste Aufgabe und die wahrste irdische
Pflicht. Befruchtet ist Jeder, denn Keinen verstößt das Leben, jeden
Irdischen hat es in einer seligen Sekunde mit Liebe empfangen,
doch nicht Jeder gebiert seine Frucht. Bei Manchen verfault sie
in einer seelischen Lässigkeit, sie stirbt ab und vergiftet ihn. Andere
wieder sterben in den Wehen und nur das Kind, die Idee, kommt
zur Welt. Kirillow ist Einer, der sich ermorden muß, um ganz wahr
bleiben zu können; Schattow ist Einer, der ermordet wird, um
seine Wahrheit zu bezeugen.

Aber die Anderen, die heroischen Helden Dostojewskijs, der
Staretz Sossima, Raskolnikow, Stepanowitsch, Rogoschin, Dmitrij
Karamasow, vernichten ihr soziales Ich, den dunklen Raupenstand
ihres inneren Wesens, um wie Schmetterlinge sich der abgestor»

denen Form tzu entschwingen, das Beflügelte aus dem Kriechenden,
das Erhobene aus dem Erdschweren. In dem Feuer der Selbst»
verzehrung ist das Dumpfe und Verworrene aus ihrer Seele ge-
löst, als schlackenloser, reiner Theil der Weltseele verbinden sie sich
dem Anendlichen, lösen sich auf in die Einheit des Irdischen. Alles
Persönliche, alles Individuelle ist in ihnen abgethan; daher auch
die absolute Aehnlichkeit all dieser Gestalten im Augenblick ihrer .
Vollendung. Aljoscha ist kaum von dem Staretz, Karamasow kaum
von Raskolnikow zu unterscheiden, wie sie aus ihren Verbrechen,
mit Thränen gebadetem Gesicht, in das Licht des neuen Lebens
treten. Am Ende aller Romane Dostojewskijs ist die Katharsis der
griechischen Tragoedie, die große Entsühnung, über den verdon»
nernden Gewittern und der gereinigten Atmosphäre flammt die
erhabene Glorie des Regenbogens, das höchste russische Symbol
der Versöhnung. Erst wenn die Helden Dostojewskijs den reinen
Menschen aus sich geboren haben, treten sie in wahre Gemein-
schaft. Bei Balzac triumphirt der Held, wenn er sich die Gesell-
schaft bezwingt, bei Dickens, wenn er sich in die soziale Schicht,
in das Bürgerliche, in die Familie, in den Beruf eindrängt. Die
Gemeinschaft, die der Held Dostojewskijs anstrebt, ist keine soziale,
sondern eine religiöse, er sucht nicht Gesellschaft, sondern Welt»
bruderfchaft: und dieses Hingelangen zur eigenen Innerlichkeit
und damit zur mystischen Gemeinsamkeit ist die einzige Hierarchie
in seinem Werk. Seine Einsamkeit, seine Absonderung, die Stolz
war, hat Jeder zerbrochen und in unendlicher Demuth und glü»
hender Liebe grüßt sein Herz den Bruder, den reinen Menschen in
jedem Anderen. Dieser letzte, gereinigte Mensch kennt keine Unter«
schiede mehr, kein soziales Standesbewußtsein; nackt, wie im Pa»
radies, hat seine Seele keine Scham, keinen Stolz, keinen Haß, und
keine Verachtung. Verbrecher und Dirne, Mörder und Heilige,
Fürsten und Trunkenbolde halten Zwiesprache in jenem untersten
und eigentlichsten Ich ihres Lebens, alle Schichten fließen in
einander, Herz zu Herz, Seele in Seele. Nur Das entscheidet: wie
weit Einer wahr wird und zum wirklichen Menschenthum gelangt.
Denn keine soziale Stufenleiter reicht zu diesen Höhen hinauf, die
außerhalb des zeitlichen Lebens stehen, kein Senkblei der Moral
tastet in diese letzten Abgründe des irdischen Herzens. Wie diese
Entsühnung, diese Selbstgewinnung zu Stande kam, ist gleichgil»
tig. Keine Ausschweifung beschmutzt, kein Verbrechen verdirbt.
Seine Justiz kennt das Brandmal nicht, das unauslöschbare Stig»
ma: Thränen können alles Blut wegwaschen. Im Kosmos Dosto»
jewskijs giebt es keine endgiltig Verworfenen, von denen Gott

sein Antlitz wendet, keine Hölle, keinen untersten Kreis wie bei Dante, aus denen selbst Christus die Verurtheilten nicht zu erheben vermag, er kennt nur Purgatorien, reinigende Flammen, das Fegefeuer und die Feuer der Entsühnung. Der Verbrecher ist (und hier schuldet Dostojewskij das Wort dem russischen Volke) ihm nur der „Unglückliche" und seine That die Wirkung grausamen Zwanges, zehrender Seelennoth, um deren willen man ihn doppelt lieben muß. Nicht das Grauen allein, sondern auch das Mitleid wächst! am sEntsetzlichen einer That, und wie der Staretz, sein Heiliger, scheint er die Sündigsten am Meisten zu lieben aus dem geheimen Bewußtsein einer Polarität, daß auf dem untersten Grunde, im Dunkelsten eines Erwachens auch stahlhart die Reue funkelt, daß der irr handelnde Mensch noch immer k"mehr der seelisch glühende ist und näher dem wahren Menschen als die Stolzen, die Kalten und Korrekten, in deren Brust er erfroren ist zu bürgerlicher Gesetzmäßigkeit. Es giebt nichts Unwiderrufliches, nichts Ansühnbares in Dostojewskij. Man sehe seine Helden: Grauen geht ihnen voraus, ihr Antlitz ist von Blut und Schmutz überklebt, ihre Fäuste sind verkrampft, die Brust stöhnt Schrei und Fluch, das Thier tobt in ihren Sinnen. In ihren Augen funkelt die Lust, ihv Oehirn ist vergiftet, Furchtbare sind sie, vor denen der Blick zurückscheut. Aber allmählich beginnt sich dies finstere Mntlitz zu durchgeistigen, die grausame Spannung löst sich in eine erhabene Schmerzlichkeit, durch ihr Leid beginnt das Urleid der ganzen Menschheit zu schimmern, in ihrer Existenz das Unendliche des Lebens sich zu spiegeln. Und wunderbar ist es, wie immer mehr das Licht ihre Züge badet, bis endlich Gott durch» bricht aus ihren Blicken und von innen eine Schönheit strahlt, die Läuterung über den Schmutz und das Blut gießt, das ihre Thränen längst weggewaschen haben. Bei Tolstoi giebt es eine solche Novelle, wo ein Engel in ein Menschenantlitz sieht und nur Tod darin findet, weil es ohne Liebe ist, bis endlich die Mildthätigkeit darin erwacht und eine ungeheure Lebendigkeit. So klären sich alle die Antlitze seiner Helden allmählich auf, immer von innen Übergossen vom Widerschein der brennenden Seele, und das vergossene Blut funkelt im Heiligen Gral zur Entsühnung der ganzen Menschheit. Allen Menschen Dostojewskijs ist, weil sie nur auf den inneren Menschen, auf den Bruder blicken, das Grauen fremd. Si« ibesitzen die erhabene Fähigkeit, die er einmal die typisch russische nennt, nicht lange hassen zu können, und darum eine unbegrenzte Verstehen sfähigkeit alles Irdischen. Nichts ist ihnen fremd, eine intuitive Durchleuchtungsgewalt strömt vom schöpferischen Herzen Dostojewskijs bis in die feinsten Adern seiner

Menschenseelen. Sie alle verstehen sich, selbst wenn sie sich hassen, und dann vielleicht am Meisten, weil die Reue sie da zur Liebe zwingt. Noch Hadern sie oft mitsammen, noch quälen sie sich, weil sie sich ihrer eigenen Liebe schämen, weil sie eigene Demuth für eine Schwäche halten und noch nicht ahnen, das; sie die furchtbarste Kraft der Menschheit ist: aber ihre innere Stimme weiß, immer schon um die Wahrheit. Während sie einander mit Worten schmähen und befeinden, blicken die inneren Augen sich längst selig verstehend nn, Lippe küfzt leidvolldenBruderm und. IhreWorte, ihre Thaten zu einander sind nur Szenerie, nur Folie in allen diesen Werken; das wahre Begebniß ist das innerliche, unsichtbare der brüderlichen Erkennung; und diese innere Zwiesprache, dieser Gesang der Seelen, ist die Musik in Dostojewskijs Werk.

Wien. StefanZweig.

Die Oesterreicher.

Des Feldherrn Trinkspruch.

abt Sank, Ihr Freunde; doch Ihr lobt «Luch selbst,
Da Zhr mich Helden preist! Ihr schlugt Luch tapfer,
Der Sieg ist unser. Also seid bedankt.
Nur weil Ihr mich so überschwänglich lobt,
Mich todesmuthig nennt, tollkühn und iapfer,
Und weil Ihr jung scid, neiderweckend jung,
will ich von meinem Todesmuth Euch sagen....
Auch ich war damals jung, so sündhaft jung,
Daß mir der Tod begehrenswerth erschien.
Vb sie nun Anna hieß, Elisabeth:
was wollt Ihr mehr, ich war es überdrüssig,
Ihr Spiel zu sein, ich rüstete zum Sterben,
Sic sollte fühlen, was es heißt: sein Henkerl
So lag mein Dolch bereit, deß glatte Schärfe
Den Sxringquell meines Bluts befreien sollte,
Daß meine Seele sich zum Himmel schwinge.
Nun schrieb ich noch zwei schwere Zeilen Abschieds,
Und da, von meinem Schmerze ganz betäubt,
Schon grau umdüstert von des Todes Schatten,
Schob ich den Dolch vom Tischlcin, drauf ich schrieb,
Daß er herniederfiel; ich griff danach
Und ritzte meine Hand.
„Blutl" rief ich, „Blut!
Fürwahr, ich blute!" Und sprach sogleich weiter,
wie eine Mutter: „Hoffentlich nichts Schlimmes!"
Ich nahm mein Tuch, geschäftig netzt, ich es

Die Zukunft.
Und preßt, es an die wunde: „Gott sei Dank!"
(Ein tiefer Seufzer löste meine Angst,)
„Das war noch gnädig!"
Doch da fiel mein Blick
Auf die zwei Zeilen Ueberschwangs vor mir,
Den Abschied vor dem Tod, den ich geschrieben,
Indeß jetzt meine Lippen „Gott sei Dank,
Der Ritzer ist nicht schlimm I" sehr dankbar hauchten.
Und da, in diesem „großen" Augenblick,
Erschütterten mich . . , Glaubt Ihr etwa, Thräncn?
Ja freilich, Thränen I Ein so laut Gelächter
Erweckte mich aus meinem Lügenpathos,
Ein Lachen, das mein Lebenstaumel lachte,
Daß es mir heut noch in den Bhren gellt,
Ihr jungen Freunde, seht: Dies ist der kzeld,
Den Ihr so tapfer rühmt I Ihr wart heut tapfer,
Da es um Ernstes ging. Senkt nicht die Blicke,
Ihr Allerjüngsten, und erröthet nicht,
Vb sie nun Anna heißt, Maiia, Röschen!
Ihr habt heut tapfer mit dem Tod gekämpft,
Ihr werdet muthig mit dem Leben ringen!
Windischgraetzdrag oner.
Generalfeldmarschall Josef Graf Daun
Möcht, gern den Feind in Stücke hzun.
Siebenmal auf die Höhn bei Kolin
Ließ der Große Fritz seine Blitze sprühn;
Jetzt, Daun, Du Zauderer, müßtest Dus wagen,
Nicht abwehren blos: angreifen und schlagen!
Und der Reiteroberst, Regiment von Ligne,
Kühn sprengt er vor den Feldmarschall hin:
„Ezcellenz, ich bitte, mein Regiment,
Ganz junges Volk, es glüht, es brennt,
Ich höre sein Blut in den Adern brausen.
Laß uns ans den Feind herniedersausen I"
Lacht Daun: „Die Frechkeit macht mich starr!
Mit den Grünschnäbeln willst Dus richten, Du Narr,
Mit den Milchgesichtern, rosig und zart,
Mit den Mädellippen ohne Bart
Gegen die Knasterbärte des Großen Fritzen!"
„Ich bitt,, Ercellenz!" „Nun, Gott mag Euch schützen!
Und sie preschen nieder, Donner und Blitz!
Die windsbraut versteckt sich, es kehrt sich der Fritz,
von oben Kartätschen, hier Säbelgeftitz,

Die Oesterreicher.
Sie lassen nicht locker I Das ist kein lvitz!
Sie brüllen Hurra und die Rosse keuchen,
Sieg, Sieg! Und der Große Fritz muß weichen!
Das war eine Schlachtl vierzehntausend Mann
Erprobte Soldaten, glaubten daran;
Und viele Fahnen und schweres Geschütz
Fehlten am Abend dem Großen Fritz.
Jetzt staun,, Graf Daun I s thuns nicht blos die Alten
Er nickt: „Hütts nicht für möglich gehalten!"
Linst Ligne, jetzt Nlindischgractzregiment,
Rein Beftreicher, der die Dragoner nicht kennt;
Sie tragen noch heut keine Schnurrbärte nicht
Und tragen sehr stolz ihr glattes Gesicht:
So wollen sie glatt in den Feind cinreiten.
Und so solls bleiben in Ewigkeiten!
Offizierballade.
Nach dem Kampf mit den wilden Banden
Unten in der Krirooscie,
Sah man viel Krüppel in Oesterreichs banden,
Armstumpf, Stelzbein und Humxelknie,
Da hat Eins das Volk verdrossen:
„Sind denn die Kugeln so wählerisch?
Nur das Volk war zu Krüppeln geschossen;
Der «Offizier blieb heil und frisch!
Aber noch schlimmer als Kugeln sind Messer!
lven ihre Kugel zu Boden warf,
Den verstümmeln die pilaffrcsser
Mit ihren Messern; und die sind scharf!
Warum blos unsere braven Soldaten,
Nie Offiziere?" Mich kränkt dies „warum?"
Und so will ichs Euch gern vcrrathen,
Denn ich weiß, die Scham macht Euch stumm.
Hört denn: die wiener Herren wußten,
Diesmal gilts nicht die offene Schlacht,
Die unsere Truppen bestehen mußten:
Diesmal wird es ganz anders gemacht.
Grausamer Blutdurst ist zu erwarten,
Auf den verwundeten stürzt sich die Gier,
Und was seiner für Gräuel harrten,
Das zu schildern, erlaßt Ihr mir.
Der Offizier, der mag selber entscheiden,
Bb ihm der Tod nicht lieber sei,

Als den Schimpf der Entmannung zu leiden
Durch das Messer der Barbarei.
Will er verstümmelt nicht weiterleben
(Also beschlossen die Herren in Wien)
Sei ihm die Hilfe gleich mitgegeben
In einer sicheren Pille Strychnin.
Nun überlegt: Sich verwundet zu wissen
Und in dem Schmerz und sickernden Blut
Noch die Pille suchen zu müssen,
Dazu brauchts wahrhaften Heldenmuth.
Stellt Luchs nur oorl ^on all den Braven
Kam nicht Einer als Krüppel zurück.
Mögen sie ruhig den Heldentod schlafenI
Seht Ihr: Ihr schweigt I Stumm senkt Ihr den Blick . ..

Böhmisches Soldatenlied.

Bei einem böhmischen Regiment
Bin ich in Reih und Glied gestanden:
Sind brave Burschen, Savverment,
Und lauter geborene Musikanten!
Das sind Burschen, wie Wein, kein Falsch und Fehl,
Und haben das Herz auf dem rechten Flecke;
Und Dienst ist Dienst und Befehl ist Befehl
Und Das Herz pocht stolz an die blauen Röcke.
Und Marsch!rcn und Rackern und Schinderei:
Das kann uns (der Teufel!) ein'n Vuark geniren;
Ist überall doch Musik dabei!
Und Musik liegt schon im bloßen Marschiren.
Und schimpft der Korporal, so nimmts der wind,
Ich geb' nur Acht, daß ich drüber nicht lache . . .
Und Das macht der Liebe uvck immer kein Kind
Und das Leben ist doch eine eine Sache!
Und der Trommler, der schlägt sein Extrastück
Und unser Hornist wird blau zum Zerspringen,
Und wenn auch der schwere Tornister drückt,
So dürfen wir pfeifen und singen und singen:
Drei Jahr' sind bald um und dann ist es aus.
Und heißts in den Feind marschircn und sterben,
Frau Mutter, habt Kinder genug zu Haus:
Die solln meinen Tschako und Stiefel erben!

Prag. Hugo Salus

Staatsfinanzen im Krieg.
as Kapital hat sich den Lebensbedingungen des Krieges gefügt.
Die offizielle Börse ist noch immer geschlossen. Doch die Börsen-
leute dürfen sich ungestört in den heiligen Hallen versammeln und „im
fr eienVerkehr"Geschäfte machen. Wennwirklichgehandeltwird,vollzieht
sichs zwischen den Bankbureaux. Der Rest ist Spekulation. Man nennt
Kurse, obwohl es keine kontrolirten Preise giebt. Dieser Zwiespalt ist
»natürlich bemerkt worden; und wir hörten manchen Zadel der „Cou»
lissengeschäfte". Doch seit in London, Paris, New Vork die ersten Spu-
ren eines beglaubigten Börsenhandels sichtbar geworden sind, möchte
Berlin nicht ganz im Dunkel bleiben. Der Börsenvorstand hat vor
Ende Dezember durch eine Umfrage festzustellen versucht, wie groß die
Summe des bei Banken und Bankiers auf Wertpapiere entliehenen
Geldes sei. Die, Zahl war nicht groß; und die Auflösung dieser Engage-
ments hätte keine Gefahr gebracht. Fraglich aber blieb, ob den Kursen,
durch den unvermeidlichen Andrang der hinter dem Schleufzenthor
lagernden Papiere, nicht zu viel zugemuthet würde. Denn der Wunsch,
wieder in ein reguläres Tauschverhältniß zu kommen, entspringt nicht
so sehr dem Verlangen nach Kaufgelegenheit wie dem Sehnen nach
Berkaufsmöglichkeiten. Der deutsche Kapitalist, der in Friedenstagen
dem Bereich der deutschen Staatsrenten fern blieb, hat sich besonnen
und erkannt, daß im geschlossenen Handelsstaat der Kredit der öffent-
lichen Gewalten sich noch am Leichtesten verwerthen läßt. Die Klasse I
der Reichsbank hatte im Frieden keine starke Anziehungskraft. Aeber-
all gab es Möglichkeiten, Geld zu „machen"; der Lombard von Werth-
papieren war nur eine von vielen Quellen. Jetzt sind die meisten ver-
siecht: deshalb ist das Staatspapier im Käuferinteresse vornan.
Mit dem Geld gings ähnlich. Als Panik herrschte, suchte Jeder
sein Schiff mit Gold zu beladen. Am Ende des Jahres aber, nachdem
der Krieg fünf Monate gedauert hatte, waren bei der Reichsbank
84« Millionen Mark mehr Gold als am letzten Iulitag 1914, Davon
WS Millionen aus dem allgemeinen Besitz; denn 205 Millionen hatten
Juliusthurm und Kriegsreserve abgegeben. Die goldene Notendecke
reichte über fast 42 Prozent des Gesammtbestandes, während Ende
1910 nur 32 Prozent vergoldet waren. Die Darlehnskassenscheine bil-
den eine Klasse für sich. Am dreiundzwanzigsten Dezember waren nur
400 Millionen Mark davon im Verkehr. Was die Reichsbank in ihren
Beständen hat, kommt erst in zweiter Linie. Die Geldscheine der Dar»
lehnskassen sind zwar geeignet, die Banknoten mit zu stützen; es be-
darf aber dieser Bürgschaft nicht, weil die metallische Rüstung allein
breit und dicht g«nug ist, um das deutsche Geld unverwundbar zu
machen. Die Darlehnskassen sind ermächtigt, bis zum Betrag von

3000 Millionen Geld auszuleihen. Am letzten und heißesten Geschäfts»
tag des Iahres war die Staffel erst bei 1317 Millionen. Wer nicht
Unmögliches verlangt, kann aus den Gaben der Statistik nur günstige
Schlüsse ziehen. Die Reichsbank steigerte ihre Rate am ersten August
von S auf 6 Prozent, während die sonst so ruhige Bank von England
von 4 auf 8 und dann auf 10 Prozent gesprungen war. Und dabei
hatte das deutsche Centralinstitut schon im Frieden (1907/08) 71/2 Pro-,
zent gefordert. Der Durchschnittsdiskontsatz des Iahres 1914 blieb, mit
4,88, nm 1 Prozent hinter dem Durchschnitt von 1913 zurück. Am
Tag vor Weihnachten wurde der amtliche Zinsfuß von 6 auf 5 Pro-
zent gekürzt. Solche Dezemberfreuden hats erst einmal gegeben (1913);
und der Entschluß war im Kriegsjahr eine That. Keine übereilte;
denn Präsident Ravenstein konnte sagen, daß die deutsche Wirthschaft
sich den neuen Umständen gut angepaßt habe. Dann kam eine Mah-
nung, die an frühere Tage erinnerte: Keine spekulativen Ausschrei-
tungen! Wenn an die Möglichkeit solcher Ausschweifungen gedacht
wird, müssen die Voraussetzungen nicht in unabsehbarer Ferne liegen.
Auch in Frankreich gab es eine amtliche Erörterung der Finan-
zen. Herr Ribot legte der Budgetkommission der Kammer seinen Bericht
vor. Das Geständniß, Frankreich sei für den Krieg finanziell nicht ge-
rüstet gewesen, soll beweisen, daß die Nation den Krieg nicht gewollt
habe. Aber der Finanzverwaltung Frankreichs war stets nachgesagt
worden, sie habe die feinste politische Technik. Rußland, der Balkan,
Südamerika: Etapen der französischen Finanzkunst. Haben sich die
Geschäfte gelohnt? Südamerika brachte noch vor dem Krieg böse Kata-
strophen. Auf dem Balkan waren die Kaiserliche Osmanenbank und
die Dette Publique Ottomane die prunkvollen Gefäße des pariser Ehr-
geizes. Auf mehr als 3 Milliarden werden Frankreichs Darlehen
an die Türkei geschätzt. Die Anleihe von 800 Millionen, die Djavid
Bey im Frühjahr 1914 vom Ministerium Doumergne erlangte, war
als Krönung des Werkes gedacht. Sie. bescherte den Franzosen die
ersehnten syrischen Eisenbahnkonzessionen. Was ist von all dieser
Herrlichkeit geblieben? Welche Summe die Gesammtheit der franzö-
fischen Guthaben, mit dem Effektenbesitz, in Rußland deckt, ist nicht
bekannt. Vor dem Krieg war Paris über Petersburg ärgerlich. Die
Baissiers von der Newa, die der Finanzminister Bark nicht bän»
digen konnte, hatten die smis st slliss gekränkt. Die rächten sich und
warfen Haufen von „Russen" über die Grenze. Daß man die eigenen
Anleihen zu niedrigeren Preis zurückkaufen mußte, verdarb die Laune.
?empi pssssti, Geld war natürlich in Frankreich nicht mehr zu haben;
aber die Banque de France und die Russische Staatsbank vereinbar»
ten, wie die französischen Außenstände flüssig gemacht werden könw»
sten. Bis Mitte Dezember waren die unbefristeten Vorschüsse an die
Regirung auf 3600 Millionen Francs gewachsen. Bis zu 6000 Mil-
lionen kann die Bereitschaft des Noteninstituts gestreckt werden. Bon
ihr zehrt der Staat, die Börse (200 Millionen wurden für den Abbau

der Report-Engagements gewährt), die Verbündeten (Belgien mit
25«, Serbien mit 9«, Griechenland mit 2«, Montenegro mit 0,5 Mil-
lionen). Gekostet hat der Krieg (offiziell) bis Mitte Dezember 6441
Millionen; gefordert werden für das erste Halbjahr 1915 852S Millio-
nen. Die Nationalvertheidigungbons (Obligation» äs äsksuss nstionäls),
die dem Publikum einen gangbaren Weg zur Unterstützung des
Staates zeigen sollten, sind nicht ausverkauft worden. Das franzö«
fische Publikum nahm etwa eine Milliarde; 100 Millionen wurden in
London untergebracht. Wie sollen die 8525 Millionen, die der Staat
braucht, flüssig gemacht werden? Die Einkommensteuer kann vor
1916 nicht eingeführt werden. Nur der direkte Weg zum Geld ist mög-
lich. Aus der Bank sind noch 2400 Millionen zu holen, wenn der ge-
schliche Beitrag zu den Mobilisirungskosten, den das Institut zu
leisten hat, nicht über 6000 Millionen erhöht wird. Vielleicht entschließt
sich England, neue Hilfe zu leisten. Zunächst wurden 250 Millionen
Schatzscheine zu 5 Prozent in London begeben. Die Darstellung des Fi-
nanzministers Ribot hat ergeben, daß die Verwaltung der französi-
schen Geldwirthschaft durchaus nicht mehr auf der Höhe ihres alten
Ruhmes stand, als der Krieg begann. Sie war allzu „politisch".
Nicht besser als den Franzosen geht es den Russen. Was Kokow-
zew in einem Iahrzehnt tüchtiger Arbeit erreicht hatte, bröckelt nun ab.
Dem Staatsbudget fehlt die Hauptsache: das Branntweinmonopol.
Eine Ouelle, aus der eine Milliarde sprudelte, ist nicht leicht zu ent-
wehren. Und die Eisenbahnen haben den größten Theil ihrer Ein-
nahmen verloren. Bis Ende Oktober betrugen die Kriegsausgaben
1785 Millionen Rubel; und es war nicht ganz einfach, sie zu decken.
1100 Millionen Rubel wurden in Schatzanweisungen begeben; dann
kam eine fünfprozentige Anleihe von 500 Millionen, deren Erfolg
zweifelhaft ist, weil die Regirung nach diesem Geschäft nicht mehr
den eigenen Markt ausfluchte, sondern sich in England Geld lieh.
Me City pumpte zweimal je 250 Millionen Mark. Als Garantie
muhte Petersburg 170 Millionen Mark Gold aus der Staatsbank
in London hinterlegen. Und das Geld, das die britische Finanz sich
für den Bundesgenossen abrang, wurde nicht etwa nach Petrograd)
geschickt, sondern blieb zu Haus, um russische Schulden (aus An-
leihen und Handelsgeschäften) zu decken. Rußland sieht, trotz seinem
Reichthum, für die nächste Zukunft enge Lebensmöglichkeiten vor sich.
England bezahlt einen großen Theil des Krieges aus seiner
Tasche. Belgien, Iapan, Rußland, die Kolonien sind Kunden des
englischen Geldmarktes. Als Lloyd George, Mitte November, sein
Programm vorlegte, war die Hälfte des Kredits von 535 Millionen
Pfund Sterling (11000 Millionen Mark) schon aufgebraucht. Auf
eine 3V»Prozentige Anleihe von 325 Millionen Pfund, die zum Kurs
von 95 begeben wurde und schon im Jahr 1928 zum Parikurs zurück-
gezahlt werden soll, wurde der ganze Betrag gezeichnet, so daß alle
Posten voll zugetheilt werden konnten. Da die Bank von England

Vorschüsse auf die Anleihe, zum Emissionpreis und 1 Prozent unter Bankdiskont (4 Prozent), für drei Iahre zur Verfügung stellte, war die Abwickelung des Geschäftes nicht allzu schwierig. Man vergleiche damit die Bedingungen der deutschen Darlehenkassen: Verzinsung zum unverkürzten Banksatz (damals also 6 Prozent), Beleihung von nur 75 Prozent des Kurswerthes, Dauer des Darlehens sechs Monate. Die Anleihe allein genügt dem englischen Geldbedarf nicht. Runt» 185 Millionen Pfund müssen durch Steuern aufgebracht werden. Die Einkommensteuer (1 »K 4 ä auf 1 L) soll verdoppelt werden. Außerdem werden Bier und Thee schwerer belastet. Die Engländer können mit ihrem Geld freilich mehr leisten als Das, was der Krieg ihnen bisher abforderte. Wenn die City nicht nervös wird. Herr Lloyd George wollte ihre Nerven schonen, als er sein Finanzprogramm auf den fünfzehnten März begrenzte. Die Bank von England wird nach diesem Termin vor neuen Geldproblemen stehen. Und noch darf man zweifeln, «b die londoner Bankiers nach dem Krieg die Kraft haben werden, als Erben der pariser die Pflichten und Genüsse des Weltgläubigers auf sich zu nehmen. Wir aber dürfen uns getrost sagen, daß die Bereitschaft unserer Finanzen sich sehen lassen kann.

Ladvn.

Leise schreiten die Toten.
schreiten die Toten,
keise in endlosem Zug.
vor dem marmornem.Thor,
An der Pforte der «Lwigkeit:
Da halten sie an.
Sie winken den Abschied
Der blühenden «Lrde,
Der verdämmernden Heimath;
Und schweigend legt Jeder
Des Wesens Kleinod
Auf den Opferaltar.
,Ls kommen die Denker
Und opfern Gedanken,
Die ewigen Leuchten ihrer Zukunft,

Leise schreiten die Toten.
Die jäh nun in Nacht
Der Tod getaucht.
Ls komme» die Dichter,
<Ls kommen die Künstler:
Und all die ungeborenen Werke,
Die heimlich doch schon dem blühenden keben
In ihrer Seele entgegenreiften,
Die schichten sie auf.
Die Forscher kommen, die einsamen Männer,
Die über Retorten und Instrumenten,
Ueber Zahlen und über Skripturen
Nächte zum Heil der Menschheit durchgrübelt,
Bis der Tod mit knochigem Faustschlag
Dröhnend in die Geräthe schlug.
Erfindung, Entdeckung,
Halb erst erdacht und halb errechnet,
Die nebelumwallten Träume des Werdens,
Die schichten sie auf.
Und Männer kommen, die Männer der That,
Die Arieger von Kampf zu Kampf geführt,
Die sieghaft fremde Meere befahren
Und die in nächtigen wassertiefen
Furchtlos und treu ihres Amts gewaltet,
In fernen Zonen und in der Nähe,
Ueberall der Schrecken der Feinde:
All ihre unvollbrachten Thaten,
Pläne von herzzersprengender Kühnheit,
All ihre Kraft, ihren Heldenmuth,
Dem der Tod die Sehnen zerschnitt,
Die schichten sie auf.
Und Tausend kommen und Abertausend,
All die unzähligen Männer der Arbeit,
Die, im Fleiß unablässig, mit freudigem Schaffen
Mit an dem Ruhm der Heimath gebaut
Und denen der Tod nun die Hände gelähmt:
Das mühvoll errungene Glück des Weibes,
Die stille Hoffnung friedlichen Alters,

Die dunkle Zukunft unmündiger Rinder,
In stummer Sorge, doch stolzdurchleuchtet,
Schichten fies auf.
Und wieder Tausend und Abertausend,
All die blühenden Iünglinghäupter
Deren einzges Besitzthum ihr jungfrisches Leben;
Fürftensprößling und Edelknaben,
Bürgersöhne und Bauernkinder,
Wie man vordem die Stände schied,
Heut sind sie,gleich. Strahlende Jugend,
Flammender Muth und lachendes Sterben
Durchglüht sie, Alle, und flicht des Ruhms
Unverwelklichen Rranz um ihren Scheitel.
Die gaukelnden Bilder von Leben und Glück,
Goldene Träume von sonniger Liebe,
Unversiechlich getränkt von den Thränen der Mütter,
Die schichten sie auf,
Höher und höher, bis in die ZVolken
Thürmt sich der Opferaltar.
Und in der Lerne, in dämmernden Weiten,
Naht noch ein Zug,
Der Zug der Siechen ...
Auf die Rnie! Auf die Rnie!
Auf die Rnie wir Alle,
Die wir daheim!
Neigt Luch in Demuth,
Beugt <Luch in Ehrfurcht,
Aus zuckenden Herzen breche ein Vuell,
Ein strömender Wuell wie wundwarmes Blut
Unauslöschlicher, ewiger Dankbarkeit,
Dankbarkeit, die nicht ruht und rastet,
Dankbarkeit ohne Maß und Grenzen,
Dankbarkeit für die schweigenden Helden,
Die für uns und unsre Erlösung gelitten,
Wie Einer dereinst für die Menschheit litt.

Hamburg. Theodor Suse.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Horden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag « Garleb G, m. b. g. in B«li».

] = 136; HT.params['page'] = 'root'; HT.params['size'] = '100'; HT.params['orient'] = '0'; HT.params.download_progress_base = '/cache/progress'; HT.params.RecordURL = 'http://catalog.hathitrust.org/Record/000679567';

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.90 1915.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067090103

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067090103?urlappend=%3Bseq=136

Embed this book

About versions

Version: 2012-03-22 12:14 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

Die dunkle Zukunft unmündiger Rinder,
In stummer Sorge, doch stolzdurchleuchtet,
Schichten fies auf.
Und wieder Tausend und Abertausend,
All die blühenden Iünglinghäupter
Deren einzges Besitzthum ihr jungfrisches Leben;
Fürftensprößling und Edelknaben,
Bürgersöhne und Bauernkinder,
Wie man vordem die Stände schied,
Heut sind sie,gleich. Strahlende Jugend,
Flammender Muth und lachendes Sterben
Durchglüht sie, Alle, und flicht des Ruhms
Unverwelklichen Rranz um ihren Scheitel.
Die gaukelnden Bilder von Leben und Glück,
Goldene Träume von sonniger Liebe,
Unversiechlich getränkt von den Thränen der Mütter,
Die schichten sie auf,
Höher und höher, bis in die ZVolken
Thürmt sich der Opferaltar.
Und in der Lerne, in dämmernden Weiten,
Naht noch ein Zug,
Der Zug der Siechen ...
Auf die Rnie! Auf die Rnie!
Auf die Rnie wir Alle,
Die wir daheim!
Neigt Luch in Demuth,
Beugt <Luch in Ehrfurcht,
Aus zuckenden Herzen breche ein Vuell,
Ein strömender Wuell wie wundwarmes Blut
Unauslöschlicher, ewiger Dankbarkeit,
Dankbarkeit, die nicht ruht und rastet,
Dankbarkeit ohne Maß und Grenzen,
Dankbarkeit für die schweigenden Helden,
Die für uns und unsre Erlösung gelitten,
Wie Einer dereinst für die Menschheit litt.
Hamburg. Theodor Suse.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Horden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag « Garleb G, m. b. g. in B«li».

Berlin, den 3«. Januar 1915.
Im sechsten Monat.
Dmowski«Marsch.
der letzten Noveinberwoche hatte der Polnische National» ausschuß in Warschau an dieVolksgenossen einenAufrufver- ö'ffentlicht,den dieGeschichtePolens nicht vergessen wird. «Unscr gefährlichster Feind, dieMacht, die Polens völlige Vernichtung will und mit allen Waffen derGewalt und bewährter Schlauheit vorbereitet hat, steht plötzlich nicht nur uns,sondern dem größten Theil Europas drohend gegenüber. Und wir, die in hartem All» tagskampf die Heimstätten unsererVäter gegen diesenFeind ver» theidigen,wir sahen, daßwider ihndiedreiGroßmächteRußland, Frankreich, England ins Feld zogen. Auf welcher Seite unser Platz zu wählen sei, war nie zweifelhaft; das Bewußtsein aller Volksschichten, der gesunde Instinkt wies dem Piastenvolk den Weg. In diesem Krieg ist dieNiederlage der Deulschen unser Sieg. Dem Wort, das unsere Stellungwahl andeutete, antwortete der Inhaber der höchsten russischen Kommandogewalt mit der Ver» heißung, unser heiligstes Sehnen werde ans Ziel gelangen. Aus dem Westen kam, von Rußlands Verbündeten, das Echo: Dieser blutige Krieg muß Polens Einheit und Entwickelungfreiheit wie- derherstellen. Vor dem Leuchten eines so hohen Zieles verblaßt dieErinnerung an alle Kämpfe undLeiden von gestern; inIcdem von uns lebt nur ein Wille noch: die deutsche Macht zu brechen AndallePolenunterRußlandsSzepterzueinen.Indiescrgroßen

Stunde unserer Geschichte darf keine ParteistImme hörbar wer»
den. Der Nationalausschuß will die Grundmauer schaffen, auf
der das Gebäudeunsererpolitischen Bereitschaftsicher ruhenkann.
Alle Kräfte regen sich, um die Niederwerfung der Deutschen zu
erwirken.AusfroherBegeisterung eilt unfereIugend unterRuß»
lands Fahnen. Hunderttausend Söhne unseresLandes kämpfen
für die große Sache. Der Krieg bringt Elend und Verwüstung;
doch die Zuversicht in ein besseres Los lehrt uns allesUngemach
geduldig tragen. Als der Feind vor Warschaus Thoren stand,
vermochte er dennoch nicht, durch seine Macht uns zu schrecken,
durch Zusagen uns inVersuchung zu führen; die ruhige Fassung
des Volkes war nicht zu erschüttern und mit Verachtung wandte
es sich von Denen, die ihm Versprechung als Köder hinhielten.
Das geschah sogar in denLandestheilen,die derFeind besetzt und
seiner Herrschaft unterthan hatte. Ihn narrte dieHoffnungauf die
bewaffneten Schaaren, in die, auf OesterreichsBoden, Häufchen
der unwissendenIugend durch das nationale Losungwort verleitet
worden waren, dieaberaufdenWiderstand des imWollen einigen
Volkes stießen. Der pfiffige Plan der österreichischen Regirung,
die den Polen einbilden wollte, dieseWaffnung werde von allen
SchichtenGaliziensgebilligtund gefördert, istertraglosgeblieben.
Wirwissen jetzt, daß die Offentliche Meinung, nichtnur im König-
reich und in dem vonPreußen errafftenPo'cnland, sondern auch
imgrößtenTheilGaliziensgegendieSchützenschaarist.Werkönnte
heute noch aufOesterreich holsen? Auch die noch nicht inKlarheit
gelangten Geister merken endlich, daß dieses Reich, in dem un»
sereVolksrechte nicht ganz mißachtet wurden, aus der Selbstän»
digkeit in die preußische Machtsphäre geglitten ist. Deutschland ist
unserFeind. GegenDeutschkcmd kämpfen wir mit der Gesammt»
macht unserer Seele. Iede von Polen der deutschen Selbstsucht
geleistete Hilfe ist einVerbrechen wider den Geist Polens.Schon,
hat Rußlands Heer die Erde des österreichischen Po'ens betre»
ten und wirdürfen erwarten, daß es auchindasvon denPreußen
annektirte Land einziehen wird. Die Deutschen werden gewiß ver-
suchen,unser Volk gegen das russischeHeer aufzureizen.Das darf
nicht gelingen. Der Geist unseres Volkes war niemals zu spalten.
Vor ihm liegt eine glückliche Zukunft. Ihr, die uns Einheit und
Freiheit bringen soll, gehört auf polnischer Erde jeder Gedanke

und jede Willensregung. "SiebenundzwanzigNamen stehen un-
ter dem Aufruf (der Herrn Roman Dmowski, dem Verfasser der
Bücher «Gedanken eines Polen von heute" und »Deutschland,
Rußland unddiePolenfrage*,zuzuschreibenist);nebenden Bad-
zynski, Lubomirski, Plater, Radziwill, Rudnicki, Schebeko, Za»
inoyski findet das Auge einen Wielopolstt. Einen (Siegmund)
aus dem Stamm des Marquis Alexander Wielopolstt, der18W
über die galtzische Gräuelzeit den «Brief eines polnischen Edel»
mannes an den Fürsten Metternich" in Brüssel veröffentlichte
und seitdem stets der Landsmannschaft die Verständigung mit
Rußland empfahl. «Ein stattlicher Mann von festen Gesichtszü»
gen, gebieterischem Auftreten, gedrungenerRedeweise; ein treff-
licher Verwalter seiner großen Güter; ein stolzer Aristokrat von
starken Leidenschaften und eiserner Willenskraft; herrisch gegen
Andere und gegen sich selbst, unersättlich auf gediegenes Wissen
dringend, unerbittlich in seiner logischen Konsequenz, unbarm»
herzig gegen jede noch so schöne Täuschung; nach all diesen Zügen
dem erregbaren, jedem momentanen Eindruck hingegebenenWe»
sen seiner meisten Landsleute entgegengesetzt, also ein Fremder
unter Seinesgleichen, unverstanden und unbeliebt." (Sybel). Die
Hoffnung auf die Wiederkehr polnischer Königsherrschaft dünkte
ihn eitler Gassenwahn. Nur einen Feind sah er: den Deutschen.
Der wird den Slawen nie als ebenbürtig achten, nie aus freiem
Willen in nationale Selbständigkeit wachsen lassen.Dessen Vor»
drang aufflawischenBoden muß drum gehemmt undjede Scholle,
auf die der Deutsche als Herr den Fuß gesetzt hat, muß zurücker»
obert werden. Nur in Eintracht mit Rußland kann Polen gedei»
hen;nur als Schutzstaat des Zarenreiches sich wieder in die alten
Grenzen ausdehnen. Das hat Wielopolstt schon 1860 in seiner
Denkschrift anGortschakow ausgesprochen. ImFebruar 1861 em-
pfahl er dem in Warschau tagenden LandwirthschaftlichenVerein
eine Adresse, die denZarenAlexander derPolentreue versichern,
die Wiederherstellung der Verfassung, dieReform des Agrarwe»
sens und des höheren Unterrichtes, die Zulassung der Iuden ins
Bürgerrecht erbitten sollte. Der Marquis wurde das Haupt der
.Kommission für Kirche und Unterricht" ;wurde imMai1862 der
ChefderCivilverwaltung und Erster Gehilfe des neuen Statthal-
ters, des Großfürsten Konstantin. Doch auf den Großfürsten, den
9»

russischenKommandantenGeneralLüderswirdgeschossen,Wielo-
polskiselbstviermas,mitGiftundDolch,bedroht:dieStimmilngdes
polnischenVolkes ist fürMieroflawski und die andercnSchürerdes
Russenhasses. Nicht sie, freilich, siegen über den Marquis. Preu-
ßens wachsamer Minister ahnt die Gefahr, die aus russo-polni«
scher Eintracht entstehen müßte. »Unsere geographischeLage und
dieMischung beiderNationalitäten indenOstprovinzennöthigen
uns, die Eröffnung der polnischenFrage nachMöglichkeithinzu»
halten. Auch ein siegreicher Krieg gegenRußland würde uns mit
der sehr bedenklichen Aufgabe beladen, die polnische Frage in
einer für Preußen erträglichen Form zu beantworten. Eine die
Polen befriedigende Auseinandersetzung ist in den Provinzen
Preußen und Posen und selbst noch in Schlesien unmöglich, ohne
denBestand Preußens aufzulösen." Das hat der Greis Bismarck
geschrieben. Diese Ueberzeugung war schon des im Ministeramt
neuen Mannes Kompaß. »Die Militärkonvention, welche durch
den General Gustav von Alvensleben im Februar 1863 abge-
schlossen wurde,repräsentirte einen imKabinet des russischen Kai»
sers erfochtenen Sieg der preußischen Politik über die polnische,
die vertreten wardurch Gortschakow,den Großfürsten Konstantin,
Wielopolski und andere einflußreiche Personen. Ein Abkommen
politisch»militärischer Natur, welches Rußland mit dem germa»
schen Gegner desPanflawismus gegen den polnischen ‚Bruder-
stamm, schloß, war ein entscheidender Schlag auf die Aussichten
der polonisirendenPartei am russischen Hof; und in diesem Sinn
hat das militärisch ziemlich anodyneAbkommen seinenZweckreich-
lich erfüllt." Ein schwächerer Wille hätte es nicht durch die Klip-
Pen, des Frauenhofes und des Landtages, gebracht. Die ganze
Fortschrittspartei stemmte sich gegendenVersuch,inderBehand-
lung des Polenaufstandes das Einvernehmen mit Nußland zu
sichern; undWaldeckdonnerte: »Wennwir,l«ider,einStaatsind,
der unter diesem Ministerium auf eine großePolitikin Europa so
wenig wie auf eine klare und wahre, freie und redliche Politik im
Innern irgendeinen Anspruch machen kann, so lassen Sie uns
wenigstens doch dieGesetze derMenschlichkcit achten!" An solche
Töne war Bismarck gewöhnt. Aus der Summe des Möglichen
hat er dasNolhwendige errechnet: und im Osten seinemLand die
Ruhe gestiftet, die es für den Kampf um die deutsche Zukunft

braucht. DiePolitikWiclopol!kiswiid,ohneGepräng,stillbestattet.
Von des Erfinders eigenemWillcn? Der Marquis geht aus der
Heimath nach Dresden, scheidet sich aus dem Getümmelpolnischer
Parteiung; und schreibt im Mai 1866 an Bismarck einen Brief,
derGefühlsfarbe, nicht nur dieTünche der Höflichkeit, zeigt. »Die
Kunde von dem Attentat (Blinds) hat mich heftig erregt und ich
beeile mich, meine Freude darüber auszusprechen, daß Eurer
Excellenz Leben erhalten worden ist. In Gemeinschaft mit vielen
Anderen hege ich den heißen Wunsch, daß Ihr großes Werk in
Vollendung reife, ein Hort wahrer Civilisation und ein Wall der
Gesellschaftordnung werde, die ins Wanken gerieth, seit ihr, bald
in der Tiefe, bald in verblendeten Gewalthabern, Feinde ver»
schiedenenSchlages erstanden." Dem Sieger sagts, »in aufrichtiger
Verehrung", der Besiegte. Der Ernüchterte, deutschem Staats»
wesenVersöhnte? Möglich,daß die wirreThorheit derStandes»
genossen den stolzenMann aus dem Glauben an Polens Zukunft
riß.Da er nach Deutschland auswanderte, schien seine Politik tot.
Nun ist sie aus der Gruft auferstanden. Großfürst Nikolai
Nikolajewitsch, der Nationaldemokrat RomanDmowski und Sir
EdwardGrey sind ihre kräfligstenFördererund derNovemberauf-
ruf,den auch derAhnWielopolski einst unterschrieben hätte,ward
ihres Mollens wirksamster Ausdruck. Und heute hat diesePolitik
festere, tiefer in den Erdschoß reichende Wurzeln als 1863. Das
aufErwerb angewieseneBürgerthumPolens ist für Rußland,in
dem es sein nächstes und ergiebigstesAbsatzgebiet erblickt. Daist,
von Industriellen, Händlern, Technikern, Bankiers, viel zu ver»
dienen. Auch in Galizien, um dessen »Versöhnung" das Haus
Habsburg» Lothringen sich oft eifernd bemüht hat,istdieMehrheit
der Herrschaft Oesterreichs nicht mehr so freundlich wie vor dem
Erstarken derAllpolnischenPartei und vor demzerrüttendenStreit
mit denRuthenen, denen vor einem Iahr die wienerRegirung in
ein günstigeresLandtagswahlrechthalf.Von denThatender Ga-
lizischen Legion haben wir weniger gehört als von dem Verrath
und derAusspähung,derenOesterreichsHeersich auf seinem Vor-
marsch und auf seinem Rückzug kaum zu erwehren vermochte: und
die Thatsache, daß fast siebenhundert galizische Staatsbeamte,also
Polen, der Mitwirkung zu solchemTrachten verdächtigt wurden,
müßte Ieden, der nicht blind sein will, lehren, was ist. Rußland

hat, wie hier oft erwähnt wurde, die Umstimmung derPolen klug, durchWirthschaftgesetze, vorbereitet und verheißt ihnen, unter eng» lischer Bürgschaft, jetzt eine nationale Zukunft, die Deutschland ihnen nicht bieten kann: einen zwar vomWeißenZarenbeherrsch» ten, doch in sich selbständigen, in Glauben, Sprache, Kultur nicht gehemmten Staat, der alle Schollen polnischer Erde umfaßt und einen Ausgang ins Ostmeer hat. Dieser Staat, der heute, wie das Zeugniß galizischer Grafen und des Sozialdemokraten Zalewski beweist, von der Mehrheit aller Polen ersehnt wird, kann nur nach RußlandsSieg werden und sein. DaßDeutschlands Schwert die» sen Sieg hindern werde, dürfen wir hoffen. Nicht aber,weilman» ches Auge das Polen von 1915 sieht, wie es längst nicht mehr ist, uns in den Wahn verirren, unserHeer werde im Iagellonenland alsBefreier umjauchzt. Noch giltPolen seinenKindern nicht als »verloren". Doch zu der Marschweise,die DombrowskisMann» schaft 1796 sang, hat HerrDmowstt einen neuen Text geschrieben.

Schiitenschicksal.

Perserhistorie: dem Knabenauge ein Gipfelgrat des Grau» ens ; spät erst, als wir Montesquieu geschlürft und Curzon durch» gckaut hatten, merkten wir, daß diese Geschichte gar nicht so lang» weilig ist, wie sie schlecht belehrter Kindheit schien. Asthages, der Erbe des Kyaxares, der Ninive zerstört, das Mederreich ge» gründet und seinHerrschaftrecht bis an denHalys zusouverainer Geltung gebracht hat, will Mesopotamien erobern; wird aber von dem arischen Theilfürsten Kyros (550 vor Christus) gefangen und entthront. Der drängt nach Lydien vor, bereitet demBabylonier» reich denUntergang, wird HerrüberKleinasien, sichert selnenPer» sern die Hegemonie im Vorderorient und fällt im Kampf gegen wilde Turkvölker. Auf feinen SohnKambyses, der denArchipel» tyrannen Polykrates von Samos zur Unterwerfung zwingt und Egypten besetzt, aber durch fühlbaren Hohn das Empfinden der Priesterkaste und ihres adeligenAnhanges beleidigt, folgtDareios (der,umfeinenMachtanspruch aufeinRechtzu stützen,sich für einen dem Kyros Verwandten ausgiebt und obendrein die Schwester und Witwe des Kambyses zur Ehe nimmt). Zwischen Ost und West 'des jungen Raubreiches öffnet sich einInteressenspalt: der indo- germanische Adel der Persis und anderer östlichen Landschaften will sich nicht von der höheren Kultur des Westens in den ertrag»

losen Rang Rückständiger drängen lassen und fetzt seinenWillen
durch. Persepolis wird die Stätte des prächtigen Königspalastes,
der Stempel des arischen Perserthumes prägt die Reichseinrich»
tung und der Ähuramazdakult wird zur Staatsreligion. Wider»
stände, die sich in fast allen Theilen des Landes regen, werden von
Dareios und feinen Großsatrapen niedergeschlagen. Diese Er«
folge reizen ihn, der einsehenmuß, daß einkünstlich geeintes Reich,
eine aus imWesen völlig verschiedenen Stämmen zusammenge»
peitschte Volksgemeinschaft nur im Erobererglück dauern kann,
neuen Machtzuwachs zu erlangen. Um nicht thatlos zu warten,
bis der Perferherrschaft aus dem Nomadengewimmel zwischen
dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer eine Lebensgefahr er»
wächst, zieht er gegen die Skythen; überschreitet den Bosporus
und dieDonau,kann aber denFeind nicht zu offenerFeldschlacht
zwingen, sieht sein von Hunger, Durst und Fieber geplagtes Heer
hinsiechen und muß froh fein, da er sich mitder (unserem National»
gefühl unerklärlichen) Hilfe griechischer Tyrannen in dieHeimath
zurückzureiten vermag. Dem bonapartischen Abenteuer darf man
diesenFeldzug dennoch nicht vergleichen. Dareios hatte erreicht,
daß der Umfang und die Stoßkraft feiner Militärmacht weit hin»
ter der Westgrenze des Perserreiches geahnt und gefürchtet und
feine Oberhoheit vonMakedonen und Thrakern, von Lemnos und
Imbros anerkannt wurde. Ein Sieg noch: und keine ernste Ge»
fahr brauchte ihn fortan zu schrecken.Und soll, nach so langwieri»
ger Rekognoszirung und Umgehung, dem Dünkel des Empor»
tommlings derSiegüberGriechenlandnoch unmöglich scheinen?
BeiMarathon, wo Miltiades die Perser schlägt, weicht der erste
Hoffnungrausch, den die billigen Erfolge der Mardonios, Arta»
phernes, Datis zum Taumel gesteigert haben. Und der sterbende
Dareios sieht obendrein noch denAufstand Egyptens, für das er
landesväterlich gesorgt und dessenLeben spendendenStrom er dem
Rothen Meer verbunden hat. Hier festigtXerxes wieder die Per»
serstellung; fruchtlos aber bleibt sein Versuch, die am TagvonMa»
raihon demVater angethane Schmach an den Griechen zu rächen.
Mußte er fruchtlosbleiben? DerAssyriologeProfessorWinckler,
der die Geschichte Westasiens geschrieben hat, giebt dieAntwort:
«Wenn Griechenland den Eroberungversuchen Persiens erfolg-
reichenWiderstand leistete, so erscheint uns Das alsetwasWun»
derbares; aber wir wissen nicht, was zur selben Zeit an anderen

Grenzen des Landes vor sich gegangen sein und Persien von einer
vollen Kräfteentfaltung nach Westen hin abgehalten haben mag.
Man bedenke, daß der Kampf doch fast nie mit den Gesammtkräf-
ten Persiens geführt worden ist, sondern mit den westlichstenUn-
terthanen; meist ist nur ein Kampf zwischen Griechen und einem
oder einigen kleinasiatischen Satrapen ausgefochten worden, so
daß man die Kräfteverhältnisse nicht an denen von Griechenland
und dem Perserreich messen darf. Das giltzum Theil auchvondem
Xerxeszug von WO; denn die Hauptentscheidung fielbei Salamis.
ZurSee hatte dasPerserreich gerade den geringsten Theil seiner
Kräfte zur Verfügung, weil es eben so wenig wie Assyrien eine
Seemacht hatte, sondern in dieserHinsicht aufPhoenikien und die
kleinasiatischen Küstenstaaten angewiesen war. Zweifellos wäre
Griechenland eine reiche Beute gewesen und hätte eine ertrags-
fähige Provinz für Persien gegeben. Man vergegenwärtige sich
aber auch, daß in Sus« (der persischenResidenz) derWiderstand
der Griechen sich nicht viel anders ausnahm als etwa ein Arme-
nieraufstand und daß man zu Zeiten dort in solchem Widerstand
nicht mehr sehen konnte als eine von den unaufhörlich an allen
Grenzen vorkommenden Unruhen. In Susa konnte man Griech en»
land nicht nach der Bedeutung beurtheilen, die es später für die
Geschichte der Menschheit gewonnen hat." Nerxes wird bei Sa-
lamis besiegt, seineFlotte beiMykale vernichtet, feinHoheitrccht
auf wichtige Theile der füdosteuropäischen Küste gekürzt; und schon
naht die Zeit, die das Reich des Kyros dem Hellenenthum ent-
riegelt. Artaxerxes Ochos, der die rebellischen Egypter noch ein»
mal mit harterFaust ansReich fesselt,verbündet sich,umPhilipp
von Makedonien aufseinem Siegerzug zu hemmen, denAthenern.
Doch nach derSchlacht beiChaironeia ist derMakedone derHerr
von Hellas. Alexander unterwirft Egypten und Syrien, jagt den
dritten Dareios (Kodomannos) nach Baktrien und zieht in Susa
ein. Der letzte Perserkönig wird von einem Satrapen gemordet
und Philipps Erbe führt den Hellenismus inWestasien zumTri»
umph. Schon bald nach derNiederlage von Salamis, sagtWinck-,
ler, »hatte im Perserreich dieZersetzungbegonnen: aucheinZeug»
niß für die Beschaffenheit der vielgepriesenen ,Organisation' durch
Dareios. Schon damals hättePersien einemernstenAngriffkeinen
Widerstand mehr zu leisten vermocht. Die Zehntausend Teno»
phons hätten genügt, um die persische Monarchie zu stürzen, wenn

sie einenFührer gehabt hätten; jetzt, wo endlich einmal einstarker
Gegner auftrat, fiel ihm die Beute ohne große Mühe in denSch oß.
Einen großen Erfolg hat Alexander gehabt; eine große Leistung
wars nicht, das von selbst fallende Reich umzustürzen. Die Ge»
schichte des alten Orients hat uns zahlreiche Beispiele ähnlicher
Eroberungen gezeigt. Der Erfolg dieser Eroberung ist denn auch
nicht maßgebend gewesen: der Orient ist zwar durch die Waffen
des Griechenthumes besiegt worden, hat dessen Kultur aber wider»
standen und die Eroberer schließlich wieder hinausgedrängt."
Das war. Doch nicht die Geschichte der Sasaniden soll hier
erzählt, weder von den römisch-persischen Kriegen noch von den
Kämpfen derFeueranbeter gegendieChristengesprochen werden.
Wer wissen will, wie Chosraw der Zweite, nach den Siegen in
Palästina und Egypten, seine Schaaren bis nach Kleinasien und
Byzanz vorschickte, von Heraklios zurückgeworfen wurde und wie
der Perserstaat dann unter Araberstreichen, wie einst unter Ma»
kedonenhieben, zerbrach, Der mag bei den Zunftmeistern Beleh-
rung such en.Nöthig schien hier nur, für eines Augenblickes Dauer
ins Dunkel derAnfänge hineinzuleuchten und vergeßlichen Sinn
zu erinnern, daß Persien schon unter denAchämenidenNeuerung
nichtvertrug.NochMontesquieumeinte,erstderiflamischeGlaube
habe die Kraft des Perserreiches zermorscht. »Da die Menschen
sich nähren, kleiden, erhalten und alle Pflichten gegen die Gemein»
schaft erfüllen müssen, darf die Religion sie nicht in ein allzu de»
trachtsames Leben gewöhnen. Die Mohammedaner aber macht
Gewohnheit zu weltfernen Grüblern. Sie beten täglich fünfmal
und müssen beijedem Gebet andeuten, daß sie alle dieserWelt an»
gehörigen Dinge weit von sich wegwerfen. Der Parsenkult brachte
das Perserreich zur Blüthe und milderte die üblen Wirkungen
des Despotismus; Mohammeds Religion hat dieses Reich zer»
stört." Selbst die Kultvorschrift des Parsismus, die allen Gläu»
bigen die Flußschiffahrt verbietet, dünkt diesen Deuter des
prit ctes Iois ungefährlich, weil Chardin in Persien nur am äußer»
sten Rande desReiches einen schiffbarenFluß,denKur(Kyros),
gefunden habe. Heute ists in den iflamischenLändern recht leben»
dig geworden und tiefer dringende Erkenntniß hat uns gelehrt,
daß Perstens Schwachheit nicht durch den Wechsel derStaatsre»
ligion bedingt war.Die Angst vor frühemZerfall scheuchtdieNa-
tion, aus der nie eine Volkheit wird, in Irans welkende Gedan-

kenwelt,läßt sie vor jeder Wandlung desStaatswesens, der Kul-
tur und Wirthschaft zittern: und die im dumpfen Gemäuer Eni»
kräftete kann keinem Sturm stehen. Vor und nach Mohammed
hat sie das selbe Schicksal erlebt. Als Perfien, im siebenzehnten
Iahrhundert, wieder zur Großmacht geworden ist und von Euro»
päerstaaten, diein ihm einen möglichen Bundesgenossen gegen die
Türkenmacht sahen, umworben wird, zeigt sichs so schwach wie in
denTagen desMakedoneneinfalles.EinAfghanenhäuptling kann
es überrennen, der russische Peter ihm die kaukasischen Pässe sper»
i?en, der Osmanensultan die Anerkennung als geistliches Ober»
haupt erzwingen; und der von dem schiitischen Kadscharenfürsten
Mohammed Khan 1794begründetenDynastie entgleitet der kau»
kasische und der armenische Besitz.Nasr ed-Din nimmt denArabern
Bender Abbas, den Russen Merw;kann auf die Dauer aber den
Vormarsch derzarischenTruppen nach Centralasien nicht hindern
und sucht in Europa Helfer gegen den neuen Feind (dem er zuvor
sich, ohne den heftigen Einspruch der Volksleidenschaft, gegen die
Türken verbündet hätte). Zum ersten Mal kommt ein Schah von
Persien nach Europa;zum erstenMal hört man von der Absicht,
das Iranerreich den Einrichtungen des westlichen Kulturkreises
anzupassen.Nicht lange.Nasr ed-DinläßtEisenbahnenundTele-
graphen bauen, sein Heer von österreichischen Offizieren reorgani»
siren, das Verkehrs» und Zollwesen von den sichtbarsten Flecken
säubern, giebt Konzessionen für Banken und Bergwerke; merkt
aber bald, daß solche Neuerung im Land nur die Unruhe mehrt,
den alten Interessenspalt weitet, und zieht sich in die feste Burg
asiatischen Herrscherrechtes zurück. IedeAenderung, denkt er, er»
neut die Gefahr aus der Zeit sinkender Afghanenmacht, an deren
Ausgang Russen und Türken die Theilung Persiens besannen.
Sein Nachfolger hat vom Vater weder den klaren Blick noch die
harte Hand geerbt. Dieser Muzaffer ed»Din will sein Reich mit
Reformen beglücken: und wird der Organisator der Revolution.
Er läßtsich vonRußlandzweiundzwanzigMillionenRubelleihen,
verpfändet ihm dafür die Zolleinnahmen und ahnt nicht, daß der
Entschluß zusolästigerAbhängigkeit denVolkssinndemHerrscher
entfremden muß. England darf die Anmeldung seiner Wünsche
nicht länger verzögern; kann aber,mitunzulänglicherLandmacht,
nur einen bequemen Handelsvertrag und eine Drahtverbindung
mit Indien durchdrücken, so lange der Reussenname die Asiaten

schreckt. Erst nach dem mandschurischen Krieg wird die Verstän»
Higung mit dem geschwächten Konkurrenten möglich. Curzons
Landsleute kennen die Lehre der Persergeschichte; wissen, wie rasch
jedeNeuerung das Gefüge diesesReiches lockert; und sind drum
(natürlich) auf seine Sicherung bedacht. Revolution, Konstitution
in Persien: während das europäischeFestland sich wundert, preist
der Brite den unaufhaltsamen Fortschritt befreiter Menschheit.
Sieben Monate nach dem Tode des Schahs Muzaffer ed-Din
ist das anglo»russischeAbkommen überPersien fertig. Theilung?
Wie häßlicher Schimpf wird der Gedanke in London abgewehrt.
Für immer, spricht Sir Edward Grey, wollen wir die Unabhän»
gigkeit und Unantastbarkeit Perstens sichern; der neue Vertrag
soll beiden Mächten die Möglichkeit nehmen, unterdemVorwand
einerInteressengefährdung gewaltsam einzugreifen,und dem von
der Furcht vor solchen Eingriffen erlösten Perserreich die Fähig»
keit zu selbständigem Handeln zurückgeben. Der Norden den
Russen, derSüden den Briten: so wird denErben desKyros die
Freiheit gewahrt. Daß seitdem in ihr Land die Ruhe nicht ein»
kehren will, ist (natürlich) nur ein betrübender Zufall, Ein König
der Könige wird, wie die Glaubens» und Standesgenossen Abd
ul Hamid und Abd ul Aziz, abgesetzt und unschädlich gemacht,
einKnäblein heißtSchah und nachdem willkommenen Tod eines
Reichsverwesers der die Zeichen derZeit nicht verstand, fällt die
Regentenwürde an Nasr ul»Mulk, der in Oxford studirt hat und
den Curzon und Grey eng befreundet ist. Dem Leun winkt der Sieg.
ZwarstehendieRussenmitstattlicherTruppenzahlimNordenund
können, wenns ihnen paßt, Teheran (das unterMohammed Khan
zur Hauptstadt wurde) bedrohen. Doch sie sind den Persern ver»
haßt und den Briten verbündet. Da ist also nichts zu fürchten. Diese
Gefahr schrumpft bald. Und Britanien hat warten gelernt.
Schien ihm im Herbst 1910 der Tag der Ernte nah? Oder
wollte es eineMachtprobe wagen, die alle in dreiErdtheilen ent»
standenen Zweifel mit einem Schlag wegzaubern sollte? Wäh»
rend Nasr ul»Mulk in die Heimath reist und über eine anglo»
persische Anleihe verhandelt wird, kommt demAuswärtigenAmt
in London plötzlich die Erkenntniß, daß die Unsicherheit der per»
fischen Zustände nicht länger zu dulden ist. Ultimatum: Ihr sorgt
dafür, daß in drei Monaten die Sicherheit der Karawanenstraßen
in unserer füdlichen Einflußsphärenichtmehr gefährdetwird,oder

wir schaffen uns aus Eurem Menschenmaterial und auf Eure
Kosten eine Schutztruppe, die unter dem Kommando anglo-indi»
scher Offiziere die Ordnung wieder herstellt. Ob Sir Edward Grey
dem neuenRegenten und Studiengenossen, derihnvor derHeim»
fahrt besuchte, diese Absicht entschleiert hat? Nasr ul.Mulk hätte
vielleicht geantwortet: »Der Vertrag vomAugust 1907 öffnetEuch
(und schlicht denRussen) denWeg vom Westen nach Indien und
Tibet. Daß Ihr auch dieBagdadbahn beherrschen, also den Per»
sischenGolfvöllig umklammernmöchtet, begreifeich;diest!lleHerr>
schaftüberMaskat,Kuweit,BachrimbringterstdieerhofstcRente^
wenn der Endstrang derBagdadbahn aufenglischemBoden liegt.
Dann habtIhr denFeind in derSackgasseundbrauchtnichtmchr
zu träumen, er könne übermorgen den trockenen Weg nach Indien
beschreiten.Seid dort, im Lebenssitz Eurer Macht, vorDeutschlanK
so sicher wie vorRußland. Gegen dieses verständige Streben sage
ich keinWort. Bedenkt aber, wasIhr uns zumuthen dürft! Noch
gilt England dem PerseralsHortderFreiheitundedlerGesittung^
noch glaubt er, durch den Sphärenvertrag Vom Iahr 1907 habe
es Rußland, den Erzfeind, an raschem, rohemZugriff gehindert.
Ietzt? Wir wollen ganz offen zu einander reden. Die Unruhe in
unserem Reich ist zum größten Theil Euer Werk und paßte in
Euren Kram, weil sie Persien geschwächt und die Gelegenheit zu
vortheilhaftem Vertragsabschluß mit denRussengebolenhat.Die
fordern seitdem leise die Meerengenöffnung: könnensie aber, trotz
der londoner Verheißung, nicht erreichen, so lange ihre persische
Stellung dasMißtrauen derTürkei vonMondzu Mond steigert'
Wer ihnen denBosporusschlüsselnichtgönnt, muß wünschen, daß
sie sich noch festerinunsereNordflankeeinhaken; dennjeder Schritt
vorwärts bringt sie einem Konflikt mit dem jungtürkischen Hoch»
gefühl näher. Und wenn fünfzig Briten nach Schiras marschiren,
werden fünftausend Russen von Täbris nach Teheran geschickt.
DieseRechnung würde stimmen. Was aber sollen wirthun? Die
revolutionären Wirren, die schon drei Iahre dauern, werden in
drei Monaten nicht enden; wirds für eine Weile mal ruhig, so
kann der kluge Schutzherr der Nomaden leicht nachhelfen. Wir
haben weder zuverlässige und entbehrliche Soldaten noch Geld
zurAnwerbung derBachtiarenkrieger. Eurem vollen Säckel wer»
den sie zulaufen. Dann haben wir im Norden die aus persischer
Mannschaft und moskowitischen Offizieren bestehende Kosaken»

Brigade, im Süden die bachtiarische Gendarmerie unter Briten» kommando. Die neutrale Zone, die 1907 keinem der beiden Kon» trahenten zugesprochen wurde, wird von einer Polizeitruppe be» setzt, die wir bezahlen und die Euch gehorcht: von persischen Un» terlhanen, die jeden Befehl anglo-indischer Offiziere ausführen. Braucht Persien dann noch einenRegenten, den Irans Erde ge» dar? Und könnte ich, wenn das Volk sich so versklavt sähe, unge» straft noch mein Freundesgefühl für England erweisen?"

Europa merkt, daß Eduard nicht mehr lebt. Der hätte die S iche behutsamer angefaßt. HatBritanien dieKunst geduldigen Wartens verlernt? Trotz den Erfolgen der letzten Iahre, die ge- statteten,Englands neuenBundesgenossen, in Marokko und in der ,Mandschurei,aufAnderer Kosten ermunternde Prämien zu spen- den, kann kein nüchterner Brite wähnen, in West- und Ostasien das Spiel in hastigem Tempo fortsetzen zu können. Die Asquith «nd Grey sehen nicht aus, als feien sie bereit, mit ungeschirmtem Licht in die Pulverkammer zu klettern. Was wollen sie? Um gün- stige Anleihebedingungen zu erlangen, war so geräuschvoller Kraftaufwand nicht nöthig. Auch ohneBürgschaft für die Sicher» Heit der Karawanenstraße ists dem englischen Handel in Persien seit 1907 gut, im Iahre 1910 besser als je gegangen. Theilungdes Iranerreiches? EinDutzendministermüßteerkennen,daßdazudie Stunde unklug gewählt wäre. Die ganze iflamische Welt wird geradejetzt von Wehen geschüttelt, alsmüssesiemorgeneinNeues gebären. Und England, das in Egypten und Indien die verwund- barsten Stellen hat, soll sich ohne Noth in die Hitze der Musul» manenwuth stürzen? Ohne Noth; denn in Persien hat sichs unter dem alten Regenten behaglich gefühlt, wird sich unter dem neuen noch behaglicher fühlen und kann, als Freund der Türken und Perser, der Bagdadbahn leise die Hindernisse häufen. Eine allzu jähe Bewegung: und das feine Gespinnst des Bündniß» nctzes wird zerrissen. HerrPichon ist Englands willigster Gehilfe. Doch eine Politik, die das Osmanenreich zur Abkehr von den Westmächten zwänge, könnte auch er, als Vertreter des Türken» bankiers, nicht mitmachen. Rußland muß wünschen, daß nirgends eine Orientfrage beantwortet wird, ehe es militärisch wieder er» starkt ist. Britanien wäre in Europa fast vereinsamt, in Asien und Afrika dicht vor einer Lebensgefahr, wenn es den Machtbezirk desKhalifates zu verengen trachtete. Was es thut,ward sicher in

Peters burg und Paris gebi lligt. Nicht Besitzschmälerung, fondern heilsame Belehrung ist dem Islam zugedacht. Die Türken kaufen imDeutschenReich Kriegsschiffe, lassen Oesterreichs Freundschaft rühmen und hoffen gar, in Deutschland das Geld zu finden, das Frankreich ihnen nurgegen die Gewährung unzweideutiger Kon» trolrechte geben will. (Zuos eM! Der Nimbus, den der bosnische Handel den Kaiserreichen eingebracht hat, darf nicht länger währen; der Islam nicht etwa glauben, gegen Englands Willen sein Schicksal schmieden zu können. Zuerst die derbe Verhöhnung der deutschen Kapitalmacht, die hundert Millionen auf den heißen Stein tröpfeln läßt, denTürkendurstaber nicht, wie die ausvollen Eimern schöpfende Republik der industrielosen Rentner,zu stillen vermag. »Das deutsche Geld ist theurer als das französische; bei großen Summen würdet Ihr, selbst wenn sie in Berlin zu haben wären, denPreisunterschiedweislich scheuen." Dann, ohne Warnung, der Schreckschuß aus demBachtiarenbezirk. »Paßtauf: Keinerwird sich rühren; undDeutschland,dessenRiesenkraftIhr so laut preist, müßte doch gerade am Persergolf empfindlich sein. Wollt Ihr an dieses Reich, das Marokko den Franzosen gelassen und Abd ul Hamid wie einen Schächer geopfert hat, auch fortan noch tollkühne Hoffnung heften? Immer, tönte es in Damaskus über Saladins Grab hin, wird der Deutsche Kaiser der Freund des Khalifensein.FragtAbd ulHamid,ob dieseFreundschaftihm den Thron gerettet hat". Sir Arthur Nicolson, der Algesiras vorbe» reiten half,giebt, alsNachfolgerHardinges,einweithin hörbares Lebenszeichen; ein zu schrilles, scheints Manchem. DaßNasr ul» Mulk auf demWeg von London nach Teheran davon überrascht worden sei, wird nur die Einfalt glauben. Der Regent war wohl mit im Geheimniß. Sitzt er erst fest, dann wird denNomaden abgewinkt, aus Südpersien kommt keinBericht mehr überFriedensstörung und Straßenraub: und der Statthalter, der das Reich vor Zerstückung bewahrt hat, lebt, wie Kyros, im Heldenlied.

Der Britenzögling saß nicht lange in würdiger Ruhe; war auch nicht, wie vor fünf Iahren Mancher glaubte, in Persien der letzte Regent aus Schiitengcblüt. Agadir, Tripolis, Balkankriege: Russen undBriten bliebnicht diezu gründlicher Abwickelung des Persergeschäftes nöthige Muße. Hier und da eine rauhe Reibung der Nachbarn, rechts ein Geknirsch, links cin Fluch; mehr hörte man nicht. Und wartete, ohne Ungeduld, bis Pcrsien sich selbst

das Grab bereitet habe. Denn einem wurzellosen Volk, das immer
wieder Neuerung erstrebt und immer wieder zeigt, daß es Neues
nicht in Altes einzuschmelzen vermag, konnte auch das Zufalls»
spiel mit Verfassung und Parlament nicht in rüstige Lebenskraft
helfen. Im November verkündet der junge Schah dieNeutralitäk
seinesReiches,dasstchnunrühmt,sechshundertvierzigInfanterie-
comvagnien, achtzehn Feldartillerieregimenter, zweiKosakenbri»
gaden und breite Landstürmerschwärme zu haben. Im Ianuar
fanden die einbrechenden Türken nirgends Widerstand; und der
fünfzehnjährigeKronprinz,dermitdreitausendMannnachTauris
geeilt sein soll, wird sie nicht schrecken. Daß zwischen Türken und
Persern,SunnitenundSchiiten,den durch denKhalifatstreit, durch
Ritus» und Rechtszwist getrennten Zweigen am Stamme Mo»
hammeds, morgen ein dauerbarer Brand auflohen werde, ist
unwahrscheinlich: weil der große Schah, der Mahdi, der Ueber-
mensch fehlt, den seinHandeln als den echtenErbenAlis ibnAbi
Talibs, des vierten Khalifen, erweist und dessen Athem die im
Schiismus glimmenden Funken zurFlamme aufwirbelt. Der Ein»
fall in Persien soll zunächst wohl nur die Russenmacht zersplittern
und die Engländer ängstigen, die von Basra nach Bagdad vor»
dringen möchten. Beide Mächte haben die Unantastbarkeit des
Perserreiches verbürgt und klagen nun auch die Türken vor dem
Weltgericht schnöden Neutralitätbruches an. Doch mit der Ge»
berde edlen Zornes begnügt Britanien sich nicht. Seht (so spricht
es zum Islam), «welches Gaukelspiel Osmans entartete Söhne
mit derZaubergewalt desHeiligcn Krieges treiben: imBund mit
Christen, unter deren Führung fallen sie jäh über Mohammeds
Schiitengemeinde, über rechtgläubige Musulmanen her!" Viel»
leicht wirkts in Indien, vielleicht wenigstens auf die Senussi (die
denIungtürken als Ketzernmißtrauen)und beschleunigt dieVer»
schiebung des Khalifates nach Arabien. Das Schicksal Perstens
kann erst erkennbar werden, wenn der große Krieg ausgekämpft
ist. Der Sieger wird das wichtige Land, dem die Zeit der freien
Könige nicht zurückkehrt, in seine Willenssphäre zwingen. Die
schlauste Arbeit des Ueberwundenen aber wäre nutzlos verthan.

Die magere Kuh.

ZumerstenMalseitdemKriegsbeginnhateinträchtigeFreude
aus beiden Lagern ein Ereigniß gegrüßt. »InDeutschland ist der

wichtigsteTheil des Lebcnsmiltclmarktesunter Staatsaufsicht ge-
slelltworden.Dasist derAnfangdesersehnten Endes." So jauäzzt
in West und Ost der Feind. Unsere Antwort muß lauten: »Das
ersehnte Ende eines Anfanges ists, an dem wir, zu Haus, Man»
ches zu rügen hatten. Der Verzicht auf Scheinkünste, deren Herr-
schaft nicht unschädlich fortwähren konnte. Freut Ihr Euch des
Entschlusses: seid gewiß, daß wir ihn längst erhofften." Mehr
wäre nicht nöthig. Keine Ziffernparade. Kein Eckenplakat, das in
dieFerncschreit,nunseireichliche Volksernährung gesichert,sei für
Fleisch und Kartoffeln, Milch und Butter, Eier und Fett,Roggcn
und Weizen, Hafer und Gerste bis über die nächste Erntezeit hin-
aus vorgesorgt. Solche Ankündung nützt nicht. Klänge Mürri»
schcn, gar dem Feind wie Geprahl. Der Feldherr, der sich selbst
in Zucht hat, wird niemals laut sagen, ihm sei die Hoffnung auf
Sieg geschwunden; der Regnende nie, im Drang von draußen,
bekennen, daß in seines Staates Gebälk derWurm nistet. Wozil
also die Betheuerung schattenloser Siegesgewißheit und Wohl»
siandsbürgschasi? Davon wird Zweifel nicht ausgejätet. Die
IleberwachungdcsLebensmittelhandelsistnothwendig.Siekann,
wo auch nur die Möglichkeit eines Mangels droht, nicht streng
c,cnug sein. Wird Iedem,Mann,Weib und Kind,je nach seinem
Bedarf eine Eiserne Portion zuerkannt, werden Eier, Kartoffeln,
Brot, Fleisch, Thierfulter nur noch Dem geliefert, der einen Er»
laubnißschein vorlegt: wirwerden nichtmurren. Kreis, Gemeinde,
Gewerlschaf! könnenzuraschetOrganisation mitwirken. Niemand
weiß, wie lange der Krieg dauern,noch, wie er enden wird. Nicht
um eines Tages Spanne darf ihn die Furcht vor HunZersnoth
kürzen. Dafür sind dieRegirenden haftbar. Deren Pflicht ist, noch
für die letzte Viertelstunde, in der Entscheidung fallen kann, das
Reich in Bereitschaft zu halten. Die müssen früh bedenken, daß
nicht in alle Ewigkeit die Kommandogewalt die Nachprüfung ihres
Handelns und Unterlassens hemmen wird. Das Volk ist will g.
War nur allzu lange in Irrthum verleitet. Der löst sich nun vom
Auge.Wer daheimbleibenmußte und keinen Sohn hinausschicken
konnte, fand bisher selten die Gelegenheit zu gewichtiger Förde-
rung derGemeinschaflsache. Hier ist sie; endlich. Gern zäumt Ie-
der die Gier; lebt freudig wie ein inEnge Gepferchter.Thäte ers
nicht,ermüßtcvor dcmBlickdculscherKriegerinScham erröthen.

Im sechsten Mionat.
Die staunten oft, wenn sie durch die Straßen der Heimath
schritten; und fühlten ein bangesFrösteln,wie in derkältestenNacht
Glicht vor demFeind. «So sieht es hinteruns aus? So üppigblieb
,Euer Leben? Auch wenn das Geld noch in der Tasche klimpert:
dürft Ihr das Herz dazu hohen?" NurGrauröcken, die aus dem
Selddienst kamen, war solches Fragen gestattet. Ieden Anderen
schalt derNachbarlobesameinen»Pessimisten";und meinte einen
^Aengstlichen, der am Liebsten ins Mausloch kröche. In der Zeit
ungeheuren Kampfes und großen Sterbens ist aber, liebe Leute,
Pessimismus des Tapferen Wehr, nicht des Feiglings Stepp-
decke.Würde und Klugheit empfehlen insolcherZeit,denWandel
so einzurichten, daß er gegen die Schleudern dunkler Schicksals-
inächte gepanzert ist. DieFurcht langt nachBetäubung; singt sich
au ch wohl selbst in den Schlaf.»Unsere Wirthschast ist genau wie im
Frieden; alleSchänken, Kaffeesäle,Leckerstuben sind voll und die
Vorstellung, uns könne das tägliche Brot fehlen, gedeiht nur in
Englands Lügenpfuhl." Fast sechs Monate lang haben wirs ge-
hört. Muß sein, sprachen die Weisen; »wie wäre sonst die Stim-
mung zuhalten?" Der stinkigste Satansknecht hole die Stimmung,
die gehalten werden muß. Schwingt Euer Glaube sich aus dem
Bauch himmelan? Lasset Schmalhans EuerMahl rüsten: der in
Schlichtheit gezwungene Leib wird ihm danken. Das Vaterland
ficht gegenachtVölker: undIhr,die das Erdgeschick mitbestimmen
möchtet, tändelt mit dem Wunsch, die Spur der Kriegsnoth weg»
zuHarken? Gestern ward der Trägste aus dem Traum von den
fetten Kühen aufgerüttelt. Als ein hohes Glück, nicht als ein Leid-
verhängniß,sollerdieNöthigunginwacheKlarheit begrüßen. Wir
brauchen das Auge nicht an fremdem Elend zu weiden,nicht jede
dünne Erfolgskunde aufzupolstern noch vonHiobspost uns scheu
wegzudrücken.Das darbendeDeutschlanddürfteaufseineLeistung
stolz sein; das schlemmende müßte vor Vätern und Söhnen sich
schämen. Hunderttausenden wurde ein trügendes Pflichtziel ge-
zeigt. Nur das Kindervorrecht erlaubt, zu sein und zu thun, als
wäre durch den Krieg auf unserer Erde nichts Wesentliches ge-
ändert worden.In das Ohr Mündiger drang, endlich, ein unüber»
hörbarerWeckruf. Die Kargheit unseres Lebens wird dieKrieger
nichtaus dem Feld winken. Das sei unser Schwur. Und dieses an-
dachtigen Willens Stimmung hält sich ohne Krücke und Stab.

Khalif Storch.

war ein schöner Sommermorgen, als Harun al Raschid und
sein Großwesir aus langer Beraubung auf einer von Bananen
und Palmen umstandenen Waldwiese erwachten, nach der Aussprache
der Zauberformel „Mütabor". Der Khalif war der erste von den
Beiden. Es währte eine Weil«, ehe er sich in den neuen Zustand
hineinfand und sich seines Wunsches erinnerte, ein Storch zu sein.
Jetzt sah er an seinem langen Schnabel entlang auf seine rothen Beine
und neben sich seinen Großwesir in der selben Gewandung.
Aber was wogte da um ihn? Ein blaues kristallenes Etwas. Eine
aus helleren und dunkelblauen Perlen bestehende Masse. Er sah es
bläulich in seine Nasenöffnungen hinein und als kristallhelle Perlen
wieder heraus strömen. Er suchte danach zu haschen; immer ent-
wich es ihm, bis er seinen Kopf auf den Rücken legte und danach
schnappte, aber die Kügelchen wichen aus und laut klappernd schlugen
seine Schnabelkiefer zusammen.
> Durch dieses Geräusch erwachte der Wesir. „Sieh nur, mein
Treuer," sagte der Gebieter, „welche Masse uns hier umgiebt. Wir
sehen einen Stoff und doch behindert er nicht die Fernsicht. Ich er-
kenne sogar dort am Waldessaum einen anderen Storch. Laß uns
zu ihm gehen oder vielmehr fliegen, wie es uns als Vögeln geziemt."
Der Wesir versuchte jetzt selbst, die Natur des seltsamen Stoffes zn
ermitteln, aber auch seine Schnabeluntersuchungen endeten mit einem
hellen Klappern.
Nun öffneten sie ihre Schwingen und schlugen aus vollen Kräften
um sich; aber sie flogen nicht in die Höhe. Die kugelige Masse wurde
hierdurch in einen solchen Aufruhr gebracht, daß sie förmlich erschraken,
und es währte eine Weile, bis sich die Masse beruhigte. Noch ein-
mal versuchte es der Khalif; aber der Erfolg war nicht besser als zuvor.
Inzwischen war der Storch aus der Ferne näher gekommen. Auch
er hatte die beiden Neulinge bemerkt. Als sie sich vergebens bemühten,
aufzufliegen, glaubte er, es mit kranken oder verwundeten Kameraden
zn thun zu haben, warf sich auf die Flügel und landete in sanftem.
Gleitflug bei den Beiden.
„Was fehlt Euch? Kann ich Euch helfen? Bin von Profession
Chirurg und etwas Mechaniker; man nennt mich Doktor, Ein ge-
brochenes Bein oder einen verrenkten Flügel bringe ich bald wieder
in Ordnung. Wo hapert es?"
Die Beiden verstanden die Storchsprache vollkommen und erzähl-
ten, wer sie seien und woher sie kämen. Wenn sie sich auf die Zauber^
forme! besinnen könnten, hättenj sie sich längst wieder zurück verwandelt^
denn so seien sie ganz hilflos. Wenn nicht etwa der Doktor ihnen
das Fliegen beibringen könne. Der Doktor, übrigens ein recht alter'
Herr unter seiner Sippe, war gern bereit, ihnen gefällig zu sein?

er fürchtete nur, daß es nicht so schnell gehen werde; denn die jungen
Störche lernen es auch nicht von Heute bis morgen. Da Ihr aber ver-
ständige Schüler seid und bei Euch die mathematische Wissenschaft sehr
weit verbreitet ist, werde ich gleich mit meiner Lektion beginnen. Zu-
nächst? muß ich Euch sagen, daß diese bläulichen Kristallperlen, die
uns hier allgemein umgeben, nichts Anderes sind als die Luft. Ihr
Menschen könnt sie mit Euren geschwächten Augen nicht erkennen;
alle Vögel aber sehen die Luft wie Ihr jetzt. Wir sind hier auf dieser
Wiese bei völliger Windstille. Das erksnnt Ihr an der Ruhe der Masse,
Wenn ich einen Flügel ausstrecke, seht Ihr gleich, wie die MaM wogt
und wallt; eA dauert eine Weile, bis sie sich wieder beruhigt hat.
Es gab nur wenige Menschen, welche die Luft nach Vogelart erkennen
konnten. Einer hieß Leonardo da /Vinci, ein anderer Newton. Sie
müssen die richtige Anschauung von der Luft gehabt haben. Leonardo
war nah daran, sich einen künstlichen Vogel zn bauen, und Newton
beschrieb genau, wie sich die Luft zu bewegten Flächen verhält. So
sagte er: Wenn ein Luftstrjom (Ihr nennt es Wind) sich gegen eine
Fläche bewegt, mit, sagen wir mal, einem Meter Geschwindigkeit in
einer Sekunde, so prallt eine bestimmte Anzahl von den Lufttugelchen
gegen die Fläche und hierdurch entsteht ein Dvuck. Wenn nun die
Kugeln noch einmal so schnell gegen die Fläche prallen, dann fliegen
in der selben Zeit natürlich auch noch einmal so viele Kügelchen gegen die
Platte. Jede einzelne der kleinen blauen Bohnen hat dann die doppelte
Kraft, und da doppelt so viele gegen die Fläche prallen, so ist..."
„Der Druck zweimal zwei, also viermal so groß," warf der Khalif
ein, der Ehrendoktor der Universität von Kordoba war. „Richtig/
sagte Doktor Storch. „Dies merkt Euch nur recht; beim Fliegen kommt
es ganz besonders daraus an, daß Eure? Flügel viels Kügelchen in
Bewegung setzen; denn im Grunde ist es beinahe das Selbe, ob die
Fläche sich gegen die Luft oder die Luft sich gegen die Fläche be-
wegt. Ganz das Selbe ist es allerdings nicht. Dies will ich Euch
aber erst später erklären."
„Wir haben aber vorher aus aller Kraft unserer Flügel auf
der blauen Masse herumgeschlagen und sind doch nicht geflogen," sagte
der Wesir; „vielleicht sind wir nicht stark genug."
„Das ists nicht; Ihr habt nur nicht die genügende Anzahl von
Kügelchen in Bewegung gebracht; außerdem: was Ihi? unter Euren
Flügeln wegschleudertet, stürzte sich von oben wieder auf sie. Wenn
Ihr aus dieser Wiese fliegen wollt, so müßt Ihr zunächst ein paar
Hüpfer machen und dabei kräftig mit den Flügeln schlagen; so, wie
ich es Euch jetzt vormache."
Der Doktor klapperte sich erst einmal ordentlich aus, machte dann
drei Sätze und hob sich von der Erde; machte hierauf einen schönen,
Bogen und kam im Gleitflug herunter.
„Wenn ich mit angehobenen Flügeln den ersten Hüpfer mache,
so etwa dreiviertel Meter, und dabei die Flügel herunterschlage, dann

treffe ich dreimal so viele Luftperlen, als wenn ich es hier vom Stand
aus thne; denn meine Flügel sind durchschnittlich nur ein viertel Meter
breit. Beim zweiten H>üpfer verdoppele ich meine Vorwärtsgeschwindig»
keit, erhalte daher unter meinen Flügeln wiederum vermehrten Wider-
stand. Dies reicht aber immer noch nicht aus. Erst beim dritten Sprung
komme ich vom Boden frei, obgleich ich sehr geübt bin. Ich bin ja
Ehrenvorsitzender des Flugturnvereins. Und Ihr wollt Dies gleich
vom Stand aus erreichen! Da ich nun die Beine nach dem Abflug
nicht mehr brauche, kann ich sie zurücklegen^ sie drücken nicht mehr
gegen die Luftperlen und ich komme deshalb um so schneller vorwärts.
Zuerst strenge ich mich allerdings sehr an, aber je schneller ich fliege,
um so leichter wird es. Dies kommt hauptsächlich daher, dag hier
der Oberarmtheil der Flügel wenig oder gar nicht bewegt wird und
dennoch eine tragende Wirkung ausübt. Wie Ihr seht, ist dieser Flügel-
theil, eben so wie der Anterarmtheil, sehr gewölbt, weil er ja auch
unseren Leib im zusammengelegten Zustand bedecken muß. Bei dieser
gewölbten Form müssen die Luftperlen in einer gekrümmten Bahn
unter und über die Flügel hinwegstreichejn. Das wird ihnen aber
schwerer, als wenn sie gradlinig sich bewegen können. Die Perlen
drängen dabei nach oben wegen der Centrifugalwirkung, wie die Men-
schen sagen. Ich war in meiner Jugend einmal im Norden bei einem
Ort, wo eine große Kadettenanstalt ist. Da waren gerade zwei Luftseher
im Begriff, mit solchen gewölbten Flächen die Luftperlen zu bearbeiten,
und ich hörte, wie sie sich freuten, als die Luftperlen des Windes
von den Flächen a,us ihrer Bahn gelenkt wurden. Dieser Druck nach
oben der wenig bewegten Flügeltheile ist ein wahres Geschenk Allahs,
denn er hindert nicht im Geringsten das schnelle Vorwärtskommen, Ihr
müßt Euch vor allen Dingen hüten, mit den Flügeln mehr Rückwärts-
druck zu erzeugen, als unumgänglich nöthig ist; ganz werdet Ihr es
allerdings nicht verhindern können. Ich komme hiermit zu dem zwei-
ten Theil meiner Vorlesung, Laßt uns daher erst einige Kerfe ver-
speisen; auch sehe ich dort eine kleine leckere Schlange, die ich Eurer
Majestät sehr empfehlen kann."
Nach der Eßpause fuhr er fort: „Was nun die Flügel selbst be-
trifft, so müßt Ihr besonders sorgsam die Schwungfedern vor Beschä-
digung hüten. Sie sind es, die uns den nöthigen Vortrieb geben. Wenn
Ihr beobachtet, wie ich jetzt mit den Flügeln schlage, so findet Ihr,
daß beim Niederschlagen die Perlen von den Schwungfedern förmlich
schräg nach hinten gespritzt werden, weil sich die Federn hinten auf-
wärts drehen; in gleichem Maße verspüre ich einen Vorwärtsdruck.
Wird der Flügel aber aufwärts geschlagen, dann müßt Ihr ihn so
drehen, daß die Luftkügelchen möglichst wenig nach vorn gedreht wer-
den. Ganz läßt es sich leider nicht vermeiden. Ihr könnt die richtige
Stellung am Besten herausfühlen, denn bei der Vorwärtsgeschwindig-
keit, die Ihr habt, hebt sich der Flügel schon von selbst nach oben. Legt
Ihr nun dabei die Spitze etwas zurück, so könnt Ihr den ,Rückwärtsdruck

auf die Hälfte vermindern. So; nun versuchen Sie einmal, meine Lehren zu befolgen."

Khalif und Wesir machten jetzt eifrig Sprünge, drei, vier, fünf; aber ohne Erfolg. Der Doktor hatte viel zu kritisiren und tänzelte um Beide herum. Vergebens. Ganz erschöpft stellten sie die Versuche ein. Der etwas leichtere Wesir behauptete zwar, beinahe abgekommen zu sein, aber ein Palmenbaum sei ihm im Wegs gewesen. Der Doktor, der ihnen mehrmals den Aufflug gezeigt hatte, war auch außer Athem.

„So schwer hätte ich es mir doch nicht vorgestellt," meinte der Khalif. „Das ist ja die reine Entfettungskur; nur gut, daß uns hier Niemand beobachtet."

Beim Vorwärtshüpfen war man ziemlich an dem Ende der Wiese angelangt, wo sich ein freies Stück Wüste anschloß. Die Luft nahm jetzt ein anderes Gefüge an; die Perlen schoben sich alle nach einer Richtung, unten am Boden langsamer, oben schneller.

„So," meinte der Doktor, „jetzt werden wir wohl mehr Glück habe»; hier ist Das, was die Menschen Wind nennen. Zwar nicht viel, aber besser als nichts. Jetzt werdet Ihr sehen, weshalb ich vorhin einen Unterschied machte zwischen einer Flächq, die sich gegen ruhige Luft bewegt, und einem Wind, der gegen eine Fläche strömt. Ihr seht jetzt, wie die Perlen aste übe? einander rollen und sich verschieben. Unten wollen sie nicht recht vorwärts, weil Steine und Gras sie hindern; dadurch stauen sie sich an. Verfolgt einmal die schöne dunkelblaue, sie prallt gegen eine blasse, die wegen der Grashalme nicht Vorwärts kann; sie prallt dadurch in die Höhe, wird aber gleich von denen hinter ihr weiter geschoben. Jetzt prallt sie an eine helle, die auch nach oben ausweichen muß. Zugleich drückt sie dabei gegen ihre obere Nachbarin. So geht es hier überall. Im Ganzen, ausgenommen einige Störungen, steigt die blaue jetzt bei einem Meter Vorwärtsbewegung fünf bis sechs Centimeter aufwärts. Unter diesen Umständen wird Euch das Fliegen viel leichter werden, weil Ihr die Luftperlen, entgegen ihrer schon vorhandenen Bewsgungrichtung, nach unten schleudern müßt; sie geben dadurch einen größeren Widerstand."

Der Doktor machte es ihnen noch einmal vor. Schon nach dem ersten Sprung kam er vom Boden frei. Er schlug dabei gar nicht einmal so gewaltig mit den Flügeln wie zuvor. Von oben rief er ihnen zu, sie möchten nur immer beginnen, er komme gleich wieder zurück; sie sollten sich aber immer gegen die Strömung stellen.

Der Khalif und sein Wesir breiteten recht vorsichtig ihre Fittiche aus und fanden zu, ihrer Verwunderung, daß, sich die Flügel schon allein trugen, ja, schon Neigung zeigten, nach oben auszuweichen. Wenige Sprünge genügten: da hob sich erst der Wesir und dann sein Gebieter. Ganz erstiaunt über diese Leistung, ließen sie sich aber bald nieder, und zwar etwas unsanft. Der Khalif hätte sich, fast ein Bein gebrochen und bohrte sich mit dem Schnabel in den zum Glück weichen

Boden. In diesem Augenblick kam der Doktor dazu und befreite ihn aus der unglücklichen Lage.

„Verzeihen Majestät, daß, ich nicht auf einen Umstand aufmerksam machte,, der einem so alltäglich wird, daß man vergißt, ihn zu erwähnen. Achten Sie darauf, wie ich Ihnen das Abgleiten jetzt vormachen werde. Ich bedenke, daß, bei Verminderung der Geschwindigkeit der Druck der Luftperlen an dem Hinterrand der Flügel sich etwas verstärkt. Bei großer Geschwindigkeit ist der Druck der Perlen da am Stärksten, wo sie zuerst gegen die Flügel geschleudert werden, also mehr nach dem Vorderrand.Bei den Flügelschlägen haben Sie unwillkürlich die Flügel dahin gehalten, wo Sie den meisten Gegendruck verspürten. Hören Sie nun mit den Schlägen auf und gleiten schräg abwärts, so müssen Sie die Flügel etwas nach vorn schieben, um das Gleichgewicht zu erhalten. Wir Storchvögel haben kein anderes Mittel, da unser kleiner Schwanz zu diesem Zweck nicht recht zu brauchen ist; höchstens können wir noch den Hals einziehen, was auch ein gutes Mittel ist. Ich Pflege sogar bei meiner Rückkehr ins Nest den Kopf ganz auf den Rücken zu legen und meine Familie durch ein Geklapper zu begrüßen, Unsere Adlervettern mit ihren langen, breiten Schwänzen können einen viel steileren Gleitflug machen als wir. Aber mich hat sehr gefreut, daß Sie vom Boden abkamen; ich bitte, Dies gleich noch einmal zu machen. Ich werde an Ihrer Seite bleiben, um besser beobachten zu können. Es wird aber nöthig sein, daß wir nach hier zurückkehren, und zwar ans dem Luftweg, weil uns dort drüben die hohen Palmen den Wind abfangen. Bevor wir aufsteigen, muH, ich noch sagen, wie man die Wendungen ausführt. Wenn der rechte Flügel etwas weiter ausschlägt, so werden die Luftperlen stärker in Bewegung gesetzt, deshalb hebt sich dieser Flügel und giebt mehr Vorzug. Diese schräge Lage darf Sie gar nicht ängstigen; sie ist nützlich, weil Sie sonst nach rechts überkippen würden. Ein Ueberkippen läßt sich durch die Flügel überhaupt immer leicht verhindern."

„Wie wird es aber mit den aufsteigenden Luftperlen, wenn wir mit der Strömung fliegen," fragte der Khalif; „werden wir da nicht mit den selben Schwierigkeiten zu kämpfen haben wie auf der Wiese?"

„Nein," antwortete der Doktor. „Wenn wir umlenken, werdet Ihr finden, daß wir nur um die Bewegung der Perlen schneller fliegen und der Aufwärtsdruck der Perlen kommt uns dabei eben so gut zu Statten, Nur beim Landen muß noch einmal gewendet werden, denn gegen die Strömung muß man abwärts gleiten. Ganz in der Nähe des Bodens schiebt Ihr dann die Flügel noch einmal star? vor und zieht den Hals zurück, damit Ihr Euch aufrichtet."

„Wir werden dann beim Landen wohl eine ziemlich große Geschwindigkeit haben, weil sich der Wind verstärkt hat," meinte der Wesir.

„Richtig; dagegen giebt es aber ein gutes Mittel, das die Geschwindigkeit hindert. Erstens läßt man die Beine hängen und dann spreizt man den Federdaumen möglichst weit ab. Da ich selber auch

beim Landen gut aufpassen muß, werde ich später bei den Segel-
übungen erklären, weshalb der Daumen als Bremse benutzt wird."
Alle Drei setzten sich in Bewegung. In glattem Flug wurde die
Strecke zurückgelegt. Die beiden Neulinge waren zwar etwas auf-
geregt, aber es machte ihnen doch großen Spaß. Nun wurde ein län-
gerer Flug über Land beschlossen; da sie hungrig waren, flogen sie in
geringer Höhe nach einem froschreichen Sumpf. Auf? halbem Weg
hörten sie ein unheimliches Gebrumm. Der Khalif war etwas ängst-
lich, weil die Luftperlen zu zittern begannen. Sein fragender Blick wurde
von dem Doktor sofort verstanden. „Dies Gebrumm hörten wir früher
nur von großen Käfern, auf die wir dann wohl Jagd machten. Seit
einiger Zeit haben die Menschen sich käferartige Maschinen gebaut,
die ähnlich fliegen. 'Als der eine der beiden Luftseher, von denen ich
sprach, abgestürzt war und der andere, hierüber erschrocken, die weite-
ren Arbeiten mit den Luftperlen aufgab, blieb von den Weisungen des
Verunglückten doch Wichtiges erhalten. Das benutzte, ein paar Jahre
danach, ein Vrüderpaar im Lande der untergehenden Sonne. Die Zwei
bauten sich einen künstlichen Käfer, wie ihn der Gestürzte gehabt hatte.
Wie nun alle Käfer ihre Flügel steif und unbeweglich halten, so hielten
auch sie die Flügel starr, ähnlich, wie wir es im Gleitflug machen.
Sie bauten dann eine Maschine hinein, durch welche sie zwei Flügel-
paare drehten, wie der Käfer feine Hinterflügel herumschlägt; nur
drehen sich hier je zwei Flügel uin eine gemeinsame Achse. Sie
schlugen dann mit furchtbarer Gewalt in der Luft herum und trieben
einen wahren Strom von Luftperlen nach hinten. Dadurch erhielten
sie nach und nach einen solchen Vortrieb, daß sie gewöhnlich schneller
fliegen als wir Vögel, Diese große Geschwindigkeit ist aber auch nöthig,
denn das große Gewicht erfordert eine bedeutende Hebekraft. Die ent-
steht aber nur durch die starren Flächen, unter denen die Perlen mit
furchtbarer Gewalt herausgeschleudert werden. Die Maschinen sind
aber so schwer und verbrauchen so viel Brennstoff, daß, die Hebekraft
der Flügel nicht ausreichte, wenn sie nicht vorn etwas angehoben wur-
den. Hierdurch drücken sie aber die Luftperlen etwas nach vorn und
erzeugen so Rückwärtsdruck, welchen die Drchflügel auch noch über-
winden müssen. So kommt es, daß diese Maschinen mehr Kraft ver-
brauchen, als in allen Pferden aus Eurer Majestät Marstall ist."
„Wie kommt es aber, daß wir weniger Kraft verbrauchen als
diese großen Brummer, Doktor?"
„Die Drehflügel können nur einen Theil der Luftperlenschleude»
rung ausnützen; gerade wie Ihr vorhin «uf der Wiese auch, trotz
wüthendem! Umherschlagen der Flügel, nicht fliegen konntet. Such
stürzte die Perlenmasse auf die Oberseite der Flügel und verminderte
die Hebung. Bei den Drehflügeln wird die Perlenmasse wohl sehr stark
noch hinten geschleudert, da die Flügel schräg stehenwieunsere Schwung«
federn. Di«. Hebung, die wir gleichzeitig erzeugen und die selbst beim
Aufschlag noch zu einem Drittel der Niederschlagswirkung vorhanden

ist, geht aber vollständig verloren. Was den einen Flügel an Masse
nach unten treibt, treibt den anderen nach oben. Diese Anordnung der
Drehflügel läßt erkennen, daß sich ihre Erbauer nicht ganz klar über
die Natur und das Gefüge unserer Kristallmasse waren/
In diesem Augenblick sahen sie, wie ein Riesenvogel mit donner-
ähnlicheim Getöse in einiger Höhe über ihnen vorbei schoß und einen,
langen Rauchstreifen von üblem Geruch hinter sich her zog. Einige
an den Flügelenden und an der hinteren Verlängerung angebrachten
Klappen, die beweglich schienen, wurden aufwärts gedreht; sie rissen.
Furchen in die Kristallmasse und drückten diese schräg aufwärts.
..Seht," sagte der Doktor, „so behelfen sich die Menschen, um das
Gleichgewicht zu behalten und nicht vornüber zu stürzen. Sie ver-
schwenden zwar hierfür wieder mehr Kraft, WM sie die Perlen nach,
vorn und oben abtreiben müssen, aber auf ein paar Pferdestärken mehr
scheint es ihnen nicht anzukommen. Uebrigens könnt Ihr an dem.
Höllenlärm schon erkennen, dafz Kraft verschwendet wird! wir fliegen
leise," Die Drei landeten und labten sich am leckeren Mahl von.
Fröschen und Salamandern.
Die Sonne hatte jetzt ihren höchsten Stand überschritten. „Es
wird eine frische Nachmittagsbrise," sagte der Doktor; „ich empfehle,,
daß wir uns erst im Schatten jener Sykomore ein Wenig auf ein
Bein setzen und dann die günstige Gelegenheit zu einer Segelpartie be-
nutzen. Es hat keinen Zweck, Euch hier unten vom Segeln viel zu.
erzählen; achtet nur auf mich, wenn wir oben sind und ich anfange.
Ich mache nur dann Steuerungverschiebungen, wenn es nöthig ist. Im.
Uebrigen vertraue ich ganz auf den Tanz der Luftperlen unter meinen
Flügeln, sehe mir die Landschaft an und pussele etwas an meinen Fe-
dern herum, manchmal klappere ich mir auch eine kleine Melodie.
Haltet Euch nur in meiner Nähe," Alle Drei nickten bald ein.
Nun aber verstärkten die Kristallkügelchen ihre Strömung. Der
alte Lehrmeister erwachte zuerst und erhob sich sogleich vom Stand.
Khalif und Wesir folgten ihm noch etwas verschlafen. Da es gegen
die Strömung ging, hoben sie sich schnell; aber sie kamen nur langsam
vorwärts. Jetzt sollte der groß,e Augenblick nahen; um ihn zu er-
leben, hatten die Beiden ihr Menschthum sammt allen hohen Würden
aufgegeben, sie verschluckten Kröten wie Pasteten und Regenwürmer
wie Zimmetbrezeln. Das Herz schlug ihnen bis in den Hals, da.
der Doktor erst ein paar Schläge aussetzte und dann alle Arbeit ein-
stellte. Er war absichtlich etwas vorausgeeilt, weil der Segelflug an-
fangs nur sacht vorwärts treibt und sie ihn daher bald einholten.
„So, jetzt ist die Reihe an Euch; macht es eben so wie ich, wäh-
rend ich hier eine große Schleife segele." Es ging ganz gut; nur der
Wesir kam etwas aus dem Gleichgewicht und mußte sich durch einige
Schläge wieder aufrichten. Bald schloß sich der Doktor ihnen an und
zu Dreien zogen sie neben einander her.
„Zunächst," sprach der Doktor, „achtet auf die Bewegung der Kri-.

stallmasse vor Euch. Ihr seht da, wie sich schon einen halben Meter
vor dem, dicken, Vorderrand der Flügel die Masse abwärts neigt;
selbst oberhalb der Vorderkante, ganz nah am' Flügel, strömen noch
Perlen nach unten. Ueber den Flügel aber gleiten die Kügelchen ganz
glatt hinweg. Jetzt beobachtet meinen Flug von der Seite: Ihr seht
dann, wie sich die Strömung weiter nach unten drängt und von der
Mitte der Flügel sich nach oben wendet bis zum Hinterrand, dann
nach vorn umlenkt lind m,iit großer Geschwindigkeit meine unteren
Deckfedern erschüttert und gegen den dicken Vorderrand meines Arm-
knochens drückt. Die Masse der Perlen wirbelt so um zwei Dreh-
punkte in einer ovalen Form. Wenn ihr Dies erkannt habt, werde
ich etwas steigen, so doH Ihr mich von unten betrachten könnt. So.
Nun achtet darauf, welchen Weg die Luftperlen nehmen, fixirt dabei
eine besonders helle oder dunklePerle und sagt mir dann, was Ihr seht."
«IH sehe, wie zwei recht helle Perlen neben einander unten am
Flügel entlang nach vorn streichen. Dann werden sie mehrmals herum-
geschleudert, an der Vorderkante nach unten zurück und wieder nach
vorn unter dem Flügel entlaüg, aber dabei geht die eine Perle nach
dem Rumpf und die andere nach der Spitze zu, die eine streicht nun
unter dem Rumpif nach hinten ab, während ich die andere soeben
am Ende der zweiten ^Schwungfeder herausgeschleudert sehe. Die Spi-
ralen winden sich wie die Hörner des Widders."
„Ganz recht," sagte der Doktor zu dem Khalifen; „wo ist aber
unser Gefährte geblieben? Ich sehe ihn ganz hinten; er eilt uns im
simplen Ruderflug nach Bis er uns eingeholt hat, werden wir einige
Kurven machen. Hierbei ist zu beachten, daß nie die Vorwärtsgeschwin»
digkeit nachläßt, besonders nicht bei der Wendung mit der Strömung.
Sollte nicht Alles klappen, dann lieber Höhe aufgeben; es ist aber
nicht absolut nöthig, weil uns der Wirbel auch trägt, wenn wir nur
schneller segeln als die Strömung. Sollte bei der Wendung Geschwin-
digkeit verloren gehen, dann lieber ein paar kräftige Schläge geben
und forsch in der Stromrichtung weiter.
Inzwischen hatte sich der Wesir herangearbeitet, „Weshalb segeln
Sie denn nicht, Herr?"
„Ich wollte die Flügel der Sicherheit wegen etwas anheben:
und da ging es sogleich schnell luftab,"
„Ganz natürlich; denn durch den seitlichen Abstrom der Luft gegen
die schräg nach unten gedrückte Spitze erhalten wir doch hauptsächlich die
Hebung, ohne daß der geringste Rückwärtsdruck entsteht. Da Sie nun
die Flügel anhoben, wie bei einem sich senkenden Gleitflug, so gaben
Sie diese Tragewirkung auf und konnten nicht mehr schweben. Ein
Theil der Perlenmasse strömt ja auch gegen den schräg gestellten Ober-
arm, wie Seine MajesW ganz richtig bemerkten. Hierin liegt eben
der große Unterschied unserer Flugweise von der eines Brummers.
Wegen des Gleichgewichtes brauchen Sie nicht ängstlich zu sein. Man
streckt den einen Flügel etwas mehr oder weniger und gleicht so die

Unterschiede aus, übrigens ist hier oben sehr wenig Störung in der Strömung; wir beginnen daher auch immer nur in guten höhen den Segelflug. Der Wirbel ist hier sehr zuverlässig." ,
Ueber diesen Widderhornwirbel wurde noch viel gesprochen; ob Wohl die Menschen hiervon Gebrauch imachen würden. Der Doktor meinte, der'Wirbel sei den Menschen schon bekannt, aber gleichgiltig, da sie ihre ganze Hoffnung auf die großen Brummer gesetzt haben.
„Wir kommen aber zu weit von unserem Sumpf ab; es wäre besser, wir kehrten jetzt um. Denkt nur daran, Eure Geschwindigkeit nicht zu verlieren, und stellt Euch bei der Wendung immer so, daß, Ihr die Strömung genan von vorn spürt; dann kann nichts passiren. Sollte es Euch Mit Hilfe des Schwanzes nicht gelingen, die Wendung auszuführen, so macht nur einige ungleiche Schläge, damit Ihr schnell herum kommt Meine Cousine, die schöne Fregatte, die in Südamerika wohnt, steuert mit ihrem hochkantig zusammengefalteten langen Gabelschwanz wunderbar kleine Kreisbogen."
Alles ging glatt und in der halben Zeit kamen sie an die Abflugsstelle zurück.
„Eigentlich ists noch zu früh zur Atzung," sagte der Doktor. „Ich schlage vor, wir machen hier oben einige Kreise, so lange der Wind noch trägt. Plätze zum Hinsetzen giebt es hier oben nicht, daher müssen wir uns beständig vorwärtsbewegen; um aber nicht zu weit vom Ort uns zu entfernen, bewegen wir uns in Kreisen."
Der Khalif meinte, wenn er sich erst sicherer fühle, werde er den ganzen Tag sheigen und versuchen, ob er sein ganzes Reich übersehen könne. „Das Steigen endet aber früher als Eurer Majestät Reich; bei den letzten Runden sind wir schon nicht mehr viel gestiegen. Wir müssen hier auf eine Schicht kommen, wo die blauen Kristalle nicht meh? auswärts strömen. Haltet Euch nur hier, ich werde schnell etwas höher rudern und sehen, wie die Sache steht."
Er kam bald zurück. „Es ist so, wie ich dachte, wir sind an der Grenze des Auftriebes. Ganz oben ist eine langsamere Strömung in einer anderen Richtung. Ietzt häufen sich die Kügelchen an der Uebergangszone und es bildet sich ein Abwärtsstrom. Ich hatte große Mühe, mich darin zu erheben. Ein großer Brummer, der sich neulich in solche Strömung hineingearbeitet hatte, mußte schnell herunter, weil er durch seine große Masse zu weit vorgedrungen war, bis er seine lebendige Kraft verzehrt hatte. Die Leute glaubten, sie wären in ein Loch gerathen. Uns kann Dies nicht Passiren; wir steigen eben nur so hoch, wie uns die Luft trägt."
Die Sonne stand jetzt schon tief. Die Schatten der Palmen waren ungeheuer lang und der Wind schlief ein. Jetzt ließ der Doktor seine Beine hängen und spreizte den Daumen ab, wodurch sich sofort seine Geschwindigkeit verminderte. Die Luftkügelchen trieben nicht mehr die Schwungfedern entlang, sondern nach vorn über den Daumen heraus, gerade gegen die anstehende Strömung. Khalif und Wesir machten es

ihm nach: und bald waren alle Drei unten bei einander. „Nach dieser hübschen Landung," sagte der Doktor, „muh, ich, Euch noch erzählen, daß vor vielen, vielen Iahren hier in der Gegend ein großer Kaiser auf einem Kreuzzug durchkam, Friedrich II, von Hohenstaufen. Der hat in einem lichten Augenblick einmal meinen Urahn landen sehen, wobei er den Reflex der Kristallkügelchen erkannte. Er nannte damals schon! unseren Daumen die Bremse der Flügel. Daß die Menschen es uns nicht nachmachen, wundert mich gar nicht mehr. Der größte Theil ist zu sehr eingenommen von Künsteleien, Sih glauben, es besser machen zu können als die Natur. Erst muß immer Einer kommen, der, wie Ihr, Alles im Stich läßt und unter Mühen und Beschwerden eine Thatsache schafft, den Anderen ein fertiges Gericht vorsetzt. Dann schmatzen sie und halten kluge Reden."

□er stickige Dunst des newhorker Hochsommers kochte in den Stra» «S» ßen und machte die gehetzten Menschen noch reizbarer, als sie sonst schon waren. In einem ärmlichen Zimmer der unteren Lafayette» Avenue, in dem außer zwei Betten, einem Tisch und einigen Stühlen kaum ein nennensw erther Hausrath störend wirkte, lagen zwei Männer in verschlissenen Arbeitkitteln auf ihren Schlafstätten und stöhnten über die klägliche Hitze.

Der alte Grauhaarige richtete sich ein Wenig auf. „Brakel, Jung» chen, kann ich mir denn nicht ein Bischen Whisky nehmen? Nur einen Schluck. ?or OKrist's ssks, ich sterbe vor Durst."

„Nein, Stechow, Du bist zu versoffen. Schlaf Dich aus und geh morgen endlich mal wieder auf Arbeit. Du verkommst sonst ganz und gar. Einer muß doch wenigstens verdienen. Sonst bin ich es ja Zimmer, aber mit meinem zerschlagenen Schädel geht es nicht."

„Freilich, Iungchen, Du mußt Dich ausruhen. Ich werde schon arbeiten. Jesus Christ, Du sollst mal sehen, wie ich arbeiten kann? Oder meinst Du, ich kann es nicht?"

Er blickte fragend auf den jungen, schlanken Kerl, der gerade einen nassen Lappen in das neben ihm stehende Wasser tauchte, um damit die breite, frische Stirnwunde zu kühlen. Als er keine Antwort bekam, lamentirte er weiter: „Eigentlich eine gemeine Sache: ein Kavalier und arbeiten. Pfui Deibel noch einmal? An den Gedanken kann ich mich nur mit einem Whisky gewöhnen. Na, Brakelchen, wie wärs?"

Gustav Lilienthal.

Die letzten Funken.

„Sei still, Du Schnapfsfaß."
„Was sagst Du? Schnapsfaß sagst Du, wenn ich am Verdursten
bin? Du bist roh und hartherzig gegen einen armen, alten Mann."
Seine Stimme klang ganz weinerlich.
„Trink Wasser, wenn Du Durst hast. Ich will es Dir sogar
selber holen."
Der Graukopf räusperte sich. Nach einer Weile sagte er ganz,
demüthig: „Brakel, Du weißt doch, daß mein Körper kein Wasser ver-
tragen kann."
„Das sagst Du. Und nun sei vernünftig und laß mich schlafen."
Da drehte sich der alte Stechow seufzend nach der Wand um
und maulte. Und Brakel lag und schämte sich, weil er mit dem alten
Mann so häßlich umspringen mußte. Aber es ging nicht anders. Es
war der einzige Weg, ihn für Stunden vom Schnaps fernzuhalten.
Brakel ließ die Hand sinken, die den feuchten Lappen hielt. Die
Hitze und die Wunde machten ihn matt. Es war doch ein elend schweres
Leben mit dem Alten; aber man konnte ihn nicht auf der Straße
liegen lassen, nachdem man in guten Tagen in der Heimath Freund-
lichkeiten von ihm erfahren hatte. Es war ja ein tolles Pech, daß er
ihm vor ungefähr zwei Iahren in die Hände gelaufen war; doch er
mußtz nun eben mit durchgefüttert werden.
Brakel wurde ganz traurig bei seinen Gedanken,
Der war nun einmal ein vorbildlicher Mensch gewesen, einer,
zu dem man aufblickt. Und der platte, blöde Suff hatte ihm ein Bein
gestellt und Das aus ihm gemacht, was er jetzt war. Ein kindischer,
schwachsinniger Greis, der dem Satan durch heimliche Rationen
Schnaps noch ein paar armsälige Tage abzuringen meinte. Brakel
fühlte es heiß und bitter in sich aufsteigen. Was für Chancen hatte
er um den Alten schon auslassen müssen, der wie ein Klotz an ihm
hing! Er schüttelte plötzlich den Kopf. Ach was, macht nischt. So
erweise ich ihm wenigstens, so zu sagen, die letzten Ehren. Lange wird
er das Gnadenbrot wohl nicht mehr essen. Wenn ich nur bald wieder
auf Arbeit kann!
Die verdammte Wunde! Ja, man soll sich nicht mit alten Ka-
meraden einlassen. Warum mußte ihn der verkommene Bengel, der
Böltzig, auch so reizen. Ekelhaft, solche Schlägerei. Und dabei konnte
er noch von Glück sagen, daß der Andere zufällig keinen Revolver
bei sich hatte. Der schoß besser als ein Kunstschütze. Einer, den Der
vorm Laus hatte, war unweigerlich geliefert. Brakel durchfann die
häßliche Szne von gestern Abend aus dem „Saloon" noch einmal
und ein peinliches Gefühl der Unsicherheit beschlich ihn.
Böltzig war betrunken gewesen und hatte ihn so lange gehänselt,
bis er ihm einen Stoß gab. Da war Böltzig wie ein Raubthier auf
ihn lssgesprungen und hatte ihm eine große Schüssel an der Stirn
zerschlagen. Freilich: er > war ihm darauf nichts schuldig geblieben
und alle Gäste des Saloon hatten ihm zugetrunken. Aber gerade in

dieser Blamage für Böltzig lag die Gefahr für ihn selbst. Böltzig
würde sich rächen. Und wenn ers recht bedachte, mochte er sich jetzt
schon verloren geben. Vor Dem konnte ihn nichts retten.
Brakel blickte zu dem alten, schwachsinnigen Stechow hinüber,
der noch immer allerlei kindisches Zeug gegen die Wand murmelte.
Der war auch mit verloren. Niemand würde ihm mehr das Gnaden-
brot geben und sich hin und wieder die Whiskyflasche abschwatzen
lassen. Dann wandte Brakel wieder den Kopf und schloß die Augen.
Das Grübeln hatte ihn gleichgiltig und schläfrig gemacht.
Eine stumpfe Ruhe lastete auf dem Zimmer. Die Beiden schliefen.
Plötzlich zuckte Brakel zusammen. Es hatte geklopft. Mit einem
Ruck war er auf den Beinen. Es war die WiKthin. Erleichtert ath-
mete er auf. Da reichte sie ihm eine Visitenkarte, Brakel schüttelte
den Kopf. So was hatte er lange nicht mehr gesehen. Ewald von Böltzig,
Einen Augenblick hielt er den Athem an; dann nickte er und sagte:
„Ich lasse bitten." Böltzig trat ein. Auch er trug einen alten Kittel.
Sein eines Auge war dick verschwollen. Er machte eine Verbeugung.
Dann blickte er NQ<ch dem Alten. „Herr von Brakel, ich hätte Sie
gern allein gesprochen."
Brakel zuckte die Achseln. „Sie wissen doch selbst, daß Der nicht
weiter stört. Also: bitte!"
„Herr von Brakel, leider habe ich keine geeigneten Sachverwalter
in meiner Angelegenheit finden können. Deshalb bin ich selbst hier.
Der Grund ist Ihnen wohl klar?" Der Abglanz altvertrauter Förm-
lichkeit und Formen nahm ihn gefangen. Er verneigte sich wohl-
gemessen. „Dann werden Sie verstehen, daß meine verletzte Ehre
nur mit Blut reingewaschen werden kann. Darf ich Ihnen meine
Bedingunger. stellen?"
„Bitte."
„Auf Kampfunfähigkeit." Er legte einen langen Revolver auf
den Tisch. „Wollen Sie, bitte, auch Ihre Waffe laden. Ich werde
vor jedem Kugelwechsel ein brennendes Streichholz auf den Tisch
werfen. Wir stellen uns in die gegenüberliegenden Zimmerecken. Im
Augenblick des Verlöschens der Flamme wird geschossen. Sind Sie
einverstanden?"
„Ia."
Das Streichholz zischte auf und fiel flackernd auf die Platte.
Die Beiden standen mit gesenkten Waffen auf ihren Plätzen
und starrten auf das Flämmchen, das mit jedem Augenblick kleiner
und kleiner wurde.
Da geschah etwas Unerhörtes,
Zwischen ihnen stand plötzlich, sehr steif und feierlich, der alte
Stechow und knöpfte gemessen seinen schäbigen Rock bis oben hin zu,
„Geh bei Seite," rief Brakel ärgerlich.
„Schweigen Sie," sagte der Alte mit einem verweisenden Blick.
Dann wandte er sich an Blötzig. „Was treiben Sie hier?"

„Das geht Dich den Teufel an. Scher Dich ins Bett/ tobte Der.
„Herr von Böltzig, Sie vergessen, wen Sie vor sich haben. Aber ich will Ihnen nachhelfen. Herr Leutnant von Böltzig, ich rede jetzt dienstlich mit Ihnen."
Etwas wie eine Erinnerung aus den Augen des Alten zwang Böltzig, wider Willen eine militärische Haltung anzunehmen.
„Heri, von Böltzig, ich frage Sie nochmals, was treiben Sie hier?"
„Ick> will meine Ehre reinwaschen, wie es unter Edelleutsn Brauch ist."
„So; dann möchte ich wissen, woher Sie die Stirn nehmen, von Ihrer Ehre zu reden. Oder haben Sie vergessen, wie ich, als Ihr Major, Sie im Ehrengericht wegen Ihrer unehrenhaften Roh» heiten mit verurtheilt habe?"
Der Andere hatte die Augen gesenkt und schwieg,
„Antwort," sagte der Alte scharf.
„Nein, Herr Major."
Der Major wandte sich an Brakel: „Herr von Brakel, ich mache Sie daraus aufmerksam, daß Sie sich eines schweren Vergehens schuldig machen, wenn Sie sich mit einem nicht satisfaktionfähigen Menschen duelliren." Dann wieder zu Böltzig: „Damit betrachte ich die Angelegenheit als erledigt. Herr von Böltzig, ich habe nichts mehr für Sie."
Drei Herren verneigten sich stumm. Dann schlich Böltzig kleinlaut hinaus.
Da athmete der Alte erleichtert auf. Dann riß er seine Iacke auf, öffnete die Thür und rief auf den Flur: „Böltzig!"
„Herr Major," klang es schüchtern zurück.
„Ietzt komm mal wieder rein, mein Bübchen; ich hab, Dir noch was zu sagen. Aber dem alten, lieben Kumpan."
Böltzig kam langsam näher.
„Du," brüllte der Alte. „Ietzt gibt es einenVersöhnung-Whiskh,"
Da holte Brakel die Flasche herbei. Als die Reihe an Stechod» kam, kicherte er in seinem alten, kindischen Tonfall: „Aetsch, Iungchen, nun kriege ich doch meinen Schnaps!"
Die beiden Jungen aber blickten heute auf ihn mit einer Art scheuer Ehrfurcht,
Als die Flasche so lange gekreist war, daß kaum noch Einer wußte, was er sprach, sagte der Alte einmal: „Kinder, ich habe Heimweh."
Als Brakel ihm am nächsten Morgen das Frühstück ans Bett brachte, lag er mit einem stillen, glücklichen Gesicht auf dem Rücken, und war tot.
Hameln. HansIoachimFreiherrvonReitzenstein,
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb G m, b h, in Berlin.

, Januar 1915.
— Die Zukunft. —
Zlr. 18,
47« 4nle!dv üer kirmä krieü. «rupp, Luss
stskiräbrik> Lsse«Mdr, vom ladre!SS3.
IZsi dsr »in ll,)»nu»r 1915 swttgoKadts« ??. Verloiung sing ais kol^endsa Xum^i r»
l.it. K. 41 8lüol< von js «. S000 ^ «I. 20S 000.
2« 5« «4 75 78 86 101 132 l«g 171 267 33» 35« 351 371 37« 391 «3 40»
423 436 45» 477 500 515 517 590 «24 «2» «52 ««1 714 74l> 713 75» 791 891
899 S20 95« 959
1057
, 308
1649
2183
2511
2814
3274
351«
39««
4375
4 «50
4921
5291
5710
«027
«449
»869
7114
7618
8022
835,
881«
925«
9« 15
9959
10 322
l«591
10872
11299
11 »1«
11888
12 18«
12 411
12 541
12 828
13131
13 452
13 752
14 028
14 2S4
14598
14 8«0
15 142
15S65
l.it. 8.
112>> 1122
1354 l364
1655 1689
2194 22, ,7
2514 2513
2834 2934
3316 3321
l.it. 0
3535 3538
3919 3921
4378 439«
4671 4681
4927 4937
5352 53S8
571» 572«
«041 «04«
«457 «477
68« 6Z81
714« 7168
7655 7685
8«23 8U61
8365 83«6
881« 8882
925« 92«9
9652 9656
99«1 «992
1»386 l«
10593 l«
10943 10
1135« 11
11650 11
11 «92 11
12191 12
12443 12
12 552 12

12 82« 12
13135
13 47k
13 805 13
14 087 14
14 292 14
14 «03 14
14 883 14
15180 15
15374 15
101 8tüol< von js «. 2000 — 1».
1129 1133 1154 1177 1193 1210 1249 1251
138? 1402 14-1 1471 1500 1533 1547 1548
1779 1824 181« 1851 18«0 1915 2004 2013
2237 2243 2253 2.'«2 2265 23,» 2379 24!2
2555 2S01 2« 14 262« 2634 2« l1 2V9« 2745
294« 2977 2999 300« 3014 3023 3062 »124
333« 3383 3393 343» 314« 3451 3475 3481
. 437 ZtüoK von js l». 1000 — l«.
8563 3626 36Z8 8«53 3674 3«7» 3707 3723
3935 3939 3S97 40»« 4064 4«72 4205 422«
4414 446« 4504 4515 4524 4528 4534 453«
4705 471« 4725 473« 477« 4782 482» 483«
4941 49l« 4952 4975 5037 50« 5072 5121
5394 5429 5 160 5494 55 16 «53« 5627 5632
572« 5737 5745 5758 57«6 57«7 578« 5791
6081 «108 «15« »157 622» «2,2 «270 »28«
6508 «515 »584 »659 S697 «71» »731 «745
»908 693S «961 «99» 7014 7025 7033 7«41
7193 7251 7271 7289 730» 7332 7357 737«
763« 7700 7733 7755 7785 7814 789« 7909
8115 8144 81SS 8170 8183 8202 8208 822l
8403 8407 8411 8529 8604 8638 »652 8687
8911 8«32 8941 8953 9014 9041 «092 9157
9279 9318 «324 9114 «41« 9>:g 9431 9472
9713 9754 9755 975« 9779 979« 9802 9'32
10 052 10 093 10 11« 10127 10140 1015«
432 10448 1047« 10483 10484 10505 1051»
«01 106Z1 10673 10682 10 «83 1»745 10 782
973 10989 10995 11000 1118« 11 192 11205
354 l1367 11380 11382 11387 11442 11 459
669 1167l 11676 11«98 11714 117,5 117«5
944 1198« 12 028 12 ««« 12 07,, 12 08« 12107
21« 12 22« 12 244 12 258 12 282 12 28» 12 295
444 12 44« 12 455 12 47« 12 471 12 473 12 482
«22 12 «27 12 «42 12 «48 12 «49 12 702 12 721
883 12 90S 12 941 12 943 12 95« 12 «86 12 99»
13« 13144 13151 13 201 13 20» 13 227 13 237
495 13514 13 523 13 559 136>0 13 628 13 «29
»59 13871 13 881 l3 «35 13 95« 13 978 13 «7«
102 14113 14117 14134 1414« 14194 14211
323 14 329 14 333 14 3!» 14364 14 393 14 437
«43 14 «85 14 723 14 75« 14 754 14 770 14 795
900 14 929 14 95« 14 96» 14 989 15 021 15 023
19« 15 21» 15 235 15 269 15 277 15 325 15 331
388 15 456
202 000.
1254 1262 12»« 12S1
1565 1M1 1^22 !«.'!>
2014 2070 2079 2118
2133 245» 2472 2173
275« 2783 2792 27«1
3133 3153 3223 3^02
487 000.
3783 38«? 3833 3«4
42«, 4304 430« 4!.>0
4582 45«? 4591 4«04
4839 4859 48S« 4914
51«4 5192 5233 5252
5«58 5667 5683 5«»7
58«7 5«.'« 593« 59«7
«345 «411 »43» «14«
»783 «797 l»«3 »508
7««3 7070
7451 7457
07« 710»
4«
7927 7931 7U47 ?994
8224 8274 829» 8>06
8725 8768 8301 880«
«183 »235 9237 «23»
«500 »539 »547 »>»,»
983« 9857 »863 9932
10 242 10 284 10 299
10 533 10 541 10 55«
10 811 10 82« 10 »35
11258 11289 11 290
114V2 114«» 11582
11767 1179» 118S5
12121 1213» 12141

12 326 12 335 12 382
12 531 12 534 12 53«
12 742 12 755 12 808
13 045 13 059 13 098
13 351 13 3«7 13 375
13 «33 13 «39 13683
13 984 13 992 14 00»
11220 14 227 14 229
14 501 14 505 14 557
14 815 14 »50, 14855
15 02» 15 054 15 055
15 33« 15 354 15 35»
15 502
1K76«
15 »81
16205
16461
16977
17 250
17628
17 8V»
18083
18 294
13 «38
18 983
19 288
>.it. 0. 162 8tüol< von js ». S00 — N. 81000.
15 503
15 787
15 «»3
16217
1«59«
169Z3
17 328
17 «33
17 830
18 107
18 328
13 «42
18 987
19 331
15 514
15 79»
15 «87
162L7
l6 «08
16995
17 341
17 035
17 851
18 125
18 36«
18 «83
19 015 19 058
15 »21 15 »30
15 851 15 863
1«0«6 16075
1»335 16346
l6 «75 16714
17 02« 17 042 17 073
17 3«! 17 »64 17 382
17 68« 17696
l8«»« 18 005
1313« 18 155 18 1V« 18 202
15 524
15 821
1«028
16305
1« Ktt
17 022
17 355
17 «70 17 «d8
17 «1N 17 9»^
15 578
15 833
16045
1«315
l6641
15 «43 15 «51 15 «79
15 875 15 »50 15«»«
l6 113 16 13«
16 380 16 383
1b 772
17 175
16 «78
16 377
1671«
17 «82
17 424 17 4««
17«98 17 72«

13 013
18 20»
1« 785
17 21«
17 483 17
17 7«» 17
13 «14 18019 18
18269 18 273 18
«95 15 752
972 15 974
14» 16152
401 16402'
834 16876
212 17 231
494 17 571
783 17 786
«3» l8068
284 18 291
514 18 544
939 18 98«
184 19 265
18 391 l8 395 18 427 18 451 18 461 18 495 18 503 18
18 «»3 13 727 18 753 18 781 18 »«4 18932 1893» 18
19 067 19 079 19 030 19117 19128 19168 1»
1»384 13 38« 1943« 19 18«.
^ Xus fi'üksi»»!» Auslosung sind folgend« sedul!lv«rsedrsibuvs«a nocd nlokt 2,,r
/iu»lo»ung! »tsnusr 1S<4, Verzinsung dl» «. ^u» <s<4.
Nr. 37, 3«6, 7«8, »5« von ^» ^ 5M«. Nr, 3344 von °« 2i,M>,
Nr. «582, 781», »717, 13 21». 14 »7« von js -«
Nr. 1«82«, 17 015, 17 3»», 18 »79 von i« -« 5ll«.
kssen/kiunr, im Zännar 1915,

47» bleibe öer krieü. ürupp zllliengesell-
seKäN Lssen/KuKr> vom ^skre M8.
lZei am 1?, Isnu»' lSl5 staU^sdäbtsii 4. Verlosung sioS dis kolgsockei,
lllImmern üur «UcK-adlnos 1, ^u>i l815 xs2es«i> vorden!
i.it. 43 8tü°I« von js ». 5000 — «. 240 000.
25 242 281 318 578 678 71« 827 374 »86 893 9M «17 928 1095 1 224 1376 1890 1451 150/
1577 1640 1705 1787 1840 1999 2052 L152 2165 2813 2823 2335 2514 2654 3063 3085 3107
3246 3301 3429 3479 3182 3550 3631 3793 »815 3838 3944
l.it. S. 70 8tüvK von je I«. 20011 ». 140 000.
4VU3 4066 4107 4233 4245 4313 4346 4847 4418 4573 4060 4724 4866 4917 4949 5004 5037
5^88 5184 5328 5830 5382 5425 5482 5545 5619 5694 S718 5784 5872 5993 «001 6033 6083
63'« 6400 6^2 6692 6814 6825 6891 6923 7029 7053 7101 7279 7324 7421 751« 7524 7581
7598 7958 8185 8186 8215 8358 8489 «573 8623 8803 8821 892« «078 9556 9576 9828 9930
9596 10 000
I.it, O. 177 8tüolc von je «I. 1V00 ^ «. 177 000.
10043 103"5 10416 10458 1«459 10591 10775 10776 1085« 11000 11018 tl 0Z2 11041
11085 11 101 11 141 11193 11268 1126« 11375 11440 11602 11 638 11739 1177« 12 116
12317 1"874 l255S 12 737 12801 12815 1294« 1301« 13021 18 3«4 13 402 13 528 1S 533
13 664 13 734 13 752 13 805 13 895 14 066 14 277 14 391 14 414 14 527 14 S57 14 668 14 743
14 803 14 901 15 036 15 085 15 220 15 33» 15 351 15 372 15 462 15 47« 15 506 15 714 15 71«
16041 16 177 1628« l6298 163«7 16 488 16 577 16 578 16 5«« 16 64« 16 807 16 825 16858
16 861 17 115 17 193 17 519 17 565 17 576 17 62« 17 66« 17 721 17 741 17 742 17 755 17 856
17 87» 17 8«1 17 947 18 042 18 131 18 151 18 421 18 53» 18 7«« 18 73« 13 795 18 «12 1g «13
,909' l«18S 191«7 1«2.'. 1«281 19272 1« 48« 19 58« 1« 614 19770 19777 19 ««7 2005»
10 07« 20 152 Z« 158 2« 23!! 20 3»! 2« 411 20 573 Z« «1« 2» «8« 20 655 20772 20 77« 20 7»4
"0870 20951 21001 21 025 21 107 21 129 21 208 21 234 21 767 21 316 21 838 21 991 22 061
"2 108 22 468 2Z499 22 716 22 874 22 880 22 893 22 891 22 90« 22 «17 22 «21 23 103 23 1 34
^3 ,85 2»'"5 23 441 23 584 23 695 23 6«« 23 70« 24 039 24 041 24 056 2127« 24 438 24 453
21451 24482 24652 24759 24780 24783 24803 24805
I_it. 0. 7« 8tüoK von je «. 500 ^ M. 35 000.
25 061 2511« 25 193 25 42« 25 551 25 655 25 707 25 915 26 083 26 157 26 214 26 219 26 356
265,,« "5544 26664 26666 26702 26870 26«00 27023 27 02« 27 087 27111 27 144 S7 167
27^6 "7 30» "7 410 27 50« 27 5'« 27 52« 27 57« 27 602 27 676 27 71« 27 82« 27 «14 27 963
2811^ "8216 "8 347 28 367 28 450 28 682 2» 792 23 834 28 850 28 858 28 37 1 2««4« 29 06»
"9215 29377 29 44» 29 595 29 685 A870 2« 903 2« 917 29962 30032 30054 30179 30 209
30 "»2 80 424 ^0 431 30527 30 744
Xns den ti»üksrvn Auslosung«» sind kolAsnd« S^l>n1Svsrsedreibnn^«n »«oK
Auslosung: >>SNU!»' HSt2, Vs^iinsung bis 1 »lull «s>2.
«i^, 10 169, 10911. 11707, 12026, 1204«, 12204 von l«R>.
Kr. 25436 von 5« 5°,
Auslosung: »lsnusr ISIS, Verzinsung bis 1. »tu» IS«S
Kr, :,75 von -« 5S00 Kr, 4>>41, 467». 5141 von zs -« 2000.
Kr. 1120l, 11231, 11364, 14800, 14997 von i'e 100«,
Kr, 25511 von 50H,
Auslosung! ^snusr lglch, Voriinsung Kls 1. >Iuli?g>^.
1217 vov i« 5W1. Kr, 42>« von «« 20HV,
Kr. 11090, 11102, 11833, 12470 von «« l0Z0.
Kr, 25 142 von «« Süll
Zur gefl. Beachtung!
Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft" bei der Post abon>
nirt haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei Aus»
bleiben oder bei verspäteter Lieferung einer Nummer stets an den
Briefträger oder die zuständige Bestell.Postanstalt wenden. Erst
wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen,
fchreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den
Verlag der Zukunft.
Berlin 8W.48, Wilhelmstr. Z«.

Berlin, den K. Februar 1915.
Die sieben Donner.
Whisky und Soda.
Gumees für mich! Der Wettpreis war mir sicher; und
wird den Rekruten im Schnee ein paar lustige Stunden be-
reiten. Blockade wäre kein Kinderspiel. Alle Neutralen würden
wild. Wer hat denn daran gedacht? Wir haben Deutschland ab-
gesperrt. Das war leicht zu machen. Deutschland uns? Dazu ge-
hört am Ende mehr, als ihre Unterseeboote können. Das wagen
die Leute drüben auch gar nicht. Amerika gäbe ihnen bittere Pillen
zu schlucken und würde sich weigern, zur Ernährung der Belgier
noch ein HZlmchen zu schicken. Die Warnung des deutschen Ad-
miralstabes soll dieFrachtkosten und Versichermigprämien in die
Höhe treiben,unsere jungeMannschaftnochvor derAbfahrt nach
Frankreich und Flandern erschrecken und alle Hasenfüße ins Zit-
tern bringen. Daß ein Wuthschrei antwortet, ist vernünftig und
kann draußen rentiren. AberBlockade sieht anders aus. Die müßte
mindestenszehnTagezuvorangekündetwerdenundjedes unseren
Küslen zusteuernde Schiff bedrohen. Herkunft, Ladung, Möglich-
keit, Passagiere undBesatzung zu retten, kämen nicht in Betracht,
Ietzt soll derTransportvonTruppenundKriegsgeräth erschwert,
durch Torpedos und Luftbomben gehindert werden. War zu er-
warten. Den Handelsschiffen wird der Weg um Schottland em-
pfohlen. Der muß also frei bleiben und sichert die Zufuhr, selbst
wenn die feindlichen Tauchboote und Luftschiffe Besseres leisten

als bisher. Uebrigens haben wir schon ungeheuren Vorrath im Trockenen; und diese Loronas cle luxe werden nicht die letztensein, die uns Havanna sendet. Nein: die Sache steht gut. Seit fünf Monaten sind die Deutschen nicht vorwärts gekommen. Verluste, Strapazen, Enttäuschung haben ihr Heer geschwächt. Unseres ist frisch und findet nicht mehr die Arbeit, mit der die alten Kerle sich plagen mußten. Das Schlimmste liegt hinter uns. Hören Sies nicht überall? Im siebenten Monat ist die Stimmung fröhlicher, als sie im ersten war. Damals konnte man den Nervenbankerot derFranzosenund die Verrottung derrussischenZustände fürchten. Alles ist glatt gegangen. DieIndustriemußganzeBallenmitAuf» trägen abweisen und in derCily wird fast ohne Pause gearbeitet. Rasche Schläge der Deutschen, Entscheidung im Landkrieg, ehe wir ernstlich eingreifen konnten: da war die Gefahr. Ietzt wirds hell. Iede Meldung aus Polen, Galizien, der Bukowina, dem Kaukasus zeigt, was die Russen gelernt haben und wie viel von ihnen zu hoffen ist. Das ist die schönste Ueberraschung. Seitdem sieht man nirgends noch bekümmerte Mienen. Nie war England inKriegszeit soeinig; auch nicht unter dem großen Pitt. Opposition giebts nicht. BonarLaw handelt wieAsquilh; und Curzon redet wieNicolson.UeberdieNothwendigkeit,denZweckunddieMittel des Krieges haben die Inseln und die Kolonien nur eineMein» ung. DieVorstellung derBlockade hatteManchen erschreckt. Auch der Patriot möchte schließlich nicht verhungern oder Pöbelauf», stände sehen. Nun ists bei der Drohgeberde geblieben."

„Bis auf Weiteres, wie sie drüben sagen. Da sind die Re-> girenden nicht so rasch zum Entschluß wie die Kaufleute und Techniker. Abwarten! Mirriecht die Warnung nach Kompromiß. Man möchte wohl hören, was die Neutralen fagen werden; vielleicht auch irgendwo im Stillen erst Sondergeschäfte abwickeln. Ihr kennt den Kontinent kaum und von Deutschland nur, was das rothe Buch sehenswürdig nennt. Unsere nationale Erbfünde!Iedervon unsähnelt in einemWesenszug demhöchst ehrenwerthen Castlereagh, der mit seiner dicken, aufgedonnerten Lady vorhun» dert Iahren von allen zum Wiener Kongreß Bevollmächtigten heimlich belächelt wurde, weil das Paar sich in festländischeKlei» dermode, Sitte, Denkart nicht zu schicken vermochte. Klug war der Lord: und hielt den üblen Bonaparte doch für abgethan und

wollte nicht glauben, daß dieses Ungethüm aus dem Käfig gebrochen und noch einmal Franzosenkaiser geworden sei. Wozu hatte die Heimath Pitts denn in dreiunzwanzig Iahren dreiundzwanzig Milliarden ausgegeben, wenn Frankreich noch athmet und das Scheusal immer noch nicht unschädlich war? Auch jetzt wird die Festlandswirklichkeit verkanntund derFeind unterschätzt. Die Russenbertchte werden plötzlich wie Evangelientexte behan» delt,auf derenWahrhaftigkeit derBundesgenosse schwören muß. Ringsum sitzen, in jedem Rauchzimmer, nüchterne Männer und rechnen, mit Bleistift auf Papier, aus, wann den Deutschen Brot und Butter, Thee und Cacao, Kupfer und Gummi, Hafer und Schmieröl fehlen werde. Den Russen, denken sie, fällt alles Nöthige vom Himmel. Ich zweifle. Der Tag kann nicht fern fein, der sie durch Mangel lähmt. Ihre Fabriken können nicht ein Viertel des Bedarfes an Waffen, Geschofsen,Pulver,Automobilen,Feldküchen, Konserven, Stiefeln, Uniformen liefern (und damit ist der Kreis des Unentbehrlichen noch nicht geschlossen). Ihre Stellung ist nicht so günstig, wieuns erzählt wird; und treibt eine starke Offensive sie im Februar rückwärts: woher sollen sie dann die Kraft zu neuem Vorstoß schöpfen? Einen offenen Hafen besitzen sie nicht. Auf die Transsibirische Bahn undaufdas eine Gleis, das Güter» wagen durch Finland tragen kann, ist nicht zu rechnen; und alle Hauptwege nach Westeuropa sind verriegelt. Der Großfürst und seine Gehilfen haben entwedergehofft,im erstenHalbjahrbisnach Schlesien vorzudringen,oder nicht geahnt, was ein moderner,mit dem Aufwand aller Technikermittel geführter Krieg fordert und zerstört. Erlahmt ihr schon mürbes Heer ganz, dann schützt uns die Westmauer sammt Kitcheners Schnelldrillerkunst nicht lange."

»Wer Sie hört, kann vergessen, daß wir auf einer Insel leben. Rußland soll nicht bekommen, was es braucht? Alles; aus drei Erdtheilen. Obendrein, wenn es will, japanische Truppen. Die sind aber gar nicht nöthig. Morgen schon kann die Sturmfiuth überDeutschland,Oesterreich,Ungarn hinbrausen. Wir haben im Konservativen Klub zuverlässige Nachrichten. DieCUy horchtanderen Stimmen und ist in bester Laune. Drei Tage lang warf die Blockadegefahr einen Schatten auf die Stimmung. Das ist vorbei. Wir haben auf dem Festland und auf der See, dreimal, gesiegt. Unsere Marinemachtistungeschwä cht, unser Heer zum Kampf

bereit, unsere Reichskasse bis an den Rand voll. Wir machen das
Rennen. Spät; doch sicher. Noch einen Tropfen Whisky?"
»Danke. Auch für den schäumenden Saft der Hoffnung. Den
hat London gierig geschlürft. Nie sah ich hier üppigere Lebens»
formen. Nach der Arbeit ists, als könne die Schwelgersucht sich
nicht sättigen; als müsse die Stunde gefeiert werden, die uns die
Herrschaft über Land und Meer für ein neues Iahrhundert ver-
bürgt. Schlug sie denn schon? Mein Ohr vernahm nichts. Aechzt
der Feind im letzten Kampf ums Dasein? Wir dürften ihn nicht
sterben lassen: nur die deutsche Großmacht hat uns das Herz der
Franzosen und derRussen zugewandt, die bald wieder kühl oder,
beiGibraltar und Tanger, in Persien und an den Pamirs, fcind»
sälig würden, wenn Deutschland entwaffnet wäre. Diesem Ziel
sind wir noch nicht nah. Weit aber schon von der Inselsicherheit,
an die Ihr Wort mich erinnern wollte. Daß unsere Truppen, ihre
Feuerwaffen und Munition während derUeberfahrtvonTauch»
booten und Luflbomben bedroht sind, ist schon schlimm. Doch erst
derAnfang.DieDeutschensindzähundwerdenkeinMittel scheuen,
das ihnenVortheil verheißt. Sie wissen, daß die Zeit für uns ar-
beitet, daß wir im Mai mehr Schiffe, mehr Soldaten haben wer»
den als heute: und trachten deshalb,soschnell,wieirgenderreich-
bar ist, uns ernstlich zu verwunden. Sie sind zu klug, um sich auf
das Wagniß einer Landung einzulassen; aber kühn und behend
genug, um jedem Handelsschiff, das unsRohstoffe oderWaaren
bringen will, die Flanke aufzureißen. Ists zwanzigmal, dreißig»
mal geglückt, dann steigtFracht und Versicherung aufunerklimm»
bare Gipfel, das Geschäft stockt und England steht vorHungers-
noth. Denn die aufgestapelten Vorräthe wären bald aufgezehrt;
und find nichtüberallvor Explosivgeschossen behütet. MitBlitzcs»
schnelle könnte die Volksstimmung sich wandeln und die Frage
entstehen, ob diesesVerhängniß unabwendbar war. DerBleistift
nützt nicht. Die Deutschen haben sich Salpeterersatz erfunden und
können noch manches Andere erfinden. Dreadnoughls schützen
nicht vor Tauchbooten und Minen. Die ganze Rechnung stimmt
nicht. DerKrieg istTechnik und Großindustrie geworden: undwir
kämpfe» gegen ein Volk, das uns in den letzten Iahrzehnten auf
fast jedcmGebiet derTechnikund großindustriellenBetriebesge-
schlagen hat. Auf die Hilfe der Russen, Inder, Portugiesen,Afri»
kaner würde ich in solchem Kampf meine Hoffnung nicht bauen."

Es war einmal.
„Nach großen Kriegen ändert sich dieLage derStaaten und
mit ihr muß auch der Standpunkt des Politikers wechseln. Neue
Pläne tauchen auf, neue Bündnisse werden geschlossen undIeder
sucht die zur Verwirklichung seines ehrgeizigen Strebens nütz»
lichslen Mittel zu ersinnen. Ein geschickter Mechaniker wird sich
nicht mit der flüchtigen Betrachtung einerUhr begnügen; er wird
sie öffnen und ihr Werk, ihre Federn prüfen. So sucht auch ein
geschickter Staatsmann die bleibenden Grundsätze der Höfe zu er»
kunden, die Triebfedern imHandeln jedesHerrschers,die Quellen
des Geschehens zu erforschen.WerKünftigesbeurtheilen,Schäd»
lichem vorbeugenwill,muß das Geschehene ergründet haben. Das
politische System derFranzosen tstunabänderlich. Beim Abschluß
des Utrechter Friedens (1713) war ihrZiel die Wiederaufnahme
des Krieges.Das konnte nicht sofort geschehen; denn ihrAnsehen
war geschmälert, ihre Finanzen waren geschwächt und die Ereig»
nisse noch nicht an den Punkt gelangt, wo sie nutzbar scheinen konn»
ten. Die Franzosen wollten den Augenblick erspähen, der ihnen
erleichterte, den Kaiser anzugreifen. Nun herrschte aber ein den
PlänenFrankreichs hinderlichesVorurtheil: dieMenschenfluster-
teneinanderinsOhr,Frankreich erstrebe dieWeltherrschaft.Dieser
Verdacht hatte die großartigen Pläne Ludwigs des Vierzehnten
vereiteltund dieMachtdes Königs gemindert. SolchesVorurtheil
mußte also ausgerodet, aus demGedächtniß getilgt werden. Kar»
dinalFleury hat nicht nur dieFinanzeninOrdnunggebracht und
die Ruhe desReiches gesichert, sondern, durch seine schmiegsame
Geschicklichkeit und durch den Schein weiserMäßigung, sich auch
denRufeinesgerechten und friedlichenMinisters erworben.Der
selbstlos Hochherzige gewinnt das Vertrauen der Welt: und diese
Rolle hat Fleury so gut gespielt, daß die Menschheit ihn für Den
hielt, der er scheinen wollte. In sorgenloser Ruhe schliefen die
Nachbarn neben Frankreich ein. Fleurys Staatskunst war der
Richelieusund Mazarinsvielleichtnochüberlegen.AlsseinPlan
reif war, kam er ans Licht. Nicht aus Ehrgeiz oder Eigennutz, sprach
der Kardinal, greift der Allerchristlichste König zu den Waffen.
,Seine Majestät begnügt sich mit dem Besitz eines blühenden
Reiches, mit der Herrschaft über ein treues Volk und denkt nicht
daran, die Grenzen feines Landes weiter zu dehnen., Die Liebe
zum Frieden bestimmt ihn, Lothringen zu nehmen und Deutsch»

land von einerProvinzzu befreien, die, freilich, seit uralterZeit dem
Reich zugehörthat,ihm aber durch ihre unbequeme Lage und Iso-
lirung lästig geworden war.Wenn dieseProvinz nicht anFrank»
reich fällt, wird sie der Zankapfel zwischen den beiden Mächten.
DerKaiser hat gegen denZehntenArtikel seiner Kapitulation ge-
fündigt, da er das Herzogthum Lothringen, einReichslehen, ver-
äußert hat, das, nach den Grundgesetzen, ohne ausdrückliche Zu-
stimmung des Reichstages und der Reichsstände niemals vom
Reichskörper getrennt und veräußert werden durfte. Die Herr»
scher streben fast immer, wenn ihre Macht es gestattet, nach einer
Vergrößerung ihrer Länder. Frankreich ist im Süden durch die
Pyrenäen, einen natürlichen Grenzwall, von Spanien getrennt.
Die Fortsetzung dieser Grenze ist das Mttelmeer und das Alpen»
geoiet.InNord undWest istFrankreich vom Meer umspült. Nur
im Osten hat es keine anderen Grenzen als seine Mäßigung, seine
Gerechtigkeit. Durch die Abtrennung des Elsaß und Lothringens
vom Deutschen Reich sind diese Grenzen bis an den Rhein vor»
geschoben worden.Daß der Rhein Frankreichs Grenze bleibe, ist
zu wünschen. Um es zu erreichen,müßte man ein kleines Herzog-
thum Lothringen einstecken,ein kleines Kurfürstenthum Trier durch
irgendeinen Vertrag erwerben, ein Bisthum Lüttich, weils so be-
q uem Iiegt,mitnehmen.DieFestungbarriereplätzeNamur,Veurne,
Tournai,Vpern,Menin, Flandern und ein paar andere Kleinig-
keiten müßten zu Frankreich geschlagen werden. Die Eroberun-
gen müssen sich, so zu sagen, von selbst anbieten. Frankreich darf
nichts übereilen, darf die Nachbarn nicht aufscheuchen, sondern
muß zunächst innerlich befestigen, was es erobert hat. Ein zuweit-
hin schallender Erfolg könnte die Seemächte wecken, die im Arm
der Sicherheit, am Busen der Trägheit schlummern. Die Politik
des französischen Hofes ist sehr klug, wird aber auch durch die Um-
stände begünstigt.Alle Herrscher, vor derenMachtFrankreich zit»
tern könnte, sind einander verfeindet: es braucht also nur das
Feuer der Zwietracht zu schüren oder sich wenigstens gegen dessen
Verlöschen zu schützen. Das Gleichgewicht Europas ist fast ver-
loren. Gegen Gewalt steht nur Schwachheit; derMacht,dieAlles
an sich reißen will, kann Ohnmacht nicht wehren.Doch der schlimmste
Quelldes europäischen Elends ist die falsche Auffassung des Für-
stenberufes. Die meisten Fürsten glauben, Gott habe ihnen zu

Liebe, um sie in Größe, Glück, Hochmuth zu führen, dieVölker ge»
schaffen und die Hauptpflicht der Unterthanen sei,Werkzeuge fürst»
licherLeidenschaftenzusein.DaherderunbändigeDrangnachkrie»
gerischem Ruhm, das hitzige Streben nach Eroberung, die Steuer-
last, die das Volk bedrückt, die Trägheit, dünkelhafte Ungerech»
tigkeit derHerrscher,ihre unmenschliche Tyrannei und alleLaster,
die des Menschwesens Schande find. Lösten die Fürsten sich aus
diesem Wahngespinnst, sähen sie ein, daß ihrAmt, ihre eiferfüch»
tig gewahrte Würde das Werk der Völker ist, dann würden sie
auch erkennen, daß nicht Abertausende sich Einem unterwarfen,
um ihn mächtiger und fürchterlicher zu machen, daß sie sich nicht
vor einem Mitbürger beugten, um das Opfer feiner Launen und
derSpielball seiner Einfälle zu werden, sondern, daß sie aus ihrer
Reihe Den erwählten, den sie für den Gerechtesten, Besten, Tapfer»
sten hielten, siezu regiren, ihnen ein Vaterzusein, sie gegenFeinde
zu schirmen, aber auch für den Menschlichsten, ihr Leid mitzufüh»
len, und den Weisesten, der sich hüten werde, in ungünstiger Zeit
sie in verderbliche Kriege zu schleppen. Dann würden die Fürsten
die zwei Klippen meiden, die von je her den Sturz derReiche und
die Umwälzung der Weltordnung bewirkt haben: maßlosen Ehr-
geiz und schlaffe Nachlässigkeit im Regentengeschäft. Dann wür»
den diese Erdengötter, statt auf Eroberung auszugehen, nur für
das Glück ihrer Völker zu wirken trachten. All ihr Mühen wäre
darauf gerichtet, die Pläne ihrer Nachbarn zu erforschen, ihnen
zuvorzukommen und sich durch zuverlässige Bündnisse gegen die
Umtriebe der unsteten Geister zu sichern, die nur auf Eroberung
bedachtstnd und wie einKrebsgeschwürzerfrcffen,was sie berüh»
ren. Dann ließen die Fürsten sich von Weisheit berathen und könn»
ten so jeden feindlichen Anschlag vereiteln, ehe er sie mit Gefahr
bedräut. Wer fein Reich ruinirt, häuft Schande auf sein Haupt;
und wer durchaus Das an sich reißen will, was ihm nicht, von
Rechtes wegen, gebührt, zeigt nur verbrecherische Raubgier."
Unter der Regirung Friedrich Wilhelms des Zweiten, als
der dicke, pomphaft thronende, aus unkriegerischem Festlärm gern
in seichte Salonmystik schweifende Sohn August Wilhelms just
feine Eitelkeit mitdemnährkraftlosenErfolgimholländischenWil»
helminenhandel gefüttert hatte, wurde die Denkschrift bekannt,in
der diese Sätze zu lesen sind und die, unter dem,Titel »Lonsiäera-

tions sur I,ewt pre8ent clu corps poIitiquecle I,Lurope«, schon fünfzig
Iahre zuvor entstanden war. Fritz hatte sie, Preußens Kronprinz,
verfaßt, weil die Seemächte ihm die vonFleurys Politik her dro»
hende Gefahr nicht zu erkennen schienen, und wollte sie (ein Brief
an Voltaire bezeugts) anonym, in der Maske eines Briten, in
England veröffentlichen. Drum schrieb er den Satz: »Ich, der in
einem freien Land Geborene, darf so aufrichtig reden,mit so tapfe-
rerRückhaltlosigkeit,daßdieinderKnechtschaftGcborenen und in
elender Sklaverei Erzogenen meine Redeweise vielleicht wie ein
Verbrechen schelten werden;Die so urtheilen,sollten aber beden-
ken, daß in dem Erdreich, in dem ich erwuchs, die Furcht nie auf»
keimen konnte/ Europens Fürsten wollte der vermummte Kron-
prinzWahrheit sagen, „die sie aus dem Mund ihrer Höflinge und
Schmeichlerniemalsvernommenhaben."NichtdenfremdenFür»
sten nur: auch dem eigenenVater; dem müd gewordenenSoldaten-
könig, der, unter dem Einfluß des Dessauers, Grumbkows und
Seckendorfs, Dank vom Haus Oesterreich erhoffte und die Mög-
lichkeit verzauderte, als Herr der centralen und in Iugendkraft
strotzenden Militärmacht dem Preußenstaat den Weg in die Zu-
kunft zu bahnen. Friedrich Wilhelm schien der Stoßgewalt seiner
Waffen allzu zaghaft nun zu mißtrauen. England und Holland
vergaßen, daß auf dem europäischenFestland nurPreußen ihnen
ein zuverlässiger Bundesgenosse sein konnte. Dem Kaiser paßte
Preußens unterwürfige Passivität in seinen Hausmachtkram. Und
Frankreich durfte sich eines Zustandes freuen, der die Vormacht
des Katholizismus stärkte,Briten und Holländern die preußische
Hilfe entzogund den kleinen, aber unheimlich gerüsteten Soldaten-
staat isolirte.Drum wollte der Kronprinz reden. Nicht als Hohen-
zollern, dessen größte Sorgensphäre die Namen Iülich undBerg
umspannten, sondern als wachsamer Brite, der Fleurys Frank-
reich auf der bequemsten Straße flink derWeltherrschaft (monarckie
universelle nennt ers noch dantisch) zustreben sieht. Wie um diese
Zeit die Stimmung des inRheinsbergpolitisch Vereinsamten war,
lehren seine Briefe an Grumbkow. »Ich bin, wo es sich um den
Ruhm des Königs handelt, höchst empfindlich und leideunterdem
Bewußtsein, daßNothwendiges bei uns versäumt wird. Ich fühle
eine geheime Absicht, die sich gegen uns kehrt, und sehe, wie sich an
unserem Himmel Gewitterwolken zusammenballen. Noch ists viel»

leicht Zeit, dem Unwetter auszuweichen. Mehr als allesAndere
aber erschreckt mich eine gewisse Lethargie, die ich bei uns wahr»
nehme. Sieht denn Keiner, daß man unsere Waffen nicht mehr
fürchtet, uns offen, ganz frech den Ausdruck der Verachtung zu
bieten wagt? Ich scheue mich, auszusprechen, was ich ahne: Unheil,
das umso größerseinwird,jewenigermansvoraussieht.England
wird, im Bund mit einer anderen Macht, dafür sorgen, daß wir
vor die Frage gestellt werden,ob wir losschlagen oderkläglich de«
müthigende Bedingungen hinnehmen wollen. Auch bei den Ver-
handlungen über die Herzogthümer (Iülich und Berg, die eine
Note der vier Mächte einstweilen, bis ein neues Abkommen mög»
lich geworden sei, eben für das Haus Pfalz-Sulzbach reklamirt
hatte) gab es nachmeinerUeberzeugung nurzwei Möglichkeiten:
stolze Weigerung oderBeugung unter das schimpflicheIoch,das
man uns aufzwingen will. Ich bin kein so geriebener Politiker, um
mich mit einem Gemeng von Drohung und Unterwerfung abfinden
zu können; ich bin jung und werde vielleicht meinem ungestümen
Temperament nachgeben, aber nie halbe Sachenmachen. Glauben
Sie mir, lieber Marschall: jetzt ist die Zeit, laut zu reden; man
muß die Köpfe vorzubereiten und zu gewinnen versuchen, die
Druckerpresse muß Arbeit bekommen und ich habe größere Lust als
je, meine Denkschrift zu veröffentlichen." März 1738. Da sondirt
Kardinal Fleury Preußens Gesandte in Paris und im Haag
wegen der Herzogthümer. Darüber läßt sich ja reden, parbleu; der
König soll nur offen sagen, was er verlangt. Friedrich Wilhelm
ist schnell entzückt. Merkt nicht, daß es dem Kardinal nur darauf
ankommt, für den im westindischen Wasser wegen des Schmuggels
drohenden anglo-spanischen Krieg, in dem Frankreichs Bourbo»
nen, nach demNeuenFamilienvertrag,mitfechten müßten;Preußen
von England fern zu halten, und läßt sich mit der Hoffnung auf
Konzessionen ködern. Frankreich darf jetzt also nicht denunztrt,
Fritzens franzosenfeindliche Schrift nicht veröffentlicht werden.
Als sie ans Licht gelangt, ist der Autor (der auctor des neuen
Preußen) tot, wankt im Lilienreich das Gebälk, werden in Berlin
Bischoffwerders Geister beschworen und Feste gefeiert. Die Re»
Solution naht.Die wundervolle (und fast fruchtlose) Episode Bo-
naparte. Welch Schauspiell Aber, ach, ein Schauspiel nur. Ein
Traum nur von derWeltherrschaft. UeberWaterloo undTrafal-

gar führt denBritenlöwen derPfad auf den Gipfel. Wüste rings-
um. Verheerte Fluren, zerstampfte Saaten. Der Anblick labt
dennoch das Auge. Wem ward vorbestimmt, in der Wüste zu
herrschen? Wem als demLöwen,der nicht von Europens Flora,
Europens Fauna die rasch Säfte ergänzende Nahrung zu hoffen
braucht? RußlandsPalaeologenaar mag ostwärts blicken; wetzt
er die Krallen, um sie in ein europäisches Land einzuhaken, so
rufen wir den Iflam gegen den Eindringling auf, verbündeln Mo-
hammeds überlebenden Fanatismus den Humanitätregungen
der im Westen den Ton angebenden Rationalisten und Danto-
nisten und thürmen der Goldenen Horde im Südosten einen un-
übersteiglichen Wall entgegen. Frankreich in Krämpfen, in den
Wehen vor der Geburt einer neuen Gesellschaftform und, im
Trachten nach Bereicherung, ohne den providentiellen Mann, der
dieEnttäuschten,vonlangemGloiretaumel Ernüchterten zuneuem
Ruhmrausch aufzupeitschen vermöchte. Das Reich deutscher Na-
tion ein Spott der Staatskanzleien. Und Habsburgs Stamm von
flawischer und magyarischer Sorge angenagt. Preußen? Faul
vor der Reife, hat Mirabeau gesagt. Nach jeder großen Anstren»
gung Iahre lang ohne die Kraft zu muthigem Entschluß. Nach
den fritzischen Kriegen der prunkvolle, dem Untergang zujubili-
rende Iammer des zweiten Friedrich Wilhelm. Keine Stimme
spricht; trotzdem oben Hundert spüren, wie das Fundament all-
mählich zermorscht. Keine; in der Politik und im Heer dürfen die
Haugwitz und Hohenlohe ungestört schalten und die Gunst der
Stunde vertändeln. Bis zum Tag von Iena kaum eine Stimme;
trotzdem die Scharnhorst, Gneisenau, Blücher leben. Iähes Er»
wachen,; zu spät. Nach einem harten Iahrsiebent die Erhebung,
der Sieg. Ein nicht ausgenützter; vielleicht nicht mehr ausnütz-
barer. Die Enttäuschungen des Wiener Kongresses und des Pa«
riserFriedens. Dann, in dem Staat, der das nie gesehene Schau-
spiel des Volkes in Waffen (nicht eines vom Caesar Augustus
Bonaparte befohlenen Kriegszuges) der Welt geboten hatte,
wieder eine lange Dürre. Ist der Boden erschöpft, in einem b lutigen
Säkulum ihm zu viel abgefordert worden? Kein Hälmchen wächst;
irrlichtelirender Romantikerpolitik reift nicht eine genießbare,
nahrhafte Frucht. Preußen vereinsamt. Aufdengeschäftigen,ruhe-
losen, eitlen, redeseligen König blickt, als auf einen unberechen-

barenFaktor,dasAusland mitArgwohn,auch der nichtgeradezu
feindliche Theil des Deutschen Bundes mit der Geringschätzung
des oft grundlos Gereizten. Oesterreich und Rußland sind miß-
trauisch. England läßt sich von dem in London durch Bunsen
und Stockmar vertretenen armen Vetter gnädig den Hof machen;
gewährt, trotz allem Mühen des Werbers, seinerBlöße aber kein
Mäntelchen. Doch Berlin dankt schon für huldvolles Lächeln.
Herbst 1841. Das Versöhnungfest des Meerengenvertrages
ist gefeiert, die Kriegsgefahr beseitigt und Britanien hat, wenn
der wiederhergestellte Bund der Westmächte auch nicht mehr ganz
so fest scheint wie vor der Lösung, für nahe Zeit nichts Ernstes zu
fürchten. Am neunten November wird dem Schoß Mctoriens ein
Knäblein entbunden. Die Königin ist bald wieder auf den Beinen
und schreibt, vor der ersten Spazirfahrt, an den König der Bel-
gier: „Unser Iunge ist ein prachtvoll großes und starkes Kind mit
großen dunkelblauen Augen, einer etwas umfangreichen, aber
hübsch geformten Nase und einem kleinen, allerliebsten Mund.
Ich hoffe und bete, daß er dem lieben Papa ähnlich werde. Er
soll Albert genannt werden; sein zweiter Name soll Edward sein."
Etwas später aus der selben Tonart an den selben Adressaten:
«Ich bin neugierig, wem unser Iunge ähnlich werden wird. Sie
begreifen, wie glühend meine (und, glaube ich, Aller) Gebete für
ihn erflehen, er möge in jedem, jedem Zug, an Körper und an Geist,
seinem theuren Vater, diesem Engel, gleichen. Doch selbst Sie,
liebster Onkel, können nicht ahnen, wie glücklich, wie gesegnet ich
mich alsGattin fühle und wie stolz ichaufdenBesitz einessovoll-
kommenen Mannes bin. Welche Seligkeit, wenn unser Kind ihm
einst gliche!" Am sechsten Dezember legtSirIamesGraham der
Königin das Patent vor, das den Titel des Knaben bestimmt.
Bisher war erHerzog vonCornwall genannt worden. Nunheißt
es: »Wir thun kund und zu wissen, daß Wir Unseren geliebten
Sohn, den Prinzen des Vereinigten Königreiches von Groß-
britanien und Irland, Herzog von Sachsen und von Cornwall,
zum Fürsten von Wales und zum Earl of Ehester ernannt haben.
Nach ehrwürdigemBrauch fürsten und belehnen Wir nun diesen
vielgeliebten Sohn, indem Wir seine Hüfte mit einem Schwert
gürten, die Krone der Edlen auf sein junges Haupt setzen, seinen
Finger mit einem Goldreif zieren und feine Hand einen güldenen

Stab umfassen lassen, zum Zeichen, daß er in diesem Theil Unseres Reiches die Herrschaft und die Vertheidigungpflichtübernommen hat." Bald danach schreibt die Mutter: „Iedem fällt auf, wie ahn» lich Albert junior seinem lieben Papa ist. Den Vergleich mit meinem theuren Engel kann Keiner aushalten. " Inzwischen ist, auf Stockmars Rath, Friedrich Wilhelm als Gevatter des kleinen Albert Edward nach London geladen worden. Nikolai Pawlo» witsch räth von der Reise ab; er fürchtet, der unstete Schwager könne sich an der Themse aus der »Solidarität der konservativen Interessen" in eine liberale Utopia locken lassen und unterwegs in die Hände eines Prinzen von Frankreich oder gar des Blusen» königsLeopold fallen. Metternich sieht andereGefahr: dieStärkung protestantischerParteiwuth,die seine Nerven überallwittern, durch allzu sichtbareIntimitätder akatholischen Großmächte. Beider Warnung verhallt. Der König schwelgt schon in dem Gedanken an diese Reise. In Adventstimmung hat ihn Lord Ashley, Bunsens frommer Freund, den herrlichsten, edelsten Monarchen der Erde genannt. Der breslauer Israelit, der nun Alexander heißt, schützt mit Kreuz und Krummstab das Heilige Grab und Preußens König erblickt in dem Bisthum von Zion, das er für seines Geistes Werk hält, die Zelle, aus der dieUnion allerEvan» gelischen in greifbare Wirklichkeit hineinwachsen wird. Seitdem sind in England obendrein Peel und Aberdeen ans Ruder gekommen; konservative Männer von ernsterer Frommheit, als Palmerstons Feuerkopf je geherbergt hatte. Diese Reise verspricht hohen Genuß. Am fünfundzwanzigsten Ianuar 1842 ist in Windsor Castle die Taufe. Wellington, derFeldmarschall, schirmt mit dem Reichsschwert dasHauptdesTäuflings,aufdessenStirn der Gevatter aus Preußen beinahe andächtig die Lippen drückt. Victoria zeigt sich von ihrer liebenswürdigsten Seite. Sie heftet mit eigener Hand den Silberstern des Hosenbandordens an die Brust des Gastes, schlingt das dunkelblaue Band um seine linke Schulter und trägt als Taufmutter am Armreif sein Bild. Den Politikern imponirt der Spreeromantiker nicht. Zu wenig Wucht und zu viel koketter Geist. Die Radikalen schelten ihn laut einen Tölpel,Heuchler,Spion und imOberhaussprichtLordBrougham offen die Hoffnung aus, der Preuße werde im freisten Land der Erde endlich lernen, daß es Zeit sei, das Versprechen des Vaters

einzulösen und seinemVolk dieWohsthat einer Verfassung zu ge»
währen. Stockmar selbst steht befremdet vor der überschwingen-
den Phantasie des hohen Herrn, der ihm eines Tages mit ernster
Miene erzählt, Belgien (dessen Neutralität doch auf Preußens
Antrag von denGroßmächten anerkannt worden ist) müsseschnell
in denDeutschenBund eintreten. EinEinfall von vielen,die dem
Hirn eines schwärmenden Knaben zu entstammen scheinen. Der
Königin und ihrem Onkel Leopold gefällt der Gast. Victoria
schreibt: „Er ist ein sehr liebenswürdigerMann, von freundlichem
Wesen und bestem Willen, sehr belieb! (so scheint mir) und sehr
amusant. Er wünscht ein deutsch-belgisches Bündniß, das auch
wirklich, wie ich glaube, den Belgiern Vortheil verheißt. Er hat
Windsor höchst ungern verlassen. Gestern speiste er bei den Sucher»
lands; heute ist er Wellingtons, morgen Cambridges Tischgast
und für Donnerstag haben wir ihn, der im Buckingham-Palast
bei uns wohnt, noch einmal zum Diner geladen. Ein angenehmer,
freilich auch anstrengenderBesuch. DerKönig ist offen, natürlich,
freigiebig und möchte, wo ernur kann, Gutes thun." Auch Leopold,
den er imSchloßLaeken besucht,findetihn«reizend,geistreichund
gutmüthig" und hofft,nach dieserReise,dieihnWesenundWerlh
westeuropäischer Kultur klarer erkennen lehre, werde er sich bald
völlig den »Klauen Rußlands" entwinden. Lord Aberdeen lobt
Friedrich Wil helms Charakter, meint aber, sein Kopf fei allzu dicht
vonWolken umschleiert. Ertrag bringt diese Reise nicht. Derber»
linerRationalismus bespöttelte den Herrn, der bei derTause mit
inbrünstigem Ausdruck dieResponsorien gesprochen, in derPauls-
kathedrale viel zu oft das Knie gebeugt, den Sitten der Hochtories
undAnglikaner sich überhaupt zu eifrig angepaßt habe. Wasthats
ihm? Er halte unvergeßliche Tageverlebtundwähnte,wieimmer,
wenn seine Eitelkeit an üppiger Tafel gesättigt war, Politik ge-
trieben und münzbaren Gewinn heimgetragen zn haben. Ge-
schwind noch einBischennachhelfen. Cornelius muß einen Glau-
bensschild zeichnen, auf dem, neben Iesu Einzug in Ierusalem,
auch die Meerfahrt des königlichen Gevatters zu schauen ist.
Friedrich Wilhelm in Muschelmantel und Pilgerhut auf einem
Schiff, das ein Engel lenkt, der angekettete Höllengeist mit schnau-
bendemDampfathemvorwärts treibt. ImGefolgeNatzmer, Stol-
bergundHumboldt(mit dem OelzweiginderRechten); am Briten»

strand zum Willkommensgruß Sankt Georg, derPrinz-Gemahl» Wellington. Wie kommt Humboldt neben den geflügelten Himmelsboten, wie der Koburger in die Gemeinschaft der Heiligen? Hüben und drüben fragte man so, als der silberne Schild über den Kanal geschickt war. Ein seltsames Pathengeschenk, das dem Prinzlein wohl kaum Freude gemacht hat. Dessen Geschmack traf Louis Philippe besser. Als die auf Tahiti und durch das franzö» sischeBombardement von Tanger, auch durch IoinvillesBrochure über Frankreichs Seestreitkraft entstandenen Schwierigkeiten be» seitigt waren, konnte Louis Philippe nach London reisen. Der erste Franzosenkönig, der als Freund nach England kam. Und einSchlaukopf. VictoriensHerz hat er in derStunde erobert, wo er ihren Albert mon fröre nennt und wie den König der Briten, nichtwie den machtlosenMann der Queen, behandelt. „Der Prinz» Gemahl, dieser bedeutende Mann, ist mein Bruder." Kwn trere: da schrumpft die Erinnerung an den tahitischen Uebergriff der Franzosen. Louis Philippe verspricht, in jedem Herbst fortan nach Windsor zu kommen, inszenirt in Portsmouth eine Flottenverbrüderung und schenkt dem kleinenAlbertEdward ein Schießge» wehr. Das hält zwar nicht lange; doch im November 1844 sorgt vergute Onkel Bürgerkönigin Saint-Cloud für Ersatz aus festerem Holz. Der Glaubensschild lehnt im Winkel. Täglich aber fragt der Kleine: V^Kere !s my Zun? Das Gewehr macht den Helden.

Nach Friedrich Wilhelm und vor Louis Philippe war ein anderer gekrönter Gast nach WindsorCastle gekommen; ein noch wichtigerer, noch mächtigerer: Nikolai Pawlowitsch in hochsteigenerPerson. Nicht, wie 1698 der jungeZarPeter, als einLernen» der, der fremdemMuster froh nachstreben, mit abgeguckterDrill» meisterkunst sein Land debarbarisiren will. Als ein jedem Fürsten der Erde Ebenbürtiger, der viel zu gewähren, vielzuversagenhat und, nach manchemPersönlichkeiterfolg,überzeugt ist, seinesMundes Hauch müsse das Band, das die entente mräiale der West» mächte nur locker noch hält, ganz und für immer lösen. In Mün» chengraetz hatte (wie ein Halbjahrhundert später in Mürzsteg) ein austro'russischer Vertrag für den Fall der Osmanenliquidation vorgesorgt. Ein nützliches Abkommen, das aber nicht gegen alle schlimmen Möglichkeiten assekurirt; weder inMetternichsnoch in Aehrenthals Tagen. Habsburg, das doch die Vorwehen der un» garischen Revolution schon spürt und leise um Rußlands Hilfe

wirbt, ist dennoch in seinem Hochmuth so dreist, daß es von Ni-
kolais TochterOlgavorderVerlobungmitdemErzherzogStephan
den Uebertritt zum Katholizismus fordert. I^on po88vmus, spricht
der Papst des Ostens; und hört, da sein Orlow den Heirathplan
zu früh ausgeplaudert hat, höhnische Nachrede. Wer bleibt ihm?
Mit dem Iulikönigthum, mit den Erben der Iakobiner kann Ni-
kolaus, »der Vertreter der monarchischen Idee in Europa", nie»
mals ernsthaft Paktiren; trotzdem (oder weil?) das Ministerium
Guizot sich als Staaterhalter vermummtundlüsternumdieGunst
der wiener Hofburg buhlt. Schwager Friedrich Wilhelm ist ein
guter Mann; aber unstet und unzuverlässig. Wer England hat,
hat Europa. Und England kann einen neuen Freund brauchen.
In der entente coräiale ist von echter Herzlichkeit nichts mehr zu
merken.Will FrankreichnichtinToulonneueKriegsschiffebaucn?
Um Britaniens mediterranische Vorherrschaft zu brechen? Den
Groll, den schon dasAuftauchen so frevlenPlanes inLondon er»
regt, muß der Moskowiter nützen. Prinz Ioinville, der Bona»
partes Erdenrest von Sankt-Helena heimgeholt, bei Tanger den
starkenMann gespielt und in seiner wüstenFlugschriftFrankreich
zu raschererMarinerüstung gemahnt hat, istderSohnLouisPhi»
lippes. Dem fängtmanjetzt ander Kanalküste wohl leicht denWind
aus den Segeln. Im Iuni ist Nikolai Pawlowitsch in Windsor.
Die Königin rühmt die Schönheit seines Profils, die gefällige
Würde seines Wesens, dieungemeine Höflichkeit seinerUmgangs-
formen; ist aber vom Ausdruck seines Auges erschreckt. »Dieser
Ausdruck ist Allem, was ich je sah, unähnlich. Der Kaiser lächelt
selten und gleicht auch dann nicht einem Glücklichen. Wie ein
Traum dünkt es mich, daß wir mit diesem mächtigsten allerHcrr»
scher behaglich frühstücken und spaziren. Meinen Engel lobt er
sehr und sagt,er wünschejedemdeutschenFürstenAlbertsTüchtig-
keit und Verstand. Er ist ein Mensch von tiefer Empfindung und
strengen Grundsätzen, aber weder geistreich noch kultivirt. Er hat
nur fürPolitik und Heerwesen Interesse und scheint, da er sich für
denHort derGerechtigkeit hält, gar nicht zu ahnen,welches Elend
seine korrupteBeamtenschastverschuldet.ImFrackfühItersichun»
heimlich (,als habe man mir dieHaut abgezogen,) und trug an den
letzten Abenden deshalb seine Gardeuniform, in der er, trotz der
Glatze, noch immer prächtig aussieht." Der Belgier weiß sofort,
wasNikolaus in London sucht. »Allein kann er demDrängen der

Westmächte in der Orientfrage nicht widerstehen. Drum will er sie trennen. Gelingts, so ist er im Südosten der Herr. England aber hat gegen Rußland wichtigere Interessen zu vertreten als gegen Frankreich." Das vergaßen auch Peel und Aberdeen,Albert und Wellington nicht. Nikolaus mochte noch so oft belheuern, daß er nicht nach Konstantins Stadt trachte und nur ein neues Byzantinerreich derHellenen nicht dulden dürfe: die Briten fühlten, daß er in dem Augenblick, wo sie ihm Frankreich geopfert hätten, als Gebieter im Balkan unüberwindlich sein würde. Er kam, er ging; und die entente coräiale blieb, was sie vorher gewesen war. Victoria schrieb an den Onkel: »Dieser Besuch war ein großes Ereigniß. Wenn er die Franzosen ärgert, mag ihr König herkommen; er ist herzlichen Empfanges sicher. Die Grüße, die den Zaren empfingen, waren höflich, verriethen auch eine gewisse Wärme, kamen aber nicht vomHerzen." Vierzehn Wochen danach holte sich Louis Philippe aus dem Buckingham-Palast das ersehnte Hosenband mit dem silbern strahlenden Stern. Von ihm erhielt Vickys Erstgeborener eineFlinte.VonFriedrich Wilhelm hatte er den Glaubensschild, vom Zaren das Großkreuz des Andreasordens erhalten. Vierundsechzig Iahre später. Der Kleine ist groß geworden; bewahrt aber an der Greisenschwelle noch die Iugendeindrücke in treuem Gedächtniß. Seine Mutter sah er am Werk: wie sie von den Königen aus Morgen» und Abendland sich, ihren Mitbür» bürgern zu stolzer Freude, in bescheidener Frauenwürde huldigen ließ und überall, eine unermüdliche Stickerin, ihre Fädchen anknüpfte. Sah Louis Napoleon, dessen große Kunst (nachBismarcks Wort aus einem Petersburger Brief an Schleinitz) war, „sich fo inDampf allerArt einzuhüllen, daß man überall und nirgends sein Heraustreten aus derWolke erwarten kann; vielleicht bleibt er ganz darin und dampft mit Grazie in mkinitum fort." Nach diesem Mann schlauen Scheins, dem Wurzellosen, der, ein nie ganz französirler Holländer, mit den wohlgepflegten weichen Händchen nach der Korsenrolle langte und den derImperatoren» mantel immer umschlotterte wie Götzens Knappen derKüraß des baumlangen Reiters, nach dem keuchenden Talent sah er das schlichte Genie an der Arbeit: den Märker, der nie mehr wollte, als er vermochte, auch, den Volksgenossen zum Heil, nie weniger, als in jeder Stunde eigene Kraft ihm erringen konnte. VonAllen ^at Eduard gelernt. Von der Mutter die Geduld und den Ent--

schluß, auf schnell den Erfolg lohnenden Applaus zu verzichten.
Von Hortensens Sohn die Erkenntniß, daß auch die Phantasie,
nicht de r nüchterne Verstand nur, der Völker Beschäftigung heischt.
VonBismarck die kühlende Gewißheit, daß brauchbare Bundes»
genossenschaft nicht durch Worte noch durch Charmeurgeschicklich.
5eit erworben wird, sondern nur durch den unwiderleglichen Be-
weis gemeinsamen Interesses. Auch in kleinerer Lehrer Schule
ist er fleißig gegangen, vom Türkenhirsch und vom Diamanten»
tonig Cecil Rhooes, von Rothschild undCassel in ihr Werkstatt»
geheimniß eingeweiht worden und hat so,nicht als einzumDalai
Lama Erzogener, sondern als der zechende, lüdernde, spielende,
spekulirende,in derGeldklemme schmachtende, vonAlltagssorgen
umdräute Freund kluger Kaufleute, erfahren, was das Leben ist;
wie es schmeckt und riecht, schreckt und rüttelt, den Verzärtelten
überrennt und den zum Kampf Tauglichsteu kränzt. Diese Er»
fahrung hob ihn rasch über die Dutzendfürsten. Als der erste mo»
derne Geschäftsmann großen Stils (größeren also alsLouisPhi»
lippe und die belgischen Koburger) sitzt Eduard auf dem Thron.
Früh hat er erkannt, daß Britanien sich entschließen müsse, vom
Trug zu reellem Geschäftüberzugeyenundnichtlängerzufordern,
daß die Kontinentalmächte ohne Entgelt fürllis most Fracious^ia.
^esh arbeiten. SeitEduard dieBritengesellschaft vertritt,zahlt sie
prompt, zahlt fast immer bar; und Niemand darf ihr mit Fug
heute noch nachsagen, sie habe ihn um seinen Lohn geprellt. Nicht
der Bur noch der Iapaner; weder Frankreich noch Rußland;
Spanien, Portugal, Griechenland selbst sind auf ihre Kosten ge-
kommen. So schickt sichs im Verkehr mit großen Handelshäusern.
Deren Vertreter braucht auch nichtLärm zu schlagen, seineWaare
<mf allen Märkten anzupreisen und mitHausirergeberdedieKun»
den herbeizuwinken; darfs nicht einmal: sonst schwände der Ruf
seinerFirma. KingEdward reist wie ein reicherGentleman; spazirt,
ohne großen Troß, in Paris, Biarritz, Marienbad, Homburg in
Iacketanzug und weichem Hut umher, beschränkt sich bei Empfang
und Abschied auf dasUnvermeidliche, sieht dieMenschen, denen
<r begegnet, scharf an, hält ihnen nie feierlich dröhnende Reden,
Pflegt denLeib und bringt den Herren Edward Grey und Charles
Hardinge gute Geschäftsabschlüsse heim. Iahr vor Iahr. Alles
drängt in seinen Concern. Und die Reiche, deren Herrscher an
seiner Wiege standen, hat er sich fest verbündet. Zu Heldenwerk?

Das besann er niemals. Wollte mit dem Gewehr nur auf
Iagd gehen. Noch 1908, als er zu dem Urenkel des stämmigen
Nikolai ins Baltikum fuhr, dachte er nicht an Krieg. Er hätte sich
selbst einen Stümper gescholten, wenn er nicht ohne dieses letzte
Mittel ans Ziel seines Willens gelangt wäre. Seine Hand konnte
schelmisch oder würdig drohen, aber nicht schlagen. Nationalhaß?
»DummesZeug? Mein Vater war einDeutscher und mein Neffe
kann noch in Küraß und Adlerhelm seine englische Mutter nicht
verleugnen. Aus dieser schönen Erde ist Alles Personenfrage."
Er kannte den Kontinent, kannte Englands Stärke und Schwache
heit und hätte ihm die gefährlichste Probe nicht zugemuthet. Mit
jedemVolk läßt sich leben; und jederUnbequeme kommt, wenn er
richtig behandeltwird,in Raison. Krieg für Frankreich? Kinderei.
FürRußland? Frevel. Der Künstler schäkert links, schmollt oder
schmeichelt rechts und hütet sich vor enger Klemme, aus der nur
Feuerschlünde Erlösung verheißen. Pitts zornige, blutige Politik
ist veraltet. Wir müssen uns die Möglichkeit wahren, mit allen
Zahlungfähigen Geschäfte zu machen; heute mit Nika, morgen
mit Willy. Der Zauberer nimmt sein Geheimniß mit ins Grab.

Diadochen.

. »Das Große Hauptquartier des Russenheeres ist im Eisen»
bahnzug des Großfürsten.Derscheint,zwischenPfahlwändenund
Wachtposten, von der Welt abgeschnitten wie ein Schiff in einer
verborgenen Meeresbucht. Scheint aber nur. Ein ganzes Netz
unsichtbarer Fäden verbindet ihn den Generalstäben der einzel-
nen Armeen und der Hauptstadt. Was zwischen der Ostsee und
^ den Karpathen geschieht, wird sofort in den großen blauenWa»
gons bekannt, deren Tapeten Landkarten sind. Telegraph undTe»
lephon meldenden winzigstenVorgang. Will der Generalissimus
eine Stellung besichtigen oder mit einem Befehlshaber sprechen:
immer ist eine Lokomotive unter Dampf. Das Hauptquartier rollt
plötzlich fort; und kehrt,nach zwei oder drei Tagen, mit seinenA»
chiven, seinem Generalstab, mit Restaurant und Elektrizitätma»
schine, geräuschlos zurück. Wo ist der stets, auch in den dunkelsten
Stunden, von heiterem Lärm durchschwirrte Speisewagen aus der
Zeit des mandschurischen Krieges? Da wurden manchmal auch
weibliche Stimmen hörbar.ZehnIahresind feitdenTagen dieses
großenKolonialkriegesverstrichen;zehnIahre ernster Arbeit. Die

paar Köpfe, die ich wiedererkenne, sind grau oder weiß geworden.
Wo sind die mit Gold oder Silber umwickelten Flaschen, deren
Korken man, während die Iapanerkanonen donnerten, in mun-
terer Laune springen ließ?Trinkgelage und wolkenlose Lustigkeit:
Alles dahin. Unterdem Großfürsten herrscht eiserne Zucht. Cham»
pagner undLiqueur darf im Heeresbereich nicht verkauft werden
auch die Generalstabsofsiziere erhalten höchstens ein Bischen
Rothwein. Weh Iedem, der, hier oder irgendwo an der Front,
wider dieses Gebot fündigt!Die Eisenfaust des Großfürsten trifft,
wenn es fein muß, auch die Größten, Berühmtesten. An einem
Nachbartisch erkenne ich einen Offizier, der,wiealle anderen, ein»
fach, in Khaki, gekleidet ist: den Großfürsten Kyrill, der, als der
,Petropawlowsk, vor Port Arthur auf eine japanische Mine ge»
stoßen war, gerettet wurde. Auch das stolze Antlitz des Großfür-
sten Nikolai ist in dem Rahmen dieses ernsten Raumes manch-
mal zu sehen. Viele Franzosen kennen ihn von seinen Manöver»
besuchen her; sein Profil erinnert an das unseres guten Königs
Heinrich, doch an einen vierten Heinrich von Riesenwuchs, mit
schmächtigem Oberkörper auf langen, nervösenBeinen. Scheu naht
man dem Feldherrn, auf dem alle Verantwortlichkeit ruht; und
die Haltung des Mannes, der das Heer unserer Bundesgenossen
zum Sieg führen will, ermuthigt nicht zu Vertraulichkeit. Neben
ihm erblicke ich Ianuschkewitsch, den Chef des Großen General«
stabes,mit dem sanften, fast noch jünglinghaften Kopf eines stillen
Denkers und den Quartiermeister Danilow, den Ur» und Nur»
Russen, dem man den Beinamen ,der schwarze Danilow, gege»
ben und oft die Rolle einer Grauen Eminenz zugeschrieben hat.
Die einzigenFremden, die in dem rollenden Hauptquartier woh-
nen dürfen, sind die Militärbevollmächtigten der Verbünde»
ten. Hier ist, in Khaki mit der Russenmütze, unser General Mar»
quis de la Guiche, zugleich gelehrter Soldat und liebenswürdiger
Weltmann; da, mit der Kosakenmütze, der Engländer; und dort
drückt derIapaner lächelnd dieHand eines Berichterstatters aus
Tokio. Alles aber wird von der Persönlichkeit des Großfürsten
Nikolai beherrscht, diemitihrerMischungvonWillensgewaltund
huldvoller Hoheit bezaubert. Noch steht er vor mir, wie ich ihn
während unserer Manöver in der Picardie sah: auf staubigem
Weg, in seinem Auto hoch aufgerichtet, als kundigen, aufmerk-
samen Beobachter unserer Truppen. Alle diese Besuche, Begeg»

nungen, Feste waren also doch nicht nur leeres Schaugepräng! Der
Manöverbesuch des Großfürsten war derProlog zu demDrama,
das sich heute vor uns abspielt. Nun ist Verfalltag. Er mußte
kommen." (Herr Naudeau in l.eJournal.) Vom anderen Flügel
des Triptychons.»WirBriten dürfenauf die Leistung unseres Lan-
des stolz sein. Dennoch wird sie von einem Theil der Russen, einem
kleinen und einflußlosen freilich, nicht nach ihrem wahren Werlh
geschätzt. Noch in diesen Tagen predigen bekannte Deutschen»
freunde den Kreuzzug gegen England und ihrAnhang, ein win«
ziger Haufe, sucht zwischen die Verbündeten Mißtrauen zu säen.
Wir sollen eigennützig gehandelt, Rußland in den Krieg gedrängt
haben und werden verdächtigt, ihm die Hauptarbeit zuzuschieben
und unsere Kräfte zu schonen, damit wir am Tag derAbrechnung
stark genug seien, uns den Löwentheil der Beute zu sichern. Wo
ist die Britenflotte? Was thut das Britenheer? So ist in Petro-
grad, Moskau, Odessa gefragt worden. Ich will antworten. Unsere
Flotte hat,mitderHilfe derVerbündeten,diedeutscheFlagge von
allen Meeren gescheucht. Den ersten Sieg brachte uns der Tag,
an dem die deutsche Flotte sich in der Gegend des Nordostsee»
kanals verbarg und fast alleHandelsschiffeDeutschlands in neu»
tralen HäfenUnterschlupf suchten. England beherrscht das Meer
und sichert seinen Bundesgenossen dieZufuhr allernothwendigen
Waaren aus allenErdtheilen.Deutschland aberspürt schoneinen
Mangel, der eines Tages die Entscheidung mitbestimmen kann.
Unsere Flotte hat unser Heer und die Nachschübe an Frankreichs
Küste gelandet; hat aus Indien und anderen Kolonien Truppen
herangebracht. Außer den Erfolgen bei Helgoland und denFalk«
landinseln ist noch dieZerstörungder,Emden'und die kühneThat
des Unterseebootes zu erwähnen, das,trotz den widrigen Ström-
ungen in den Dardanellen und der vierfachen Minensperre, ein
türkisches Küstenwachtschiff versenkte. Daß wir noch keine ent-
scheidende Seesch lacht erlebten, ist die Schuld der deutschen Flotte,
die sich hinter einer undurchdringbaren Sperrkette versteckt hält.
Minen undUnterseeboote haben die Formen desSeekrieges völlig
verändert.Unsere große Flotte muß still warten und wachen, bis die
deutschen Dreadnoughts aus ihrem Versteck herauskommen und
versuchen,uns denDreizackNeptuns zu entreißen.Der einzigeVor-
wurf, der uns nicht grundlos träfe, müßte sich gegen die Stelle rich-
ten, die denKriegnicht vorausgesehen, nicht in Friedenszeit unser

Heer vergrößert hat. Doch feit dem Tag des Kriegsanfanges haben
wir nichts versäumt, fondern alle Kraft aufgeboten, um unferer
Sache und der unserer Genossen zu dienen. Der Krieg kostet uns
täglich anderthalb Millionen Pfund. Auf dem Kriegsschauplatz
unddenUebungplätzen haben wir ungefähr zwei Millionen Sol-
daten. Trotz der ungeheuren Anleihelast, den dreihundertfünfzig
Millionen Pfund, die wir für den eigenen Kriegsbedarf auf uns
genommen haben, thun wir alles irgend Mögliche, um unseren
Freunden auf jedem Gebiet auszuhelfen. Seit die Deutschen, bei
Mons, an der Marne, am Aisne und amPser, mit unseren Sol»
daten zu thun gehabt haben und, trotz großerZahlüberlegenheit,
trotz dem kaiserlichen Befehl, die englische Linie zu durchbrechen,
geschlagen worden sind, wendetihr Haß sich gegen uns noch heftiger
als gegen alle anderen Feinde. Warum? Weil sie wissen, daß
Britanien ihnen den Weg in die erträumte Weltherrschaft sperrt.
Könnten sie uns höhere Ehre bescheren? Ist ihr Haß nicht der deut»
lichsteBeweis für den Werth der Dienste, die Großbritanien der
Bundesgenossenschaft leistet? Die Heere Frankreichs, Belgiens,
Englands haben zweiMillionen deutscher Eindringlinge zurück»
geworfen, sind dann zumAngriff geschritten und durch dieGemein»
schaft der Gefahr und desHeldenmuthesunlöslich einander ver-
bunden. Im Osten muß Rußland den Stoß der deutschen und öfter»
reichischenArmeenaushaltenund dabeinoch die Sultanstruppen
wegjagen. Diese Riesenaufgabe bewältigt es in würdigerWeise.
Das russische Heer hat eine Front zu schirmen, die sich von der Ostsee
bis ans Schwarze Meer dehnt;muß aus kaumermeßlicherFerne
Mannschaft, Munition, Proviant, auf schlechten Wegen, heran»
schassen und kämpft in Polen auf einem Gelände, das rechts und
links an dasGebiet der beweglichen,über ein großesEisenbahnnetz
verfügenden Feinde grenzt. Die Leistung des von solcher Schwie-
rigkeit gehemmten Heeres verdient das höchste Lob; es ermüdet,
schreckt, zermürbt den Feind und wird schließlich das Hinderniß
überwinden, das sich dem Einbruch in Sch,esien entgegenstemmt.
Mit ruhiger Zuversicht schaue ich in die Zukunft. Wie in diesen
düsterenWintertagen der Gedanke an denFrühling, den Sommer,
sotröstet uns jetzt die Gewißheit, daß dieWaffen der Verbünde»
ten, ehe derSommerdemHerbstweicht,vomSiegbekränztunddie
Grundlageneines haitbarenFriedens gesichert seinwerden. "(Sir
George Buchanan, Englands Botschafter am Zarenhof.)

»Frankreich weiß, daß die Prüfung noch nicht beendet istund
daß der Krieg lange dauern wird. Wenn ihn die Mitwirkung
unserer lateinischenBrüderundunsererFreundeausdemFernen
Osten abkürzen kann, ist sie uns willkommen. Zeit ist Geld, sagt ein
englisches Sprichwort. Doch die Feinde schmeicheln sich mit der
Wahnvorstellung,daßunsereSehnsucht fiebernd dieWelt durch-
irrt und, bald hier, bald dort, von der Vorsehung Hilfe erbittet.
Das glauben sie selbstnicht.Siewissengenau,wieessteht,möchten
aber, in alterLügengewohnheit,dieAnderen täuschen. Frankreich
hat, ohne zu wanken, ganz allein den Vorstoß eines Heeres aus»
gehalten, das sich für unbesieglich hielt. Daraus ergiebt sich klar,
was wir leisten werden, wenn die Anstrengung unserer Genossen
den höchstenGrad erreicht habenwird.Unser Schicksal hängtnicht
am Mißgriff eines Staatsmannes oder an der Verschmitztheit
eines Botschafters; wird nicht durch den Mangelan Entschlußkraft
und Gewandtheit bestimmt. Die Neutralen und unsere Freunde
dürfen den Feind nicht nach seinen Worten beurtheilen, sondern
nach derFurcht,die seinHandeln vor dem Eindringen derWahr»
heit zeigt. Giebt es einen stärkerenBeweis für diese Furchtals die
Thatsache, daß die deutschen Grenzen allen Zeitungen aus neu-
tralen Ländern gesperrt sind? Die Wahrheit darf nicht hinein;
nicht einmal die nackte, kühle Wahrheit aus dem BereichderNeu-
tralen. Weil sie die Lüge aufdecken würde, ist sie eine Gefahr, ge»
gen dieDeutschland sich um jedenPreiswehrenmuß." Deutschen
braucht nicht gesagt zu werden, daß aus allen neutralenLändern
Zeitungen leicht erlangbar sind. «Beim Festmahl des franko-
rumänischen Ausschusses hat derAbgeordneteDiamandy gesagt:
,Ich bin hier zwar ohne amtlichen Auftrag, spreche aberaus,was
unser ganzesVolk empfindet. DerTagistnah,deralle lateinischen
Völker im Abwehrkampf gegen dieFeinde ihrerCivilisation ver-
eint sehen wird., WirFranzosensind noch nicht, wie unsereFeinde
in der ersten Kriegszeit, mit dem Entwurf einer neuen Karte von
Europa beschäftigt; alle Parteien und alle Genossen Frankreichs
stimmen aber in der Meinung überein, daß an Friedensschluß
erst gedacht werden kann, wenn der preußische Militarismus
in Ohnmacht gezwungen ist. Europa hatte sich mit der Nothwen»
digkeit abgefunden, denBronzefels des preußischen Königthums
als die Spitze eines Kaiserreiches zu dulden. Das aber mußte sich
nun in majestätische Unbeweglichkeit bescheiden und durfte nicht

zur Drohung werden. Als der alte Kaiser gestorben, sein Kanzler
in Ungnade gefallen war, wurden Entartungsymptome und Ver-
fallszeichen sichtbar.SogarderungeheureAufschwungderReichs«
wirthschaft hat etwas krankhaft Abnormes.InWahnsinn rastdie
Spekulation, Tollkühnheit bautRiesenunternehmungen aufKre»
dit, mit Traumesgeschwindigkeit wandelt Deutschland sich in ein
Industriereich: und aus all diesem eifernden Streit und mörde»
rischen Wettbewerb entsteht plötzlich eine Größe, die Andere be»
ängstigt und in sich selbst nicht gefestigt ist. Das Schicksal wird her»
ausgefordert, ein Gigantenkampf gewagt, dieWelt vor dieFrage
gestellt, ob sie abdanken oder ihreFreiheit vertheidigen wolle. In
einerseinerEffeklsucherredensprichtWilhelmderZweitedasWort
,Weltpolitik,aus.Einealte,Staalenund Einzelnen nützlicheLehre
wohntinderdeutschenRedensart:,Lebenund leben lassen/Dieses
GoldeneWort ist vergessen. Die neue Losung peitscht dieEinbild»
nerkräfte auf undruftjedenEhrgeizaufdieWeide.DerGeschäfts»
mann will die ganze Erde aus beuten, der Intellektuelle alle ande»
ren Geister beherrschen.EinGedanke,einZiel: dieUeberfluthung
des Planeten. Nie hatte die Erde sich gegen so ungeheuerlichen
Masscnwahnwitzzuwaffnen.IederDeutscheistdaranmitschuldig;
nicht einer kannsich von der Verantwortlichkeit für diese Herrschaft
angriffslustiger Raubsucht enlbürden. Das Unheilswort Welt»
Politik, das derWelt den Krieg erklärte, wurde von derNationmit
Jubel begrüßt. Der Krieg ist gekommen. Er mußte kommen. Er,
der für Freiheit und Civilisalion gegen Das, was die Deutschen
heute ,Kultur, nennen, geführt wird, ist der wahre Heilige Krieg.
Wir wissen,wofür wir kämpfen, haben uns überdenUmfang und
die Schwierigkeit derAufgabe nie getäuscht und deutlich das Ziel
bezeichnet,das wirerreichen müssen. Erst wenn wir, nachdem ein»
stimmigen Urthcil derVerbündeten,so weit sind, kann die Stimme
der Neutralen, die den Frieden ersehnen, Gehör finden. Wollen
die Iialer und Rumänen in diesem Krieg mitkämpfen, dann dür-
fen sie sich nicht mit derBesetzung der von ihnen begehrten Land»
stücke begnügen, sondern müssen zur endgiitigen Niederwerfung
derKaiferreiche mitwirken; denn nach seinem Sieg wäre Deutsch-
land verpflichtet, dem überrannten Bundesgenossen aufzuhelfen,
und die italische Besetzung des Trcntino, die rumänische Sieben-
bürgens könnten dann Eintagsereignisse werden. Da Oesterreich»
Angarn allein mitSerbien nicht fertig wird,will Deutschland ihm

zu kräftiger Offensive zwei Armeekorps leihen. Für diesen Plan,
den GrafBerchtold nicht billigte, ist, in Uebereinstimmuug mit dem
GrafenTisza,BaronBurian, der neue Herr des wienerAuswär»
tigen Amtes. Italien und Rumänien sollen eingeschüchtert, die
Bulgaren zur Rückkehr in den Interefsenkreis Oesterreichs und,
Deutschlands getrieben werden. In Budapest glaubt man, Ser»
biens Niederlage werde alle Balkanstaaten erschrecken und die
von Oesterreich-Ungarnmehr als je gefürchtete EinigungRumä»
Niens, Griechenlands, Serbiens und Bulgariens hindern. Vier»
hunderttausend Oesterreicher und Deutsche sollen in Serbien ein»
brechen. Daß sie in dieser Iahreszeit Erfolg haben werden, ist
unwahrscheinlich. Die Schneedecke, unter der das Land jetzt liegt,
ist an manchen Stellen einen Meter dick. Die Serben können,
ihre neue Offensive aufschieben, bis die Russen, dann wohl in Ge»
meinschaft mit denRumänen,tieferinUngarn eingedrungen sind.
Alle Verbündeten werden bis an die äußerste Grenze ihrer Kraft
gehen. Der brüderliche Beistand, den sie, um den Endtriumph zu
sichern, einander leisten, wird nicht nur auf dem Schlachtfeld ficht»
bar, das sich von der Nordsee bis an den Persergolf streckt. Sie
haben gelobt, den Streit nur in Gemeinschaft zu schließen, und,
ihre innige Eintracht wird die Sicherung eines Friedens verbür-
gen, derdauern undderganzen Menschheit Segenspenden wird."
Die alte Leier.Das alteGezeter gegen die deutschenSchloßplün»
derer,Mordbrenner,Frauenschänder,Kinderschlächter. Einschril-
ler Vehmruf wider unsere Lügenbrut; und die Verkündung des
Pariserreiches hehrsterWahrhaftigkeit. WolltIhr sie schmecken?
«Zwischen dem Kaiser und seinem ältesten Sohn istsüberFragen
der Strategie zu einem heftigen Streit gekommen. Viele Befehle,
die derKronprinzden GeneralenseinerArmeegegebenhatte,wur»
den vom Kaiser widerrufen. Der Kronprinz gerieth in Zorn, for»
derte von seinem Vater die Begründung des Widerrufes und lief,
dasie ihm geweigert worden war,nach einem stürmischen Gespräch
wüihend aus dem Hauptquartier. Er wird, wie man in Berlin
vermulhet, bald in die Hauptstadt heimgeschickt werden.Auch sei^
nem Bruder August Wilhem war ja, weil er die Art der kaiser»
lichenKriegführung zu tadeln wagte,befohlen worden,nachBer»
lin zurückzukehren und der Kaiserin bei der Verwundetenpflcge
zu helfen.KaiserundKronprinzsindAktionäre desHauscs Krupp."
(l,elemps.) In dem selben Blatt, das diese zermalmende Kunde

bringt, steht auch, ich habe einen grimmigen Artikel gegen Oester«
reich veröffentlicht,das uns insUnglückgerissen habe und zu dessen
Rettung wir nicht einen Mann mehr opfern dürfen. Die Angabe
ist genauso richtig wie die Aktienmär und die Hiobspost vom grau»
sen Familienstreit. Eine Fälschung mehr: zwölf geben ein Dutzend.
Sätze, die nie geschrieben, nie gedruckt wurden, gittert man in An»
führungstriche.UndstrafftdanndieStimmbänderzuneuemSturm-
geheul wider die deutsche Lüge. Eduard ist längst vergessen.
Wer Ohren hat, höre!
Hunger soll uns entkräften?Deutschlands blankeWaffe soll
stumpf und schartig werden? Seiner Mörser gluthloser Schlund
einKämmerchenfürkletterlustigeKinder?SohabtIhrs beschlossen.
Auf unserer Erde soll derFremdling gebieten, Zins heischen, nach
Willkür die Grenzsteine einrammen, jedes Nachbars Gier auf»
kitzeln und aus Machtbarren Rechtsmünze prägen. So wird es
nicht sein. Und gelänge Euch zuvor alles Planen: dieses müßte
mißlingen. In Ewigkeit. Deutschland lacht Eurer Drohung.
«Im Himmel war ein Stuhl, von dem gingen aus Blitze,
Donner und Stimmen und sieben Fackeln brannten davor. Und
war ein g, äsern Meer, gleich dem Kristall, und um den Stuhl waren
vierThiere, die hatten Augen vorn und hinten, außen und innen
undkeineRuhebeiTagundbeiNacht.Aufeinem weißenPferdsah
ich Einen, der hatte eine Schleuder und empfing eine Krone; aus
zog er,zu siegen, und siegte. Auf einem rothen Pferd saß Einer, dem
ein großes Schwert gegeben ward; und er nahm denFrieden von
der Erde und die Menschen würgten fortan einander. Auf einem
schwarzen Pferd saß Einer, der eine Wage hielt, auf einem fah»
len Einer, der Tod hieß und dessen Gefolge aus der Hölle kam.
Ihnen ward die Macht gegeben, mit dem Schwert und mit dem
Hunger den vierten Theil der Erdbewohner zu töten. Die Erde
bebt, die Sonne wird schwarz wie ein härener Sack, der Mond
roth von Blut; und die Sterne fallen vom Himmel. Hagel pras-
selt tierab, Feuer wirbelt auf, Blutregen fällt. Ein Drittel aller
Bäume verbrennt und alles grüne Gras wird weggesengt. Ein
Feuerberg stürzt ins Meer: und ein Drittel des Wassers wird
.. Blut, ein Drittel der Schiffe zerschellt, ein Drittel alles im Meer
lebenden Gethieres stirbt. Wie eine Fackel lodert der ungeheure
Stern, der nun vom Himmel stürzt und das Meer bitter macht. Heu»

schrecken kommen; mit Menschenantlitz, Weiberhaaren, Löwen» zähnen; ihr Schwanz gleicht dl,m des Skorpions und hat einen Stachel; in Eisen sind sie gepanzert und ihre Flügel rasseln. Die Heuschrecken töten den Menschen nicht mit einem Stich, sondern quälen ihn, bis fünf Monde geschwunden sind. Reisige kommen, tausendmal tausend auf Rossen, deren Mund Rauch und Feuer und Schwefel speit und deren Schwänze wie Schlangen sind. Aber» mals bebt die Erde. Der zehnte Theil der großen Stadt sinkt in Trümmerund begräbt siebentausendMenschen.ErblicketIhr den rothen Drachen mit den sieben gekrönten Häuptern und den zehn Hörnern? Schaut Euer Auge das Pardelthier, das auf Bären» füßen aus demMeer steigt? Spürt Ihr, wie aus der Schale der Zorn herniederströmt?Unter ihm zerfallen die Inseln. Auf einem scharlachfarbigen Thier sitzt, in Purpur, mit Gold, Edelgestein, Perlen behängt,einWeib:die großeStadtBabylon,allerErden-gräuel Mutter und die Herrscherin über alle Könige. Sie fällt! Sie ist gefallen! Leid, Hunger, Feuer werden sie vernichten und laut wird um sie die Klage tönen. Trauern werden die Könige, die mit ihr getändelt undgehurthaben. WeinenwerdendieKauf-leute, weil ihreWaaren Niemand mehr kaufen wird. Wohin mit Gold und Silber, Funkelstein und Perlen, Leinwand und Seide, Farbstoff und Holz, Elphenbein und Eisen, Weizen und Mehl, Zimmet und Ruchwerk, Wein und Oel, Vieh und Pferden? Die Händler, die von solcher Waare reich wurden, jammern jetzt: In einerStunde warallerReichthum dergroßen,üppigenStadtver» wüstet! Und die Schiffherren und Schiffleute schütten Staub auf ihr Haupt und durch ihr Schluchzen dringt der Ruf: Die große Stadt, die allen Seefahrern Schätze bot, ist vernichtet. Weh uns!"

Weh uns,wenn wir unterlägen!Ke1nMenschenhirnhatsol» chen Krieg erträumt. Schon waltet ärgerer Schrecken, als dieOf-fenbarungIohannis furchtsamerFrommheiteinbildenwollte.Un-schuldige sind, Zehntausende,eingesperrt und ihrAthemwird,wie Gifthauch, von Denen gemieden, die ihnen gestern freundliche Nachbarn waren. Iubel begrüßt die Kunde, daß hundert Iüng» linge von kochendem Wasser verbrüht, hundert von Spritzfeuern geblendet,aberhundertzerrissen,erstickt,zerstampft wurden. Iubel des Feindes; des Europäers. Das war noch nicht. Nie hat un-sere Erde von solchenDonnern gebebt. Und keine Himmelsstimme mahnt, das Gedröhn in die Gruft des Schweigens zu bestatten.

Republiken in Deutschland.
MAünfzehnmalhunderttausend Republikaner (im objektiven,
KM staatsrechtlichen, nicht etwa im subjektiven, parteipolitischen
Sinn) leben im Deutschen Reich. Und doch weiß man von dem
Staatsrecht der drei Republiken Hamburg, Bremen, Lübeck im
weiteren deutschen Vaterlande sehr wenig. Dieses hanseatische
Staatsrecht hier auch nur zu skizziren, ist unmöglich. Wohl aber
kann und soll einmal auf die reinen Merkmale republikanischen
Wesens in diesen drei Verfassungsystemen, in denen im Uebrigen
auch manche durchaus „irrepublikanische", fast monarchisch zu
nennende Grundsätze enthalten sind, hingewiesen werden.
Im Staatsbürgerrecht finden wir, der Natur dieses auch in
den konstitutionellen Monarchien heute auf das Prinzip der staats-
bürgerlichen Grundrechte und „Freiheit" aufgebauten Berfas«
sungtheiles entsprechend, nur wenige republikanische Grundsätze.
Bemerkenswerth ist vor Allem, daß das allgemeine gleiche Wahl«
recht, welches seiner Natur nach republikanisch ist und mit Recht
«, priori in jeder heutigen Republik vorausgesetzt werden darf,
nur in Lübeck gilt, daß dagegen in Bremen und Hamburg ein
Klassenwahlrecht besteht, welches sogar in Hamburg einen durch-
aus aristokratischen (man könnte auch sagen: archokratischen;
Beamter) Charakter trägt, da eine „Wählerklasse", die
im Vergleich zu den anderen nur eine sehr geringe Mitgliederzahl
aufweist, aus den höheren Beamten, Deputirten und Senatoren
gebildet wird. Die Ableistung des auch in zahlreichen deutschen
Monarchien eingeführten „Staatsbürgereides" kann insofern als
leicht republikanisch „gefärbt" bezeichnet werden, als dem Ein«
zelnen ein Spielraum von drei Iahren (achtzehnter bis einund-
zwanzigster Geburtstag) gelassen ist, während dessen er frei ent-
scheiden darf, ob er sich für politisch „großjjährig" hält. Der ver-
altete Paragraph 6 der bremischen Berfassung: „Sklaverei (und
Leibeigenschaft) finden im bremischen Staat keine Anerkennung"
kann heute nicht mehr als an sich republikanisch gelten. Dagegen
ist in dieser Verfassung ausgeprägt republikanisch Paragraph 17,2:
„Der Staat erkennt bei seinen Angehörigen keinen Adel an."
Und der Fortbestand dieses Paragraphen, der in seinem stolzen
Radikalismus das republikanische „Motiv" in der Architektur
des deutschen Staatsrechtes mit stärkster Plastik zum Ausdruck
bringt, muß von Jedem, der auch in der Kunst des Staatsrechtes
Stil und Konsequenz verlangt, dringend gewünscht werden.
Von den Faktoren der Staatsgesetzgebung trägt der Senat

aller drei Republiken einen durchaus antidemokratischen, in manchen Punkten (zum Beispiel: dem partiellen Zuwahlrecht) geradezu monarchischen Charakter. Dagegen zeigt die „Bürgerschaft" (das eigentliche hanseatische „Parlament") eine Reihe von Zügen, die daran erinnern, daß sie ein „souveraines Volk" vertritt. So vor Allem ihre Permanenz (und, darin begründet, ihr Selbstversammlungrecht); und ihre Unauflöslichkeit. Kein Monarch darf und muß zu ihrer Neubildung Wahlen ausschreiben, keiner auch kann ihr durch Auflösung ein Ende bereiten. (Wenn in Republiken der Präsident ähnliche Befugnisse hat, so sind sie eben an sich monarchische Rechte im republikanischen Staatsrecht.) Die „Bürgerschaft" kennt keine „Legislaturperioden", keine durch sie begrenzte Lebensdauer. Sie ist (Wie das Volk selbst) immer und ewig, die selbe staatsrechtliche Korporativpersönlichkeit feit Beginn der Verfassung und in alle Zukunft. Dadurch daß periodisch einTheil austritt und durch Neugewählte ersetzt wird, kann die historische Kontinuität der drei hanseatischen Parlamente nicht durchbrochen werden. Das bremische, hamburgisch!, lübeckische Volk hat eben so wenig eine Reihe von successiven Parlamenten, wie es selbst etwa successive eine Reihe von Völkern darstellt. Wie diese „Völker" seit Generationen die selbe Volkspersönlichkeit geblieben sind, so sind auch seine Parlamente seit je her die selbe staatsrechtliche Persönlichkeit. Hieraus folgt, daß die Parlamente sich, ohne „Berufung" von außen, von selbst versammeln, sobald ihr Ausschutz, („Bürgerausschuß", „Bürgeramt") es für nöthig hält. Die „passive Wahlpflicht" (sit venia, vsrbo!), die man gerade in Republiken erwarten sollte, die Pflicht, das parlamentarische Amt anzunehmen, ist nur in Hamburg (Artikel 34) statuirt, dagegen, in Bremen und Lübeck ausgeschlossen.

Im Gebiete des Staatsverwaltungrechtes ist durchaus republikanisch die Richterwahl, die allerdings nur in Bremen, nicht in Hamburg und Lübeck gilt; und auch in Bremen nur „theilweise" im, so zu sagen, qualitativen Sinn. Der Volksvertretung ist nämlich ein „Antheil" an der Besetzung der erledigten Richterstellen eingeräumt. Diese erfolgt durch ein neunköpfiges Wahlkollegium, das für jeden Einzelfall neu bestellt wird und zu dem der Senat, die Bürgerschaft und das bremische, aus Land- und Amtsgericht bestehende „Richterkollegium" je drei Mitglieder abordnen. Die so „gewählten" Richter werden dann vom Senat ernannt und vereidigt. Hier begegnen wir einem durchaus demokratischen Rechtselement, wie es in keiner Monarchie zu finden ist. In den Vereinigten Staaten und in manchen schweizer Kantonen wer-

den die Richter direkt vom Volke gewählt; in Bremen werden sie
durch die Vertretung des Volkes „mitgewählt. Ein prinzipieller
Unterschied ist dadurch nicht gegeben; auch hier ist der rechtliche
Grundgedanke republikanisch.
Ultrarepublikanisch ist die Bestimmung der bremischen Ver-
fassung, daß der abtretende Bürgermeister nicht sofort wiederwähl«
bar ist; eben so die der hamburgischen und lübeckischen, daß er
nur zwei Jahre hinter einander amtiren darf, also nur einmal
sofort wiederwählbar ist. Es ist nicht ersichtlich (auch von repu-
blikanischem Standpunkt aus nicht), warum die kleinen, unter dem
schirmenden Dach des deutschen Reichsbaues eine ruhige, gegen
alle diktatorischen Gelüste und „Staatsstreiche" s. 1a Wullenweber
geschützte Existenz führenden hanseatischen Republiken auf die
großen Segnungen der kontinuirlichen, lange Jahre planmäßig
sich entfaltenden Leitung eines besonders begabten „Präsidenten"
wegen einer veralteten, in diesem Zusammenhang weniger ultra-
als pseudo-republikanischen Bestimmung für alle Zukunft verzich-
ten sollen.
Die Erfahrungen, die man seit fast einem halben Jahrhun-
dert mit unseren drei norddeutschen Republiken gemacht hat, füh-
ren zu der beruhigenden Gewißheit, daß dem Deutschen Bund ein
gewisser Prozentsatz republikanischer „Bundesgenossen" zumWohle
gereicht und, da ein König von Hamburg eben so wenig zu erwar-
ten ist wie ein Herzog von Lübeck oder ein Fürst von Bremen,
auch fürderhin gereichen wird. Wohl könnte eine andere verfas-
sungrechtliche Reformfrage allmählich auf dem Gebiete des han-
seatischen Staatsrechtes auftauchen: die Frage nämlich, ob nicht
die drei Hansestädte eine engere Staatenverbindung unter sich
eingeben und so, wie si,e, jetzt,sHon eine Reihe gemeinsamer Staats-
einrichtungen (Hanseatisches Oberlandesgericht, Gesandtschaft in
Berlin und Anderes) haben, unter Wahrung einer gewissen son-
derstaatlichen Selbständigkeit sich zu einem kleinen Staatenbund
im großen Bundesstaat (ähnlich der „Staatenverbindung" Sach«
sen-Koburg-Gotha, Großherzogthum Oldenburg) zusammenschlie-
ßen sollen. Sie könnten dann nicht nur manche Verwaltungzwecke
und gesetzgeberische Aufgaben leichter erfüllen als bisher, fondern
wären auch im Deutschen Reich ein politisch stärkerer Machtfaktor,
als ihn die Summe der drei Einzelstaaten ergiebt; ein „Hansa-
bund" auch im staatsrechtlichen Sinn.
Köln. Dr. Moritz de Ionge.

Monopole.

Iahr 1909 scheiterte der Plan eines deutschen Reichsmonopols für den Branntweinverkauf. 1910 trat das Gesetz über den Absatz von Kalisalzen in Kraft. 1913 wurde das Petroleummonopol vorderes tet; 1915 das Reichsgetreidemonopol beschlossen. Bismarcks Plan, Produktion und Vertheilung wichtiger Güter dem Reich zu übertragen, stieß auf zähen Widerstand der Praxis und siegte erst in unserer Kriegszeit. Was in Friedenstagen die schwersten Stürme im Gebiet der Oeffentlichen Meinung heraufbeschworen hätte, ist im Krieg durch eine schlichte Bekanntmachung im Reichsanzeiger erledigt worden. Restlos, wie man so schön sagt; denn Widerspruch giebts nicht. Wenn dasReich zu einem Akt des Selbstschutzes gezwungen ist, kann nur gefragt werden, wann er gesichert wird. Als verkündet worden war, daß der Ernteertrag des Iahres 1914 bis zur nächsten Ernte ausreichen werde, entstand die Meinung, man dürfe mit der Brotfrucht so umgehen, wie man in ruhigen Tagen gewöhnt war. Daß die Grenzen gesperrt sind, daß die Bereinigten Staaten, Argentinien, Kanada weder Weizen noch Mais, Rußland keine Futtergerste liefern und die Neutralen sich durch Ausfuhrverbote gegen Hungersnoth im eigenen Land schützen, wurde kaum beachtet. Landwirthe und Händler sahen ungeheure Preisszulen aufsteigen; und Herr Omnes fand, daß Weißbrot und Kuchen nicht schlechter schmecken, als sie vor dem vierten August gemundet hatten. Dein Reich kam es zunächst darauf an, das Volk gegen Wucher zu schützen. Schon die ersten Verordnungen bedrohten den Verkäufer, der die von der Behörde festgesetzten Preise mißachten würde, mit Beschlagnahme, Erst nach sechs Monaten folgte die Ausführung des Monopolgedankcns. Die Höchstpreise für Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln und Kartoffelfabrikate konnten Dreierlei nicht verhindern: die unbegrenzte Verwendung von Weizen- und Roggenmehl, das Verfüttern von Brotgetreide ans Vieh und das Verstecken von Vorräthen in der Absicht, möglichst hohe Preise zu erzielen. Weil Getreide und Mehl gespart werden mußte, erfand man das ,,Kriegsbrot", das mit Kartoffelzuthat hergestellt wird. Noch, fehlte aberjdie unbedingteSicherheit für das Auslaugen der Bestände. Dazu wäre eine ausführliche Statistik über das in Deutschland lagernde Getreide nöthig gewesen. Sie ist spät geliefert worden. Das Ergebniß war: Die Reichsbehörden nehmen die Getreide- und Mehlvorräthe in ihren Besitz, schlichten den Streit über Werth oder Unwerth der Höchstpreise und schalten den Privatwillen aus. Die Regirüng hat nicht verschwiegen, daß Gefahr im Verzug gewesen sei. Deshalb der Entschluß, von dem sie selbst sagt, seine Wirkung dringe ,,tiefer in das wirthschaftliche Leben des Volkes" als jede andere für die Kriegszeit geltende Verordnung. Das Gesetz soll die Brotnahrung bis zur neuen Ernte sichern. Besseres konnte zu seiner Begründung nicht gesagt werden. Daneben verschwin-

det die Doktorfrage nach der dem Privateigenthum gebührenden Ach-
tung. Das Reich enteignet ja nicht, um Geld zu verdienen. Das Mo«
nopol soll nicht Gewinn bringen, sondern die Herrschaft über eine
nothwendige Marktwaare verbürgen. Die Reichskasse hat mit der
neuen Einrichtung nichts zu thun. Das Reich will das Brotgetreide
und das Mehl so Vertheilen>, daß sie bis zur nächsten Ernte genügen.
Wer hat also über das neue Gesetz zu klagen? Zunächst die, Leute, denen
der alte Zustand in Vortheile half: Spekulanten und Händler, die
Vorräthe aufgestapelt hatten, um sie zurückzuhalten, bis die Höchst-
preise durch noch höhere Preise ersetzt wären. Denn ohne die Beschlag-
nahme mußte der Mangel den Preis in die Höhe treiben. Die lang-
wierige Theuerung hätte dem Volk schweren Schaden gebracht. Die
Ernährung wäre schlechter und der moralische Widerstand schwächer
geworden. Diese Folgen konnte Ieder voraussehen; trotzdem hat die
Erkenntnis) zurBeseitigung der ausGewinnsucht entspringenden Hemm-
nisse nicht genützt. So müssen mit den Schuldigen die Unschuldigen
leiden: alle Zwischenglieder normalen Getreidehandels, Geschäfte an
der Produktenbörse sind nur noch möglich, wenn sichs um Getreide
und Mehl handelt, das nach dem ersten Februar 191S eingeführt wird;
und dieser Import ist nicht der Rede werth. Den Bäckern und Kondi-
toren wird der Betrieb eingeschränkt; sie dürfen nur noch 75 Prozent
des durchschnittlichen Tagesverbrauches an Mehl verbacken. In dieser
Vorschrift liegt aber zugleich eine Befreiung vom unmittelbaren Zwang
der Beschlagnahme. Der verpflichtet jeden Besitzer von Getreide nnd
Mehl, seinen Vorrath zur Perfügung der neuen Reichsvertheilungstelle
zu halten. In Privatbesitz bleiben nur kleine Mengen unter einem
Doppelcentner, Saatgut und solche Vorräthe, die in landwirthschaft-
lichen Betrieben zur Ernährung der Leute dienen. Alles andere Ge-
treide wird an die neu gegründete Kriegs-Getreide-G. m, b. H,, alles
Mehl an die Kommunalen Verbände abgegeben. Die vertheilen es in
ihre Bezirke. Für das Getreide werden den Verkäufern die gesetzlichen
Höchstpreise gezahlt; den Mehlpreis haben Sachverständige festzusetzen.
Tie Regirung will verhindern, daß fetten Tagen magere folgen.
Der Geist des Gesetzes ist gut; aus ihm spricht der Grundsatz, daß mit
den wichtigsten Naturprodukten nicht Wucher getrieben werden darf.
Die Spekulation mit Nahrungmitteln ist die unerfreulichste; sie muß
aufhören, wenn es feste Preise und Abnehmer giebt.
Auch die Schweiz hat an die Einführung eines Getreidemonopols
gedacht. Hier würde sichs um die Vertheilung des vom Ausland im-
Portirten Getreides gehandelt haben, da das Land selbst nur wenig
Brotgetreide liefert. Das allgemeine Monopol ist nicht beschlossen wor-
den: die Rücksicht auf die Bauern und auf die Öffentliche Meinung,
die von einer Beschränkung der Gewerbefreiheit (also einer Verfas-
sungänderung) nichts hören wollte, schienen wichtiger als der Wunsch,
den Getreideabsatz durch Amtsorgane zu regeln. Aber der Krieg hat
den Monopolplan wenigstens zum Theil verwirklicht. Nachdem gesetz-

liche Höchstpreise und Bestimmungen für die Mühlen erlassen worden waren, ist die Einfuhr sümmtlicher Getreide- und Mehlarten der Bundesregirung übertragen worden. Der Ankauf erfolgt durch die Oberkriegsbehörde, die auch den Verkauf zu besorgen hat. Das ist ein Monopol für den Hauptttheil des Getreidehandels.

Der Eingriff des Staates 4N die Privatwirtschaft ist berechtigt, wenn er ein Massenbedürfnifz befriedigen hilft oder die Reichsfinanzen schützt. Die Einwände der Theoretiker sind in der Kriegszeit entkräftet worden. Nun braucht die staatliche Organisation nur noch zu beweisen, daß sie den Privatbetrieb ersetzen kann. Die Kriegs-Getreidegesellschaft arbeitet unter günstigen Bedingungen, da sie nicht nöthig hat, Ueberfluß einzudämmen und Kapital, das durch die Menge eines Naturproduktes verführt worden ist, zu vernichten. Deutschland besitzt kein „natürliches" Getreidemonopol, wie es die großen Exportländer, Nordamerika, Argentinien, Australien, vielleicht für sich geltend machen könnten. Die Begrenztheit des Vermögens erleichtert die Uebersicht und, im Fall der Noth, die Vertheilung, Ein Gegenbeispiel zeigt uns der deutsche Kalibergbau. Der beherrscht den Weltmarkt. (Die Amerikaner kämen in arge Verlegenheit, wenn das Deutsche Reich ihnen die Kalizufuhr sperrte.) Die Verwaltung solches Schatzes ist kein Kinderspiel, Als Ende Mai 1910 das Kaligesetz in Kraft trat, war der Kaufmarkt in wüster Unordnung. Die Syndikate hatten sich nicht bewährt und der Staat mußte eingreifen. Er regelte, durch Gesetz, Produktion, Absatz, Preise. Dadurch sollte verhindert werden, daß die Zahl der neuen Kalischächte noch höher stieg und die Ueberproduktion weiter zunahm. Ein Staatsmonopol, gemildert durch Freiheiten des Privatbesitzes. Der Eingriff blieb ziemlich wirkunglos. Der Stoff, in seiner Aeberfülle, war stärker als die Kraft. Da kam der Krieg: von allen Begleiterscheinungen blieb nur der Nutzen der uneingeschränkten Herr» schaft über ein werthvolles Naturprodukt sichtbar. So hat, auf Riesengebieten der Wirthschaft, der Kriegsnothstand alte Vorurtheile gegen Monopole beseitigt. Manche werden bald unvermeidlich sein. Und wenn der Staat sich in kaufmännische Methoden eingewöhnt, kann er in künftiger Friedenszeit aus vielen Privatunternehmungen den Gewinn schöpfen, dessen seine Finanzordnung bedarf. Freilich: die Grundbedingung muß er erfüllen. Wenn er nicht eben so klug wirthschaftet wie der Privatunternehmer, nicht eben so schnell mit seinerProduktion demBedürfniß vorauseilt, nicht 1915 schon der Technik abfordert, was sie freiwillig erst 1918 gewähren würde, wird er das tief eingewurzelte Mißtrauen gegen Staatsbetriebe nicht ausjäten. Auch auf diesem Boden wird der Krieg uns neue Erfahrung bringen. Wenn er beendet ist, wird in unbefangener Ruhe zu prüfen sein, was im Iahr der Noth und des Ringens die Behörden, was die Führer der Industrie und des Handels für die! Nation geleistet haben, Lad on.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Härder, in Berlin. — Verlag der Zukunft in «erlin. — Druck von Vaß « Sarleb S. m. b. H. in Berlin.

Berlin, den 13. Februar 1915.
Du hast es besser.
England-Amerika.
or hundert Iahren erschien in Campes nürnberger Verlag
eine „ Geographisch» Statistische Beschreibung aller Staaten
undNationen der Erdeein von deutsch seßhaftemFleiß bereitetes
Werk, dessen erster Subskribent derKönig vonPreußen war und
das derWaterloostimmung,derfestländischenEhrfurchtvorEng»
lands Größe und Macht einen beinahe andächtigen Ausdruck gab.
»Der Charakter des Engländers ist, wie seine Sprache und sein
Körperbau, kräftig und energisch, ohne leichte Biegsamkeit und
glatteAbrundung. Sein Gepräge ist wie das eines neuenMünz»
stückes:nicht abgerieben, sondern leicht zu entziffern und zulesen;
während der Franzose kein Gepräge, keinen Charakter mehr hat.
Seine glücklichste Verfassung giebt dem Engländer ein hohes Ge-
fühl für seine Nation, das oft in Nationalstolz ausartet. Der En»
thustasmus für seine Freiheit, eingesogen mit der Muttermilch und
genährt durch eine zwanglose Erziehung, weckt in ihm die sonder»
barsten Launen und reißt ihn zu den bizarrsten Handlungen hin.
Treu seinem Wort handelterda, wo derFranzosenur schöne Phra-
sen hat. Kein Land der Erde hat es in der Veredlung und Zube-
reitung der Stoffe so weit gebracht wie Großbritanien; und wenige
Länder können sich einer so hohen Kultur derWissenschaften, fast
in all ihren Zweigen, rühmen. Shakespeare, Milton, Newton,
Iohnson,Hume,Gibbon,Robertson,Addison,Steele: welche große

Namen! Die staatswirthschaftliche Verwaltung Großbritaniens
hat besonders in den neusten Tagen Europas Staunen auf sich
gezogen. Als der Tyrann Bonaparle und seine gedungenen und
ungedungenen Speichellecker Englands Bankerot ankündeten,
unterstützte es, mit Geld und Kriegsgeräth, alleNationen,die für
ihrHeiligstes kämpfen wollten,und seininnererFlornahmimmer
mehr zu, trotzdem ein beispielloser zwanzigjähriger Krieg sehr große
Anstrengungen erheischte. Die bewaffnete Macht ist zuLandstark,
auf der See aber noch nie in der Geschichte erreicht worden. Der
britische Soldat hat in Spanien und beiWaterloo, unter der Füh»
rung des großen Wellington, seinen alten Ruhm behauptet, der
durch das sonderbare Vorurtheil, daß der englische Soldat auf
dem Land nicht viel tauge, besonders in Deutschland in ungerechter
Weise geschwächt worden war. Unter den höher kultivirten Na»
tionen Europas ist keine, welche wenigerFurcht vor dem Tod hat
als die britische. Und warum sollte sie zu Land weniger Muth
zeigen als zu See, wo sie alleVölker der älteren und neueren Zeit
übertrifft? Am ersten September 1814 zählte ihre Seemacht 933
Schiffe.Als die letzten englischenBesitzungen auf demFestland ver-
loren waren, fand dersich immer weiter ausbreitende britische See»
handel an Frankreich einenNebenbuhler, der sich bald zum Leiter
derübrigen von England gefährdeten Handelsstaaten aufwarf. In
der gräuelvollenRevolutionwurdeFrankreichsMarinefast ganz
vernichtet: und nun suchte Bonaparte sein Tyrannensystem und
seineAbsichtaufAlleinherrschaft dadurch zu bemänteln, daß er vor-
gab:durchVerschließungallerHäfen des festen Landes und durch
Besetzung der europäischen Seeküsten könne Großbritaniens Han»
delsmonopol und damit also das große Reich selbst gestürzt wer»
den.Doch eben dadurch stürzteer sichselbst;und beiseiner zweiten
treulosenErscheinung wurde er ganz unschädlich gemacht. Groß»
britanien ist jetzt auf einem sehr hohen Standpunkt. Für die Sicher-
heit derMenschen ist durch vortrefflicheEinrichtungen gesorgt.Von
dem Ausbruch der französischen Revolution bis 1813 haben
fremde Unglückliche von England vier Millionen Pfund Sterling
erhalten und für die im Freiheitkrieg so sehr geschädigten deut-
schen Bezirke hat das Parlament und die Privatwohlthätigkeit
d .^hunderttausend Pfund hingegeben.Fast alle englischen Städte
sind gut gepflastert und schön erleuchtet. In London wird das che»

misch aus Steinkohle abgezogene Gas bald die Oellampen ver»
Drängen und die Hauptstadt dann einer Feenresidenz gleichen.
,Eine andere höchst wichtige Erfindung sind die durch Dampfma»
Ich inen bewegten Fahrzeuge und Boote, die fünf oder sechs Eng»
lische Meilen stündlich gegen Wind und Fluth machen. Ia, man
hat schon Landkutschen mit einerDampfmaschineinVorschlagund
Ausführung gebracht;und wo eiserne Wege find,leidet diese Er»
Hindung, die der Pferdegar nicht bedarf, keinenZweifel. Englands
Hauptpolitik muß hinfürosein: den allgemeinenWelthandel so in
seinen Händen zu erhalten, daß es ihn immer nach seinen Absich-
ten lenken kann, deshalb die Oberherrschaft zur See von jederNa»
jion anerkennen zu lassen;und seinen Fabriken, seinem Gewerbe»
fleiß den größten Absatz zu verschaffen, damit durch den ausge»
dehntesten Handel und außerordentliche Industrie die öffentlichen
Kassen die großen Summen empfangen, die zur Befriedigung der
Gläubiger und der Bedürfnisse des Staates, wenn er auf seiner
Höhe fortbestehen will, durchaus nothwendig sind. Wer sich die»
senAbsichten Britaniens entgegenstelltest dessen natürlicherFeind;
Wer sie zu fördern sucht, ist der natürliche Freund. Aus diesem
,Grunde ist Frankreich wieder der natürliche Nebenbuhler von
Großbritanien. Denn zwei nächst benachbarte Reiche, mit großer
Küstenausdehnung, herrlichen Häfen, vielen Erzeugnissen aus
"Natur und Kunst, wo bei dem jetzt an Marine schwächeren der
Diel größere Flächenraum und die Volkszahl, verbunden mit der
regsamen Schwindelei derNation, zum Widerstand aufmuntern,
können in ihrenpolitischenAnsichten nie aufrichtige Freunde wer»
Den." So sah das Auge eines biederen Deutschen das England,
dessen König und Glaubensschützer(damals der tolle Georg) Herr
in Hannover und auf der den dänischen Gottorpern abgepreßten
Insel Helgoland,aufGibraltar und Malta war, in Ostindien und
breiten Flächen desamerikanischen Nordens,aufCeylon und den
Sundainseln, an Afrikas und Westindiens Küste, auf wichtigen
Eilanden aller Meere einer bunt wimmelnden Menschheit gebot.
Schärfer hatte ein Dritteljahrhundert zuvor ein Greisenauge
gesehen: Fritzens von Preußen. »Als Pitt aus dem englischen
Ministerium schied, trat der Schotte Bute an seine Stelle. Erbrach
sofort alle Beziehungen zu Preußen ab. Beim Friedensschluß mit
Srankreich opferte England schamlos die Interessen Preußens.

Dann folgte eine noch ärgere Treulosigkeit. Die Engländer boten dem Haus Oesterreich die Eroberung Schlesiens an; diesen Dienst sollte der wienerHof mit derAufnahme seiner alten Beziehungen zu England vergelten. Ia, als ob der Niedertracht noch nicht ge« nug wäre, setzte Bute inPetersburgAlles in Bewegung, um den König von Preußen dem Zaren Peter dem Dritten zu verfeinden. Das aber sollte ihm nicht gelingen. Durch solchesUebelwollen und so offenbare Verräthereien waren alle Bande zwischen Preußen und England zerrissen und auf das Bündniß, das gemeinsame Interessen geknüpft hatten, folgte die bitterste Feindschaft und der glühendste Haß. Bute beherrscht das Reich und den König und hüllt sich, wie dieBösenGeister, von denen man immer redet und die man niemals sieht, in tiefes Dunkel. Sein System ist das der alten Tories: nach ihrerBehauptung geht es dem Reich nur gut, wenn der König despotisch schaltet und Großbritanien, statt sich in Bündnisse mit den Festlandsmächten einzulassen, sich nur der Förderung seines Handels widmet. Paris ist ihm, was Karthago dem Censor Cato war. Könnte Bute alle französischen Schiffe zu- sammentreiben, er würde sie mit einem Schlag vernichten. Er ist herrisch und hart, nicht wählerisch in den Mitteln, aber seineUn» geschicklichkeit ist noch größer als sein Starrsinn. Er bewog den König, den amerikanischen Kolonien willkürlich Steuern aufzuer- legen. DieAmerikaner,dieButekeinerBestechungversuchegewür- digt hatte, lehnten sich offen gegen die Steuern auf, die mitRecht, Brauch und Freiheit nicht vereinbar waren. Eine weise Regirung hätte die Unruhen im Keime erstickt; das londoner Ministerium verfuhr nach ganz anderen Grundsätzen. Zu neuenHändeln kams wegen einiger Kaufleute, die das Monopol auf einzelne ostindische Waaren hatten. Die Kolonien sollten gezwungen werden, diese Waren zu kaufen. Auf einem Kongreß in Philadelphia warfen die Amerikaner das ihnen unerträglich gewordene englische Ioch ab und erklärten sich für unabhängig. Dadurch wurde Großbritanien i n einen sehr theuren Krieg gegen seine eigenen Kolonien verwickelt. Bute glaubte, siebentausend Mann regulärer Truppen würden zur Unterwerfung Amerikas genügen; da er kein Newton war, irrte er. General Washington, den man inLondon dasHaupt der Re« bellen nannte, siegte soso rt über die bei Boston versammelten Roya- listen. König Georg hatte auf Siege gehofft; dieNachrichtvon dieser,

Du hast es besser.
Niederlage überraschte ihn und die Regirung war genöthigt, einen
anderen Plan zu entwerfen. Sie mußte eine stärkere Armee auf»
stellen, fühlte aber, wie schwer es war, so viele Leute aufzutreiben.
Stets hat es den Engländern an schmiegsamer Gewandtheit ge-
fehlt; sie sind nur auf ihren Vortheil erpicht und verstehen nicht,
sich dadurch zu nützen, daß sie auch Anderen Vortheil verschaffen.
Sie glauben, mit ihrenGuinees Alles ausrichten zu können. Sie
wandten sich zunächst an dieZarin.Aber die stolze Katharina fand
den Gedanken, von einer fremden Macht Subsidien anzunehmen,
lief unter ihrer Würde. Schließlich nahmen in Deutschland geld-
gierige oder verschuldete Fürsten das englische Almosen. So be-
kamen die Engländer zwölftausend Hessen, viertausend Braun-
schweiger, zwölfhundertAnsbacher,eben so viele aus Hanau und
«inpaarhundertLeuteausWaldeck.AußerdemsandtederHofvier-
jausendHannoveranernachGibraltarundPortMahon.zurAblö»
sung der englischenGarnisonen, die nach Amerika geschickt wurden'.
Jedes Kriegsjahr kostete die Engländer sechs Millionen Pfund.
DerFeldzug brachte zunächst keineEntscheidung. Doch gegen Ende
des Iahres 1777 wandte das Glück sich offen den Kolonien zu.
Auf Befehl des Hofes rückte General Bourgoyne mit dreizehn»
tausend Mann aus Kanada vor, um gegen Boston zu operiren,
während der Oberbefehlshaber Lord Howe, der nichts davon er»
fuhr, Philadelphia einnahm. Dieser Mißgriff verdarb Alles.
Bourgoyne hatte keine Pferde zum Transport der Lebensmittel
und mußte sich mit seiner Armee den Amerikanern, die er unter»
werfen wollte, ergeben. Solche Katastrophe hätte in alter Zeit das
ganze Volk gegen dieRegirung empört und vielleicht eineRevo»
lution bewirkt. Ietzt hörte man in England nur leises Murren.
Das Geld wurde mehr als das Vaterland geliebt und das eng»
lische Volk, einst edel und hochherzig, sand denpersönlichenNutzen
wichtiger als die Sorge für das Gemeinwohl seines Staates."
Die einzelnen Vorgänge und Empfindenswandlungen aus
der Zeit des Krieges um Amerikas Freiheit stehen deutlicher vor
unserem Blick, als Fritz sie zu sehen vermochte. Dem dritten Georg
ist der Theezoll das Zeichen oberherrlicher Gewalt; den in Ame-
rika angesiedelten Männern, besonders, in Massachusetts, den
Enkeln derPuritaner, das letzteBleibsel der lästigen Pflicht, dem
Mutterland Waaren abzukaufen. Eine Schaar mummt sich in

Indianertracht: erklettert die Schiffe derOstindischenCompagnie
und wirft dreihundertvierzigKistenThee ins bostonerHafenwasser.
Vier Regimenter, denkt der King, bringen die Rebellen rasch in
Vernunft. Die Kaufmannschaft in London und Bristol mahnt zu
Versöhnung: Virginien,dieältesteundreichsteBritenkolonie, müht
sich um die Festigung des Familienlebens. Doch George will seinen
Krieg. Ienseits vom Weltmeer reckt ein anderer George sich in
schlichte Größe auf: Washington. Mit Steubens, des Preußen,
Drillmeisterhilfe schafft er aus Bürgern ein Feldheer. Fast acht
Iahre lang währt derKampf.Frankreichverbündetfich denAme»
rikanern und öffnet ihren Schiffen seine Häfen. Soll England der
Tochter in der Atlantis die Freiheit gönnen? Der alte Pitt läßt
sich noch einmal ins Oberhaus tragen, warnt, mit erlöschender
Stimme, vor dem Verzicht aufAmerika: und stirbt noch am selbem
Tag. Schon sagt auch Spanien den Briten Fehde an. Schon ge»
sellt deren Feinden sich Holland, das seine Schiffsladungen nicht
von den Engländern durchschnüffeln lassen will. Gibraltar hält
sich drei Iahre. Das franko»spanische Geschwader wird auf der
Fahrt nach England vom Sturm in den brester Hasen zurückge»
peitscht. Aber auch die englische Flotte wird, von den Linienschiffen
des französischen Admirals Grosse, arg geschwächt; und in Irland»
wüthet Empörung. DemüthigendemFriedensschluß, derden Spa»
niern Gibraltar, den Franzosen ein großes Stück Indien giebt>
scheint nicht mehr auszuweichen. Da siegtderBritenadmiralRod»
ney beim Kap Sankt Vincent und bei Guadeloupe; und drängt
die Holländer, die in der blutigen Seeschlacht an derDoggerbank
ihre Flaggenehre wahren, aus den füdamerikanischen Kolonien.
Im Herbst 1783 wird, in Versailles, der Friedensvertrag unter»
zeichnet, der dieUnabhängigkeit derVereinigtenStaaten vonAme-
rika, das Werk des Virginiers Washington, anerkennt und die^
englische Herrschaft auf Kanada und Newfoundland beschränkt.
Friedrich hats erlebt; hat die Bedeutung des Britenverlustes ge»
fühlt und vielleicht,wie mancherPariser,demGroll die Hoffnung
zeugte, gemeint, Englands Weltmacht fei ins Herz getroffen.
Noch ist nicht einmal ihreLunge gestreift:bald wirds beiden
Feinden aus der Zeit des Unabhängigkeitkrieges offenbar. Zwei-
undzwanzig Iahre nach dem versailler Frieden schreibt Bona»
parte: «Ich wollte, von Toulon,Kadix,Ferro! und Brest, vierzig.

oder fünfzig Kriegsschiffe in den Hafen von Martinique bringen,
sie plötzlich nach Boulogne zurückkehren lassen, mich für vierzehn
Tage zum Herrn des Meeres machen, auf unserer Nordküste hun-
dertfünfzigtausend Mann, zehntausend Pferde, viertausend klei»
nere Fahrzeuge in Bereitschaft halten und, sobald die Ankunft
meines Geschwaders gemeldet wurde, an Englands Küste lan»
den und mir die Themse sichern. Fast wäre der Plan gelungen.
Wenn Admiral Villeneuve, statt in Ferro! einzulaufen, nur das
spanische Geschwader an sich gezogen und bei Brest sich mit dem
Admiral Gantheaume vereint hätte, konnte ich landen und Eng-
land war verloren. Die Landung ist möglich, London leichtzu neh-
men; und war ich erst dort, dann stand eine starke Partei zum Kam pf
gegen die Oligarchie auf. "Fast wäre der Plan gelungen. Er miß«
lang. Die Kontinentalsperre bleibt ohne zulänglichen Ertrag. Un-
ter Neutralenflagge bringen Amerikas Schiffe englische Waare
in die Häfen, die ihr gesperrt sein sollten. Das darf nicht geduldet,
die Vereinigten Staaten müssen in den Krieg hineingeärgertwcr»
den. Engländer undFranzosen lauern den Neutralen auf, durch«
stöbern und kapern die Schiffe oder nehmen ihnen die nothwen»
wendige Mannschaft. Das vom Kongreß beschlossene Verbot, den
kämpfenden Mächten Güter irgendwelcher Art zu liefern, würde
den amerikanischen Handel lähmen und kann drum nicht dauern.
Während Bonaparte auf dem Weg nachRußland ist.künden die
Vereinigten Staaten derMutterBritania den Krieg und greifen
Kanadaan. Vergebens. England erwirktund erleidet Schlappen;
wirft, als es inEuropa dieArme frei hat,einCorps übersMeer;
erobert dieBundeshauptstadtWashington; und bleibt, nach denr
genter Weihnachtfriedenvon 181Ä, im Vollgenuß alten Besitzrech-
tes. AufSankt Helena stöhntBonavarte, dem derKerkermeister den
Kaisertitel weigert: » Heute giebts ja kaum noch Kriegsschiffe außer
den englischen! Ringt sich auf denInseln einkühnes Genie durch,
dannwird es nach schrankenloserSeeherrschaftseinesVaterlandes
streben. Wenn dieEngländer sich in denP.'an verbeißen,auf dem
Festland mitzukämpfen, werden sie Pfuscharbeit leisten und ihr
Ansehen verlieren.Bleiben sie auf ihrenSchiffen,dannwird man
ihre Beherrschung des Meeres, zu der sie sich auserwählt glau»
den, ehrerbietig hinnehmen und am Ende ihnen noch dankbar da-
für sein, wie für selbstlos gespendete Wohlthat." (Las Cases.)

Ein Iahrhundert lang sieht es so aus. Die Blindheit der
wider Bonaparte Verbündeten, die britisches Gold und britische
Söldner erbitten, hilft den Engländern aufdieZinne europäischer
Großmacht; erlaubt ihnen, die OrtsnamenTrafalgar und Water»
loo mit dem Stolz des Festlandserlösers auszusprechen; den
Zweiten Pariser Frieden nach ihrem Willen zu gestalten. In
Preußenwar von dem»glühendenHaß gegenEnglanddenKönig
Fritz aufflackern sah, nichts mehr zu spüren; nur von Waffen»
brüderschaft und Bündnißtreue noch die Rede. Auch von der
SicherungseinerWestgrenze durch den Erwerb von Metz,Dieden»
Hofen, Saarlouis? Das darf nicht sein. Barsch weist Castlereagh
jeden Wunsch Hardenbergs und Humboldts zurück. Durch ihre
Erfüllung würde der Krieg entweiht, dessen Zweck nicht Eroberung
war.»Neue Ausschreitung Frankreichs kann eines Tages Europa
zur Zerstückung dieses Landes zwingen; aber sie ist nur möglich,
wenn dasAuge derMenschheit sieals nothwendig erkennt. Trügt
Frankreichs kriegerischer Ehrgeiz die Hoffnung der Verbündeten,
dann werden sie noch einmal die Waffen ergreifen und sich nicht
nur auf militärisch starke Stellungen stützen, sondern auch auf die
sittliche Kraft, die allein solchem Bündniß den inneren Haltzu geben
vermag." Doch einstweilen dürfe man dem Frankreich derBour»
bons den Verzicht auf Landstücke nicht zumuthen. Als Vormacht
in vier Erdtheilen braucht England sich um den fünften nicht eifernd
zubekümmern. AuchMonroesAbwehreuropäischerEinmischung
indieAngelegenheitenAmerikasnichtgrimmigzubekämpfen.Diese
Doktrin ließ sich, wie Palmerston bald merkte, auch in der Alten
Welt manchmal nützlich verwerthen und konnte doch keinem Drang
je ein unüberwindbares Hinderniß sein. DennTalleyrand sprach
Wahrheit, als er auf die Frage einer wißbegierigen Engländerin
antwortete: «Nicht»Interventionist eingeheimnißvolles Diplo»
matenwort und bedeutet ungefähr das Selbe wie Intervention."
Sonst? Daß dieVereinigten Staaten sich durch Zolldeiche gegen die
Ueberschwemmung mit englischer Waare schützten, war nicht be-
quem, doch unabwendbar. Und in Kanada, dem von denHeimath»
inselnHunderttausende zuströmten, ruhte dieBritenherrschaft auf
festerem Grund, als in den Tagen zu ahnen war, da Frankreich
«denpaarSchneehügelninNordwest" entsagte. Erstwährend des
Bürgerkrieges, derNord undSüd trennen wollte,wurdeEnglands

Verhältniß zu Amerika wieder schwierig. Liverpool und Manchester brauchen die Baumwolle der Südstaaten, die auch alsAb» satzgebiet denBriten wichtiger sein mußten als der industriell reifere Norden. Für sie zu fechten, dünkte die Palmerston und Russell allzu gefährlich. Nur Kaperschiffe waren von England zu haben. Die,vornan der Kreuzer »Alabama",schädigten dieUnitedStates so schlau,daß Großbritanien,nach dem Spruch des genfer Schiedsgerichtes, für ihre Thaten dem Schatzamt in Washington sechzig Millionen Mark zahlen mußte. Die letzte Gelegenheit zur Bän» digung der in unheimlicher Schnelle erstarkendenBankeerepublik, die, als Industriemacht, in Handel und Schiffahrt, England be» drängen, vielleicht überwältigen konnte, war versäumt. Und in dieserfreien,reichenRepublik,dieGoethe pries, weil sie, ohne ver» fallene Schlösser, Basalte, unnützes Erinnern, die Gegenwart mit Glück benutzen darf,werdenBritaniens skrupellose Erzfeinde, die Iren,vonIahr zu Iahr mächtiger. England herrscht auf den Meeren, ist das Clearinghouse der mit Geld und Waare handelnden Menschheit, bereitet sich inAfrika einneuesIndienundschiebt auf dem Schachbrett europäischer Politik nicht nur die Bauern, sondern oft auch den König vor.Muß aber mit derMöglichkeit rechnen, daß zwischen Amerika und Deutschland dem Schiff seines Glückes dieFahrrinne rasch schmalerwird.DieSäkularsonne von Trafalgar und Waterloo bleicht und über dem Sterbebett des Iahrhunderts hängt am Nordseehimmel schwarzes Gewölk.
Die schmiegsame Gewandtheit, die, nach Fritzens Meinung, derRegirungGeorgs desDritten fehlte, lerntEngland erst unter Eduard dem Siebenten; auch die Kunst, Anderen Vortheil zu schaffen, der dem Gewährer reichlicher noch als dem Empfänger zinst. Der Glanz hochmüthiger Einsamkeit wärmt nicht. Iapan, Frankreich, Rußland werden herangewinkt: als Helfer im Wettkampf von heute und morgen. Ist dasBritenimperiumdennnicht schon groß genug? »Wir müssen für den Tag vorsorgen, der uns auf breiterem Landbesitz finden muß, und haben die Pflicht ererbt, zu hindern, daß einst dasAntlitz der Erde die Züge fremden Wesens, nicht unseres, zeige." So spricht Lord Rofebery (der seiner verrosteten Beredsamkeit durch Wuthaufwand gegen Deutschland jetzt wiederAnhang wirbt); so denken Peers und Gewerkvereine. DerVerkehr mit Nordamerika bleibt höflich; das Sternenbanner

weht ja neben großen britischen Kolonien und Sprachgemeinschaft
ist eine tragfähige Brücke. Doch das Land Monroes und feiner
Abschließunglehre hat sich Hawaii und die Philippinen angeglie-
dert und heischt nicht inSüdamerika nur, sondern auchinOstasicn
den besten Marktplatz. So verwegene Wünsche duckt der Kluge,
ehe es zu spät ist. DerNationalökonomPeijroOno, den die Mi-
chigan-Universität zum Doktormachte, hatte der Englisch sprechen»
den Welt die Wege japanischer Industrialisirung gezeigt und er-
zählt, wie groß in Nippon das Angebot Derer sei, die für einen
Spottpreis zwölfStunden arbeiten. In den Vereinigten Staaten
dingt nur hoherLohn brauchbare »Hände".Nicht also blos gegen
den russischen und den mohammedanischen Iflam ist Iapan ein
Schutz: auch die hitzigePankeegiernachGeschäftenkanns dämpfen.
Und lästig werden, wenn der Ruhe Kanadas Störung droht. Die
Zeit anglo-amerikanischen Zwistes scheint verstrichen. Die gelbe
Figurwird behutsam aufsSchachbrettvorgeschoben.FortaniflIa-
pan derAlb,der indunklenNächten denAthemAmerikas hemmt.

Iapan'Amerika.

ImFrühling desIahres 1907 hielt fast die ganzeDiplomaten-
zunft einen KriegzwischenIapanund den Vereinigten Staaten für
unvermeidlich. Wartet nur, hieß es: während im Haag die zweite
Friedenskonferenz tagt, krachen im Stillen Ozean die Schiffsge»
schütze; während hinter dickenDoppelthüren dieKontingentirung
derWehrmacht beschwatzt wird,versuchtNippon, das die Grenze
militärischer Leistungfähigkeit beinahe erreicht hat, auf geradem
Weg oder über Honolulu ans Ziel seines Sehnens zu gelangen.
Ans Ziel alten Sehnens. Seit Iahrhunderten hat die pazifische
Festlandsküste die Iapaner gelockt. Schon der Shogun Ieyasu,
der denHandel desInselreiches heben undihmKauffahrer schaffen
wollte, schickte Gesandte und Handelsagenten nach Mexiko hin»
über; und der DehnungDrang ward erst gehemmt, als 1636 den
japanischen Schiffen jede Landung an fremden Küsten verboten,
denAuswanderernTodesstrafeundVermögenskonfiskation an»
gedroht worden war. Angelsachsen knüpfen, in gewandelter Zeit,
die abgerissenenFädenwieder zusammen. KommodorePerry er»
zwingt 1854 den Handelsvertrag von Kanagawa, der die Häfen
von Shimona und Hakodate dem amerikanischen Handel öffnet.

Fünfzehn Iahre danach ist die erste transamerikanische Eisenbahn gebaut, die Atlantis dem Stillen Ozean durch einen Schienen» strang verbunden; Ostasien aus jedem Bezirk derNeuenWelt leicht erreichbar. China schläft. Iapan aber hat sich aus der Lähmung der Shogunatsevoche gelöstund, unter Mutsuhitos kräftiger Herr- schaft, in Verfassung und Wirthschaft westlichen Vorbildern nach» getrachtet. Nur von Iapan aus ist der ostastatische Markt zu er» obern. Das sieht der Nordamerikaner; und müht sich redlich um die Freundschaft der dem TennoUnterthanen, denen er sich noch näher fühlt, seit die Philippinen, Guam, die Sandwichinseln ame» rikanisch sind und Dampferlinien die Möglichkeit raschen Verkehrs sichern.Iahre lang gehtAlles gut. Die Amerikaner halten sich der Gruppe fern,dieIapanumdenErtragdesüberChina erkämpften Sieges prellt;ziehen sich im Boxerkrieg früh ausderFront zurück; und hüten sich klüglich, China zur Hingabe von «Pachtland" zu zwingen. Als Rußland, gegen den Rath des weisen Li« Huna.» Tschang, füdwärts vorgeht und die Thür, durch die derWeg auf denAsiatenmarkt führt,zu schließen droht, als der Deutsche Kaiser sich denAdmiral desAtlantischen,NikolaidenAdmiral des Stillen Ozeans nennt, muß, wie Iohn Bull, auch Uncle Sam die Schwäch» ung des Zarenreiches wünschen. In Tokio füllt sich der Kriegs» schatz mit amerikanischem Geld. In den Vereinigten Staaten wer» den Oyama, Nogi und Togo wie Nationalhelden bewundert; in Japan Roosevelts Tochter, der Staatssekretär Taft (der Roose» veltsNachfolger wird) und derEisenbahngebieterHarriman wie souveraine Fürsten empfangen. Bald danach erkaltet die Freund» schaft. Am sechsten September 1906, als in Portsmouth (New Hampshire) der russisch»japanische Friedensvertrag unterzeichnet ist, erhält derPräsident der Vereinigten Staaten aus London und aus Berlin Glückwunschdepeschen. König Eduard gratulirt ihm «zu dem guten Ausgang der Friedenskonferenz, zu dem Sie so wesentlich beigetragen haben". In der Depesche des Deutschen Kaisers ists schon ein «großer Erfolg, der Ihren unermüdlichen Anstrengungen zu verdanken ist; die ganze Menschheit muß sich vereinen und wird Dies auch thun, um Ihnen für die große Wohl» that, die Sie ihr erwiesen haben, zu danken". Dieses Lob klingt Herrn Theodor,klingt besonders wohl dem kühleren Staatssekre» tärRoot allzu laut. Die Antwort, die aus Washington nach Berlin

fliegt, sucht den Deutschen Kaiser denIapanernfürdenFriedens»
fchlußmitverantwortlich zumachen.Der erzählt bald danach selbst
amerikanischen Abgeordneten, er sei vom Zaren gebeten worden,
dieFciedenökonferenzanzuregen,und habesich deshalbanRoose-
velt gewandt, der dann die äußereFührung der Sache übernahm;
prophezeit,Iapan werde mit seinenbilligarbeilendenMenschen»
massen die Weißen von den ostasiatischen Märkten drängen, die
offeneThürschließenundnurzuüberwindensein,wenn alleweißen
Völker sich zum Kampf gegen die Gelbe Gefahr verbünden. Des
Kaisers Wort wird drüben in die Presse gebracht. Amerikasports»
inouther Schuld scheint geringer; der Philippinenarchipel nicht
mehrgefährdet. Der Paziflkator hatnicht an den Dank der Mensch»
heit, sondern an den Pazifischen Ozean gedacht und zum Friedens«
schlich gedrängt, damit Iapan nicht allzu mächtig werde und die
zur Abwehr noch nicht gerüstetenVereinigten Staaten bedrohen
könne. Port Arthur und die Hälfte von Sachalin mochte es haben;
abernichteineKopeke.Wennes dieBürde der Kriegskostenweiter-
schleppt,ists den Amerikanern nicht sehr gefährlich. Darfnur nicht
gereizt werden. DerWunsch der American sseäerstion ok l^bor, den
Iapanern die Einwanderung eben so schwer wie den Chinesen
gemacht zu sehen,wird nicht erfüllt. ManmöchtedieFreundschaft
nicht dem Rassenstolz opfern. Da wird in San Franziska einem
Iapanerknaben derPlatz neben weißen Schulkindern geweigert.
Auch aufderEisenbahnwillderAmerikaner nicht mehr neben den
Gelben sitzen; in Meetings undZeitungen werdenSonderwagen
für die Iapaner verlangt. Der Präsident mahnt zu geduldiger
Ruhe; in der Botschaft vom dritten Dezember 1906 sagt er, die
reicheErnte, die dem amerikanischenHandel in Ostasien reife, werde
nur einzuheimsen sein, wenn der weiße den gelben Mann gut be»
handle. Auch von der anderen Seite wird Eintracht empfohlen.
Vicomte Aoki, der Iapan in Washington vertritt, preist im Ge»
fpräch mit Herrn Hale (dem Mann der Kaiser» Interview) den
Nutzen der Rassenmischung .'»Orient undOccident werden in ge«
meinsamerArbeit eine Civilisationschaffen, die milder, duldsamer
und werthvoller sein wird als je bisher irgendeine".Vergebens.
Im Oktober 1906 schließt der Soarä ok Häucation in Kalifornien
chinesische, japanische, koreanische Kinder von den öffentlichen
Schulen aus. Ein Iahr danach kommts in Vancouver zu einer

Straßensch^achtzwischenWeißen und Gelben. Die kaum noch »er»
narbteIapanerwunde brichtauf. Amerika hat Herrn Sergej Iul-
jewitsch Witte und den anderen Moskowitern zugejauchzt; hat
das Inselvolk ins Ioch eines schlechten Friedensvertrages und
schwerer Steuerpflicht gezwungen. Und nun sollen die Männer,
die China undRußland niedergeworfen und denErdball mitihrem
Ruhm erfüllt haben, auf dem Boden der jungen Republik wie
Pes'kranke gemieden, schlechter als ein pechschwarzerMenschen»
schänder behandelt werden? Nippons Größenwahn kreischt auf.
Die Diplomatenzunft glaubte an den Krieg. Hier wurde (im
MärzlW?) daran erinnert,daß sie,die mehr aufPersonalienals
aufnaturhistorischeNothwendigkeiten achtet, oft schon geirrt habe.
Noch konnte der Tag nicht nahen, an dem Weiße einen Erdtheil
den Gelben räumen müssen. Auch gabs eine Großmacht, die allen
Grund hatte, diesen Krieg zu hindern. Der anglo-japanische Ver-
trag vom zwölften August 1905 verpflichtet die Kontrahenten, in
Ostasien und Indien den Frieden zu wahren und zu festigen, die
Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Chinas zu sichern, für die
Freiheit des Handels im Reich der Mitte zu sorgen, ihre Terri»
torialrechte und Sonderinteressen in Ostasien und Indien ein-
ander zu verbürgen. Wird eine der beiden Mächte durch einen
nicht provozirtenAngriff in einen Krieg gedrängt, in dem sie ihre
Territorialrechte oder ihre Sonderinteressen zu vertheidigen hat,
so muß ihr die andere Macht ohne Säumen Hilfe leisten und nach
gemeinsamer Kriegführung auch zum Friedensschluß sich ihr ver-
einen. In einer an Sir Charles Hardinge gerichteten Note hat
Lord Lansdowne nachdrücklich aufdie engenGrenzen hingewiesen,
die dieser zweite Vertragsartikel der Bündnißpflicht zieht. Daß
Amerika das Inselreich desOstens aus freiemWillen,ohnedmch
japanische Herausforderung dazu gezwungen zu sein, angreifen
werde, war stets unwahrscheinlich. Was Iapan auf den Sand-
wichinseln und in Kalifornien erstrebt, fällt nicht in den Bereich
ostastatischer Territorialrcchte und Sonderinteressen. Ein Krieg
zwischen Amerika und Iapan würde dieBriten also nicht, wie bei
uns die Regirenden glaubten, vor die Wahl stellen, der weißen
Menschheit oder dem gelbenBundesgenossen dieTreue zu brechen:
nur zurAbwehr einesIapan inseinem anerkannten Besitz gefähr-
denden Angriffes sind sie verpflichtet. Immerhin müßte solchem

Krieg ihnen höchst unbequem sein. Siegt Amerika, so wird die
stärkste Landmacht, auf die Britanien (gegen meuternde Hindu
und Mohammedaner, einst vielleicht gegen Rußland oder gar
Deutschland) rechnen darf, geschwächt und inBankerot getrieben.
SiegtIapan, so gehören Kanada,Britisch»Guayana undAustra»
lien zu denUeberwundenen und alle angelsächsischen Siedelungen
am Stillen Ozean werden von der gelben Fluth überschwemmt.
Keins der beiden Imperien darf allzu rasch wachsen; und dem
Siegerwäre eben so schneller Machtzuwachs gewiß wienach dem
Krieg gegen Spanien den Amerikanern, nach Mukden und Tsu»
shima denIapanern. Die hat England am goldenen Halfterband.
And feit Iahren bemüht es sich um die Freundschaft der Ver-
einigten Staaten. Salisbury kam im Venezuelastreit den Wün-
schen Clevelands und Olneys weit entgegen. Chamberlain emp»
fahl das Bündniß der angelsächsischen Brüder. Mochte sichs um
Panama oder Alaska, um Newfoundland oder Iamaika handeln:
Britanien zeigte stets den Eifer des guten Willens. Als derBot»
schafter Sir Mortimer Durand in Washington nicht rasch genug
vorwärts kam, wurde er durch Iames Bryce (den Verfasser des
Werkes „l'lie American commonvealtk") ersetzt, der den Imperia-
listen Roosevelt für die Begrenzung derWe hrmachtgewann. Was
so mühsamgesätwar, sollten die tollkühnenLeutevonNipponnun
zerstampfen? Nein. Zwischen dem Verwandten und dem Ver-
Kündeten darf es nicht zum Krieg kommen. »Amerika will ein
Staatenbund werden, in dem nur für Amerikaner Raum ist und
Alle für Einen stehen. Gelingts, fo istBritisch-Nordamerika und
Britisch»Guayanaverloren. Amerika ist reich genug (und scheint
entschlossen), eine Flotte zu bauen, die sich mit der Englands zu
messen vermag. Und diese Flotte kann, wenn der (in Kriegszeiten
nach Vankeebelieben zu sperrende) Panamakanal fertig ist, auf
zweiWeltmeerenvon naherBasis aus operiren. Nienochdräute
der glücklichsten Insel so ungeheure Gefahr. Ein Riesengebiet
von kaum erst zu ahnendem Reichthum, das sich wirthschaftlich
selbst genügt und seine politische Kraft zur Einheit zusammenballt;
ein ganzer Erdtheil, der einem Willen gehorcht und dem Feind
Nahrung und Kleidung, Weizen und Baumwolle versagt. Und
dieser neue Kontinent rüstet sich nun für die Handelsherrschaft in
Asiens Osten; will seine Waaren von Manila aus nach Südchina

werfen und sich im Norden eine Tunnelverbindung mit Asien schaffen. Da wird eine Welttyrannis möglich. Die andere Gefahr ist kleiner; doch nicht zu verachten. Wenn Iapan Geld bekommt, wird es zu mächtig. Ein Britanien des Erdostens; und, mit feiner zähen Flinkheit, seiner Nachahmerkunst und billigen Arbeit, auf den Massenmärkten nebenIonathanderstärksteKonkurrent. Wie schützt Albion sich gegen solcheLebensgefahr? Am Ende hats die Gelegenheit schon benutzt, die Spitze des panamerikanischen Gedankens zu stumpfen, einen Strich durch die deutsche Atlantis» rechnungzu machen und die Maklerprovision einzusäckeln." Diese Sätze waren hier damals zu lesen. England (so war ihr Sinn) wird imPazifischenOzean den Krieg,den dieZunft schon für unbezweifelbarsicherhält, verhüten; weilsihn um jedenPreis verhüten muß. England hat ihn verhütet; und der Glaube der Diplomaten» gilde hat wieder einmal geirrt. Leicht wars nicht, den Rassenzorn zu dämpfen. Das franko»japanischeAbkommen vom zwanzigsten Juni 1907, das dem gelben Kontrahenten den indochinesischen Waarenmarktunddenparifer Geldmarkt öffnete,mehrtedenHochmuth der neuen Großmacht. Verträge mit England und Frank» reich, China und Rußland: in solchem Besitzrecht läßt sich ruhig wohnen; von so festem Stützpunkt aus ist das Wagestück eines Krieges gegen Nordamerika nicht mehr allzu gefährlich. Iapan kann sich auf seiner Höhe nur halten, wenn es reiches Land und bares Geld erwirbt. Beides ist von Amerika zu haben. Ist der Panamakanal erst eröffnet, die amerikanische Flotte modernistrt und gestärkt, dann wird Manila der Stapelplatz für die Hauptmärkte Ostasiens undNippon ist um sein Erbrecht betrogen. Ietzt odernie: heißt die Losung. Die Geschäftsführer derFranzösischen Republik hören sie. Denken der Dienste, die ihnen die Herren Roosevelt undWhite in denTagenvonAlgesiras geleistet haben; fürchten, durch das mit Iapan geschlossene Bündmß die Gunst der Pankees zu verscherzen, und erbieten sich zur Vermittlung zwischen Washington und Tokio. Werden zwar mit höflichem Dank (und der glatten Ausrede, daß eine unmittelbareVerstän» digung noch möglich scheine) abgewiesen; schließen bald danach aber mit den Vereinigten Staaten einen Handels» und Schiedsvertrag. Die zur Vermittelung berufene Macht hält sich im Dunkel. Alle Anrainer des Stillen Ozeans fühlen sich von Ia»

pan bedroht und sind deshalb auf ein gutes Verhältnis) zu Eng-
land angewiesen. Doch Mutsuhitos Volk ist stolzer als je; und
der Iubel, der die amerikanische Flotte in Australien und Neu»
seeland empfängt,verräth,wie heftig im common vesltk das Rassen-
gefühl erregt ist. Schon haben Australier gefragt, was ihnen die
Britenflotte denn nütze, wenn sie nur einen der dem Mutterland
fernen Kolonie werthlosen Krieg (gegen Deutschland) vorbereite,
den allein für Australien wichtigen (gegenIapan) aber nicht sich»
ren wolle. Darf England warten, bis der im Großen Ozean ge»
sammelteVertrauensschatzdenAmerikanernzufällt?Dannistdas
OresterSritain nurnoch einschönerTraum. Englandmußhandeln.
Leis; ohne sich sehen zu lassen. In Washington ist man mit der
Sicherung des swws quo zufrieden. Wie aber sind in Tokio die
nach neuer Heldenthat Lüsternen zu zügeln? Das vermöchte nur
die Furcht vor einer unüberwindlichen Koalition. Herr Roosevelt
hatte vorgesorgt. Als die Kunde gekommen war, das Volk vou
Nippon mache die Amerikaner für den schlechten Frieden verant-
wortlich, hat er mit weithin gerecktem Arm nach Berlin gezeigt.
FünfTrümpfe konnte Eduard seitdem gegen denNeffen ausspie»
len: das Buddhabild, den Vergleich mit den Hunnen, die deutsche
Führung im Boxerkrieg, die Pachtung von Kiautschau und die
zweite, noch lautere Warnuug vor der Gelben Gefahr. Damit ist
Etwas zu machen. Eintracht der Vereinigten Staaten mit Iapan?
Schon kann die Sternbannerflotte an der Küste des DaiNippon
landen;dürfendieSiegervonManila undTsushima sich inThee-
häuschenund Hafenschänken verbrüdern. Aus Mißtrauen entbin-
det sich zärtliche Freundschaft. Der Pacificvertrag wird Ereigniß.
Fünf Artikel. Die beiden Mächte wollen die friedliche Ent»
wickelung ihres Handelsverkehrs im Stillen Ozean mit aller Kraft
fördern, ihre Territorialrechte achten, in China, dessenUnabhän»
gigkeitund Unantastbarkeit (nach Hays altemProgramm) gesichert
sein soll, allen Nationen gleiches Recht einräumen und sich im
Fall drohender Gefahr über die zurAbwehr nöthigen Maßregeln
verständigen. Ein Vertrag nach dem Muster des franko« japani»
schen, der auch aktiven Schutz des chinesischen Besitzstandes ver»
heißt. Roosevelts letzter Erfolg; fein größter. Die Vereinigten
Staaten opfernfast nichts;nur ihre Bahnspekulanten müssen dem
Versuch entsagen, durch Tarifkniffc Handelsvortheile zu erlisten.

"Die Einwanderung der gelben Männchen wird nicht erleichtert.
Ilnd Iapan hat die Vankeeherrschaft über die Philippinen und
Hawaii feierlich anerkannt. Hat sich mit dem staw8 quo, den sein
DrangnachWestebennoch unerträglich fand,jetztbeschieden. Weil
es mußte.WoherdaszurDüngung derverdorrendenWirthschaft
oder gar zu neuem Krieg nölhigeGeld nehmen, wenns aus Lon»
von, Paris und NewVorknicht zuholen isl?DenKraftrestbraucht
dcis unter kaum tragbarer Schuldenlast seufzendeReich des Son-
nenaufganges für die kritischen Tage, die China zu erwarten hat.
Dcr Schattenkaiser und seine energische Mutter, die das Reich
mit verschmitzter Mandschuschlauheit regirte, sindaus dem Palast
in die Gruft spedirt, eines Kindes Vormund gebietet den vier"
Hundert Millionen: wer weiß, wie bald der Nachbar da zu thun
bekommt? Ohne das deutsche Schreckgespenst hätten Tenno und
Gcrontenrath sich dennoch nicht hinter das Gitter diefes Vertrages
geduckt. Nun mußte es fein. Lieber die Hoffnung auf denVorsprung
insLand derWeizenbushels undDollars schnell einsargen. Auf»
erstehen wird sie nicht Ieder Monat mehrt dieAmerikanermacht;
und wenn der Panamakanal fertig ist, hat Iapan verspielt.
Nach den Maitagen des Iahres 1898, die Deweys Sieg
über die im Süden der Bucht von Manila unter dem Admiral
Montojo vereinten Spanierschiffe und die Uebergabe des Fort
Cavite gesehen hatten, saßenim Saaleines newyorkerHotelsAme-
rikaner und Briten beim Siegesfest. In mir, sprach der englische
Philosoph Benjamin Kidd, «lebt die Ueberzeugung, daß seit der
Schlacht bei Waterloo die Geschichte nie ein Ereigniß zu verzeich»
neu hatte, dessen Bedeutung der des vom Admiral Dewey erfoch-
tencn Sieges gleicht." Die artige Rede eines dankbaren Gastes,
dachte mancherHörcr; und hob lächelnd das Glas. DastandPro»
fessor Giddings auf und sagte: „Mein Urtheil über die Schlacht
bei Cavite weicht von dem unseres verehrten Gastes ab. Ich halte
sie für das weltgeschichtlich wichtigste Ereigniß, das die Mensch»
heit erlebt hat, seit Karl Martel im Iahr 732 die Musulmanen
zumRückzug zwang." War der gelehrteHerrnochganznüchtern?
Portiers-Tours undCavite; des fränkischen Majordomus Siege,
i« zuerst Südgallien und dann Europa von denArabern befreiten,
«kd die Vernichtung eines winzigen und werthlosen Kreuzerge»
schwaders. Nur derWein,hieß es,kannsosinnlosplaudern. Daß

sie die Philippinen haben, muß den Pankees nützlich werden: sie
sind den Märkten Ostasiens nun näher und werden durch einen
Kanal, der den Atlantischen dem Großen Ozean verbindet, den
Wegnoch kürzen. IederinterozeanischeKanal,derCentralamerika
durchschneidet, ist aber, nach dem Clayton-Bulwer-Vertrag (vom
achtzehnten April 1850) dem gemeinsamen Aufsichtrecht Englands
und derVereinigtenStaatenunterstellt und darfnicht befestigtwer-
den. Nikaragua oder Panama: ein neutraler Kanal ohne Festung»
werke ist zunächst immer der stärksten Flottenmacht offen. Das ist
Britanien. Dessen sea pover bleibt unantastbar wie die ehrwür»
dige Urkunde der Bürgerfreiheit. Bruder Jonathan wird, wenn
er aus dem Rausch erwacht, arg enttäuscht werden. AufdenMärk»
ten der gelben Welt, denen er zustrebt, Briten, Deutsche, Russen
finden und bald vielleicht bereuen, daß er der Iagd nach einem
Phantom so ungeheure Summen geopfert hat. Das warnach dem
Philippinenkrieg Oeffentliche Meinung. Auch in den Staats kanz»
leien ahnte kaum Iemand, daß der Große Ozean in absehbarer
Zeit die Bedeutung erlangen könne, die das Mittelländische Meer
in Iahrtausenden hatte. Und wenn hier, seit dem hispano»ameri»
konischen Friedensschluß, solche Möglichkeit gezeigt wurde, kam
irgendwoherpünktlich immer wieder derRuf: Wie magst Du Deine
Rednerei nur gar so hitzig übertreiben! Kapitän Mahan, der im
Krieg gegen Spanien mitgefochten hatte, hat in vielen Schriften
seinen Landsleuten die Folgen dieses Krieges vorausgesagt. Ihr
seid, sprach er, zwischen Euren beiden Ozeanen die natürlichere
Mittler zwischen der europäischen und der asiatischen Welt; Ihr
müßt die Herren des Großen Ozeans werden; und könnts nur»
wennIhreineKriegsflotteschafft, diejederGegnerfürchtenmüßte.
Roosevell warb dieser Parole Anhang. Hatle vielleicht doch auK
dem Festredner Giddings nicht Alkohol lärmend geschwatzt?
Alle Großmächte wurden genöthigt, den Blick auf den Stil»
len Ozean zu lenken. Fast ist er schon das mare intemum, das seit
früher Römerzeit das Mittelmeer den über Europens Kulturkrei s
hinaus trachtenden Völkern war. Ein Binnenmeer von anderem
Umfang und anderer Perspektive. Iapan herrscht in Korea und
Port Arthur; noch nicht völlig in der Mandschurei, deren Bestt>
ihm die Möglichkeit gäbe, Peking zu bedrohen und Nordchina dje
Lebensbedingungen vorzuschreiben. Der junge Industriestaat,
dem die Philippinen und die Sandwichinseln gesperrt sind und

dessen MenschenüberflußwederAmerikanochAustralieneinlassen
will, kann sich mit dem Erreichten nicht lange begnügen. Wohin
mir seinen Hemin, seinen Waaren? China ist übervölkert und sieht
mit einem aus Verachtung und Haß gemischten Empfinden auf die
als Europäer vermummten Leute von Nippon. Nur über den
Pacific ist das Heil zu holen. Deshalb hat Iapan sich den Briten
verbündet und den Russen befreundet. Kamtschatka undIakutsk,
das Amurgebiet und die Küstenprovinz, dieTranssibirischeBahn
und dieSeefestungWladiwostok: die Erinnerung an diese Namen
lehrt Rußlands Interesse an dem Machtverhältniß im neuen Mit-
telmeer erkennen. Lange hattederrussischeKaufmann gehofft, ihm
werde, als dem Nächsten, die Hauptlieferung auf die nordchine»
fischen Märkte zufallen. Dieser Glaube schwand mählich, feit sich
in der amerikanischen Industrie, die hinter hohen Zollmauern er»
starkt war, das Exportbedürfniß regte. Noch im Iahr des Frie«
dens von Shimonoseki hatten die Politiker in Washington sich um
Ostasien kaum gekümmert; noch 1897 sagte Staatssekretär Sher-
man (ungefähr wieBismarck einst überBosnien), China fei dem
Lande des Sternenbanners nicht die Knochen eines Soldaten
werth. Bald danach entstanden Ausfuhrwünsche. Aus denRocky
Mountains wurde Holz, aus Massachusetts billige Baumwolle
nachChina exportirt; und dieWagons,dieausWestamerikaGe-
treide und Vieh in die Oststaaten der Union brachten, brauchten
nicht länger leer zurückzufahren. Neue Transportschiffe werden
gebaut. Die Russen verpflichtet, die Thür zur Mandschurei offen
zu lassen. Nach denNiederlagen bei Santjago und Manila muß
Spanien Kuba und die Philippinen, Portoriko und die anderen
Antillen denAmerikanern räumen. Deren Machtbereich dehnt sich
nun bis an die Küsten von China und Iapan, Australien undIndo»
china. Ein Tropenwind wirbelt, vonOst her, über die Neue Welt
und peitscht den Willen zurWeltherrschaft auf. Monroes Enkel,
die lange nur gestrebt hatten,sich gegen fremdenEingriffzu schützen,
werden über Nacht Imperialisten. Sah der Erdkreis je ein Volk
von größerer Leistungfähigkeit? Gab es je einen fürMarine und
Handel besseren Stützpunkt als den uns in derBuchtvonManila
gebolenen? Nur: der interozeanische Kanal nmßschnellgegraben
werden und darf nur den Amerikanern gehören; er wird ameri»
kanisch sein oder nicht sein: vor Iahren schon hats SenatorWin»
dom gesagt. Lesseps hat seitzwanzigIahrendieKonzession?Thut

nichts; seine Gesellschaft kann nicht weiter und ihr Firmenname
ist in derHeimath so verrufen, daßmandieLiauidatorenleichtab»
finden kann. Der Clayton»Bulwer»Vertrag? England hat gerade
jetzt in Südafrika so harte Arbeit, daß es einen Konflikt mit Ame-
rika um jeden Preis meiden wird. Richtig: am achten Februar
1900 unterzeichnen Staatssekretär Hay und Botschafter Paunce»
fote denVertrag,derdenVnnkees das Kanalmonopol sichert, und
am achtzehnten November 1901 wird ihnen auch das Recht zur
Befestigung zugesprochen. Die Wahl entscheidet fürPanama.Die
Franzosen dürfen vierzig Millionen Dollars einstreichen. Der
russische Versuch, einen Landstreifen am Kanalrand zu erwerben,
wird abgewehrt. Von dem Tag an, der den Stexnenschiffen den
Weg durch den Isthmus öffnet, können die Vereinigten Staaten,
ohne die langwierige Fahrt durch dieMäghalaesstraße,auf zwei
Meeren operiren; sind sie die Herren im Stillen Ozean und zum
Wirthschaftimperium über den Erdosten berufen. Darf England
diesen Tag thatlos abwarten? DicRussen haben in der Koreabai
den eisfreien Hafen gefunden, den sie seit Peters Zeit ersehnen,
und können von Petersburg auf dem Landweg in zwei Wochen
die Küste des Großen Ozeans erreichen. Des Ozeans, auf dem
die Flagge der Vereinigten Staaten nun mehr gelten soll als der
Union Iack. Im Handel mit Ostasien schien den Briten die Vor-
macht gewiß. Ist sies noch? Schon kauft China von den Amen-
kanernBaumwolle undPetroleum, Stahl und Maschinen. Dieser
Verkehr muß sich, wenn der Panamakanal schiffbar ist, ins Un»
geheure steigern. Das ist ja der Zweck des Baues. Die pazifische
Küste kann, mit ihren steilen Felsufern, ihrem nur in Kalifornien
fruchtbarenHinterland, den Vereinigten Staatenniewerden,was
ihnen die atlantische Küste ist. Der Kanal aber ermöglicht den
schnellen und billigen Export der in Ostamerika erzeugten Güter
und hilft den Häfen von San Franzisko und Seattle (am Puget»
sund) in Möglichkeiten, die gestern Sams kühnster Traum noch
nicht zu umfangen wagte. Panama wird ein Suez des Großen
Ozeans, über das EnglandkeineGewalt hat.AmachtzehntenNo»
vember1901 wird derVertrag ratifizirt, derdenAmerikanerndie
Befestigung des Kanals gestattet. Zehn Wochen danach kommt die
Kunde vom Abschluß des ersten anglo-japanischen Bündnisses.
DieIapaner sollen den Vankee in sleterAngst halten, die Russen
schwächen und vom GelbenMeerwegdrängen; als Entgelt solcher

Leistung verspricht Britanien ihnen Beistand gegen jedenAngriff.
Ists nicht gefährlich, Iapan in den Großmachtrang zu heben und
mit britischemGeld zum starken Industriestaat zu machen? Wird
der Entschluß, den gelben Mann als bündnißfähig anzuerkennen,
nicht in Indien Englands Ansehen schmälern, in Australien, das
jedem Farbigen den Eintritt weigert, nicht zwischen Common»
wealth und Mutterland das Band noch mehr lockern? Einerlei:
der Verzicht auf die mastery ot tke Pacific wäre das schlimmere
Uebel; wäre derAnfang vom Ende britischer Seeherrschaft, Auch
das Ende der Hoffnung,auf Ostasiens Märkten den besten Platz
zu behalten. Außer den Russen und den Amerikanern suchen
auch die Deutschen da günstige Gelegenheit zum Warenabsatz.
Sie sitzen in Kiautschau, auf Samoa, den Marschallinseln, Ka»
roiinen, Mariannen, auf Neu-Guinea und im Bismarckarchi-
pel; und können, ohne den beträchtlicheren Territorialbesitz dcr
Franzosen und Holländer, mit ihrer zähen Betriebsamkeit auch
hier bald als Händler vorwärts kommen. Die Noth zwingt das
Reich Eduards, das Australien und Kanada von Iahr zu Iahr
selbständiger werden sieht, in dasBündniß mitIapan.Das leistet
auch, was England von ihm erwartet hatte. Rußland wird ge»
schlagen, inAsien des anlockendenMachtschimmers beraubt und
inEuropa dieAnerkennungeinerdemB.riteninteresse angepaßten
Neutralitätpflicht durchgefetzt.Doch Iapans Fruchtbäume Kurf»
ten nicht in den Himmel wachsen. In diesemWunsch trafen Briten
undAmerikanerzusammen;und erzwangen gemeinsam denFrie»
den von Portsmouth. Zwei Iahre zuvor hatte Präsident Roose-
velt inSanFranzisko gesagt: „MitdenPhilippinen hat dieVor»
sehung uns die Herrschaft über den Großen Ozean gegeben. Um
sie zubehaupten,brauchen wir eine mächtige Flotte." Um die selbe
Zeit sprachStead von der nahenden »Amerikanisirung derWelt«
und empfahl ein anglo«amerikanisches Bündniß, das denTriumph
derAngelsachsen vorbereiten könne. AllerAugen blickten auf den
Stillen Ozean. seinemSchoß sollte sich neues Schicksal entbinden.
Nach der Unterzeichnung des franko»japanischenVertrages
wurde in der Zeitung «LKuo" gesagt: „Der Vater dicsesVertra»
ges ist unserBündniß mit England, die Mutter Englands entente
corclisle mit Frankreich; seine nächste Frucht wird der Vierbund
sein, der England, Frankreich, Rußland, Iapan vereint." Drei
Jahre danach ward der Wunsch erfüllt; und hier gefragt, ob die

Amerikaner nicht bald Lustzeigen würden, in diesen Concern ein»
zutreten. In Panama, Newfoundland, Alaska, Iamaika hatten
sie die Briten zu einer Nachgiebigkeit genöthigt, die in Kanada
laut bemurrt wurde. In den australischen Häfen war ihre Flotte
von einem Iubel begrüßt worden, der unfreundlich ins Britenohr
klang. Wenn die Iapaner, die von Iakob Schiff nichts mehr zu
hoffen haben, in den Westbezirk des StillenOzeans vordrängen,
können die Vereinigten Staaten demKrieg nichtausbiegen.Dann
muß England wählen: bleibt es Zuschauer, so muß es den Auf»
stand derHindu fürchten, den Millionen inTokio heimlich gespei»
cherter Brandbrochuren beschleunigen würden; hilft es, wie die
nächste Sorge räth, den Gelben im Nothfall wider die Weißen,
dann ist Britisch. Kolumbia, ist ganz Kanada verloren und Austra»
lien nicht länger auch nur in losem Zusammenhang mit derHeimath
zu halten. Aus diesem Enzpaß führt kein gangbarer Weg. Die Iren
sind in derNeuenWelt sehr mächtig und mahnen täglich zu miß-
trauischer Vorsicht im Verkehr mit dem Inselreich, das den Ia»
panerehrgeiz stachele. Erst wenn Irland sich selbst regirt (und die
keltischen Katholiken k,ug genug sind, das Protestantengefühl der
Orangemen zu schonen), werden die Bürger der Vereinigten Staa»
ten und Kanadas aus ungetrübtem Auge auf Britanien blicken.
Als John Redmond mit den für den irischen Wahlfonds gesam»
melten fünfhunderttausend Dollars heimkommt, ankert an der
Themfemündung ein amerikanisches Geschwader, dessen moderne
Riesenkähne die Londoner lehren sollen, daß auch hinter demAt-
lantischen Ozean Leute wohnen, die für Seekriege gerüstet sind^
Was sind Hoffnungen, was Entwürfe? Die Eröffnung des
Panamakanals ist nah; der Tag, der, nach Goethes Ausspruch,
der ganzen Menschheit unerrechenbaren Gewinn verheißt. „An
derKüste desStillenOzeans, wo die Natur die geräumigsten und
sichersten Häsen gebildet hat, werden große Handelsstädte ent»
stehen, die den Verkehr mit China und Ostindien vermitteln. Die
Vereinigten Staaten müssen sich einen kurzen Weg aus dem Mexi»
kanischen Meerbusen in den Stillen Ozean schaffen undichbinge»
wiß, daß sie es erreichen. Dieses möchteich erleben. Zweitens eine
Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt und drittens
die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen." Den
sollen sie nun an die Türkei verlieren. Der Nibelungenweg vom
Rhein an dieDonau trinkt Bäche, säuft Ströme deutschen BluKeS.

Der Gedanke an Panama huscht kaum nochdurch Europäerhirne.
And die Verträge, um derenWortlaut einst hitzig gestritten ward
und die der Siegerwie Lorberreis, derUeberwundene wieMarter«
holz heimtrug, gilben im Aktenschrank. Shimonoseki und Ports»
mouth, Potsdam, London, Bukarest, Schantung und Vangtse,
Pacific»,Schiedsgerichts»,Perserpakt: wer fragt nach ihrem In»
halt? Die Besitzrechte, derenUrkunde sie in Granit graben wollten,
sind, fast alle, wieder streitig geworden. Wie wird das Inselreich
aussehen, das, um in der Neuen Welt den Feind zu sänftigen,
den Iren Selbstverwaltung zugesagt hat? DasRußland, in dem
Polen auferstehen soll? Südosteuropa? Astens Mitte und Ost?
Nur die Vereinigten Staaten und Iapan brauchen für das Er»
worbenenichtzu bangen. NurihrMißtrauensverhältniß hatBlitz
und Donner des Kriegsgewitters ohne Wandel überdauert.
Deutschland-Amerika.
Iapanund die Vereinigten Staaten werdenumworben. Seit
den Westmächten die Hoffnung auf rasch entscheidende Schläge
Rußlands geschrumpft ist, möchten sie das Iapanerheer,zwei-bis
vierhunderttausend Mann, auf das Festland locken. Was als
Schrulle der Pichon und Clemenceau bespöttelt wurde, enthüllt
sich nun als eineSehnsuchtderRegirenden.»DerGefühlswunsch,
Deutschlands Zusammenbruch durch die Leistung der verbündeten
Europäermächte vollendet zu sehen, wagt sich nur noch schüchtern
ans Licht. Die mähliche Abnützung des deutschen Heeres sichert
uns den Sieg; doch ein schnelles Ende des Krieges, unter dem
der ganze Erdtheil leidet, wäre vorzuziehen. Die Transsibirische
Bahn könnte die Iapaner nach Polen und Ostpreußen bringen.
Die Höhe des Kostenaufwandes kann Dennicht schrecken, der weiß,
welche Summe jede Kriegswoche von den Verbündeten fordert.
Wo sichs um unser Leben, um den Bestand aller freien Länder
handelt, muß jedesBedenken weichen.DieOeffentlicheMeinung
wünscht ein Abkommen mit der Regirung des Mikado." Diese
Sätze fand ich im «lemps«. England wird nicht bremsen. Herr
Winston Churchill rühmt zwar das sorgenlose Glückseines Vater»
ländes, das selbst nach Trafalgar nicht so frei wie heute auf allen
Meeren gebot;doch im Innersten täuscht auch dieser«Retter von
Calais" sich nicht mehr über die Thatsache, daß es um Lcben

und Tod geht. Um in solchem Kampf nicht zu erliegen, wird Eng»
land sein Wohlstandsbehagen und den Herrnslolz des Weißen
eben so willig opfern wie, wenns sein muß, Gibraltar und Egyp-
ten(die imLenz deutschen Heeren erreichbar sein könnten). ObIa»
pan dem Lockrufe folgt?IederPreis würde ihm gezahlt.Was ist
denFranzosen,derenungeheuresKolonialreich vonFremden aus-
gebeutet wird,Indochina, wenn sie damit die Wonne erkaufen,
nicht mehr «dieBesiegten von1870"zu fein?Und das gelbeVolk,
das auf Europas Erde zu der gewaltigsten Entscheidung aller Ge-
schichte mitgewirkt hätte, würde in unerschautem Glanz wohnen
und könnte China, die wirr taumelnde Republik, mindestens für
ein Menschenalterin Vormundschaft halten. Das Land der Sterne
und Streifen wird nur gebeten, seiner Neutralität die Farbe des
Wohlwollens zu geben. Daß die Vereinigten Staaten, wie Herr
Roosevelt (derinBerlin Ehrendoktorwurde und,als Privatmann
neben dem Kaiser, eine Brigadeübung besichtigte) dringend räth,
mitFlotte und Landmannschaft unserenGegnern beistehen werde»
ist einstweilen unwahrscheinlich. Immerhin mahnt Erfahrung»
auf jeden Wetterwechsel, aus westlicher wie aus öst icher Ferne,
gefaßt zu sein (und vor Schimpf sich wie vor Schmeicheleizu hüten).
DieStimmungderAmerikaneristunsunfreundlich.TrotzPrin-
zenreise,Fritzendenkmal,Prosefsorenal.stausch,KielerWocheund,
Kabelhuld?TrotzAlledem.Wirkönnens nicht ändern.Und muß»
ten ungestüme Werbung meiden.DieMissionare des Auswärtig
gen Amts brachten in Koffern und Bündeln den schönsten Eifer
übers Meer mit, wählten manchmal aber untaugliche, in einzel»
nen Fällen wohl auch schädliche Mittel. Vorträge, Flugblätter»
Schutzschriften: die Zahl der Vertheidiger, die Fülle ihres Gc--
räthes, Geredes nährte nur den Verdacht. Was zur Erklärung
desdeutschenHandelnsgethanwerdenkonnte,thatenGermaniens
regsame Kinder, die Land und Leute kennen. Papiergebirge er-
klettert der amerikanische Geschäftsmensch nichtgern. Deristinan»
derer Empfindenszone erwachsen, in andere Werthschätzung ge»
wöhnt als der Mitteleuropäer. In fremde Auffassung sich einzu-
fühlen, endlich, im Alltagsverkehr, Psychologe zu werden: wird
eine Hauptpflicht des Deutschen von morgen sein. Nicht länger
darf er fordern, daß der Fremdling ihm gleiche; nicht länger die
Wesensabweichung wie Sünde rügen. Der Nordamerikaner, zu

dessen Ahnen Briten und Spanier, Kelten und Holländer, Süd-
franzosen undNiederdeutsche gehören,versteht,trotz derSprache,
den Engländer nicht leicht; heißt ihn mürrisch, steif, kalt, sagt ihm
Selbstsucht undAnmaßung nach und hat, wiederRückblick lehrte,
gegen ihn den Kampf um großen Gegenstand nie gescheut. Meist,
freilich, bliebs der Zank Verwandter, die einander zausen, nicht
morden wollen. Erst vor dem Genossen Iapans runzelte Iona»
thans Stirn sich tiefer.Doch jederBrite schwor,seineSippe werde
dem Gelben den Weg nach Hawaii, Kalifornien, auf die Philip-
pinen verriegeln und ihn nur als Russenschreck und Deutschen»
scheucheinAsiensFelder stellen. EinZwcifelbliebhaften;undwir
versäumten dasAngebotfesterAssekuranz gegenjapanischen Ein»
drang. Streichelten gestern und knufften heute. »Drüben herrscht
nur dcrDollar; ist alles Staatswesen ein verpesteter Sumpf; An»
stand ein seltener, von Hohn umgrinster Gast; der Unternehmer
ein Gauner, der Beamte ein feiler Wicht, die Dame ein aufge»
plustertes Pfauenweibchen." Der eigensinnige Idealismus, die
heitere Tüchtigkeit des Amerikaners, seine Schenkfreude, seine
Leistung in und für Kunst, Wissenschaft, Kultur wurde kaum be-
achtet. SolchesZerrbild wischen Komplimente nichtaus. EheHerr
Roosevelt den Berlinern sein Hengstgebiß blößte, halle er zu den
Admiralen Dewey und Beresford munter von der Möglichkeit
eines Sternbannerkrieges gegenDeutschland geredet. Undleisere
Landsleute des Plakatmenschen sprachen: „WunderlichseidIhr.
Selbst höllisch auf Verdienst erpicht: und schmäht uns, weil wir
Geschäften nachjagen. Holt Geldhaufen übers Meer: und rümpfet,
als ob es stinke,die hehr schnuppperndeNase." AuchinFriedens»
zeit wäre die Verständigung schwer geworden. Der Amerikaner
will weder stramm noch unterwürfig fein; nicht als Kaufmann
weniger gelten als der Offizier und Beamte; thun, was ihm be-
hagt, und, wenns ihn freut, den Präsidenten laut ein Rindvieh
schelten. Lasset ihn, wie er ist; und schadet nicht immerwiederdem
Reich und dessen ausschwärmender Volkheit durch den Versuch,
Fremde in Eures Wollens und Meinens Gehäus einzuzwängen.
Ist nicht begreiflich, daß derAmerikaner die Entstehung des Krie»
ges sich auf seine Weise zurechtlegt? Daß er Belgiens Schicksal
aus anderemAuge sieht als derDeutsche? Das »Heerals Selbst»
zweck", den »Militarismus", bestöhnt? Uns nicht schneller als

ihn Michel versteht? Und wüthend pfaucht, wenn nach langer
Dürre nun der Krieg, ein europäischer, ihm den Kram verdirbt?
Für Monate, höchstens, Sam; dann hebt er sich in nie ge»
sehene Pracht. Wie auch bei uns die Würfel fallen: den Haupt»
gewinn streichet Ihr ein. Die alte Europa kostet der Krieg (zins-
loser Aufwand, Verwüstung, Geschäftsverlust) hunderttausend
Millionen Mark oder mehr; sie wird mit Anleihen und Steuern
bepackt. Auch vor denBlicken des Siegers versinken Kunden, die ,
gestern zu Kauf und Zahlung fähig waren. Ungemeines Wagniß
ist auf unserer Erde für manches Iahr nicht ausführbar. Euch
strebtAlleszu:Finanzministerund Künstler, ErfinderundProfit-
spürer. Nur von Schlacke brauchet Ihr Euch (und den Trustge»
danken, der nicht zu erwürgen ist) zu lösen,nur dieUnkräuter der
Demagogie auszujäten: dann seid Ihr die wirkenden Herren der
Welt und reiset nach Europa wie in ein großes Nürnberg, das
nachfühlen lehrt, wie mans im Engen einst trieb. Der Umfang
EuresPlanens undVollendens, gar dieUeppigkeit Eures Lebens
wird wie ein Märchenwunder angestaunt. Uns pfercht, Sieger,Be-
siegte,Neutrale,die Pflicht in Einfachheit. Eure Klage ist grund-
los; gürtet Euch nur für einWeilchen in Geduld. Ob die Geschäfte,
die Ihr in derKriegszeit erhaschtet, gut oder schlecht riechen,wol-
len wir öffentlich jetzt nichtprüfen. Erlaubt sie Gesetz undBrauch:
was schiert Euch fremdes Herzleid? Verbietet sie Völkerrechts»
satzung: deren Wirksamkeit müssen die Regirenden sichern. Ge»
schimpf nützt nicht. Ehe der Kampf ausgefochten, das Buch seiner
Genesis über jeden Zweifel gehoben ist, wiegt Euer Urtheil uns
wie eines Hühnchens Feder. Schreiber und Redner mögen sich
austoben; keine Silbe noch zu Vertheidigung. Wir sind nicht ge»
kränkt(habennichtMuße dazu); freuen uns,daß Ihr fürBelgienin
jedem Monat zehnMillionenhingabet,fürPolenmitforgenwollt,
Eurer Kinder Sparbüchsen öffnetet. Ernstlich aber bitten wir, nicht
zu zetern, wenn amerikanische Schiffe durch den Angriff deutscher
Tauchboote geschädigt werden. England will uns, wir wollen Eng-
land die Zufuhr von Nährmitteln und Rohstoffen sperren. Ihr ver-
suchet nicht, an unserer Küste zu landen; bleibet auch derbritischen
fern. Ihr wurdet früh gewarnt. Was jetzt werden soll, ist von
unbarmherziger Nothwendigkeit geboten; muß sein. Und kein
Wehgeschrei, keine Drohung dränge in Deutschlands Ohr.
«SS

Die Wahrheit.
Die ZVahrheit. Ein erkenntnißtheoretischer Versuch, orientirt an
Wickert, tzusserl und an Vaihingers Mhilosophie des Als-Ob"<
W. Spemann in Stuttgart. 2,S« Mk.
Vor drei Iahren erschien, auch in der „Zukunft" angezeigt und
gewürdigt, ein Werk, das (man konnte Das schon aus dem Ton
der Besprechungen, die ihm gewidmet wurden, heraushören) nicht
nur einen Zuwachs zur philosophischen Literatur, sondern vielmehr
eine Erweiterung und Vertiefung philosophischen Erlebens bedeutete.
Trat man ihm mit dem Rüstzeug irgendeines fertigen Systems, einer
in sich abgeschlossenen, festen Theorie gegenüber, so fühlte man, daß
hier in diesem Buch Etwas entgegenwirkte, das geradezu die Voraus»
setzungen, die Grundlagen jedes Systems, also auch jeder darauf be-
ruhenden Kritik in Frage stellte. Etwas durchaus Antidogmatisches
und Shstemfeindliches war der eigentliche Inhalt dieses gelehrten und
mit größter wissenschaftlicher Hingabe geschriebenen Buches, obwohl
es (mag Das auch paradox klingen) selbst auf eine Theorie, ein
System hinauslief. Eine Theorie, freilich, nur in der Formulirung
oder, so zu sagen, in der „äußeren Gestalt", sonst flber mehr als Theorie,
die Gesetze des Nur-Logischen sprengend: Erlebniß.
, Dieses Werk, seitdem in zweiter Auflage erschienen, ist Hans
Vaihingers „Philosophie des Als-Ob" (Berlin, Reuther S Reichard).
Die sprachphilosophische Analyse der Partikeloerknüpfung „als ob"
ist der logische Angelpunkt dieser Philosophie; die angebahnte und
sofort wieder aufgehobene Gleichsetzung von etwas Ungleichartigem,
der versteckte logische Widerspruch in dieser Partikelverknüpfung wird
zugleich auch als Wesen der Fiktion bestimmt. Die daran sich
schließende Fiktionentheorie (Professor Ierusalem hat sie in dieser
Zeitschrift als „Logik des Unlogischen" treffend charakterisirt) führt
in ihrer konsequenten Anwendung auf alle absolutistischen Begriffe
und Thesen zu einem eigenthümlichen Relativismus, der zwar das
Absolute als widerspruchsvoll und fiktiv nicht „wirklich", nicht „ab-
solut" gelten läßt, wohl aber als Ziel- oder Augenpunkt von Per-
spektiven, deren jede ein in sich abgeschlossenes System bildet. Schein-
bar Positives wendet sich in der „Philosophie des Als-Ob" zu Nega-
tivem; und ,Negatives wendet sich wiederum zu Positivem. Eine
Weltbetrachtung, eine Umwerthung, deren Aphorismus Nietzsche ge-
prägt hat, findet hier durch den Kantianer Vaihinger ihre nach-
trägliche wissenschaftliche Untergründung.
Vaihingers Werk ist in großen, stets aufs Wesentliche gerich-
teten Zügen hingesetzt. Das von der geistigen Leidenschaftlichkeit des
Zwanzigjährigen, der ,es schrieb, durchglühte und von der wissen»
schaftlichen Reife des Sechzigjährigen, der es herausgab, nochmals
überprüfte und vervollständigte Buch ist, mehr als dreißig Iahre nach

dem Entwurf, voll von Beziehungen zur modernen, logischen Forschung. Abweichende Theorien, deren Annahme oder Ablehnung doch immerhin von einer mehr oder minder versteckten petitio prinoivii abhängig ist, gewinnen auf einmal im Licht der Fiktionentheorie eine neue, besondere Bedeutung, scheinen sich einander zu nähern, sich zu vereinen und, sieht man auf ihre Widersprüche, nur verschiedene Ansichten, verschiedene Perspektiven von der selben Wesenheit zu sein. Es ist, als sähe man durch den Schleier der Abstraktionen die dahinter verborgene Wahrheit; und gerade weil man den Widerspruch in allem Absoluten, so weit es in menschliche Theorien gefaßt ist, durchschaut, kommt man dem wahrhaft Absoluten, das nur im elementaren Erlebniß geahnt werden kann, bis auf Spannweite der Intuition nah. Es lag nicht im Kreise der Aufgabe, die sich Vaihinger gestellt hatte, diese Beziehungen seiner Philosophie zur logischen Forschung der letzten zehn Jahre zu zeigen und ins Einzelne zu verfolgen; doch war diese Aufgabe für Jeden, der vom Absolutismus her an Vaihingers Als»Ob»Lehre herankam, von selbst gestellt. Die Auseinandersetzung zwischen Absolutismus und Perspektivismus, die seit derAmwerthung aller Werth« Etwas wie eine ideale Forderung war, ist nun durch die „Philosophie des Als-Ob" in den Bereich wissenschaftlicher Möglichkeit getreten; und jetzt gilt es, zu untersuchen, wie weit der Absolutismus, der gerade in den letzten Iahren theoretisch gefestigt wurde, in den Perspektivismus sich einfügen läßt.
Diese Aufgabe habe ich mir in dem Buch, das ich hier anzeigen will, gestellt und ich habe ihre Lösung an zwei absolutistischen Theorien durchzuführen versucht, die die moderne Erkenntnißkritik beeinflußt haben. Rickert, dessen Absolutismus in einem kategorischen Wahrheitimperativ gipfelt, läßt sich vom Standpunkt der Als-Ob» Theorie aus analog der Interpretation, die Baihinger dem ethischen kategorischen Imperativ Kants giebt, auflösen. Das wahre Artheil, das nach Rickert unabhängig von allem Subjektiven und Vorstellungmäßigen gefällt werden soll (wobei dem Sollen die alternative Anerkennung oder Verneinung eines transszendenten Werthes, eben der Wahrheit, zufällt), wird demnach umgedeutet in ein Artheil, das ge» fällt werden soll, als ob es durch die Anerkennung eines absoluten Werthes diktirt würde, als ob es also unabhängig von allem Subjektiven wäre. Husserl, der durch die scharfe Herausarbeitung deV Rein-Logischen eine ideale Welt absoluter Wahrheiten jenseits von jallen psychologischen Thatsächlichkeiten konstruirt, gelangt trotz der energischen Abtrennung des Logischen vom Psychologischen zu dem Ergebniß, öaß Wahrheit eine Idee sei, „deren Einzelfall im evidenten Urtheil aktuelles Erlebniß ist". Dos Erlebniß der Evidenz selbst jedoch zu entpsychologisiren und zu absolutiren ist, meiner Ansicht nach, auch ihm nicht geglückt. Denn die Frage, wie ein solches Erlebniß gedacht werden soll, wenn nicht als realer psychischer Akt, bleibt auch dann noch offen, wenn man annimmt, daß das Eingehen der über-

zeitlichen, idealen Wahrheiten in das menschliche Bewußtsein durch
Erleuchtung oder, mit anderen Worten, durch eine die bloßen Ver-
nunstkräfte übersteigende Anspannung des menschlichen Geistes ge-
schehe. Mag man nun das evidente Erfassen der Wahrheit Erlebniß,
Intuition oder Erleuchtung nennen, mag sich nun dieses Erlebniß
der Eviden5 auf menschliche oder sogenannte „übermenschliche" Wahr-
heiten (zu denen tzusserl Operationen mit trillionenstelligen Zahlen
öder die mögliche Lösung des «-Körper-Problems rechnet), beziehen:
immerhin bleibt das evidente Erfassen der Wahrheit Etwas, das nicht
radikal von der menschlichen Psyche gelöst werden und das deshalb
auch nicht der äquivalente Ausdruck für etwas Absolutes sein kann.
Die ideale Welt absoluter Wahrheiten, die lebhaft an Platons Reich
der Ideen erinnert, ist eine in sich widerspruchsvolle Konstruktion,
eine Fiktion im vollen Sinn des Wortes, dennoch aber (oder gerade
deshalb) bildet sie ein unentbehrliches Denkmittel, eine Perspektive,
die nns auf die wahre Bedeutung der Logik hinleitet, ja, in gewissem
Sinn eine logische Theorie erst ermöglicht, wie die widerspruchsvolle
GIcichsetzung des Kreises mit unendlich vielen Dreiecken von der
höhe r erst die mathematische Bearbeitung des Kreises ermöglicht.
Ich habe im Schlußkapitel meiner Schrist noch versucht, die
letzte Voraussetzung der Theorie Vaihingers herauszustellen. Daß diese
letzte Voraussetzung selbst keine theoretische, keine logische, überhaupt
keine eigentlich wissenschaftliche sein konnte, war von vorn herein klar,
da die ganze perspektivische Betrachtungweise sich sonst selbst,wieder-
um aus einen Perspektivenglauben gründen würde. Diese letzte
Boraussetzung schien mir im philosophischen, Erlebniß gegeben zu
sein, das, kurz gesagt, in dem letzten Bewußtsein der Nothwendigkeit
des schöpferischen Triebes, in der bewußten Bejahung des Lebens be-
steht. Auf diese Voraussetzung der „Philosophie des Als-Ob" hinzu-
weisen, nicht aber, sie zu beweisen, war das Ziel, das ich mir i»
meiner kleinen Untersuchung des Wahrheitbegriffes gestellt hatte.
Frankfurt a. M. Or. Adolf Lap p.

Kriegswirthschaft.

»W^nsere Aufgabe ist nicht nur, die Wirthschaftgüter in das rich-
tige Verhältniß zum Bedarf zu bringen, sondern auch, sie vor
Entwerthung zu schützen. Wenn die Heeresverwaltung sich Güter vor-
behält, die sie schließlich nicht verwenden kann, oder Waaren, aus
militärischen Gründen, auf ihrem Weg hemmt, so droht diesem Theil
des Volksvermögens der Verlust seines wirtschaftlichen Werthes, Wir
sind ohne Ueberfluß und ^müssen olleRohstoffe undFabrikate vernünftig
ausnützen. Dafür soll die Kriegswirthschaft-Aktiengesellschaft sorgen.
Betheiligt sind: die Kriegsministerien Preußens, Bayerns, Sachsens,

Württembergs, das Reichsamt des Innern, das Reichsmarineamt und, dreiBanken. Die Gesellschaft willGüter, die in den Besitz derHeeresver» waltung gelangen, für die Landesvertheidigung aber nicht gebraucht werden, dem deutschen Wirthschaftleben zuführen. Dabei händelt fichs, nicht um dieBeschlagnahme privaten Eigenthums; dieGesellschaft han» delt mit den Waaren, als ob sie von deren Eigenthümern beauftragt war Wenn in Feindesland Vorräthe gefunden werden, wird natürlich nach dem Besitzer und seinem Recht nicht gefragt. Was auf unseren Bahn» höfen, weil die Güterwagen fehlen, liegen bleiben mußte, wird wieder in den Kreislauf des Güterumsatzes gebracht und in Geld umgesetzt. Denn die Entstehung neuen Geldkapitals muß beschleunigt werden. Tie Kriegswirthschaft-Gesellschaft sichert die nothwendige Be» schränkung des Privateigenthums. Die Kriegsminister schützen die ftZrivatwirthschaft; sie suchen die Schäden zu lindern, die der grausame Krieg bewirken muß. Wir müssen mit allen Gütern sparsam sein und, dürfen nichts verderben lassen. Daß der Staat sich ein Recht auf die Rohprodukte sichern mußte, hat die Kriegszeit deutlich bewiesen. Da der Klnfang des Bedürfnisses nicht sofort erkannt worden war, nahm die Regirung wichtige Güter in Beschlag, um zunächst festzustellen, was, vorhanden sei. Als die Statistik gesprochen hatte, gings an die Ver» theilung. Man gründete Aktiengesellschaften, die das Heer und die In» dustrie mit Rohmaterial versorgen. Die Verwerthung und Vertheilun«. von Rohstoffen erfolgt unter der Aufsicht der Reichsbehörden, die im. iAufsichtrath jeder Gesellschaft vertreten sind. Daß die Preise unter der erregenden Wirkung des Krieges stiegen, war nicht zu hindern; man durfte nicht von vorn herein das Verhältniß von Angebot und Nach« frage ganz aus den Zusammenhängen der Wirthschaft lösen. Die Ak» tiengesellschaften wollen und können nur die Preissteigerung vor allzu wilder Hast bewahren. Wir sehen eine Kammwoll-, eine Kriegsmetall», Kriegschemikalien», Kriegswollbedarf-, Kriegsleder-Aktiengesellscha ft. Sie arbeiten mit ziemlich kleinem Kapital (von den Aktiensummen, die sich zwischen 2 und g Millionen bewegen, sind nur 23 Prozent ein» gezahlt und sie bilden, ungefähr wie bei den Versicherunganstalten, nur einen Garantiefonds), das von Mitgliedern der einzelnen In» dustriezweige übernommen wurde. Der Bedarf der Armee geht natür» lich jedem anderen voran. Aber die Lebensbedingungen der Privat» industrie werden nicht als izuailtits ne^IiAssbls behandelt; sie muß ja für die Friedensernte sorgen. So ist verlangt worden, daß bei der Be» schlagnahme von Rohmaterial ein Ausgleich zwischen den Bedürfnissen des Heeres und denen der Industrie gesucht werde. Besonders heiß um» stritten ist das Leder. Die Heeresverwaltung hat alle Großviehhäute in Beschlag genommen. Die Privatindustrie glaubt nicht an die Gefahr eines Ledermangels; der könne nicht entstehen, wenn das Material Nach kluger Bedarfsberechnung an Heer und Industrie vertheilt wird. Ein Kriegsleder-Ausrüstungverband wurde dem Bekleidungamt, das zur Deckung des Heeresbedarfes mitwirkt, angegliedert. Der Verband

selbst ist kein Erwerbsunternehmen; doch sind seine Mitglieder, Be»
triebe, die das Kriegsministerium zur Lieferung von Leder zuließ, na»
türlich nicht verpflichtet, auf Gewinn zu verzichten.
Die Kriegsgesellschaften sind meist in die Aktienform gekleidet.
Die Aktie ist auch auf den Gebieten der Arbeit fürs Vaterland also
als brauchbares Werkzeug anerkannt worden. Rentabilität und Divi»
dende sind in unseren düsteren Tagen Probleme. Nie wurde so viel
über Dividendenpolitik geredet. Das ist ein Knotenpunkt, wo Haupt»
linien materieller Wünsche zusammenlaufen. Aus einer Richtung,
kommt der Aktionär mit dem Perlangen nach angemessenen Einnah»
Men; von der anderen Seite fährt der Staat ein, der Reserven fordert;
«uf dem dritten Gleis rollen die Anleihen heran, die Zeichner, also
Ueberschuß des Vermögens, brauchen. Da kreuzen sich zwei Linien
der Fürsorge für das Reich. Reserven mjüssen sein, damit die Solidi»
tät des Wirthschaftkapitals nicht leidet; und bares Geld ist nöthig»
damit die Schuldverschreibungen des Reiches Unterkommen findend
So weit die Reservefonds beide Pflichten dadurch erfüllen können, daß
sie in Staatspapieren angelegt werden, ist eine „gemeinsame Formel"
für dieErledigung des doppelten Wunsches gefunden. Aber dasPubli»
kum soll auch Anleihen kaufen; denn die Aktiengesellschaften können,
nicht alles bar.e Geld dem Betrieb entziehen und in Effekten festlegen.
Läßt das Privatvermögen reichen Ueberschuß, so sind die Anleihen ohne
große Mühe unterzubringen. In den meisten Fällen richtet sich die
Höhe der Dividende nach dem Aussehen der Bilanz. Eine Ausnahme
Machen die Hypothekenbanken; nicht alle zeigen Lust, ihre Dividenden
zu verringern. Das aber wünschen preußische Staatsbehörden. Die
norddeutschen Institute werden sich fügen. Ob auch die bayerischen
Pfandbriefbanken, die ihre Reserven für ausreichend halten? Die Zeit
wirds lehren. Die berliner Großbanken aber und die Provinzinstitute
werden ihren Aktionären weniger geben als im vorigen Iahr. Das
gebietet schon der Rückgang des ganzen Geschäftes. Die Nationalbank
für Deutschland hat die Dividendenreihe des Iahres 1915 mit einer
Null eröffnet. Der neue Mann will reinen Tisch machen und gründ»
lich abschreiben. So ist zunächst ein Verlust entstanden, dessen wirklichen.
Umfang erst die Iahre nach dem Krieg zeigen werden; denn es ist mög-
lich, daß Effekten- und Konsortialbestände, Grundstückengagements unk
Außenstände, die abgemagert sind, wieder Fett ansetzen.
Die Industrie ist in ihrer Beweglichkeit nur da gehemmt, wo
eine Anpassung nicht möglich war. Der Krieg hat den Glauben an den
Segen des freien Wettbewerbes gelockert. Die Widersacher der Kar»
teile in der Vergbauindustrie sind nachgiebig geworden. Die schwierigste
Preisfrage des Eisengewerbes ist beantwortet worden. Stabeisen wird
heute nicht mehr unter 112 Mark für die Tonne verkauft; im Iahr
1913/N war es für 90 Mark zu haben. Auch der Erneuerung des
Kohlensyndikates war der Krieg günstig. Lange blieb das Schicksal
dieses wichtigen Kartells dunkel. Nun ist der Krieg ja an sich kein

Hemmniß des Absatzes. In blockirten Ländern erhöht sich sogar der
Werth der nothwendigen Rohstoffe, die, im geschlossenen Raum, gegen
das Eindringen feindlicherProdukte gesichert sind. Aber dieBedeutunS
einer guten Organisation wird jetzt erst recht gewürdigt. Der Syndikats»
gedanke ist stärker als je. Daß Deutschland als geschlossener Handels-
staat weiterlebe, kann unsere Industrie nicht wünschen. Bisher hat
die Störung des deutschen Welthandels keiner anderen Nation großen
Vortheil gebracht; nicht einmal den Vereinigten Staaten, der größten
neutralen Wirthschaftmacht. Sie verdienen zwar viel an der Liefe-
rung von Kanonen, Flinten, Munition und Getreide, haben «her das
Gesammtergebniß ihrer Handelsbilanz nicht verbessert. Der Außen-
handel ergab 3902 Millionen, Dollars; 31« Millionen weniger als
1913. Schuld daran war nicht etwa nur die Tarifreform, die in den
sieben friedlichen Monaten des Jahres wirksam war, den Export
.verringerte und die Einfuhr steigen ließ, sondern auch der Krieg. Nur
die Getreideausfuhr brachte großen Gewinn. England muß für ameri-
kanischen Weizen zahlen, was die Dollarmänner fordern. So rächt
sich das Pankeeland für die Erwürgung seines Kupferhandels. Auch
der Stahltrust hat schlechte Geschäfte gemacht. Die Dividende der
Eommonshares, die ein Jahrzehnt lang 5 Prozent betrug, wurde auf
3 Prozent erniedrigt; und der Werth der Aufträge, die ins neue
Jahr genommen wurden, blieb um 500000 Dollars hinter der Ver-
gleichziffer des Vorjahres zurück. Die Krieglieferungen sind besonders
in den beiden letzten Monaten desIahres in der erhöhten Exportsumme
fühlbar geworden, England und Frankreich haben in der Kriegszeit
natürlich nicht an sich zu ziehen vermocht, was Deutschland verlor.
Im Dezember war der Werth der in England eingeführten Waaren
nur um 3^> Millionen L geringer als im Dezember 1913, weil Amerika
allein für 20 Millionen Dollars mehr in England abgesetzt hatte. Wiese
Steigerung gehört aufs Konto der Weizeneinfuhr. Die deutschen Ani-
linfarben werden vermißt. Eine Gesellschaft mit 2 Millionen L Aktien-
kapital und 1 Million °L Obligationen sollte gegründet werden; aber
die Zeichnung des Kapitals scheint schwierig gewesen zu sein. Und
die Regirung lehnte Betheiligung oder Garantie ab. Die beiden Haupt»
ve, bände der Interessenten, die Bradford Dyers Association und die
Calico Printers, wollten sich über den Absatz der neuen Anilinfabri»
Late auch nicht einigen. Nun soll ein zweiter Versuch gemacht werden;
denn England will durchaus eine eigene Chemische Industrie haben.
Frankreich ist in seiner Handelsbilanz (um 23S0) auf 10114 Millionen
Francs gedrückt worden. Diese Veränderung ist nicht sehr beträcht-
lich, die Einfuhr von Nahrungmitteln blieb fast auf der Höhe des
Jahres 1913 und die Ausfuhr von Fabrikaten hat sich, weil.?tziel
Kriegsmaterial an Rußland und Serbien geliefert wurde, nur (üm
643) auf 2335 Millionen Francs verringert. Daß sie mit ihrer Indu-
strie eines Tages den Weltmarkt beherrschen können, hoffen die Fran-
zosen wohl selbst in den kühnsten Träumen nicht mehr. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in BeM,.
«crlng der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß 6 Garleb G, m b g. in Berlin,

Berlin, den 20. Februar 1915.
Ouadragesima.
Ost.
Weichsel Iwanowitsch Sasonow, schrieb die schlimme Katha»
rina, „ist ein hübscher Esel; und die Frau, die er nahm, so
blitzdumm, daß sie die Weisheit derHebamme anstaunte, die pro»
Phezeit hatte, sie werde entweder einen Knaben oder ein Mädchen
gebären. Die Frucht dieser Ehe war denn auch ein Geschlecht, das
sich solcherE^tern würdig erwies." Und dem derLeiter des inter»
nationalen Russengeschäftes entstammt. Dümmere sind, in Ost und
West, schonMinister geworden. Neben denRumanzow, Nessel«
rode, Gortschakow, Giers,Lobanow (die auch nicht vonTitanen»
wuchs waren) scheint Herr Sasonow ein Knirps. Im Schatten
wäre er gediehen; Sonnenhelle verträgt der Kränkliche nicht. Den
^Parisern galt er nie als vollgewichtig.InBerlin trankundversprach
er mehr, als er halten konnte. InKonstanza wollte er bezaubern und
erlangte doch kein beleihbares Pfand. Wesen und Rede dürr. Ohne
Persönlichkeit. Ohne Talent,zum Glück. Was er, am neunten Fe-
bruar, in derGossudarstwennajaDuma sagte, hatte längst injeder
russischen Zeitung gestanden. Wers liest, muß zweifeln ob diese
Hohe Excellenz auch nur die Heimathgeschichte kennt. Noch war
ja möglich, die Eroberung Galiziens als endgiltig hinzustellen.
,»VorhundertIahrenwollteunsererhabenerKaiser,Alexanderder
«Erste, auch aneinemFebruartag, dem HausOesterreich die ganze
Walachei, die Moldau bis zum Sereth und große Stücke Ser»
IS

biens fürGalizien geben. GedenkenSie dieserThatsache:undSie
werden, erst dann, die Bedeutung unseres Sieges ermessen." Das
hätte gezündet.Fiel aberHerrnSasonow nicht ein. Der begnügte
sich mit der Wiederholung alter Leierlieder. Und als das Lob,
das er mit allem erschwinglichen Lungenaufwand dem Heer ge«
spendet hatte, bis in den Westen vorgedrungen war, wurde es von
der Kunde überdröhnt, der behutsam kühnen Kumpanei Hinden-»
burg»Ludendorff sei die erste der seitWochen leis für die Fasten«
zeit angekündetenThaten,dieWegdrängungderRussen aus dem
inneren Ostpreußen, gelungen.DieDuma,in der,wie in denPar-
lamenten Englands undFrankreichs,DeutschlandsundUngarns,
seit dem Kriegsausbruch holde Eintracht herrscht, war freilich zu«
frieden. »Sie neigt sich inEhrfurcht vor den ruhmreichen Helden-
thaten unsererKrieger; schickt demHeer und derFlotte Rußlands
herzlichen Gruß,den Verbündeten denAusdruckaufrichtigerHoch-
schätzung und Sympathie; glaubt zuversichtlich, daß der Feldzug,
an das große Nationalziel führen und die Freiheit verbürgen
wird;und bezeugt den unbeugsamen Entschluß des Russenvolkes,
zu kämpfen, bis dem Feind die Bedingungen aufgezwungen sind,
die den Frieden Europas, die Herrschaft vonRecht und Gerechtig»
keit sichern." ttic et ubique. Ungefähr wie inBerlin und Budapest,
London und Paris. Nicht eine Stimme dagegen. In einem Parla-
ment, das noch nicht neunIahre alt ist.HerrSasonow hats leicht.
Ob der zehnte Mai 1906, dessen Mittagssonne die Eröffnung
der russischen Reichsduma sah, einst in der Menschheitgeschict te
ein so wichtiges Datum sein wird wie der fünfte Mai 1789? Die
^tats Oeneraux geberdeten sich schon in den ersten Lebens tage«
recht hitzig, forderten Verfassung und Steuerreform, wollten nach
Köpfen, nicht nach Ständen,abstimmen, etablirten sich als^ssem^
Klee Nationale don8tituante; und als der arme Louis den starken
Mann zu spielen versuchte, hörte er aus dem Ballsplelhaus das
Gelübde, nicht auseinanderzugehen, bis Frankreich eine Ver»
fassung habe. So wars nicht gemeint gewesen. Dem schwächlichen
Enkel des Sonnenkönigs klangen wohl noch die Worte im Ohr,
die, im erstenIahr seinerRegirung, Turgot gesprochen hatte, als
er rieth, nachlanger PausedieötatsOenerauxwiedereinzuberufenr
»De cette tacon le pouvoir roM serait eclaire et non Zene et I'opinion,
publique satiskii sans peril." Nun wals zu spät. Nach der Erftü»

mung der Bastille und dem versailler Schrecken kam die Flucht in
die Reporterloge der Nationalversammlung, nach derAssemblee
die Convention Nationale; und der Bürger Capet mußte das ent»
krönte Haupt aufGuillotinsneueKöpfmaschine legen. In Peters»
burg war der Anfang glimpflicher. Auch hier marcksit enkin Ie da-
taillon noir ctu 'rier-l^tat und Michelets berühmtes Wort lag auf
mancher Lippe, als die kleinen Leute, Bauern, Handwerker, In»
dustriearbeiter, barhäuptig und verklärten Blickes inHofkutschen
nach dem Winterpalast fuhren. Doch in den ersten Tagen der
neuenWonne benahmen die Erkürten sich ganz vernünftig. Nach
dem thörichten und dicht an Landesverrat!) grenzenden Versuch,
die Anleihe zu hindern, mußte man Schlimmeres fürchten. Daß
ein paar breitstirnige Riesen auf die Stenographentribüne kletter»
ten und dem japanischenBerichterstatter fürOyamas Hiebe dank»
ten,ohnedieRußlandheutenochkeinParlamenthätte,warschließ»
lich nur ein Privatvergnügen. Die Haltung im Saal selbst recht
würdig. Obs dabei bleiben wird? Rousseau hat gesagt: »Völker
müssen, wie Individuen, der Kindheit entwachsen und ins Alter
der Reife eingetreten sein, bevor man sie Gesetzen unterwerfen
kann; die Reife eines Volkes ist aber nicht immer leichtzu erkennen:
und wer da irrt, darf nicht hoffen, je ans Ziel zu kommen. Das
eine Volk ist gleich nach der Geburt, das andere erst nach zehn
Jahrhunderten disziplinirbar. Die Russen werden nie wirklich
civilistrt sein, weil sie es zu früh waren. Peter war ein genialer
Nachahmer, nicht ein schöpferisches Genie, das aus dem Nichts
ein All gestaltet. Manches, was er that, war gut, das Meiste aber
verfehlt. Er sah, daß sein Volk noch im Zustande der Barbarei
lebte, nicht aber, daß es für die Civilisation noch nicht reif war
und einstweilen nur einer Stärkung des kriegerischen Geistes be»
durfte. Statt Russen aus diesen Menschen zu machen, wollte er
sie zuDeutschen,zu Engländern erziehen; er hinderte seine Unter»
thanen, jemals so zu werden, wie sie werden konnten, denn er
suchte ihnen einzureden, sie seien, was sie nicht sind. Mancher
französische Erzieher hats so gemacht; aus dem Zögling, der nur
zu demZweck abgerichtet war, sich einenAugenblick im Glanze zu
zeigen,ist aber nie Etwas geworden. Rußland wird sich bemühen,
Europa zu unterjochen, und selbst unterjocht werden. Die Tata»
«n, die Unterthanen oder Nachbarn des russischenReiches sind,

werden eines Tages seine und unsere Herren werden. Diese Re»
Volution scheint mir unvermeidlich. Alle Könige Europens trach»
ten gemeinsam, sie in der Stille zu beschleunigen."
Diese in die Zeit franko» russischer Intimität nicht mehr pcis»
senden Sätze stehen im zweiten Buch des dontrat Social, der 1763
veröffentlicht wurde. Damals sah es in Rußland freilich schlimm
aus. Der Hof, schrieb ein Freiherr von der Goltz, Preußens Ge»
sandter, an König Fritz, zittert vor einem nahen Ausbruch un»
zähmbarer Volksleidenschaft; «die Priester hetzen das Volk ge»
gendenKaiserunddieEmpörungistso allgemein, daß bierathlosen
Gubernatoren hier (in Petersburg) anfragen, ob sie zu Gewalt»
Mitteln greifen dürfen,um die Gemütherzu beruhigen." Die Prie-
ster hatten Grund, wüthend zu sein. Der tolle Peter, der nach den
Tod seiner Tante E.isabeth den Selbstherrscher mimte, hatte die
Heiligenbilder, das Gewand, den Bart und das Besitzrecht der
Kirchenleute abgeschafft. Die Popenschaft sollte sich rasiren, den
Rock des lutherischen Pfarrers anziehen und ihren Sold vom
Kaiser empfangen, der sich im Schloß eine protestantische Kapelle
einrichten wollte. So freche Verachtung ehrwürdigen Brauches
mußte die Russen zurAuflehnung reizen. Aber neben dem in Kiel
geborenen gottorpischen Peter Fjodorowitsch saß die Anhaltine»
rin Katharina Alexejewna auf dem Thron der Palaeologen: et
cette catin etsit un grancl Komme. Sie ließ den boshaften Narren
vondenOrlows morden undzeigte den Willenzu ernsterReform-
arbeit. Die Senatoren, schrieb sie,sollen endlich ihre Pf.icht thun;
wer nicht redlich und würdig des Amtes walte, sei ohne Erbar»
men wegzujagen. Doch die Fülle der Ukase vermochte das geile
Genie dieser Kaiserin nicht zu sättigen. Sie wollte nicht als Ver»
treterin derAutokratie von den feinsten Europäern bespöttelt wer-
den, die schon neidisch ins Inselland der Erbweisheit lugten;
wollte auch ihr Parlamentspielchen haben. Natürlich ein selbst er»
fundenes, nicht etwa den SemskijSobor (oder dieSemskajaDuma)
der alten Großfürsten von Moskowien. Sollte die stolze Schüle-
rin Montesquieus und Beccarias, Voltaires und der Encyklo-
pädisten ein verfallenes Gemäuer aus dem Schutt graben?Nichts
für die Frau, die sich in alle Formen des ihr fremden Glaubens
und Aberglaubens gefügt und die Taufnamen Sophie Auguste
mit denjedesRussenherz erfreuenden IekaterinaAlexejewna ver»

tauscht hatte,dieumjedenPreis aber alsEuropaerinundalsGenie
von eigner Gnadebewundertseinwollle.Ihre Gesetzgebende Kom-
mission mußte anders sein als alle irgendwo bestehenden Stände»
vei sammlungen. Indirekte Wahl. Ieder Abgeordnete bekam von
der Regirung ein cskier,in das er die Wünsche und Bedürfnisse
seines Wahlkreises einzutragen hatte. Öffentliche Berathung.
Ausführliche Sitzungberichte und genaue Anwefenheitkontrole.
Die Geschäftsordnung hatte Katharina selbst entworfen. Als die
Sache dennoch nicht recht klappen wollte, schickte sie dem Ersten
Präsidenten (die in Knechtssinn gewöhnte Mehrheit hatte einen
Orlow gewählt, die Kaiserin aber, um ihre Unparteilichkeit zu zei»
gen, Bibikow ernannt) Berichte über englische Parlamentsver»
Handlungen, damit er sehe, wie es gemacht werden müsse. Kein
Gesetzentwurf durfte in Hast durchgepeitscht, die Freiheit derRede
nicht geschmälert werden. In dem (angeblich auch vonKatharina
allein) für die Xommissw verfaßten Programm (I^aKa?) standen
wunderschöne Sätze. »Der Bürger soll nicht den Bürger,sondern
nur das Gesetz fürchten. Wenn jeder Bürger sich voller Sicher»
heit erfreut, entsteht die Ruhe des Gemüthes, ohne die politische
Freiheit nicht zu denken ist. Ich weiß (und halte für rühmlich, es
auszusprechen), daß ich nurdieAufgabe habe, dem Wohl meiner
Völker zu dienen, und werde nie den Schmeichlern glauben, die
täglich wiederholen,nur für die Fürsten seien die Völker da. Wenn
unser großes Werk vollendet ist, darf es auf der Erde kein Volk
geben, das gerechter regirt wird und kräftiger gedeiht als das
russische." Pompöse Sätze,wie russisches Vollblut sie niemals ge»
funden hätte. Die Arbeiten wurden mit Feuereifer im Plenum
und in den neunzehn Ausschüssen begonnen; und das Präsidium,
in dem neben Bibikow und dem Generalprokurator Wjäsemskij
auch ein Schuwalow saß, hielt streng auf guten Ton. Trotzdem
kams zwischen Adel und Kleinbürgerthum zu manchem Strauß.
Alle wollten reden; und wer das Wort einmal hatte, gabs nicht
so leicht wieder her. Natürlich fehlte auch die russische Spezialität
der fürstlichen Demagogen nicht; einer soll in den Hundstagen des
Iahres 1767 ein Gesetz gefordert haben, das denLehrern verbiete,
die Schüler zu prügeln. Unbequem wurde die Redefreiheit erst,
als Ukrainer und Balten ihre Privilegien verfochten. Staatsrecht-
liche Fragen, mußte Bibikow auf Allerhöchsten Befehl da schnell

verkünden, gehören nicht in den Geschäftskreis der Kommission,
sondern können nur von der Selbstherrscherin beantwortet wer»
den. Das war der erste Streich. In der zweiten Session, deren
Schauplatz der petersburgerWinterpalast war (vorher wars der
Thronsaal im Kreml gewesen), wurde die Sache schon langweilt»
ger, die Pause zwischen den Sitzungen länger, die Präsenzziffer,
trotz den Diäten, kleiner. Dann mußten die Bojaren und Kosaken
in den Türkenkrieg: und Katharina benutzte den Vorwand, schickte
die Kommission heim und ließ nur die Ausschüsse weiterarbeiten.
Jetzt erst.schrieb sie später, hatte ich melnReichkennengelerntund
wußte, für wen ich zu sorgen habe. Das Schauspiel religiöser und
nationaler Zersplitterung, das die 564 Erwählten boten, wurde
nach und nach aber lästig; konnte auch schädlich werden. Die große
Herrscherin lehnte sogar denTitel «Landesmutter" ab, der ihr an»
geboten ward. Aus dieser Schüssel schmeckte ihr nichts mehr.
In dem Taurischen Palast, den sie für ihren Patiomkin bauen
ließ, ist seit 1906 die Volksstimme wieder zu hören.Wie lange ? Epi»
sode oderGeschichte? PatiomkinschesDorf oderWendepunkt der
Entwickelung? Nur Helios vermags zu sagen, der alles Irdische
bescheint. Europäermummereien ähnlicher Art sind in Rußland
oft gewagt und noch öfter empfohlen worden; von dem ersten und
dem zweiten Alexander, von Speranskij, Stroganow, Miljutin
und manchem Anderen. Lange hats nie gedauert. Auch diesmal
sollte eine Parlamentsform gefunden werden, der die Schutzmarke
gebühre: ^lacle in Kussia. Keine Notabelnversammlung. Point cle
notables; je ne veux pas äe1789,hatteAlexander derZweitegesagt,
als dieIntelligenz laut ihrenTheilan derRegirung heischte;und
Bismarck, der in seinemBericht an Schleinitz dasWort erwähnt,
fügt hinzu: «Ereignisse sind stärker als menschliche Pläne und von
ihnen wird auch die Zukunft aller guten und schlechten Reform»
Projekte für Rußland abhängen. Bleibt die Zeit ereignißlos, ss
glaube ich doch, noch lange genug zu leben, um Gortschakow vor
russischenNotabeln reden zu hören. "NikolaiAlexandrowitsch hat
die Antipathie des Großvaters geerbt. Wollte aber auch nicht den
Namen Semskij Sobor. Und der Instinkt hat ihm vielleicht den
richtigen Weg gezeigt. »DerSobor", hat PaulSchuwalow 1380
gesagt, „für den unsere neuenSlawophilen so eingenommen sind,
scheint mir die unbequemsteForm politischer Vertretung. Parla»

mente kann man auflösen, wenn die Reglrung nicht mit ihnen zu
arbeiten vermag. Unsere Russen würden, sobald wir ihnen nicht
denWillen thäten,einfach striken; sichweigern,anBerathungen mit-
zuwirken, deren Nutzlosigkeit festgestellt sei. Dadurch geriethe das
Land dann in konstitutionelle Krisen, aus denen sich die Regirung
nur mit vermindertemAnsehen, vielleicht unter schmählichenBe»
dingungen, retten könnte." Solche Krisis ist auch in der Reichs-
duma möglich. Der Name erinnert Volk und Kaiser wenigstens
aber nicht an die altflawische Nothversammlung, deren Mitglieder
weder Rechte noch Praerogative hatten und von der nur auf be»
stimmte Fragen eine (den Großfürsten und Gossudar nicht bin»
dende) Antwort, ein unmaßgebliches Gutachten verlangt wurde.
Von der Notabelnvertretung ists nicht weit bis zum Konvent.
-Nikolai Alexandrowitsch ist im Mai 1868 geboren, im Mai
1891inOtsu von einem japanischen Polizeisoldaten am Kopf ver»
wundet worden. Zehnter Mai 1895: Admiral Makarow hat auf
der Landkarte mit rothem Stift den Bezirk eingezäunt, den Iapan
nach dem Siegüber China herausgeben soll, und zwingt, im Beach-
Hotel der Hafenstadt Tschifu, durch eine von Deutschland und
Frankreich unterstützte Drohung die Männer von Nippon, die im
Vertrag von Shimonseki ihnen zugesprocheneLiau»Halbinsel und
besonders schnell Port Arthur zu räumen. MerzehnterMai 1896:
Rußland schließt mit Iapan einen Vertrag, der Koreas Unab»
HSngigkeit feierlich verbürgt, die Rechtsansprüche auf öffentliche
Arbeiten abgrenztundbeideKontrahentenverpflichtet,ihreSchutz-
truppe auf derInfel nicht über die Präsenzziffer von tausend hin»
aus zu erhöhen. Dreißigster Mai 1896: Nikolais Krönung in
Moskau; auf dem Chodinkafeld werden dreitausend Menschen
von Volksgenossen überrannt, erdrückt, zertreten. Achtzehnter
Mai 1899: Nikolais Friedenskonferenz wird im Haag eröffnet.
,ErsterMai 1904: Kuroki kann melden, daß die Valulinie geräumt,
General Sassulitsch nach Tashantin zurückgeworfen ist. Achtund»
zwanzigster Mai 1905: Roschdestwenskijs Geschwader wird in
der Koreastraße von Togo vernichtet. Das sind die wichtigstenMai-
tage aus dem Leben des Kaisers, dessen kraftlos himmelan stre»
bender Sinn sich in irenischenHetlandswahn verstieg. Amzehnten
Mai 1906 hat er die Reichsduma eröffnet. »Der arme Nika!«
Seine Haltung und feine Rede war gut. Zum ersten Mal

fühlte er sich im Innersten ruhig: er that endlich ja, was die beiden
Kaiserinnen so lange erbeten hatten. Freiheit, Ordnung, Volks»
aufklärung, Wohlstand, Verjüngung des Russenreiches: Alles
sehr hübsch, taktvoll, ohne Phrasenpomp. Sehr nett auch, daß er
den Gruß an die Duma stehend verlas. Das Thun und Unter»
lassen der petersburger Machthaber zeugte nach den Monaten
der Putsche oft von wiederkehrender Klugheit. Wer das allge»
meine, gleiche, direkte Wahlrecht, das Preußen, nach der Ueber»
zeugung des Herrn vonBethmann»Hollweg, nicht ertragen kann,
für die hundertMillionen russischerAnalphabeten fordert, ist ein
Narr, auch wenn er den Professortitel trägt. Tocqueville (De I«
ämocrstie en ^merique) hat gesagt: »)e vois cZans le äouble äeZre
electorsl le seul mo^en äe mettre I'usage äe la liberte politique s >s
portee äe toutes les elasseL äu peuple. Leux qui esperent lsire äe ce
mo^en I'arme exclusive ä'un parti et ceux czui le craiZnent, me ps>
rsissent tomber äans une eZale erreur."UndTaine: »RadikaleZei»
tungen werden behaupten, die indirekte Wahl stehle dem Volk
seine Rechte. Die Behauptung wäre falsch; denn dieses Wahl»
system giebt keiner Klasse ein Vorrecht und wahrt das Interesse
der größeren Zahl. Daß die Arbeiter der großen Städte damit
nicht zufrieden sein werden,ist bedauerlich,aber ungefährlich, wenn
die Regirung sich nicht sehr schwach fühlt; denn diese Arbeiter sind
in der Minderheit und haben nicht das Recht, ihren Willen der
Mehrheit als Gesetz aufzuzwingen." Vernünftig war auch die
Umwandlung des Reichsrathes in eine Erste Kammer und das
kühle Trachten, indem Verfassungsgesetz und der Amnestie sich
brauchbare Handelsobjekte zu sichern. Wäre der Versassungent»
wurfdemVotum derDuma überlassen,dieAmnestie ihr alsPathen-
geschenk ins Haus gebracht worden, dann hätte sie sofort vielmehr
verlangt, als gewährt werden konnte. Das Selbstgefühl der Ab»
geordnetenwarfreilich kaum noch einer Steigerung fähig. »Nicht
zubitten haben wir, sondern zufordern." «Kein Festmahl, so lange
irgendwo noch ein Märtyrer im Kerker schmachtet." »Militär,
Polizei und Tshinowniks werden in diesem Saal nicht geduldet."
»Die Autorität der Duma ist die höchste im Reich." So redeten
die Männer der taurischen ^lontsgne. Doch haben sie ohne Murren
auch den Satz hingenommen: »Wer für das VolkRechte heischt,
darf das Recht des Kaisers nicht mißachten." Der Anfang war
also nicht schlecht und die russische Welt ging noch nicht unter.

DerMushZk sah sich plötzlich von allen Seiten umbuhlt. Wenn
das Allheilmittel der Bodenreformer empfohlen und die Frage
gestelltwird, ob die expropriirten GrundherrenAnspruch aufEnt»
schädigung haben, ists mit holdem Schmeichelwort aber nicht ab-
gethan; dann muß Farbe bekannt werden. Woher das Geld zur
Entschädigung nehmen? Und weigert man sie, so flüchtet das vor
weiterreichender Sozialisirungzitternde Kapital ins Ausland und
die Russenwirthschaft verdorrt völlig. Dazu kommen die natio»
nalen und regionalen Gegensätze. Tagt die Duma lange, dann ist
ein Nationalitätenkampf unvermeidlich, gegen dessen barbarische
Heftigkeit alles in Oesterreich Erlebte wie Kindergezänk klänge.
Schlimm ist, daß so viele Ideologen gewählt werden; noch mehr
als in die ersten deutschen Parlamente, denen siedieKraft zunütz»
licherArbeit lähmten. Diese intellectuels bedenken nie, daß sie nur
eine schmaleSchicht bilden, erkennen nie das Interesse derMasse
(oderschätzen es gering), wollen das Land nach dem Wunscheines
Häufleins Wurzelloser regiren und sichern sich durch pfiffige
Schwatzkünste die Mehrheit. In Rußland sinds die Häupter der
Konstitutionell-Demokratischen Partei (K^-D.; daher der Spitz«
nameKadeten, den Polen dem verhaßtenMusterwort Hakatisten
nachgeahKlHaben). Diese Leute, hatWitte gesagt, sind unter ein»
ander ja gar nicht einig; haben verschiedene Wünsche, Tempera»
mente,Ziele. Könnensich trotzdem abereinWeilchenin derMehr-
heit behaupten. Ein anderer Minister, ein weimarischer, hat einst
geschrieben: «Nichts ist widerwärtiger als die Majorität, denn
sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die
sich akkomodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der
Masse,die nachtrollt, ohne im Mindesten zu wissen, was sie will."
In Rußland ists genau wie in Europa; und natürlich will man
auch da seine Große Revolution mit Constituante und Convention
haben. Die Bauern aber, nicht die Intellektuellen, werden den
Lauf der Dinge schließlich bestimmen. Deren Landhunger wird
nicht leicht zu stillen sein. Die nach Katharinas Geschäftsordnung
gewählten Ausschüsse tagten noch, als Pugatschew aufstand und
die russische Iacquerie begann. Mit Parlamentariern kann eine
halbwegs kluge Regirung, die Etwas zu bieten hat, sich immer
verständigen. Schon der Diätengenuß ist nicht zu verachten; der
zurMitarbeitBerufene sieht dieSachenganz anders als der aus
müßigem Neid Zuschauende; und die Hoffnung auf Titel, Wür«

den und Pfründen sänftigt selbstpaganische Wildheit. ImFebruar
184« rief OdilonBarrot den Rebellen zu: „Gebt die Revolution
auf, liebe Leute; sie ist nicht mehrnöthig. Stellt dasFeuer ein: ich
bin ja Minister." Und als Herr Clemenceau, der Verächter aller
thronenden Gewalt, Minister des Inneren geworden war, machte
er, am ersten Mai 1906,Paris zu einem Heerlager und erklärte, auf
derSeite derBarrikade dürfe man ihn nicht suchen. Nikolai wäre
der naivste Fant gewesen, wenn er auf den Rath derZeitungschrei»
ber gehört und den Kadeten schon jetzt Portefeuilles anvertraut
hätte. Dazu ist inextremisnochZeitgenug. Wer angelnwill, schleu»
dert denKöder doch nicht, mit einem Wurf, ohneLeine ins Wasser.
»Gortschakow träumt,wenn er feinerPhantasieAudienz giebt,
Reden, welche die Stimmung bewundernder Senatoren beherr»
schen und in Paris gedruckt und auf der Straße gekauft werden;
der hohe Adel träumt englische Pairsstellungen und mirabeausche
Erfolge; Miljutin aber,der Vertraute des GroßfürstenKonstantin,
Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern und der schärfste
und kühnsteGeist unter denProgressisten,ist zugleich der bitterste
Adelshasserund denkt sich das künftige Rußland als Bauernstaat,
mit Gleichheit ohne Freiheit, aber mit viel Intelligenz, Industrie,
Bureaukratie, Presse, etwa nach napoleonischem Muster". Von
diesen russischen Typen, die Bismarck1861 seinem Minister schil»
derte, ist noch keiner ausgestorben; und hinzugekommen sind eigent-
lich nur Intellektuelle und Bauern. Den politisirenden Professor
kennenwir; dieVorzügeund die Mängel seinerWesensart.Was
aber von denBauern zu hoffen,zu fürchten sei,wußte auch imZaren»
i?eich kaum Einer. Werden sie denBegriffdes Privateigenthumes,
der ihnen im kommunistischen Landgemeindeverband fremd blieb,
jetzt lieben lernen oder, wie fo lange der Tyrannei des Uir, nun
dem.Geheiß des Agitators sich stumpfsinnig beugen? Für den
Individualismus oder für marxischen Sozialismus stimmen?
Sicher ist nur, daß sie Land fordern werden; unddaßerst mitdiefer
Forderung die eigentliche Revolution beginnt. Noch ist, außer in
der rauhen nordöstlichen Zone, das Gebiet der Latifundien eben
so groß wie das des Bauernbesitzes. DerMushikdarbt; der adelige
Gutsbesitzer(denWitte deshalb denWächter des Grundkredites
genannt hat) lebt von Hypothekenschulden, Waldverwüstungen
«nd Nothverkäufen. Beide Gruppen werden von den schönsten

Reden nicht satt. Sie konnten sich zumRuf nach derAmnestie ver»
bünden und eine Weile andächtig die Vertreter der Intelligenz
bestaunen. Muß derInteressengegensatz sie aber nicht bald wider
einander waffnen? Und kann einMinisteriumNikolais, das vor
d ie ungewohnte Aufgabe gestellt ist, mit einer OeffentlichenMei»
nung zu rechnen(einer russischen gar, die von einem zum anderen
Tage jäh schwankt), stark genug sein, um diesen Bruderkrieg zu
hindern? So lang der Zar das heilige Väterchen war, der auf
leuchtender Höhe unumschränkt schaltende StatthalterGottes, trug
der Bauer in stummer Demuth sein Schicksal und murrte nicht,
wenn ein Hungerjahr dem anderen folgte. Seit neun Iahren ist
Nikolai entgottet, ein Kaiser, der die Gewalt mit gemeinem Volk
theilen mußte; und der Bauer sitzt mitBojaren im höchstenRath.
Wie lange wird er geduldig noch weiter darben?... Ieder Schritt
ins Reussenreich führt den Wanderer vor neue Probleme.
Witte, der die Ehre des Parlaments bringers erlangt hatte,
konnte nicht Minister bleiben. Die Kame inassouv!e all Derer, die
er nicht an die Krippe ließ, hätte ihm das Wirken unmöglich ge-
macht. (Auch Necker, der doch gebildeter, klarer und behender war,
hat sich vor den Generalständen nicht lange gehalten.) Das Boden»
Problem hätte ihm in der Duma noch mehr Schwierigkeiten be»
reitet als jedem Anderen. Er hat 1893 gegen Woronzow das
KollektiveigenthumderLandgemeindenverfochten und später den
Mir das UnglückRußlands genannt. In seinem allzu berühmten
Immediatbericht über Semstwos und Autokratie hat er für die
ungeschmälerte Fortdauer der Selbstherrschaft und gegen die
Machtanmaßung der Provinziallandtage gesprochen. Er konnte
nicht bleiben. Und Goremykin, der im Kampf um die Semstwos
sein Gegner war, schien als Nächster zur Erbschaft berufen. Aber
auch Necker ist aus Coppet noch einmal ins Ministerium zurück-
gekehrt. Witte konnte im Reichsrath für die Renaissance seines
Ruhmes besser sorgen als auf einem Ministerstuhl: er hat sich in
oller Hast wiederumgekleidet undschwärmt,alswäreerderjüngste
der Kadeten, für Volksrechte und Freiheit. Warum nicht? «Wenn
Rikolai ohne ihn nicht weiter kann, holt er ihn noch einmal zurück.'
Rur dann; und sehr ungern. Er mußte. Zum letzten Mal?
Mit Witte ist damals Graf Lamsdorff gegangen, der sein
Geschöpf, seiner Künste williges Werkzeug war. Ein braver, treuer

Mann ohne Initiative, der den Asiatenkrieg nicht wollte, doch
gegen Alexejew»Abasa»Bezobrazow nicht aufkam und Alles
glaubte,wasBaronRosenihmausTokioschrieb.Nun war Keiner
mehr sichtbar,den dieDuma für den Krieg und die Schreckenszeit
verantwortlich machen könnte. Lamsdorffs Erbe wurde HerrIs-
wolskij. Der kannte dieWelt, hatte im Vatikan nicht seineMeister
gefunden und in Iapan mehr gesehen als nach ihm der blinde
Rosen. Seinem Ehrgeiz zeigte sich ein hohes Ziel; er sollte den
Ruhm russischer Diplomatie erneuen und, wie einst mit Leo dem
Dreizehnten, nun mit Eduard dem Siebenten einen moclus vivenäi
schaffen. Britanien, Rußland, Frankreich, Iapan, Italien durch
Verträge zu Schutz und Trutz geeint, Amerika durch Kanada, die
Philippinen und den ostasiatischen Markt hypnolisirt, Oesterreich
durch das Balkanabkommen (Lamsdorffs einzige Leistung; und
auch die hatte Lobanow längst vorbereitet) anRußland gebunden,
der Iflam in Konstantinopel, Kairo, Fez belehrt, daß deutsche
Worte ihm gegen britisches Handeln nicht helsen: Das wäre der
Triumph des zärtlichen Onkels über den Neffen geworden.
Und wer regirt seitdem inRußland? »DerKnabe da," sagte
Themistokles einst zu seinen Freunden, »lenkt Griechenlands
Geschick; er beherrscht seine Mutter, seine Mutter mich, ich gebiete
den Athenern und dieAthener denGriechen. "Rousseau, der das
Scherzwort stockernsthaft wiederholt, fügt hinzu, in den größten
Reichen gebe fast immer eine winzige Hand heimlich den Stoß,
derAlles in Bewegung setzt. Soistsnochheutewahrscheinlichauch
im Reich der Khane. Wenn die kranke Zaritza und Alexanders
Witwe nicht seit Iahren so eifrig die Konstitution empfohlen hätten»
wäre im Taurischen Palast nicht die Erinnerung an die Nats.
(Zenerauxund das)eu <ie.?aume erwacht. Europa spreizte sich frei»
lich in dem Wahn, durch Rath und Beispiel die Wandlung be-
wirkt zu haben, und schwor, daß die Oeffentliche Meinung der
wahre Regent Rußlands sei. Werlacht?NikolaiAlexandrowitsch
wollte in seinem Leidensbett besser liegen und hat sich drum auf
die andere Seite gedreht. Wenn seine Russen wieder mit Pulver
und Dynamit wirthschaften, findet der Patient die neue Lage eines
Tages vielleicht noch unbequemer als die alte. Ob die Bauern
dann aber noch für ihnzu haben sind? Nur die Probe kanns lehren.
Vielleichtistsienichtfern. Die Agrarreform ist klug begonnen.

noch aber nicht bis ans Ende geführt worden; und Goremykin
heute ein verbrauchter Mann. Der Zwang zur Enthaltung von
Alkohol (die HerrHanotaux auch seiner Republik empfiehlt) wirkt
auf die Volksmasse sicher wie Himmelssegen; erleichtert dem Fi»
nanzministerBark (den russische Städterungeduld schon eine Niete
schilt) aber die Amtsführung in böser Kriegszeit nicht. Wird die
nach Frieden langende Gruppe Kriwoschein»Witte (der dem ab-
trünnigen Schüler Kokowzew wieder die Arme öffnen könnte) sie»
gen oder noch einmal vom Ungestüm Iswolskijs überrannt wer»
den? Die Frage ist in drei andereverknotet: ob das Kriegsglücksich
Völlig vonRußland wenden, das Stadtvolk und der Bauer, auch
nach dem Verlust Polens, ruhig bleiben, der genesene Magus
NasputinindieHofgunst zurückkehrenwerde. So langedierussische
Herrschaft in Ostgalizien währt und dort das letzte Achtel derzwei-
unddreißig Millionen Ukrainer unter der Fuchtel hält, darf der
hitzigeOheim zumsanftenNeffenNikolaisprechen: »Du hast.was
Du begehrtest!" Mindestensfo lange istauchvonderReichsduma
nichts Ernstes zu fürchten. Die ist ziemlich zahm geworden; wirds
aber nur bleiben, bis die Patriotenstimmung verbraust ist. Das
weiß selbst Sasonows staubgraue Einfalt: und peitscht drum, mit
lahmender Kraft, alte Russenhoffnung aus dem Siechbett. »Die
Meerengen! Konstantinopel!" Katharinas Heilmittel gegen die
Zersplitterung ihrer ,Konimission,. Als aus Frankreich dieBlitze
der Schreckenszeit über Europens Leib hinzuckten, schrieb, 1792,
noch dieKaiserin, nachihremTodsolledieLandestrauerhöchstens
lechs Monate («je kürzer, desto besser"), das Verbot von Volks»
festen höchstens sechsWochenwähren,stetsaberfürdie Erfüllung
ihrerHauptwünsche gearbeitet werden; des ersten: daß Großfürst
Konstantin einst als Griechcnkaiser am Bosporus throne; des
zweiten: daß die Prinzen von Württemberg, überhaupt «Halb»
deutsche" in die Geschäfte des russischen und des griechisch» orien»
talischen Reiches niemals dreinreden dürfen. Seit dem zehnten
Mai 1906 hat sich weder die Krankheit noch die Behandlung im
Wesentlichsten geändert. UndderkriegerischeGeist,denRousseau
vermißte, ist noch heute nicht gestärkt. Für die Bauern und für die
Industrie wurde viel gethan; nicht genug, um in windstillen Tagen
Zufriedenheit zu sichern. Nikolai kann noch bereuen lernen, daß
er dem Damenrath folgsam war. Bald wird wieder Mai.

Die Zukunft.
(Am dreißigsteu Ianuarhatte ich hier gesagt: »VondenTha-
ten derGalizischenLegion haben wir weniger gehört als von dem
Verrath und derAusspähung,derenOesterreichsHeersichaufsei»
nem Vormarsch und auf seinem Rückzug kaum zu erwehren ver-
mochte; und dieThatsache, daß fast siebenhundert Staatsbeamte,
also Polen, der Mitwirkung zu solchem Trachten verdächtigt wur»
den, müßte Ieden, der nicht blind sein will, lehren, was ist." In
einem Offenen Brief sagt mir Herr Dr. Ladislaus Ritter von Ia»
worski, «Präsident des Obersten Polnischen Nationalkomitees",
dieLegionen seienPolensStolz und ihreLeistung verdiene diehöch-
ste Bewunderung. Ich habe keinen Grund, daranzuzweifeln; hatte
von diesen Heldenthaten aber bis her nicht gehört. Herr von Iawor«
ski behauptet dann, ich habe, siebenhundert Polen des schnödesten
Verrathes bezichtigt",undsordertmich auf, »Beweise fürdiese Be»
schuldigungzuliefern". Ich hoffe, daß seine ersteAngabe auffeste»
ren Füßen steht. Bezichtigt? Nein. Verdächtigung erwähnt. Will
derRitter die leugnen?Bestreiten,daß inGalizienTausendever»
haftet,fastsiebenhundertBeamte verdächtigtwurden?Nichtnur von
ukrainischen Polenfeinden kam mir die Kunde: auch ausdeutschen
Denkschriften ganz und gar Unbetheiligter. Wie viele Verdäch»
tigte einer Schuld überführt wurden, wird das Urtheil steirischer
Gerichte zeigen. Daß wir darüber und über «Beweise" erst nach
dem Krieg rückhaltlos reden können, weiß der Schreiber des Of»
fenenBriefes ebenso gut wie ich.Daß ihm «schwerfällt,seine Ent»
rüstung zurückzuhalten",bedaure ich; jetzt aber istRüstungunent-
behrlich,Entrüstung schädlich; undnichtdieBehörde nurverbietet
lauten Streit. Deshalb citire ich heute nichts aus der Flugschrift
über«die russische Propaganda und ihre polnischen Gönner in Ga»
lizien", lasse die grazer Blätter ruhen und frage nicht einmal, war»
um zu uns, den Bundesgenossen, aus Oesterreich nur offene Briefe
gelangen. Iaget, Ritter und Knappen, den Feind aus Habsburgs
Reich; dann können Entrüstete in Ruhe weiter reden.)

Faselnacht.

«AmAusgang dieses Krieges werden Briten und Franzosen
einander so fest verbündet sein, wie niemals in derGeschichte zwei
Völker waren. Wir Engländer haben noch nicht haffen gelernt.
Weil unfere Behaglichkeit noch nicht gestört worden ist. Kommts

dahin, dann wird sich zeigen, ob wir hassen können. Drei Menschen»
alter hindurch war diese Empfindung uns fern; ich bin begierig,
zu wissen, wie sie nach derAuferstehung aussehen würde. Das neue
Freiwilligenheer (meinIunge ist Lieutenant bei denIrish Guards)
wirkt höchst stattlich und die Mannschaft glüht von Eifer. In meiner
Gegend lagern zwanzigtausend Mann; prächtige und gescheite
Kerle. Sie fragen die Verwundeten, die ja schon in dichter Schaar
heimgekehrt sind, nach Wesen und Sitte der Deutschen. Dann hören
sie: ,Ohne sein Material ist der Socke nichts.' Oder: ,Nurim
Schießgraben ist derDeutsche was werth/ Schließlich entscheidet
in jedemKrieg dieGewehrleistung.Wirwerden im Frühjahr eine
Million Menschen, vielleicht noch mehr haben. Politik? Daran
haben sich, leider, beide Länder den Magen verdorben. Muß man
aber zwischen zweiUebeln wählen, dann, scheint mir nachgerade,
taugen für die Wirrniß solchen Krieges halb verseuchte Demo»
kratien noch eher als eine ungeheure, vollkommene Maschine, in
der jedes kleinste Rädchen in Ordnung ist, die aber Maschine bleibt.
Fast alle Männer, mit denen ich in meiner Iugend verkehrte, und
viele,dieich späterkennen lernte, sind tot, verwundet oder gefangen.
Ich komme mir wie eine unnützlich ragende Cheops»Pyramide
vor. Alle aber sind in bester Stimmung gestorben. Ich sage zu
Jedem, was Ieder zu mir sagt: Der Krieg wird drei Iahre dauern.
Im Innersten zweifle ich; mir scheint: nicht an Feuer, doch an
Brennholz fehlts. Auch frage ich mich, wie lange der Locke aus»
halten werde, wenn er den Feind im Haus hat. Das Handeln seiner
Truppen gegen Unbewaffnete zeigt einen so unsauberen Sadis»
mus,daß ich nicht sicher bin, ob diese Leute einer irgendwie rauhen
Behandlung auf ihrem eigenenBodenStand halten werden. In
diesen Zweifeln bestärkt mich der Inhalt der deutschen Presse: so
drückt ein großes Volk seine Gedanken nicht aus. Ietzt erzählen
sie drüben, eigentlich habeDeutschland stets Frankreich geliebt und
würde sich noch heute am Liebsten mit ihm verständigen, um sich
in voller Freiheit danach gegen England zu wenden. Im Grund
ists ein merkwürdig einfältiges Volk; ihre Bösartigkeit scheut keine
erdenkliche Mühe; aber sie bleiben Tölpel. Was ich thue, dünkt
mich unwichtig: Alles. In manchen Stunden ekelt Einen die Tinte.
Seienwir, dennoch, froh, diese Zeitzu erleben. Das Ende wirduns
sicher günstigund der Wiederaufbau Europas ein sehenswerthes

Schauspiel sein. Sind wir dann schon tot: unsere Völker werden leben und eineneueWeltschaffen.DieharteMonotonie des Krieges lastet mit doppeltem Gewicht auf uns, die nicht kämpfen, uns ganz dem immer gefährlichen Zeitvertreib des Nachdenkens hingeben und Keinem was zu Leid thun können. Wenn unsere Iungen von derFront heimkehren, schelten sie, weil wir zuernst seien. Der eine, der Seemann, fragte mich neulich ganz harmlos, ob mirUn» angenehmes geschehen sei, und begriff nicht,warum ich zu lachen anfing. Wir, Franzosen und Engländer, hatten uns an die Presse, wie an andere Erregungmittel,gewöhnt. Daß Rußland denWodka verbot, war Kleinigkeit im Vergleich mit der Sperre Dessen, was wir ,Nachrichten' nennen. Diese Stimulantien sind nicht leicht zu entbehren. Der Locke erhält eine genau abgewogene Portion sorgsam sterilisirter ,Nachrichten'; und kann Behauptungen und Drohberichte in die Zeitungen der Nachbarländer schmuggeln. Die lesen wir, wie, während einer Entwöhnungskur, der Alkoholiker Spiritus oder Eau de Cologne kauft; und natürlich bekommt es auch uns schlecht. Dazu das trübe Wetter! Das wirkt auf die Galle. Ich könnte Nässe, Schmutz, Tümpel, fallende Dachziegel zum Gegenstand eines Gedichtes machen, das Ihnen die Thränen ins Auge triebe. Reden wir lieber von Anderem. Der Ton der Engländer hat sich gewandelt. Sie, der unser Volk kennt, werden aus einer kleinen Geschichte den richtigen Schluß ziehen. Ein Verwundeter sagt zu Neulingen,die an die Front sollen:,Man darf nicht in Wuth gegen die Deutschen kommen/Lange Pause.,Man darf nicht in Wuth gegen die IZockeL kommen: sonst zielt man schlecht/ Alle finden die Lehre richtig. Die Heimkehrenden reden ruhiger als zuvor; was sie über die Deutschen sagen, klingt jetzt höflicher. Das rechne ich zu den erfreulichen Indizien. Mir undAllenringsum ist leid, daß unsere Presse so zornig über die Geschichte von Hartlepool,Whitby und Scarborough sprach.Vielen Leuten, die für ihrBehagen nicht das Geringste fürchteten, ist die Beschießung sehr nützlich geworden. Unsere jungen Armeen habe ich gründlich betrachtet. In diesen Freiwilligen ist eine neue Kraft, eine neue Welt. Die Rekruten kommen aus unseren Schützenvereinen und schießen vom ersten Tag an leidlich. Das ganzeLand wandelt sich sachtin ein Heerlager; nur alte Leute sieht man noch ohneUniform. Am unserer Sache ganz sicher zu sein, müssen wir die Soldaten»

zahl noch verdoppeln. Unsere Kanadier würden Ihnen Freude
machen; ihre französischen Offiziere sprechen die herrliche Sprache
des achtzehnten Iahrhunderts, ,die reine,, sagen sie, denen Euer
pariser Argot mißfällt. Wunderlich ist Eure Gutmüthigkeit, die
dasVorurtheil hinnimmt,inFrankreich lebe ein leichtfertigesVolk.
Dem Fremden fällt gerade die Zähigkeit Eures Stammes auf.
Ich glaube nicht, daß ein anderes Volk ausgehalten hätte, was
Ihr seit fünf Monaten aushaltet. DieZeit, die ich an den Versuch
gesetzt habe, mich in die Psyche des Locke einzufühlen, konnte ich
besser verwenden. Staunend fehe ich, was ich nie für möglich ge»
halten hatte: ein ganzes Volk im Zustand höchster Erregtheit
<orga8m). Ein Weibervolk. Und durch all die Tollheit, durch die
wirre Fülle der Gräuel fühle ich etwas komisch Kleinstädtisches.
Diese Civilisation bleibt mir unverständlich. Als Rußland, vor
einem Vierteljahrhundert, Indien bedrohte, habe ichs nicht ge-
liebt; doch ich liebte und verstand die russischen Offiziere und
RußlandsDenken war immerhin menschlich,duldsam, vielfarbig,
von üppigem Reichthum. Welchem Ziel aber strebt der deutsche
Gedanke zu? Will er im Paradeschritt durch eine Reihe von sei»
nen Philosophen eingerichteter Höllen marschiren und sich selbst
anbeten, weilseineAufschirrung so lauten Lärm macht? DieAra«
ber ließen wenigstens die Wahl zwischen dem Iflam und dem Sä-
bel; der Locke kennt nur noch die Philosophie des Säbels. Wie
Sie ganz richtigsagen,handeltsichs um einen tollwüthigenHund;
nur aus denToddes armenThieres kann man hoffen. DieserTod
wird,wennich nicht irre, manchmal durch jähenBluteindrangins
Hirn bewirkt." (Herr Rudyard Kipling an einen Franzosen.)
»Die russische Regirung hat der französischen angezeigt, daß
sie, weil ihre Industrie alles Nöthige liefere, die in Frankreich be-
stellte Munition nicht mehr brauche. Das, sagte uns ein in Genf
lebenderRusse, dürfte Sie nicht überraschen. ,Rußland kann so viel
Waffen und Munition herstellen, wie es will. In der Hauptstätte
der Fabrikation sind dreißigtausend Arbeiter, in Eisenhütten und
Hochöfen, thätig. Die Riesenhütten von Barantscha machen nur
Geschosse. BeiPutilow, unserem petrograder Krupp oderSchnei«
der, arbeiten fünfzigtausend Mann Tag undNacht.Aus Sormo-
wo, bei Nischnij» Nowgorod, kommen Kanonen und Wagenzüge.
InZaritzin fabrizirt ein großes französischesWerkKriegsgeräth;
IS

ein anderes Werk dieser Art ist in Briansk. Die russtscheMilitär-
industrie ist heute mindestens eben so leistungfähig wie die irgend»
eines anderen Reiches. Und unsere Wirthschaft ist die einzige, die
vom Krieg nichts zu fürchten hat. Den Deutschen fehlt jetzt schozl
Kupfer: wir haben mehr, als wir je verbrauchen können. Das gilt
auch für Blei und Kohle. Sibiriens Kohlenschatzkammer ist uner»
schöpflich. Die englische Kohle, die vor dem Krieg, weil sie billiger
war als die ausdemUral,inPetrogradverbrannt wurde,istohne
Unbequemlichkeit zu entbehren. Petroleum liefern wir der ganzen
Welt. Außer den bekannten Quellen bei Baku, Grosny-Maikop
und in der Petschora giebts, zwischen Ural und Kaspischem Meer,
eine neue, die Europas Bedarf für das nächste Halbjahrhundert
befriedigenkann.Feldfrüchte habenwirinUeberfülle, seitdieAus-
fuhr verboten ist; und der Vie hpreis ist viel niedriger als in dem bil-
ligstenLande des Westens. DasAlkoholverbot hat noch nützlicher
gewirkt,als man ahnen konnte Wirsind wohl dieEinzigen,diesagen
dürfen, daß es dem Volk jetzt besser geht als vor dem August. Nur
Salpeter haben wir nicht selbst. Aber derWeg von Chile ist offen
und über den Stillen Ozean und die Transsibirische Bahn kommt,
waswir brauchen. Salpeter: daistDeutschlands schwächste Stelle.
Ich glaube nicht, daß mans aushungern kann; Menschen hats noch
genug und Kupfer kann es vielleicht durch ein anderes Metall er»
setzen. Wenn den Engländern aber gelingt, die Salpeterzufuhr
ganz zu sperren, müssen sie schließlich siegen. Für einenKriegvon
zwölf oder achtzehn Monaten reicht Deutschlands Vorrath nicht.
Und dann ists aus,... Weder in West noch in Ost, weder auf der
deutschen noch auf der austro.ungarischen Seite hat der Feldzug
von 1914 diePolitik an das Ziel geführt, das sie erreichen wollte.
Im Iahr 1915 verfügen beide Reiche nicht mehr über die selben
Kräfte wie am Anfang des Krieges; an sich und im Verhältnis;
zum möglichenAufwand der Gegner sind sie schwächer geworden.
Können Deutschland und Oesterreich-Ungarn noch hoffen, durch
Waffenerfolge zu gewinnen,was ihnen der Krieg bringen sollte?
Vielleicht, wahrscheinlich sogar werden fies versuchen; nur ver»
wegenePläne können ja aus unbequemerLage erlösen. Die Aus-
führung eines Strategenplanes, der, im Gegensatz zu dem von
1914, zuerst Rußlands Macht brechen und dann, während das
befreite Oesterreich'Ungarn sich wieder demBalkanzuwendet, den

RückströSrmachWest gestatten soll, böte ein schönes militärisches Schauspiel. Gelingt dieser Plan nicht so völlig, daß die germanischen Reiche ihrenAnfangswunsch erfüllt sehen, dann bereitet er vtelletcht vor, was man ,ehrenvollen Frieden' nennt: einen Frieden, in dem derSieger nicht alle Bedingungen, die er dem Besiegten aufzwingen wollte, durchzusetzen vermag." (sournal cZe Qeneve.)
«Um den russischen Kreuzer Semtschug bei Pulo»Penang überfallen zu können, hatte die Emden die russische Flagge gehißt. Um in die Irische See Minen zu legen, hatten deutsche sichinneu» trale Fischdampfer umgeschminkt. Trotzdem klagt im Deutschen Reich jetzt die Presse aller Parteien die Engländer der Völkerrechtsverletzung an. Wenn englische oder neutrale Schiffe sammt den Fahrgästen in den britischen Gewässern oder im Kanal vernichtet werden, ists ihre Schuld. Sie brauchten nur den Deutschen Lebensmittel zu liefern; und habenfürdasVerbrechenderBriten und Franzosen zu büßen, denen sie erlauben, wider alles Recht Deutschland auszuhungern. Das vergilt ihnen nach Gebühr. Die Piratendrohung gegen Handelsschiffe, die Bomben, die aus der Luft aufwehrloseBürger geschleudert werden: mit solchenPrahlergesten hoffen die Deutschen ihre Gegner niederzuzwingen. Wie unsinnig ihre Psychologie, wie falsch ihreRechnung war, werden sie eines Tages einsehen. Auch, wie abscheulich ihr Verfahrenist? Daran darf man zweifeln. Nach ihrer Meinung schafft nurdie Germanenkraft das Recht. Das giebts nur für sie. Verträge, die ihnen unbequem werden, sind ,einStückPapier'; und Völker, die anders denken,trifft zornigerHaß. Was dieDeutschenRecht nennen, ist die Verneinung allen Rechtes. Deshalb darf der Krieg erst enden, wenn ihnen die Kämpfer für die Freiheit und Ruhe der Welt unmöglich gemacht haben, einen neuen Krieg anzufangen... Aeber die angebliche anglo»belgische Verschwörung, die Deutschland ausschreit, hat das londoner Auswärtige Amt klare Auskunft gegeben. Die Behauptung des deutschen Kanzlers, England fei 1911 entschlossen gewesen, ohne Zustimmung der belgischen Re» girung Truppen inBelgien zu landen, ist als durchaus falsch erwiesen worden. Sie stützt sich ausPapiere,dieinBrüsselgefunden wurden und, aus den Iahren 1906 und 1911, über Gespräche englischer mit belgischenOffizieren berichten. DieThatsache, daß weder im Kriegsministerium noch im Auswärtigen Amt Englands

irgendeine Notiz über diese Gespräche liegt, beweist schon, daß
sichs nicht um offizielle Vereinbarungen gehandelt haben kann und
daß nichts einem militärischen AbkommenAehnliches beschlossen
wurde. Ehe ein Gespräch begann, sagten die Engländer deutlich,
daß sie nur zur Erörterung der Frage bereit seien, wie England,
im Nothfall, Belgiens Neutralität schützen könnte; und die Bel»
. gier schrieben selbst an den Rand ihres Berichtes: ‚Erst nach
deutscher Verletzung unserer Neutralität würden die Engländer
einmarschiren. Im Iahr 1911 sagte der belgische Offizier zu dem
britischenKameraden: ‚Nur mit unsererZustimmung dürften Sie
landen'. Und 1913 gab Sir Edward Grey den Belgiern die bin»
dende Zusicherung, daß keine britische Regirung je Belgiens Neu-
tralität verletzen werde; ‚so langesienichtvoneineranderenMacht
verletzt ist, werden wir niemals Truppen hinüberschicken'. Wenn
der Kanzler den Anlaß zu diesen Gesprächen kennen zu lernen
wünscht, braucht er sich nur eines Vorganges zu erinnern, der ihm
bekannt geworden sein muß.VomRhein bis an die belgische Grenze
hatte Deutschland, durch unfruchtbares und dünn bevölkertes Ge-
lande, ein dichtes Netz strategischer Bahnen gelegt, die einen plötz»
lichenUeberfallBelgiens (wie er imAugust ja auch unternommen
wurde) ermöglichen sollten. Diese eine Thatsache genügt zur Er»
klärung der Gespräche Belgiens mit den Mächten, die sich ver»
pflichtet hatten, dieNeutralitätzu achten, so lange sie nicht von einer
anderen Macht verletzt worden sei. Nur aufdieserGrundlagehat
Belgien verhandelt; nie auf einer anderen. Da der Kanzler sagte,
er hatte, wenn ihm die Gespräche von 1906 und 1911 bekannt ge»
wesen wären, den deutschen Einmarsch nicht ein Unrecht genannt,
muß man annehmen, daß nach dem Gesetzbuch des Herrn von Beth-
mann aus Unrecht geschwind Recht wird, wenn der vom Unrecht
Bedrohte es vorausgesehen und sich dagegenzuschirmenversucht
hat. Wer sich zu ehrwürdigeren Grundsätzen bekennt, wird billi-
gen, was KardinalMercier in seinem Hirtenbrief gefügt hat: ‚Bel-
gien hatte die Ehrenpflicht, seineUnabhängigkeit zu vertheidigen:
und war seinem Schwur treu.Die anderen Signatarmächte waren
verpflichtet, Belgiens Neutralität zu achten und zu vertheidigen.
Deutschland hat den Eid gebrochen, England hat ihn gehalten.
Das sind die Thatsachen'.. . Die internationalenAnleihen, denen
die Unterschriften Frankreichs, Englands und Rußlands die

stärkste aller erdenklichen Bürgschaften geben, ermöglichten ihnen, einander, zu gleichen Theilen, die Vorschüsse zu gewähren, die nöthig sind, um den Kampf gegen die germano»türkische Gruppe weiterzuführen und den zur Mitwirkung bereiten Staaten den Eintritt in den Krieg zu erleichtern. Das in Paris geschlossene Finanzbündniß hat aber auch handelspolitische Ziele. Die drei Reiche wollen in den neutralen Ländern gemeinsam einkaufen. Rußlands Ausfuhr ist durch eine Schlachtfront von achthundert KilometernnachWestengesperrt;nurSchwedensundRumäniens Grenzen sind ihm offen. Nur von Archangel und Wladiwostok aus kann es inKriegszeit über See exportiren. Die Ausfuhr der russischen Vorräthe, besonders der Getreidemengen, muß erleich» tert, muß nach England, Frankreich und in neutrale Länder gelenkt werden. Den drei Reichen kann weder Geld noch Kredit, weder Kriegsgeräth noch Nahrung fehlen. Das Bündniß ballt all ihre Kräfte, militärische, diplomatische, wirthschaftliche, zu unwider» stehlicher Gewalt... Der alte Herr Hoskier, der am siebentenFe« bruar gestorben ist.warnicht nur ein hoch geachteterBankier,son» dern auch einer der ersten Vorarbeiter des franko»russischenBünd» nisses. Als Däne hatte er am kopenhagener Hofe werthvolle Ver- bindungen, wurde in den engeren Kreis der Kaiserin Maria Fjo» dorownazugelassenund vermochte,durchstrengeRechtlichkeitund unermüdliche Geduld, das Vorurtheil zu tilgen, das gegen Frank» reich im Hirn des Zaren entstanden war. Mit dem Finanzminister Wyshnegradskij verständigte er sich 1889 über die erste pariser Russenanleihe.Alexander derDritte empfing ihn,lobte feine Lei- stung und sprach: ,Ein Glück, daß ich nicht mehr den Stiefelabsatz der Deutschen fühle!'Ein paarIahre danach, als das Abkommen fruchtbar geworden war, bat der Kaiser den klugen Bankier, den Serben aus ihrer Finanzschwierigkeit zu helfen. ,Ich empfehle Ihnen meine Kinder.'So kam die erste Serbenanleihe auf unseren Markt. Dem Ministerium des Auswärtigen war Hoskier stets ein willkommener Mitarbeiter. Die Menge kannte ihn nicht... Fürst Suzo, der rumänische Militärbevollmächtigte in Paris, hat auf dieFrage,was er über denKrieg denke, geantwortet: ,Ichglaube, daß derDreibundsiegenwird.DerBesuch des Kriegsschauplatzes hat mir alles Günstige bestätigt, was ich über die Organisation des Intendanturbetriebes, über den Muth, die Ausdauer und Stim»

mung Ihrer Truppen gelesen hatte.Deutschland,dassÄneHöchst-
leistung nichtmehrwiederholenkann,gleicht einer belagerten Rie-
senstadt und wird fallen, wenn ihm Lebensmittel und Munition
fehlen. Auf eine Entscheidungschlacht ist in der zeit der Graben»
kämpfenichtzu rechnen.ImAbnützungskriegsiegt derzulängerem
Widerstand Fähige. Das verstopfte, vereinsamte (Oesterreich zählt
ja nicht mehr)Deutschland muß unterliegen. Wie schwer ihm jetzt
schon dieOffensive wird,haben die Gefechte bei Soissons gezeigt,die
den Deutschen ungeheure Verluste und winzigen Ertrag brachten.,
Aehnlich klang das Urtheil des Hauptmanns Amundsen, der bis in
die neuste Zeit Schwedens Militärbevollmächtigter war. ,Vom
Generalissimus bis zum einfachsten Krieger, vom Großen Haupt»
quartier bis in den unwohnlichsten Schützengraben fand ich den
selben unerschütterlichen Glauben an Frankreichs Sieg, an den
Endtriumph. Diese Zuversicht drückt sich nicht inPrahlerei, in tö»
nenden Reden aus,sondern in kurzen Worten, entschlossenen Ge»
berden, einträchtigem Handeln, manchmal sogar in Scherzen. Die
gute Laune des französischen Soldaten war längst bekannt; seine
Ausdauer wird jetzt von der ganzen Welt bewundert,... Seit dem
Kriegsanfang hat Frankreichs Außenhandel, Einfuhr und Aus»
fuhr, um 3W3</2Millionen abgenommen. Der Warenaustausch
mit unseren Kolonien, mit den Verbündeten und den Neutralen
wurde um eine halbeMilliarde im Monat geschmälert. Die Herr»
schaft über das Meer giebt uns die Möglichkeit, auf dem Welt»
markt den Platz zu erobern,auf dem bisher unsereFeinde saßen.
Was uns neue Absatzstätten öffnen, neue Kundschaft gewinnen
kann, muß geschehen. Gerade in einem Abnützungskrieg ist der
Wohlstand der Wirtschaft ein Hauptbestandtheil der Lsndesver»
theidigung... Der Komponist Puccini protestirt gegen den Ver»
dacht, er habe gegen die Beschießung der Kathedrale von Reims
protestirt. Männer, die ihrer italischenHeimath mehr Ehrenglanz
verleihen, der großeDichter D,Annunzio und der bedeutendeHi»
storikerFerrero, haben dasBekenntnißzu anderem Glauben nicht
gescheut. Herr Puccini, dessen Werke in Paris viel zu oft aufge»
führt wurden, hatte allen Grund, dem französischen Publikum
dankbar zu sein. Er hat wohl aus Deutschland noch höherenAuf»
führünglribut bezogen: und will deshalb seine deutsche Kundschaft
nicht verstimmen. Das freut uns, wstts Beweist, daß in Deutsch»

land1>ei!>Geschmack noch schlechter ist als bei uns. Aber die Hal»
tung des Herrn Puccini ist nicht nur unfreundlich gegen Frank»
reich: sie ist eines Kunst ers unwürdig. Und deshalb mußderEnt-
sch luß des Leiters der Komischen Oper gelobt werden, der auf die
MederholungpuccinischerWerke verzichtet hat.. .DieVerwen-
dung fremderFlaggen galt längst als eine unter bestimmten Um»
ständen erlaubte Kriegslist. Drei berühmte französische Seemän»
ner.Surcouf, Suffran, Vence, haben diese List angewendet; und
daß England sie nicht verpönt, bewies es, als sein Flottenchef dem
Kommandanten derEmden,der dierufsischeFlaggegehißt hatte,sei-
nenDegen ließ und alle Kriegerehren gewährte.Das warnach einer
Rechtsverletzung nichtmöglich. Deutschland nimmt das Recht auf
die falsche Flagge also zwar für seine Schiffe in Anspruch, verbietet
aber anderen die Nachahmung des Brauches." I.l.e lemps.)
Herr Delcasse, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten,
war in London, wurde vom König empfangen, hatte lange Ge-
spräche mit den Ministern und telegraphirte aus Folkestone an
Grey: «Vor meiner Abreise muß ich Ihnen sagen, wie dankbar ich
für die Aufnahme bin, die ich bei Seiner Majestät und bei der
Regirung Großbritaniens gefunden habe. Mich bewegt die Er»
innerung an den Tag, da ich, vor fast zwölf Iahren, den Präst-
dentenLoubet begleitete, der denBesuchEduards des Siebenten
erwiderte. Damals beschlossen unsereRegirungen ein friedliches
Abkommen.GemeinsameFeindehabenes nun in ein Schutz»und
Trutzbündniß umgewandelt. Nach den Gesprächen milEurer Ex-
cellenz ist mein Vertrauen auf dasglücklicheEndedes furchtbaren
Kampfes, in dem Englands Volk seine ererbten Eigenschaften,
Kraft und Ausdauer, zu zeigen vermag, noch fester geworden."
Grey antwortete: „Herzlich geselle ich mich dem Empfinden Eurer
Excellenz. Wir werden Ihr bewährtes Freundschaftgefühl nie-
mals vergessen. Die RegirungSeinerMajestät hat sich Ihres Be-
suches besonders gefreut, weil er in die Zeit fiel, wo Franzosen
und Engländer in Eintracht mit ihren Bundesgenossen in dem uns
aufgezwungenen Kriegeinen haltbarenFrieden erstreben, deruns
vor der Gefahr deuIschenAngriffes schützt und die Freiheit Euro»
Pas sichert."/Die Sprache beider Männer ist leidlich; nichts von
Barbarei und Zermalmung (auch nichts von Elsaß-Lothringen).
Gin anderer Minister der Republik hat den Gipfel der Frechheit

erklettert: der geschniegelte Herr Malvy, dem das Innere anvertraut ist. Der hat in der Kammer gesagt, den Frauen und Mädchen, die gewaltsam von feindlichen Kriegern geschwängert wur» den, sei von Amtes wegen, um sie vor Abtreibung und Kindesmord' zu behüten, jeder mögliche Schutz zu gewähren. Er werde Vor» schlüge machen, durch deren Annahme das Geheimniß der Geburt in solchen Fällen gewahrt, jedeUrsprungsspur verwischt und der Mutter dennoch ermöglicht werde, ihr Kind wiederzufinden. Zweck des Geredes: den Glauben zu stiften, daß ganze Schwärme fran» zösischerFrauen undMädchen wider ihrenWillen von deutschen Kriegern geschwängert worden seien. Diesen Versuch (und diehun» dertmal, auch von Behörden, wiederholteAnklage, von deutschere Truppen seien wehrlose Bürger, Greise, Frauen,Kinder, beim An» griff oft alsVorhutundDeckungbenutztworden)sollte unsere Heeresleitung nicht,wie dieVerleumdungen,die ungreifbareSchreiber in die Welt spritzen, mit schweigender Verachtung hinnehmen.
Nur eine Stimme noch; aus dem Lager des Genossen von gestern. »Der größte Theil des Kartenhauses, das Oesterreich hieß» ist eingestürzt; und schon wird dasAntlitz des wahren Herrn ficht» bar: das Antlitz, die Uniform Germaniens. Deutschland über» nimmt, weil es ein Gläubigerrecht zu haben wähnt, sacht die Ver» waltung des vom Bankerot bedrohten Hauses. Da es nicht ge» wöhntist, fremde Rechte zu achten, dehnt das Deutsche Reich seinen Hypothekenanspruch auf österreichischeBezirke,in denen esnichts zu suchen hätte. Längst hat essich,fürdenFallösterreichischenZu» sammenbruches, die Erste Hypothek aufTriest gesichert. Vielleicht hat Fürst Bülow die italienische Regirung höflich an das hohe Alter dieser Hypothek erinnert. Man könnte ja behaupten, sie stamme aus den Tagen des HeiligenRömischenReiches Deutscher Nation. Oesterreich, das sich für die Rechlsnachfolgerin dieses Reiches ausgab, fügte Triest und Trient dem Deutschen Bund ein; und beide Städte wurden 1848 aufgefordert, Vertreter in den Bundestag, nach Frankfurt, zu schicken. Sie wollten nicht. Oester» reich ernannte den Preußen Hagenauer zum Abgeordneten von Triest. Ietzt, wo Oesterreich allmählich hinter Deutschland ver» schwindet, wird der alte Rechtsanspruch wohl starker als zuvor betont. Italien sollausgeschlossenwerden. Die Kaiserreiche haben sich schon vor dem Krieg über Trieft verständigt. Das geschah iu

den Tagen der heimlichenVerschwörung: als die Kriegsparteien
Berlins und Wiens Fühlung genommen hatten und Wilhelm
der Zweite den Erzherzog Franz Ferdinand besuchte. In Kono»
pischt wurde der Triumphzug der austro«germanischen Heere bis
ins Kleinste vorbereitet. Wilhelm gestattete dem Verbündeten,
Serbien zu überfallen und mit Waffengewalt sich den (seit dem
Sieg des Balkanbundes gesperrten) Weg nach Saloniki zu bah»
nen;alsEntgelt wurde dem Kaiser Triest zugesagt." (Secolo.) Nur
Triest? Außer Böhmen,Mähren, denAlpenländern nichts weiter?
DasTrentino und Siebenbürgen müssen wir mindestensnoch er«
schachern. «Wir wer'n kein' Richter brauchen." Und vielleicht schilt
Frankreich dann nicht einmal. Die Firma BarrereSCarrere, die
inRom das Geschäft derRepublik führt, stöhnt ja, Italiens Volk
wüthe zwar gegen die deutschen Barbaren, auf den Hügeln der
Gesellschaft sei aberMancher zu erblicken, der den Begriff der Un»
Parteilichkeit mit dem bequemer Gleichgiltigkeit verwechsele und
die Pflicht der Neutralität zu erfüllen glaube, wenn er handle,
wie einst der römische Prokurator Pontius Pilatus that.

West.

In einerNote, deren Verfasser mit allzu hörbarem Eifer sich in
höflichenTon zwang, sagt die Regirung der Vereinigten Staaten:
„ Wenn die Führer deutsche r Kriegsschiffe, weil sie glauben, unsere
Flagge werdemißbraucht,aufhoherSee ein amerikanisches Schiff
oder das Leben amerikanischer Bürger vernichten, werden wir
darin eine unentschuldbare Verletzung des Neutralenrechtes er»
blicken und genöthigt sein, die Regirung des Deutschen Reiches
fürsolches Handeln ihrer Marinebefehlshaber ohne Nachsicht ver-
antwortlich zumachen und alles zumSchutzvonLebenund Eigen»
thum amerikanischer Bürger auf hoher See Erdenkliche zu thun.
Wir erwarten und hoffen aber zuversichtlich, daß die Kaiserlich
Deutsche Regirung versprechen kann und will, sie werde amerika»
nische Schiffe undBürger nur der Durchsuchung, nirgends anderer
Belästigung durch deutsche Marinemannschaft aussetzen." Diese
tzoffnungwird enttäuscht werden;muß: sonstwäre dieAnkündung
Unseres Admiralstabes, vom achtzehnten Februar an gelte alles
englisch-irischeGewässerals Kriegsgebiet, nur »einStückPapier".
Widerhall undWirkung waren vordemErlaß zu wägen; jetzt ists zu

spät. England willuns, wir wollen England dieZusuhrvonNähr-
mitteln und Rohstoffen sperren. Nur lückenlose Sperre kann schnell
nützen; nicht Läpperei. Verstcherungraten, deren Höhe den Privat-
mann abschreckt, könnte der Staat auf sein Konto nehmen. Wenn
irgendwo, muß hier die Losung (trotzdem Herr vonBethmann sie
nicht liebt) lauten: Alles odernichts. Wer einzuschüchtern ist, darf
nicht ins Feuer. Soll Deutschen nachgesagt werden, sie haben
»Piratenstreiche" angekündet, seien por dem ersten Widerspruch
aber insMausloch gekrochen? Kein Wehgeschrei, keineDrohung
dringt in Deutschlands Ohr. Sachverständige haben das Mittel,
als das einstweilen wirksamste, empfohlen; für den Marsch nach
Gibraltar, Suez»Kairo, Kalkutta haben wir heute noch nicht die
nöthigen Wege und Heere frei. Die Belästigung derVereinigten
Staaten ist nicht unerträglich. Ihre Bürger können sich des Da»
seins freuen, auch wenn sie ein paar Monate lang nicht nach Eng»
land reisen noch Waare verhandeln. Ward mit ihnen denn das
Recht geboren, von dem grausesten Krieg nur Vortheil zu heischen?
Ein hemmenderVertrag bindet uns nicht anAmerika.Die neuen
Waffen des Unterseekrieges hat das»Völkerrecht" mit seiner ge»
spaltenenZunge noch nicht beleckt. Daß England von demAngriff
nicht ahnunglos überrumpelt würde, erweist die vor dem Kriegs»
ansang veröffentlichte Siriusgeschichte des Herrn Conan Doyle.
Nirgends dräut ein unsprengbarerRiegel.Lord Haldane hat als
Kriegsminister gesagt: «Ein Feind Britaniens hätte leichte Ar«
beit; er brauchte unsnur die Nährmittelzufuhr abzuschneiden."
Darauf hoffen sechzig Millionen Menschen; sind für solchen Ent-
gelt sogar zu schwerster Arbeit willig. Weils jetzt heißt: Du oder
ich. Und weil in den zwischen Stallupönen und Straßburg ath»
mendenBarbaren noch immer der frevle Wunsch lodert, zu leben
undihreBrutmitMenschenspeiseaufzufütternDaswillderFeind,
der für das Ideal hehrsterFreiheij ficht, hindern. (Begreift Ihr,
Lockeg, noch immer nicht, warum er Euch so viele Russen fangen
läßt? »Feine Taktik des Großfürsten! Wieder fünfzigtausend
Mitesser. Wenn er Warschau geräumt hat, schwillt die Zahl ins
Elephantenmaß. Und ihr Hindenburg tappt in die Schlinge.")
Das Tauchboot ist so sauberes Kriegsgeräth wie irgendeins.
Fehlt in der Paragraphenkette ein Glied: deutsche Seemannschaft
schlüpft flink durch;undmiethetdemInselrentn« denbestenKoch.

6e wir, <zermsn8!

WMnter diesem Titel, dessen sprachliche Fassung vermuthlich be» fremden wird, habe ich, einige Wochen nach Ausbruch des Krieges, einen Brief in der newyorker „Evening Post" veröffentlicht, dessen Gedanken ich hier wiedergeben möchte. Ich hätte es gern früher gethan. Das erwies sich als unmöglich; und nur ein freundlicher Zufall gestattet mir jetzt, „durchzudringen". Meine Worte werden wahrscheinlich nicht populär, vielleicht aber nützlich sein. Im August 1914 schien die Öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten in fast hysterischer Erregung gegen Deutschland Partei zu nehmen. Man brandmarkte unser Vaterland als „die Ate dieses unglücksäligen Krieges". Die Deutsch»Amerikaner und die hier lebenden Deutschen fühlten sich im Tiefsten verletzt; man darf sagen: ein tausendstimmiger Schrei der Empörung antwortete dem herben Verdikt. Und eine Weile war es, als wolle sich eine unüberbrückbare Kluft zwischen Deutschen und Amerikanern auf» Gun. Ich glaube, daß eine solche Entfremdung, Verbitterung zwischen den Einzelnen und den Stämmen hier, den Nationen und den Regirungen, hüben und drüben, gefährlich und beklagenswertH wäre. Inzwischen hat sich diese Gefahr zwar vermindert, doch sie ist noch nicht vorüber. Jeder hat die Pflicht, ihr, so gut er kann, entgegenzuwirken. Daher bitte ich, mir ein Plaidoyer für die Öffentliche Meinung Amerikas zu gestatten.

Mr. Hill, ein achtbares Mitglied des amerikanischen Mittelstandes, erwacht eines Morgens und findet, daß in Europa ein Krieg ausgebrochen ist, ein Krieg von einem Umfang und einer Gewaltsamkeit, wie sie die Geschichte noch nicht verzeichnet hat. Gerade die vulkanische Plötzlichkeit des Ereignisses scheint ihm auf den Willensatt eines Einzelnen hinzudeuten. Die europäische Politik der letzten Jahrzehnte hat er (wie könnte er?) nicht verfolgt: er sieht keine Evolution, sondern eine unerklärliche, aus unbekannten Untergründen aufschießende, von einem Dämon geschaffene Thatsache. Und so fragt er: Wer hat Schuld? <Mg,d1ir Iss re8pon8s,bi1itss, die klassische Phrase Frankreichs, ist in jeder Republik ein beliebter Zeitvertreib). Auf wen fällt nun sein Blick? Wer steht seit Iahren im Vordergrund der politischen Bühne Europas? Wer ist der einzige Europäer, von dessen Wesen jeder Amerikaner eine persönlich gefärbte, mehr oder weniger irrige, aber ganz bestimmt^ Verstellung hat? Der Kaiser. Nun ,liest Mr, Hill in der „sukvrs^", mit der Rechten im Riemen hängend, der

Kaiser trage die Schuld, denn er habe den wohlgemeinten Vorschlag einer Konferenz schroff abgelehnt.
Hier mutz bemerkt werden: der Amerikaner glaubt an Kollegien, „oomrnittsss". Natürlich: da nach der demokratischenLehre Alle ungefähr gleich klug oder dumm sind, weiß und kann ein Kol« legium mehr als Einer. Also warum einen Kongreß ablehnen? Wer aufklären will, beginnt nun, dem (stets) Eiligen auseinanderzusetzen, daß Staaten niemals „5a,ir" sein können, daß sie nur nach ihrem Interesse entscheiden und daß der Kenner das Abstimmung-, ergebniß des Kongresses schon weiß, ehe der Kongreß, auch nur zusammengetreten ist. Das glaubt Mr. Hill nicht; und wenn er es glaubte, würde er meinen, es müsse eben anders und besser werden. Sind die Vereinigten Staaten nicht gerecht und uneigennützig? Warum sollten es die anderen nicht auch sein oder doch werden? Er sieht keinen Grund, den Kongreß abzulehnen. Zum Kriegführen, sagt er, ist ja immer noch Zeit.
Auch klingt die Behauptung, der Kaiser habe den Krieg gewollt und heraufbeschworen, in der Ferne nicht unwahrscheinlich. Mr. Hill erinnert sich (die Blätter frischen ihm das Gedächtniß auf) der folgenden Schlagworte: „Gepanzerte Faust", ,,keinMudün", „Eurer Majestät geheiligtes Evangelium", „die Erinnerung an deutsche Kriegführung dauernder als die an die Hunnen". Hnock si,at äsmonstr^näuiQ. Es genügt. Die Deutschen, liest er, wollen ein Weltreich gründen. Treitschke, ruft man von England herüber, hat es gelehrt. Mr. Hill kann nicht wissen, daß Treitschke den „Gedanken eines neuen Weltreiches" als „entsetzlich" ablehnte. Nietzsche, kabelt der Spezialkorrespondent des „Herald", hat den Deutschen zum Uebermenschen machen wollen. Mr. Hill kann nicht wissen; daß das Wort von dem vaterlandlosen Goethe stammt undNietzsche nicht in den Niederungen patriotischer Propaganda weilte. Und General von Bernhard!... Der Rest ist Schweigen.
Der Kaiser (auf ihn müssen sie immer wieder zurückkommen) hat ja auch gesagt, der Dreizack gehöre in seine Faust, er sei der Admiral des Atlantischen Ozeans, auf dem Erdenrund dürfe ohne seine Zustimmung keine wichtige Entscheidung fallen. Er hat da^ neue Germanien mit dem römischen Weltreich verglichen, als er sprach, das monumentale „Oivis romanug Zum" müsse fM^den Deutschen von heute gelten.
Nun wiesen wir darauf hin, daß Deutschland seit dem Krieg 1870/71 beinahe nichts erworben und keinen Krieg geführt habe. Wir hoben hervor, daß Wilhelm der Zweite sich stets friedlich ge»

zeigt, daß er keine Gelegenheit zu Eroberungen benutzt, viele ver-
säumt habe, von Eduard dem Siebenten und Clemenceau bespöt-
telt, in deutschen Blättern scharf getadelt worden sei. Das nützte
nicht. Worte wirken auf die Mitwelt stärker als Handlungen; und
des Kaisers Rhetorik kehrte sich nun gegen ihn selbst. Die meisten
Deutschen brachen die Debatte lieber ab, um den Kaiser nicht kri-
tisiren zu müssen. Manchmal idealisirten sie ihn auch: und dann
kam der Gegner mit schwererem Geschütz. WohlmeinendeRetouchen
sind nicht gestattet, auch in Kriegszeiten nicht. Die Wahrheit (wie
der Einzelne sie sieht) muß ausgesprochen werden. Des Kaisers
Temperament hat ihm und uns geschadet. ?1e«wnwi, ^Mvi,
Aber Das ist gleichgiltig; er möge sich nur jetzl^oW^koniglich be-
währen: und nicht ein einziger Deutscher wird sein (nicht einmal
der verhärtete Verfasser dieses Artikels), der nicht für ihn, als den
Herold und Herzog der Deutschen, freudig die rechte Hand auf den
Block legen würde.
Doch der Argwohn unseres Freundes Hill schien berechtigt.
Hat denn aber der Kaiser, so fragte er sich nun gewissenhaft, die
Macht, die europäische Civilisation zu vernichten (denn so super-
lativisch spricht man hier), Millionen ins Unglück zu stürzen? Ge-
wiß, sagt man hier, er hat ja selbst geschrieben, des Königs Wille
sei das höchste Gesetz, nur Einer dürfe Herr sein; Jeden, der sich
ihm entgegenstelle, zerschmettere er. Bundesrath und Reichstag?
Mr. Hill hebt nur die Achseln. „Krypto-Absolutismus" nannte
mans ja Wohl drüben. Der Kaiser war der Machthaber; und des-
halb mußte auch die Verantwortung allein auf ihn fallen.
Allein auf ihn? Doch wohl nicht. Carnegie sagte ja, Wilhelm
sei ein harmloser Mensch, dem Frieden geneigt, doch ihn umgebe
und beherrsche eine Adelsclique, die den Krieg wolle. Nun er-
kläre man erst dem Angehörigen eines fremden, durch den Ozean,
durch Sprache und Sitte, Institutionen und Traditionen von uns
getrennten, anders gearteten, anders gestimmten Volkes, daß die
„Poggenpuhls" nicht mit dem Hofgesinde verwechselt werden dür-
fen, daß selbst die schwächeren Hohenzollern nie die Gefangenen
des „Iunkerthumes" gewesen sind, daß der Adel diesen Krieg nicht
wünschen konnte, der die demokratische Strömung stärken muß.
Und natürlich müßte man dies Alles wieder nuanciren und de-
tailliren, wollte man ein treues Bild geben. So formt sich aber
der „niai, in ins sti,sst" seine Ansicht nicht. Zeit ist Geld.
„Der Kaiser hat seinen Finger in jedem Pudding": Das war
hier seit Jahren die allgemeine Ueberzeugung; und sie wurde stets
mit dem Unterton der Bewunderung ausgesprochen. Wir hätten

gern abgewiegelt; aber war Das möglich? Hatten nicht seit Jahr-
zehnten alle Botschafter, Professoren und Finanziers der Welt
verkündet, daß der Kaiser auf allen Gebieten Erstaunliches, Un»
übertreffliches wisse und leiste? Sollen wir uns nun wundern,
wenn die Amerikaner sich nicht nehmen lassen, er habe seinen
Finger auch in diesem Kuchen, ja, er habe ihn ganz und gar ge«
backen? Hundertmal war gerühmt worden, er trage, wie Napoleon,
zwei Atlanten im Kopf. Wir erwiderten, der Vergleich sei unzu-
treffend. Wilhelm habe fünfundzwanzig Jahre lang nicht denFrie-
den gestört und seine Rhetorik verschleiere den nüchternen Wirklich»
keitsinn des tzohenzollern. Napoleon aber war, nach Harden, „ein
wilder, unersättlicher Bergromane, der seine Ehrenleiter in den
Sonnenrand einhaken wollte". Zu spät! Fünfundzwanzig Jahre
lang haben interessirte Streber und schwärmende Heldenverehlrer
den civilisirten Völkern ins Hirn gehämmert, daß der Kaiser der
Eine, der Einzige sei. Nun rächt sich diese Legende.
Dem gefährlichen Mann steht ein unbesiegtes, unbesiegbares
Heer zur Verfügung. Des Kaisers „Maschine" wirkt tadellos. Der
feige Soldat wird erschossen, der geschlagene General erschießt sich.
Mit diesem Werkzeug will der Imperator Europa überrennen.
,Mnkt anä nonsense!" schrien wir ungeduldig. „Habt Ihr nicht
selbst über den Militarismus gezetert?" fragten die Amerikaner
?alt. „Hattet Ihr nicht ein halbes Dutzend antimilitaristischer Dra-
men: „Zapfenstreich", „Rosenmontag", „Der^rMe^LiLMnant"
s tutii ,j,n,i!i!? Wir konnten es nicht bestreiten.
Daß stehende Heere der von England ererbten Tradition und
dem demokratischen Dogma widersprechen, ist bekannt; weniger:
daß der Amerikaner den Frieden aufrichtig liebt. Der Friede als
solcher ist ihm ein Gut; uns ist er, wie die Freiheit, ein Gefäß,
auf dessen Inhalt es ankommt. Diese Friedensliebe des Amerika»
ners ist nicht schwächlich. Der Amerikaner ist ein ganzer Kerl (auf
der Welt lebt kein männlicherer Mann), aber er ist Dentis", ist es
in einem Grade, den wir in Deutschland nur als das Ergebniß fei-
ner Bildung, stolzer Selbsterziehung finden. Friedensliebe ist die
holde Atmosphäre dieses Landes. Sie ist keine Heuchelei, kein eng-
lischer ,,oant". Man spricht hier, im Ernst und ohne sich lächerlich
zu machen, von „Avoäwill", einer Stimmung, wie sie in dem bibli-
schen „und den Menschen ein Wohlgefallen" zum Ausdruck kommt.
Der Preuße, der hier länger lebt, fühlt, wie die anerzogene Barsch-
heit von ihm abfällt. Der Durchschnitts-Amerikaner hat weniger
gelernt als der Durchschnitts-Deutsche, aber er ist liebenswürdiger,
natürlicher, geduldiger, bereiter, zu helfen und zu verzeihen, bereit,

ein Unrecht, in das er sich verlaufen hat, einzugestehen, kurz: grie«
chischer. (Ich weiß kein besseres Wort.)
Deutschland, so hat man ihm stets gesagt, hat das stärkste Heer.
Dieses Heer rückt in Belgien ein, zermalmt in vierzehn Tagen das
neutrale, schwache, heroische, unglückliche Land. Der deutsche
Reichskanzler (BismarcksNachfolger!) sagt obenhin: „Ein Unrecht.
Nach dem Krieg gutzumachen^ Der Vertrag: ein Stück Papier."
Wollen wir dem Amerikaner übel nehmen, daß er sich gegen diese
Thatsachen, diese Anschauungen empört? (Nach einem Monat lieft
mans anders, aber: 1e z>1i «st pris.) Soll er, der die Schwächeren,
die Weiber, die Kinder, seien sie noch so thöricht, noch so dumm-
dreist, nachsichtig, scheu, verehrungvoll schont, nicht aufflammen?
Wir wollen uns freuen, daß die Amerikaner empfinden, wie sie
empfinden, auch wenn sie im Unrecht sind. So empfand Friedrich
der Große, als er, falsch informirt, im Prozeß Arnold den Krück-
stock nach den pflichtgetreuen Richtern warf. Wer den puritani-
schen Einschlag des amerikanischen Charakters außer Acht läßt,
kann ihn nie richtig beurtheilen. Mit diesem Puritanerthum, das
wahrlich nicht sentimental war, hat sich eine Gefühlsweichheit ver-
quickt, die wir drüben belächeln würden. Man appellire an die
Menschenliebe, an den Gerechtigkeitsinn eines kühlen Geschäfts-
mannes: und man wird, wenn man ihn nur von der eigenen Auf-
richtigkeit überzeugen kann, die verblüffendste, erfreulichste Ent-
deckung machen. (Tratte« 1s Zankes st vons trouvsre« 1'Koruins!
Meinetwegen: 1'Iioiiims primitik! M^ne7w^ge^?I^Q5ant.^Aber
ein gutartiges Kind, Rousseaus natürlichen Menschen. Die Frie-
densliebe des Amerikaners macht das Leben in diesem Lande so
leicht, so angenehm; wenn sie nun, wie jedes echte, starke Gefühl,
auch einmal unbillig wird und sich gegen uns kehrt, dürfen wir
nicht zürnen. Seit Amerika gesehen hat, daß wir uns nur mit Auf-
bietung aller Kräfte des Feindes erwehren, hat sich die Stimmung
gewandelt. Man weiß jetzt, daß der Krieg kein militaristischer
Raubzug Deutschlands ist.
Die Zeitungen? Ja, die haben viele und lächerliche Lügen ge-
bracht. Einige bewußt und skrupellos, weil sie an England ge-
bunden sind. Andere aus Unkenntniß europäischer Verhältnisse,
im Drang der Arbeit, in der Angst, daß eine Sensation ihnen ent-
gehen würde. Clausewitz galt als Schüler Treitschkes, Marat als
König von Neapel; und der Kaiser hatte schon in der zweiten Au-
gustwoche im Hotel Playa eine bescheidene Wohnung bestellt. Aber
sollen wir nicht an die Brust schlagen? Machen sich unsere Zei-
tungen niemals thörichter Urtheile über amerikanische Personen

und Zustände schuldig? Und schließlich: die Nation (Das heißt:
der Durchschnitts-Amerikaner) ist stärker als die Zeitungen. Dieser
.Durchschnitts-Amerikaner ist „tair", er versucht in oft rührender
Weise, gerecht zu sein. Ich habe hier Leute des Mittelstandes ge-
sehen, die Zeitung auf Zeitung durchstöberten, nicht, wie man mir
sofort einwenden wird, aus Neugier, sondern, um das ethische Pro-
blem zu meistern.
Der Satz: „Ri^Kt or ^vronZ, in), Oonntr^!" gilt nur für das
Handeln, nicht für das Denken. Ich werde froh sein, wenn ich die
Möglichkeit finden kann, für, mein Vaterland zu fechten; aber
scheinbar patriotischeVerblendung seifern von uns! Deshalb wollte
ich einmal in einer angesehenen deutschen Zeitschrift offen sprechen.
Rückhaltlos muß bekannt werden, daß die Sache deutscher
Staatskunst und Diplomatie schwer zu vertheidigen ist. Auch die
Deklamationen von der Ueberlegenheit der deutschen Kultur sollten
aufhören; laßt Fremde rühmen, was unser ist! Und müssen wir die
feindlichen Völker, mit denen wir ja,früher oder später wieder han-
deln und wandeln werden, rüde beschimpfen? Fruchtbar zu hassen,
wie Kleist und Bismarck, ist nur Wenigen gegeben; für die Mehr-
zahl gilt Keyserlings Wort, daß „Haß alsBeschäftigung verdummt".
Ob die in Amerika geübte „Aufklärungarbeit" nützlich war
und bis zu welchem Grade, wird von Verschiedenen verschieden be-
wortet werden. Meiner Ansicht nach war sie nothwendig. Jede
Nation bedarf der guten Meinung der anderen Nationen. Die
deutsche Presse hat ihre Pflicht gethan und die Deutsch-Amerika-
ner haben eine strenge Lektion erhalten: sie werden sich jetzt mehr
denn je, enger denn je zusammenschließen. Die Noth der Zeit hat
Manchen aus hochmüthiger Isolirung an die „deutsche Masse"
gewiesen.
Dabei darf der Deutsch-Amerikaner nie vergessen, daß sein
Adoptivvaterland den ersten Anspruch an ihn hat und daß er auch
den Schein meiden muß, als stehe Deutschland seinem Herzen näher.
Für Alle, die hier nur das Gastrecht genießen, hoffe ich zu sprechen,
wenn ich sage: Wer hier Jahre lang leben kann, ohne Liebe und
Dankbarkeit für Amerika und die Amerikaner zu empfinden, muß
stumpf von Geist und hart von Herzen sein.
„Le fair, (^srinanK!" Es giebt einen Spruch, der die Deut-
schen mahnt, nicht allzu gerecht zu sein. Das ist Thorheit. Die
menschliche Schwäche behütet uns vor solcher Uebertreibung, Seid
gerecht! Es ist das Edelste und (da wir nun doch einmal als
Macchiavellis Schüler gelten, dürfen wirs sagen) das Klügste. ^
Evanston, Illinois. Eduard Goldbeck. ^
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur! Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S, m, b. S in Berlin.

Berlin, den 27. Februar 1915.

Gestern und heute.

Masuren.

^ichtbareWetterzeichen weisen in den Glauben, daß derFrüh»
linosanfang uns das Ende des ersten Kriegstheiles bringen
werde. Des längsten? Heute fände dieser Frage das Hirn des
Heeres selbst nicht zuverlässige Antwort. Die muß vielleicht sogar
noch vertagt werden, wenn auf der vom Kurischen Haff und von
den Beskiden begrenzten Walstatt der erhoffte Hauptschlag ge»
lungen, der rechte und der linke Flügel des Russenheeres in un»
heilbare Lahmheit geknickt, der Rumpf geschwächt und zurückge»
schleudert, Warschau eingeschlossen und Brest«Litowskij gefallen
ist. Bielleicht. Männerverlust kann Rußland ersetzen. Ob es die
ausreichende Mannschaftzahl für den Felddienst zu drillen, mit
zulänglicher Kleidung, Waffe, Munition zu rüsten vermag, also
hinter derFestunglinie Erholung suchen oder den Kampf aufgeben
würde, steht kein Auge deutlich voraus. Noch scheint den Vor»
männern, dem Anarchisten Kropotkin wie den nach der Rückkehr
starrer Selbstherrschaft Sehnfüchtigen, derKrieg nationale Not-
wendigkeit! und so lange in den Industriestädten Westrußlands
das Arbeitervolk satt wird und ruhig bleibt, braucht derZar,selbst
wenn dasDreieckWarschau»Grodno»Brestsammt den strategisch
wichtigsten Eisensträngen unter deutscher Verwaltung steht, sich
nicht in das Eingeständniß der Ohnmacht zu entschließen. Sein
europäisches Reich umfaßt mehr als fünf Millionen Quadrat»

kilometer;daß sechzig»oder achtzigtausend vom Feind besetzt find»
empfände er für eine Welle wohl nur wie ärgernden Mücken«»
stich. Wird ihn Geldmangel lähmen? Morgen sicher nicht. Fürs
Innere genügt Papier; schmilzt der Goldschatz und fehlt der
Muth, durch den Zwang zu Einkunftsteuer, Vermögensabgabe»
Kirchen und Klöstertribut die »Gesellschaft' und die Popenzunft
zu verstimmen: dem Britanien und Frankreich verbündeten Zar»
thum, dessen Schoß unermeßliche Werths birgt, würde auch ohne'
Pfandgabe (die es für die schwärzeste Schicksalsstunde aufsparen
kann) überall langfristiger Kredit gewährt. Wer Enttäuschung
meiden will, hütet sich vor den Truggebilden holden Wahnes.
Nur mitwirklich Gewordenem dürfen wir rechnen. Die Hoffnung»
Deutschland vonOst her zu überrennen, ist für absehbareZeit ver-
nichtet. Hinter dieser Gewißheit beginnt der zweite Kriegstheil:
die Belagerung, die das Deutsche Reich ermatten, zermorschen»
in Kapitulation zwingen soll. Auch diese Gesahr ist durch den schö-
nen Erfolg unseres Ostheeres gemildert worden. Daß dreiRussen»
corps aufgerieben, fünfhundert Geschütze (deren Ersatz selbst die
deutsche Industrie frühstens in drei Monaten liefern könnte) er»
beutet, die starken, treuen, geduldigen MenschenOstpreußens end»
lich vomAlbdruck derFremdherrschaft befreit wurden,ist uns ein
Glück; rascher zu münzendes, daß eine Kornkammer des Reiches
nicht mehr gefährdet ist. Der Pflug kann die ostpreußische Erde
lockern, Bauersemsigkeit sie für Saat und Ernte bereiten. Daran
haben die Schreiber nicht gedacht, die,in feindlichen und neutra-
len Ländern, erörtern, weshalb unsere Heeresleitung, statt mit
voller Wucht sich in Polen einzukeilen, so viel Zeit und Kraft an
einen »Theilerfolg" gesetzt habe. Der, messieurs, ist immerhin an»
sehnlich und nähert uns dem ersten Ziel des Ostfeldzuges. Wirkt
aber auch in die Monate des Belagerungskricges fort. Denn die
Frage, ob uns aus Ostpreußen (und den angrenzenden Guberna»
torien) Frucht zuwachsen werde, ist für die Errechnung deutscher
Dauerbarkeit beträchtlicher, als Mancher bisher erkannt hat.
IederMundpreistdenFeldmarschallPaulvonHindenburg»
den Bereiter des Sieges. Noch ist der Umfcmg und die Ergiebig,
keit seines Führergeistes nicht ganz entschleiert und deshalb das
Maß, das ihn nach Gebühr mißt, nicht bündig zu bestimmen. Schon,
aber gewiß: ein ungemeines Feldherrningenium, in dem Wissen»

schaft und Kunst, Listenreichthum und Thatwille, Vorsicht und Kühnheit nützlich gepaart sind. „Kühlen lieber als heißen Köpfen möchten wir im Krieg das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen", spricht Clausewitz; undmahnt denKronprinzenFriedrich Wilhelm, kühn und verschlagen in den Entwürfen, festund beharrlich inderAus» führung, in Noth zu glorreichem Untergang entschlossen zu sein. Die Nüchternsten, sogar die aller Menschenvergottung Wider» spänstigen oder anderem Personalwunsch Verpflichteten bestreiten die Meisterschaft des Oberbefehlshabers imOsten nichtmehr; zü» geln die Zunge, die im Kämmerchen von mühlosem Glückszufall raunte. Doktor Blücher und Apotheker Gneisenau scheinen uns, in Gestalten, die neuerZeit taugen, auferstanden. Dem Feldherrn HindenburgundselnemGeneralstabschefLudendorffwürdenHeer und Bürgervolk nach dem Befehl zu weitemRückzug noch innig ver- trauen. Doch solche Zuversicht darf die Schätzung der anonymen Heldenarbeitnichtkleinern; ohne die Leiswng der Unterführer und Gemeinen, die jauchzend den Grenzstein derDienstpflicht bis an denRand derMenschenmöglichkeit vorwälzten, wäre der Genius selbst imSumpf stecken geblieben. DenLandkrieg nach zwei Fronten hin durften wir wagen. Ehe der Wehrbeitrag gefordert, Schorn» horsts Vermächtniß aus dem Schutt gegraben, des größtenMör» sers Schlund gerundet war. (Denn auch die Gegner waren, in Ost und West, damals viel schwächer.) Hat die Staatsmannschaft ge» zweifelt? Scheute sie den Versuch, unfreundliche Mächte, die sich bis zu barscherRüge erdreisteten, in die Ueberzeugung zu drängen, daß ihnen dasKraftverhältniß ungünstig sei ? Hier fand derZweifel nie Wurzelboden; vor und nach Agadir, als General vonHinden- burg in Magdeburg Kommandirenderwar undals er im Würger» rock des zur Disposition Gestellten durch die Eilenriede spazirte, ward hier gesagt, ein starkesReich könne durch den Scheinfurcht» samer Nachgiebigkeit launische Nachbarn in gefährliches Spiel mit der Brandfackel locken. Lasset Euch einmal noch vom Hauch der Tage umwittern, die deutsche Schicksalswende bereiteten!

Irrthumsempfängniß (1911).

Das Kaiser»Alexander»Garde»Grenadier-Regiment Nr. 1 kehrt von einer Gefechtsübung aus dem Grunewald heim. Für

eines Augenblickc s Dauer schweift das Gedächtnis um zehn Jahre
zurück; in die Zeit, da dieses Regiment seine neue Kaserne bezog.
Dicht beim Schloß, sprach im Frühlenz 1901 Wilhelm der Zweite,
will ich eine feste Burg haben; soll das Regiment wohnen, das
der preußischen und der sächsischen Dynastie gegen Straßenauf.
stände gute Dienste geleistet hat. Der Kaiser hat es selbst in das
neue Haus geführt, das einer befestigten Ritterburg ähnelt, und
nennt die Truppe seine »Alcxandriner'; eine persönliche Leibwache,
»die Tag und Nacht bereit sein muß, für den König ihr Blut zu ver»
spritzen. Wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Iahr 1848,
sich mit Frechheit und Unbotmißigkeit gegen den König erheben
sollte, dann seid Ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze
Eurer Bayonnettes die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren
zu treiben." Großonkel Friedrich Wilhelm hatte nach dem März»
aufstand in anderem Ton, in eines um Mitleid Flehenden, zu
feinen «lieben Berlinern" gesprochen. Doch in Berlin, im ganzen
Deutschen Reich denkt ja kein Mensch an eine Revolution nach
achtundvierziger Muster. Wozu wird die grause Möglichkeit eines
Bürgerkrieges erwähnt? Die Frage verhallt: denn in der selben
Stunde hören wir, im Alexander»Kasino habe der Kaiser gesagt,
ohne seine Schuld sei das freundschaftliche Verhältniß zu Rußland
getrübt worden und das Deutsche Reich werde bald vielleicht, ganz
allein, gegen eine Uebermacht zu kämpfen haben. »Wir werden
überall siegen, wenn wir auch von Feinden rings umgeben sein
und mit der Minderheit gegen die Mehrheit zu kämpfen haben
werden. Denn es lebt ein gewaltiger Verbündeter. Das ist der alte
gute Herr Gott im Himmel, der schon seit den Zeiten des Großen
Kurfürsten und des Großen Königs stets auf unserer Seite war."
Der Weiße'Zar, der Chef des Regimentes, hat zu dem Festtag
nicht das kleinste Grußwörtchen geschickt. Krieg? Wo ein Gene»
ralissimus solche Worte laut gesprochen hat, blieb bisher kaum
noch ein Zweifel. Ietzt weicht das Gewölk rasch und hell leuchtets
wieder vom Himmel. Blitz ohne Schlag: Das scheint uns Schick»
fal geworden. Wir haben weiter gerüstet, das Heer und die Flotte
gestärkt, an Paraden und Manövern uns gefreut; und nichts er»
worben. Nicht an Besitz noch an Geltung hat das Reich zugenom»
men; und auf dem Rund der Erde lebt den Deutschen nicht ein star-
ker Freund. Die einst fühlbaren Kanten, deren Härte abstieß, sind

aufgeweicht und die Politik frommer Beamten wagt nicht einmal
mehr, mit kräftiger Rede sich wider internationale Unverschämt»
heit zu wenden. Krieg? Wer nur die Frage erörtert, ob morgen
nicht der Krieg Nothwendigkeit und Ehrenpflicht fein werde, wird
von schmutzigen Mäulern als Hetzer, als Dienstmann der Pan-
zerplattenfabrikanten verschrien. Dahin hat das Geplärr der mit
Zeitungruhmund Geldprämien gekröntenOelzweigschwingeruns
gebracht; die gefährlichste, dem Volksgeist schädlichste Lehre, die
seitdenTagendesVerschneidungwahnsinnserdachtward.Wenn
einem Staat ein gewisser, aber der Zeit nach unbestimmter Ver»
nichtungskrieg bevorsteht, werden die klügeren, entschlosseneren,
hingebenderen Männer, die zu dem Kampf sich sogleich fertig ma»
chen, ihn zur günstigen Stunde aufnehmen und so die politische
Defensive durch die strategische Offensive verdecken möchten, über»
all sich gehemmt sehen durch die träge und feige Masse der Geldes»
knechte, der Altersschwachen, der Gedankenlosen, welche nur Zeit
zu gewinnen, nur im Frieden zu leben und zu sterben, nur den
letzten Kämpf um jeden Preis hinauszuschieben bedacht sind."
S.g spricht Mommsen, ein Götze desLiberalismus.Und Pitt, auch
kein Junker noch Söldling 6er Waffenindustrie, ruft: «Mit all
feinen Uebeln ist der Krieg dem Frieden vorzuziehen, der uns
ringsum nurAnmaßung und Unbill fühlen läßt." Proudhon selbst,
dem alles Eigenthum gestohlenes Gut war, sah in dem Krieg eine
Form der Menschenvernunft, ein Gesetz derMenschheitseele,eine
Bedingung menschlichen Daseins. Die Deutschen, heißts, fürchten
den Krieg wie sonst nichts auf der Welt, reden täglich aber von der
Stärke ihrer Waffen: und machen dadurch, nach dem Wort Fried-
richs Klinger, den Arm und den Muth des Reiches verdächtig.
Rechten, linken. Das klirrt und dröhnt, schmettert und rasselt
über den Straßendamm. Auf Helm und Kragen, Flintenlauf und
Lederzeug funkelt die Sonne. Drei Uhr. Seit Fünf sind die Leute
draußen, in Hitze und Staub: und nicht Einer scheint schlaff. Die
Montursieht grauschwärzlich aus;von der Stirn rinnt der Schweiß
über fast verrußte Gesichter; doch der Schritt ist kräftig und jede
Bewegung hat die Wucht männlicherMorgenfrische.Ganze Kerle;
groß, schlank, sehnig, mit dem unentbehrlichen Bleibsel von lusti»
gerRoheit und doch in strammerZucht dem Maschinendienst an»
gepaßt.Die Musik spielt ein Soldatenlied und fast Alle singen mit.

Wie Sck/achtgesang tönts in die Gärten der Satten. Den Ofsi»
zieren ist anzumerken, daß sie sich nicht geschont haben. Dick sitzt
der Staub in den Waffenröcken und der Rand des hohen Kra-
gens ist feucht. Einer zieht die Uhr, steckt dann den Degen in die
Scheide und springt hastig aufs Trittbrett des Straßenbahnwa»
gens, der schon weiterrollt. »Nanu?" »Ich muß Instruktion«
stunde geben, und bis ich über die Stadtbahn in die Friedrich»
Karl»Straße komme, wirds höllisch spät." »Viel Vergnügen!"
Der ältere Kamerad hebt, im Sattel, den Helm wie einen Bürger»
hut; freut sich der Gelegenheit, in dieser Vorortstille für eine Mi»
nute den Kopf zu lüften. Der Iüngere steht, verstaubt und ver»
schwitzt, auf dem Hinterperron und eilt zu neuer Pflichtleistung in
die Kaserne. Wenn er unterwegs ein Witzblatt einkauft, wird er
Seinesgleichen als Müßiggänger und Gecken, Schwelger und
Tröpfe dargestellt finden. Nun schweigen die Bläser; und wäh»
rend vorn der Wirbel in den nahen Stadtlärm verhallt, stimmt
hinten einKanlinentenordieliebsteWeisean: »Reserve hatRuhe!"
Schnell schwillt dasTrostlied zumChor und derBetrachter ahnt,
daß all diese Köpse jetzt rechnen: Wie viele Tage noch, bis wir
nach Haus dürfen? Ein Einjähriger raunt dem Nachbar zu:
»Wenns aberKrieg giebt?" »Ia,dann!Aber..."Rechten,linken.
Diese Iugend wird fechten und ausdauern wie kein anderes
Heer; wird von Moltke,Bülow, Goltz,Bock und den inNord und
Süd ihnen Nachstrebenden besser geführt werden alsFranzosen,
Russen oder Tommies. Und wozu halten wir dieseArmee? Wo-
zu werden die kräftigsten jungen Männer ihrer Berufsarbeit für
Jahre entzogen und in zwei Lustren dreizehntausend Millionen
Mark für diedeutscheWehr ausgegeben?DamitdersanfteBour»
geois und der grobe Ian Hagel ein Paradevergnügen habe, in
Konzertgärten der Bachfisch sich an rothgelben Husarenpüppchen
oder weißledernen Goliaths ergötze und in den Zeitungen von
glänzendenKaoallerieattaquenund anderen »herrlichenBildern"
aus dem Manövergelände zu lesen sei? So kurzweiliger Spaß
wäre ein Bischen theuer. Wir halten das stärkste Heer der Erde
und haben eine Kriegsflotte gebaut, die, wenn nicht ein großer
Theil des für sie aufgewandten Geldes ins Wasser geworfen ward,
heute schon gegen jeden Feind den Kampf wagen kann, weil wir,
als Nation, nicht gesättigt sind; weil wir weiterenRaum brauchen;

weil dicGegner,aus derenFeuerdieReichseinheit geholt wurde,
moch leben, noch nicht ohnmächtig sind; weil die ehrwürdig ver»
runzelte Dame Europa, ehe es zu spät wird,vor dieFrage gestellt
werden muß, ob sie den Kindern und Enkeln deutscher Vosheit
das Lebensrecht gönnen oder fichs vom Schwert abringen lassen
will; und weil heute noch, mehr als je heute gilt, was der erste
Kanzler einemBotschafter antwortete, der, um eben so üppig wie
die Kollegen auftreten zu können, eine beträchtliche Gehaltszulage
verlangt hatte:„ Die WirksamkeitIhres Handelns wirdnichtvom
GlanzIhrerRepräsentation, nicht einmal von Ihrer Geschicklich-
keit und Finesse bestimmt; sagen Sie Iedem, daß der Franzose
«ine feinere Kutsche, der Engländer ein prächtigeres Palais hat,
daß hinterIhnen aber anderthalb Dutzend deutscherArmeecorps
stehen. Damit ist Allerlei durchzusetzen." Wer nicht so sprechen
darf oder mit solchem Wort keines Ministers Stirn zu umwölken
vermag, ist machtlos; wars, selbst wenn in der Heimath die Zahl
der Corps zwei Dutzend überstiege. Sagt er, seine Landsleute
hoffen, nach kurzer Frist stark genug zur Abwehr jeder Unbill zu
sein, so wird er belächelt, wie Nestroys rauschfüchtiger Knieriem,
der ins Gedräng stammelt: «Wenn ich einmal anfange! Ich fang'
<lber nicht an." Der Schuster ist stämmig und gewiß nicht leicht
unterzukriegen; deshalb haben seine ersten Drohworte gewirkt.
Jetzt wissen Alle, aus seinem eigenen Mund: Der fängt nicht an.
Krawallirt er noch einmal, fo wird er ausgelacht oder von rauhen
Stimmen in Äuhe gewiesen. Soll Deutschland, das eine gang»
bare Phrase einst dem bleichen, fetten Sohn Gertrudens von Dä-
nemark verglich, im Schwabenalter nundem Kometenschuster ähn-
lich werden? Noch wirkt seine Lage mit dem Doppelreiz majestä-
tischer Komik auf des Betrachters Sinn: in so starker Rüstung, daß
Alle es fürchten müssen und jedes Ziel verständiger Politik zu er-
reichen wäre; doch im Willenscentrum so schwach, daß der Sieche,
der Krüppel es ungestraft schelten und höhnen zu dürfen wähnt.
Aus der Staubwolke, die der gleiche Tritt der Gardegrena-
diere aufwirbelt,höre ich eineStimme; eines diktirendenStaats«
mannes. „Sie müssen mit dem englischenMimsterDeutsch reden.
Der Superlativ Iheer Höflichkeit darf an keiner Stelle eine Wuche-
rung dulden, aus der neues Mißverständniß hervoreitern könn-
te. Ich empfehle, in den Origines lZipIomatiques äe la Fverre äe

1870/71 die Sprache zu studiren, in der, schon vor Düppel, Vis«
marck die Briten und andere bedünkelte Diplomaten bediente,
und dabei nicht zu vergessen, daß Sie beträchtlich mehr hinter sich
haben. Vorauszusehen ist, daß Sir Edward Grey (mit dem ick>
diesmal direkt, nicht durch das Medium Nicolsons, zu verhan»
dein bitte) Ihnen Einiges über die hamburgerRede SeinerMa»
jestät sagen wird. Freude über die gerade jetzt wohlthuende Be»
tonung des Willens zumFrieden; Komplimente über dieMeta»
pher von den drei Herrenreitern, deren jeder, statt mit der Peitsche
aus das Pferd des Mitwerbers einzuhauen, dem eigenen Gaul
die Sporen giebt und die so in friedlichem Wettkampf dem Ziel
zustreben: reservirte Anerkennung des deutschen Rechtes zu der
angedeuteten Flottenmehrung, die natürlich für England Konse»
quenzen haben werde. Ich lege Werth darauf, Ihre Antwort zu de»
tailliren und Ihnen zugleich gegen Allerhöchste KritikDeckung zu
schaffen. Sie bleiben steif und lassen sich das Zuckerwerk von Sir
Edward nicht in die Hand stecken. Den Segen des Friedens könne
einkultivirterMann noch amVorabend des Krieges rühmenund'
keinKluger werde heute ausrufen, was erübermorgen thunwolle.
Unser Kaufmann wisse, was er dem Krieg zu danken hat; daß ein
etwanothwendigwerdenderKriegihm,nachWirrnißundschmerz»
haftem Verlust, neue, geweitete Konjunkturmöglichkeit verheißt.
DieWahl derMetapher werde hier als ein Mißgriff genommen,
wie auch geübte Redner ihn nicht immer vermeiden können. Wer
im Wettrennen vornan ist, wäre ein Narr, wenn e? das Pferd des
Nächsten peitschte: ein Esel und ein unanständiger Kerl: er ver»
löre die kostbarste Zeit, würde von allen Rennplätzen disqualifi»
zirt und triebe das Thier des Rivalen am Ende nur vorwärts.
Obendrein bekäme er Hiebe; kein Gentleman läßt seinen Gaul
von einem gesäuberten Strolch mißhandeln. In Deutschland we»
nigstens würde man mit solchem Gesellen kurzen Prozeß machen;,
sei man nicht gewöhnt, Einem, der uns ins Gesicht spie, das Be-
dauern darüber auszudrücken, daß, wie es scheine, Tropfen vom
Himmel fallen. Von der gemeinen Wirklichkeit internationaler
Wirthschaftkämpfe unterscheide das verzeichnete Turfbild sich wie
von der Sittlichkeitregel des Einzelnen die einer Volkheit. Nicht
durch strenge Befolgung gefälligen Brauches habe England m
diesen Kämpfen so lange gesiegt; nicht mit Kavaliersmanier In»

dien und Egypten, den Sudan und das Land am Vaalund Oranje
erobert. DaßesdasPferd desNächsten mit drohendem oder kan»
dirtem Wort aufzuhalten trachte, sei ihm nicht zu verübeln; frag»
lich nur, wie sich derReiter dazu stellen werde. DasAlles wollen
Eure Excellenz ohne irgendwie heftigen Nachdruck vorbringen;
nur psrlsnäo. Uebrigens feien Sie gekommen, um die Reichsge»
schäfte zu besprechen. An eine wesentliche Marinevermehrung,
die zwar die deutschen und dann auch die britischen Dreadnought»
Ziffern, aber nicht die Seemachtrelation beider Länder ändern
würde, könne jetzt umso weniger gedacht werden, als ihre Durch»
führung der Entscheidung nachhinken müßte. Die ist nicht mehr
hinauszuschieben. Unser Versuch einer Auseinandersetzung mit
der Französischen Republik ist durch unfreundliche Akte engli»
scher Minister brüsk gestört worden, die, ohne die Ankündung
unserer Wünsche abzuwarten, uns in barschem Ton zugerusen
haben, was wir wünschen dürfen und was uns, bei Gefahr eines
Krieges, verwehrt sei. Die Herren haben wohl vergessen, welche
Folgen die unberufene EinmischungFrankreichs in einezwischen
Spanien und dem Haus Hohenzollern schwebende Angelegen»
heit hatte. Uns klangen die Reden der Minister Asquith und
Lloyd George genau so unerträglich wie die (auch imInhalt sehr
ähnlichen) Sätze Gramonts vom sechsten Iuli 1870: ,Wir sind
sicher, daß der gefürchtete Fall nicht eintreten wird. Täuscht uns
aber diese Erwartung, so werden wirunsere Pflicht ohne Zaudern
und ohne Schwäche erfüllen'. Die Kaiserliche Regirung hat sich,
weil sie die ungehörigen Reden hinzunehmen schien, schwerenVor-
würfen, gerade aus denReihen der zuverlässigsten Patrioten, aus-
gesetzt. Sie wollte dieMinister des Königs Georgnichtmit einPaar
höflichen Floskeln entschlüpfen lassen und brauchte Zeit, um vor
Europa zu erweisen, daß (erstens), wie das offizielle Angebot
französischer Kompensationen zeigt, die Republik selbst sich uns
zu Schadensersatz verpflichtet fühle; daß (zweitens) dieser sranko-
deutsche Handel kein britisches Lebensinteresse verletze; und daß
(drittens) in dem nun entschleierten Konflikt die marokkanische
Sache nicht größere Bedeutung habe, als in dem vom Iuli 1870
diespanischeThronkandidaturdesErbprinzenLeopoldvonHohen-
zollern hatte. Gramont glaubte, wir wollten uns nach Spanien^
Asquith, wir wollten uns nach Marokko expandiren. Beider Irr-

thum trieb zu internationaler Unverschämtheit (wählen Sie ein
mögliches Wort), deren Duldung auch einen Schwachen um Ehre
und Reputation bringen müßte. Wir aber sind nicht schwach. Das
vor vier Iahren Versäumte schafft keine Ewigkeit dem huldvollen
Leun zurück. Unsere Flotte braucht heute nicht mehr vor dem Bri-
tenfeuer in die Häfen zu kriechen. Wollen Sie uns aushungern?
Die Armee sorgt selbst für sich. Und wer bürgt dafür, daß uns die
Blockade des Inselreiches nicht schneller gelingt? Wie bald dem
kornlosen Lande der Parks der nährende Lebenssaft stockt, hat die
Strikegeschichte der letzten Wochen gelehrt. London, mit seinen
acht Millionen Menschen, seinem von Demagogen aller Farben
aufgehetzten Mob, wäre in Hungersnothzeit eine Reichsgefahr.
Malen Sie nur a tempera; denFirniß,derLeuchtkraft giebt, liefert
drüben dann schon die endemische Angst. Wer aus derRede des
Kaisers schließe, daß wir uns fürs Erste zu ducken und in der Stille
zu stärken versuchen werden, sei auf dem Holzweg. Wir wissen,
daß auch unsere Wehrfähigkeit vom füßen Gift des schleichenden
Demokratismus allmählich geschwächt wird; dürfen nichtwarten,
bis das liberale, vom Islam seines Zarthumes wegstrebendeRuß-
land, das nie unserFreund sein kann, wieder erstarkt, die Einung
der Angelsachsen und ihre gemeinsame Herrschaft über Suez und
Panama Ereigniß geworden ist. Wir werden fechten: weil wir
die schnöde Kunst, ehrlos zu leben, nicht lernen wollen. Nach ei»
nem Sieg noch käme Britanien nicht zu Ruhe. Neunhunderttau-
send Schreihälse werden alljährlich dem Schoß deutscher Frauen
entbunden. Dieses Gewimmel ist nicht auszuroden. Und dieLei»
ter des Weltkontors mögen ermessen, ob ihrZahlungausgleichs»
geschäft eine lange Serie von Kriegsjahren vertragen könnte. Noch
haben sie freie Wahl. Wir wollen nichts aus ihrem Besitzstand
(auch nichts aus dem Frankreichs, versteht sich); weder Liebenoch
kolonisirte Strecken. Nur: das Allen fichtbareEnde derAusspcr»
rungzeit, die jedem Staat, Montenegro sogar, das Recht auf Zu»
wachs ließ und dem deutschen Drang überall mit Stacheldraht die
Erde vergitterte. Auf alles ministeriell wohlfeile Mühen um Ent»
schuldigung und Beschönigung können wir verzichten, wenn kein
Zweifel bleibt, daß dieser Verzicht nicht von der Furcht erzwun»
gen ward. Will man einen anständigen Frieden nicht, dann wird
das Zwillingthor des Ianustempels weit geöffnet. England oder

Frankreich: eine der beiden Mächte, die nur vereint uns gefähr»
lich sind und mit ihrem Schwergewicht das parlamentarische Ruß-
land anziehen, müssen wir uns verbünden oder für mindestens
<in Menschenalter im Lebenssitz schwächen. Nach einer neuen
Niederlage könnte Frankreich nicht zaudern; in diesem Iahrhun»
dcrt keinem Feinde Deutschlands mehr beistehen. Hält Sir Ed-
ward solche Niederlage für unmöglich, nur für unwahrscheinlich?
Dann wird er die Sperre nicht aufheben und nicht fürchten, daß
dicMenschheithegemonie,währendwireinanderzerfleischen,aus
Europa nachAmerikafliehtund die fruchtbarstenKulturkeimenach-
schleift.Wirkönnensnicht hindern. DieGeltung, die einstPreußen
in sechs Iahren Dänen und Welfen, Oesterreichern und Fran-
zosen abgerungen hat, muß das Deutsche Reich jetzt von Englands
Weitsicht erlangen oder von Englands Blindheit erzwingen. Die
Wahl des Weges ist den Briten frei. Die zum Kampf günstigste
Stunde wählen wir. Und der Peitschenhieb, den sie uns ..."
Rechten, linken. Zurück in die Wirklichkeit unseres Alltags.
Der Zweck jeder Heereseinrichtung, meinten wir, sei, dem Volk,
das sie sich aufgebürdet hat, die Entwickelungfreiheit zu wahren
und vorSchimpf und Schmach es zuschützen. Nun zerbröckeltder
Glaube. Dreizehnhundert Millionen imIahrfür dieWehrmacht,
die kräftigste Iugend dreiundzwanzigMonate lang in der Kaserne:
nochaber sind wir nicht stark genug, um den»Platz an derSonne"
(Karl Hillebrand hat den Ausdruck aus dem Frankreich Louis
Napoleons in unsere Literatur gebracht) zu erstreiten; noch so
schwach, daß wir nicht den Mund aufthun dürfen, wenn ein Mi»
nister Georgs des Fünften das Deutsche Reich des Undankes ge-
ziehen und in Konstablerton zu Ruhe verwiesen hat. Montenegro
kann mit trotziger Rede österreichischer und türkischer Anschuldi»
gung antworten. Deutschland mit keiner Silbe britischer? DieGe»
legenheit, zwischen Britanien und Frankreich die Reibungfläche
zu vergrößernund die Republik in der Stunde ungemeinen Macht-
zuwachses zu vernünftiger Anerkennung des vor vierzig Iahren
Gewordenen zu bringen, scheint versäumt und, seit wir früh und
spät unsere sanfteFriedensliebe betheuern, aus den Bezirken mi ß»
trauischer oder anmaßender Politik die Kriegsgefahr uns näher
gerückt. Schlagen, sagte Bismarck, als er aus der emser Chamade
eben eine berliner Fanfare gemacht hatte, »müssen wir, wenn wir

nicht die Rolle des ohne Kampf Geschlagenen auf uns nehmen
wollen; der Erfolg hängt aber doch wesentlichvonderArt derEin-
drücke ab,die derUrsprung desKrieges auf uns undAndere macht.*
Der einfältigste Menschenverstand warnt, mit Frankreich heute
einen Vertrag zu schließen, der nicht das ganze Verhältniß der
Nachbarn ins Reine bringt; der drum nur uns zur Fessel, zum
Kreuz werden könnte. DerBegriff derWestmächte ist wieder zur
Entitätgeworden; und daFrankreichseinenGroll gegenDeutsch»
land dem britischen vermählt, muß unsere Vorsorge sein, den mor»
gen vielleicht selbst demDemüthigsten unvermeidlichen Krieg ge»
gen das von Ieanne d'Arc gesegnete Paar ohne Vertragsfcssel
führen zu können. Auf dem Meer England als Feind und das
westliche Festland unserem Heer durch junge Verpflichtung ge»
sperrt, deren gewaltsamer oder künstlicher Bruch uns neuen Haß,
neue Gegnerschaft würbe: Das wäre doch gar zu unbequem.
Wars nicht nöthig, vor franko» deutschem Pakt zu warnen,
den King Edward, um uns die Pfandnahme zu erschweren, ge»
wünschthatte und den ein Schwann Argloser damals wieGlücks»
bürgschaft ersehnte? Nicht nöthig, den Gedanken an hemmende
Parteiung und Volksaufstand als grundlos zu erweisen, die Miß»
deutung zu beleuchten, in die der Wechsel von Lockliedern und
Trutzklängen böseNachbarn verleitet hatte, undDeutschlandsWil-
len in dunstlofe Klarheit zu heben? In den Iahren der bosnischen
Krisis und des Panthersprunges haben geharnischte Worte die
Kriegsgefahr überwunden. Der Widerholungversuch mußte, im
vorigen Hochsommer, mißlingen. Als Grey sehen konnte, was
wurde, wars zu spät: er wollte Friedensbürge sein und von den
Genossen raschen Verzicht auf Grollpolitik erzwingen; doch sein
Ruf verhallte in den Rüstunglärm. Die Gegner verkannten allzu
lange die Leistungfähigkeit und die Entschlußkraft Deutschlands.
Das, meinten sie, wird jeder Behagensstörung ausbiegen; weil
es der inneren Einheit und daraus sprießender Kraft nicht mehr
gewiß ist.So wurde derKrieg;trotzdem am selben vorletztenIuli»
tag derReussenzarund Englands mächtigsterMinisterHaupt und
Leib für die Friedenswahrung einsetzten. Die war nur möglich,
wenn spätestens 1911 der Zweifel an unsererThatbereitschaft zer»
stob.» Die Deutschen schlagen nicht; schmatzen gern an der Prunk»
krippe weitersagen selbst, daß derMilitarismusvonIahrzuIahr

Zästigerwerde,keinVerständiger,amGewinnderRüstungindustrie
Unbetheiligter an Krieg denke, die Masse nur widerwillig mit»
fechtcnwürde; und die Obersten bekümmert dieMöglichkeitgewalt»
samen Umsturzversuches. Stehen wir Drei fest, furchen die Slirn
tief und legen die Hand ans Schwert, dann kommtAlles in ruhige
Ordnung.* Sie haben geirrt; doch der Rückblick lehrt, daß wir,
^ZZolk und Regirung,anihremIrrthummitschuldigwaren. Vorbei.
Die Herbstnebel sind zerflattert. Neuer Lenzsturm braust heran.
Belagerung.
»Englische und französische Handelsmissionare sind auf dem
Weg nach Rußland und in die Vereinigten Staaten. London will,
als Stadt der Iahresmesse, die Erbin Leipzigs werden. Hundert»
fünfzig Ausfuhrhändler aus England undFrankreich haben ein
Schiff gemiethet, das nach Südamerika fahren und alle Häfen die»
fesErdtheiles, die atlantischen und die pazifischen, anlaufen soll.
Die friedlichen Ewberer, die dieses Schiff, l^rZonsute, trägt,
wollen nicht, wie die Helden des alten Epos, von dunklen Ge»
walten bewachte Schätze erraffen. Sie gehen nach Brasilien, Ar»
gentinien, Chile, Peru, in alle Länder, wo Deutschland mit zäher
AufdringlichkeitBoden gewonnen, mit seiner Propaganda, seiner
dünkelhaften Unternehmunglust den Absatz seiner Waaren er»
zwungen hat. Sie bieten dem lateinischen Amerika die Möglich»
keit,die französische und englische Industrie der deutschen zu ver»
gleichen. DieAusstellung anBord des^rgonaute wird die lieber»
legenheit unserer gewerblichen Leistung beweisen.Die mitfahren»
den Geschäftsleiter werden drüben dieBräuche und Bedürfnisse
der Märkte erkunden, die der Krieg den Deutschen gesperrt hat
und die der Friede ihnen nicht zurückgeben darf. Der deutschen
Industrie fehlen die Arbeiter; sie kann, danun schon derIahrgang
1879 zu den Waffen gerufen worden ist, nur das für denKriegund
für die von Amtes wegen eingeschränkte Volksernährung Noth»
wendige liefern. Die Versuche, fremde Arbeiter heranzuziehen,
sind mißglückt; und wenn die Leistungmöglichkeit sich höbe, bliebe
ihr dennoch der überseeische Weg verriegelt. Die von der,ger»
manischen Kultur, geschaffene ,kolossale, Handelsorganisation ist
zum Stillstand verurtheilt; die Niederlage und der Weltgrimm
werden sie völlig zerbrechen. Unsere Sache ists, die Handelskund»

schaft zurückzugewinnen,die sich nachneuenLieferantensehnt und
froh ist, wenn sie nichtmehrmit denGeschäftsreisendeneinesVo!»
kes zu thun zuhaben braucht, dessen Rechtsbruch und Metzelsucht
den Haß der Menschheit erwirkt haben. Das Beispiel der Argo»
nautenfahrt heischtNachahmung. Der Bund der Welterlöser dars
nichtnurfürSchlachtfelderundFriedensverhandlung gelten, son-
dern muß sich auf alle Gebiete menschlicher Arbeit hinstrecken."
Das kann nicht schwer werden: weil« dieUeberlegenheit der franko-
britischen Industrieleistung" unbestreitbar ist. In Deutschland
wird ja fast nur schlechtes Zeug, inBerlin gar nur billiger Glitzer»
schund gemacht. „Als in Frankreich der dreizehnte Louis regirte
und Paris schon eine Welt, nicht nur eine Stadt, war, hatte Ber»
lin kaum ein paar Häuser. In Europa giebts nirgends eine zweite
Stadt, die so rasch gewachsen ist. Berlin hat heute ums Dreifache
mehr Einwohner als vor drei Iahrhunderten das ganze Land,
dessen bescheidene Hauptstadt es damals wurde. Berlin hat ein»
zelne hübsche Stellen: als Ganzes ists hätzlich und Keiner hats je
geliebt. Voltaire, derMaler Pesne, Chamisso haben aüsgespro»
chen, wie ungern sie dort lebten; Mozart fand die Stadt so unaus»
ftehlich,daß er lieber mit achthundert Gulden in Wien bleiben als
mit dreitausend Thalern preußischer Opernkapellmeister werden
wollte; Schiller sah in Berlin den Seuchenherd deutscher Entsitt-
lichung und Geschmacksverderbniß; Goethe wiederholte oft, daß er
den berliner Geist als etwas ihm feindlich Widerstrebendes em»
pfinde. Die Berliner heucheln Begeisterung für ihre Kaiserstadt;
benutzen sie aber nur als Arbeitstätte und sind glücklich, wenn sie
mit leidlicher Rente in eine stillere und schönere Stadt übersiedeln
können. Deutschland ist die Heimath der Pfuschnachahmung und
der Schundwaare:und zur Hauptstadt dieses Landes taugtBer»
lin. Alles ist erkünstelt oder nachgeahmt. Aus dem Gips guckt der
Ziegel vor; Simili giebt sich für Marmor, Beton für Sandstein
aus. Bankhäuser ähneln Kirchen. Notare hausen in Festungen.
Sanfte Bürger in Gebäuden, die aussehen wie, nach der Mein»
ung der Erbauer, einst die rheinischen Ritterburgen aussahen,
und die mit Ochsenblutfarbe angestrichen sind. Das ist der neu»
deutsche Stil, der das ganzeReich verseucht hat. Ein wilderLöwe
mit gesträubter Mähne, offenem Maul und drohender Tatze: ein
Briefkasten. Noch auf der ,Retirade, findet man Becken von der

Form geflügelter Geier, Zugklinken aus Similischmiedeeisen uni>
nachgestümpertes Mahagoni. In dem Hotelzimmer, in der ,mö-
blirten Wohnung': Tische mit geschnitzten Füßen,ein Renaissance»
schrank, ein gotischer Sessel, ein Prunktischchen LouisXVI., Alles
bunt durcheinader. Bald merkt man, daß der kleine Tisch hinkt,
die Platte des großen nicht fest angeleimt ist, die Stühle wackeln
und krachen. Alles ist, freilich, spottbillig; hält auch wohl zwei, höch-
stens vier Iahre. Für die Dauer wird hier nichts gemacht. Wo
man vor sechs Monaten massige Neubauten in Vlamenstil sah,
erblickt man jetzt wieder neue, wieder wuchtige, diesmal aber dem
Rokoko nachgeahmte Häuser.Ungeheure, bis unter den Fußsteig
reichende Schaufenster, in die ganze Waarenhaufen gestapelt wer«
den.Der Laden will dasBild üppigerUeberfülle bieten;wer ein»
tritt, findet ihn leer, ohne Tiefe, nur für die Schau eingerichtet.
Alles ist billig; in manchen Luxusgeschäften kostet jeder Gegen»
stand drei Mark. Dafür giebts herrliche Schildpattkämme (aus
Horn), Elphenbeingeräth (aus Celluloid); was Seide scheint, ist
Gloria,waswieGold glänzt, gegilbtesBlech, derDiamantGlas,
das Tuch Iute, das Maroquin genarbtes Papier. Auf Quali»
tät wird nicht geachtet; die Sache muß nur billig fein und den
unbeschreiblichen,Schick' haben, für den der Schundliebhaber
schwärmt. In ganz wenigen Läden giebts echte Edelsteine, Gold
und Silbergeräth; dann ist, in Riesenlettern, über den Fenstern
zu lesen: ,Echt! Echtl' Als handeltesichs umdieAnkündung einer
unwahrscheinlichen Thatsache. Diese Geschäfte (in die man auch
noch einiges Mißtrauen mitnehmenmuß)sind übrigens meistleer;
der Berliner zieht die wohlfeileNachahmung dem kostbareren Ge-
genstand vor,für dessen Feinheit er keinVerständniß hat. Er liebt
dasFalsche, fühlt sich in ihm, mitihmbehaglich. Seit zweihundert
Iahren nennt er eine Straße, auf der nurKastanienbäume stehen,
,Unter den Linden'. UnsererSprache entnimmt erWörter, deren
Sinn ihm fremd ist und die in die Sittenwelt seines Landes nicht
passen; unverdauliche Fleischwaare ist ihm,Delikatesse' und ge»
meiner Ladenkram,Galanterie'. Nichtminder unaufrichtigistseine
Küche. Auf Güte kommts nicht an; schon Montaigne hat ja ge»
sagt: ,Der Deutsche ißt nicht, sondern schlingt'. Wenn er nur voll
wird, selbst vonXK-Brot: allesAndere ist Nebensache. Außer ein
paar uralten, kaum noch besuchten Häusern sind denn auch alle ber»

lincrRestaurants einander ähnlich; überall giebts für anderthalb
Mark die halbe, für eine Mark mehr die ganze Speisenfolge. Und
was für diesen kleinen Preis verschlungen wird, ist fürchterlich.
Lachs: mitKarmin gefärbter Dorsch. Nirgends wird dieFälscher-
kunst so gepflegt. Das ärgert die Berliner nicht etwa. Sie wissen,
daß ihnen nur schlechtesZeug aufgetischt wird, nehmens in guter
Laune hin und trösten sich mit der Hoffnung, nicht lange in dieser
Stadt zu leben. Auf dem Bahnhof erwartet der Durchreisende ja
auch nicht feine Speisen. Berlin ist keine Heimath; nur der Ort,
wo man Geschäfte macht. Und von Denen selbst, die darauf aus-
gehen, lassen sich nurWenige in dieser Stadt nieder. Von hundert»
tausend Zuwanderern bringen, wie ausgerechnet worden ist, kaum
zweitausend Frauen und Kinder mit; man kommt allein, wie sichs
zu kurzem Aufenthalt ziemt. Familienleben, Freude am Heim
giebts nicht; man wohnt im ,sarni'. Der Kaufmann, Bourgeois,
Arzt, Anwalt benutzt ein oder zwei Zimmer und vermiethet die
anderen sammt denMöbelnIedem, der sie begehrt. Iede berliner
Braut träumt von einer großen Wohnung, deren Zimmer sie
vcrmiethen könne. Komfort und Intimität: solche Bedürfnisse
sind hier unbekannt. MeleFamilien speisen abends nie zuHaus.
Sie marschiren in die Schankwirthschaft. Die Männer setzen sich
an einen Tisch, die Weiber, manchmal mit den Dienstboten,
an einen anderen. So ist seit 1871 in dieser von unstetem Drang,
von falschem Luxus, von glitzerndem und tönendem Tand bis in
Tollheit berauschten Kaiserstadt eine Entsittlichung geworden, die
wie eineMafsenkrankheit weiterfrißt. Seit vierundvierzigIahren
löst jeder Tag ein Stück der alten Redlichkeit, der deutfchen Sen»
timentalität; die allzu hastig ins Ungeheure aufgeschossene Stadt
mordet die Ehrfurcht vor überliefertem Stammesbrauch. Wir
Franzosen dürfen schon als einen Sieg buchen, daß wir, fürimmer,
nunvor argerAnsteckung sicher stnd,sichervor derUeberschwemm»
ung mit dem Schund, den schlechter Geschmack, als Erzeugniß
seiner,Kultur,, über die Welt hin ausgoß. Die Gefahr, in diese
Kloake zu sinken, war uns nah; jetzt kann Paris, das ein Schiff
im Wappen führt und, im Gegensatz zu seiner anmaßenden Ne-
benbuhlerin, inbrünstig alles Echte, Gediegene liebt, mit vollen
Segeln wieder seinem Ideal wahrhaftiger und edler Schönheit
zusteuern.DasWappen der StadtBerlin zeigt uns einenBärcn,

der auf den Hinterfüßen steht und tanzen, sich niedlich machen
möchte. Der Markgraf oder Kurfürst, der einst der Hauptstadt
Brandenburgs diesen Wappenschild verlieh, hat sich als einen
Meister allegorischer Weissagung bewährt." (l.e lemps.)
Ist toller lallendeUnwissenheit erdenklich?DerAberglaube,
der Anblick einer schwimmenden Meßbude werde einen Erdtheil
zu schneller Abkehr von deutschem Gewerbe bestimmen, mag hin»
gehen. Aber Deutschland die Heimath des Schwindels schelten,
Berlin, weil seine Haut noch manches Emporkömmlingsmal zeigt,
als eine aufgeputzte Schundstätte verschreien,wo der Verwöhnte
nicht hausen, einkaufen, essen kann, der Zugewanderte nur, ohne
Familie, weilt, bis sein Geschäft abgewickelt ist: auch der von Haß
blindäugigen Kriegszeit dürfte solcher Aberwitz sich nicht entbin»
den.WirsahenFibelbilder,aufdenenFinen,Iren,Polen,Schwe»
den, Inder, Fellachen, Araber, Buren, Kabylen, Afghanen un»
sere Feinde mit Gewiltersschnelle zerschmetterten; sehen jetzt un»
bedachten Eifer den lächelnden Iapaner umdienern. Daß Paris
nur von Winkeldirnen, Apachen,Kassendieben bewohnt, nur mit
Ramschwaare bewirthet,nur von großen und kleinen Duvals ge»
sättigt werde, hätte eine beachtete Zeitung Deutschen nicht zu er»
zählen gewagt. Frankreich hat seinen Nachbar nie gekannt, schon ,
vor dem Krieg drum jede Spukgeschichte aus deutschem Bezirk für
Wahrheit genommen und beleckt gierig nun den ekelsten Lügen»
brei. Clausewitz, Moltke, Treitschke, Hartmann werden ihm als
«in Quartett widerchristlicherWüthériche vorgestellt, Schnodder»
reden des eitlen Gauners Spiegelberg als Glaubensbekenntnisse
Schillers eingeschmuggelt; Herr Ioseph Reinach (der sich im
Mw", als Kampfrichter, Polybe, nach dem Historiker Roms und
Karthagos, nennt) beweist, daß die Strategie und Taktik derRussen
die deutsche hoch überragt; und Ministerpräsident Viviani gelobt,
am achtzehntenFebruar,in derKammer,zu kämpfen, »bis diesitt»
liche Erlösung Europas, die Entschädigung Belgiens, die Ein»
gliederung Elsaß» Lothringens in die Republik gesichert, das Ioch
deutscherTyranneizerbrochenist."FrommeInbrunstkränztjeden
Schwätzer und Schmierer. Davor sollen wir zittern? Wer eine
Festung zur Uebergabe zwingen will, muß wissen, was in ihr ist
und noch werden kann; sonst trägt ihm der Aufwand nichts ein.
England wird von Rednerei nicht trunken. Hat im Innersten

nie auf schnellenSieg gerechnet,weder derrussischenDampfwalze
noch dem Lateinergenie vertraut,nur, weil ihm dieses Vertrauen
fehlte,sichdemKampf gesellt unddieFreunde auflangeFrist ver»
pflichtet. Ist noch irgendwoher Hilfe zu werben: am Preis wird
nicht geknickert. Meldet sich kein neuerHelfer: dieRechnung muß
dennoch richtig fein. Ob in West ein Vorstoß gelingt, in Ost ein
Rückzug nöthig wird: an solchen Zufall hängt kühler Stolz nicht
eines Volkes Schicksal. «Wir wollten Verständigung, die unsere
Sceherrschaft gelten ließ und dieLast derRüstung minderte.War
nicht zu erlangen; trotzdem wir (in dem Kolonialabkommen, das
am Tag der Kriegserklärung vonBerlinaus bestätigt wurde) mehr
dafür zahlen wollten, alsPtt undPalmerston,Beaconsfieldund
Gladstone je einem Starken bewilligt hätten. Nun müssen wir
fechten;und zugleich die Genossenheere für denPlan derBelage»
rung nützen.Der dünkt Euch unsittlichfNur einNarrenlandließe
Zufuhr in einen Staat, gegen das es Krieg führt. Hat Mitleid mit
Greifen, Frauen, Kindern die Deutschen gehindert, Paris aus»
zuhungern?Daßwirein ganzesReich belagern, daßunsereGrenz-
wegeWasserstraßen sind, kann denRechtsgrundsatz nicht lockern.
Wir wissen, welchcEinfuhrmengenDeulschland braucht; wann,un-
gefZhr,ihmundOesterrcich-UngarnBrotkorn, Kartoffeln, Kupfer,
Gummi, Salpeter,Petroleum, Speisefett, Schmieröl und andere
unentbehrlichcStoZfe fehlen müssen.Einschränken kannsich?;Ni»
tratekünstlicherzeugen,Kupfer vonDächcrn,aus derEide,Küche,
Münzstätte holcn;unsSchiffeundLadungversenken.B.'eibtrings-
um aber auch nur dieDefensive wirksam, dann ist die mähliche Ent-
kräftung gewiß und derTag absehbar, der dcn Feind nöthigt, die
we ßeFahne zu hissen. Von Vernichtung träumen wir nicht; zwi»
scheneinemungeführdetcnRuß'andundcincmsorgenlosenFrank»
reich hätte unser Imperium kaum ein Zehntcl des Werlhes von
heute.Nur mit schmcrzcndenNarben würde derInsellöwe grau»
sam.Sonsl:WiederherstellungVe!gicns,Wehikostenbegrenzung,
Vcrbingung des Besitzes,den beide Reiche imIuli 1914 hatten;
vom Verlust Tsingtaus könnte Deutschland in Kleinasien entschä»
digt weiden." Das ist der Umriß des Planes. Das Wirthschast»
bcdürfniß der Neutralen soll ihn fördern. Ihn zu sprengen,' ist
deutschePflicht.Dienet ihr nicht lässig!Wersich demhartenGesctz
des belagerten Reiches nicht willig fügt, verwirkt das Recht, in
der befreiten Heimath je wieder den Sonnenaufstieg zu schauen.

Ein Nörgler.

m Jahr 1906 erschien bei Zürcher ck Furrer in Zürich das
Buch „Die deutsche Finanzreform der Zukunft, von einem
Ausland-Deutschen". Wahrscheinlich, weil ich das Buch, nur
einige Aebertreibungen rügend, im Ganzen zustimmend be-
sprochen hatte, ließ mir der Verfasser zwei Jahre danach „Deutsche
Wehrpolitik der Zukunft" übersenden, welche Schrift ich, als gänz-
lich Unzuständiger, nur ganz kurz anzeigen konnte. Jetzt geht
mir von dem selben Anonymus zu: „Ungelöste Lebensfragen für
das deutsche Volk", eine Schrift, für deren Beurtheilung ich einige
Kompetenz beanspruchen darf, da sie Fragen der Verfassung, der
Verwaltung, der inneren und der auswärtigen Politik behandelt.
Einen weiten Leserkreis hat er sich durch verlockende Ueberschriften
(„Wie schützen wir uns vor einem unfähigen Kaiser?", „Wie
schützen wir uns vor dem politischen Schwachsinn der Deutschen?")
gesichert. Das Buch enthält gute, wenn auch nicht eben neue Be«
merkungen über mancherlei Gebrechen der Bureaukratie, über die
lächerliche Ueberhebung der Beamten, über den „devoten Hunde«
stil", über die Thorheit und das Unrecht, den Auslanddeutschen
das deutsche Bürgerrecht zu entziehen, und kritisirt ausführlich
das Reichstagwahlrecht. Ich wünsche eben so wie der Verfasser
eine berufständische Vertretung, wünsche, daß, jeder Berufstand
nach dem Maße seiner Bedeutung fürs Volksganze vertreten fei.
Ich hätte sogar nichts dagegen (die Gleichberechtigung aller
Staatsbürger ist ja doch nur Einbildung), wenn den Vertretern
der Leute ohne Besitz und Bildung Sitz und Stimme in der Gesetze
gebenden Versammlung entzogen würde. Nur müßte dann eine
dem römischen Volkstribunat ähnliche Einrichtung geschaffen
werden. Die Lohnarbeiter und die Unterbeamten müßten ganz
frei Abgeordnete aus ihrer Mitte wählen, die alljährlich vor
dem Reichstag und Bundesrat die Beschwerden und Forderungen
dieser Stände darzulegenmnd entschieden arbeiterfeindliche Gesetze
durch ein Veto abzuwehren hätten. So lange eine solche Ein»
richtung nicht besteht, muß, an dem Reichstagswahlrecht festge-
halten werden, denn das vom Verfasser vorgeschlagene Plural-
stimmrecht würde eben so wie das preußische Censuswahlrecht die
Unterschicht mundtot machen und jeder gesetzlichen Schutzwehr
gegen Unterdrückung und Ausbeutung berauben. Der Verfasser
ereifert sich besonders gegen die geheime Abstimmung, die das
Volk zu unmännlicher und undeutscher Feigheit erziehe. Mit
dieser sittlichen Entrüstung kontrastirt recht sonderbar seine eigene

Anonymität. Ein armer Lohnarbeiter, der geheime Abstimmung fordert, um nicht Weib und Kinder dem Elend preiszugeben, ist nicht feig, sondern nur vernünftig,; einMann dagegen, der aus dem Hinterhalt Pfeile auf den Kaiser und die höchsten Reichsbeamten abschießt und unter dem Schutze der Anonymität beschimpfende Anklagen gegen die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes erhebt, setzt sich berechtigten Vorwürfen aus.

Der Verfasser ist, wie er selbst sagt, ein süddeutscher Liberaler, der, wie man aus seinen Büchern schließen muß, seit vielen Fahren in de? Schweiz wohnt, und er ist denn auch ein richtiger Schweizer: nüchtern verständig, ein Mann von gesundem Urtheil in allen praktischen und technischen Dingen; aber ein Kulturphi» lister, ohne Sinn für die tieferen Gründe und Zusammenhänge der Geschehnisse. Von der Bedeutung der Religion fürs Völkerleben scheint er keine Ahnung zu haben, die gewöhnlichen protestan» tischen Vorurtheile gegen olles Katholische hat er nicht überwunden und die Centrumswähler behandelt er als Hammelheerde; als ob alle Wähler der übrigen Parteien selbständige Charakters oder gar selbständige Denker wären! Er versteht auch nicht den „Selbstmord" des Liberalismus und den Abfall der Fortschritts» Partei von ihren manchesterlichen Idealen. Die Nationallibe- ralen und die Fortschrittler oder Freisinnigen waren die zwei Gruppen der städtischen tzonoratiorengesellschaft in protestan- tischen Gegenden. Die protestantische Masse stimmte für sie, ent- weder als ‚Hammelheerde" oder gezwungen durch die Brotherren. Als die geheime Abstimmung die Möglichkeit gab, gefahrlos gegen den Willen der Brotherren zu stimmen (nicht sofort, sondern erst allmählich), wählten die Lohnarbeiter natürlich ihre eigenen Vertreter. Daß, es Marxisten waren, die ihre politische Organi- sation leiteten, ist für die vom Auslandsdeutschen aufgeworfene Frage gleichgiltig. Die Honoratioren waren nun Offiziere ohne Soldaten und, um noch rekrutiren zu können, blieb ihnen nichts übrig, als den Sozialdemokraten und dem Centrum in der Sozial- politik und in volksfreundlicher Steuerpolitik Konkurrenz zu machen. Außer ewigen kleineren Hemmnissen, auf die ich nicht eingehen will, giebt es nur drei Schutzwälle, die eine sozial- demokratische Reichstagsmehrheit nicht entstehen lassen: das Centrum, der Patriarchalismus Ostelbiens und die Staatsbetriebe mit ihrem Millionenheer von Lohnarbeitern und Unterbeamten.

Der Verfasser lobt das schweizer Volk und die schweizer Zu« stände (in seinem ersten Buch hat er manches Schweizerische ziem« lich scharf kritisirt). Die Kantönli habens eben leicht, auf demokra»

tischer Grundlage leidlich befriedigende Zustände zu schaffen (daß
diese Zustände aber durchaus nicht allgemein und vollständig
befriedigen, weiß, ich aus schweizer Zeitungen und Briefen). In
einem kleinen Gemeinwesen mit gleichartiger Bevölkerung ist
eben sachkundige Theilnahme Aller an der Staatsverwaltung
technisch möglich; sie wird schwieriger in dem Maß, wie Gebiets--
größe und Kopfzahl wachsen und die Bevölkerung sich differen»
zirt, und wird beim Ueberschreiten einer gewissen Grenze unmög-
lich. Was dem Verfasser und vielen Anderen als politischer
Schwachsinn der Deutschen erscheint, ist nichts als die technische
Unmöglichkeit für den Bürger eines Siebenzigmillionenreiches,
den komplizirten Mechanismus seines Staates zu durchschauen und
sachgemäß in sein Getriebe einzugreifen. Die weitverbreitete Mei-
nung, die auch unser Schweizer teilt, daß, der Durchschnittsfranzose
oder «Engländer dem Durchfchnittsdeutschen politisch überlegen
sei, beruht auf völliger Unkenntniß der französischen und der
englischen Zustände. Wenn irgendeine Wählerschaft den Namen
tzammelheerde verdient, so ist es die französische; die jeweilige
Regirung macht durch ihre Präfekten und Maires die Wahlen.
„Das englische Volk" aber, dessen politische Weisheit der Kon-
tinent hundert Jahre lang angestaunt hat, ist seine nur wenige
tausend Köpfe starke Aristokratie und Gentry gewesen, die auch
nach den drei Parlamentsreformen noch nicht sofort aufgehört
hat, das Land durch das Unterhaus zu regiren, weil, wie Sidney
Low ausführt, die Engländer eine ehrfürchtige Nation sind, weil
sie praktisch sind und jedes Geschäft Dem übertragen, ders ver-
steht, die Aristokraten aber, die außerm Regiren nichts zu thun
haben, dieses Geschäft, meint man, doch versteh« müssen und weil
ein Abgeordnetenmandat nicht nur bei der Wahl, sondern auch
nachher noch schrecklich viel Geld kostet. Einen Hauptgrund ver-
schweigt der patriotische Engländer: die in Abhängigkeit und
Unbildung versunkene Unterschicht war politisch tot. In den Ge-
werkvereinen, die sich mit schweren Opfern der Mitglieder die
gesetzliche Daseinsberechtigung erkämpft haben, ist nur die Ar-
beiteraristokratie organisirt. Aber seit der 1876 eingeführte
Schulzwang zu wirken begonnen, die Zahl der Analphabeten stark
abgenommen hat, ist die Demokratie ins Unterhaus eingedrungen,
hat es zerklüftet und dem bequemen Wechselspiel der zwei
aristokratischen Familienverbände, die sich Whigs und Tories
nannten, ein Ende gemacht; das vorläufige Ergebniß, ist Ver-
legenheit; sie wird nach dem Krieg noch fühlbarer werden. Die
Aenderung befähigt den gemeinen Engländer, der jetzt wenigstens

lesen kann, natürlich noch lange nicht, schwierige Steuerprobleme zu lösen; Sidney Low giebt zu, auch schon die Kommunalverwal» tung sei so undurchsichtig geworden, daß. der Bürger kein persönliches Verhältnis mehr zu ihr habe und sie gern dem engen Kreis der Sachverständigen überlasse.

An der auswärtigen Politik der Regirung läßt der Auslanddeutsche kein gutes Haar und vom Wehrbeitrag schreibt er, die schwache Reichsleitung sei nicht mehr im Stande gewesen, die erwerbenden Stände vor den steuerpolitischen Beutezügen der Festbesoldeten und der Arbeiter zu schützen. „Aber die Folgen dieser v« Ksnque-Politik werden nicht ausbleiben. Solche ungeheuren Opfer für eine so schlechte Politik: Das ist zu viel auch für den gezähmtesten preußischen Bourgeois." Auch ich habe an der Regirungpolitik Mancherlei auszusetzen gehabt (nicht gerade das Selbe wie der Schweizer), aber der Hieb der gepanzerten Faust, den wir jetzt erleben, wäre ohne ungewöhnlichen Aufwand für die Wehrkraft jedenfalls nicht möglich gewesen.

Neisse. Dr. Karl Ientsch.

<54p

Wir Deutsche in Amerika.

^Aatcrland! Recke Deine Arme
Zu Deinen Rindern über die See!
Fremder Boden hält sie gefangen,
Kein weg führt von ihm zu Dir.
wir, die wir gern unser Herzblut gäben,
Sind zu quälendem NichtstKun verdammt.
VaterlandI Recke Deine Ärmel
Kol Deine Rinder Dir über die SccI
Tausende harren Dein,
Daß Du die Retten sprengest,
Aufstoßest die Thür weit,
Durch die wir strömen
wollen ins Vaterland.
wie ein liebender Vater
Ii h Deine Rinder an Deine Brust.
Schlage die Feinde,
Beffne die welt Dir
Und uns das vatcrlcindl

New Brlcans. Georg Ahrens.

Friede im Krieg.
AAuropa starrt in Waffen seit Jahrzehnten. Wo Rauch ist, ist
S^S auch Feuer. Aus den rauchenden Kratern des Hasses, des
Neides, innerer Verderbtheit und Zerrissenheit, lauernder Land«,
Macht» und Geldgier ergießt sich jetzt die brodelnde, die zischende,
zerstörende Gluth. Urfeuer»Erdbeben. Die Meere erzittern. Aus
den Schiffen der Lüfte fallen Bomben. Unterseeboote legen Mi»
nen. Das Echo des Kanonendonners schlägt an die entlegenste
Küste. Die schmalen Blitzesgarben der Geschütze, die entzündeten
Feuersbrünste sprühen Funken in die fernsten Fernen.
Doch das Feuer, das einst Prometheus, das der tiefste, stol»
zeste Trotz des Schaffenden angesichts unbilliger Zernichtung der
Menschheit brachte, das sengende, fressende Feuer ist auch derBorn
der Erneuung und Verjüngung. Ist der Born der That.
Nun ist Alles anders geworden. Der häusliche Hader, der
Deutschland teilte in Nord und Süd, spaltete in Junker, Bürger,
Prolet, in Protestant, Katholik, Jude, Dissident, verstummte im
Waffenklirren für die gemeinsame Sache. Der Krieg im Frieden
ward zum Frieden im Krieg. Zum Frieden, der Urzeuge ist für
die Wucht unserer inneren vaterländischen Einheit.
Wir Alle lernten umdenken, umwerthen. Der Eine in diesem,
der Andere in jenem Sinn. Wir lerntens mit der brausenden
Schnelle der Mobilisirung, die in wenigen Tagen unseren Boden
umwälzte. Aus langer Versunkenheit ist die deutsche Einheit er-
wacht. Plötzlich steht sie da. Aufrecht. Eisenstark. Bei Schritt und
Tritt der aus der Erde gestampften Landeswehr wirft sie ihre war-
men, tröstenden Strahlen über die Gauen des Baterlandes. Die
deutsche Einheit. Sie flammt aus den Knabenaugen der Nothexa»
minanden, die zur Einstellung drängen. Flammt aus den Augen
der eben der Liebsten angetrauten blutjungen Ehemänner wie aus
dem ernst»entschlossenen Angesicht bejahrter Familienväter. Sie
alle Grenzhüter. Singend, in endlosen Reihen, ziehen sie in der
graugrünen IUniform aufs Schlachtfeld. Die deutsche Einheit blickt
auch aus den Augen der Zurückbleibenden, die das heimische Feld
bestellen, damit den Sieger Ernte und Häuslichkeit empfange.
And Jene, die nimmer wiederkehren? Die deutsche Einheit
blickt noch durch die Thränenschleier, die uns die Listen der Ge-
fallenen verhüllen wollen.
Kein fremdenfreundlicheres Volk giebt es als die Deutschen.
Weltliebe, übernationale Neigungen sind ihm Erbgut. Der Reich»

thum unserer Ideen und Sprache wuchs an der Kenntnis; und
Schätzung ausländischer Werthe und Sonderheit.
Woher trotzdemdie leidenschaftlich wühlendeEmpörung innns
Allen, Mann und Weib, Alt und Jung gegen die fremden Na-
tionen, die uns mit tausend Banden der Weltkultur verbunden
schienen? Gegen die französischen, russischen und englischen Feinde,
denen sich das an deutschen Universitäten mündig gewordene Ja-»
van gesellte? Als ungeheuren Frevel empfinden wir die Ein-
kreisung. Das Land der Denker, Dichter und Sänger, dem Europa
Unendliches dankt, will man verwüsten. Wenn nicht zerstören, so
doch klein machen und demüthigen, tief demüthigen.
An grenzenloser Zusammengehörigkeit, stärker als der schroffe
Individualismus einer Epoche, die seltsam in sich zu zerstückeln,
mehr und mehr im Persönlichsten sich zu verankern schien, muß.
der feindliche Massenandrang zerbrechen. An West» und Ostgrenze
werfen unsere Krieger die Patrouillen, Brigaden, Divisionen zu-
rück: Mußt mir mein Deutschland doch lassen stehen!
Im Welterdbeben, inmitten einer an Zahl weit überragen-«-
den Gegnerschaft fühlen wir unsere Art wachsen, die Kraft des
Handelns und Ertragens stählern werden, tzoch hinaus über den
Alltag, seine Lust und sein Leid, sein Begehren und Bangen,
trägt uns ein einzigartig-einheitlicher Wille zum Sieg, trägt
uns der Friede im Krieg. HeleneSimon.

Anzeigen.

Die xs^choxathischen Verbrecher. Verlag Dr. P. Langenscheidt.
Die Probleme, vor die das Verbrecherthum die moderne Gesell-
schaft stellt, können ihrer Lösung nicht entgegengeführt werden, bevor
nicht ein vertieftes Eindringen in Wesen und psychische Eigenart der
kriminellen Einzelindividuen Klarheit darüber geschaffen hat, mit
was für einer Art Menschen man es eigentlich dabei zu thun hat.
Darüber hilft auch keine noch noch so gründliche und umfassende
kriminalistische Massenstatistik hinweg, die schließlich über tote Zah-
len niemals hinauskommt. In richtiger Erkenntniß dieser Noth-
wendigkeit ist von verschiedenen Seiten die individualpsychologische und
-biologische Betrachtung des Verbrecherthums in Angriff genommen
worden. Die Resultate waren auffallend übereinstimmend, für den Kun-
digen freilich nicht überraschend. Ungemein groß war der Prozentsatz
an psychisch Minderwerthigen, die bei einzelnen Gruppen die Hälfte

und mehr ausmachten. Besonders eindringlich muh diese Feststellung
bei den jugendlichen Verbrechern, den Fürsorgezöglingen, wirken,
aus denen sich die Kerntruppe der Verbrecherarmee rekrutirt. In
diesem ungewöhnlich hohem Antheil an der Kriminalität erschöpft sich
aber die Bedeutung der psychisch Minderwerthigen für das öffentliche
Leben nicht Die Frage der geminderten Zurechnungfähigkeit, des ge-
milderten, des individuell angepaßten Strafvollzuges, der Sicherung-
nachhaft, der dauernden Verwahrung der unverbesserlich Kriminellen
und viele andere Fragen knüpfen sich an diese zurechnungfähigsn
Minderwerthigen. Ihre Kennzeichnung, so weit sie für Verbrechen und
Strafverfahren Bedeutung hat, kommt einem praktischen Bedürfnis;
entgegen. Sie bedarf keiner weiteren Rechtfertigung und Begründung.
Mein Buch macht nun den Versuch, in einer, wie ich glaube, bisher
noch nicht vorhandenen umfassenden Darstellung Alles zusammenzu-
stellen, was die psychopathischMinderwerthigen in ihrenBeziehungen
zu Verbrechen und Strafwesen kennzeichnet. Die psychopathischen We-
senszüge, die zu Entgleisung und Kriminalität führen, die Delikte, in
denen sie ihren Niederschlag finden, die pathologischen Charakter- und
Verbrechertypen, in denen sie zum Ausdruck kommen, die inneren psy-
chischen wie körperlichen Bedingungen und die äußeren Verhältnisse,
unter denen diese Psychopathen ihr seelisches und soziales Gleichgewicht
verlieren, werden auf der einen, das Verhalten der Minderwerthigen
im Strafverfahren und Strafvollzug, die Wirkungen, günstige wie un-
günstige, die die Strafvorgänge auf sie ausüben, die Besserungaus-
sichten, die Gesichtspunkte für ihre Behandlung im Strafrecht, Straf-
verfahren, Strafvollzug und in der Freiheit werden auf der anderen
Seite dargestellt. Benutzt wurde das umfassende kriminelle Großstadt-
material der berliner städtischen Irrenanstalten. Damit dürften die
nothwendigen Grundlagen geschaffen sein, von denen aus zu dem
schwerwiegenden modernen Problem der Verbrechensbekämpfung, so
weit es die Psychopathen angeht, Stellung genommen werden kann.
Berlin-Vuch. Or, Karl Birnbaum.

Der Ronzesfions-Schulze, die Geschichte eines Ueberganges aus
dem Bürgerthum in den Adel unter der Regirung Kaiser Wil-
helms des Zweiten. Von Hans Erich Tzschirner. W. Born»
graeber in Berlin.

Der nach kurzer Zeit erschienenen achten Auflage seines Erstling-»
romans„Die nicht lieben dürfen" läßtTzschirner jetzt einen Gesellschaft-
ausschnitt in größeremRahmen folgen, Und er giebt ihm mit demVor-
behalt eines literarischen Untertitels einen von Bismarck im Reichs-
tag geprägten, ungemein bezeichnenden Namen. Der Großindustrielle
Rosenherz schickt seinen einzigen Sohn auf den Wunsch des ihm gnä-
digen Kaisers als Fahnenjunker zu den Gardekürassieren und nimmt
schließlich nach starkem Widerstande um dieses Sohnes und seiner

Tochter willen den Adel in Gestalt der Grafenwürde an. Der Werth des Buches als eines Kulturbildes liegt in der verblüffenden Echtheit der in» timen Szenen in der Villa des Großindustriellen am Wannsee nnd im Kasino der Gardekürassiere. Die drastischen Aeußerungen eines Demo« traten, der in dem Buch herumspukt, lassen nicht erkennen, auf wessen Seite der Verfasser eigentlich steht. Er läßt einen auf großen Reisen ge- öffneten und gereiften Verstand zu uns sprechen und entpuppt sich selbst uns als Menschen von feinster Kultur und intimster Kenntniß der Kreise, in die er sich als Reiteroffizier und Mjutant eines Fürsten, also ge- wissenmaßen selbst als Konzession-Schulze, gründlich vertieft hat.

Wilhelm Freiherr von Maltzahn.

Ornament» Spiritus. Sieben Holzschnitte von tz. John Hoexter. Im Selbstverlag.

Der Glaube hat seinen liebsten Feind besiegt. Die Tafeln der Kunst liegen zertrümmert. Die unfrommer Wißbegierde verheißene Strafe, die „posns ssnsus", ist offenbar vollzogen. Unter der Frevler Händen lösten sich die bildwirkenden Einheiten auf; den Pointillisten das Licht, den Kubisten der Raum und den Futuristen die Zeit. Ions Eitelkeit hat gewählt; nun muß er lügen oder schweigen. Die Leinenrahmen stehen leer, seit der Maler irrende Finger am Schleier der Maja, am Gewande der Gottheit zerren. Schon Dürers „Speis der Malerknaben" enthielt frühes Gift und wandelte zum Grauen desMeisters der Schaf- fenden „Holden Wahnsinn" in heidnisch unfruchtbare ,MsIä«<:«Iis". Was nun noch gemacht wird, sind äußere Werke, opsrs opsrsts und völlig belanglos; die visio bsstikios schwand und das wmen gloriss er- losch. Verzeiht man meine krhptographische Vermummung? Begreift man, um welchen sehr heißen Brei ich schleiche, wie eine unerlöste Seele mitternachts um die verschlossene Kirche? Ich werde mich hüten, die tksss» gämvstss auszusprechen. ^. <Z. 1,. ^.!.. Die Mappe „Ornamsutä Spiritus" Crresor <ls I,äme) enthält folgende sieben Blatt: ^clsm OäSmou, Lsstiärium, ^rs ^lsAns, Klorbus Ingsosns, Rsvsnsut, LoKsr, Votsm. Sie kostet zwanzig Mark. Die im Dezember 1913 veröffentlichte Holzschnitt- folge „Inisgiass Divi" ist vergriffen.

H. Iohn Hoexter.

Die Aufgaben der Kinematographie in diesem Kriege. (Flug« schrift des Dürer-Bundes Nr. 128.)

Im Augenblick das Richtige thun, Lebendiges nicht in einem Netz von Instanzen und Bedenklichkeiten sich abmatten lassen, nichts ver- säumen, worüber wir später einmal erröthen müssen: wenn der Krieg, die konzentrirte Form des ewigen Krieges, die wir wieder einmal er- leben, irgendeine deutliche Mahnung an die Geister enthält, so ist es diese. Sie läßt s,,ch auf manche Gegenstände anwenden; besonders rund und glatt ruf die Kinematographie. Die ist nur eine kleine

Ncbenersindung zur Bereicherung und Berichtigung unserer Vorstellungen von der sichtbaren Wirklichkeit. Das 'Wesen der ,Kinematographie ist Ehrlichkeit; sie giebt wie kein anderesMittel optischeSelbsturlundeu von tatsächlichen Geschehnissen, so weit sie sich in genügendem Licht abspielen. Ob Das wenig oder viel, gut oder böse ist: Dies und uichts Anderes können wir für unsere Kultur von der Kinematographie haben. Aber so wenig es ist als technische Leistung (nachdem die Apparatur einmal da war), auch dies Wenige zu thun, haben wir verpaßt. Durch den Krieg ist nun der Geschäftsring der Kinodramenverschleißer gesprengt worden. Der Weg zur Rückgewinnung der Kinematographie für alles Werthvolle, das wir von ihr erträumt, ist heute frei. Zugleich thürmt sich vor ihr ein Gegenstand, an dem sie ihre Kraft erweisen kann und muß, von erschütternder Würdigkeit auf. Wie haben iu den letzten Iahren unsere inneren Augen sich gemüht, die Ereignisse von vor hundert Iahren „lebendig", als Seh-Erlebnisse, wieder herzustellen! Die Phantasie erlahmt davor, die des Künstlers verliert Hen Boden. Was kein Künstler und vielleicht kein Gelehrter kann und erstrebt, ein ganz neues Begehren, recht kindlich am Stofflichen klebend und doch mit einem Keim zu unvorstellbaren geistigen Genüssen und Erhebungen im Innern, das Begehren, einen Schatten der Geschehnisse etwas länger als zuvor zur Betrachtung zu behalten, findet, kann Erfüllung finden in der Kinematographie. Dieser Bölkerkrieg braucht ein Denkmal, gebaut aus Mitteln, die dem zwanzigsten Iahrhundert und keinem vorher zur Verfügung standen. Das ist ein Denkmal aus Filmrollen, aufgenommen am lebendigen Tag, eingekapselt für die Augen Ungeborener in hundert, fünfhundert, tausend Iahren, für Gelehrte, Künstler, Volk und Kinder. Wollen wir auch heute wieder versäumen, zu thun, was der Augenblick fordert? Ist der Gedanke zu tragen, welches Versäumnis; uns die Nachfahren vorwerfen, wie sie zürnen werden, wenn wir die Aufgabe unerfüllt lassen? Ich kenne die Hindernisse und Bedenken, kleinliche und wohl zu ,erwägende. Kenne die Schwierigkeiten und das Wagniß des Unternehmens. In meiner Flugschrift zeige ich den Weg, der zu gehen ist, um zugleich echte Aufnahmen von diesem Krieg zu schaffen, daneben die Kinotheater zu einer ergiebigen Ouelle von Kriegshilfemitteln zu machen, endlich so nebenbei und für immer die Kinematographie an einem Rückversinken in den früheren Sumpf dadurch zu hindern, daß Staat und Gemeinden, ohne unerfüllbare Monopolträume und ohne selbst schuldig zu werden, hemmend und wiederum fördernd eingreifen.

Hermann Häfker.

Das schmerzliche Wunder. Egon Fleische! S Co. in Berlin.

In den Frauengedichtbüchern, die wir aus den letzten drei Iahrzehnten besitzen, ist die Leidenschaft und die Müdigkeit, der Stolz und Die Unrast einer ringenden Generation aufgefangen; und wenn jetzt von dem neuen und vielleicht glücklicheren Geschlecht, das besitzt, was

Iene erwarben, dies Buch zu sprechen wüßte, dann dürfte ich hoffen, zu einer Veröffentlichung eine kleine Berechtigung zu haben. Keine Reihe, sondern ein Kreis von Gedichten, keine Liedersammlung, sondern ein geschlossenes Stückchen Werden sollte dieser Band darstellen.

B e r g s e e.

Eisgraue Gipfel ragen in der Runde,
Bergtief schmiegt spiegelnd sich im glimmend-glatten
Smaragdenschein der See. Ihr Riesenschatten
Raubt ihm das Licht und füllt ihn bis zum Grunde.
Zerfurcht, mit rothem Rinnsal alter Wunde,
Vergletschert steigt auf steil gestürzten Platten
Der Berg empor und mit den Wolken galten
Sich eisbedeckt und einsam Schroff und Schrunde.
Weißt Du, warum ich wieder Dein gedenke
Und wie sich windstill nnd verträumt mein Leben .
In Stille schließt, daß es sich ganz Dir schenke,
Und lauscht, dem Ernst der Höhen hingegeben,
Daß sich Dein großer Schatten in mich senke,
Um tief verklärt Dein Bildniß aufzuheben?

Zwiegespräch.

Sitzt eine verschleierte Frau
An meinem Bett alle Nacht;
Und sie sinnt und sie spinnt
In Fieberfiden mich sacht.
Flattert ein blauer Traum
Um mein Haupt alle Tag;
Es erhellt mir die Welt
Seiner Flüglein Schlag.
Hängt auch ein dunkler Gram
Ueber mir Tag und Racht,
Weil ich ein Herz nicht nahm,
Das man mir heimlich gebracht.
„Wie heißt die verschleierte Frau?"
Mein Freund, die Erinnrung an Dich.
„Was ist der blau flatternde Traum?"
Mein Freund, eine Hoffnung für mich.
„Warum trägst Du den dunklen Gram?"
Mein Freund, weil mein Herz s« verzagt,
Weil ich Dich liebe so lang
Und es Dir, mein Freund, nicht gesagt!

Ilse Reicks.

Gold-Pool.
er amerikanische Goldpool, der im Herbst 1914 entstand, weil
man einen Kassenfundus für die Bezahlung ausländischer For-
derungen haben wollte, ist aufgelöst worden. Newhorker Banken hat-
ten 100 Millionen Dollars in Gold aufgebracht, die sie nun zurück-
bekommen. Das ist mit einer stolzen Fanfare verkündet worden. „Die
Bereinigten Staaten brauchen keine Goldreserve; sie machen im Er-
Port so gute Geschäfte, daß das Ausland ihnen immer tiefer verschul-
det wird. Also wird mehr Gold ins Land kommen als hinausgehen;
nnd der Pool ist unnöthig." Der Stolz auf die Leistungen der Aus-
fuhr findet in Deutschland nicht das volle Verständniß. Die Herren
iSchwab und Morgan denken weniger an Neutralität als an Geschäfte.
sIn der Thatsache, daß sie mit ihrer Auffassung durchdrangen, könnte
,man einen Sieg der Trusts über den Präsidenten Wilson sehen. Der
Krieg hat die wirthschaftlichen Anschauungen umgemodelt. Das gilt
auch für den siebenjährigen Krieg gegen die Fürsten von Wallstreet.
Wie Tage der keuschen Enthaltsamkeit sind vorüber. Die Amerikaner
haben an der Lieferung von Kriegsmaterial und Weizen viel Geld
verdient; nnd die Auflösung des Goldpool ist ein Grenzstein in der
amerikanischen Wirthschaftgeschichte. New Vork wird das „Geldcen-
trum der Welt" genannt. London sei erledigt. Den Deutschen gönnt
man die Aussicht auf eine neue ausgiebige Geschäftsverbindung mit
den Vereinigten Staaten. Der Vankee ist klug genug, das Interesse
Nordamerikas an einem guten Verhältniß zu Deutschland zu erkennen.
Tlnserc Ausfuhr ist für den amerikanischen Markt wichtig und New
^>ork wünscht sich die Vermittlung für die deutschen Geldgeschäfte in
Südamerika. Daß die Engländer und Franzosen ihre Eroberungen im
lateinischen Amerika fortsetzen werden, bezweifeln die Finanzleute drü-
ben. Dieses Zugeständniß ist für uns ja schmeichelhaft; und daß der
Amerikaner zuerst an sich denkt, ist sein gutes Recht.

Die Vereinigten Staaten haben in Europa ungeheure Werthpa-
pierhaufen untergebracht, für die sie den Geldmärkten der Alten Welt
zinspflichtig sind. Mit ihrem Ausfuhrüberschuß könnten sie den größ-
ten Theil dieser Verpflichtungen tilgen. Aus der Steigerung ihres Ex-
ports folgern sie, daß Europa ihnen verschuldet werde; doch müßte man
«rst ausrechnen, wie groß die Summe der in Europa liegenden ameri-
kanischen Papiere bei Ausbruch des Krieges noch war. Das deutsche
Mlpital hat sich seit Agadir entlastet. Die Vankeewerthe strömten nach
Amerika zurück oder wurden von Frankreich übernommen, das dann in
eine schlimme Börsenkrisis gerieth. In der londoner City sind die Dol-
larpapiere eiserner Bestand. Der Schatzkanzler Lloyd George meint.
Amerika schulde Großbritanien 1000 Millionen Pfund. New Pork fand

diese Schätzung falsch! jedenfalls entsprang sie der Ueberzeugung, daß,
es sich bei dem Antheil, den die Union am britischen Volksvermögen
hat, nicht um eine Kleinigkeit handelt. Nach einer englischen Statistik
haben die Amerikaner 6 bis 7 Milliarden Dollars fremden Geldes in
Anspruch genommen. Davon in England 4, in Deutschland N/s Mil-
liarden. In Mittel- und Südamerika haben die Vereinigten Staaten
etwa 1,/s Milliarden angelegt. Die Zinspflicht erstreckt sich also auf ein
Kapital von rund 5 Milliarden. Das erfordert jährlich einen Aufwand
von 250 bis 300 Millionen Dollars. Der Aktivüberschuß der amerika-
nischen Handelsbilanz betrug im Iahr 1914 nur 324 Millionen Dol-
lars; hätte also für die Verzinsung des entliehenen Geldes gerade aus-
gereicht. Was sonst noch an Dollars im Auslaut» blieb, konnte durch
den Gewinn der Handelsbilanz nicht aufgewogen werden. Dadurch ist
bewiesen, daß die amerikanische Zahlungbilanz gegenüber dem Aus-
land passiv gewesen ist. Die Kosten des Reiseverkehrs sammt den Schiffs-
frachten (für 1913 wurden die Ausgaben der ins Ausland reisenden
Amerikaner auf 200, die Schiffsfrachten auf 50 Millionen Dollars ge-
schätzt) und die Geldbeträge, die von Eingewanderten nach der Heimath
geschickt wurden (300 Millionen) sind barer Verlust für den amerika-
nischen Vermögensstand gewesen. In der Kriegsznt haben sich diese
Posten der Zzhlungbilanz wesentlich geändert. Das Reisen hat fast
aufgehört; und der Weg des Geldes nach Europa ist gesperrt. Bleiben
nur die Ausgaben für die Seetransporte, Die sind durch den Krieg
sehr gekürzt worden. Der für den amerikanischen Handel wichtigste
Schiffsraum, der deutsche, ist verriegelt. Die Amerikaner benutzen also
eigene Schiffe oder müssen sich mit den ausländischen behelfen, die sich
noch nicht vom Ozean zurückgezogen haben. Wie tief diese erzwungene
Einschränkung die Frachtensumme herabdrückt, wissen wir noch nicht.
Sicher ist nur, daß der Zahlungbilanz der Vereinigten Staaten die
Absperrung vom Verkehr mit dem Ausland nützt. Und das Ergebniß
dieser günstigen Wandlung ist das Verschwinden des Gold-Pool,
Der vom amerikanischen Kongreß eingesetzte Ausschuß, der den
Namen seines Vorsitzenden, des Abgeordneten Pujo von New Orleans,
trug, hat vor zwei Iahren über den Geld-Trust berichtet. Er behaup-
tete das Dasein eines Trust, einer engen Interessengemeinschaft zwi-
schen einzelnen Finanzgruppen; und nun sollten die Löwen der Fünf-
ten Avenue gebändigt werden. Der gefürchtete Trustinquisitor, Sa-
muel Untermher, vernahm den alten Morgan, der dem neugierigen
Staatsanwalt aber nicht sagen wollte, wie und zu welchem Zweck er
sein Geld gemacht habe. Doch der Untersuchungausschuß hatte die Ty-
rannenherrschaft von Geldleuten festgestellt und die Oefsen^liche Mei-
nung konnte sich an der Hoffnung auf die Ausrottung dieser „Schäd-
linge^ berauschen. Um die Morgan und Rockefeller waren die „Al-
liirlen" geschaart, große Bankfirmen in New Vork, Boston und Chi-
cago. Die Kerntruppe verfügte über 130D Millionen Dollars fremder
Gelder, Staatsanwalt Untermyer gestand den „Verbrechern" eine ge-

wisse Klassenethik zu, die darin sichtbar wurde, daß sich einzelne Bankiers verpflichtet hatten, einander nicht Konkurrenz zu machen. Dennoch wurde beschlossen, den Geldtrust so lange zu würgen, bis ihm der Lebensodem entflohen sei. Der Ausschuß schlug Mittel vor, die alle Börsenauguren heiter stimmten. Keine Scheingeschäfte mehr; Einsicht in die Bücher. Der einzige praktische Erfolg dieses Reinigung»«» fuches war eine amtliche Verherrlichung der Blankogeschäfte durch den Vorstand von Wallstreet. Das Publikum vernahm, Waaren zu kaufen oder zu verkaufen, die man nicht habe, sei durchaus nicht unanständig. Diese Auffassung hat sich natürlich leicht durchgesetzt! sie entsprach den Wünschen Aller, die mit der Börse Berührung hatten. Die Bankiers aber, die von dem Doppelgestirn Pujo-Untermher grell beleuchtet worden waren, sind heute die Stützen der Nation. Ihnen lauscht das Volk. Anders wird jetzt auch die neue Currency Bill, das Gesetz über die Reform des amerikanischen Bankwesens, beurtheilt. Das Verfahren gegen den Geldtrust trieb zur Notenreform; aber die Vorschlage, die der Pujo-Ausschuß für eine Kontrole der Nationalbanken machte, waren nicht zu gebrauchen. Erst das Gesetz, das die Reservebanken als neue Glieder dem Bankensystem einfügte, hat die „Centralisirung", gegen die sich die Mehrzahl der 7500 Nationalbanken heftig sträubte, begonnen. Die Vorbereitung der neuen Federal-Reserve-Organisation dauerte fast ein ganzes Iahr. Das Gesetz datirt vom ersten Ianuar 1914; aber erst am sechzehnten November 1914 begann die neue Epoche im Bankwesen der Vereinigten Staaten. Und der Präsident eines großen newhorker Finanzhauses, der Guaranth Trust Company, der vor zwei Iahren zu den Angeklagten gehörte, lobt heute die Wirkung des neuen Reservebanksystems. Daß Amerika so viel Geld habe, verdanke es nur der Bankreform. Vor Tische las mans anders. Als im April 1914 angezeigt wurde, in welchen Städten die zwölf Reservebanken zu errichten seien, gab es im Bereich der Nationalbanken noch laute Mißstimmung. Sie muhten sich natürlich fügen, da das Gesetz ihnen keine Wahl läßt. Aber der alte Geist ist nicht verschwunden; und die vollkommene Centralisirung des amerikanischen Bankwesens ist auch jetzt noch nicht erreicht. Denn das Gesetz hat keine Macht über die Banken, die ihren Freibrief einer einzelnen Staatsregirung verdanken. Der Bund kann diese Anstalten nicht einfach beseitigen; er würde dadurch die Rechte der States Governments verletzen. Was der Schatzminister Mc Adoo thun wird, ist nicht bekannt; er gilt als höchst energisch. Washington hat jetzt freilich wichtigere Sorgen als die um einen Vankenkrieg mit den Einzelstaaten. Das Bundesaufsichtamt für die Reservebanken (Federal Reserve Board) arbeitet, als Behörde, „nach Grundsätzen". Das paßt den Kunden der Zwölf Bundesbanken, den Distriktinstituten, nicht, weil sie in ihrer Dividendentaktik gehemmt sind. Die Diskontsätze sind vorgeschrieben und das Amt hat das Recht, sie je nach den Kreditverhältnissen des einzelnen Bezirkes zu bemessen. Diese Ungleichheit und die Einengung der Verfügungfreiheit werden als Störung empfunden.

Der Weisheit letzter Schluß scheint das Bankgesetz nicht zu sein. Prä»
sident Wilson hatte Eile, der Bill die Sanktion zu verschafsen. Nach»
dem ihm bei der Iolltarifreform gelungen war, über seine Widersacher
zu siegen, lag ihm daran, auch den zweiten Triumph in Sicherheit zu
bringen. So wurde mit der Glaß-Owen»Bill nicht lange gefackelt. Und
Mc Ados, der Schwiegersohn des Präsidenten, sorgte für das Schnell»
zugstempvi der wirtschaftliche Verkehr soll die durch die neue Bank»
Verfassung in Freiheit gesetzten Staatsgelder in sich aufnehmen. Eine
halbe Milliarde Dollars ist in den offenen Geldmarkt geflossen und
zum großen Theil von den ausgehungerten Baumwollpflanzern ver»
schlungen worden. Bon dem späten Glück des Exporthandels haben die
Pflanzer ja am Wenigsten, Die Gewinne bleiben im Schwabenland.
Eine Sorge Amerikas ist der Goldhunger der Briten. Die Bank
von England arbeitet mit Riesenmagneten, um Gold an sich zu ziehen.
Die Amerikaner möchten aber ihren Eagles die Flügel beschneiden,
um ihnen den Flug über den Ozean zu wehren. Ein Mittel wäre: Ab»
lehnung jeden Borschusses an eine Kriegspartei, So lange sich Amerika
an Darlehen und Lieferungen betheiligt, hat es nicht die Macht, Herrn
Lloyd George und Genossen nach Haus zu komplimentiren. Das ist
die Kehrseite des neuen Erporttriebes. Sie lehrt den Pankee, das; die
City ihn nicht losläßt, mag er ihr Gold oder Finanzwechsel dringen.
L a d o n.

Der höhere Friede.

Wenn sich, auf des Krieges Donnerwagen,
Menschen waffnen, auf der Zwietracht Ruf,
Menschen, die im Busen Herzen tragen,
Herzen, die der Gott der Liebe schuf:
Denk, ich, können sie mir doch nichts rauben,
Nicht den Frieden, der sich selbst bewährt,
Nicht die Unschuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Hasse wie dem Schrecken wehrt,
Nicht des Ahorns dunklem Schatten wehren,
Daß er mich, im Weizenfeld, erquickt,
Und das Lied der Nachtigal nicht stören,
Die den stillen Busen mir entzückt.
Heinrich von Kleist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb S, m, l> H. in Berlin.

Marswache.

Dardanellen.

M?n der neuntenWoche des Christenkalenders haben die West»
mächte den Versuch begonnen, die Meerengenschlösser auf»
zubrechen. Wer Schullehre nicht, wie der ans Ufer gelangte
Schwimmer die Binde der Leukothea, beim ersten Schritt auf den
festen Boden der Wirklichkeit rasch ins verbrandende Wasser warf,
steht blinzelnd, als schaue erüberdemwirrstenOrientmärchen das
grelleStrahlenbündelderMittagssonne,vordemEreigniß:Briten
und Franzosen beschießen die Burgen, die von derTroerstadtDar»
danos den Namen empfingen, und aus dem Mundihrer Geschütze
donnert derWunsch, den Russen ins offeneMeer zu helfen. Vice»
admiral Sackville Hamilton Carden, der dem anglo» französischen
Geschwader befiehlt, soll der Vollstrecker des Willens werden,
den, in derReichsduma, HerrSasonow, in das enge Satzgehäus
preßte: „Der Krieg gegen die Türkei muß unseren Drang ans
offene Meer dem Ziel nähern." Dem Ziel uralten Sehnens. Am
neunundzwanzigsten Mai 1W3 war Mohammed derZweite als
Sieger in Konstantins Stadt eingeritten und am Hauptthor der
Sophienkirche vom Roß gestiegen. Die wurde, auf seinen Wink,
schnell in eine Moschee umgewandelt; der Kreuze, des Mauer»
schmuckes, der Gemälde und Mosaiken beraubt und von emsigen
Wäschern in Nacktheit gereinigt. Bald rief vom höchsten Minaret
derMuezzin imNamenAllahs und seinesProphelen alleGläu»

bigen zum Gebet; und auf der Weihstätte, wo noch wenige Tage zu»
vor der PalaeologeKonstantin zumHeiland gefleht hatte, dankte
nun Mohammed feinem Gott. Nach derFestung des Glaubens»
Haufes wurde die Sicherung des neuen Erdbesitzes nöthig und der
Sultan befahl, dieWafsergasse zwischenMarmara»undAigaier-
meer durch zweistarkeBurgenzusperren.GegenRömerracheoder
gegen Asiatendrang? Die Christenheit, seufzte Aeneas Sylvius,
«ist ein Rumpf ohne Kopf, ein Staat ohne Gesetz und Herrscher.
Papft und Kaiser tragen prächtige Titel und leuchten als Prunk»
bilder von ihrerHöhe; beföhlen sie aber, so wäre nirgends ein zu
Gehorsam Williger. Iedes Land hat seinen Fürsten und in jedem
Fürsten lebt ein Sonderwunsch. Wessen Beredsamkeit vermöchte
so viele einanderstörrigeundseindsäligeMächteuntereineFahne
zu schaaren? Wer würde ihr Feldherr, könnte für Ordnung und
Zucht, fürAllen verständlicheBefehlssprache, für stete Ernährung
solcher Haufen bürgen? Ein kleines Heer würde von den Türken,
ein großes von innerer Wirrniß vernichtet. Ein Heiliger Krieg
wider dieHeiden istnicht mehrmöglich.WelcherSterblichekönnte
die Deutschen denUngarn und Böhmen, die Engländer den Fran-
zosen je versöhnen?" Von allzu Sterblichen ward es vollbracht.
Deutsche, Ungarn, Böhmen fechten fürdie Erhaltung, sogar für die
Weitung des Türkenbesitzes. Englische und französische Schiffs»
geschütze wollen die Riegel sprengen, die den Russen die Aus»
fahrt ins Mittelmeer sperren. Und beide Gruppen, die lutherisch»
römisch »türkische und die griechisch-römisch» anglikanische, prei»
sen ihren Waffengang in Ost und West als einen Heiligen Krieg.
Aus der politischen Geschichte des Kampfes um die Meer»
engen ist am neunzehnten Dezember 1914 hier das Wichtigste er»
zählt worden;weil schon damals zu ahnen war, welche Wendung
der Europäerkrieg nach der Hineinzerrung der Türkei nehmen
müsse. Herr Sergej Goriainow, der, als Direktor der petrogra»
der Reichsarchive, alle russischen Diplomatenberichte kennt, be»
ginnt sein Buch ,,l.e LospKore et les Oarganelles« mit den Sätzen:
»Die Eroberungen Peters des Großen gaben demRussenreich die
Osisee und das Schwarze Meer als Grenzen; zwei Becken, die
durchschmale, vom wachsamenAuge derAnrainer behüteteFahr-
straßen dem offenen Meer verbunden sind.Die Belle und derSund
wurden im Lauf des neunzehnten Iahrhunderts den Schiffen al»

lerVö ker geöffnet. Das Schwarze Meer blieb unter Peters näch»
sten Folgern geschloffen und die engen Straßen, die es dem Mittel»
meerverbinden,sind noch heute der russischen Kriegsflotte gesperrt.
Uns beschränktsich das oft erörterte Orientproblem indieFrage:
Wem gehören, an wessenWillen hängen Bosporus und Darda»
nellen? Als Peter das Südufer der Asowsee erobert und die
russische Kriegsflotte geschaffen hatte, schickte er ein Kriegsschiff,
den ,Kriepost', nach Zarigrad (Konstantinopel). Das trug Ruß»
lands ersten Gesandten an die Türkenküste, den Dumabeamten
Ukrainzow,der einen Friedensvertrag abschließen und der russi-
schen Marine die freie Schiffahrt von Asow und Taganrog bis
nachKonstantinopelsichernsollte.DochAlexanderMaurokordato,
der Geheimsekretär des Sultans, erwiderte im Auftrag der Ho»
henPforte,niemals dürfe ein fremdesFahrzeug indasSchwarze
Meer eindringen, das den Türken die reine, unberührte Iung»
frau fei, das jedem Fremden fest verschlossene Heiligthum. Den
Widerstand der Türkei unterstützte die Eifersucht der europäischen
Seemächte, die ihre Schiffahrtnicht unserem Wettbewerb im Mit-
telmeer aussetzen wollten. Frankreichs Vertreter drängten uns in
denBelgrader Vertragvom achtzehnten September 1739, der uns
verbot, in der Asowsee oder im Schwarzen Meer Schiffe zu ha»
ben oder zu bauen, und Rußlands ganzen Handel an diesen Kü»
sten auf die Schiffe türkischer Unterthanen verwies. Unter Katha-
rina erstritten glanzvolle Waffensiege uns den Frieden von Küt»
schük-Kainardsche; Schwarzes und Mittelmeer wurden unserer
Handelsflotte geöffnet. Aber der Vertrag gab uns nur die Erlaub»
niß, aus dem Mittelmeer nach Konstantinopel zu fahren, nicht das
Recht auf freie Fahrt durch den Bosporus." Im Iuli 1774; drei
Vierteljahrhundertenach demKarlowitzerFrieden,derdenRufsen
Asow eingebracht, einem Pfortenwächter den Angstruf entrungen
hatte: „Wenn fremde Schiffe je dasRecht zufreierFahrt aufdem
Schwarzen Meer erlangen, schlägt dem Osmanenreich die Sterbe»
stunde." Will Rußland den Tod der Türkei? Noch in der Denk-
schrift, die Graf Victor Kotschubey, ehe er Minister desInneren
wurde, am Tag seines Rücktrittes aus dem Auswärtigen Amt
dem ersten Zaren Alexander vorlegte, empfahl er, dem jede neue
Dehnung russischen Gebietes unnöthig schien, die Erhaltung der
Türkei, als des stillsten und schwächsten Nachbars, den Rußland

sich wünschen könne. Der Geschichi schreiber Solowiew hat denG'a-
fen getadelt, weil er Montesquieus Hinweis auf den Vortheil
schwacherNachbarschaftgar zu gläubig aufgenommen habe.„Ein
schwacher Staat ist immer dem Einfluß aus einem starken zugäng»
lich; und da ein starker nicht dulden kann, daß der schwache das
Mündel und Werkzeug eines anderen Staates werde, entsteht
aus solcher Nachbarschaft leicht eine Reibung zwischen Großmäch-
ten. Daß die Türken still sind, erleichtert uns nicht die Mühe,ihr
Reich zu erhalten." Diese Meinung hat sich, gegen Kotschubeys,
durchgesetzt: und Rußland hat dennoch, von Münchengraetz bis
Mürzsteg, neue Verträge gebündelt, die Oesterreich und die West»
mächte in das Türkenprotektorat einließen: in denBezirk,dender
Pakt vonHunkiar»Iskeleffi dem Weißen Zaren vorbehalten hatte.
Der durfte, nach der Geheimklausel dieses Vertrages, als Entgelt
der Waffenhilfe, die er der Pforte für jeden Nothfall verhieß, die
Dardanellensperre fordern; und diePforte wardann verpflichtet,
„keinem fremden Kriegsschiff unter irgendwelchem Vorwand die
Einfahrt zu erlauben.«England,gegen dassich dieSpitze diesesAb-
kommensrichtete(und dessenSpäherwohl bald den geheimenArti»
kel erkundet hatten),stimmte zu. Da Rußland, sprach Wellington zu
Palmerston,„dasSchwarzeMeerschließenwill,schließenwirs;die
Russen sind dort ihren Schöpfquellen nah, wir unseren fern. "Das
klugeGreisenwortwirdLosung.EinKonsortiumübernimmtdieVer-
sicherung des Osmanenreichslebens undderZar hat alsSchutzherr
derTürkei in London, Paris, Wien fortan Gefährten. »DieseGe«
meinbürgschaft war der Anlaß zu dem heimlichen Hader um den
Vorrang am Sultanshof. Rußland, als der mächtigste Nachbar
und der Hort der von denTürken unterjochten orthodoxen Völker,
wurde von allen anderen Staaten angefeindet und aus solchem
Streit entstand der Krimkrieg und das Unheil von Sebastopol."
(Goriainow.) Entstand auch der russo-türkische Krieg vom Iahr
1877. Hier, schreibt der Botschafter Ubril aus Berlin, »wird der
Krieg für unvermeidlich gehalten.Ichhoffe,daßman irrt und daß
unsere greifbarstenIntere fsen nicht unklaren Wünschen, flawischen
und anderen, geopfert werden. Der Krieg könnte das Gedeihen
des Reiches, feine Entwickelung in Wohlstand und die Reformen,
mit denen der Kaiser es beschenkt hat,gefährden und uns fürIahre
in Stillstand zurückzwingen." (Randbemerkung Alexanders des

Zweiten: »Deshalb fürchte ich den Krieg.") So nüchterner Rath
vermag nichts gegen dasDrängenderMännervomSchlagNeli»
dows, vermahnt:«Wirmüssen,für uns allein,diefreieSchiffahrt
in den Meerengen erreichen und jede andere Kriegsflagge aus-
schließen." Das ist Gortschakows Ziel, des ruhmfüchtigenReichs»
kanzlers,der behauptet, Bismarck habe ihm, als Dank für die 1866
und 70 geleistetenDienste, auf EdelmaNnswortDeutschlands Hilfe
zugesagt. Ubril, den dieser Brief dem Kriegsplan gewinnen soll,
antwortet, auch er habe aus Bismarcks Munde den Satz gehört:
»Wenn ich zwischen Rußland und Oesterreich wählen muß,optire
ich für Rußland." Wahrheit oder falsches Gedächtnißbild? In
»Gedanken und Erinnerungen" ist die Tonart ein Bischen an»
ders. «Wenn in der europäischen Politik Wendungen eintreten,
die für Oesterreich«Ungarn eine antideutsche Politik als Staats»
rettung erscheinen lassen, läßt sich eine Selbstaufopferung für die
Vertragtreueeben so wenig erwarten, wie während desKrimkrie»
ges die Einlösung einer Dankespflicht erfolgte, die vielleicht ge»
wichtiger war als das Pergamenteines Staatsvertrages. Die Ge»
fahren, die für unsere Einigkeit mit Oesterreich in den Versuchungen
russisch«österreichischer Verständigungen im Sinn der Zeit von
Ioseph dem Zweiten und Katharina oder der Reichstadts? Kon»
vention und ihrer Heimlichkeit liegen, lassen sich, so viel Das über»
haupt möglich ist, paralysiren, wenn wir zwar fest auf Treue gegen
Oesterreich,aber auch darauf halten, daß derWeg vonBerlinnach
Petersburg frei bleibt. Rnsere Aufgabe ist, unsere beiden kaiser»
lichen Nachbarn in Frieden zu erhalten. Niemand kann die Zu»
kunft Oesterreichs an sich mit der Sicherheit berechnen, die für dau»
ernde und organische Verträge erforderlich ist. Nicht blos der Pan»
flawismus und Bulgarien oder Bosnien, sondern auch die ser»
bische, die rumänische, die polnische, die czechische Frage, ja, selbst
noch heute die italienische im Trentino, in Trieft und an der dalma»
tischen Küste können zu Kristallisationpunkten für nicht blos öfter»
reichische, fondern auch europäische Krifen werden, von denen die
deutschen Interessen nur insoweit nachweislich berührt werden,
als das Deutsche Reich mit Oesterreich in ein solidarisches Haft»
verhältniß tritt. In derBeurtheilungOesterreichs ist es auch heute
noch ein Irrthum, die Möglichkeit einer feindsäligen Politik aus»
zuschließen. Kann sich nicht die Politik für Pflicht gehaltener Un-

dankbarkeit,derenSchwarzenberg sichRußland gegenüber rühmte,
in anderer Richtung wiederholen?" Bismarcks Andeutung, die
Reichstadtsr Konvention sei dem berliner Hofe verheimlicht wor»
den, kommt aus Irrthum: Zar Alexander hatte dem Oheim das
Geheimniß („Vor Dir habe ichkeins") entschleiertund dem Gene»
ral von Werder befohlen, die Einzelheiten der Vereinbarung in
die Wilhelmstraße zu melden. Die Zusage deutscher Waffenhilfe
gegen dieTürkei hatte Gortschakow wohl aus mißdeutbaren Wor»
ten gedichtet. Auf minder schwankem Grund stand seine Klagenach
dem Berliner Kongreß, von dessen Schwelle, auf Englands dro»
hendes Gebot, der russische Antrag gewiesen wurde, den Kriegs-
schiffen des Zaren die Meerengen zuöffnenundmitdieferRechts»
weitung wenigstens die Opfer eines langen und theuren Krieges
zu lohnen. England hatte schon während der adrianopler Präli»
minarverhandlung widersprochen undBismarck war über Gort»
schakows Vordrang in die Berathungsphäre so ärgerlich, daß er
keineLust hatte, dem Eitlen aufdie Zinne eines Erfolges zu helfen,
und deshalb (leider) Rußlands gerechten Anspruch nicht stützte.
D,Israelis Britanien blieb im Redestreit Sieger. Greys will den
Russen, den Verbündeten, nun das Meerengenthor öfsnen.
Nicht ihnen allein. Der Wunsch Nelidows ist veraltet. Im
Bund mit drei starken Westmächten brauchtRußland das Meer,
das seine reichste Küste bespült, auch fremden Kriegsflaggen nicht
mehr zu sperren.Zweimal haben englische Geschwader die Einfahrt
in die Dardanellen erzwungen. Im Februar 1807, als Bonaparte
dieTürkei schlau in Feindschaft gegen Russen und Briten gehetzt
undder ersteAlexanderseinenGeneralMichelsonmitderDnjestr»
Armee in dieMoldaugeschickthatte,kamViceadmiralDuckworth,
mit acht Linienschiffen und zwei Fregaten, ohne Materialverlust
hinein und heraus. Admiral Hornby, der im Februar 1878, um
die Russen vom Bormarsch nach Konstantinopel abzuschrecken, mit
sieben Schiffen einfuhr, wurde, als Freund der Türkei, aus den
Forts gar nicht beschossen. Sieben Iahre danach, während des
Streites über Afghanistan, forderte im Oberhaus Lord Campbell
die Sendung eines Geschwaders ins Schwarze Meer, wo Ruß»
land leichter als in Asien verwundbar sei. Granville und Salis»
bury fanden diese Strafexpedition unnöthig; betonten aber das
Recht Britaniens, die Sperre zu brechen, sobald ein Sultan un»

frei, von fremdem Machtwillen abhängig geworden sei. Aufwiese
«reineTheorie"Salisburys könnte Sir Edward Grey sich stützen,
wenn ihn derKriegszustand nicht allenVerträgen entp flichtet hätte.
Nach der Auffassung der Triple«Entente ist der fünfte Moham»
med die Puppe des von Deutschland gepäppelten Iungtürken»
klüngels; also nicht der berufene Wahrer alter Verträge. Der wich»
tigeren Frage, über welche Macht er in Europa, im Bezirk feiner
Hauptstadt, noch gebietet, muß jetztAntwortwerden.ImSchwar»
zenMeer ist derTürkenflotte noch kein Hauptschlag gelungen. Die
achtzehn Divisionen, die zur Abwehr von Landängriffen bereit
stehen sollen, würden kaum genügen, wenn der bunte Schwarm der
Osmanenfeinde durch gemeinsamen Vorstoß sie in Zersplitterung
zwänge. Am zweiten Märztag kam die Meldung, die Außenforts,
amAegaeischenMeer, seien zumSchweigen gebracht,Briten und
Franzosen auf Gallipoli gelandet. Ists wahr und zaudert der Ge»
schwaderchef nicht vor der Möglichkeit, ein Dutzend Schiffe, viel»
leicht gar anderthalb, zu verlieren, dann wird der Erfolg des Un»
ternehmens wahrscheinlich, die Russenflotte kann sich den verbün»
deten gesellen, Sultan und Regirung müssen sich in Hast nach
Asien retten und wir stehen vor dem beträchtlichsten Ereigniß, das
die Geschichte des Europäerkrieges seit dem Einmarsch in Belgien
und den Septembertagen der Marneschlacht zu verzeichnen hatte.
Weil England seine indischen Mohammedaner nicht in Em»
pörung reizen darf, muß es im Verkehr mit dem Islam behutsam
und säuberlich handeln. Könnte versuchen, dieAltgläubigen wider
die Iungtürken aufzurütteln, deren Herrschgewalt, wenn ihr,nach
Bosnien und derHerzegowina,Tripolitanien und derKyrenaika,
nach Albanien, Makedonien, Thrakerland, Kreta und kleineren
Inseln, auch Konstantinopel entglitte, nur mühsam noch haltbar
wäre.Rußland würde sich mit seinem Hausschlüssel begnügen, am
Ende sogar auf dieWiederherstellung der Sophienkirche verzichten
und in das Kuratorium eintreten, dem die Bewachung derFreien
Stadt Konstantinopel zufiele. Für die Kriegszeit wäre es aus
einer gefährlichen Klemme gelöst; hätte im Pontos nichts mehr
zu fürchten, dürfte seine Bodenprodukte ausführen, Maschinen,
Waffen, Munition, Tuch,Kriegsgeräth einführen (und brauchte
auf keinem Markt bar zu zahlen). Frankreich könnte hoffen, einen
Theil der in die Türkei verliehenen Milliarden wiederzusehen.

wenn nicht nur inBasra(wo sie seitMonaten find),sondern auch
am Bosporus britische Truppen stünden. Und alle Balkanvölker
kämen in neue Bewegung: allen wären alte Wünsche endlich zu
erfüllen. Könnte Bulgarien selbst(gegen dessenAngriffdenRumä»
nen, nach dem Bukarester Vertrag, Griechenlands Hilfe gesichert
ist) noch aus frostiger Neutralität aufdie Mächte blicken, die Adria-
nopel, breite Fetzen thrakifcher und makedonischer Erde zu ver»
geben hätten? Auch Italien bliebe gewiß nicht kühl; entschlösse
sich wohl gar noch vor demAblauf derFrist,die es dem Genossen
von gestern gewährt hat,zu keckemtzandstreich, dessen Gefahrver»
ringert ist, seit es Valona hat und denAdriasack zuschnüren kann.
Mit ausgegrabenen Sprüchen Cavours undCrispis wird mans
nicht einschüchtern. Wo ist der Schnee aus dem Krimkriegswinter?
Cavours Warnung vor Rußland, dessen Marinemacht die aller
anderen Mächte überflügeln könne, würde im Westen heute wie
Kinderschwatz belacht. Italien hat andere Sorgen (ob die Senusst
sich zum Vormarsch nach Suez verleiten lassen; wann das vom
vorigen Kriegsminister verzauderte Feldgeschütz fertig fein wird^
und andere Wünsche (Trents, Istrien, Dalmatien); ist, seit Ru»
dinis, noch mehr seitTittonisMinistertagen, mitRußland einig,
kann seine Balkamnacht nur schnell größern, wenn ihm der über»
lebende Dreibund am Goldenen Horn und auf den Inseln Vor-
rechte einräumt, und wäre im Mittelmeer von dem neuen Riva»
len nichtärgergefährdet als jetztvon dem alten. Das Gezeter über
die Gräuel künftiger anglo»russischer Meertyrannei ist nutzlos.
Lasset verlebte Gedanken modern. Und wähnetnicht, aufmorschen
Krücken das lahme Hirn über Ungeheures hinwegzuschleppen.
Rußland muß an eisfreies Meer. Das Recht auf den Schlüssel
zu seinem Südostthor hat schon Bismarck ihm zugesprochen. Das
an Raum größte Reich kann nicht in jedem Iahr Monate lang
ohne offenenHafen sein. Sind vor derDardanerstraßedieRiegel
gesprengt, dann endet, wie Rußlands, auch Rumäniens Wassers»
noth. Beide wollen nicht länger im Käfig leben. Beide haben (nicht
erst 191Ä, in Konstanza) erkannt, daß ihre Interessenströme in das
Schwarze Meer münden. Mußte der Erlöserruhm wieder den
Briten zufallen? Im Dezember wurde hier gefragt, ob der Rück»
blick auf Versäumniß Berlinern und Wienern noch nicht rathe,
stark zu betonen, daß sie, wo, wann, wem zu Leid auch der Frie-

Marswache.
densvertrag geschlossen werde, die Oeffnung und Sperrung des Schwarzen, Marmara» und Aegaeischen Meeres nicht in ihre Bedingungliste aufnehmen wollen. Das dünkte sie unnöthig. Gelingt jetzt den Feinden der Ueberfall, dann wärenuraufdenTrümmern ihrerMacht, also nach triumphalem Sieg desDeutschenReiches, die Erhaltungder europäischen Türkei denkbar; wärederArm, der nach EgyPten,Koweit,Afghanistan,Indien aus greifen wollte, fürs Erste gehemmt; und neuer Köder, der fettste, für noch Neutrale ge» funden. Wer nur aufDeutschlandsLeistung gerechnet hat,würde auch von so weitem Vorsprung der Feinde nicht enttäuscht. Wir helfen uns selbst. Und lassen den Muth nicht sinken, weil Kurzsicht nicht der Strafe entging. Britanien, Rußland, Frankreich: ehe solche Mächte, in deren Bereich mindestens sechshundert Millio» nenMenschen athmen, sich unter das Schwert des Siegers ducken, versuchen sie alles Erdenkliche. Rußland würde Südbessarabien, Mandschu» un d Mongolenlandrechte, Frankreich würde Korsika, Tonking, in schlimmster Noth sogar Tunis hingeben, wenn um solchen Preis Italiens, Iapans, Rumäniens Hilfe zu erlangen, das Bekenntniß der Ohnmacht zu meiden wäre. General Vau hat in Athen, Sofia, Bukarest angekündet: „Wenn derSch nee schmilzt, funkelt die blutrothe Mondsichel nicht mehr von Eurspens Him» mel; und dann erst dämmert uns drei bisher durch weite Strecken Getrennten derMorgen, der gemeinsames Handeln erlaubt. Zügelt drum, Völker und Könige, Euren Willen zu Handlung oder Verzicht, bis Werdendes Eurem Auge auftaucht, und glaubet nicht, die Entscheidung werde inNordost, in einer Polenprovinz, fallen." Prophezeiung ist Thorheit. Pflicht aber, noch für langen Krieg, auch mit der Seelenkraft, in Bereitschaft zu bleiben.

Es war einmal...

»Wenn man allein beschließen und befehlen könnte! Favre spricht viel;liebt lange, schöne Perioden und erzählt hübschAnek» doten; man braucht nicht immer hinzuhören. Ich denke, auf die Pariser wirds wirken, daß sie, nach der Lebensmittelzufuhr, nun wieder auf halbe Rationen gesetzt werden und hungern müssen. Die Engländer wollten ein Kanonenboot indieSeine schicken, um dort wohnende Landsleute abholen zu lassen. Diesen Grund ga» den sie an; wollten aber blos sehen, ob wir Torpedos gelegt hat»

ten. Die ärgern sich, weil wir große Schlachten allein gewonnen
haben. Dem kleinen, ruppigen Preußen gönnen sie nicht, daß es
auf dieHöhe kommt; dieses Volk müßte nur für sie, gegen Bezahl»
ung, Kriege führen.Als ich 1867 in Paris war, dachte ich, wie es
geworden wäre,wenn wir wegenLuxemburgs losgeschlagenhätten;
ob die Franzosen danninBerlin oder wirin Paris wären. Daß ich
damalsabrieth,scheintmirnoch richtig. Wirwaren nichtsostarkwie
heute. Und daß die Offentliche Meinung überall bei uns den Krieg
wünschte,war kein Ersatz. Auch das Recht hattenwir nichtfür uns.
Hier kann ich ja sagen, was ich draußen nie zugab: Nach der Auflö»
sung des DeutschenBundes war der Großherzog von Luxemburg
souveraingeworden und konnte machen, was erwollte. Daß ersein
Land für Geld abtreten wollte, war eine Gemeinheit, aber abtreten
konnte ers. Und auch um unser Besatzungrecht stand es schlecht.
Das sagte ich auch im Kronrath. Luxemburg wollte ich an Belgien
geben. Dann war es einem Land verbunden, für dessen Neutra«
lität England, wie ich annehmen durfte, eintreten würde. Wir
hätten so das deutsche Element inBelgien gegen dieFransquillons
gestärkt und uns zugleich eine gute Grenze gesichert. Mein Plan
fand aber keinen Beifall. Als Favre mir neulich erzählte, an Sonn»
tagen seien auf den Boulevards noch viele geputzte Frauen mit
hübschen Kindern zu fehen, fragte ich ihn: ‚Die haben Sie noch
nicht aufgegessen?' Ein französischerAdjutant berichtet, das Kilo
Elephantenfleisch habe in Paris zwanzig Francs gekostet; man
habe auch Kamelfilet und Tigercotelettes gegessen und einen
Hundesleischmarkt eingerichtet. Favre selbst bestätigte, daß sie zu
lange ausgehalten hatten, mußte dann aber zugeben, daß sie es
nur thaten, weil wir, wie sie wußten, in Lagny Vorräthe für sie
bereit hielten. Die germanische Rasse ist, so zu sagen, das männ»
liche Prinzip, das befruchtend durch Europa geht; die keltischen
und slawischen Völker sind weiblichen Geschlechtes. Die Revo»
lution von 1789 war die Niederwerfung des germanischen Ele»
mentes durch das keltische. Freilich: ungemischt taugen dieDeut-
schen auch nicht viel; unüberwindlich werdensie erst, wenn Zwang
oder Zorn sie einigt. Die Franzosen verbreiten eine Lügenschrift:
‚Wie die Preußen Krieg führen." Als Antwort müßten wir alle
Rechtsbrüche, Grausamkeiten,BarbareienderFeindezusammen«
stellen; aber rasch und nicht zu dick: sonst liests Niemand. Wenn

uns die Franzosen eine Milliarde mehr gäben, könnten wir ihnen
Metz vielleicht lassen und, ein paar Meilen davon, eine andere
Festung bauen. Da wären noch zweihundert Millionen zu erspa-
ren. Ich mag nicht so viele Franzosen wider ihren Willen in un«
serem Haus wohnen lassen. Als ich zum zweiten Mal mitThiers
verhandelte, fuhr er,der sich sonst gut beherrscht, nach einerForde»
rung in die Höhe und rief: Mais c'est une inälgnite!' Ich ließ mich
dadurch nicht irr machen; sprachabernunDeutschzuihm. Erhörte
eine Weile zu und stöhnte dann, ich wisse doch, daß er Deutsch nicht
verstehe. In seiner Sprache antwortete ich: ‚DaSie von inäignite
geredet haben, konnte ich nur annehmen, daß mein Französisch nicht
ausreiche, und wählte deshalb die Sprache, der ich, auch als Hörer,
sicher bin.' Er begriff, was ich meinte, und bewilligte die Forde»
rung, die er zuvor, unwürdig' genannt hatte. Von den Kriegskosten
wollte er uns durchaus nur mit fünfzehnhundert Millionen ent»
schädigen. Der Krieg habe auch sie sehr viel gekostet;und dabei sei
alles Gelieferte, Tuch, Gewehre, besonders die amerikanischen,
Schuhzeug, spottschlecht gewesen. Ich fragte ihn, ob er einem Men»
schen,der ihn überfallen habe, mit dem er aber fertig geworden sei,
gestatten würde,sich auf dieschlechteQualitätunddenhohenPreis
des mitgebrachtenPrügelstockeszuberufenunddadurchvon einem
Theil der Schadensersatzpflicht wegzudrücken. England wollte,
als es von sechs Milliarden gehört hatte, über den Geldpunkt
mitreden; kam aber zu spät." (Bismarck in Versailles; 1871.)
Hungersnot!)?
EinUrtheil über die zwischen den Vereinigten Staaten, dem
Deutschen Reich und Großbritanien gewechselten Noten wird erst
möglich sein, wenn der englische Wortlaut vorliegt; der deutsche
istDeutschen nicht ii allenTheilen verständlich. (Urtheil über den
Inhalt, nicht über Form und Ton; denn wo der ruhigste Tadel
vonAmtes wegen verboten ist, muß Selbstachtungpflicht auch das
leiseste Lob weigern. Das dürften Oeffentlicher Meinung Kom»
mandirende Generale nie vergessen.) Immerhin löst sich aus dem
Dickicht der Sätze mählich die Gewißheit, daß die Gestalter deut»
fchenSchicksalsauf verwegenen,über zageBedenkenimWirbel hin-
stürmendenKriegmitMinen und Tauchbooten verzichten wollten,
wenn England denBrauch, Handelsschiffe unterNeutralenflagge

fahren zu lassen, bräche, solchen Schiffen Gewaltanwendung nicht
mehr erlaubte, Lebensmittel, Viehfutter, Rohstoffe nach Deutsch»
land durchließe. Sogar dem Wunsch, Empfang und Vertheilung
eingeführter Nährmittel, damit kein Gramm an die bewaffnete
Mannschaft komme, amerikanischen Agenten (»ohne Einmischung
derdeutschenRegirung")vorzubehalten,wardErfüllungzugesagt;
trotzdem dieses Verlangen (einer Großmacht an eine andere) nicht
nur ungewöhnlich, sondern unnützlich ist: denn jede Nährstoffzu-
fuhr erleichtert, weil sie den Bürgern zugedachteLebensmittel frei
macht,auch die Proviantirung des Heeres. Die Uebereinkunft wür-
de den britischenImport und Export vor ernsterFährnißschützen,
unserem aber kein Spältchen öffnen. Ist daraus zu folgern, daß die
Wirksamkeit des Unterseekrieges von unserem Marineamt über«
fchätztworden war?Nein. Minen und Tauchboote sollen Matro-
sen und Maschinisten von derFahrt durch englische Gewässer ab»
schrecken, Frachtpreis und Versicherungprämien erhöhen; nur
durch besonderen Glückszufall konnte etwas einerBlockadeAehn»
liches gelingen. Die ins ölige Deckblatt der schwimmenden Stahl»
cigarre eingezwängten Männer haben im Februar wacker gear»
beitet.Das wäre nach derAnnahme desDreivertrageskaumnoch
möglich: sie dürften Handelsschiffe aufhalten und durchstöbern,
doch nicht mit Sprengstoff spicken; und England könnte, durch Ver»
pachtung an Neutrale, den ganzen Umfang seines Seehandels
wahren. Die anglo»französischeDenkschrift, die patzigRache heischt,
duftet nicht lenzlich. Bleibts bei der Losung vom achtzehntenFe»
bruar, dann werden wir lautes Geräusch wohl erst hören, wenn
ein deutsches Tauchboot einer neutralen Großmacht angehörige
Menschen, Schiffe,Güter vernichtet hat. Erfreulich ist einstweilen
das Verstummen der Rüpel, die Amerikas Menschheit mit plum»
pem Schimpf überschüttet hatten. Unerfreulich, daß Bosheit uns
noch emsiger nun nachtuscheln wird: «Wer ihnen zu essen giebt,
kann von den Deutschen jetzt die härteste Bedingung erpressen."
NurBosheit? Der gläubigeLeser französischer und anderer
romanischen Zeitungen steht aus dem Fels der Ueberzeugung, das
DeutscheReich sei durch Hungersnoth halb schon entkräftet. Markt«
hallensturm. Kartoffelaufruhr. Dürre Mütter fleischlos fahler
Kinder schaart das Gelübde, vors Schloß oderRathhauszu ziehen
und den Satten des Elends Klage ins Ohr zu brüllen. Hintertrep»
penkundschaft hat, was sie begehrt. Aber auch im Hirn Ernsterniststet

Heute derWahn,das deutscheLeben sei ärmlich geworden und müsse
bald in Nothstand gerathen. Manche Fehler deutscherBehörden
und Bürger haben zu solcher Glaubenswucherung mitgewirkt. Be»
schlagnahme und Rationirung der Feldprodukte wurden viel zu
lange (»damit die schöne Stimmung nicht leide") verzögert und
werden nun viel zu weitschweifig beredet und beschrieben. Ueber»
all Aufrufe, Vorträge, Anweisung, Warnung. K und XK (der
Pariserwitz klebtzärtlich an diesem caca). Verschmähet niemals alt»
backenes Brot. Kochet die Kartoffel in der Schale. Sammelt die
Abfälle; derMüllkutscher(dem die Tagesarbeit sieben Mark ein»
bringt) holt sie von Eurer Schwelle. Wenn wir die Schweine nicht
essen,fressen sie uns.FrischesBrot giebts nur abends; nein: auch
vormittags. Am Sonntag nirgendsMehl. Brotkarte ins Speise»
haus mitnehmen! Die vaterländische Pflicht der Hausfrau. Die
Brotkarten im Hohenzollernschloß. Kriegsküche. Die Kartoffel
dem Staat! Kriegskochbuch. Muß der Fremde, nicht auch man»
cher Eingebürgerte glauben, in Lumpen nahe die Noth? Unbe»
sachter, alberner Rath drängt sich ans Licht. Ekle Speise wird
empfohlen. Aus Urmutterhausrath ein Zettel vorgeklaubt, derfür
tzungerszeit die Bereitung von Brei oder Sud vormerkte. Die
Ruhmsucht geschäftiger Weiberkeift aus, welche Leckerei aus Auge
und Schwanz eines Herings (»Gott strafe England!) herzustellen
sei. Für Menschen, deren Fleischbänke leer sind. Deine Lands»
leute aber, bethuliche Schwätzerin, haben unübersehbare Fleisch»
mengen vor sich, um sich; viel größere (weil Vorsicht sparsames
Schalten mit Futter, also gehäufte Viehschlachtung befiehlt), als
sie aufessen können. Sie müssen räuchern, pökeln, in Eis legen:
und Du willst mit Heringsmus ihren Gaumen verkleistern.
Deinen Sudel sauf selbst! Füttere, Plakatweib, Deine Eitel»
Zeit nicht aus des Vaterlandes Krippe. Das Gebimmel und Ge-
fackel schadet uns nur. Müssen Drill», Kauf» und Schaubuden»
besitzer durch Goldsammlung für ihr »Institut", ihren KramRe»
klarne machen? Wich Scham in den Käfig blausteißiger Affen?
Muß Germania den allzu hurtigen Censor beschwören, denFlen»
nern und Stolzirern das Ohrläppchen derb zu zwicken? Hungers»
noth: dieserFeuerhakensollte denHaß gegen England schüren.Der
RußausdemOfenschwärztDeutschlandsAntlitz. WennderKrieg
noch einen Winter überdauert: wir brauchen nicht, wie 1871 die
"Pariser, Hunde, Katzen, Ratten für Menschenmahlzeit zu schmo»

ren. Hunderttausend leben üppiger als in Friedenszeit; leben
niederträchtig gut. Sonst trank oder lüderte der Mann. Ietzt ist er
im Waffendienst undschickt denLöhnungbetrag, denernichtnützen
kann, nach Haus. Der Hauswirth und mancher Gläubiger muA
warten. Aus Gemeinde-, Vereins» und Privatkassen sickert Zu»
schuß. Gansbraten, Apfeltorte, Sahnenbaiser, Büchsenspargel,
Schlei, Chokolade mit Sandtorte; Birschgänge zuTietz,Iandorf,
Herzfeld; vorher die Kartenlegerin («Sie bekommen einen Brief"),.
nachher das Kino (»Ihr letzterTanz*; »Der Schutzgeist des Unter»
seebootes"; »Die neusten Kriegsfilme".) Das ist nicht selten. Ar»
beit in Fülle. Nährmittel bis an die Ladendecke gespeichert.Kuchen-
berge. Zuckerzeug genug, um ein Kindereden draus zu bauen.
Milch, Obst, Speck, Bier, Fisch, Gemüse, Zungen, Wurst, Wein^
Käse; auch, was derFeinschlecker begehrt. Alle Straßen hell. Alle
Kaffeehäuser schon um Vier voll. Zwei Dutzend Theater. Hundert
Lichtspielstätten. Konzerte. Circus.Frühjahrsjacken und «Aeber»
gangshüte". Im Speisewagen des Schnellzuges Angebot unb
Nachfrage wie in der Zeit höchsten Geschäftsaufschwunges. Die
ist auch. (Daß elf Zwölftel der Arbeit dem Kriegsbedarf gilt, der
keinen Geldzins einbringt, wird noch nicht fühlbar.) Milliarden
rollen durchs Land und schlittern nicht über die Grenze. Sähen un-
sere Feinde, sähenNeutrale das Bild dieser strotzenoenStädte,die-^
ses überhitzten Gewerbetreibens: aller Spuk zerrönne geschwind.
Ein Festgewimmel. Und deutsche Lippen faseln von Noth.
Der Hochsommer bringt uns aus Süddeutschland die erst?
Erntefrucht. ImIuni mag das Brotgetreide knapp werden. Kar»
toffeln finds vielleicht früher (schlechteLagerung, ungewöhnlicher
Verbrauch für Bäckerei, Aussaat, Viehmast; Mängel der Ver»
theilungstellen). Butter, Eier, Milch, Reis, Fette über demHöchst»
preis des Alltages. Wirds noch viel schlimmer? Unwahrschein^
lich. Der Wille zum Profit ertastet, wenn sichs um so ungeheure
Summen handelt, mit der Schnuppernase nach einem Weilchen
den Schleichweg, der ans Ziel führt. Und die Menschheit, die
heute ja manchen Schuß Pulver werth scheint, ist, sogar die Plötz»
lich inKehricht verschrieneBritaniens, zu wehleidig, um den An-
blickvonsechzigMillionenHungerleidern ertragenzukönnen. Erz-
bischöfe und Puritaner, Herzoginnen und Trustmädchen würden
posaunen, bis aus der Sperrmauer ein Spalt klaffte. Auf einem
Prunkschweineschiff käme Armour,aufeinem Tankdampfer Rocke»

fellers Majestät übers Meer. Wir verhungern nicht. Müssennicht,
weil Nahrung fehlt, den Krieg enden. Was gestern, endlich, be»
schloffen und nicht überall von bedachtsamer Klugheit ausgeführt
ward, foll dem Hang in Vergeudung wehren. Ists würdig, darüber
so lange, fo laut, mit schlotternder oder prahlender Stimme zu
reden? Ihr überladet noch immer den Magen. Ist Bier nöthig,
wenn Gerste, Malz, Hopfen rar werden können? Esset Gemüse,
Obst, Nüsse, einStückchenFisch oderFleisch; und lassetBrot und
Kartoffeln Dem, der andere Speise nicht erschwingt. Müßtet Ihr
Euch mit einer Mahlzeit, der kargsten, begnügen und an jedem
siebcntenTag fasten: demLeib des Fleißigsten würde es heilsam.
Der »Stimmung" ? Die soll der Aasgeier holen, wenn sie nur bei
Schlemmerkost und Lügenbeilage gedeiht, ohne Weizensemmel,
Bratkartoffeln und Siegesmären verrunzelt. Zu lustig ist sie, nicht
zu ernst; für Triumph bereiter als für langwierigen Kraftaufwand.
Die hat den Mann, Der das liebste Kind verloren. Diesem kehrt
der einzige Sohn als Blinder heim. Die Schlanke dort verlobte
sich einem Achilleus: und ist nun einem Beinkrüppel mit vernähter
Nase und zerhacktem Kiefer gefeilt. Hier fiel der Ernährer, da die
Hoffnung erlahmenden Alters. Die Brücke, die ein Kühner in rast-
losem Mühen über ein Meer geschlagen hatte, sank in Trümmer.
Den halbenErtrag eines geizendenArbeiterlebens trank der Stru-
del derVölkerkriegszeit. Diese sind inNoth. Doch ihrWeh näßte
niemals den Markt und ihr keusches Herz würde vor dem eitlen Be»
kenntniß schaudern, daß ihre Zuversicht aufdem Grab des Glückes
standhaft blieb.WeilderBauch schrumpfen könnte, greinen Deut-
sche? Fordern einLob ihrer Enthaltsamkeit, weil das Lendenstück
nicht mehr unter einem Kartoffelhügelim Butterbach schwitzt? Mit
derLanze, dem Wolfund dem Specht schreitetMars, derMänner-
gott, durch den Lenzmonat. Die Iünglingschaar ist ihm vorausge»
eilt; Deutschlands heiliger Frühling. Diese sind in Noth. Sahen
blutendeBrüder imSchnee, zwischen Leichen, erfrieren. Des besten
KameradenjungeBrustvomStahlgeschlitzt.AthmenGiftgas.Ste-
hen aufrecht imFeuergefege. Betten sich in Schlamm oderspähen,
an die fettige Stahlleiter eines stampfenden Bootes gebunden,
durchs Guckloch aufs Meer. Drei Wochen nicht aus den Kleidern.
Keine Möglichkeit, den Rumpf zu säubern. Kein warmerWinkel.
And zu Haus lallen Memmen von des Kriegsjahres Bitterniß.

Ein verlorener Strike.

den den ersten Monaten des Jahres 1914 ist in Oesterreich, ab» seitsvom lauten Lärm des Völkergezänkes, ein sozialer Kampf von außerordentlicher Bedeutung ausgetragen worden. Im Gewerbe der Buchdrucker standen die Unternehmer und die Arbeiter gegen einander; der Streit ging um eine Abänderung des Äarifes, der alle Bedingun» gcn der Arbeit und der Arbeitvermittlnng regelt. Der Versuch, noch vor dem Ablauf des alten Vertrages in friedlichem Verhandeln über die Erneuerung einig zu werden, mißglückte. Der Kampf nahm die schärfsten Formen an, die er auf diesem Gebiet haben kann: Aussperr- ung und Strike, Das hat neun Wochen gedauert. Neun Wochen lang konnte die Organisation der österreichischen Buchdruckergehilfen die völlige Arbeitlosigkeit ihrer Mitglieder ertragen, ohne daß, ihre Reihen durchbrochen oder auch nur gelockert worden wären. Geistig, moralisch und finanziell weitaus am besten unter ihresgleichen fundirt, umfasjt sie, mit Ausnahme eines verschwindend kleinen Bruchtheiles, die ganze Gchilfenschaftdcs österreichischenBuchdruckgewerbes; einewahreMuster» organisation. Die Vortheile dieser umfassenden und gesicherten Einig- keit hatten ihr in den wirthschastlichen und sozialen Kämpfen früherer Jahre erstaunliche Siege möglich gemacht. Diesmal aber hat diese mäch» itige Organisation eine furchtbare Niederlage erlitten. Nicht nur ihre tZlnfprüche, sondern auch ihr Ansehen ist dabei verloren gegangen; und was das Schlimmste ist, ihre Einheit und Unzerbrechlichreit ist bedroht.

Mit den letzten Tagen des Jahres 1913 lief der alte Vertrag ab. Die Organisation der Arbeiter hatte ihn vor etwa acht Iahren gegen einen aussichtlosen und darum kaum spürbaren Widerstand der Unter» nchmer glatt durchgesetzt. Dieser Vertrag bestimmte eine normale täg» liche Arbeitzeit von 8^ Stunden und regelte die Löhne so, daß Jedem der in Arbeit stand und seine Arbeit that, nnter sonst günstigen Umstän» den eine bescheidene bürgerliche Lebenshaltung gesichert war. Zuletzt gab es, für die verschiedenen Kategorien der Arbeiter, Wochenlöhne von !Z2 Kronen aufwärts bis über öS Kronen. Diese Ansätze wurden aber erst in den letzten Iahren erreicht; während der Dauer des Ver» träges waren die Löhne wegen der allgemeinen Theuerung mehrmals hinausgesetzt worden. Die Höhe dieser Einkommen mag ja im Vergleich z» Dem, was gewerbliche Arbeiter sonst verdienen, schon ansehnlich sein. Bedenkt man freilich, daß hierfür eine vielstündige, aus körperlicher und geistiger Anstrengung kombinirte Leistung einzusetzen war, und ver» sucht man, sich die Lebenshaltung, einer Familie mit etwa zweihundert Kronen monatlichem Einkommen (so dürfte der Durchschnitt gewesen sein) lebhaft und im Einzelnen vorzustellen, so wird man doch Wohl keine sträfliche Begehrlichkeit darin finden, daß nun die Arbeiter des» scre Bedingungen verlangten, Uebrigens haben moralische Urtheile da gar nicht mitzureden. Die organisirtcn Gehilfen glaubten eben, die Macht zu haben; und durften, ja, mußten sich, so lange sie Das glaub»

ten, auf das Recht des Stärkeren berufen. Daß sie die Stärkeren nicht waren, wurde ihr Unheil; daß sie es nicht vorhergesehen hatten, ist ihre ganze Schuld.

Der Irrthum war verhängnißvoll groß. Die Kritik, die hinter den Ereignissen herkommt, möchte ihn einfach unfaßbar finden. Doch er läßt sich zunächst rein historisch erklären. Wer seine Uebermacht in vollen und raschen Siegen bestätigt fand, glaubt kaum noch an die Möglichkeit einer Niederlage. Die Erfolge von früher verlockten fast unwiderstehlich in den trügerischen Analogieschluß, daß es nun wieder so kommen müsse. Man hatte nur übersehen, daß sich inzwischen gerade in diesem Gewerbe der maschinelle Betrieb mächtig entfaltet hatte Und zur stärksten Stütze des Unternehmers gegen die Forderungen der Arbeiterschaft geworden war.

Am zwanzigsten November 1913 kamen die Vertreter der beiden Vertragsparteien zum ersten Mal zusammen, um über die Neugestaltung des Tarifes zu berathen. Jede Partei hatte einen Entwurf in ihrem Sinn und zu ihrem Vortheil ausgearbeitet. Die Unterschiede waren natürlich sehr groß. Aber auch die Unternehmer hatten eine Erhöhung der Löhne vorgesehen, nur freilich noch nicht die festen Ziffern angesetzt. Das sollte in den Unterhandlungen geschehen. Nach den Vorschlägen der Organisation sollten die Löhne in den verschiedenen Kategorien der Arbeiter um 3 bis 5 Kronen, in einzelnen Fällen (spezielle Zeitungtarife) sogar um 8 Kronen in der Woche steigen. Die Unternehmer schlugen dagegen einen Tarif nach reichsdeutschem Muster vor, der viel geringere Steigerungen zuläßt und außerdem den Ueberganjg in höhere Lohnstufen von der Erreichung eines gewissen Atters abhängig macht. Eine Hauptforderung der Unternehmer betraf die Regelung der Arbeit an den Setzmaschinen: auch hier sollten die in Deutschland geltenden Bestimmungen eingeführt werden, was eine Erhöhung der festgesetzten Stundenleistung und eine Verminderung des prozentuellen Aufschlag auf den Lohn des Handsetzers bedeutete. Eine Verkürzung der Arbeitzeit lehnten die Unternehmer ab; der Entwurf der Organisation forderte eine Herabminderung um wenigstens eine halbe Stunde, Hätte es sich nur um diese rein ökonomischen Dinge gehandelt, man wäre doch wohl in Frieden einig geworden. Das Steigen der Löhne ist ja nirgends aufzuhalten; ob es nun in etwas schnellerem oder in etwas sachterem Tempo vor sich gehen, ob es sich in erhöhter Zahlung allein oder auch in reduzirter Leistung ausdrücken soll: Das sind nicht Streitfragen, für deren Entscheidung man Millionen an Geld und außerdem Unschätzbares an Einfluß und Ansehen, an Geschäftsoerbindungen und Entwickelnngmöglichkeiten hinopfert. Um Höheres wurde gekämpft.

Der bitterste Kern dieses Streites war ein Streit um die Machst. Sein Gegenstand waren nicht die Ziffern, in denen sich Arbeitlöhne und Arbeitzeiten ausdrücken, sondern etwas Unbezifferbares: das Recht, die Kräfte für die Arbeitstätten auszuwählen und zuzuweisen. Dieses Recht halte bisher nur die Organisation der Buchdruckergehilfen, Die Arbeit-

vermittelung war ganz in ihren Händen. Das hatte sich im Lauf der Zeit so entwickelt. Den Unternehmern war vorher nie hingefallen,welche Bedeutung eine gut eingerichtete Arbeitvermittelung haben kann; sie kümmerten sich darum erst, als es zu spät war, als es Kämpfe und Opfer brauchte, um ein erträgliches Verhältniß gleicher Rechte herzu« stellen. Die Gehilfenschaft hatte aber erkannt, daß die Arbeitvermittelung in den Händen einer gefesteten Organisation nicht nur eine Einrichtung von sozialem Werth, sondern auch einbedeutendesMachtmittel sein könnte. Da die Gehilfenorganisation fast alle Arbeiter dieses Gewerbes im ganzen Reich umfaßte und keine andere Vermittelung anerkannte oder zuließ als ihre eigene, so war Jeder, der Gehilfen brauchte, ausschließlich auf diese Vermittelungstellen angewiesen und mußte sich ihren Bedingungen widerstandlos fügen. Er mußte die Kräfte aufnehmen, die ihm zugewiesen wurden, und mußte, im Rahmen des geltenden Tarifes, die Löhne bezahlen, die verlangt wurden. Eine Weigerung war ganz vergebens; entweder diesen Arbeiter zu diesen Bedingungen oder überhaupt keinen! Der Versuch seine Arbeiter anderswoher zu bekommen, stieß auf die größten und gefahrvollsten Schwierigkeiten. Auch die Arbeiter unterstanden dem Diktat dieser Stellenvermittelung und waren deshalb gezwungen, sich zur Organisation zu bekennen, weil ihnen sonst kaum die Möglichkeit gegeben war, eine Stelle zu suchen und zu erhalten; die Arbeitvermittelung kümmerte sich nur um Organisirte. Sie wacht eifersüchtig darüber, daß die Organisation alle Werkstätten bis auf den letzten Mann durchdringe. Und die Organisation giebt wieder Acht, daß die Bedingungen dieser Arbeitvermittelung lückenlos erfüllt werden. So sichern und mehren sie einander ihre Macht. Und können schließlich, wenn dieser feste Zusammenhang von sozialen, wirtschaftlichen und politischen Einflüssen keine Lücke mehr aufweist, die ganze Arbeiterschaft und die ganze Unternehmerschaft in ihrem Gewerbe beherrschen.

Dieser Zustand war im letzten Jahr erreicht worden. Der Unternehmer mußte sein Recht der freien Verfügung auf mancherlei Art einschränken lassen, die nicht nur gegen feinen Nutzen, sondern auch gegen sein Selbstgefühl war. Die Möglichkeit, sich seinen Arbeiter auszuwählen, war ihm fast entzogen. Er mußte den nehmen, den ihm die Vermittelung der Organisation zuschickte, und, paßte der etwa nicht, um einen anderen ersuchen. Es kam aber vor, daß, statt eines anderen, wieder der selbe geschickt wurde. Auch ergab sich so die Möglichkeit, das allgemeine Niveau der Löhne, einfach durch die Vermittelung von Arbcitkräften, die sich immer um ein Wenig theurer anboten, langsam, aber stetig hinaufzuschrauben. Die Gehilfen hätten mit dieser ganz auf ihren Vortheil bedachten Einrichtung zufrieden sein können. Aber auch ihnen brachte sie manche Unannehmlichkeit, Dem Arbeiter war verwehrt, sich seinen Platz anders als durch die Vermittelung der Organisation zu suchen. Seine Freizügigkeit war damit arg gehemmt. Es war ihm nicht leicht, in irgendeine Werkstatt einzutreten, die etwa ein

Verwandter oder ein guter Freund eröffnet hatte; zunächst mußten die
Listen der Vermittelung angesehen werden und in diesen ging es immer
nach der Reihe. Es ist auch zu vermuthen, daß, mancher Arbeiter den
Zwang, dieser durchaus sozialdemokratischen Organisation anzugehören
und ihr recht hohe Beiträge, zunächst Wohl, für soziale und humanitäre,
dann aber gewist auch für politische Zwecke regelmüßig zuzuführen, nur
widerwillig ertragen haben mag. Aber Niemand durfte sich wehren,
nicht Hüben und "nicht drüben. Die einheitliche und festgeschlossene Orga-
nisation beherrschte Alles.
Bei den Arbeitern regte sich Wohl auch kein Widerstand; denn
die Bortheile überwogen weitaus. Die Unternehmer knirschten schon
längst und warteten nur auf die Gelegenheit, um gegen diese Zwing-
burg der Organisation, gegen das Monopol der Stellenvermittelung
anzustürmen. Die Gelegenheit war nun gekommen, da der Tarif er-
neuert werden sollte. Die Unternehmerschaft verlangte jetzt, daß die
Vermittelung paritätisch werde, daß also ihre Verwaltung zu gleichen
Theilen aus Vertretern der Arbeitgeber und der Arbeiter zusammen-
gesetzt und von beiden Seiten mit gleichem Recht kontrolirt werde. Da-
mit wäre die Macht der Organisation schon um Einiges verringert wor-
den. Doch wäre eine Durchbrechung ihrer ganzen sozialpolitischen Po-
sition wohl durch die Bestimmung zu hindern gewesen, daß, die Ver-
mittelung nach wie vor nur Organisirten zu Gut kommen dürfe. Aber
die Gehilfenschaft wollte die Arbeitvermittelung, die man ihr nun ein-
mal überlassen hatte, nicht mehr aus den Händen geben. Die Vorschläge
der Unternehmer wurden, als gar nicht erwägenswerth, zurückgewiesen.
Damit war eigentlich schon der Kriegszustand gegeben. Seine
ersten bedenklichen Erscheinungen zeigten sich gleich nach diesem Ab-
bruch der Verhandlungen; in einzelnen wiener Werkstätten begannen
die Arbeiter, passive Resistenz zu treiben. Die passive Resistenz (eine
echt österreichische Idee) beruht auf dem Grundsatz, eine Arbeit zu ver-
zögern oder zu verhindern, indem man sie genau nach den Vorschrif-
ten durchführt. Die Eisenbahner haben Das einmal (natürlich auch im
sozialen Kampf) auf eine sehr wirksame Art fertig gebracht. Beim Em-
pfang, bei der Abfertigung der Lastzüge wurden einfach die Vorschrif-
ten der Betriebsordnung ganz genau und nach dem Wortlaut jeder
Bestimmung befolgt. Kein Zug kam rechtzeitig von der Stelle, der erste
behinderte zehn nachfahrende, die wieder hundert spätere aufhielten;
und in wenigen Tagen waren alle Bahnhöfe und Gleise verlegt, war
der Verkehr glücklich in die heilloseste Unordnung gebracht. Alles nur
dadurch, daß das Personal seine Vorschriften strengstens beobachtete.
Seit dieser ersten (und erfolgreichen) Anwendung ist die passive Re-
sistenz in ganz Oesterreich populär geworden. Sie hat alssozialesKamps-
mittel fast die Schärfe eines Strike, aber ohne dessen rückwirkende Zwei-
schneidigkeit. Denn der Angestellte, der seinen Dienst streng nach der
Vorschrift thut, verbleibt bis auf Weiteres auf seinem Posten und em-
pfängt seinen Lohn; man kann ihm von Rechtes wegen nichts anhaben.

Die Voraussetzung dafür ist freilich, daß, es Vorschriften giebt, die sich mühelos und scheinbar optimä Ms zur Hemmung des Dienstes anwenden lassen. Das geht bei unseren Eisenbahnen, vielleicht auch bei der Post oder in anderen Zweigen der staatlichen Verwaltung, Aber in ven Buchdruckereien giebt es solche Vorschriften nicht. Da ist passive Resistenz nichts Anderes als willkürliche und durch keinen Schein eines Rechtes oder gar einer Pflicht begründete Verzögerung und Herabminderung der Arbeit. Der Mann saß an der Maschine oder stand am Kasten und übte sein Gewerbe aus; aber mit einer geradezu phantastischen Langsamkeit und mit allen erdenklichen Unterbrechungen. Die Leistungen der Einzelnen sanken plötzlich auf ein Fünftel des früheren Quantums herunter. Die Besitzer und die Verantwortlichen Leiter dieser Betriebe mußten solcher muthwilligen Vergeudung von Arbeitzeit und Arbeitlöhnen (manchmal sogar von Arbeitmaterial) ohnmächtig zusehen. Ihre sehr begreifliche Wuth hierüber war der Verhandlungstimmung nicht günstig. Eine neuerliche Aussprache beider Parteien (im Dezember) blieb denn auch ohne Ergebniß. Nun wurde der Krieg erklärt. Die Unternehmer gingen zum Angriff über; in den Werkbetrieben (in denen Bücher und Drucksorten, aber nicht Zeitungen hergestellt werden) wurde einem Theil der Arbeiter gekündigt. Der andere Theil antwortete darauf mit der passiven Resistenz. In Böhmen kündigten die Werkbetriebe ihrem ganzen Personal; die Zeitungsetzer führten den Gegenstoß und kündigten auch. Das war am Ende der ersten Dezemberwoche. Im Vertrag war eine Frist von vierzehn Tagen zwischen Kündigung und Austritt festgesetzt; die mußte eingehalten werden. Mährend dieser ganzen Frist aber wurde fast in allen Betrieben Oesterreichs passive Resistenz geleistet. Ausgenommen waren die staatlichen, die dieser Kampf ja überhaupt nicht anging, weil sie die Klugheit haben, ihren Arbeitern von vorn herein jeden Vortheil zuzugestehen, den ihre Organisation erringen kann; ferner die sozialistischen und die wenigen anderen, die sich den Bedingungen der Gehilfenschaft sogleich ohne Widerstand unterworfen hatten. Abseits standen auch die wiener Zeitungbetriebe, die einen ganz besonderen Vertrag, bis Ende 1914 giltig, mit ihren Arbeitern haben. In, allen anderen Werkstätten, mindestens neunzig von hundert, wurde jene seltsame Art von Arbeitverweigerung durchgeführt, die in einer fast ergebnihlosen Scheinthätigkeit besteht und mit dem Namen passive Resistenz kaum gedeckt wird; denn eigentlich ist es offene Widersetzlichkeit, also eher aktive Resistenz, Das war unmittelbar vor Weihnachten; in der Zeit also, die vielen Geschäften einen wesentlich erhöhten Umsatz bringt und in einzelnen sogar über die Bilanz des ganzen Jahres entscheidet. Auch für die Buchdruckereien ist das Weihnachtgeschäft sehr wichtig; den Zeitungen aber bringt es einen Verdienst, wie er auch nicht annähernd so groß in irgendeiner anderen Saison zu haben ist. Und hiessK Geschäft war nun durch die passive Resistenz völlig unterbunden, Inserate (selbstverständlich ist von den Inseraten die Rede, wenn das Zeitungsgeschäft in

Frage kommt) liefen ein, wurden aber nicht gesetzt; erschienen nicht und wurden auch nicht bezahlt. Hunderttausende gingen so verloren. Dazu kam die bebende Angst, der Inserent könne sich, wenn Das eine Weile so fortginge, das Inseriren fürs Erste überhaupt abgewöhnen. Diese kurzen, aber wichtigen Wochen, in denen sich das allgemeine Weihnachtgeschäft ohne Ieitungreklame Helsen mußte, erlaubten eine recht fatale Probe auf die Wirksamkeit des Inserates; und sie wurde nicht überall gut bestanden. Man stelle sich nun die Stimmung unter den Besitzern und Hexausgebern der Zeitungen vor. Die erste Regung war ein grenzenloser Schrecken vor den verheerenden Wirkungen dieser Zustände. Manche waren bereit, sofort bedingunglos nachzugeben. Graz und ganz Nordsteiermark fügte sich; in Wien bewilligten zwei große Druckereien die Forderungen der Arbeiter; auch in anderen Städten mußten sich einzelne Unternehmer dazu bequemen, weil sie fürchteten, die drohende Einbuße an Verdienst nicht zwei Wochen lang aushalten zu können. Aber diese Fälle, in denen die Nachgiebigkeit so tapfer war, auch wirklichnachzugeben, sind in verschwindender Minderzahl. ImAllgemeinen war doch die Erbitterung über diese vandalische Verwüstung von gegebenen Werthen und unberechenbaren Möglichkeiten zu groß, als daß sie nicht die geschäftskluge Vorsicht zurückgedrängt hätte. Die Stimmen, die dazu mahnten, die schwere geschäftliche Störung zu vermeiden und die Ueberlegenheit der Gehilfenorganisation noch einmal anzuerkennen, wurden bald von denen überschrien, die das beleidigte Herrenrecht und die Rache für den Hohn dieser passiven Resistenz als Losung ausriefen. Mehr und mehr zeigte sich nun auch bei den Unternehmern, daß hauptsächlich um die Macht, um Standesehre und Klassenbewußtsein gekämpft wurde. Man schloß sich, nach einer kurzen Zeit des Schwankens und der Meinungverschiedenheiten, zu Schutz und Trutz eng zusammen und entschied sich für unbeugsamen Widerstand. Damit hatte die Organisation der Arbeiter allerdings nicht gerechnet. Das war ihre erste große Enttäuschung in diesem Kampf. Die Gegensätze zwischen großer Industrie und kleinem Gewerbe, die Eifersüchteleien und Gehässigkeiten der Konkurrenz, die sonst ein einiges Zusammengehen der Arbeitgeber ans Schritt und Tritt erschweren, waren nun für die Unternehmer ausgeschaltet. Schon ihr Tarifentwurf war so geschickt verfaßt, daß er die »Bedürfnisse der großen und der kleinen Betriebe ausgleichend berücksichtigte. Man war entschlossen, vor allem Anderen für das Interesse der Gesammtheit einzustehen, für das Interesse der Klasse, ihres Ansehens und ihrer Macht. Nun wurde der Schwächere vom Stärkeren unterstützt und gehalten: die Solidarität, der die Arbeiter jeden Erfolg verdanken, wurde diesmal auch von den gelehrigen Arbeitgebern als das beste Mittel im sozialen Kampf erkannt und angewendet. Und zu der sehr berechtigten Wuth über empörende Thatsachen und unerträgliche Zustände kam bald auch ein geschickt erfundenes Schlagwort, das auf die Phantasie wirkte und diesem Kampf umrechtnaheund bestimmte Zwecke eine größere Perspektive geben sollte. Nämlich, die Unter«

nehmer redeten sich und Ihresgleichen vor, es handle sich bei den neuen Tarifvorschlügen der Arbeiterschaft um einen wohlüberlegten Anschlag gegen das Eigenthumsrecht der Buchdruckereibesitzer, ja, gegen das Privateigenthum überhaupt. Nur die ganz Naiven dürften daran geglaubt haben. Den Anderen wars ein gutes Mittel, die Oeffentliche Meinung auf ihre Seite zu bringen und ihre eigenen Reihen zu festigen; die Aengstlichen fanden den Muth der Verzweiflung und die Brutalen fühlten sich in ihrem Recht. Aber am Ende hatte die suggestive Gespensterseherei auch einen sehr beträchtlichen Zweck: sie gab einen Vorwand, die Unternehmer zu rücksichtloser Bekämpfung, ja, zur Vernichtung der Gehilfenorganisation aufzurufen. Und die Absicht war bei mehr als Einem echt und ehrlich; sie entsprach der Stimmung, aber noch mehr dem Vortheil der Besitzer. Mancher sah wohl schon die völlig vertraglosen Zeiten wiederkehren, in denen die Bedingungen der Arbeit ausschließlich von der Willkür des Arbeitgebers diktirt werden konnten. Nun ging es eigentlich nicht mehr um den Vertrag und dessen einzelnen Bestimmungen, sondern eher schon um Sein oder Nichtsein der Organisation selbst.

Am einundzwanzigsten Dezember war fast in allen Betrieben Oesterreichs die Arbeit gänzlich! eingestellt. Die Führer der Gehilsenorganisation waren noch der Ueberzeugung, daß diese völlige Arbeiteinstellung schon nach wenigen Tagen einen großen Theil der Unternehmer mürb machen, ihre Einigkeit sprengen und den Arbeitern rasch zum Sieg helfen werde. Das hätte vielleicht geschehen können, wären nicht die Unternehmer muthwillig gereizt und durch die unvorsichtige Taktik des Gegners geradezu gezwungen worden, solidarisch zu sein. Die Arbeiter hatten ja die Kündigung in den Werksetzereien damit beiantwortet, daß sie in den Zeitungen selber kündigten, und hatten so die Gelegenheit versäumt, einen Interessengegensatz zwischen den leistungfähigen und den zur Ruhe gezwungenen Betrieben zu schaffen und auszunützen. Außerdem: die passive Resistenz hatte ja schon das Weihnachtgeschäft gründlich und im ganzen Gewerbe ruinirt. Das war vorbei. Mußten die Unternehmer so viel verschmerzen, dann war ihnen auch vor weiterem Schaden nicht mehr allzu bang. Man wollte sich nun nicht mehr vergleichen, sondern den Gegner niederwerfen.

Fast wäre Das geschehen. Die Führer der Gehilfenschaft hatten, von der Erfahrung eines Vierteljahrhunderts verlockt, die Kampfstellung ihrer Leute sehr überschätzt. Sie hatten übersehen, welche Veränderungen die Entwickelung und allgemeine Anwendung der Maschine inzwischen im ganzen Gewerbe hervorgerufen hatte. Die Setzmaschine mußte die Organisatoren des Strike vor ein neues Problem stellen; aber es wurde nicht beachtet. Diese Kurzsichtigkeit ist kaum zu verstehen. Denn in den Iahren vorher hatte schon ein beträchtlicher Theil des sozialen Kampfes in diesem Gewerbe der Abwehr der Gefahren gegolten, die die Maschine mit ihrer Entwerthung der qualifizirten Handarbeit den Gehilfen bringen mußte. Man hatte die Arbeit an der Setzmaschine

Wohl für eine nur dem ausgelernten Buchdrucker vertraute Kunstfertigkeit gehalten, während sie in Wirklichkeit eben so rasch und nicht viel schwerer zu erlernen sein dürfte als etwa das Maschineschreiben. Man hatte nicht vorhergesehen, wie sehr diese Erfindung das Eindringen von nicht qualifizirten und nicht organisirten Elementen in das Gewerbe erleichtern kann. Das war nun eine furchtbare Enttäuschung für die Feiernden, als schon wenige Tage nach dem Ausbruch des Strike die Arbeit an den Setzmaschinen zwar langsam und stockend, mit Mängeln und Unterbrechungen, aber unaufhaltsam wieder in Gang kam. Da war ihre Niederlage eigentlich schon entschieden; und alles Andere war nur noch ein verzweifeltes Austrotzen. Der Strike war entkräftet, als er kaum erst begonnen hatte. Von allen Seiten kam, gebeten und ungebeten, die Hilfeleistung für die Besitzer der Druckereien.
Arbeiter, die das Gewerbe wirklich erlernt hatten, waren wohl nur aus Deutschland zu haben. Die Vermitteler, die aus der Beschaffung von Strikebrechern jeder Art einen eigenen Beruf gemacht haben, standen schon bereit und warteten aufVerdienst. Sie trieben zusammen, was in Deutschland ffn stellenlosen Buchdruckern aufzufinden war, Mitglieder von Organisationen, die neben dem sozialdemokratischenHauptverbanb und in bewußter Gegnerschaft zu ihm stehen, oder Leute, die aus irgendeinem Grund überhaupt keiner Organisation angehören wollten oder konnten: Verunglückte, Zweifelhafte, Unbrauchbare. Inder Verlegenheit des ersten Augenblickes wurde Alles, was sich bot, angenommen, eingestellt, wieder entlassen, wieder durch ähnliche Elemente ersetzt. Manche entliefen wohl auch, nachdem sie erst vom Unternehmer für ihre Arbeit, dann von den Strikenden für die Verweigerung der Arbeit bezahlt worden waren. Die Wenigsten zeigten sich tüchtig, blieben standhaft und leisteten, was man von ihnen erwartet hatte. Dafür kamen die Helfer von außerhalb des Gewerbes in Schaaren herbei : Neugierige, denen es Spaß machte, ihren dummenMützigang mit einem nicht gewöhnlichen Zeitvertreib unterbrechen zu können. Hungrige, die an gar nichts dachten und nur die paar Kronen verdienen wollten, weit sie sie eben so nothwendig brauchten; Boshafte, die mit hämischer Lust die Katastrophe vorbereiten halfen; vor Allem aber und in der weitaus größeren Ueberzahl die begeisterten Speichellecker und Stiefelputzer, die keine Gelegenheit versäumen dürfen, den Mächtigen und Neichen, den Unternehmern, Befehlshabern und Chefs ihre allerergebenste Dienstbereitschaft und unermüdliche Verwendbarkeit zu beweisen; hier und da wohl auch Einer, der sich in ehrlicher Empörung über das Unwesen der passiven Resistenz auf die Seite der Arbeitgeber gestellt hatte und dort in der aufrichtigen Ueberzeugung mithalf, der rechten Sache im rechten Augenblick beizustehen. Da kamen arme Studenten, stellenlose Mechaniker, Schreiber, Commis; es kamen, aus den Bureaux der Betriebe selbst, die unfähigen Buchhalter und die Inseratenagenten, die überall dabei sein müssen. In den Zeitungen standen viele, viele Redakteure von ihren Schreibtischen auf und setzten

sich an die Maschinen. Ueberlegten sichs keinen Augenblick, in diesem, wichtigen sozialen Kampf, an dem sie doch mit keinem unmittelbaren Interesse betheiligt waren, für die Herausgeber und Chefs diensteifrig und allerergebenst Partei zu nehmen; sich von ihnen anwerben und ,für ihre Handwerkerarbeit entlohnen zu lassen, wie das Gesindel, das von der Straße hereingelaufen war; und so das Ansehen und die Würde ihres (ohnehin nicht allzu hoch geschätzten) Standes noch um ein paar Grad herabzudrücken. Diese Ahnunglosen waren sogar mit Lust nnd Stolz bei der Sache, rühmten sich ihrer handwerklichen Verwendbarkeit; und irgendwo (nein, nicht irgendwo: Das konnte nur in Prag sein) ging man bis zu der unfaßbaren Geschmacklosigkeit, in der Zeitung selbst, geistreich plaudernd und mit koketter Tournure, dem Publikum über den Umgang der Redakteure mit den Setzmaschinen launig zu belichten. Arme Provinzler; spotten ihrer selbst und wissen nicht, wie!
Mit dem Accidenz-Satz (Das ist die Arbeit, die besondere Ausführung und Anordnung braucht) ging es ja noch schwer genug vorwärts; denn dazu sind geschickte Handsetzer nöthig: und die waren nur sehr spärlich zu haben. Aber die Leute, die nur Zeile um Zeile an der Setzmaschine herunterzuklappern hatten, waren ziemlich leicht zu ersetzen. Bald stellte sich heraus, daß jeder halbwegs intelligente Mensch die Bedienung dieser Maschinen in zwei Wochen schon leidlich erlernen konnte. Die Zeitungbesitzer konnten in Kurzem schon den Tert von Außenseitern an der Maschine herstellen lassen, während die paar geschulten Setzer, die man halten konnte, zu der weit wichtigeren und heikleren Arbeit des Inseratensetzens verwendet wurden. Es ging nicht ganz so wie in normalen Zeiten; aber es ging. DieZeitungen erschienen und hatten sowohl im redaktionellen Theil als auch (und Das war ja die Hauptsache) im Inserat beinahe das Aussehen wie sonst. Damit war aber auch schon dem ganzen Strike die Spitze abgebrochen. Blieb er im Zeitungbetrieb wirkunglos, so konnte er nicht erfolgreich sein. Er hatte vor Allem die Oeffentliche Meinung gegen sich, so weit sie von den Zeitungen beeinflußt werden kann; und sie wurde natürlich ganz tüchtig beeinflußt. Auch war die wirthschaftliche Schädigung der Unternehmer dadurch, daß die Einnahmen an Abonnement und Insertion wieder zu steigen begannen, minder empfindlich geworden. Um so kräftiger konnten die finanziell Erschöpften gestützt werden. Die Solidarität der Unternehmer bewährte sich und wurde natürlich immer fester, je wahrscheinlicher der Sieg geworden war.
Neun Wochen lang dauerte der Strike. Aber es hat während all dieser Zeit auf der Seite der Arbeiter kein Wanken und keinen Abfall gegeben. Dreizehntausend hatten damals zu gleicher Zeit die Arbeit niedergelegt. Als der Strike zu Ende ging, waren ihrer noch mehr als zehntausend. Der Rest war nicht etwa übergelaufen, sondern einfach von den arbeitfähigen Betrieben aufgesaugt. Die sozialistischen und einzelne andere Unternehmungen, die sich den Forderungen der Gehilfen gefügt hatten, blieben ja auch während der Strike»

zeit leistungfähig und hatten da mehr Aufträge zu bewältigen, also
auch mehr Arbeiter zu beschäftigen als sonst. Manche waren wohl
auch ins Ausland abgewandert. Von Fahnenflucht ist nichts bekannt
geworden; wenn sie vorkam, so kann es sich nur um ganz vereinzelte
.Fälle gehandelt haben. Die Arbeiter hielten aus, obwohl mancher
bereits fühlte, daß die Opfer den erstrebten Erfolg nicht mehr bringen
können. Jeder Einzelne mußte während dieser harten Zeit unter seine
gewohnte Lebenshaltung gehen. Als Strikeunterstützung wurde nur der
im Tarif geltende Mindestlohn wöchentlich ausbezahlt; davon gingen
aber zwei Kronen als Wochenbeitrag an die Organisation zurück.

Nimmt man die Zahl der Strikenden mit zehntausend an (Das war
der niedrigste Stand am Ende des Strike), so läßt sich leicht berechnen,
daß die Organisation während dieser neun Wochen an die drei Mil-
lionen Kronen ausgezahlt h.it. Dieses Geld war, Heller vor Heller,
von den Arbeitern erspart und zusammengelegt worden; als ein Kriegs-
schatz, der zur Erkämpfung besserer Lebensbedingungen dienen sollte.
Der Schatz ist nun verbraucht; aber in einem Krieg, der verloren wurde.

Zuletzt mag das Verharren im Kampf beiden Theilen sauer genug
geworden sein. Die Unternehmer, die ja zweifellos die bessere Position
hatten, spielten wohl die Unnahbaren und Siegesbewußten; aber die
Folgen des unregelmäßigen und von ungeübten Kräften unterhaltenen
Betriebes waren ihnen doch schon sehr peinlich fühlbar. Die Buch-
druckereibesitzer in Lemberg waren durch den Umfall einer einzigen
Firma noch in der achten Woche des Strike, also unmittelbar vor der
für die Arbeitgeber so günstigen Entscheidung, genöthigt, nachzugeben
>und die Forderungen der Arbeiter anzuerkennen. Bei den Strikenden
drohte die Gefahr, daß die Unterstützungsgelder in naher Zeit fehlen
könnten; Zuschüsse, die man vom Ausland und von anderen gut orga-
nisirten Gewerkschaften erwartet hatte, waren ausgeblieben. DieFührer
der Arbeiterschaft gestanden breits offen ein, daß eine Aenderung der
Stimmung und der Kräfteverhältnisse in der Unternehmerschaft von
einem Verharren im Strike nicht mehr zu erwarten sei. Man mußte
sich hier wie dort zur Nothwendigkeit eines schnellen Friedensschlusses
bekennen. Aber da kein Theil den ersten Schritt thun wollte (denn der
wäre ein Geständniß der Schwäche gewesen), so mußten fremde Ver-
mitteler eingreifen.

Die Regirung hatte ein großes Interesse daran, dieses für die ge-
sammte Wirthschaft wichtige Gewerbe nicht gar zu sehr schädigen zu
lassen. In ihrem Auftrag erklärte sich ein Gewerbe-Inspektor bereit,
die Verhandlungen zwischen den Parteien einzuleiten. Aber die Unter-
nehmer hielten ihn für arbeiterfreundlich und lehnten ihn ab. Dann
erbot sich das reichsdeutsche Buchdrucker-Tarifamt zur Vermittelung;
da weigerten sich wieder die Strikenden, weil sie den Tarif, der in
Deutschland gilt, für Oesterreich nicht anerkennen wollten. So hatte
man zunächst alle Mühe, die Verhandlungen überhaupt nur in Gang
zu bringen. Sie kamen endlich unter der Leitung des Handelsministe-

riums zu Stande; es war aber auch schon die höchste Zeit. Die Führer der Gehilfenschaft sahen die Kassen erschreckend leer werden und waren außerdem von der Ungeduld der enttäuschten Genossen bedroht; sie hatten gar keinen anderen Weg als den, mit Anshand nachzugeben. Auch dabei zeigten sie sich noch zäh, umsichtig und der Pflichten ihrer Position bewußt. Leicht machten sie es den Gegnern wahrhaftig nicht. Die Verhandlungen dauerten ungewöhnlich lange und gingen zunächst kaum vom Fleck. Endlich hatte man sich, in der ersten Hälfte des Februar, über die ersten Grundzüge des neuen Vertrages geeinigt. Sowohl, in der Abstufung der Löhne als auch in den Fragen der Arbeitvermittelung und in der Organisation der Tarifbehörden war nach dem Willen der Unternehmer entschieden worden. Bei der genauen Ausarbeitung der einzelnen Bestimmungen hatte, wo sich noch Streit erlhob, ein Schiedsgericht das endgiltig beide Theile bindende Urtheil zu sprechen. Diesem Schiedsgericht gehörten an: Sektionchef Mataja vom k. k. Handelsministerium, dann aber Geheimrath Büxenstein, der Vorsitzende des reichsdeutschen Buchdrucker-Tarifamtes, und Herr Schliebs, der Geschäftsführer dieses Amtes. Die wichtigsten Arbeitbedingungen wurden denn auch in der Hauptsache nach reichsdeutschem Muster geregelt: was eben für die österreichischen Arbeiter nur eine sehr geringe Verbesserung, in manchen Fällen sogar eine Verschlechterung bedeutet. Die geringen Verbesserungen, die erreicht wurden, waren ungefähr so in den ursprünglichen Vorschlägen der Unternehmer enthalten und wären wohl auch ohne Kampf zu haben gewesen. Die Unternehmer Hatten bei den Verhandlungen im Dezember schon eine allgemeine Lohnerhöhung um zwei Kronen angeboten; während jetzt die Erhöhung für manche Kategorie der Gehilfen nicht so viel ausmacht.

Wichtig ist, daß die Zeitungsetzer nun ihre Ausnahmestellung verloren haben. Sie hatten früher, in den größeren Städten wenigstens, ganz eigene Bestimmungen mit wesentlich höheren Lohnansätzen. Nun wurde vereinbart, daß, diese Sonderverträge der Zeitungsetzer (mit Ausnahme der wiener) am dreißigsten April ihre Geltung verlieren und durch Bestimmungen, die sich im Rahmen des allgemeinen Tarifs halten, ersetzt werden sollen. Die Gleichstellung der Zeitungsetzer mit den Werksetzern, eine oft ausgesprochene Forderung der Arbeitgeber, ist annähernd erreicht. Die Minimallöhne der Zeitungsetzer sind in den Meisten Fällen niedriger und in einigen Orten (Trieft, Krakau, Lemberg) ist die Arbeitzeit für die Maschinensetzer bei den Zeitungen verlängert. Lehrlinge durften bisher beim Setzen der Zeitungen überhaupt nicht verwendet werden; jetzt ist es den Betrieben erlaubt, die neben der Zeitung auch andere Drucksachen herstellen. Natürlich treffen diese neuen Bestimmungen nur die neu eintretenden Arbeiter; wer bisher als Zeitungsetzer gearbeitet hat und in feiner Werkstätte geblieben ist, darf nicht am Lohn verkürzt oder sonst zu schlechteren Arbeitbedingungen genöthigt werden. Im Uebrigen aber ist die bevorzugte Stellung der Zeitungsetzer gefallen. Ihr letztes Bollwerk ist der ganz besondere

Wertrag, den die Setzer an den wiener Blättern mit ihren Heraus-
gebern abgeschlossen haben und der bis zum Ende dieses Jahres auf-
recht bleibt. Nun wurde aber der Wunsch ausgesprochen, daß auch diese
Außerordentliche Bevorzugung beseitigt werde, damit der jetzt abge-
schlossene Tarif allgemeine Geltung erlange. Und es ist wahrschein-
lich, dtch auch dieser Wunsch erfüllt werden wird, obwohl gerade dort
die stärksten Unternehmer („Neue Freie Presse" und „Neues Wiener
'Tagblatt") stets, aus kluger Erwägung, bereit waren, Forderungen
der Arbeiterschaft sofort zu bewilligen; dadurch zwangen sie die kleine
ren Blätter, mitzugehen, schufen tzerstellungbedingungen, die «gentlich
nur sie allein bequem ertragen konnten, und hielten sich die schwächliche
Konkurrenz, die kanm noch mitkommt, um so sicherer vom Leibe. Jetzt
sind aber durch die Folgen des verunglückten Strike die Grundlagen
der Verhandinngen so verändert, daß die Kleineren in dieser Gruppe
wohl nicht unbedingt nöthig haben werden, den Großen nachzulaufen;
ihr Geschäft braucht nicht zu ruhen, selbst wenn ihre Arbeiter sinken.
Noch bedeutsamer als die neuen Bestimmungen über Arbeitlohn
und Arbeitzeit sind die Aendernngen im System der Arbeirvermitte-
lung. Diese wurde, wie die Unternehmer verlangt hatten, dem un-
umschränkten Einflnß der Gehilfenorganisation entzogen. Der paritä-
tische Arbeitnachweis wurde eingeführt; die Aufsicht über die Vermitte-
lNng obliegt also beiden Parteien mit gleichem Antheil und gleichem
Recht. Damit hat aber die Macht der Organisation einen entscheiden-
den Stoß erlitten. Sie hat es nicht mehr in der Hand, den Wider-
spenstigen oder Abtrünnigen von derArbeitvermittelungauszuschließen
und so in den Grundlagen seiner Existenz zu bedrohen. In den neuen
Bestimmungen heißt es ausdrücklich, daß das Recht auf die Arbeitver-
Mittelnng nicht an die Zugehörigkeit zu irgendeiner Organisation oder
Kasse geknüpft werden dürfe, sondern Jedem zukomme, der die Bestim-
mungen des neuen Tarifvertrages anerkennt und einhält. Zum Schutz
der neuen Vereinbarungen wurde die Tarifgemeinschaft errichtet, der
jeder Arbeiter und jeder Arbeitgeber angehören muß. Die Beschlüsse
zur Durchführung des Tarifvertrages hat der Tarifausschuß zu fassen;
ausführendes Organ ist das Tarifamt. In den Tarifausschuß wird von
jedem Kronland je ein Arbeitgeber und ein Gehilfe gewählt; das Tarif-
amt besteht aus fünf Vertretern der Unternehmerschaft, fünf Vertretern
der Arbeiterschaft und einem unparteiischen Vorsitzenden, der nicht dem
Gewerbe angehört.

Die Zugehörigkeit zur Gehilfenorganisation ist also nicht mehr
,die unerläßliche Lebensbedingung für jeden freizügigen Arbeiter des
Gewerbes. Die Organisation ist nicht mehr allumfassend, daher auch
nicht mehr allmächtig, wie sie es früher in einem gewissen Sinn war.
Jeder mag ihre Vortheile nach Verständnis^ und nach Belieben be-
nutzen; er kann aber nicht dazu gezwungen werden. Das Eindringen
Nichtorganisirter in die Betriebe ist nun erst, nach diesem verlorenen
Strike, möglich; ist schon Thatsache geworden. Denn die Buchdrucker»

gehilfen, die während der Kampfzeit als Strikebrecher über die Grenze
gekommen waren, durften, so weit sie den Prinzipalen paßten, in ihren.
Stellungen behalten werden. Nun mnß sich zeigen, ob die Möglichkeit,
auch unabhängig von der Organisation eine Stelle im Gewerbe zu fin-
den, nicht Manchen verlocken wird, die immerhin kostspielige Zugehörig-
keit zum Verband einfach aufzugeben. Das würde in fataler und auto-
matisch verstärkter Wechselwirkung die numerischen und die finanziellen
Kräfte der Organisation unaufhaltsam herabmindern. Schon unter
ganz normalen Verhältnissen hätte sie mindestens anderthalb Jahr-
zehnte zu sammeln und zu sparen, bevor sie hereinbekommt, was dieser
Strike sie gekostet hat. Zu erwägen ist auch daß ihr, mit der Alleinherr-
schaft über die Stellenvermittelung, die Macht benommen ist, die Löhne
still und kampflos, durch Vermittelung immer theurerer Arbeitkräfte,
hinauszuschrauben, wie Das bisher geschah. Der neue Tarif bestimmt
ausdrücklich, daß der Arbeiter, der eine Stelle antritt, verpflichtet ist,
die Arbeit zu dem für seine Stufe und Klasse festgesetzten Mindest-
lohn aufzunehmen. Nur ganz besonders qualifizirte Kräfte, die in den
neuen Vertragsbestimmungen genau bezeichnet sind, machen eine Aus-
nahme von dieser Regel. Das bedeutet an sich schon einen beträcht-
lichen Ausfall in den Gesammteinnahmen der Arbeiterschaft; also auch
in den perzentuellen Antheilen, die der Organisation abzuführen sind.
Da stehen Geld- und Machtfragen in unlöslichem Zusammenhang.
Die Unternehmer hatten gesiegt. Aber die Vernünftigen unter
ihnen sahen gleich, daß es nicht möglich und auch nicht nützlich wäre,
die Organisation der Gehilfenschaft zu zerstören. Die vierzehntägige
Kündigungfrist wurde durch den Spruch des Schiedsgerichtes aufrecht
erhalten; mit der Einschränkung, daß sie an jedem beliebigen Tag be-
ginnen kann, nicht nur, wie früher bestimmt war, am Zahltag. Auch
die vielbefehdete Einrichtung der Vertrauensmänner wurde nicht be-
seitigt. Ihre Geltung scheint freilich durch die neuen Bestimmungen
sehr abgeschwächt zu sein. Betriebe, die weniger als sechs Arbeiter be-
schäftigen, wählen keinen Vertrauensmann. In den anderen Betrie-
ben muß, der Vertrauensmann aus der Gruppe der älteren Arbeiter
(je nach der Größe des Betriebes: aus der älteren Hälfte oder aus dem
ältesten Drittel) gewählt werden. Seine Geltung ist natürlich in dem
Maß, herabgemindert wie die der Organisation überhaupt. In manchen
Werkstätten stehen ja jetzt auch nichtorganisirte Arbeiter und der Ver-
trauensmann kann einer von ihnen sein. Jedenfalls hat er auch diese
Nichtorganisirten mit zu vertreten und ist nicht mehr der bevollmäch-
ltigte Repräsentant der geschlossenen großen Einheit, die der Unter-
nehmerschaft untheilbar und unerschütterlich gegenüber stand. Was
früher, so zu sagen, der politisck>diplomatische Theil seiner Funktion
war, fällt nun weg. Es bleibt nur die eigentliche Vertrauensstellung
in ihrem ersten, jeder aktiven Macht entkleideten Sinn übrig: ein Amt
der Beobachtung; der Vertrauensmann hat aufzumerken, daß die Be-
stimmungen des Tarifes weder vom Arbeitgeber noch auch vom Ar-
beiter verletzt werden. Er ist nur der Berather seiner Kollegen,

Ein endgiltiges Urtheil über die moralischen und sozialpolitischen Ergebnisse dieses Kampfes wird erst nach einiger Zeit und mit geziemender Vorsicht zu geben sein. Der erste Eindruck ist: eine entschiedene Niederlage der organisirten Arbeiterschaft. Die Führer der Organisation, denen jetzt von den erbitterten Genossen alle Schuld an der Katastrophe aufgeladen wird, sagen freilich: man müsse nicht nur inBetracht ziehen, was man selbst angestrebt, sondern auch, was der Gegner beabsichtigt hatte. Dann werde man als sehr erfreulich anerkennen Müssen, daß weder die Zertrümmerung der Organisation noch die Abschaffung der Vertrauensmänner, auch nicht die Regelung der Kündigungfrist nach dem Willen der Unternehmer gelungen ist. Dieser Trost mag für eine Weile gelten. Uebrigens ist die Bethätigung der Solidarität dem modernen Arbeiter zur Natur geworden; in ihr lebt er sich gesellschaftlich, politisch, man könnte fast auch sagen: religiös aus; während das befehlshaberische Machtbewußtsein doch eigentlich nur politische Verzierung und eine kitzlige Lust der führenden Persönlichkeiten ist. Sieht mans genauer an, so merkt man: nicht die Idee des einheitlichen Zusammenschlusses, sondern ihr politischer Mißbrauch hat eine Niederlage erlitten; nicht die Arbeiter, sondern ihre sozialdemokratischen Lenker sind diesmal geschlagen worden. Schon wendet sich auch eine heftige Agitation in gewissen Gruppen der Gehilfenschaft gegen sie. Der nationale Separatismus, der ja in Oesterreich an jeder Art von politischer Dekomposition mitarbeiten muß, wittert günstige Gelegenheit zu eigenbrötlerischer Abspaltung; eben so die anarchistischen Tendenzen, die in den gefesteten Arbeiterorganisationen lange, lange ruhig schlummern, bis ein Augenblick der Schwäche oder der Verwirrung sie doch immer wieder aufweckt. Noch ist kein offener und endgiltiger Bruch festzustellen; die Feindseligkeiten gehen vorläufig über gesprochene und gedruckte Heftigkeiten nicht hinaus. Aber gute Kenner der Verhältnisse und der Stimmungen unter den Gehilfen sprechen von ernsten Gefahren für die Ganzheit und die Einheit der Organisation. Das sind die unmittelbaren politischen Folgen dieser Niederlage. Sie ,treffen naturgemäß vor Allem die führenden Personen.
Der neue Vertrag ist am sechzehnten Februar vereinbart worden und hat im April durch die neuen Bestimmungen über die Ieitungsetzer seine letzte Ausgestaltung bekommen; er gilt für fünf Jahre. Bald also wird zu erkennen sein, wie sich unter den neuen Verhältnissen die Kräfte entwickelt haben, die für die Gestaltung des nächsten Vertrages von Bedeutung sind. Als sicher kann angenommen werden, daß die Arbeiterschaft, wenn nicht Unvorhergesehenes eintritt, sich wohl nur auf ein Verhandeln und nicht auf einen offenen Kampf einlassen wird; denn sie kann bis zu dieser Zeit die Mittel für einen aussichtreichen Strike auf keinen Fall gesammelt haben. Und im Gedächtniß bleibt die Thatsache, daß während des Strike an den Setzmaschinen ungesschulte Leute die erforderliche Arbeit zur Noth geleistet haben. Damit wird künftig in jedem Lohnkampf zu rechnen sein. Eben so mit dem festeren Zusammenschluß der Unternehmer, Das wichtigste Problem ist

aber die Entwickelung des Verhältnisses zwischen den organisirten und
den nichtorganisirten Arbeitern. Es ist kaum zu erwarten, daß die
beiden Gruppen neben einander in den Werkstätten stehen werden,
ohne den geringsten Versuch, einander zu beeinflussen. Von offenen
Zwist hat man bisher nichts gehört. Es wird sich also eher um stille
Asstmilirungversuche handeln, um moralische Anziehung oder Depra-
virung. Möglich wahrscheinlich sogar ist, daß der Solidaritätgedanke,
der die starke und lückenlose Organisation geschaffen und gehalten hatte,
sich nun auch der noch Außenstehenden bemächtigen wird. Die Vor«
theile, die sich aus dieser Gemeinbürgschaft ergeben, sind nicht nur auf
der moralischen, sondern auch auf der materiellen Seite offenkundig.
Nur auf diesem Weg wäre der Verlust an Prestige, den die Organi-
sation erlitten hat, wieder wettzumachen. Die sozialdemokratischen
Träume von Diktatur des Proletariates sind auch auf diesem einen ge-
werblichen Gebiet, wo sie sich der Verwirklichung zu nähern schienen,
zerflattert. Das ist die große politische Bedeutung dieses verlorenen
Strike. Seine soziale Bedeutung ist aber von anderer Art. Sie lehrt, daß
die gefestigte Gemeinbürgschaft ihr Ansehen auch dort noch zu wahren
vermag, wo ihrer Kraft nicht gelungen ist, den Sieg zu erkämpfen.
Die Arbeiterschaft hat in diesem Kampf nicht gesiegt und doch Einiges
gewonnen. Däs ist eine Frucht der erhöhten sozialen Einsicht, die
am Ende doch nur den verschiedenen sozialistischen Bewegungen, nicht
«twa der sozialdemokratischen allein, zu danken ist. Auch der Ge-
schlagene muß nach Recht und Billigkeit behandelt werden. Das ent-
spricht nicht nur den menschlichen und sozialen Rücksichten, sondern
auch den Lehren der Klugheit, Das Endergebniß ist also: die offene
Auflehnung wurde wohl niedergeschlagen, aber die Kraft der Solida-
rität hat sich bewährt. Und darin liegt vielleicht die Hauptbedeutung
dieses Ereignisses: daß es eine Vermenschlichung der sozialen Kämpfe
so ausdrücklich und mit so greifbaren Gründen empfiehlt.
(Der Aufsatz wurde vor dem Kriegsbeginn geschrieben.)
Prag. Willi Handl.

Der Aretiner.

ictro Luca aus Arezzo, der Aretiner, schien auf den ersten Blick
nicht schön und ansehnlich von Gestalt. Wenn er so daher kam,
mochte mau ihn wohl für einen ehrbaren Bürger halten, der Armuth
und geringe Abstammung hinter sich hat und nun zu Wohlstand und
mannichfachen Würden gelangt ist. Begann er aber, zu sprechen, öff-
neten sich die etwas vollen, sinnlich rochen Lippen und funkelten bis
Lichter aus seinen unruhigen Augen, dann verschwand der M«sser

Luca aus dem Landstädtchen an der Chiana und man erblickte die
Geißel der Fürsten, den überlegenen spöttischen Aretiner, wie ihn sein
Freund Titians Vecelli gemalt hat. In die Freie Republik Venedig
war er anno Domini 1527 gekommen, im März des furchtbaren Jahres,
da Rom, die Ewige Stadt, zu Schutt und Staub verwüstet wurde.
Alles floh damals vom Tiber. Nun saß, der Aretiner in seinem prächtigen Palast am Canale Grande, gefürchtet und geliebt, verhaßt und
verwöhnt, umbuhlt von den Fürsten seiner Zeit. Ariost sang sein Lob,
Franz der Erste wollte ihn an seinen Hof ziehen, Karl der Fünfte ließ
ihn zur Rechten reiten und Papst Julius der Dritte hob ihn vom Boden
auf und küßte ihn auf die Stirn; ihn, das uneheliche Kind des Schusters
Luc« und der schönen Titia, von der die Leute munkelten, daß sie für
Geld ihren Leib feilbiete.
Der Aretino war ein Emporkömmling. Aber er hatte das Glück,
einem Zeitalter anzugehören, das all seine unvergängliche Größe und
all seinen blendenden Glanz starken Emporkömmlingen verdankt. Emporkömmlinge waren es, die die höchste geistliche und weltliche Macht an
sich rissen, Krämer, Geldwechseler, Wucherseelen, die Kriege führten und
auf dem Stuhl der Päpste saßen. Sie gingen, Alle, einen dunklen
Weg, ehe sie den besonnten Gipfel erreichten; durch finstere Leidenschaften, über zerstampftes Leben. Der süße, bethörend warme Hauch,
der uns aus der Renaissance entgegenschlägt, ist oft von Blutdunst
kaum zu unterscheiden. Und der Aretiner paßte in diese Zeit. Wie ein
mit dünner, vergifteter Dolchspitze ins Herz geführter Stich wirkte seine
Kunst; und die Großen zitterten vor dieser Waffe. Heute Der, morgen
Iener. Pietro schonte Keinen und versteckte sich nur, als sein Spott den
allmächtigen Dirnen Roms und Venedigs an den Leib zu greifen wagte.
Das dünkte selbst ihn ein allzu gefährliches Beginnen. Sein Haus war
ja nicht einem Majordomus anvertraut, nicht einem würdevoll steifen
Deutschen, sondern sechs schönen Mädchen; und an der üppigen Tafel
saßen die theuersten Frauen der Republik in leuchtendem Brokat oder
durchsichtigen Schleiern. Eine von ihnen war dann für ein Weilchen des Hausherrn Geliebte; nicht gar zu lange, damit die Gefährtinnen nicht ärgerlich wurden. Iede Nacht war ein Fest. Kupplerische
Gondeln glitten über die verschwiegene Lagune, aus dunklen Masken
lockten verschleierte Augen, pompöse Mohren trugen schwere Schleppen, von den Loggien schwebten langsam zerfetzte Rosenblätter in den
Saal. Dort hielt der Aretiner Hof und verstreute die Dukaten und die
Witzworte unter seine Gäste, achtlos, aus vollen Händen. Alle Freunde
waren gekommen, Tizian, Sansovino, Sebastiano del Piombo, Giovanantonio Bozzi, gemannt der Sodoma. Mit ihnen schlürfte er den
schweren Wein aus geschliffenen Muranokelchen und schmauste leckere
Speise; ihnen zeigte er mit lässiger Geberde die Geschenke, die der
Tag gespendet hatte: vlamische Gewebe, Waffen und Edelsteine, Smaragde und Rubine, ein verwirrend Funkeln und Gleißen in dem flimmerden Schein der Kerzen. Oder er reimte ein Sonett auf die weißen
Brüste der Lorenzina, auf die begehrlichen Hüften der Angiola Greca
I

und aus dem Stegreif dichtete er manchen lustigen Schwan?. Und waren die Dukaten zu Ende, so setzte er sich nieder und schrieb einen seiner berühmten Briefe: kredenzte Lob, streute Weihrauch, tadelte dann wieder, Alles in der winzigen Schrift seiner nervösen Hand: und kam zu neuem Geld. „König und Kaiser," sagte Michelangelo, „halten darauf, ihren Namen von der Feder des Aretiners geschrieben zu sehen."
Er saß im Glanz, war von Allen gefürchtet, aber schon ein alternder, Bequemlichkeit liebender Herr, der gern prunkhafte Kleider trug und nnr noch schrieb, wenn er Geld brauchte. Die Seligkeit des Schaffenden, die trunkenen Freuden des Dichters waren ihm fremd geworden, seit er aus Rom geflüchtet war, wo er eines Tages durch eine gut stilisirte Bosheit die Augen Aller auf sich, einen unbekannten armen Teufel, gelenkt hatte. Dort waren die Ragionameni entstanden, in denen sich das Leben von damals in tausendfachem Glitzern bricht, in einer Farbenfülle, die nur noch Boccaccio übertroffen hat. In Rom hat er auch die schamlos freche Schönheit seiner sonnstti lussuriosi gefunden, die dreisten Verse zu den dreisten Kupfern des Marc Antonio Raimondi. Da steht das Denkmal, das er seinem Freund Marians Feti, dem Fra Mariano, errichtet hat. Dieser drollige Geselle mit dem mächtigen Wanst und der ewig trockenen Kehle war der Barbier Lorenzos von Medici gewesen. Dessen Sohn, Leo der Zehnte, bei dem der Aretiner in hoher Gunst stand, machte aus dem wackeren Schaumschläger den Versiegter der Bullen in der Apostolischen Kanzlei. Fra Marians war ein Zeitgenosse Savonarolas, er hatte das Ende des Mannes gesehen, der auf dem Scheiterhaufen büßen mußte, weil er den Geist nnd nicht nur die Formen des Christenthums zu predigen wagte. Dennoch blieb der Humor und der Appetit dem dicken Frate treu. Der Schatz seiner Possen war nicht zu erschöpfen und seine Schnurren erheiterten den Vatikan. Als Leo im Sterben lag, raunte ihm der Witzbold zu: „Jetzt solltet Ihr, Heiliger Vater, bedenken, daß es einen Gott giebt!" Fra Marians ging im Jahr 1531 aus dieser nahrhaften Welt und um ihn trauerten nun Alle, die so oft über ihn gelacht hatten.
Als Giulio Medici Papst wurde, sprach man davon, daß der Aretiner den Kardinalspurpur erhalten werde; als Lohn für seine geistlichen Schriften, die nicht minder bekannt waren als die bis zur Verwegenheit weltlichen.. Doch blieb es beim Gerede; und Roms Unglück trieb den Günstling nach Venedig. Dort ist er im Jahr 1536 gestorben. Am Gründonnerstag hieß er den hochwürdigen Pater An» gelo Test« zn sich rnfcn, weinte bitterlich, beichtete und empfing das Heilige Abendmahl, Reuigen Herzens bereitete er sich, vor den Richter» stuhl des Höchsten Herrn zu treten, des beinahe einzigen, dem er nichts Arges angethan hatte. Weil Ehrfurcht ihn abhielt? Nein, stichelten böse Zungen: weil er im ganzen Lauf seines Lebens nie eine Gelegenheit zn persönlichem Verkehr mit dem Herrn der himmlischen Heer. ^ schaaren zu finden vermochte,
Wien. Dr. MorizScheher. g
Herausgeber nnd verantwortlicher Redakteur- Maximilian Hardert in Berlin. — ,
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von PaK « Garleb G m, b, S in Berlin,

Berlin, den 13. März 1915.
Das Brot des Lebens.
Athen-Byzantion.
st der vor fünfzig Iahren in Hellenenerde verpflanzte Zweig
sW des Geschlechtsstammes Schleewig»Holstein»Sonderburg»
Glücksburg in solche Baumstärke gediehen, daß an ihn, aus frommer Zuversicht auf seine Tragkraft, die Griechen ihr Schicksal zu
hängen wagten? Froh Aufhorchenden wirds erzählt; und gute
deutsche Kinder, die in acht Monaten doch das Zweifeln gelernt
haben könnten, glaubennochimmerallesGedruckte. Konstantinos,
Schwager des Deutschen Kaisers und seit dem achtzehnten März
1913König der Hellenen, hat über feinen Ministerpräsidenten gesiegt, der das Griechenheer mobil machen, den Dreibundsangriff
auf Konstantinopel mit Waffengewalt fördern wollte. Für den
deutschem Wesen freundlichen, ohne Wank auf der Gewißheit
deutschen Sieges stehenden König ist der Rath der alten Staatsmänner, ist derGeneralstabschefDusmanissammtallenHäuptern
desHeeres,ist dieNation;und der hitzige, vielleicht von den West«
mächten erkaufte HerrEleutheriosVenizelos mag, wie ein abgetakelter Kahn in den Rumpelhafen, von der Zinne europäischer
PolilU in die Rechtsanwaltschaft der Kreterinsel heimschleichen.
Gierend frißt das Auge die Letternschwärze. Wieder ein Sieg.
Wieder eine Niederlage unserer Feinde. Die konnten nur solche
Esel nicht voraussehen. «Hellas soll denRussen dieOeffnung der
Meerengen erleichtern?Als Hebamme denWehenEuropens die

zarische Balkantyrannls entbinden, derenLast inRumänien und
Bosnien, Serbien und Montenegro, Bulgarien undMake donien,
in allen mitRussenhilfe denOsmanenentrissenenLändern schmerz-
haft fühlbar geworden ist? Hellas soll für England fechten, das
ihm Kypros,Aphrodites liebstes Eiland, genommen und die herr»
lichstenWerke der Bildnerkunst ins Britenmuseum entführt hat?
Nur ein vonWuth oder von Gold Geblendeter konnte solches Han-
deln empfehlen." Kindische Rede;die Kindern schmeckt. Der alte
Herr Venizelos ist weder ein Hitzkopf noch ein seiler Schuft. Hat
in einem Lustrum für fein Vaterland mehr erlangt als fürirgend»
ein anderes Reich ein überlebender Minister; und in den lon»
doner, bukarester, pariser Verhandlungen sich immer als bedäch»
tigen, klugen, weitsichtigen Staatsmann bewährt. Sein Wille rief,
am Gedenktag des Sturmes auf Ianina, den Brigade» General
Dusmanis an die Spitze des Generalstabes zurück. Der soll dem
Patron nun den Politikerplan zerfetzt, soll gegen ihn, der den
Krtegsminister vertrat, die Ueberzeugung durchgedrückt haben,
das Heer sei zu neuem Kampf, zum Kampf gegen die im Kau»
kasus arg geschwächten Türken, noch nicht in Bereitschaft? Un»
wahrscheinlich. Kypros ward längst verschmerzt. Der Bild»
kunstschatz,denBruce»Elgin den Griechen nahm, dünkt sie heute
an Werth wohl kaum höher als das Bleibsel von Pergamon,
dessen Prangen deutscheBlicke labt. Wider den Briten balltensich
Hellenenfäuste, als ihm das Amt des Türkenschützers in seinen
Kram paßte; als Trikupis, unter Englands Schirm, willig schien,
auf Kreta, Makedonien, die Epirusrundung zu verzichten. Dessen
Feinde sollen jetzt gegen Venizelos aufstehen, den Befreier Kretas,
den Schöpfer Großgriechenlands, dem der letzte Wählerwille hun»
dertvierzig Getreue und nur achtunddreißig Unsichere ins Abge»
ordnetenhaus schickte?Daß Rußland dieBalkanvölkerunterjochen
wolle oder gar unterjocht habe, steht in mancher Zeitung;wird aber
Walachen und Bosniaken, Serben und Kroaten, Bulgaren und
Skipetaren,wird, an zwei Meeren, gerade den Griechen von der
Wirklichkeit jeden Alltages als Hetzfabel erwiesen. (Hat etwa der
Zar,fragte Venizelos einenRussenfeind,«dieHerrschaftüberBos-
nien,Transsylvanien,dieBukowina,Slawoniengefordert?Wenn
ichnichtirre,findsieunterHabsburgsSzeptergelangt.")DieVolks-
stimmung war in Südost niemals ein Erzfels. Doch die Angabe,

Pe habe von dem Kreter sich zu dem Dänensprossen, dem Basileus,
.gewandt und Konstantin sei der bedachtsam Starke, dessen Wink
den Weg in die Hellenenzukunst weist, muß Iedem unglaublich
,klingen, der das Werden Griechenlands kennt. Perser und RS»
mer, arabische Räuber und venetische Kondottieri, Normannen
und Türken, Erben edler Kultur und Barbaren kamen und gin»
.gen,wütheten und ermatteten;hinter ihnen blieb unter demHim»
mlel vonHellas,was vor ihnen gewesen war: derinbrünstigeGlaube
«an die Erneuung griechischer Kaisermacht und die unausrod»
chare Hoffnung auf den Tag, der Konstantins Marmaraftadt den
Janitscharen, dem ewig feindlichen Iflam entringt. Und dieser
mralte Glaube, diese halbtausendjährige Hoffnung soll nun, da
^Sritanien, Rußland, Frankreich gegen die Türken verbündet sind
amd die Schiffsgeschütze derWestmächte den Innenraum der Dar-
danerstraße bestreichen, mit der Wurzel ausgejätet, von eines
fremden Königs Athem in den Hellespont weggeweht sein?
Unter dem Protokol, das dieGriechen aus dem Türkenreich
Söst und nur noch verpflichtet, den Sultan als Schntzherrn anzu»
«kennen, stehen die Namen Nesselrode und Wellington.Doch ists
das Werk Georgs Canning, der nach Castlereaghs Selbstmord
Vieder Leiter der internationalen Politik geworden warundin Re»
HenundTrinksprüchennundemErdballdaskostbareGutderFrei»
Heit, politischer und religiöser, verhieß. Wer diesem Evangelium
nicht horcht, mag sich hüten: England kann denSchlauch des Aiolos
Lffnen und schließen, die Gewalten derRevolution entfesseln und
cbinden.Daß der Minister des jungen Zaren NikolaiPawlowitsch,
der die Griechen Rebellen und Barbaren gescholten hatte, über«
redet werden konnte, seinenNamenunterdiesesProtokolzusetzen,
"scheint zunächst unfaßbar. Der Londoner Vertrag vom sechsten
Zuli 1827 bringt noch schlimmere Ueberraschung. England, Frank»
reich, Rußland verpflichten sich, den griechisch»türkischen Krieg zu
<nden und einen selbständigen Hellenenstaat zu schaffen, der dem
Sultan nur noch Tribut zu zahlen habe. Metternich wüthet,Gentz
tobt und seinGünstling Anton Prokesch-Osten erklärt, dieser Ver»
trag sei diePandorabüchse, die herunter dem Locknamen Liberalis»
rnus umherschleichende Teufel der Unordnung in die Welt ge»
bracht habe. Im Westen aber wird Cannings Werk bejubelt (sein
cketztes: vier Wochen nach dem Vertragsabschluß starb er). Gegen

den neuen (lächerlichen und doch gefährlichen) Dreibund dünke
den wiener Staatskanzler jedes Mittel erlaubt. Er lägt in Lon»
don, Paris, PetersburgfreundlicheZustimmung andeutenund zu-
gleich inKonstantinopelzu hartnäckigemWiderstand hetzen. Dieses
Doppelspiel wird früh durchschaut und Nikolai schreibt an seinen
SchwiegervaterFriedrichWilhelmden Dritten:„InmeinenHän-
den sind die dokumentarischen Beweise dafür, daß wir (ich sage:
wir) von dem wiener Ministerium schändlich verrathen sind. Ich
will gern glauben, daß Kaiser Franz der Sache fremd ist, bin so-
gar davon überzeugt. Welcher Zustand aber, wenn ein Minister
seinen Herrn bis zu solchem Grade zu betrügen wagt!" Friedrich
Wilhelm möchte vermitteln. Den Vertrag nicht unterschreiben,,
wenn Oesterreich ihn verwirft. Er redet dem Schwiegersohn ins
Gewissen und überhäuft den Fürsten Metternich in Teplitz mit
Huldbeweisen. Die Orientfrage wird am berliner Hof zum Ens»
apfel. Der Kronprinz schwankt; wills weder mit dem Schwager
noch mit dem wiener Götzen verderben. Sein Bruder Wilhelm
ist für die Griechen, für den neuenDreibund; und mit ihm fühlen
in der Armee, am Hof, in der Diplomatie die besten Köpfe. Darf
ein aus Asiaten und Afrikanern gemischtes Heidenvolk auf euro»
päischemBoden ein Christenvolk metzeln? Und müssen wir Erben
fritzischen Ruhmes in alle Ewigkeit unterOesterreichs Vormund-
schaft bleiben? So ist die Stimmung. Scharnhorsts Sohn, Gnei»
senaus Schwiegersohn melden sich zum Eintritt in das Griechen-
heer. Als man gar hört, wie schlecht es in der Verwaltung, im
Heer,in denFinanzenOesterreichs aussieht,und klar erkennt, daß,
Metternich die Ausrodung des Griechenstammes ersehnt, siegt
die Europäerpartei und Graf Christian Günther von Bernstorff,,
der Minister des Auswärtigen (und, wie schon seine Stellung zu
den Karlsbader Beschlüssen zeigt, gewiß kein Liberaler), schreibt
den Gesandten:„Obgleich unserHof weder andemLondonerVe»
trag mitgewirkt hat noch ihm beigetreten ist, billigt er doch ohne
Rückhalt dessen Grundsätze und Ziele. "Inzwischen ist, weil Ibra»
him Pascha, trotz dem Protest der drei verbündeten Großmächte,
aufMorea weitermordet, beiNawarino die Türkenflotte von den
drei Admiralen vernichtet worden. Höhnisch fragt Nesselroden
»Was wird unserFrcundMetternich zudiesemTriumphderGe-
walt über die Vorurtheile der Grundsätze sagen?" Laut sagt er'

nichts; hofft aber, dieser Sieg werde den Dreibund rasch lockern:
And behält endlich wieder einmal Recht. Rußland Herr auf dem
Schwarzen Meer, auf demWeg nach demBalkan,den keinHalb»
mondgeschwader ihm fortan sperrenkann? DieserWandlung soll
England sich freuen? Lieber paktirts mitMetternich. Wellington
tritt an die Spitze eines Torykabinets, der Britenkönig nennt in
seiner Thronrede die Schlacht von Nawarino ein unto«nrä event
And dieTürkei fordert Rußland zumKampfheraus. Europäischer
Krieg? Fast sieht es so aus, als müsse gegen die franko-russische
inorgen sich eine austro-britische Koalition waffnen. Fraglich
Meint nur noch,wasPreußenthunwird.Für dieOrientinteressen
Oesterreichs, dessen schlechte Rüstung dem berliner Hof kein Ge»
heimniß mehr ist, das Schwert ziehen und sich Rußland verfein»
den oder mit Nikolai gehen und den Deutschen Bund sprengen?
Dreußen muß wünschen, daß der Orientkrieg lokal begrenzt bleibe
And nicht lange währe. A!s der Zar mit seiner Frau nach Berlin
kommt (wo er als Hellenenbefreier vom Volk bejubelt, von der
Universität mit einer griechischen Hymne begrüßt wird), mahnt
Friedrich Wilhelm ihn ernstlich, Frieden zu schließen. Diebitsch
hat die Türken geschlagen, Silistria ist gefallen, Paskiewilsch auf
dem Weg nach Trapezunt: die russische Wafsenehre strahlt also
^n neuem Glanz. Aber die Fortsetzung des Krieges ist immerhin
schwierig und ein anständiger Friedensschluß müßte den Russen
willkommen sein. Nur Preußen gilt der Hohen Pforte als un-
parteiisch: ist überhaupt Etwas zu erreichen, so kanns nur durch
Preußengeschehen.FriedrichWilhelm schickt seinen Generalstabs-
chefGeneralMüfflingnach Konstantinopel. In welchem Zustande
der gelehrteste Vorgänger Moltkes die Stadt des Khalifen fand,
hatTreitschkeerzählt. »DerSultanwarohneHeer; denndieWuth
der rechtgläubigen Osmanenin der Hauptstadt richtete sich zunächst
gegen ihn, der durch seine frevelhaften neuen Gesetze die Strafen
Allahs auf das Reich herabgerufen habe; der mächtige Anhang
der aufgelösten Ianitscharen murrte laut. Umsonst ließ Mahmud
die grüne Fahne des Propheten durch die Straßen tragen. Nie»
mand wollte demheiligenFeldzeichenzumGlaubenskriegfolgen.
Die Rekruten aus Asien wurden, an Kamele gebunden, in die
Hauptstadt geschleppt. Eine englische Fregatte lag an der Serail»
spitze, um den Großherrn nachAsien hinüberzuführen, und draußen

vor dem Eingang des Hellesponts sammelte sich eine englische
Flotte, bereit zur Einfahrt,falls dieRussen gegen die altenMauerw
der Komnenen heranrückten. Die Gefahr war furchtbar. Das Di»
p'omatische Corps begrüßte den preußischen General wie einen
Retter." Dem gelingt auch wirklich, den Sultan zur Abordnung-
von Bevollmächtigten zu überreden. Und fünf Wochen nach Müff»
lings Ankunft ist in Adrianopel der Friede unterzeichnet. Die
Hohe Pforte erklärt ihren Beitritt zum Londoner Vertrag; der
Bosporus wird den Handelsschiffen aller Nationen geöffnet;.
Rußland darf erst jetzt auf dieErfüllungderindenVerträgenvon
Bukarest und Akkerman von der Türkei übernommenen Pflichten
rechnen und feine Schiffe durch die Dardanerstraße schicken; erhält
das Donaudelta, Grenzplätze am Käukasus und eine Kriegsent»
schädigung, deren Stundung die Hohe Pforte mit Willfährigkeit
erkaufen muß; außerdem ein Patronatsrecht über die befreitere
Donaufürstenthümer. Und Griechenland ist frei; hängtnichtmehr
vom Sultansgebot ab. Den Henker Ibrahim Pascha hat schon der
französische Marschall Maison aus dem Peloponnes vertrieben.
Ietzt ist die Freiheit besiegelt: Hellas hat der Pforte Tribut zu
zahlen, bekommt aber einen christlichen König. Knirschend blickt.
Metternich auf Preußens Erfolg. Sultan Mahmud nennt Frie»
drichWilhelm feinen großherzigen Freund und die russischen Offi»
ziere bittenMüffling,den redlichenKönig vonPreußenihrerauf»
richtigen Dankbarkeit zu versichern. Dem fiel im Gratulantenge»
dräng vielleicht das Wort Fritzens ein: »Wenn die Russen die
Türken schlagen, darf Unsereins nur von einem Sieg der Ein»
augigen überdie Blinden reden." Unsereins: der deutsche Preuße.
Rußland als Patronin der Türkei? Diese Vorstellung kanw
keinenBritenfreuen.Wellingtonund Metternich begegneneinan»
der in dem Wunsch, den Russen die Beute zu schmälern. Europa,,
nicht die petersburger Regirung allein, soll den Besitzstand der
Türkei garantiren. Gegen wen denn diese Bürgschaft gerichtet
sein solle, fragt Nesselrode hochmüthig. Die Türkei sei von inneren
und vonäußerenGefahren bedroht? Gegen die inneren vermögen
dieGroßmächte nichts. Die äußeren fürchte man von der rusfischen
Seite her. Doch diese Furcht sei ganz giundlos. Rußland werde
feine Pflicht pünktlich erfüllen, sich auf andere Abmachung aber
nicht einlassen. Ein aus derben Wolgaweiden geflochtenerKorb.

Bleibt das Schlußprotokol über Griechenland. Samos und Kreta darf der neue Staat nicht haben: sonst wird er als Seemacht zu stark. Der Sultan taugt nicht mehr für die Rolle des Schutzherrn: er steht selbst jetzt ja unter russischem Schutz. Und wer soll König werden? Bernstorff und Gentz hatten gemeint, ein Prinz, dessen Gaumen diese Speise reize, werdeschwerzuftndensein. Sieunter» schätzten den Lockreiz einer Krone. Nur Drei lehnen ab: die von Frankreich empfohlenen Prinzen Karl von Bayern und Iohann von Sachsen und der von Metternich begünstigte Prinz Philipp von Hessen-Homburg. Doch ein Halbdutzend stellt sich zur Wahl. Prinz Friedrich der Niederlande gilt dem Zaren als der»geborene Kandidat", wird aber vonFrankreich bekämpft; ebensoEmilvon Hessen, an dem der Ruch des Bonapartismus haftet. Erzherzog Max von Oesterreich hatRußland und England gegen sich. Auch MarkgrafWilhelm vonBaden und Herzog Karl vonMecklenburg» Strelitz kommen nicht ans Ziel ihres Wunsches und Otto von Bayern scheint zunächst nur den Zaren für sich zu haben. Prinz Leopold von Koburg hat sich mit Capo d,Istrias, dem griechischen Präsidenten, verständigt und gilt in Petersburg als ein möglicher Hellenenkönig, seit er für die Einverleibung Kretas gesprochen und sich zum Uebertritt in die orthodoxe Glaubensgemeinschaft bereit erklärt hat. Auch inLondon sind ihm mächtige Freunde geworben. Dennoch wird ernichtKönig. Lehnt die Wahl ab, nachdem er sie er» strebtund angenommen hat. Griechenland ohneKreta und Samos, ohne Akarnanien: Das genügt ihm nicht. Die Hellenen würden unzufrieden bleiben; und die Pflicht, die neuen Unterthanen mit Waffengewalt zumVerzicht auf einenTheildes ihnen gebühren-den Bodens zu zwingen, will der Koburger nicht auf sich nehmen. »Mein Gefühl widerstrebt und ich kann mich zu solcher Herab» würdigung meines Charakters nicht entschließen." Bindet ihn keine andere Erwägung?Hofft er, seit König Georg ein aufgege» bener Mann ist, nicht etwa, als Vormund seiner Nichte Victoria der Regent Britaniens zu werden? Hat Capo d,Istrias, der ihm ergeben schien, ihn von dem Anspruch auf einen Thron wegge» scheucht, nach dem der Korfiot felbst zu schielen wagt? Der Advo» katensohn,der in Italien Medizin studirt, inRußland dasDiplo» matenhandwerk gelernt hat, war schon manchem Zeitgenossen ein wandelndes Räthsel. Der ferne, auf Parteizeugen angewiesene

Betrachter kann ihn kaum durchschauen. Diplomat, nicht Staats-
mann; gewandt und verschlagen, doch ohne Schöpferkraft. Einer,
der kein wirksam scheinendes Mittel verschmäht; die Gunst des
Zaren Alexander durch die Allure der Frommheit und übersinn»
licherSehnsucht gewinnt und,um sichbeiBarclay deTolly einzu-
schmeicheln, mit dessen von den Gardeoffizieren und dem Hof-
adel gemiedenerFrauabendsBoston spielt.Geschmeidigund glatt;
aus dem Stoff, den man gestern cnanZeant nannte. Von gottähn-
lichem Höhenbewußtsein. »Mich anhören, wohl gar mir antwor-
ten müssen, mir, der weder Minister noch Admiral ist und keinen
irgendwie anerkannten Rang im Geschäft hat, war ihm eine un-
angenehme Nothwendigkeit. Euer Hochwohlgeboren kennen ja
seine Eitelkeit und Reizbarkeit. Personen wie mir,meint er, sollen
ein paar Komplimente und ein paar Witzeleien den Athem neh-
men. Nicht zu seinen Worten nicken, ist Hochverrath. Er ist das
personifizirte öa^mpire in russischerUniform. Möchte aber lieber
Herr als russischer Emissär in Griechenland sein. Schon während
der Nationalversammlung trat er mit einem Pomp auf, der an ihm
neu ist, und that Vieles, um den Abstand zwischen sich und dem
Volk auf milde, aber klare Weise hervorzuheben und Auge und
Gesinnungen daran zu gewöhnen. Nur für ihn traten die Trup-
pen unter Waffen; er setzte seinen Namen auf das erste in Grie-
chenland geschlagene Geld; er war viel weniger barsch als vor-
her." (Prokesch an Gentz.)»Er hatte dieArt der erfahrungreichen
Weltleute aus den großen napoleonischen Zeiten, gern viel und
allein zu sprechen,und in dieserRedseligkeit konnte er sich,lebhaft
fühlend wie jederSüdländer,zustarkenIndiskretionenhinreißen
lassen. Selbst Dies änderte nichts an dem Eindruck von Zurück-
haltung, von Zweizüngigkeit und Duplizität, den man von ihm
empfing. Wie von seiner Religiosität, so sprach er auch von der
,graden Linie, seines Verhaltens zu oft, als daß man nicht hätte
geneigt werden sollen, nach krummen Gängen zu spähen. Man
hätte ihn auf solchen schiefen Linien,aufWiderjprüchen ertappen
können: er wäre gerüstet gewesen, die Zweideutigkeit als Viel-
seitigkeit auszulegen und aus den Gegensätzen selbst eineMaxime
zu machen/ (Gervinus.)Erglaubtewohl,derGriechenfachemehr
leisten zu können als „ein fremder Prinz"; schrieb aber an Pal-
mcrston, der wiedergeborene yellenenstaat brauche einen Souve-

7a!n, und schien bereit, dem Koburger zu dienen. Der war russi»
scher General gewesen, hatte 18lÄinParis auf Metternichs Vor»
schlag das Theresienkreuz bekommen und zwei Iahre danach, als
naturalisirter Herzog von Kendal, die Tochter des Britenkönigs
geheirathet.Daß der Schwiegervater ihn (dem dieFrau im zwei»
ten Ehejahr gestorben war)nicht allzu zärtlich liebte, konntoCapo
d'Istrias,den King George in der Bildergalerie von Windsor so
schlecht behandelt hatte, nicht gegen den Prinzen stimmen. War»
um ließ er ihm dennoch den Zustand des Landes so schildern, daß
Leopold scheu werden mußte? Weil er selbst Präsident bleiben
oderFürst werden wollte?Eine andere Erklärungist kaum zu fin-
den. Der Koburger hat im FebruarIa gesagt und im Mai Nein.
Ob er sich in Athen so bewährt hätte wie in Brüssel: darüber mö»
gen, bei der Verschiedenheit derAufgaben,die Meinungen aus»
einandergehen. Die schmerzhaftesten Krisen hätte er, als kluger
Geschäftsmann und Onkel der Oueen, dem jungen Staatswesen
wohl erspart. Wer soll es nun, als Fürst, auf neuerBahn leiten?
Ein abhäng ges Griechenland, schreibt Prokesch an Gentz,
«wird ein Nest der Piraterie, eine Geißel des europäischenHan»
dels der Levante, eine Matrosenpflanzung für die Russen, eine
offene Wunde für die Pforte und eine Nahrung des Brandes,
der auf so vielen Punkten Europas glimmt. Ein unabhängiges
wird dem europäischen Handel und besonders dem unseren Ab»
satzquellen öffnen,der russischen Marine im Schwarzen MeerDas,
was sie am Meisten braucht, entziehen, der Pforte eine Stütze
sein und fürs Allgemeine eine Eroberung, welche die Legitimität
im Gebiete des Liberalismus macht." Da der Kluge von zwei
Aebeln das kleinere wähle, müsse Oesterreich,dem die Auferstehung
des Hellenenstaates unwillkommen war, jetzt Griechenlands
Unabhängigkeit wünschen. Nichtig, antwortet Gentz; nur über
die Fürstenwahl denke ich anders. «Ich finde es nicht allein
bejammernswürdig, fondern höchst lächerlich und nur aus der
selben groben Ignoranz, die in dem ganzen Lebenslauf der
Triplealliance gewaltet hat, erklärbar, daß man einen deutschen
Prinzen zum Fürsten über Griechenland ernennen will. lieber
das Unsinnige, was in dieser Idee liegt, könnte ich ein Buch
schreiben. Erwägen Sie den einzigen Punkt der Religion. Soll
der protestantische Prinz die griechische annehmen? Könn'e man

Dies einemDeutschen zumuthen?Oder soll er mit einem Gefolge vonAufklärern und Philosophen die alten,GötterGriechenlands^ wiederherstellen und ein ohnehin demoralisirtes Volk zum heillosesten Materialismus erziehen? Prinz Leopold, der besessen sein müßte, um seine herrliche Existenz gegen eine solche Galere zu spielen, interessirt mich weniger: und doch schäme ichmichinseinem und der englischen Minister Namen der elenden Farce, die man ihm auferlegt. Ich denke auch noch immer, daß es im Ernst nicht dazu kommen wird. Wozu einen Prinzen? Wozu einen Souverain? Griechenland ist durch seinegeographischeLage,durch seine physische Konstruktion, durch den Charakter seiner Einwohner, durch seine heutige Armuth, durch all seine Antezedentien zur Republik bestimmt; eine Verfassung wie die helvetische, nur mit demUnterschied, daß ein mit großer, fast unumschränkter Gewalt bekleideter Präsident an der Spitze steht: Das nenne ich le ^ouvernement Zrec." Als Leopold abgelehnt hat, empfiehlt Prokesch den Herzog von Reichstadt, dessen »Blick, Urtheil, Schärfe und praktischenVerstand" er bewundert. »Ich fürchte, daß die griechische Sache verpfuscht wird. Heutzutage kann nur ein sehrkräftiger Fürst oder einer, der einen schlagenden Namen hat, dort mit wenig Geld und geringen Mitteln das Rechte machen und der Erbe der zertrümmerten europäischen Türkei werden. Europa muß aber daran liegen, daß sich dieser Erbe finde: sonst fallen die Stücke in die Hände Rußlands und lange Kriege werden darauf folgen. Der Souverain von Griechenland kann der Ableiter des Uebels werden; er kann: also soll ers. Ie mehr Namen der neue Regent hat, desto weniger Geld braucht er." Am neunten Oktober 1831 wird Capo d'Istrias, der den Syntagmatikern, den Männern der Verfassungpartei, als Büttel Rußlands längst ein Gräuel ist und sich nun auch diemächtigeFamilie Mauromichalispersönlich verfeindet hat, in Nauplia von Konstantin und Georg Mauromichalis getötet. Und am siebenten Mai 1832 der siebenzehnjährige Prinz Otto von Bayern, Ludwigs zweiter Sohn, von den Großmächten zum König von Griechenland gewählt. Ingrimmig spottet Gentz: »Der freudetrunkene Vater verlangt von den drei Höfen jetzt die selbe Anleihe von sechzig Millionen Franken, die sie dem Prinzen Leopold bewilligen wollten. Höchst sonderbar ist, daß die Idee dieser Wahl nicht das Werk des russischen, sondern des

französisch-englischen Einflusses zu sein scheint." Noch ehe die
griechische Nationalversammlung die Wahl anerkannt hat, stirbt
Gentz; und Prokesch schickt seine Berichte nun direkt an Metter»
«ich. Zunächst noch aus Wien. „Wodurch lebt das heutige Grie-
chenland? Durch seine Agglomerirung um denThron des Königs
Otto und durch den Schutz der Großmächte. England, Frankreich
undRußland haben das griechische Königreich unter Otto gewollt;
Oesterreich nimmt es als ein bestehendes an; das Selbe thut
Preußen und der Rest von Europa. Alle Mächte, vorzüglich die
drei zuerst genannten, können nun nichts Anderes wollen als
Dieses: den neuen Staat erhalten, daß er sich organisire und zu
der Lebensentwickelung, zu dem Lebensgenuß komme, dessen er
fähig ist. Die Aufgabe der griechischen Politik ist, die Mächte beim
Wort zu nehmen und daran festhalten zu lassen, welche auch
die Verhältnisse dieser Mächte unter sich seien. Das Land ist in
der glücklichen Lage, durch nichts, was in Europa vorgehen mag,
sich nothwendiger Weise beirren zu lassen." Dann aus Athen,
wo er als Gesandter die Besehle des Kanzlers ausführt. »DerKö»
nig ist wahrlich zu beklagen. Er steht wie das Sühneopfer für die
Verirrungen der Politik und für die Mißgriffe in der Wahl sei»
ner erstenUmgebung da. Seine Persönlichkeit hältdas wankende
Gebäude zusammen. Er ist wirklich geliebt und man kann sagen,
daß ihm gegenüber unter den Griechen keine Parteien bestehen.
Er hat viel Haltung, spricht mit großer Vorsicht und durchaus
verständig, zeigt Ernst und Abgeschlossenheit, die man hier gern
steht, und bewahrt eine Reinheit der Sitten, die um so höher ge»
schätzt wird, als die Fremden hier nur zu sehr wegen des Gegen-
satzes verrufen sind. Er hat vielerlei Kenntnisse und einen großen
Drang, sich zu unterrichten; dabei ein langsames, aber richtiges
und unabhängiges Urthetl." Auch im Lande siehts leidlich aus.
Die Monarchie hat keinen ernst zu nehmenden Feind, für eine
Revolution wären nicht hundert Mann auf die Beine zu brin-
gen und der Menschenbedarf ist so groß, daß jeder zur Arbeit
Willige sein Leben leicht fristen kann. Die Freude dauert nicht
lange. Graf Armansperg, der unter dem Titel des Erzkanzlers
wie ein Bastleus regirt, läßtdenmündiggewordenenKönig durch
ein concluLvm meäicum für unfähig zur Regirung erklären. Der
erschreckte Vater eilt von München nach Athen, um selbst nach

bemRcchten zu sehen, und bittet den Oesterreichischen Gesandten
um ein redliches Gutachten. Das wendet sich schroff gegen den
Kanzler und vertheidigt den König. Der sei mit Kleinkram über-
bürdet und so mit schlauer Absicht von den Geschäften wegge-
ekelt worden. Schlechtes, rückständiges Verwaltungsystem, lüder-
liche Finanzmirtschaft; Mißachtung nationaler Ansprüche, auch
der gerechtesten: dürfe man sich da wundern, wenn die Zufrieden»
heit mit jedem Mond weicht? Der König soll ein Ministerium
aus Griechen bilden, sich selbst nur mit Dingen beschäftigen, die
s ine Entscheidung fordern, und dafür sorgen, daß sich das
Verhältnis zu den Großmächten und zu der Türkei bessert, die
Verwaltung einfach und praktisch wird. »DieRegirungklagt stets
über den Heißhunger der Griechen nach Anstellungen. Hat sie
aber Etwas gethan, um zu beweisen, daß sie den Mann ehre,
der unkultivirte Strecken bebaut, der neue Baumarten, neue
Pflanzen einführt, der durch irgendeine Einrichtung Feldbau
und Industrie hebt? Dafür soll derKönigLiebe undAchtunz zei«
gen,dafürAuszeichnungengeben.BeschwichtigensollerdieFurcht-
samen, aneifern dieTrägcn durch fein Beispiel. EinemHaus,das
er sich baut, einem Baum, den er pflanzt, wird man mehr glauben
als den feierlichsten Versicherungen. Das Kanzleileben soll nicht
sein einziges sein. Bewegen soll er sich, seine Spazirritte fruchtbar
machen, Augen haben, zu fehen, Ohren, zu hören. Was soll das
Volk von ihm denken, wenn er Monate lang täglich überUnrath
reitetund ihn nicht wegschaffen läßt, wenn ernicht theilnimmt, nicht
abhilft, sobaldUngerechtigkeit,Gewalt,NachläIsigkeitsichtbarwer«
den? Er hat so viele edle Eigenschaften: er darf nur wollen und sich
vertrauen. DieKrankheiten ältererStaaten dürfen nicht jungen an-
gehören. Die Karl und Peter setzten sich zuPferd, durchzogen das
Land, hielten Gericht unter freiemHimmel,erforschten anOrtund
Stelle und bewiesenWillenskraft und Entschluß. EinIahr so ver»
lebt: und Griechenland wird seinen König fürchten, achten und
lieben." Ein vernünftiges Programm; das denKönigen Ludwig
und Otto einzuleuchten scheint. Armaneperg wird durch Rudhardt
ersetzt, dem englischen Einfluß der Hofkanal verstopft und dem
wiener Staatskanzler die Lebensfähigkeit Griechenlands als so
gesichert dargestellt, daß er sein altes Vorurthcil fallen läßt und zu
Prokesch sagt:»WiemancheIndividuen, so sind auch mancheStaa-

ten niemals gesund. Ein solcherStaat ist dieTürkei. Mit dem Iflam
ist ein gesunder Staatsorganismus nicht vereinbar. Von Zeit zu
Zeit kommts zu einer Entzündung. Ist sieüberwunden, so tritt nicht
Gesundheit ein, sondern das alte chronische, von diesem Körperun-
trennbare Uebel kehrt wieder.DieTürkei wird sterben. Mein P! an
steht fest: Konstantinopel darf nur griechisch werden; alles Land,
in dem die griechische Sprache herrscht. Athen muß nach Konstan-
tinopel übertragen werden. Dazu muß der König freilich stark sein.
Ich nehme ihn auf Ihr Wort, auf Ihre Verantwortung so, wie
Sie ihn schildern.AlleMeinungen waren gegen ihn und ich hielt
mich lange an die allgemeine Ansicht. Erst IhrWort hat mich ver»
anlaßt,sie aufzugeben; und jetzt stehe ich überall für ihn ein." Ein
neuer Mette, nich? In der vorletzten Woche des Iahres 1839.
Noch länger. TrotzdemOttodieForderungPalmerstons,den
Griechen eine Verfassung zu geben, nicht mit dem nöthigen Nach-
druck ablehnt. Metternich warnt. »Die Politik des Königs muß
von allen Extremen fern bleiben und nie von dem Weg der Ver-
nunft weichen. Sie muß griechisch, konservativ und nicht erobernd
sein, lieber das widersinnige englisch»konstitutionelle Treiben ist
der Kaiser von Rußland eines Sinnes mit.uns. Griechenland muß
die Perioden des Lebens in Ruhe durchwandern, aus der Kind-
heit in das Iünglingsalter und aus diesem in die Mannesjahre
übertreten. DasUeberschreiten dernatürlichenGrenzenbringtnie
Gedeihen. Kommen nun noch fremdartige Elemente ins Getriebe,
stellen sich Projektanten an die Spitze des Haushaltes, dann muß
der junge Körper unterliegen. So ist es mit Griechenland gegan»
gen.DieseUebel will ich,soweit es irgend möglich ist.vondortab-
wehren. Eine andere Sorge ist die, die Politik von Athen zu ver-
scheuchen; denn dieses Element wuchertin Gestaltungen, wie es
die hellenische ist,wie die Sch marotzerpflanzen, welche den Stamm,
der ihnen zur Ausbeute dient, bis insMark aussaugen. Wovor
Allem das Leben gesichert sein muß, ist das politische Treiben ein
reiner Luxusartikel; es wirkt auf junge Körper wie alles Aufrei-
zende. Die griechischeRegirung hat wahrlich genug aufdas eigene
Land und dessenBestes zu sehen, um an Eroberungen aufUnkosten
derTürkei nichtzu denken. Solche Aufwallungen sindThorheiten;
und die Iugendthorheiten tragen stets bittere Folgen, die dann
auf dem reiferenAltcr lasten." Kreta? Da handelt fichs nicht nur

um eine Insel, sondern um Fragen der hohenPolitik. »Daß Kreta
Griechenland nicht einverleibt werden wird: hierüber kann kein
Zweifel bestehen. Sollte das ganze türkische Gebäude fallen, so
wird es unbedingt im Orient eine andere Gestaltung geben. Wel»
ches Schicksal dann dem Thron vonAthen bevorsteht, ist eine nicht
vorhinein zu lösende Frage; aber in jedem Fall eine derjenigen,
denen man nicht entgegenkommen muß, weil man Hundert gegen
Eins wetten kann, daß man den falschen Weg einschlagen werde.
Daß der König herbeigerufen wurde, ist nicht in Folge des revo»
lutionären, sondern in Folge des Sieges des monarchischenPrin»
zips geschehen. VergißtDies derKönig, sostellt er sich in die Luft;
und was solchen Stellungen bevorsteht, ist ins Buch der Geschichte
geschrieben. " Das klingt schon weniger zuversichtlich; aber nicht
unfreundlich. Im Dezember 1841 ist ihm Athen »eine politische
Kloake,in derdie verschiedenartigsten Elemente insteterGährung
sind". UndProkesch beklagt den König, der sein aufregbares Land
«an einen Vulkan wie Frankreich hänge" und zu spät, vielleicht
erst durch einen bewaffneten Aufstand, erkennen lernen werde,
wohin der unter Frankreichs Leitung gewählte Weg führt. Im
September 1843 sieht er selbst noch den Aufstand. «Es ist keine
Revolution: es ist eine Verschwörung, aus Fanatismus geboren,
durch die Fehler der Regirung und (ich muß es sagen) durch die
der Londoner Konferenz großgesäugt, deren elende Wirksamkeit
gerade nur dazu taugte, die Unzufriedenheit aufsHöchste zu>stei»
gern, den König ganz zu entblößen und seinen Anhängern (viel»
mehr denen der monarchischenOrdnung: denn derKönigpersönlich
hat deren keine) jede Hoffnung zu nehmen. "Metternichs Geduld
ist jetzt erschöpft; noch bevor die griechische Nationalversammlung
dieVerfassung (mitZweikammernsystem) beschlossen hat, schreibt
er: «In dem ganzen heutigen Verhältniß des hellenischen König»
thumesgereichtnichtszumeinerVerwunderung.DaßdemKarten»
gebäude ein Sturm ein Ende machen würde, habe ich nie bezwei»
felt; und nun, da es zu Boden liegt, kann das Gefühl der Ver»
wunderung wohl bei mir nicht eintreten. Helfen ist schwer, weil die
Mittel zur Hilfe mangeln. Was wird aus dem Quark werden?
Das kannNiemand wissen. Der einzige rationelle Rath, der dem
König gegeben werden kann, muß sich darauf beschränken: aus
dem Schiffbruch zu retten, was aus selbem zu retten ist; denn die

restitutio in integrum ist nicht möglich. Die ganze griechische Bou»
tique ist ein höchst gefährlicher Quark!" Der KoburgerLeopold ist
als Monsieur ?eu.K peu und Marquis loutäoucement bespöttelt wor»
den. DerWittelsbacherOtto hätte den Spitznamen desIammer»
mannes verdient. Blaß und zitternd tritt er vor das Parlament,
dessen Einberufung erfich abtrotzen ließ, und leistet mit flüsternder,
stockender Stimme den Eid. Stöhnt über die Undankbarkeit der
Griechen, über die englischenZettelungen und französischen Ränke
und läßt sich von der stärkeren Frau trösten. «Sie hat die Hosen
an",heißtsunterdenBayern; und: «IhreSchuldistsgewiß nicht,
daß die Ehe kinderlos bleibt." Ein liebenswürdiger, arbeitsamer
und ansehnlich begabter Prinz: kein König, kein Soldat; kaum ein
Mann. Er will nicht abdanken, doch auch nichts Tapferes für feine
Selbsterhaltung wagen. Wimmert über die Britentyrannei, die
ihn allmählich entwurzele, und bemüht sich doch schwitzend um die
Gunst des Sir Edmund Lyons, der, als Vertreter britischerMa«
jestät, alle zur Schwächung der jungen Königsmacht tauglichen
Elemente an groben und feinen Fäden lenkt. Keine Figur, die
Metternich für sein Spiel brauchen kann. Im letzten Iahr seiner
Regirung giebt der Staatskanzler Griechenland völlig auf. «Ge»
wohnt,in allenDingenDas,was dieSache ist, insAuge zu fassen
und mir sie zu verdeutlichen, glaube ich, nicht zu irren, wenn ich
Das, wasLordPalmerstonbeabsichtigt, in diekurzeFormelbringe:
daß er England zum alleinigenLenker derSchicksaleGriechenlands
durch die Beseitigung aller dem Unternehmen im Wege stehenden
Hindernisse heranreifen will. Als dasMittel zumZweckbetrachtet
Palmerston die Behauptung der Oberhand der hellenischen Re»
girung, die Besetzung derMinisterstellen durch englische Kreaturen
und das Prokonsulat des Englischen Gesandten. Ist der Zweck
erreichbar? Ich glaube: Nein; wenn diegriechischeRegirung auf
festenFüßen steht und wenn sich das russische Kabinet nicht breit»
schlagenläßt." Nur glaubt er an diese Regirung und diesenKönig
nicht mehr. Und könnte wiederholen, was er drei Iahre zuvor ge»
schrieben hat: »Ueber die Lage in Griechenland habe ich keine
Meinung als die, welche über den Leisten geschlagen ist, den ich
Don je her meiner Betrachtung eines improvistrten Staates zu
Grund legte. Staaten hat noch Niemand geschaffen; sie schaffen
Ach selbst. Kommt nun noch die Zugabe irgend eines ismus zur

Schöpfung, so erhebt sich das Werk nicht über dieSphZre derge-
spenstigen Wesen. Für Griechenland lägtsich wahres Gutes nicht
thun. Die unglückliche, unverdaute Gestaltung bietet hierzu nicht
den Stoff. Und indem die Sache so steht, dient das Feld zum
Kampsplatz für politische Abenteurer und gewagte Spekulation."
Ottohältsich mitMühe undNoth unter dem Druck der West-
mächte. Er leistet dem Land nichts, muß draußen und drinnen stets
nachgeben und die Prügel hinnehmen, die dem Rücken Rußlands
zugedacht sind. Der Krimkrieg bringt ihm, bringt den Griechen
nichts ein. Als das beleidigte Nationalgefühl aufheult, wird der
Piraeus von den Franzosen besetzt. Das ist der Ertrag der Mo»
narchie,dieHellas mit sofroherHoffnung begrüßt hat? DerStaat
schlecht verwaltet, mitzerrütteten Finanzen, von den Westmächten
gepeinigt und um allen Kredit gebracht, ohne irgendeinen kräftigen
Schützer; und nicht einmal dieMöglichkeit,die noch untermTürken»
j och lebenden Glaubensgenossen zu befreien. Die Balkanwelt wird
getheilt und Hellas erhält nicht den kleinsten Zipfel. Das habt Ihr
von denBayern; ein kleinmüthiges Geschlecht, dem nie einPerikles
lebte und das uns mit seinen Kirchenfahnen am Liebsten die Sonne
Homers verhinge. Doch wir sind ihm nicht angetraut; können, zu.
unserem Glück, das Band lösen, wenn es zur lästigen Kette wird.
EinWispern erst, dann ein Massengemurr: und bald danach der
Entschluß zu befreiender, erlösender Thai. Ein Student, der die
Königin mit der Waffe angefallen hat, wird zum Tod verurtheilt.
Doch Otto wagt nicht mehr, die Strafe vollstrecken zu lassen. Denn
ringsum lodern die Feuergarben der Empörung himmelan.

Du nanntest uns Empörer: so nenn' uns immerfort!
Empor! Empor! So heißt es, der Griechen Losungwort.
Empor zu Deinem Gotte, empor zu Deinem Recht,
Empor zu Deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!
Empor aus Sklavenketten, aus dnmpfem Kerkerduft,
Empor mit vollen Schwingen in freie Lebensluft!

Wilhelm Müller, der Freund aus Norden, sang diesesGrie»
chenlied. Ist es, mit anderer Erinnerung an die Hochzeit des
Philhellenismus, verhallt? Nein. Am dreizehnten Februar 1862
meutern inNauplia die Truppen und der Rebellenausschuß ruft
dasVolkzumSturm auf die Wälle derTyrannenmacht. «Fesseln,
die uns vierhundert Iahre lang drückten, sind gefallen und der

verabscheuenswertheHalbmond,dessen Dunst die Wiege derFrei-
heit verpestete, dräut nicht mehr über unserem Haupt. Ein harter,
aber edler Kampf gab uns Freiheit, Ehre und Leben wieder und
die Nation schaarte sich freudig, trotz allen Opfern an Blut und
Gut, um den Thron. Doch zu unserem Unheil ernteten Fremde
die Frucht unserer Arbeit. Da, in stiller Nacht, erhob sich, einem
Riesen gleich, Hellas und erzwang mit verwundeter, aber tapferer
Hand die Verfassung. Wie reiche Hoffnung erblühte diesem dritten
Septembermorgen! Doch Weh uns: eine jedes Fluches würdige
Politik, ein Verbrechersystem, das mitMord undTücke jederArt ,
arbeitete, bedrohte uns mit neuer Versklavung und hätte uns in
Schayde erstickt, wenn nun nicht der rettende Tag angebrochen
wäre. Nauplia hat auf Heldengeheiß die Waffen ergriffen und
die Fahne der Freiheit entrollt. Nauplia fordert die Auflösung
der Kammern, die ein gefälschtes Bild des Volkswillens bieten,
die Einberufung einer Nationalversammlung, die den gerechten
Wunsch derHellenen erfüllen und ihnen die mitFüßen getretene
Freiheitzurückbringen wird, und dieBeseitigung des schmählichen
Regirungsystems. Stehet auf, Mitbürger, hebet die Hände gen
Himmel, erbittetvon ihm das Gelingen unseresWerkes und han-
delt dann, wie es zur Rückeroberung Eures Rechtes, Eurer alten
Freiheit nöthig ist." Otto will nach Korinth und versucht, auf die
zur BelagerungNauplias bestimmten Truppen einzuwirken.„ Mit
tiefem Kummer hat mich die Kunde erfüllt, daß Leute, denen ich
den EhrentiteldesSoldatennichtmehrgeben will, durchRebellen-
that unsereWaffenehre befleckt haben. Die Pflicht, sie von diesem
Fleck zu säubern, ist Euch anvertraut. Und frohen Herzens kann
ich Euch erklären, daß mein ganzes treues Volk bei EurerFahne
ist und die Gelegenheit ersehnt, für die Regirung zu kämpfen, in
der es mit Recht die sicherste Bürgschaft seines Glückes und künfti»
gen Ruhmes erblickt." Vierzehn Tage danach Proklamation an
das Griechenvolk. Wahnsinn hat zum Aufruhr getrieben; aber die
Masse des Volkes ist für die Regirung, für den König, der ihr
deshalb zu Dank verpflichtet bleibt. »Harret, Hellenen, in dieser
edlen Gesinnung aus und seid überzeugt, daß Euer König nur
das Wohl des Volkes bedenkt. AlsdenVaterallerGriechen fühlt
er sich und seine väterliche Liebe ist so zärtlich, daß er die Strafen,
zu denen er sich jetzt mit bekümmertem Herzen entschließen muß,

mit der äußersten Milde bemessen wird." Dieses Versprechen ge-
nügt den Meuterern nicht. Nur wenn Allen, ohne Ausnahme,
Amnestie zugesichert ist, werden sie die Festung übergeben; sonst
bis zum letzten Blutstropfen fechten und ihre Leiber unter die
Mauern von Nauplia betten. Daß sie mit tönendem Wort ver»
künden, ihr Aufstand habe sich nicht gegen den König gerichtet,
klingt fastwieHohn. OttowillnurneunzehnRädelsführerstrafen;
alle Anderen sollen frei ausgehen. Das Anerbieten wird abge»
lehnt. Putsche aufSyraundNaxos,inKalamata undNawarino.
Nach sechzigtägigerBelagerung ergiebt sichNauplia; vorher haben
britische und französische Schiffe Flüchtlinge aus derFestungauf»
genommen. Fast alle Soldaien, Beamten, Bürger, die an dem
Aufstand mitgewirkt haben, werden begnadigt, alle wegenPreß-
vergehens eröffneten Strafverfahren eingestellt und dieNauplia»
ner noch reichlich entschädigt. König und Königin reisen in den
Peloponnes. Revolution inVonizza. ProvisorischeRegirung in
Patras. Während Otto in Kalamata sitzt, wird in Athen ein vom
AdmiralKanaris und vom SenatorBulgaris unterzeichneter Er-
laß veröffentlicht, in dem die Sätze stehen: „ Hauptstadt,Provinzen
und Heer haben sich vereint, um die Leiden des Vaterlandes zu
enden. DasVolk derHellenenhat einstimmig beschlossen, Otto der
königlichen, Amalie dervicekönigl ichenWürdezuentkleiden. Eine
Konstituirende Nationalversammlung wird eine neue Regirung
ernennen und die Wahl eines neuen Königs vorbereiten." Otto
verhandelt im Piraeus mit den Gesa» ien der Großmächte, geht
dann nach Salamis und schick! von do l den Scheidebrief. »Die
Ereignisse, deren Schauplätze dieHauplstadtundeinzelneLandes-
theile waren, haben mich überzeugt, daß blutige, schwer zu schlich-
tendeWirren entstehen würden,wenn ich inGriechenland bliebe.
Deshalb habe ich mich entschlossen, für eine Weile das Land zu
verlassen, das ich stets geliebt habe, das ich heule noch liebe und
für dessen Wohlfahrt ich fast dreißig Iahre lang jede Last und
Mühe auf mich nahm. Nie habe ich an meinenVortheil gedacht,
immer nur an die Interessen Griechenlands, dessen sittlicher und
wirthschaftlicher Entwickelung all meine Sorge galt. Iedem sollte
Gerechtigkeit werden. Das war mein heißer Wunsch. Und meine
Milde hat da keine Grenzen gekannt, wo meine Person ange»
griffen wordenwar. In der Stunde, da ich in mein angestammtes

Vaterland zurückkehre, bedrückt mich schwerer als alles Andere
der Gedanke an die Nöthe, denen das mir theure Griechenland
entgegengeht. Möge ihm der allbarmherzige Gott gnädig sein!
Mit diesem Gebet scheide ich von Euch." Ottokehrt heim. Hat aber
wederfürsich selbst noch für dasHausWittelsbach aufdieHellenen-
kroneverzichtet.WirdihrGlanzauchjetztnochBewerber anlocken?
Wird, trotz Bernstorff und Gentz, der rasch entwerthete Titel des
Hellenenkönigs noch heute Prinzen aus gutem Haus reizen?
DreiNamenwerdengenannt: desBritenvrinzenAlfred,des
Herzogs von Leuchtenberg, Ernsts von Sachsen»Koburg. Die
meisten Stimmen sind sür den Briten. Kein Wunder: Hellas hat
ja gesehen, was England vermag. Doch in den Verträgen von
1830 und 1832 steht, daß ein den in England, Frankreich und
Rußland regirenden Häusern Angehöriger den Gricchenthron
nicht besteigen dürfe; und dieSchutzmächte find entschlossen,diese
Bestimmung in Kraft zu erhalten. Das von der Provisorischen
Regirung zu direkter Königswahl gerufene Volk wählt Alfred.
DieVertreterderdreiMächte erklären,daß dieWahlunannehm»
bar sei. AbcrEngland möchte sich dankbar zeigen. ImApril und
imMai hat derLord-ObeikommissarderIonischenInseln sich ge-
weigert, die Adresse anzunehmen, in der das Insularparlament
die Vereinigung mit Griechenland erbat; schon 1859habe die Kö»
nigin solche Forderung mit demHinweis abgelehnt, daß sie durch
den Pariser Vertrag zurSchutzherrin desIonischen Staates ge»
worden sei und sich nicht dazu hergeben könne, Wünsche dieser
Art an andere Mächte zu adressiren oder gar adressiren zu lassen.
AmTag nachAlfredsWahl zeigtdielondonerRegirunginAthen
an, der Sondergesandte Elliot werde der Provisorischen Regirung
mittheilen, unter welchenBedingungenGriechenland sich dieIo-
nischen Inseln einverleiben könne. In der Weihnacht übergiebt
ElliotdasMemorandum.Inhalt:Sitzethübschstill,versuchetnicht,
der Türkei einen Landfetzen abzureißen, wählet einen König, der
in London gefällt: und Ihr bekommt die sieben Inseln, die Ihr
schon so lange ersehnt. Abgemacht. Der achtzehnjährige Sohn
Christians des Neunten von Dänemark, aus dem Haus Schles»
wig-Holstein»Sonderburg, wirdzum König der Hellenen gewählt.
Georgs Herrlichkeit hat länger gehalten als Ottos. Erst im
Herbst 1909 schien auch ihm sein Tag von Salamis nah. D!e

athenische Garnison hatte die Kasernen verlassen, sich amFuß des
Hymettos gelagert und der Regirung angezeigt, daß sie in den
Dienst erst zurückkehren werde, wenn ihren Wünschen Erfüllung
zugesagt sei. Reorganisation und Stärkung des Heeres, Rücktritt
des Kronprinzen Konstantin vom Oberkommando, Entfernung
aller Prinzen aus Kommandostellen, Anwerbung fremderArmee«
instruktoren, Einberufung der Kammern; die an demPronunzia«
mento Betheiligten dürfen nicht bestraft werden. Der König hat
alles Verlangte bewilligt, das MinisteriumRhallis ist zurückge»
tretenundKiriakulusMauromichalis(auch dieser histortscheName
taucht wieder auf) steht an der Spitze der neuen Regirung. Als
Vertrauensmann der Armee. Die herrscht jetzt. Erklärt feierlich,
wie einst die Rebellen von Nauplia, daß ihr patriotischesUnter«
nehmen sich nicht gegen den König richte. Und wird ihn dulden,
wenn erihremBefehl gehorcht. Einstweilen ists einAnfang.Georg
ist derSchwagerEduards und der Schwiegervater der Prinzessin
Sophie vonPreußen, dem Haus Holstein»Gottorp eng verwandt,
in Paris ein oft und gern gesehener Gast und Herrn Clemenceau
fastintimbefreundet: undfindetdochnirgendsHelfer? Otto durfte
noch wagen, den Generalmajor Hahn gegen die Meutererins Feld
zu schicken. Für Georg hätte sich damals kaum eine Hand gehoben.
Für diesen Georgios, der in Dänemark, bis in den Herbst 1863,
Wilhelm hieß, mag, nach der Niederlage im Türkenkrieg, nach dem
Trauertag beiLarissa, Keiner mehr fechten. «Aus Europas Los-
topf diezweiteMete.Theurernur,nichttauglicher alsderschwach»
gemuthe Wittelsbach." Im letzten Abendstrahl verblühender
Schönheit siecht Hellas hin und muß froh sein, wenn die Korinthen»
ernte es einmal noch vor demBankerot bewahrt. Schon wird ge-
flüstert, der Basileus sehne sich in die stillen Wonnen des Bou-
levardbummlers undPraterschlenderers, wisse,daß ersich inAthen
und Dekeleia nicht halten könne, und warte fast ungeduldig auf
die Stunde gewaltsamer Absetzung, die ihm eine rundeLeibrente,
das Reugeld der Schutzmächte, für den Lebensrest sichere. Der
kretische Rechtsanwalt, dessen Porname von Freiheitverheißung
funkelt, löst seinen König aus dem Volksbann. Macht ihn zum
Herrn von Kreta und führt ihn behutsam in das Bündniß mit Ser-
ben und Bulgaren; in den einzigen Entschluß, der den Sieg über
die Osmanen verbürgen kann. Denn allein dürfte Griechenland

dieTürken,in deren asiatischem Reich, von Smyrna bis nachTra»
pezunt, viele Hellenen wohnen, nicht in Rächerwuth und Metze!»
sucht reizen. Auf beiden Flügeln des Balkanheeres kämpft der
Grieche, daß die Helden von Marathon sich solches Enkels nicht
zu schämen brauchen. Und die stiere Blindheit der in Sofia Re»
girenden doppelt dem König den Kriegsertrag. Ianina, Saloniki,
Kswala, Drama, Seres, Simetli, Xanthi: Alles ist ihm unter«
than.SeineEwzonen,derenFustanella nun wiederLorbergürtet,
sind mit dieser Beute noch nicht zufrieden. Aus Thrakien, Make»
donien, dem Epirus leuchtet altgoldener Griechenglanz; von der
Aigaierküste her ächzen Gefilde und Städte, in denen fastnur Grie»
chen wohnen und der Bulgare schlimmer noch als der Türke ge-
haust hat. In Saloniki wird Georg gemeuchelt. Zum ersten Mal
seit dem Palaeologen, der Konstantinopel an die Türken verlor,
heißt das gekrönte Haupt wieder Konstantin.Neben ihm thront eine
vom Metropoliten der Orthodoxen Kirche gesegnete Sofia. Der
DiadochosundHerzogvon Spartawargehöhnt und aus dem Heer
geschimpft worden. Den Bastleus, der eine Viertelmillion tüchtiger
Krieger ins Feld geführt hat, umbraust Massenjubel. Konstan»
tinos und Sofia: nur die von Mohammeds Fußspur gesäuberte
Sofienkirche ist die solchen Paares würdige Krönungstatt. Als
die russische Großfürstin, 1868, ihrem Georgias den ersten Knaben
gebar, hatten Serben und Rumänen leis die Eingliederung Bul»
gariens verabredet. Als Georg von Mörderhand fällt, lugt der
alte Plan aus der Gruft. Der Zorn gegen die mongolischen Bul-
garen, der in Hellas um tausend Iahre älter ist als der gegen die
Türken, darf sich endlich austoben und braucht die dem Exarchat
günstigen Berats nicht mehr zu fürchten. Von den Walachen trennt
dieGriechen kein unüberwindlicher Groll; bald vielleicht führt der
jungeDtadoch eine Prinzessin vonRumänien heim.DerFeldherr,
der mit seinen Leuten Nahrung und Lager, Fährniß und Wetter-
unbill getheilt hat, der König und Reichsmehrer hört nirgends
noch Tadel. Bis ihn, im Herbst 1913, Schwager Wilhelm zum
Feldmarschall ernennt und in das Geständniß drängt, das helle-
nische danke dem deutschen Heer die nützlichste Lehre. Da schäumts
aus dem Parisertöpschen über den Rand; brodelt der Ingrimm
bis nach Athen. General Eydoux und die ihm unterstellten fran-
zösischen Offiziere sind als die Erzieher zu wirksamerKriegskunst,

als Siegbringer gefeiert und gestern gebeten worden, ihre In»
struktorenarbeit in Hellas fortzusetzen: und heute redet der Bast«
leus,als sei dasvonihnen Geleistete nicht einZündhütchenwerth?
Flink streichelt Herr Venizelos dem Gallierhahn das bunte Fe-
derkleid, bis der Scharlachkamm abschwillt. »Unverbindlicher Ge-
fühlsausdruck eines Familiengastes: ohne dieMitwirkung eines
verantwortlichen Ministers ist Griechenlands Politik nichtzubin»
den.«InParistrachtetKonstantinAllerhöchstselbstnachEntschul-
digung von zu schnellem Wort. Griechenland brauchtfranzösisches
Geld und französischenBeistand:im Archipel, nach dessenInseln
Italien äugt, am Nordsaum desEpirus und in der von England
begehrtenSudabai. Indem romano»flawischenBund,derwerden
soll, müssen die beidenMächte fest zu einander stehen. Frankreich ist
der Bürge russischerFreundschaft. Die nur aber bahnt, unter der
Erdkuppel der Triple-Entente, einem kleinenVolk denWeg nach
Byzanz: an denBorn, in denWipfeltraum neugriechischenLebens.
England hat den Hellenenstaat geschaffen und, fo lange es
ihn russischem Einfluß zugänglich fand, inBedrängniß gehalten;
dennRußland durfte weder inOst noch inWest starke Stützpunkte
erwerben. Dorfs, in seinem Westen, erst, seit es vonIndiens und
Chinas Brandmauern weggedrängt und den Briten verbündet
ist, die in jedem Zuwachs flawischer Macht einen neuenWall gegen
die deutsche Gefahr sehen. Vor sechsIahren (schon damalswurde
die Thatsache hier erwähnt) hat Sir Edward Grey demDrängen
Arturs Nicolson nachgegeben und die Oeffnung der Meerengen
verheißen. Die soll jetzt durch dieWehrmachtderdreiGroßmächte,
Englands,Frankreichs und Rußlands, erzwungen werden, deren
gemeinsame Schutzbürgschaft am fünftenIuni 1863 dendänischen
Holsteinern auf den Hellenenthron half. Und vor der Entscheidung
dieses Kampfes, des für ihreZukunft wichtigsten, sollen dieGrie»
chen sich in das Gelöbniß dauerbarer Enthaltsamkeit verankert
und ihr bestes Slreitroß abgehalftert haben? Das wäre Athens
Verzicht aufByzanz; wäre der gedämpfteAusdruckdesWillens,
die Brüder unter der Türkenherrschaft zu lassen, die ein nach den
harten Rückschlägen des ersten Halbjahres gegen den Dreibund
dennoch siegreicher Krieg festigen müßte. Hundertmal klang, seit
die drei Kolokotronis den Bergrebellen (Klephthen) und alba»
nischer Iungmannschaft (Palikaren) in den Streit wider die Os»

manli voranschritten,ins Europäerohr derSchwur: »Nur als die
Herren von Konstantinopolis können die Enkel der Themistokles
und Perikles mit Mohammeds Schaar Frieden schließen. Die
trieben wir aus derAkropolis und werdensie aus demSophiendom
treiben. SammtderBulgareiwirdsiegefressen;unserGaumen ver-
schlang schon großeBrocken, DochErfahrung haruns dieschwere
Kunst des Wartens gelehrt. War nichtXerxes einst inAthenund
hat nicht auch den Wasfenschimmer seines Heeres die Sonne Ho-
mers überlebt? Wir harren, bis unsere Stunde schlägt. Hellas ist
der Gedanke, ist unsterblich wie er und muß rohe Kraft überwinden.
Hellas will leben: und kanns in alter Pracht erst, wenn seinem
Leib dieStadt wieder eingegliedert ist." DieStadt: Konstantins.
Ist das Gelübde, für dessen Erfüllung Byrons Britenblut floß,
ins Leere verhallt und Venizelos der letzte Nachfahr der großen
Klephthenhäuptlinge?Oderwöhlt odyssischeList eine neue Larve?
Griechenland will gegen Enttäuschung versichert, nicht mit unge»
deckterFlankeüberrumpelndemBulgareneinbruch ausgesetzt sein;
und würde durch sichtbare Vorbereitung neuen Krieges die in der
Türkei lebenden Volksgenossen ans Rundmesser liefern. Kein Kö-
nig kann ihm das Schicksal gestalten. Ieder müßte den Dornenweg
Ottos wandeln, wenn ihm in einer Nacht nicht das Hellenenheil
der Leitstern gewesen wäre. Frohlocket nicht zu früh! Noch flammt
aus der Noth des Dreibundes nicht das dreimal glühende Licht.
Herr Venizelos konnte still gehen. Den weithin hörbaren Sturz
hat der Kluge gewollt. Er kennt seine Landsleute und weiß, daß
sie auch ohneFührer imDunkel die Fährte des Ahnenzuges, des
Klephthenmarsches finden. Schwindet die Angst für die asiatischen
Griechensiedlungen, dann spricht GeneralDusmaniswohl: »Wir
sind bereit." Und inGebirg und Thal das Volk, wie in der Christ»
festzeit des Iahres 1839Metternich: «Athen muß nachKonstan«
tinopel übertragen, alles Land, in dem die Griechensprache vor-
herrscht, griechisch werden. Fürs Erste wenigstens von Osmanen»
macht frei. So hatsVenizelos, der schlaueEleutherios, gewollt."
Hört! Hört!
»Alles bisherGeschehenebeweist,daßfürOesterreich-Ungarn
das Bündniß mit Deutschland ein Unglück ist; es untergräbt die
Großmachtstellung derMonarchie und hat schon bewirkt, daß von

ihr heute eben so gesprochen wird wie von der Türkei: als von einem willenlosen Werkzeug in der Hand des Deutschen Kaisers. Selbständig kann Oesterreich-Ungarn nur wieder werden, wenn es das Bündniß schleunig löst und sofort mit Rußland einen Son» derfrieden schließt. Diesen Entschluß vorzubereiten, ist die wich» tigste und schönste Aufgabe der polnischen Politiker, deren Einfluß bis in die höchste Schicht Wiens hinauf dringt. Solches Handeln würde den heißesten Wunsch aller Polen erfüllen und das höchste Ideal ihrer Geschichte der Verwirklichung nähern. Wenn Oesterreich den Russen, als einen Theil des von ihnen zu gründenden Polenreiches, Galizien giebt, kann es aus den Ländern mit serbo» kroatischer Mehrheit ein selbständiges Staatsgebild machen und so jeden Anlaß zu weiterem Krieg gegen Rußland wegräumen." (l)?iermi>< polski.) „Bei Prasznysz hat Großfürst Nikolai, ohne einen anderen Theil der ungeheuren Russenfront zu schwächen,den deutschenVorstoßinwildeFluchtumgewandelt. Thorheit wäre es, deshalb schon zu schreien: ‚Nach Berlin!, Doch wir dürfen getrost sagen, daß die letzte Operation des Marschalls von Hindenburg dem deutschen Heer große Verluste und keinen ihnen entsprechenden Vortheil gebracht hat. Ein Augenzeuge berichtet, dasverschneiteFeldhabenach der SchlachteinemBlulmeer geglichen. Trotz ihren Lügenberichten wissen wir, daß die Deutschen einezerschmetternde Niederlage erlitten; nuran einzelnen Stellen leisten sie, um die Eisenbahn, die Rückzugslinie, zu sichern, noch den Widerstand der Verzweiflung. Ganze Bataillone wurden gefangen und die Nachhut kam in arge Verwirrung. Doch muß anerkannt werden, daß die Deutschen in dieser schlimmen Lage eine rühmliche Seelenkraftzeigten." (IKel,imes.) »DerdeutscheRückzugvon Prasznysz unterschied sich beträchtlich von allen früheren Rückzügen des deutschen Ostheeres. Kanonen, Maschinengewehre, Fahrräder,Automobile wurden zurückgelassen; in den Schützengräben häuften sich die Leichen; ringsum war die Erde mit Gewehren, Helmen, Patronen besät; und aus der Stadt hatte der Feind nicht einmal die Leichtverwundeten mitgenommen." (^ovojeV^remja.) „DieTechnik und organisatorischeMachtderDeutschen sind nicht mehr aus der Höhe, die sie in der ersten Kriegszeit erreicht hatten. InPrasznysz allein fielen dreitausendMann. Daß derHauptstoß mißlang, kanndieDeutschenschließlichzumRückzug

von Ossowietz, aus dem augustower Wald und aus dem Norden
von Grodno zwingen." (OmI^Kronicle.) «Nach sieben Kriegsmo-
naten steht Deutschland vor der Hungersnoth, sieht seinen Handel
und seine Industrie vernichtet, seine Finanzlraft durch unerträg»
licheOpfer erschöpft; aufkeinerFrontkommtesvorwärts,kanndie
Riesenlücken im Gefüge seiner Armeen nicht ausfüllen, den Zu-
sammenbruch der Türkei nicht aufhalten und ist durch die stetenNie-
derlagen der Verbündeten, die es mitschleppen muß, geschwächt.
Durch beispiellose Gräuel hat es sich entehrt und aus der ganzen
Welt Verachtung geerntet. Vergebens trachtet es, durch die Mi-
schung ruchlosester Barbarei und modernster Wissenschaft sich der
Strafezu entziehen. Frankreich hat in seinen Gräben und Festung»
werken einenunübersteiglichenWall; istzuwIrksamerOffensivege-
rüstet, seiner Ernährung so gewiß wie in Friedenszeit und ohne die
allergeringste Sorge fürWirthschaft undFinanz. Der jubilirende
Kaiser sagte,Deutschland fei einWeltreich geworden. Das wirds
nicht lange mehr bleiben." (Herr Pichon im ?etit lournal.) »Auch
wenn wir dieSperre mitder äußerstenStrenge durchführen,bleiben
wir in den engsten Schranken des Völkerrechtes. Ward je, seit den
Tagen von Troja,die Belagerung verboten? Aus der Geschichte
des Krieges von 1870können die deutschen Offiziere lernen (wenn
sies vergessenhaben),daßnur derHunger denFall vonMetzundPa-
ris erwirkt hat. Niemals und nirgends galt das Aushungern einer
Stadt oder Provinz als unbillige oder unwürdige Kriegssitte. Wir
können der deutsch-österreichischen Riesenfestung, ihren hundert»
zwanzig Millionen Insassen die Lebensmittelzufuhr abschneiden:
undsollen daraufverzichten?Sollen dieUebermacht nicht nützen,
die uns die Seeherrschaft gewährt? Bismarck und Moltke hätten
,kolossal' gelacht, wenn man ihnen gesagt hätte, sie seien Verbrecher,
weil sie nichtNahrung und Munition in belagerteStädte einführen
ließen. Wenn imAugust der Plan, Paris einzuringen, gelungen
wäre: hätten die Deutschen denAmerikanern und Holländern er-
laubt, uns Nährmittel zu fenden?Wers glaubt, wird lächerlich. In
Europa,Asien,Amerikawar,injedemKrieg,dieNahrungsperreein
wesentlichesMittelzumSie g Un d uns wird dasRecht aufdenVor-
theil bestritten, der aus derThatsache erwächst, daß unserem Feind
Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Kartoffeln rar werden? Deutsch-
land kann sich, auch bei knappster Wirtschaft, höchstens bis zum

ersten Iuni ernähren; in den zwei folgenden Monaten muß ihm
dieNahrungmangeln.Dann wirdesgenöthigt sein,unserenFrie-
den anzunehmen, den Frieden,dendieVerbündeten ihm,Europa
zum Heil, aufzwingen werden. Wozu also die Fortsetzung undurch-
führbaren Kampfes? Die Deutschen sind besiegt. Selbst ein Wun-
der könnte sie nicht mehr retten. Ihre Krieger haben, zuLand und
zu Wasser, immerhin eine so rühmlicheTapferkeit gezeigt, daß sie
dasBekenntniß völligerNiederlage nicht schändet. Der können sie
nicht entrinnen. Ich will, so unwahrscheinlich es ist, annehmen, daß
sie vor dem erstenIuni inKämpfen,die sie wieder eine halbeMillion
Menschen kosten,imWestenDunkerque,CompiegneundVerdun,
im Osten Warschau erobern. Brächte vieser theure Sieg ihnen die
Million Tonnen Getreide, ohne die sie nicht leben können? Und
wenn ihre kühnenTauchboote an jedem zweiten Tag ein englisches
Schiff zerstörten: wäre Englands Seemacht dadurch gelähmt,
Deutschlands Schiffahrt erleichtert? Der Sturz des Deutschen
Reiches ist insSchicksälsbuch eingeschrieben. Ie länger eswider»
strebt, desto schlechter werden seine Finanzen und desto härter die
Friedensbedingungen. Dieses Ende nicht vorauszusehen, wäre
von all seinen Fehlern derschlimmste."(P,ofessorCharlesRichet
im petilJournal.) Da hört Ihr das Echo feigen Geflennes.
»Vom einundzwanzigsten Ianuar bis zum zwanzigsten Fe»
bruar hat die russische Karpathenarmee 691 Offiziere und 47640
Soldaten gefangen, 17 Kanonen und 118Maschinengewehre er-
beutet. Ministerpräsident Viviani hat zu dem pariser Vertreter
der amerikanischen Uniieä?res8 gesagt, Deutschlands Heer sei ge-
schlagen, Deutschlands Wirthschaft zerstört und unbeugsam der
Wille seiner Feinde, den Krieg mitleidlos bis an das siegreiche
Ende zu führen, das die KinderderverbündetenReichevorneuem
Einbruch bewahrt. Herr Leoncavallo schreibt uns, er habe dem
Protest gegen die Beschießung der Kathedrale von Reims zuge-
stimmt und seine Opern seien deshalb von hundertzwanzig deut-
schen Bühnen verbannt worden. Wir dürfen die deutsche Lügen-
propaganda, die Wirksamkeit der gefälschten Schriften und Bilder
nicht, weil unser Anstand und Verstand sich angeekelt von ihnen
wendet, unterschätzen. Wir müssen den Fernen vors Auge führen,
was die Barbaren aus unferen Städten, Dörfern, von Iahrhun-
derten in Ehrwürde geweihten Denkmalen gemacht haben. Be-
weiset ihre Wüstheit; gebet Zeugniß von ihrer Bestialität. Lasset

uns ihre Truggewebe mit derSchärfe unbestreitbarer Thatsachen
und mit der Wucht der Verbrechergeständnisse zerreißen: ,Ein
Vertrag ist ein Stück Papier, und ,Noth kennt kein Gebot,. Wir
müssen uns selbst helfen, damit die Neutralen uns helfen, und
der eifernden Lüge unermüdlichen Willen zur Wahrheit entge»
gcnstemmen. Schon am vorletztenFebruartag wurde in Konstan-
tinopel beschlossen, dieRegirung ins kleinasiatischeBrussa zu ver-
legen. Panischer Schrecken hat viele Vornehme aus der vom Auf»
stand bedrohten Hauptstadt gescheucht, gegen die Rußland, von
Odessa-Midia her,eine neueArmee vorwerfen will. DieBeschieß-
ung der Dardanellenforts hat das Pulvermagazin von Seddul-
Bahr in die Luft gesprengt und viele Deutscheums Leben gebracht.
Die Armee des russischen Generals Brussilow hat bisher 1900
Offiziere und 187000Mann gefangen. In den serbischen Gefan»
genenlagern sind fast siebenzigtausendOesterreicher und mehrals
sechshundert Offiziere. Weil Benzin und Gummireifen für den
Wehrdienst gebraucht werden, hat die deutscheBehörde alleLuxus-
automobileausdemVerkehrgewiesen. Durch diese Maßregel ver»
liert Berlin allein ungefähr fünfzigtausend Wagen. Deutschlands
wahreFeindesind:derunermeßliche Emporkömmlingsdünkel, der
ringsumnurPygmäensieht und selbst nur Kolossalwerke zuschaf»
fen wähnt; die,trotz allerWissenschaft,seitderZeitdesTacitus be-
wahrte Roheit, die sich ihres organisatorischen Vermögens rühmt,
aber am Liebsten Gewalt und Genuß organisirt, die Freiheit des
Einzelnen und der Völker nirgends achtet, gefürchtet fein will, mag
der Furcht sich auch Haß gesellen, und mit ihrer Herrschgier bald
weder Furcht noch Haß wecken wird; der dritte Feind aber, der
nächste, heißt: Verlogenheit. In solche Schmach endet die ,ob»
jektive Wissenschaft,, mit der Deutschland sich spreizt. Alle lügen,
vom Kaiser bis hinunter ins WTB; frech, offiziell, nach ihrer
besonderen Methode. Ob sichs um Recht oder um Wahrheit
handelt: ,Noth kennt kein Gebot,. Sie kennen kein edles Motiv,
kein über Herrschaft und Behagen hinaus langendes Ideal, keine
vornehme Auffassung der Menschennatur mehr: deshalb bersten
ihre kolossalsten Werke und sinken in den Abgrund. Im achten
Kriegsmonat dürfen wir aussprechen, daß die deutsche Offensive
gebrochen,der Feind zu Verzweiflungmitteln(Blockadebluff, See»
räuberet,Erpresserversuchen amLeib derNeutralen) gezwungen,
der anglo-franko»russische Kraftaufwand aber noch langenichtauf

seine Höhe gelangt ist. England und seine Genossen haben im Krieg bisher 35 Schiffe (158000 Tonnen), die Feinde 62(175000 Tonnen) von ihrer Marine verloren; die Verluste der Handelsflotte umfassen auf unserer Seite 2V2, auf der Gegenseite 7 Pro» zent des Besitzstandes. Aus Petrograd wurde uns am dritten März gemeldet, daß die Gesammtzahl der in den Kämpfen bei Prasznysz gefangenen Deutschen Zehntausend sei und daß die Russen in der Bukowina, dicht bei Czernowitz, Sadagora besetzt und sich damit die Pruthlinie gesichert haben. In West und Ost geht es Schritt vor Schritt dem Sieg entgegen. Den Türken wird die Gefahr ihrer Lage von Tag zu Tag deutlicher sichtbar. In Smyrna haben Wali und Kommandant sich offen für uns erklärt. In Konstantinopel kleben Plakate, auf denen dieIungtürkenfüh» rer des Landesverrathes geziehen werden. Talaat Bey und sein Anhang sagt laut, Deutschland habe die Türkei ins Unglück gestürzt. Dschemal Pascha hat den Zug nach Egypten aufgegeben und ist in die Hauptstadt geeilt. Ieder sucht Leben und Habe ins Dunkel zu retten, so lange es noch möglich ist." (l^Iemps.)

„Deutschland hat einen ehrwürdigen Vertrag zertrampelt, sich laut zu dem Grundsatz bekannt, daßRecht und Anstand, wenn das Interesse eines Volkes es fordern, der Gewalt weichen müssen, und systematisch jedes Abkommen verletzt, das den Krieg zwischen civilisirten Völkern an Regeln binden und defsenWirkung mildern sollte. Ietzt hat es (vielleicht nicht den Gipfel erstiegen: denn wir wissen ja nicht, was morgen sein wird, doch) einen Entschluß gefaßt, der ohne Vorgang in aller Geschichte ist; unter, dem Wasser will es einenRaub» und Kaperkrieg führen. Sollen wir nun etwa handeln, als schütze uns der Brauch gesitteter Nationen? Das können wir nicht. Wo istDeutschlandsSchlachtflotte?Wofind die gigantischen Panzernnd Kreuzer, die so viele Millionen verschlungen, so ehrgeizige Hoffnung geweckt haben ? Wenn mein Gedächtniß nicht trügt, hat man sie in sieben Monaten nur zweimal auf hoher See erblickt; und der Zweck beiderFahrten warMord und Massenzerstörung von Privatbesitz in unbefestigten Küstenorten. Im Namen der Regirung und des Unterhauses rufe ich diesen Feinden zu: Unter solchenUmständen giebt es keineArt desWirthschaftdruckes, derenAnwendunguns nicht erlaubt,nichtunser gutes Rechtist. Ieder Kriegstag kostet uns jetzt 1200 000 PfundSter» ling. Mit der Rekrutirung sind wir durchaus zufrieden. Wenn von

Frieden geraunt wird, antworte ich: Davon kann noch nicht die
Rede sein. Erst wenn wir dem hohen Ziel der Verbündeten nah
sind, werden wir die Möglichkeit des Friedensschlusses erwägen."
PremierministerAsquith imUnterhaus.) »Wir müssen den Deut-
schen zeigen, daß wir jede erlangbare Waffe brauchen wollen, um
den abscheulichen Krieg, den sie führen, abzuwehren."(Mr. Bonar
Law.) »Der Premierminister hat angekündet, daß wir gegen den
deutschen Plünderer» und Piratenkrieg harten Zwang anwenden
werden. Keine Stelle seiner Rede hat in der Kammer lautere Zu-
stimmung gefunden als der Satz, der sagte, daß die Flott e der Ver-
bündeten fortan jede Zufuhr von Lebensmitteln nach Deutschland
hindern werde. Unsere Politik stützt sich auf Vernunft und Men-
schenverstand und wir führen sie im Einklang mit den Geboten
redlicher Menschlichkeit durch. Das ist unsere Antwort auf den
deutschen Absperrungversuch." C7Ke l,imeZ.)

Laetare.

In vielen feindlichen und. neutralen Blättern stand ein Ar-
tikel, den der Verfasser, Herr Andrew Iuley, das Ergebniß einer
. «Interview mit Harden" nannte. Ich kenne denMann nicht, der
amerikanischerIournalist sein soll, habe seinenNamen nie gehört
und seit dem Kriegsbeginn jede Interview gemieden. Was der
Geschäftige mich sagen läßt, hat er aus den Heften der «Zukunft"
erlesen: dasWichtigste ward mißverstanden oder mit Bewußtsein
entstellt. Beispiele: »DieFranzosen haben mehrHäfen, als ihnen
gebühren. Nie war ein gerechterer Krieg, nie einer, der, selbst dem
Besiegten noch, so viel Glück spenden wird." Das Gelall eines
Narren. Das unverschämte Fälscherstück wäre der Erwähnung
nicht werther als zwei Dutzend, die ihm voraushinkten, wenn es
nicht den Akademiker Gabriel Hanotaux, der lange das Auswär»
tigeAmtFrankreichs geleitet hat, zu einem Artikel gestimmt hätte,
der, unter dem Titel »Nsuvaise affaire», an derSpitze des,, l^iMra«
erschien. Der Biograph Richelieus ist kein Knirps. Da er mich
höflich anspricht, darf ich ihm die Antwort nicht weigern.
«Harden hat ein Wort gesprochen, das sich ins Gedächtniß
der Völker eingraben muß: Deutschland habe den Krieg ,als ein
großes Geschäft, (comme une Zranäe inclustrie) unternommen".
Nein. Er hat (nicht gesagt, sondern) geschrieben, dieser Krieg sei
der erste, der, mindestens auf der deutschen Seite, mit den orga»

nisatorischenMitteln und derBetriebstechnikeiner Großindustrie
geführt werde. Tausend Rädchen schnurren; für das Kleinste ist
wie für das Größte vorgesorgt; schnell wirksame Transmission ge»
sichert,jedeRitze gegenZusallseinbiuch verstopft;aufdenKriegs-
schauplätzen undweithinterderFront noch waltetWillenseinheit
zum Zweck der Ersparnis Erhaltung, Mehrung nützlicher Kraft.
Was hülfe der kühnste Heldenmuth, wenns an Geschütz undGe»
schoß, an Nahrung und Winterkleidung, also an den unentbehr-
lichen Kalorien fehlte?Was,wenn nicht überallEisenbahngeräth
bereitet wäre,das nieerschauteTruppenballertalent eines Luden»
dorff? Mörser, Flatterminen, Spaten, Brückenbaustoff, Feld»
küchen, Telephone, Funker, Autos: Alles dem Wink erreichbar.
DreiArmcecorps vonWest nach Ost: dieBahnzüge sind schon ge»
heizt. Fünfzigtausend Gefangene unterzubringen: morgen;zufüt-
tern:heute.Schneeschuhläuferfür die Karpathen: ein Schwarm ist
tüchtig gedrillt. Ieder Mann hat seine Erkennungmarke und sein
Verbandzeug, hat am Löhnungtag, inFlandern oder inUngarn,
seinen Sold; und jedem Gaul wird Hafer vors Maul geschüttet.
Alles Werkzeug ist, wo es der Techniker braucht, und alle Ma»
schinen werden von gründlich durchgebildetenMeistern undflin»
ken Gesellen bedient. Großindustrie, Herr Minister! Nicht jede
(auch am Ouai d'Orsay konnten Sies lernen) regt sich nur in der
Absicht auf »Geschäft". Das ist uns der Krieg nicht; kann es nicht
sein. Glaubt ein Mann von so hohen Graden ernstlich, die Hin»
gabe Hunderttausender, der kräftigsten und, bei uns, auch geistig
stärksten Iugend, sei durch Landgewinn, gar Geldgewinn zu vcr»
güten? Deutschlands Frauen werden nicht, wie Frankreichs,
fruchtlos versiechen, weil eine Viertelmillion stämmiger Zeuger
hinsank, eine ganze vielleichtmit ihrem Herzblut Feindesland dün-
gen muß. Den Verlust so jungerHirnkraft, Lendenkraft kann aber
kein Sieg uns ersetzen. Stets, höhnen Sie, haben Germanen nur
für dieBeute gekämpft? Rösten Sie an solchemAberglauben den
Gallierstolz: und betrachten dann, nach Richelieu, auch einmal
Hcrmann,Fritz, Kohlhase, Scharnhorst,Mollkeundalldie Mann-
schaft, dieBismarckheutenoch,hcuteerst recht»zum Küssen" fände.
Danach mögen Sie das tapfere Streben nach Siedlungland wie-
der schmählichen Frevelheißen. Indochina und Madagaskar, Al»
gerien,Tunis,Senegambien,Marolko:Franlreichempfingswohl'
wie, nach der Heuernte, die keuscheste Iungfer ein Kind.

Das Brot des Lebens,
Daß ich derBritenflottedenUntergang geschworen habe, hat
IhrAmerikaner erdichtet. Belgien? NahteIhnen,demPoliliker,
Historiker,Patrioten,je derWahn,wirkönnten den altenReichs»
boden, in den nun so grausig breite Ströme deutschen Blutes ge-
flossen sind, als Unbesiegte wieder räumen? Dann, freilich, haben
Sie Deutschland nie gekannt. Das hat(Beschönigungschändet in
ihrer Eisgruft noch dieToten)Belgiens Neutralitätrecht verletzt;
hat aber, das Volk gewiß, aus inbrünstiger Ueberzeugung von
Nothstand undNothwehr gehandelt und dasUnrecht mit seinem
edelsten Saft ausgcsühnt;undwillnun, muß überlangcnLeichen«
kasernennunderMenschheit,dcnElternundKinderndérdasüiGe-
fallenenbeweisen,daß es diesem verleiletcnLand nichlWürger war,
fondernErweckerzuneuerOrdnungundMachtsein wird.Doch die
VoistellungdeutschenSiegesdünktSie lächerlich.Siewissen:unser
Reich wird vernichtet undwir machenmitdiesemKriegdassch!ech»
testeallerdenkbarenGeschäfte. Schwand auchIhnen, dermil Gon«
courtgottloswar,inMazarins Weihdunst derMuth, Wirklichkeit
zusehen?Wirstehen,achtzigKilometervorIhrerHaupIstadt,inden
reichsten Bezirken französischer Industrie. Millionengewaffneter,
heldischer Männer. Die wirft auch die ungemeine Strategenkunst
Ihres Iofsre nicht heraus. Und was wird aus Frankreich, wenn
fie,selbst ohne neuenVorstoß andieSeine,dieLoire,nocheinIahr
lang dort bleiben? Wir haben neun Zehntel von Belgien, haben
dasnordpolnischeIndustriegebiet:undbrauchten,wennwirallcin
stünden, gar nicht weiter zu fechten. Könnten uns in dieVerthcidi»
gung des Erstriltenen einschränken(und kämen, wennvon draußen
Alles heimberufen wäre, auf nur zwei Fronten, wider mürbe
Feinde, wohl noch ein Stückchen vorwärts). Als Geschäflsertrag
wärs nicht so schlecht; Ihrem,HcrrMinister,nicht zu vergleichen.
Welchen Wunders harren Sie? Heute Neutrale können morgen
marschiren; überNacht aber auchsichdemWaffenrockentwöhnen.
Wenn, nur zumBeispiel,Oesterreich-Ungarn, das ja vonVerlust
entschädigt werden könnte, den Italern dasTrento und vielleicht
noch ein Zipfelchen an der strategischen Ostgrenze, zu der Ersten Hy«
pothekaufAlbanien, verheißen hätte: dieFirmaBarrere^Carrere
käme in Konkurs und Sie dürften nicht einmal mehr auf Rumä»
niens Grund, ohne zuvor anzuklopfen, Hosfnungpaläste bauen.
Wir bleiben amEnde indemtrautenVerein,derseitdemAugust»
mond ward. Leicht würde der Endkampf auch dann nicht. Ihnen

aber viel schwerer als uns. England? Mußte sich drein ergeben, daß wir derNordwestküste nichtzu entwurzeln sind,und eines hellen Herbsttages merken,wie lästig ein zweiterWinterfeldzug wäre.Aus welcher Scholle, Herr Franzos, blüht diePrimel Ihrer Zuversicht? Unsere Werkstätten und Kontore sind leer, Greise und Knaben an der Front, kaum noch eine Brotkrume im Reich? Solchen Quark dürfte ein Mann Ihres Ranges nicht peitschen. Schnell: schicken Sie Einen her, dem Sie trauen! Der mag dann berichten. In allen Städten und Dörfern wimmelts von junger Mannheil. Das Auge spürt nirgends, daßMillionen im Feld sind.Ringsum Nährmittelgebirge, durch die ein rabelaisischerFreßsack sich in Wochen nicht durchzuknabbern vermöchte. Der kostbarste Caviar. Die grünsten Spargeln. Abnehmer in Haufen. Und überall Brot.

... Hetare Jerusalem! «Freuet Euch der Heimath und seid, da Ihr sie liebet, fröhlich in ihr.Freuet Euch ihrer, Alle, die einst über sie trauern mußtet. Dann letztste Euch an ihres Trostes Brüsten."An keinem Brotsonntag klang die Kanzelmahnung in willigere Seelen. Vor den Ostern, dem Iudenfest, lagern am See von Tiberias Fünftausend: und werden von fünf Gerstenbroten und zween Fischen satt und die Brosamen von ihrem Mahl füllen noch zwölf Körbe. Am nächsten Tag, in Kapernaum, baten die Gespei» sten den Meister, vor seinerIüngerschaar: „Gieb uns,Rabbi, deren Väter in der Wüste Manna aßen, fortan immer solches Brot!" Murrten jedennoch, weil dieser Iesus, dessen Eltern ihr Auge oft sah, sich den Kömmling aus Gottes Himmel hieß und sie warnte, von vergänglicher Speise dieMehrung derLebenskraft zu erhoffen. Murrten: weil noch nicht an denRand ihres Seelengefäßes die Ahnung kroch, daß Dieser in seinem makellos starken Glauben ihnen würdigere, wohnlichere Heimath bot, als das frohe, das trübe Ierusalem war. Daß aus ihm der Geist wirke, der in Heiligkeit hebt und im Wirbel des Schicksals alles Fleischliche, unbarmherzig fromm, überwältigt. Ob er geknechtete Hoffnung für eines halben Saekulums Dauer an Konstantins Sophienkreuz klammert, ob irre Völker aus dem dünnen Seil ihres Hirngespinstes über Abgründe hüpfen, strotzend muthige mit dem Stab derben Willens sich denWeg durchs Nesseldickicht lichten lSßt:er ist, auch dem gottlos Andächtigen, Heimath, Nährquell, Vaterland, Enkelverheißung. Fünftausend hat er mit fünf Gerstenbroten gesättigt; und noch von den Brocken wurden zwölf Körbe voll.

Serausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian Harden in Berlin, — Verwg der Zukunft in Berlin, — Druck von Pak « Sarleb S. m. b S in Berlin. .

Berlin, den 2«. März 1915.
Anheiliges Volk.
Presse.
hurer Hochwohlgeboren redlicher Wille, der arg gefährdeten
> Sache des Vaterlandes zu dienen, ist unverkennbar. Weil
wir aber nicht gewiß sind, daß der von Ihnen beschritten« Weg
<m das gesuchte Ziel führen werde, müssen wir IhrenAufsatz zu»
rückgeben." Solche Briefe müßten jetzt auf dem Schreibtisch jedes
Zeitungleiters liegen; in Haufen; unterstempelt; für die Reise in
den Reichspostkasten fertig. Der Massenversand solcher Briefe
hätte Alldeutschland vor elfZmölfteln des gestern und heute Ge»
druckten bewahrt. Ahnen die Herren der Presse noch immer nicht
dieNothwendigkeitweich gepolsterter Schlagbäume? Wird ihnen
nicht endlich bangvor der Verantwortlichkeit, derenWucht sich auf
Kopf und Busen häuft? Kein Censor kann, kein strammer Kriegs»
mann oderK»Diplomat, sie davon enlbürden. Noch in diesem Iahr
wird ein Morgen sie vor die Frage zwingen: «Wie hast Du, in
Deinem Bezirk Allgewaltiger, des ernsten, in Sturmzeit heiligen
Amtes gewaltet ?" Dran vorzudenken, ist Pflicht. Schmählich wäre
die Flucht an das Pontiusbecken. Ihr durstet nicht schreiben, was
Orkennerdrang Euch empfahl? Ihr durftet nicht, dürfet nicht eine
Zeile ans Licht lassen, derenNützlichkeit Euch in Zweifeldunst blieb.
„Das wollen unsereLeser nicht; wir können unserPublikum doch
Aich! vor den Kopf stoßen und der Konkurrenz zutreiben": schon
Sn stiller Zeit graut dcm Gewissenhaften vor dem Grundsatz, der

aus so felgerRede schielt.Wer sich heute von ihm leiten läßt, wird
der Totfünde schuldig. Wie spräche das Urtheil über den Lehrer?
der,um behaglich zu leben, den Unterricht dem Schülerwunsch an-»
gepaßt hätte? Lehrer wolltet Ihr, Führer der Nation sein: und'
verknechtet Euch schwankender Kundenlaune? Zur Gestallung
deutschen Schicksals möchtet Ihr mitwirken: und schleudert, Tag
vor Tag, Blätterstöße ins Weite, von denen nicht die Fremden,
nein, von denen Ihr selbst saget, sie seien nur noch für Kinder ge»
macht? So gehts nicht weiter. Darfs nicht weiter gehen; sonst wird
der Schade untilgbar. Im achten Kriegsmonat muß wieder Ver»
nunft sprechen. Unter dem Lenzmond muß der Politiker die Körner
ausstreuen, deren Keim in Sonnenwärme Frucht werden kann.
Dem Herrn Redakteur oder Schriftleiter ist dieFreude am Schrei»
ben, die längst nicht mehr strotzte, vergällt ? Dannmag er schweigen.
Den Inhalt seinesBlattes um dieHälfte,um dreiMertel schmälern.
Niemals darf er, weils bequem ist, biedere Stümper drin nisten
lassen.Hunderte wähnen sich zu einer «Meinung" berufen. Rich»
ter, Magister, Stabsoffiziere, Pfarrer, Kapellmeister, Vers» und
Schraubenfabrikanten, würdige Mütter und schlanke Fräulein.
Manche wollen auf Europens Hochbrunst ihr Bettelfüppchen ko»
chen;aus demVehmbann sich wieder in Gunst züngeln; ihrer ver-
pönten «Richtung "den Markt erobern; die Kriegskonjunktur emsig:
nützen.Andere spornt die Sehnsucht,ihren Namen demHolzpapier»
das sie die Weltesche dünkt, einzudrücken. Die Meisten sind recht»
schaffen überzeugt, daß sie Beträchtliches zu sagen haben. Ueber
die Pflicht, die im Kriegsjahr dem Richter, Magister, Pfarrer^
Musikanten, Lyrikverschleißer, Händler, der Hausfrau oderMaid
zuwächst?Nein: über den Krieg und den Frieden, der ihm folgen
soll.Woher käme darüber ihnenMeinung?Dle blüht vomBaunr
der Erkenntniß.Was aber weiß diese wacker eifernde Patrioten»
schaar von unserem Krieg, von seiner Entstehung, seinem Stands
seinen Möglichkeiten? Nur, was sie lasen. Nicht, daß es geschrie»
den und gedruckt ward, um sie hinter das Gitter eines Meinens
zu drängen, das nicht des Schreibers ist, ihm aber der Menge
heilsam scheint. Freundliche Offenheit brächte Irrende und Ver»
leitete rasch in die Klarheit, die vor Lebensgefahr zu schützen ver»
mag. Nur der Geck verklettert sich in den Glauben, zwischen zweb
Urtheilen, Emissionen, Predigten, Schießübungen, Orchesterpro-

Ken, Haßausschlachtungen, Kontor» oder Hausgeschäften habe er
gelernt, woran der nur diesem Gebiet, derPolitik,VerlobteIahr»
zehnte sich mit allen Ergründerkräften gemüht hat. Ieder Fach«
mensch hebt die Achseln, wenn ihm von draußen Einer sagt, wie er
Keilschrift deuten oder Schweinefleisch pökeln, Hühnerjagen oder
Glühbirnen machen, das Feld Pflügen oder der Farbenmischung
Cimabues nachforschen müsse. Dem Politiker redet alleGevatter-
schaftdrein; als wäre seine Wissenschaftso leicht erlangbarwie die
BarbirerkunstdemBesit^reinerblankenGLlleUe.Derist aus altem
Ädelshaus, trägt einen hohen Titel, einen bekannten Namen. Die
hat ein paar bunteRomane gezimmert. »Das will unserPublikum.*
Flink also in die Druckerei.Wir sind überfallen worden; schreiten
aber, ohne die kleinste Schlappe, von Sieg zu Sieg. Wider uns steht
nur Gesindel. Rußland pfeift schon aufdem letzten Loch. Die Fran-
zosen, von Natur gu te Kerlchen, werden von England geprellt, das
Calais,Boulogne,Brest behalten und dieRepublik in den Rang
eines Vasallenstaates ducken will.IederBrite ist ein abgefeimter
Schuft. Die ganze Sippe nur Men schenket): icht. Harmlose Leute,
die während des Krieges in Feindesland Helfer gegen die Hei-
math zu werben trachten, verfolgt diese elendeNation; gönntihnen,
wenn sie Beamte des Königs waren, nicht einmal im friedlichen
AuslanddasBischenRedefrciheit.(NachdeutschemRechtkämen
so Harmlose bis an ihres Lebens Ende ins Zuchthaus.) Wer hat
je zuvor an die Schmach einer Kriegsführung gedacht, die dem
Feind nicht Nährmittel und Rohstoffe ins Land läßt? (Wer je
denn gezweifelt, daß jede Macht versuchen werde, dem Feind alle
Grenzen zu sperren?) Schon aber haben unsere Unterseeboote
einen unzerbrechlichen Eisenring um das Inselreich geschmiedet.
Das rühmt sich zwar derSeeherrschaft; doch seine Marinemann»
schast wagt sich nicht aufs Wasser. Um die Asquith und Grey,
die denKrieg, gegen denVolkswillen,erzwungen haben, wird es
einsam. Das Landverflucht sie. DerHandel ist lahm. Die Finanz-
kraft unserer nicht zu vergleichen. Der Zusammenbruch nah. Und
so weiter. Wenn ein in Friedenszeit als pfiffigGepriesener(auch
für die Intelligenz ist dieser Krieg eine Goldprobe) solches Zeug
durch die Gassen schleppt, biegt ihm der Verständige aus. Die
tägliche Ausstellung, Aushökerung so frevlen Unsinns bedroht
uns mit Empfindensvergiftung. Will die Presse Besseres wirken

als (nachNietzschesWort) »den permanenten b'inden Lärm, der
dieOhren und Sinne nach einerfalschenRichtung ablenkt", dann
muß sie in Pflichtbewußtsein umkehren und gläubiger Thorheit
die Thür verriegeln. DerEinbruch in die Dardanellen ist die läp-
pischste Posse und muß in Schande der Westmächte enden? Das
wollen wir hoffen. Leise. Laute Ankündung wurde allzu oft von
dem Ereigniß widerlegt. Aller Heilswunder sind wir gewärtig.
Ihr Leuchten ertrüge das Volk, wie der Einzelne den Gewinn aus
dem Zufall des Großen Loses, ohne Vorbereitung auf so hohes
Glück. Lasset die Deutschen in Besinnung heimfinden. Gaukelt
ihnen nicht morgens, mittags, abends durchsonntes Himmelblau
und Triumphmärsche vor. Und schirmet sie vor der Schreibwuth
unkundiger Patrioten, die weder die Länder noch die Geschichte,
weder das Wollen noch die Ausdrucksformen der uns feindlichen
Völker kennen und deren Sprecher nur im Zerrspiegel sahen.
Deutschland steht vor schwerer Arbeit; vor schwererer noch, als es
in siebenbangen Monatengeleistethat.AusseineThatdarf es stolz,
seines Dauerns in Schicksalswirbeln gewiß sein. Wer es in Selbst»
vergottung und Unterschätzung der Feindeskraft hetzt, schwächt
ihm denArm und dasHirn. Mindert auch Deutschlands Kämpfern
denRuhm.Die ekelt dasAlltagsgelärm.Gehts nach ihremWunsch,
dann wird die Schwierigkeit des Geländes, jedes ostwärts und
westwärts stampfendenSchrittes,wirddieStärke derGegner heller
belichtet als Erfolg, der noch nicht Entscheidung ist. »Die zu Haus
Bleibenden, mahnte Bismarck, sollen warten, bis Entscheidendes
geschah. Lasset Euch nicht von Fettlettern blenden,nicht vonRück»
schlägen in Zagheit scheuchen! Wir dürfen ruhig sein. Wie der zum
letzten Opfer Bereite, der die Ehrenfahne der Volkheit nicht um
eines Blickes Dauer überleben will. Mißtrauet dem Schwatz! Die
Staaten, die uns befehden, Herbergen mindestens siebenhundert
Millionen Menschen.InsolchemDrangistnichtnurMilitärisches
zu besinnen.Ungestört walte in seinem Bereich der Feldherr. Doch
das Ziel weise, in Ost und West, zu Land und See, der Staats-
mann. Das Heer ist des Reiches Wall. Nun schlug des Politikers
Stunde.Er mußEuropa retten.Dennmit demErdtheil sänke unsere
Hcimath in Nacht." Das ist im August hier gesagt worden. Iieber
dasKriegsziel zu reden, ward Euch verboten? Nicht, zu betonen,
daß nur der von Beifallsgier freie Politiker hingelangen kann.

Witte.
Ueber Sergej Iuliewitsch Witte habe ich hier so oft gespro»
chen,daß mir an seiner Bahre nicht viel zu sagen bleibt. In grauer
Herbstdämmerstunde zeigte er mir einst die Bilder seinerVorgän»
ger. In dem mit Orangefarbe angestrichenen Riesensteinkasten,
der an einem dünnen Wasserärmchen die Verwaltung der Fi»
nanzen,des Handels und der Industrie einschließt, hingen in einem
Vorsaal elf Männerportaits. »Rußlands Finanzminister; elf in
fast hundert Iahren: eigentlich ists nicht viel." Er nannte die Na»
men (nur einzelne,Reutern,Abasa,Bunge, kannte ich) und stand
ein Weilchen stumm vor dem gelben, faltigen Spekulantenkopf
Iwans Wyshnegradskij,des Letzten in derReihe der»Hohen Ex-
cellenzen". Dann wies sein Finger auf den weißen Fleck an der
Wand. «Ein Platz ist noch frei. In ein paar Monaten, vielleicht
auch erst in ein paar Iahren (wer weiß Das?) werde ich da als
Zwölfter hängen". Im herbst 1903 konnte das Bild bestellt wer»
den. Witte war leicht zu malen; der kalt lauernde Blick, die russisch
gestülpte Nase, die langen, schmalen Hände, die beredter waren
als Auge und Zunge des in strenger Selbstzucht gekühlten Man»
nes. Zehn Iahre und ein halbes hat der Zwölfte sich gehalten.
Dann wurde er zum Präsidenten des Ministerkomitees ernannt.
Zum Ministerpräsidenten, lasen wir geste rn in einzelnen Zeitungen
und vernahmen, solche Beförderung sei ein Beweis höchster Gunst
gewesen. Das war ein Europäerirrthum; der, wieder einmal, die
Ankenntniß russischen Zustande? erwies. Einen Ministerpräsiden-
ten gab es im Rußland des jungenNikolaiAlexandrowitsch nicht;
kannesineinemselbstherrischregirtenStaat niemals geben. Titel
undVollmacht einesMinisters waren imZarenreich bis 1802 über-
haupt unbekannt. Peter »der Große" hatte für seine nach westli»
chem Muster gebaute Staatsmaschine nur ein Gestäng zur Trans-
mission des kaiserlichen Willens gebraucht; der Senat und ein
paar Kollegien mußten die motorische Kraft des Alleinherrschers
auf die Räder und Rädchen der Reichsverwaltung übertragen.
ErstAlexanderPawlowitsch,Laharpes leicht bestimmbarerSchü»
ler, den die Krüdener zu mystischem, die Narifhkin zu erotischem
Spiel locken konnte, entschloß sich, unter der Einwirkung Speran-
skijs und Kotschubeijs, diese Maschine zu modernisiren. Napo»
leon, den Alexanders irrlichtelircnder Sinn wie einen Gott an»

staunte, hatte einen Staatsrath und Minister: ein so großesVor»
,bild mußteNacheiferungwecken.DerReichsrath(QoSLuc!arLtvenij
Lo vey wurde geschaffen; er sollte den Senat ersetzen, der mählich
zum Reichsgericht wurde, das Budget prüfen, das Rechnungwe»
sen überwachen, die neuenGesetze redigiren, ungefähr also die Ar»
beit leisten, die in unserer Kulturzone den Parlamenten zufällt.
Das ging nicht. Erstens war im Reichsrath das Volksgewimmel
nicht vertreten und nebenHofschranzen und müden Greisensaßen
Streber, die gern wieder ins Amt wollten und sich deshalb mit
allen erdenklichenKünstenbeidenMachthabern einzuschmeicheln
suchten. Und zweitens hatte dieser Reichsrath nur eine berathende
Stimme und nicht einmal, wie unser armes Parlament, das Recht,
VorlagenderRegirungabzulehnen;nichtBeschlüsse seiner Mehr»
heit,sondern alle imLauf derBerathung ausgedrücktenMeinungen
wurden dem Zaren vorgetragen.Nicht viel stärker war die Stell-
ung der Minister, denen ein Mas vom Iahr 1802 die Arbeit der
Kollegialbehörden Peters übertrug. Damals schrieb Graf Wo»
rontsow warnend an Kotschubeij, die neue Institution könne sich
nicht bewahren: denn jeder Minister werde ein unbeaufsichtigter,
unbeschränkter Autokrat sein. Ganzsoschlimm ists nicht geworden.
Auch die Minister sollten nur willenlose Werkzeuge in Väterchens
eiserner Hand sein; der Uebereifer bureaukratischer Vormund»
schaft ließ aber den Vortheil straffer Kraftballung kaum noch zu
nützlicher Geltung kommen. Den Neuerern erstand früh ein mäch»
tiger Gegner. Karamsin,der 1803zum Hofhistoriogravhenernannt
worden war, warnte in einer Denkschrift, die als Panflawisten»
bibel fortlebt: jede Einschränkung der Selbstherrlichkeit und alle
Verfassungfiktionen müßten einem Volk schaden, das nicht lesen
noch schreiben kann; künstlich Bedürfnisse zu wecken, die ungestört
noch Jahrhunderte lang schlummern könnten, sei unklugund dräue
dem Reich Gefahr; die Staatsraison heische schleunige Rückkehr
in die glatt gepflasterte Bahn nationaler Ueberlieferung. Bona»
parte hatte sich als ungetreuen Freund erwiesen und Alexanders
Stimmung war dem Slawenevangelium günstig. Speranskij wur»
de nach Perm verbannt, die dünne Europäertünche abgekratzt, die
Fensterausficht genWesten vermauert. Solche Wandlungen ha»
ben sich nach dem Tode Nikolais des Ersten undAlexanders des
Zweiten wiederholt. Der Reichsrath und die Minister find aber

«geblieben.UnschädlicherModeputz. Rußland hatte Minister;ein
Ministerium konnte es einstweilen nicht haben. Das Konntet mi-
Ni3trc<v, dessen Name den Europäerirrthum zeugte, war nur ein
^,engerer Staatsrath". In diesem Komitee saßen neben den Mi»
nistern (Staatssekretären) dieSektionchefsderKaiserlichenKanz»
lei, die Häupter des ReickMathes, der Prokurator des Heiligen
Synod, Würdenträger aller Art, sogar der Direktor des Reichs»
Hauptgestütes. Mitsolcher schwerfälligen, uneinheitlichen und un»
verantwortlichen Gesellschaft war nichts zu machen. Alexander
der Zweite stellte Walujew,den begabten Gegner derSlawophi-
len, Alexander der Dritte den gescheiten Reutern, der Finanz»
minister gewesen war, an die Spitze; vergebens: das Minister»
komiteeblieb ein Reichsornamentohne Bedeutung unddiePräsi-
dentschaft eine Pfründe für einen Günstling oder verbrauchten
Minister, dem der Zar, als Lohn für treue Dienste,fette, mühlose
Einkunft gewähren wollte. Auch Wyshnegradskijs Vorgänger
Bunge war Präsident des Ministerkomitees; und ihn löste Dur»
nowo ab, der sich als Minister des Innern unmöglich gemacht
hatte. Dieser Thatsachen mußte man sich erinnern, als die Kunde
kam, Sergej Iulitsch Witte sei zum Mitglied des Reichsrathes er»
nannt und zur Leitung des Ministerkomitees berufen worden.
Rußlands zwölfter Finanzminifter, hieß es, der kühnste der Reihe,
ist politisch tot, nur ein betitelter Schatten noch; und sein Bild
kann für die Leichenhalle der Hohen Excellenzen gemalt werden.
Mit all seinen Schwächen! und Wesens sprängen schienWitte
noch vor zehnIahren ein schöpferischer Geist; und der aufSpiri»
jistenweisheitschwörendeMonomachos,derihn,mitderRücksicht-
losigkeit des reichen Erben, aus fruchtbarer Arbeit riß, ähnelt in
manchem Zug dem liebenswürdig schwächlichen Alexander, der
seinen Speranskij bald aus der Verbannung zurückholte. Viele
flüsterten, auch Witte werde eines Tages wiederkehren; dem neuen
Rang aberkonnte er die Macht nicht verdanken. Für einenRiche»
lieu oder Bismarck, einen Peel oder Cavour war in Rußland da»
mals keinRaum.Das hatschon Leroy-Beaulieu gesagt und an das
Wort eines russischen Iournalisten erinnert: «Unser Premier-
minister könnte nur ein Großwesir sein." Ungefähr so haben ja
«uchGortschakowundLorisMelikowihrAmtaufgefaßt.Mitnoch
geringerem Recht als in Preußen (wo der Ministerpräsident den

Ressortchefs nicht dreinreden darf) durfte man im verfassunglose«
Rußland von einem «homogenen Ministerium" sprechen. Ieder
Minister arbeitete für sich, suchte beimImmediatvortrag seineSon-
derwünsche durchzusc tzen und erfuhr von den Plänen der Kollegen
gewöhnlich erst, wenn sie gelungen oder gescheitert waren. Fast
immer arbeiteten die Ressorts, meist auch noch die politischen Per»
sönlichkeitengegen einander.Allzu oft gabs offenenKrieg, wie 1881
unter Alexander dem Dritten, als das milde Triumvirat Loris
Melikow-Miljutin»Abasa von Pobedonoszew und Ignatiew, de»
nen der Großfürst Wladimir und Katkow halfen, überranntwurde.
In stillerer Zeit beschied man sich in Minenkrieg. Der Zar hörte
heute den einen, morgen den anderen Minister und mußte, wie
Bonaparte, drei Atlanten im Kopf haben, um stets voraussehen
zu können, welche Wirkung die Ausführung des Planes, dem er
zugestimmt hatte, auf die verschiedenen Zweige der Landesver»
waltung üben werde. Ein Wille sollte herrschen, einer allein; doch
die Einheit dieses Willens, der sich täglich von einander feindlichen
Wünschen umbuhltund umschmeicheltsah,ward gelähmt, die Rä»
der der Staatsmaschine liefen sich heiß und die ewige Reibung, aus
der warmes Leben entstehen sollte, gebar schließlich nur ein kraftlos
schwüles Chaos. Das ist die unvermeidliche Folge jedes Absolu»
tismus; und Nikolai Alexandrowitsch hatte feierlich gelobt, die
Autokratie nnangetastet zu bewahren. Ein russischer Minister
muhte vor jederLaune des Herrn, vorjedem Einsall des flinkeren
Kollegenzittern und durfte nicht einmal feine Entlassung erbitten;
denn die Erben des Großkhanates der Goldenen Horde meinten
noch an der Schwelle des zwanzigsten Iahrhunderts, wie weiland
der Bey von Tunis, ein Sklave sei nicht befugt, von dem Posten
zu weichen, auf den des Herrn Gnade ihn rief. Und gegen diese
Zustände solltedas zurOhnmacht erschaffeneMinisterkomiteemit
seinem Rathgeberstimmchen aufkommen? Unmöglich; der Genius
des stärksten Staatsmannes mußte da nutzlos verglimmen.
Darüber täuschte Witte sich nicht. Er hatte zu lange unter die»
senVerhältnissen gelitten;auchinden Tagen,da derNeid ihn all»
mächtig hieß. DerMann,derPhysikundMathematikstudirt,über
Eisenbahntarife und über Friedrich List Brochuren veröffentlicht
hatte und mit neununddreißig Iahren schon Ministerialdirektor
geworden war,wurde immer innig gehaßt. Ein Deutscher, der sich

alsSlawen vermummt (derMinister, deraus Tiflis stammte, sagte
mir, er könne mit einiger Mühe zwar unsere Zeitungen entziffern,
aber keinen deutschen Satz sprechen, und seine Vokale zeugten für
die Wahrheit dieser Angabe). Ein Abenteurer, ein Roturier,den
schon seine Heirath (dieBrauen frommer Schelter hoben sich) un»
möglich machen sollte und der ganz in den Händen des jüdischen
Bankdirektors Rothstein ist. Ein Grobian, der Männern vom
Range Wanowskijs, Iermolows, Abasas über den Mund fährt
und mit dem Bunge nichts zu thun haben will. So redete man in
Petersburg schon 1893 in verriegelten Stuben über ihn. Und er
waffnete noch gefährlichere Feinde wider sich. Sein Ukas gegen
die Baissespekulation in Rubelnoten traf die russischen Bankiers
empfindlichund ärgerte auchimWestenmanchengewa!tigenArbi-
trageur. Seine Reorganisation der Reichsbank hinderte allerlei
Wuchergeschäfte,zudenenGeldzwischenhändlerden Staatskredit
benutzt hatten. Wenn im Ministerkomitee ein Vorschlag umständ-
lich beschwatzt wurde, sagte er ruhig: »Wozu? Ich weiß ja, wie
der Kaiserdarüberdenkt." Erwußte es wirklich. Die zäheWillens»
kraft und dernüchtern wägende Blickdes Ministers gefielenAlex-
ander dem Stillen;und er hielt, trotz allemGewühl undGezettel,
dem treuenDiener die Treue. Später zogWitte fich noch den Haß
derArmeehäupterzu,dieinihmdenAnstifterzumWerkdes haager
Friedenskongresses sahen. Nicht ohne Grund. Sergej Iulitsch
hatte als Beamter der Südwestbahn unter Iohann Bloch ge»
dient, der ihn schon damals für den Gedanken des Weltschieds-
gerichtes erwärmt haben mag. Iedenfalls hat Witte dem jun»
gen Herrn Nikolai das Buch Blochs über die Kriege der Zukunft
gebracht und als Finanzminister in jeder Budgetdenkschrift be-
tont, daß dem hungernden Volk nicht zu helfen sei, so lange die
Kostenlast für das Heer ins Unerträgliche wachse. Das war ein
neuer Ton. Bisher hatte der Glaube geherrscht, der Anspruch der
Armee müsse allen anderen vorgehen und fürs „Militär" habe
pflichtgemäß selbst der Unterthan zu schwärmen, der, wie in Cu«
stines Tagen Großfürst Konstantin, den Krieg verabscheut, »weil
er dieMannszuchtunddieWaffenröckeruinirt".AnFeinden fehlte
es dem Finanzminster also nie; aber er wurde mit ihnen eben so ge«
schwind fertig wie einst mit den Tshinowniks, die ihm auf einer ent»
legenen Bahnstation die Dienstwohnung des Vorstehers gewei»

gcrt und den lästigen Chef gezwungen hatten, achtWochen lang in einem Wagon zu hausen. Und allmählich sprachen seine Thaten so laut für ihn, daß sie alles Geraun übertönten. Daß seine Eisen» bahntarifpolitik ein Meisterwerk asiatischer Schlauheitist,hat unser Wirthschaftkörper seit 1894 oft genug erfahren. Daß er den Ex- port von Papierrubeln verbot, ist ihm von fernen Spekulanten verdacht, von seinen Landsleuten aber als nützliche Leistung an» gerechnet worden.Er hat die Schwankungen des Rubelkurses be- seitigt, die Valuta gebessert, für die dem Notenumlauf genügende Golddecke gesorgt, die Reichsbank gereinigt, im Haushalt des Reiches, mindestens für eiligeBudgetbeurtheiler, das Gleichge» wicht hergestellt, wichtige Konversionen mit Erfolg durchgeführt und die Transsibirische Bahn gebaut. Für zehnIahre wars nicht wenig;ohnedieKraftraubendenAlltagsreibungenwäredasWerk noch beträchtlicher geworden. Immerhin: einenMann,densolche Fleißleistung lobt, mußte auch der Feind vorsichtig behandeln. Was Sergej Iulitsch will, geschieht, hieß es in Petersburg und Moskau. Erschien unverwundbar;gegenDolchstichgehürnt.Und wars doch nichtmehr, seit Nikolai Alexandrowitsch die weite Mütze des Monomachos auf seinem trüben Schwärmerköpschen trug. In den Zeitungen wird ihm noch in die Gruft nachgesagt, er sei eigentlich einDeutscher gewesen und habe den Russen nur ge» spielt. Kein Menschenkundiger könnte so urtheilen. In seinem Han- deln warWitte ein echterRusse. Einer, der die schwereKunst des Wartens nie zu lernen vermochte. Rußland, sagt Custine, ist das Reich der Kataloge: alle Titel sind angegeben, nur fehlen die Bücher; unter den in großen Lettern prangenden Ueberschriften sucht der Leser vergebens die verheißenen Kapitel. Im Grund» besitzverzeichniß stehen Wälder, wo der Wanderer nicht das zu einer Pfeife nöthige Holz finden würde, in der Rangliste Regi» menter, deren Cadres der Wind umblasen könnte, auf der Land» karte Städte, für die kaum erst die Parzellen abgesteckt sind. Das gilt heute nochbeinahe so wie 1839. Was nicht rasch wachsen will, wird von der Ungeduld ins Leben dekretirt. So hatte es Peter gemacht; und so sollte es bleiben. Vor hundertundsechzig Iahren erschien in Petersburg ein Buch, das, unter dem Titel (Dreines Lentis et nominis IZussorum, behauptete, die Moskowiter seiennicht flawischen Stammes. Unerhört; und obendrein wurde dieser

Kctzerwahn eines deutschen Müller noch durch die Zustim»
mung eines urrusstschen Akademikers gestützt. Das durfte nicht
geduldetwerden. DerAkademiker bekam, aufBefehl derKaiferin
Elisabeth, hundert Peitschenhiebe als Lohn für seine Ethnologie;
«nd der wackere Müller, den man, als einen Ausländer, mit so
treffenden, schlagenden Gründen nicht überzeugen konnte, wurde
eingesperrt, bis er sich in das Zugeständniß flüchtete, die Russen
seien Enkel deredlenRoxolanen, die dem König Mithridates das
Leben versauert hatten. Seitdem war die Gewißheit felsfest: Die
Russen sind Roxolanen. Als dann wieder, abermals von einem
deutschen Gelehrten, die These von der sinisch« tatarischen Ab»
stammung derRussen verfochten wurde, dekretirteKatharina ein-
fach: »DieserGlaube irrt. Den besten Beweis dafür, daß wir mit
den Finen nichts gemein haben, liefert derAbscheu, den uns schon
der Gedanke an solche Gemeinschaft einflößt." Damit war der
Fall erledigt; und nur ein so arger Schalk wieMirabeau ließ sich
von Katharinens Erlaß in das Spottwort verleiten: »Der aller«
gnädigste Deuterwille ihrerKaiserin hatdieRussen zuEuropäern
ernannt." Die männisch genialeAskanierin hatte sich schnell dem
russischen Geistesklima angepaßt. Die Staatsahnentafel genügte
ihr nicht; die Fremden, besonders ihre Freunde von der Encyklo»
pädie, sollten erfahren, welche Höhe die Volksbildung in Ruh»
land erklommen habe. Geschwind wurden überall Schulen gegrün-
det. Natürlich blieben sie leer. Katharina aberwies alle Klagen ab
und schrieb lachend denBescheid: »Nicht für uns, sondern für die
Oeffentliche Meinung Europas, die uns den Rang giebt, habe
ich die Schulen geschaffen; daß Niemand hineingeht, ist ein un»
schätzbares Glück: wenn unsere Bauern anfingen,Etwas zu lernen,
würden sie mich bald von meinem Platz jagen." Patiomkins Liebste
brauchte keinen Hofdekorateur. Der ganze Peter, wie er, aufFal»
conets prachtvoll keckem Denkmal, im Galop den Felsen stürmt,
stolz auf die Newa und die Festung deutet und gar nicht zu ahnen
scheint, daß einFlußund eineBurg noch keine Hauptstadt machen.
Aber auch der ganze Witte. Rußlands zwölfter Finanzminister
hat die alte, bewährteMoskowitermethodezu neuer Ehre gebracht.
Sie gab seinemNamen den hellsten Glanz. Sie hat ihn, da er die
Lampe unter spröde Knospen hielt, von steiler Höhe gestürzt.
Sprach Mitleid einst auch in seiner Asiatenseele das erste

Wort? Er sahdasElend des Volkes: hungernde Bauern, verar»
mende Grundbesitzer; ein Häuflein steinreicher Großkaufleute, die
ihrGeld unverzinst in der Tru he bewahren. Und keine Hilfe, rings»
um keine Möglichkeit, diese? breitstlrnige Millionenheer, »das so
geduldig ist und so voll Kraft", zu sättigen, ihm auskömmlichen
Erwerb zu sichern. Keine Möglichkeit? Von Westen her drang
cinZauberwortinsaufhorchendeOhr: Industrie! WiewarGroß»
britanien,Amerika,Deutschland reich geworden? Sergej Iulitsch
verfügte: Wir müssen in kürzester Frist eine echt russische Groß»
Industrie haben. So hattePeter die Mongolensitten derBartrussen.
mit Europäerlack gefirnißt und seine Moskowiter mit einer funkel»
nagelneuenSumpfhauptstadtanderNewabeglückt;sohatteElisa-
beth eine Stammeslegende, Katharina eine Volksbildung dekre»
tirt. Die Sachewürde schon gehen. Und an Eifer ließ derFinanz»
minister es nicht fehlen. Er stärkte den Staatskredit, setzte die Tarife
fürPersonen undFracht herab, baute neueVerkehrswege,radirte
das alle Gläubiger schreckende Defizit aus dem Budget, milderte
den Paßzwang, griff fogar nach dem Branntweinmonopol. Geld,
Unternehmer, Arbeiter,Absatzgelegenheit:Dasbringtuns,Alles^
die Zeit; wenn sie erfüllet ist, wie die Heilige Schrift spricht. Die
Rechnung schien richtig. Der russische Industriekrach bedeutete
nicht viel; solche Kinderkrankheit hat fast jedes Großgewerbe durch-
gemacht. »Im Boden des Zarenreiches schlummern Märchen»
schätze. GanzAsien steht unsoffcn,wenndieTranssibirischeBahn
fertig ist. Nur ausreichendenZollschutz für die ersten Iahrzehme:
und das Riesenwerk muß gelingen. Und dann befruchtet ein Gold»
strom dasLand"... Ein schöner, reiflich bedachterPlan,denman
nicht von oben herab eine Utopie nennen durfte. Nur Eins hatte
der klugeRechner vergessen: die besonderen Lebensbedingungen
der Autokratie. Katharina von Anhalt-Zerbst kannte die Russen
besser als der tifliser Parvenu; sie wußte, daß ihr Thron wanken
würde, wenn die Bauern aus frommer Thierheit erwachten. Der
Finanzminister Nikolais begriff, der Schlaukopf, nicht, daß In»
dustrie nur auf einer bestimmten Kulturstufe möglich ist, daß sie
selbst sich eine Kulturzone schafft und daß im Klima dieser Zone
ein Selbstherrscher aller Reussen nicht athmen kann. Er wähnte
am Ende wohl gar, in dem industrialisirten Reich werde das Zar-
thum fester wurzeln als in dem morschen Agrarstaat,deranGeld»

«mngel und rückständigerWirthschast dahinsiechte. DiesenWahn
büßte er dann in Bitterniß. Daß die Staatsschuld sich häufte, die
Siaatsbahnen Iahrzehnte lang keine Rente abwerfen konnten,
in Nord und Süd neue Unternehmungen himmelan stanken,
ward ihm verziehen. Ungehört verhallte die Klage der Grund»
herren über Mißernten, Kreditnoth, Landpauperismus, ungehört
auch die Beschwerde derAltmoskowiter, derFinanzminister habe
nur noch für die Reichsperipherie, fürs fernste Asien Rath und
Geld. Nach allen Fehlschlägen der letzten Iahre war Witte noch
so stark, daß er die militärische Eroberung der Mandschurei hin»
dern und die Wahl des stilleren Merkantilistenweg.es durchsetzen
tonnte. Das war sein letzter Sieg. Als die mandschurische Dikta»
tur verkündet wurde, blieb ihm nichts zu hoffen. Die Arbeiter»
bewegung hatte begonnen. In Moskau und Odessa, in Ielisawet»
grat und Baku, in Kiew, dem russischen Rom: überall entstanden
Organisationen, Gewerkvereine. Zum ersten Mal hörte derMushik
das Fremdwort »Strike", vernahm er, daß auch die Schwachen,
wenn sie sich zusammenschaaren, mächtig werden. Die Anfänge
der Industrialistrung hatten die Aermsten in die Städte gelockt:
Rekruten für die Proletarierbataillone, derenWuth nun die sozia-
listischen Werber mit listiger oder lyrisch überschwingender Rede
schürten. Das war Wittes Werk. Seitdem war der einst allmäch»
tig Gescholtene nicht me hr unangreifbar; nun brauchte kein Plehwe
ihn inGatschina anzuschwärzen. SergejIuliewitsch mußte fallen.
Nicht in den Abgrund. Viel geringereSündewider denHeiligen
Geist derTheokratie wurde oft schon ein Leben lang im sibirischen
Totenhaus geführt. Witte hatte dem Erzfeinde des Absolutismus
die Grenzen geöffnet: der durch Dampf oder elektrische Kraft be»
wegtenMaschine. Was sind dagegen alleGräuel derNihilistcn?
Anter dasBild des zwölften Finanzministers konnte die Feind»
schaft schreiben: »Der Organisator der russischen Revolution".
Hat er sie gewollt?Sie hat ihm in dieMacht zurückgeholfen.
Noch imKliegswinter 1904hatteNikolai,dem zugemuthetwurde,
den Unbequemen,ungnädig Entlassenen wieder zumMinister zu
machen, gestöhnt: »Auch dieses Ioch werde ich, so schwer mirs
wird,noch einmal auf mich nehmen,wennRußland es verlangt."
Doch Rußland schwieg; und die »Gesellschaft" sprach unzärtlich
über Witte. Der raunte in jedes Ohr: »Ich war gegen den Krieg.

Plehwe hat den Herrn in dieses Abenteuer geschwatzt und nicht
geruht, bis ich, der Warner, überBord gestoßen war." Witte be»
reitet in Norderney den zweiten Handelsvertrag mit dem Deut»
schen Reich vor. Schließt im amerikanischen Portsmouth den
Frieden mit Iapan (das keinen Rubel erhält). Rüth dem Zaren,
eine Verfassung zu gewähren. Gilt als derErwirker des Oktober»
manifestes und wird die Hoffnung aller nachFreiheitDürstenden.
Nun erst ist, nach den Großstadtputschen, unter dem Gossudar für
einen Ministerpräsidenten Raum. In neuer Würde will Sergej
Iulitsch,dem derFriedensschluß die Grafenkrone eingebracht hat,
vor die Duma treten. Nach fechs Monaten wird er zum zwei»
ten Mal bestattet. Im Reichsrath sprach er noch oft. Fügte feit»
dem auch feine (nicht sehr beträchtlichen) Vorträge über Fragen
der Volkswirthschaft und Staatswissenschaft in ein Buch. Redete
und schrieb, als sei er sein Leben lang der liberalste Mann, den
Protestanten, Römern, Iuden freundlich, gegenjeden Versuch zur
Nussifizirung polnischen oder finischen Landes gewesen; als habe
er nie, neben Giers und Pobedonoszew, unter Alexander Alex»
androwitsch gedient. Auf allen Feuern hat er gekocht, auf allen
Gipfelchen Wächter gehalten. Pobedonofzew mißtraute ihm im-
mer; und ging trauernd aus dem Amt, als die Selbstherrschast
zerstückt, die Volksvertretung beschlossen war. Schwächere bleiben
dem Mann unterthan, der vor seinem ersten Kaiser gebebt, vor dem
zweiten die Stimme ins Schulmeisterliche gehoben hatte. Trotz
Goldwährung und Bahnverstaatlichung, Branntweinmonopol
und Zonentarif (die Sozialpolitik, mit Fabrikinspektion und Ar»
beitzeitkürzung, war das Werk Kowalewskijs) wäre Witte nicht
schon als Finanzminister so laut gerühmt worden, wenn er die
Menschen nicht, ansehnliche und kleine, stets so klug behandelt und
in den Dienst feines Zweckwollens überredet hätte. Den Chinesen
Li»Hung»Tschang und den Iapaner Matsukata, den Kanzler Bü»
IowunddenFinanzmechanikerFischel:Iedenwußte erzunehmen.
Den Popen und Polizeispion Gapon, der amzweiundzwanzigsten
Januar 1905 Petersburger Arbeiter vor den Winterpalast führt,
hat er am Fädchen. Auf den Hofhypnotiseur Gregorij Rasputin,
den, vor des Kaisers Ohr, Kokowzew «eine Gefahr für die Dy»
nastie" genannt hat, blickt er aus andächtigem Auge (und wird,
nach langerEntfremdung, von Nikolai drum wieder auf dieWange

geküßt). Kokowzew? Einst seinSchüler und, seitWladimirKowa-
lewskij ins Dunkel wich, des Finanzministers yauptgehilfe. Ietzt
aberMinisterpräsident: also einAergerniß.AlsMehrer des Gold-
schatzes undWahrer desBranntweinmonopols ist er Wittes Erbe.
Wird von Witte aber grob ausgescholten. Der war Rivalen ein
harter Richter. Stolypin: ein heuchelnder Büttel und Finsterling.
Goremykin:ein alter Narr. »Der plumpe Staatsanwalt Plehwe
treibts nicht mehr lange; derVolkszorn wird sich bald an ihm rä-
chen." AmTag vorPlehwesErmordungsagtsWitte zu mir. Am
nächsten: »Sie könnten glauben, das Attentat sei von mir bestellt
worden. Aber mit solchen Mitteln arbeite ich nicht. "Seine Feinde
erzählen, in dem Automobil, aus dem eine Dynamitbombe den
Minister des Inneren riß, habe die Ar, klage und das Beweismate»
rial gegen Witte gelegen, das der Zar eingefordert hatte und das
danninDurnowos Hand eine Masfe wurde. Den bekämpft Sergej
Iulitschfortan nicht mehr.Wozu?MitderMacht,die ernichtbre»
chen kann, muß der Schlaue rechnen. Den Iuristen Pobedonoszew
hat er, als Alexanders allgewaltigen Oberprokurator, wie einen
Metropoliten der Slawengemeinde geehrt; und dennoch gegen
ihn, unter Nikolai, die Freiheit derKirche vertheidigt. Durch den
Sem skijSobor fand erdieSelbstherrschaftgefährdet;undentband
ihr die Verfassung.Stets hat der Zweck ihm die Mittel geheiligt.
Witte war weder ein großer Staatsmann noch ein zuver»
lässiger Freund Deutschlands. Im Amt sah er die Dinge anders
als draußen. (»Den Handelsvertrag, den ich in Norderney mit
dem Fürsten Bülow vereinbarte, hätte ich als Finanzminister nicht
angenommen.") Internattonales war ihm fremd. Der Liebling«
plan seiner letzten Iahre, franko»russisch» deutscher Dreibund, kaum
mehr als eine Schrulle. Er wußte, daß Rußland keinen Krieg
braucht und daß jeder ihm schaden muß. Doch er glaubte, manch-
mal ungern, an Rußlands Sieg. Im Iahr des Iapanerkrieges
wiederholte er Skobelews Wort: »Wir werden sie mit unseren
Mützen (unserer Ueberzahl) schlagen." Und vor einpaarWochcn
sprach er laut von der Gewißheit nahen Russensieges. Nur das
Unglück seines Vaterlandes hätte ihn, der dem vielfach geflickien
Hünenleib nicht mehr die Leistung des Vollkräftigen abfordern
konnte, noch einmal in Macht gerufen. Des Siegers Sache ist leicht
zu führen. Witte waralsUnterhändler des geschlagenenNeiches

bcwährt.DenvomDcutschenKaiserBevollmächtigtenwareernoch
unbequemer geworden als den Iapanern. Wenn ersichnicht etwa
in den Wunsch beschieden hätte, nach dem Friedensschluß Bot-
schafter in Berlin zu werden. Graf undSchwiegervatereinesNa»
rishkin: nur das Reichskanzleramt der Nesselrode und Gortscha»
low oder eineBotschaftEkstenRanges konnte ihm noch genügen.
Die Memoiren, die er in langerMuße schrieb, könnenWichtiges
entschleiern und durch die Schilderung persönlichen Erlebnisses
fesseln;einSchöpfergeistwirdausihnennichtwirken.Geschmeidig-
keit mit der Eisenfarbe wuchtig ragender Kraft zu bepinseln, hatte
Witte gelernt. Im Innersten war er schwach. Wollte zeitgemäß
fein und den Moderock tragen. Ein Aushorcher und Nachahmer.
Verwegen; nicht urwüchsig. Er hinterläßt seinem Vaterland keinen
Glaubenshort; seinWollen war ohneVision, warimmer: Witte.
U. 8.
Herr Bryan, Staatssekretär der Vereinigten Staaten, hat
den Antrag, die Ausfuhr von Waffen, Munition und anderem
Kriegsgeräth zu verbieten, im Ianuar abgelehnt. »Unsere Märkte
(so ungefähr sprach er)sind allenZahlungfähigen offen. England
und feine Freunde haben, da sie die Meere beherrschen, die Mög-
lichkeit, das aus unserem Land gelieferteKriegsgeräth inihrcHäfen
zu bringen. Die andere, von Deutschland geführte Mächtegruppe
hat diese Möglichkeit nicht; von ihr aus Amerika gekauftes Kriegs»
geräth würde ihr Feind unterwegs in Beschlag nehmen. Wenn
wir, deshalb, die Ausfuhr verböten, brächten wir England um
einenVortheil derSeeherrschaft,um eine durch seineAnstrengung
erworbene Gelegenheit zum Vorsprung. Das wäre ungebührliche
Begünstigung dervonEngland,Frankreich,Rußland bekämpften
Gruppe: also Verletzung derNeutralenpflicht. UnsereNeutralität
zeigt sichdarin,daßwirIedemjedenKaufgestattenund dieFrage,
ob der Käufer feine Waare heimbringen könne, nicht beachten.
WillDeutschland, Oesterreich -Ungarn,die Türkei von uns Kriegs-
geräth kaufen: unsereFabriken werden dieAufträge gern anneh-
men. DieGründe, die solchen Kauf hindern, kümmern unsnicht."
Die von dieser Antwort nicht befriedigten Deutsch-Amerikaner
haben sich imFebruar anWilsonsVorgänger, denRepublikaner
Taft, gewandt. Der sagt: „Das Verbot, den in Europa gegen

einander kZmpfendenMächtenWaffen und Munition zu liefern,
würde unsernstlich schädigen. Einebis insKleinste fürdenKrieg
gerüstete Macht, die uns überfiele, fände uns niemals in ähn»
licherBereitschaft. Ist aber eine vollkommen gerüstete Macht allen
nicht für den Krieg vorbereiteten in unausgleichbarem Höhenmaß
überlegen, dann muß der allgemeine Rüstungdrang noch stärker
werden, als er in den letzten drei Iahrzehnten schon war. Des-
halb würde ich die Annahme eines Gesetzes für unklug halten,
das alle für den Waffeneinkauf kämpfenderMächte in neutralen
Ländern geltenden Vorschriften auswischt. Das Ausfuhrverbot
wäre unter den obwaltenden Umständen auch unvereinbar mit
der Neutralenpflicht: weil es nur einer der kriegenden Parteien
Nutzen brächte." Die Republikaner stimmen hierin also mit den
Demokraten überein. Alle wollen weder Amerikas Geschäfte
schmälern noch für den Fall deutsch-amerikanischen Krieges, in
dem die Inselreiche Europas und Asiens neutral blieben, auf
die Möglichkeit verzichten, aus England und Iapan Waffen und
Munition einzuhandeln. Der Kongreß hat das Ausfuhrverbot
nicht angenommen. HerrRoosevelt wünscht den Eintritt derVer«
einigten Staaten in den Bund, der Belgien gegen das Deutsche
Relchschützenwill.HerrIakobSchiff, Seniorchef derFirmaKuhn,
Loeb S Co., meint, ein triumphaler Sieg Deutschlands sei nicht
zu wünschen. Und Herr Carnegie, Stahlkönig und Friedens»
apostel, räth Herrn Asquith (der zu vernünftig ist, um solchem
Rath zu folgen), auf Waffenstillstand sich nie, auf Verhandlung
über neue Friedensmöglichkeit frühstens dann einzulassen, wenn
Deutschlands Macht völlig zerschmettert ist. DenktIhrnochdran?
Von allen Goldmachern der Vereinigten Staaten (schrieb ich vor
zwei Iahren) ist mir Herr Andrew Carnegie der unangenehmste,
Harriman war ein funkelndes Genie, Morgan einvornehmer,vor
dem Reiz hoher Kultur andächtiger Mensch, derRembrandt, den
delfter Vermeer und Hals nicht nur kaufen, fondern auch lieben
konnte; Rockefeller ist aus einem Stahlstück, hart, stark, kühl, den»
noch ein Lebenspender (der die Schminke sozialer Heuchelei ver-
schmäht); und Schiff der kluge, sromme, auf demMilltonenthron
noch ebionitisch gefühlvolle Iude, derganznurIude scheinen, nur
seinerRasseNoth lindernwill. Carnegie ist suftt mixte; an dieAt-
lantiskuste attlimatisirter Schotte. Unter den Allerreichsten der

Einzige, den man sich auch in Europa heimisch denken kann (viel-
leichtalsdenGönnervonMonistenbündenundEthikerkränzchen).
Erinnert manchmal anThomas Chalmers, der ein sinnlich«über»
sinnliches Evangelium predigte, manchmal sogar an den Lands-
mann Iohn Knox, der, mit dem Weisfinger in der Genfer Bibel,
den »ersten Trompetenstoß wider das mörderische Weiberregi»
ment"(derschönen,stetsbrünstigenMariaStuart)ausderSchweiz
nach Schottland schickte. Carnegie, denBildungschätze nicht über»
lasten, möchte als Philosoph, Moralist, Heiland (m.b.H.) gelten.
Sein »Empire ok business" lohnt der Mühe des Lesers und mit
Andrew «vierspännig durch Schottland" zu fahren, ist vergnüg»
lich. Der muß einGeschäftsmannvonvielenGradengewesensein.
Nach der Schätzung ruhiger Leute sitzt er auf tausend Millionen
Mark. Giebt große Summen für Bibliotheken und für die Agi»
tation der Weltsriedensstifter. Nie für Anderes. In die stille Wun»
derstadtDenHaag hat er, auf den Weg nach Scheveningen, einen
Palast gestellt, in dem allerlei Hennen, nach der Vorarbeit emsiger
Hähne, den Weltfrieden erbrüten sollen. Eine Festspielarena, ein
Stadion, ein Museum für niederländisches Kunstgewerbe wäre
nützlicher gewesen. Aber das Haus steht nun einmal, könnte noch
klotzig»häßlicher sein; und daß im Rund der Beiträger zum Bau
Deutschland das Gitter und den Thorschlüssel geliefert hat, wird
einst wohl nochalseinniedlicherSymbolwitzBülowsbelacht.Die
Eröffnungfeiernütztederkleine SchottezueinerRede,derenZweck
war, den Deutschen Kaiser bis über die Schnurrbartspitze in Honig
zu tunken. »Die hervorragendste Persönlichkeit unserer Zeit." Es
ist erreicht. Legis zu dem Uebrigen der U. S. A. Entschüchterte
Oberbürgermeister würden sich solcher Festrede schämen. Car-
negie liest sie vom Blatt. Ein Kriegsherr, der ungefähr zwölfhun»
derttausend Mann unter der Fahne und Flagge hat und immer
den Waffenrock trägt, müßte dem weißen Demokraten undPazi»
fizisten mißfallen. I^o. Wilhelm soll die »Fackel des Friedens"
anzünden und die Völker der Erde zu einer Heerde sanfterMil»
lennarlärnmlein schaaren. Blech mit Himbeersauce. DieBlüthe
deutscher Wirtschaft sei nur im Frieden möglich geworden; und
erst recht, Herr Andrew, nur durch die Kriege von 1864,66,70, die
dem nun üppig sprossenden Stamm dieWurzeln tief bettetenund
kräftig düngten. Doch die Bleibsel der Schottenliebe fürs große

Britenweltreich können den Wunsch erklären, daß Deutschland auf Krieg, also auf beträchtliche Dehnung, verzichte. Nur: das Ge» habe desFriedensglöckners ist widrig. Carnegie war Weberlehr» ling, Depeschenboy,Laufbursche: und hat tausend MillionenMark in seine Speicher gehäuft. Ließ er sich stets nur von der evangeli» schen Milde bedienen, die er heute denVölkern predigt? Er hat, schmunzelnd, den Stoff zu Panzerplatten und anderem Kriegs» geräth geliefert, mit Gewalt undList Männer vomWuchsRocke» fellers undMorgansinseinesWillensRichtung gezwungen,un» zähligeSchwächereüberranntundsichüberallalsdengerissensten, mitallen SalbengeschmiertenGeschäftsmenschenbewährt.Wähnt ein Nüchterner noch, daß mit knoxischer Bibelmoral in der Linken und einem Milchkübel voll ungewässerter Menschenliebe in der Rechten tausend Millionen zu säckeln seien? Carnegie hat, auf feine Kaufmannsweise, anderthalbMenschenalter langKrieg ge« führt: um alles Stahl der Vereinigten Staaten in seine Hand zu raffen; um in derWahlheimath der mächtigsteMann zu werden. Ietzt hat ers, längst, »nicht mehr nöthig", lebt fern vom Geschäft und schleudert Bannbullen wider alle Nationen, die ihren Willen zur Macht nicht einurnen. Wir, schlau frömmelnder Schotte, ha» Kens noch nöthig; sind nicht Raufbolde, doch auch nicht Dumm» köpfe, die sich selbst in Vertragsstricke schnüren und aus freiem Willen entmachten, entmannen;unddemDeutschenReich handelt sichs umBeträchtlicheres als um eines EinzelnenReichthumund Tyrannis.AlfredNobel, der aus dem Verschleiß vonSprengstosf Millionen zog, und Stahlkroisos Carnegie: dieOelzweigschwen» ker haben sonderbare Patrone. Iunge Buhllust erkaltet in Bet» schwesternsittsamkeit.Wir wollen unser nationalesGeschäft so stark, so kühn und klug führen, wie Carnegie seinpersonales geführt hat. Vorbild mag er uns fein; als Moralprediger heitert eruns. Und wir dürfen ihn nicht im Zweifel darüber lassen, daß ein Hohen» zollern, der sich indenWunschneigte,demschottischkarrirten Rath zu folgen, nach Iericho gondeln und dort seines Bartes Wachs» thum abwarten könnte, aber der Ehre entsagen müßte, im Reich deutscher Menschen Kaiser zu sein. Herbst 1913: »Die hervor» ragendstePersönlichkeitunsererZeit."Lenzmond 1915: »Muß zer» schmettert werden." War ich dem Stählernen wirklich, wieMan» cher meinte, damals ungerecht? Und wollenwir denVersuch, die

gleißenden Hüter des Vankeehortes in Deutschfreundschaft zu schmeicheln,nichtendlichaufgeben?Die Vereinigten Staatenhan- dcln, wie sie wollen; wir, ohneihnenein unhöflichesWort zusagen, wie wirmüssen. Wenn unsereTorpedos ihnen gehörigeSchiffe ver- nichtethaben,zahlen wir denTarispreis. Wenn sie uns brauchen, werden siemit einerOfferte kommen.Nie wieder dürfenwirum ihre Liebe buhlen.Moral wollen wir nichtan ihre Küste exportiren; aber auch den Import der von ihnen angepflanzten artig verbitten. Trotzdem aus unserem Reich alles Gefühl für Sittlichkeit» werth gewichen ist.Ein amerikanischerProfessorsagts.HerrMark Valdwin, der in Deutschland studirt hat und deshalb aufgefor» dert worden war, dem newyorker Deutschen Hochschulbund bei» zutreten. Nein, spricht er: Die Wahrheit, die EuerBund verbreiten will, ist mir Lüge. »Die Dokumente erweisen die schimpfliche Un» ehrlichkeit,denKynismus,dieErpressersuchtDeutschlands.Seiner Herausforderung zum Krieg konnte kein Volk von Anstand und Selbstachtungbedürfniß sich entziehen. Frankreich und Rußland waren verpflichtet und genöthigt,zu kämpfen. England hatte nur einePflicht: Belgien unddieCivilisationzuschützen.DiesePflicht hat es, ohne Zwang, auf sich genommen; und dadurch neuen Ruhm zu al'tem erworben. Die Deutschen führen den Krieg als ein Volk von Banditen und Piraten; nur Wilde können solchen Vanda» lismus loben. Daß sie von amerikanischen Professoren und Stu» denten, den Hütern des menschlichen und christlichen Ideals, Zu- stimmung heischen, ist, schon an sich, eine Beleidigung. Die Ant» wort kann nur lauten: Schämet Euch und gehet nach Haus! Der Lehrkörper unserer Hochschulen wird niemals verwinden, daß Deutschlands Kriegszweck und Kriegssitte von deutschen Profeffo» ren vertheidigt wurde, die unsere Iugend in reine Sittlichkeit und wahre Wissenschaft einführen sollen. Uns Amerikanern wird ein Theil der hier lebenden Deutschen nachgerade verdächtig. Wir haben zwar in Deutschland studirt, sind aber dem Angelsachsen» ideal treue Patrioten geblieben und nicht ,macle in (Zerman/. Wir müssen endlich fordern, daß Studenten, Zeitungschreiber, Poll» tiker, die ,ma6e in (Zermsn/ sind, abgeschüttelt und Allen, die hier unneutrale und unpatriotische Werbungen versuchen, Reisepässe gegeben werden; deutsche, nichtZgefälschte Amerikanerpässe. Der deutsche Feldzug ist von dem Botschafter, dessen Betriebsamkeit längst seineAbberufung erzwingen mußte, geleitet, durch Artikel,

Rundschreiben,Vorträge gefördert worden;keinWunder,daß er
in Verschwörung, Brandstiftung, Bombenwurf ausartete. Diese
Deutschen verrathen das Land, das sie als seine Kinder aufnahm.
Unsere Duldsamkeit war bisher eben so groß wie ihre Verachtung
unseres Wesens. Das Wort Deutsch-Amerikaner darf nicht an
Arglist und Unredlichkeit erinnern. Die wichtigste Pflicht unserer
yochschulorganisation ist, deutschen Verrath unter die Schärfe der
Landesgesetze zu stellen; dann erst würden die Deutsch-Amerikaner
vondemSchimpf erlöst,der anihnenhaftet." Alsospricht einHüter
des Ideals, ein Lehrer reiner Sittlichkeit und wahrer Wissenschaft.
Die Deutsch» Amerikaner werden dieFehde ausfechten. Und dann
vielleicht erwägen,ob sie in dem schönenKampfe für dasAnsehen
des altenVaterlandes nichtmanche Eigenart des neuen verkann»
ten.Wir dürfen unsnicht einmischen.Haben die politischeMacht der
untermSternenbannerlebendenDeutschenschonlauterbetont,als
ihnen nützlich war. IederDeutsche, den sein Wandel, seinHandeln
als redlich und fleißig, starkund bedachtsam, sauber und gütig er»
weist, wirbt seinem VolkAchtung; erreden, erschreiben wird er sie
nicht. Und das Eifern Einzelner setzt die Gesammtheit herab.

TatTwamAsi.

Zwei vom Internationalen Ausschuß des Rothen Kreuzes
abgeordnete Männer haben die Wohnstätten der Deutschen ge»
sehen, die seit dem Kriegsausbruch in England gefangen sind. Ihr
Bericht ist wichtig und kann manche Sorge lindern. „Trotzdem in
jeder Woche einer bestimmten Zahl die Heimfahrt gestattet wird,
sinds noch immer fast zwanzigtausend Männer; nur wehrfähige.
(Die Zahl der unbelästigt in ihren Privathäusern lebenden Deut»
schen soll nicht geringer sein.) Frauen und Kinder giebts in den
Lagern nicht. Daß dort geklagt wird, ist natürlich. Könnte es anders
sein? Daß sie gefangen sind, giebt den Leuten Grund zur Klage.
Einer war Kellner in einem großen londoner Hotel, der Zweite
Lehrer, der Dritte Commis, derVierte Fabrikarbeiter; seit Krieg
ist, sind sie, Alle, unfrei und müssen sich mit der Nahrung, dem
Strohsack, der Decke eines Soldaten begnügen. Die Wandlung
der Lebenslage ist so arg, daß Keiner zufrieden sein kann; schon
der Verlust der Freiheit ist schwer zu tragen. Die Regirung geht
von dem Grundsatz aus, daß sie allen Gefangenen,Kriegern und
Bürgern, Nahrung und Kleidung gewähren muß; wo es nöthlg

ist, werden neue Kleider und Stiefel unentgeltlich geliefert. Deut»
sche Ehefrauen der Gefangenen erhalten in jeder Woche fünf, eng»
lische zwölf Schilling. In Queensferry sind zweitausend Gefan»
gcne ineinerMaschinenfabrikuntergebracht. Zwölf hohe,geheizte
Säle mit Oberlicht; in jedem hundert bis zweihundert Männer.
Die bretterne Bettstatt ist auf der Diele; doch werden jetzt richtige
Betten gezimmert. Ieder hat einen Strohsack, ein Kopfkissen und
drei Decken.BäderundDouchewerdenvielbenutzt. Die Klageüber
allzu sparsame Seifenlieferung haben wir dem Kommandanten
vorgetragen. Die Ordnung wäre besser, wenn militärische Zucht
herrschte. Die Nahrung ist inlallen Lagern gleich. Morgens und
abends Thee, Brot und Butter, mittags Suppe, Gemüse und
Fleisch. Das soll nicht genügen; auch werde meist, statt der Butter,
Margarine gegeben. Wer Geld hat, kann in derKantine einkaufen;
der daraus kommendeUeberschuß wird nur für die Lagerinsassen
verwandt. Die Küchenarbeit ist Deutschen anvertraut. Hauptklage:
unzulängliche Sonderung der Gefangenen. Zwar ist ein Saal den
,feineren'vorbehalten, Offizieren von Handelsschiffen und Leuten,
die ein Bischen Geld zusetzen können; doch Mancher muß neben
einem Syphilitiker oderVerlausten liegen. Der Kommandant sagte
uns,er sei zuAbhilfe gern bereit, sobald man ihm so unerwünschte
Nachbarn bezeichne. Die Männer dürfen auf dem Hof spaziren
und auf einem großen, mit Stacheldraht gerahmten Grundstück
spielen. Iede Arbeit wird bezahlt; die meisten Gefangenen sträu-
ben sich aber gegen Arbeit. DasLazarethatguteStubenundAus»
stattung; wir fanden darin ungefähr zwanzig Kranke, meistLeute
aus Togo und Kamerun, die unter den Folgen des Klimawechsels
leiden.LuetischSchwerkranke habenSonderzimmer.Klage: Gepäck
und Geld seien den Leuten genommen worden. Einzelne behaup»
ten,Offiziere zusein und bessereBehandlungfordernzudürfen; ob
Deutschland dieses Recht anerkennen würde, ist zweifelhaft. Für
die Aufsicht,Bereitung,Vertheilung derSpeise,Reinlichkeit könnte
wohl noch Allerlei geschehen. Freilich ists schwer, ein Lager für
zweitausend Menschen verschiedener Herkunft so in Ordnung zu
halten, daß zurRüge kein Anlaß bleibt. MitManchem ist, seiner
physischen und sittlichen Eigenart wegen, nicht leicht zu hausen.
Das gilt besonders für die aus dem Polizeigewahrsam ins Lager
Geschickten. Aus dem großen Luxusdampfer Hoya! rl^varä sind
dreizehnhundert Deutsche in drei Klassen vertheilt. In der Ersten

kostet das Essen täglich zwei Schilling; einen vergütet die Re-
girung. Da wohnen reiche Leute, denen nichts fehlt, die denselben
Komfort haben wie in Freiheit auf einem großenPassagierdampfer
und die sich ausderDrittenKlasseBedienermiethendürfen. Was
i hre Ausgaben, überdenKostenaufwand hinaus, einbringen, wird
für die Dritte Klasse verwandt. Die (und dieZweite)erhältNahr>,
ung und (im Bedarfsfall) Kleidung ohne Entgelt. Alle, auch auf
der Saxonia, dürfen auf dem Deck wandeln und spielen; Alle, auf
geliefertem Papier, in jeder Woche zwei Briefe schreiben. Die
Angabe, daß die Gefangenen auf Stroh schlafen müssen, ist falsch;
sie schlafen in Schiffsbetten und an Bord ist kein Strohhälmchen
zu finden. Klagen haben wir nicht gehört. Vor Portsmouth, auf
^Scania und Usniwba, scheint die Nahrung nicht so gut zu sein.
Wohnräume und Bäder sind nicht anders als auf den anderen
Schiffen. AnBüchern fehlts nichtund englische Zeitungen werden
zugelassen. Die Zahl der Lagerinsassen verringert sich überall;
viele sind entlassen worden und haben irgendwo in England Be-
schäftigung gefunden. Man denkt an die Auflösung der Lager. Das
beunruhigt die OeffentlicheMeinung ein Bischen und dieMinister
find deshalb im Parlament mehrmals interpellirt worden."
Wir müssen hoffen, daß allen Mächten bald möglich wird,
«uf die Einpferchung Unschuldiger, meist auch Unschädlicher zu
verzichten. Angst vor OeffentlicherMeinung darf eine starke Re-
girung niemals hemmen. Was haben die in Queensferry, Ruh»
leben undsonstwoelngesperrtenMenschengethan? AufdasHan»
dein derRegirenden, auf die ErklärungundFührung des Krieges
konnten sie nicht einwirken; daß sie Deutsche sind, dürfte ihnen in
England, daß sie Briten sind, in Deutschland nicht die Freiheit
des Wandels sperren. Wollen die Feinde nicht: wir könnten alle
der Polizei nichtVerdächtigen heimschicken; und dadurch, Unbe-
fangenen wenigstens, erweisen, daß im Deutschen Reich das Per-
sönlichkeitrecht redlicher gewahrt wird als indenzum«Schutz der
Freiheit, derMenschenrechte und der Kultur" wider uns verbün»
detenReichen.Wir könnten auch erwägen, ob die inFreiheitGe-
lassenen noch länger verpflichtet sein müssen, täglich zweimal sich
<luf dem Polizeibureau zu melden. Diese Pflicht schränkt nicht nur
durch den Zeitverlust die Erwerbsmöglichkeit solcher »feindlichen
Staaten Angehörigen" ein, sondern verleidet auch Vielen, die
ihnen sonst Arbeit zuwiesen, so menschenfreundlichen Plan. Nützt

uns, daß einFranzöschen, eineSerbin auf unsererErde hungcrt
und friert? Daß Balten, Finen, russische Iuden, auf deren Zärt-
lichkeit die beiden Nikolai niemals zählen durften, aus ihrer Be»
wunderungdeutschenRechtsschutzesinübleVergleiche abgleiten?
Was die Sicherheit desReiches heischt, muß geschehen; nicht mehr.
Die Feinde Menschenpflicht zu lehren und in Ehrfurcht vor allen
vom Weib Geborenen zu überreden, ist nicht unsere Aufgabe;
könnte auch nicht gelingen. Die inEnglandRegirenden abermöchte
ich fragen, ob fl e wissen, daß den in britischen Kolonien Gefangenen
(über derenWohnstatt und Behandlung ich bishernurLeidliches
gehört habe) jederVerkehr mit derHeimath abgeschnitten ist; daß
diese Menschen seit sieben, achtMonaten nicht dasAllergerIngste
über das Schicksal ihrer Eltern, Kinder, Geschwister, ihres Ge-
schäftes und Vaterlandes erfahren habennoch denfernen,unruh-
vollen Verwandten Nachricht senden können. Wem nützt solche
Seelenfolter? Warum gilt nicht auch in Australien, Kanada, in
asiatischenundamerikanischenSiedlungendieVorschrift,daßjeder
Gefangene in jederWoche zwei (prüfbare)Briefe schreiben, zwei
empfangen dürfe? SirEdwardGrey,demEichhörnchen die liebsten
Gefährten sind,müßte sich unnöthigerMenschenquälerei schämen.
Böses Beispiel.
»Englands Volk hat vom ersten Kriegstag an dem Pflicht-
befehl in bewundernswerther Weise gehorcht. Die Versuche, Ar-
beiter in den Entschluß zum Ausstand zu überreden und die für
das Heer sorgendenIndustrienzu hemmen, waren,wie mirscheint,
von Ausländern angeregt. Wer bedenkt, was die englische Flotte
seit dem August auf dem Meer, das kleine, aber tapfere Briten-
heer auf dem Land geleistet hat, Der lernt verstehen, warum der
DeutscheKaiserdieFreundschaft oder mindestens die Neutralität
Englands erstrebte, dessen unerschöpfliche Kraftquellen er kannte.
Am letzten Augusttag hatte die Bank von Frankreich 4041 Mil»
lionenFrancs in Gold liegen; WMillionensind hinzugekommen,
trotzdem nicht der allergeringste Druck auf die Goldbesitzer ver-
sucht wurde. Von allen Seiten wird dem Staat Geld angeboten.
Frankreich darf sicher sein, daß ihm ,der Nerv des Krieges' nicht
fehlen wird. Seit den letzten Februartagen waren die deutschen
Berichte aus der Champagne mit den französischen nicht mehr ver-
einbar. Als Paris meldete, sein Heer habe die ersteLinie derdeul-

schen Schützengräben genommen und sei an manchen Stellen dar»
über hinaus vorgedrungen, sagte Berlin, alle Angriffe feien völlig
erfolglos geblieben und die Franzosen,nach schweren Verlusten,
zurückgeworfen worden. Der Widerspruch ist unlösbar. Eine der
beiden Parteien lügt.In jedemFallgilt es schon als Erfolg, wenn
im Lauf eines Tages die Front um zwei« oder dreihundert Me»
ter vorrückt; oft muß man sich mit noch kleinerem Vortheil begnü«
gen und ihn sichern, statt neuen zu suchen. Aber die Verbünde-
ten haben mehr Zeit als ihr Feind. Am sechsten März hat der
deutsche Generalstab uns berichtet, die Truppen, die mit der Auf»
sammlung der aus der Masurenschlacht gebliebenen Beute be«
schäftigt waren, seien für andere Operationen frei geworden. Das
deutsche Publikum ist so leichtgläubig, daß ihm auch vor solchem
Satz noch kein Zweifel naht. Im Ausland ist so rührende Harm»
losigkeitnicht zu finden. Da merkte man sofort, daß einRückzugver«
hehlt werden sollte, und wartete auf das petrograder Telegramm,
das ihn melden werde. Richtig: ein deutscher Rückzug im Norden
von Suwalki. Diesmal war der Faden zu dick. Den Plan, die
Dardanellenforts zu beschießen, hat einCivilminister,HerrLloyd
George, aus Paris nach London gebracht. Er berief sich auf den
ErfolgdeutscherArtilleriegegenbelgischcFestungen.DasSchicksal
der Dardanellen ist also in Lüttich, Namur, Antwerpen bestimmt
worden." (lournsl <Ze (Zeneve.) „So lange dieUnantastbarkeit der
Türkei verbürgt war, konnte Italien sich mit der ihm bei Adalia
zugestandenen Einflußsphäre begnügen; jetzt fordert es einen brei»
teren Beutetheil und erkennt, daß ihn nur die Kampfgenossen»
schaft mit den Verbündeten bescherenkann.Aucham wiener Ball«
hausplatz weiß man nun, daß die Zeit italischer Neutralität bald
verstrichen sein wird." (Dr. Dillon im Daily TeleZrapli.) »Deutsch»
land muß vor der Hungersnoth zittern: sonst hätte es sich nicht
bereit erklärt, die Kontrole der Vereinigten Staaten, deren tag«
liche Einmischung in seine inneren Angelegenheiten zu dulden.
Das ist mehr, als das kleine Serbien von Oesterreich hinnehmen
wollte. Doch selbst der Wille zu solcher Erniedrigung nützt den
Deutschen nicht: denn die Verbündeten erlauben nicht, Lebens-
mittel anDeutschlands Küstezubringen; auch wenn diese Import-
güter nurfür dieBürgerverwendetwerden,hättedasHeerjaVor-
theil davon. DerAppell an die Menschlichkeitwird denDeuischen
nicht das Mitleid derWelt eintragen. Am viertenMärz1892 hat

HerrvonCapriviimReichstag gesagt: ,Während derBelagerung
hätten wir keinen Zug mit Lebensmitteln nach Paris gelassen. Ge-
nau so ists auf der See. Wer Krieg führt, wird mit allen erlang-
baren Mitteln zu hindern suchen, daß sein Feind Lebensmittel
und Rohstoffe erhält. Das ist nicht Barbarei, sondern die An-
wendung des Landkriegsrechtes auf den Seekrieg/ Drei Mil»
lionen Pariser haben 1870 gehungert. Ietzt wimmern stebenzig
Millionen Deutsche um Gnade." (HerrDaniel Blumenthal, einst
Bürgermeister von Colmar und Mitglied des DeutschenReichs»
tages, im Petit 1ournal.) „Vergleichet das einmüthige Vertrauen
und die Entschlossenheit unserer Bürger und Krieger den Zeichen
deutscher Schwachheit und Zagheit, die alleLüge nicht verbergen
kann; achtet auf die Berichte, in denen der preußische General»
stab unzweideutige Niederlagen in Siege umlügt, auf die Befehle,
mit Brot, Kartoffeln, Zucker sparsam zu sein und Strohmehl zu
benutzen, auf die Enttäuschung von dem Unterseebootkrieg gegen
EnglandundaufdiewachsendeFurchtvorsderWirkung der franko»
britischen Blockade. Der Vergleich mit unstter Lage muß uns stär»
ken.Wir müssen noch auf etliche Monate grausamen Krieges gefaßt
sein und alle Kräfte und Mittel aufwenden. Ernste diplomatische
Schwierigkeitenwerden sich,besondersimOrient,den militärischen
gesellen. Doch die Thatsache, daß Deutschland überall mit Lüge,
Verleumdung,Bestechungwirtschaftet, beweist uns deutlich: trotz
all seiner Prahlerei fühlt der Feind sich verloren." (Herr Pichon
impetitlournsl,) »Die deutsch- österreichische Offensive im Osten ist
bisherunwirksam geblieben. Unsere rufstschenVerbündeten haben
ungemein heftige und gefährliche Angriffe ausgehalten. Wenn im
deutschen Hauptquartier erkannt wird, daß die russischen Streit-
kräfte nicht zu schlagen sind, könnte auch der Wunsch entstehen,
über denFriedenzuverhandeln,ehe er den Deutschen aufgezwun-
gen wird. Doch ihr Stolz wird sich gegen diese Erwägung sträuben
und sie werdenlieber neueTruppen ins Feuer werfen. Iedenfalls
bessert dieStandhaftigkeitderRussenunsereStellungaufderWest-
sront und die Regimenter, die aus Ost dorthin zurückkehren, wer»
den übel aussehen." (Oberst Repington in den I,imes.)
»ImFebruar19lÄbetrugdieGesammttonnagederHandels-
schiffe in englischen Häfen 3 300 000, im Februar 191S nur2 524 000
Tonnen. Der Unterschied ist nicht unbeträchtlich; an die von den

Deutschen geplanteZerstörung des englischen Handels aber nicht
ernsthaft zu denken. Die Minderung der Einfuhr ist auch nicht
durch den Versuch bewirktworden, den die Deutschen eineBlockade
nennen, sondern dadurch, daß viele IndustriestättenEnglands, die
sonstWaaren übersMeer schicken,jetzt für die Regirung arbeiten.
Mit derAusfuhr hat sich natürlich al?er auch die Einfuhr verrin»
gert. Vom elften bis zum siebenzehnten Februar liefen 752 Schiffe
ein, 686 aus; in der nächstenWoche708ein, 673aus; inderdann
folgenden 805 ein, 669 aus. Das sind die Ziffern des englischen
Marineamtes. Die deutsche Drohung hat also die Handelsschiff»
fahrt nicht gestört. Vom einundzwanzigsten Ianuar bis zum drit»
ten März sind 15 Schiffe vernichtet und 29 Mann getötet wor»
den. Vom ersten Februar bis zum fünften März wurden 14
Schiffe von deutschen Unterseebooten angegriffen, aber nicht ver»
letzt. Das Piratengeschäft bringt den Angreifern schlimmeren
Schaden als den Ueberfallenen. Die Zahl der versenkten Schiffe
ist nicht viel größer als die der verlorenen Tauchboote. Groß»
britanien ist nicht von Hungersnoth bedräut; aber die deutschen
Häfen sind ohne Handelsverkehr und die Nährmittelzufuhr stockt
überall. OhnmächtigeWuth verbietetDeutschland, die ertraglosen
Banditenstreiche zu wiederholen;auch nachjederin derChampagne
erlittenen Schlappe tobt sich ja der Teutonenzorn an der Kathe»
drale von Reims aus.In blinder Zerstörungsuchthäufen sie neue
Schande; zeigen aber zugleich, wie berechtigt unsere Vergeltung»
pläne sind." (l.elemps.) »Der oft rauhe, stets gewaltige Rhythmus
dieses Krieges hat denfrechenPlandesFeindesschon zerbrochen
undunsdiefeste,mathematischeGewißheitdesSiegesgegeben.Die
ftützt sich auch auf ,Imponderabilien'.So nannteBismarck,der här-
teste Realist, die Meinung der civilisirten Menschheit, deren Sinn
für Freiheit und Recht. DerRhythmus dieses Krieges konnte nur
in einem Völkerbund entstehen, der sich gewaffnet hat, um die Welt
von abscheulicher Tyrannei zu befreien,und der diese Tyrannen»
macht nicht fürchtete, als sie unbezwinglich schien. Das ist schon
lange her;schonsechsMonate.Heutewissen die verbündetenVöl»
ker, daß alle nicht ihnen zugehörigen Menschen bald, doch zu spät,
dieReue beschleichen undnie wieder entklammern wird,nicht bei
Marathon gefochten zu haben. Dort werden wir, ohne ihre Hilfe,
den Sieg erstreiten." (Herr Ioseph Reinach im l^iZaro.)

Das ekelste Schmähwort des Feindes und seiner Wahlver»
wandtschaft darf uns nicht in denPfuhl solcher Gewohnheit ver»
leiten. Auch sein Geprahl nicht in Nachahmung. »Armer Fran»
zose,Du täuschest Dich selbst und erdichtestDirSiege, daß nur Kei-
ner im Volk merke, Dir geh' es so schlimm. "Der Hohn Huttens ist
noch nicht verjährt. Wir wollen ehrlich sein; nicht mit Lorberprun-
ken, den unserHeer aus Scharmützeln nichtholenkonnte;undohne
Rückhalt bekennen, daß auch wir dem Sieg noch fern sind. Wir
wollendieMeinungbereiter, deren Schicksal mit unserem aufblüht
und abwelkt, bitten, nicht fortan aus allen Winkeln der Erde Bot»
schaft und Gerücht herbeizuschleppen, deren Symphonie uns ein»
schmettern, einflöten will, von unserem Himmel funkle auch um die
Mitternacht Sonne. Ungetünchte Wirklichkeit wollen wir; nicht
Theater. Weder Schlaspulvernoch Tonics. WennHinduundAra-
berwider England aufstürmen: gut.Wird,imMai, Egypten ernst»
lich bedroht: derAblenkungfeindlicherKraftwollenwiruns freuen.
Der Emir von Afghanistan, dessen beide Nachbarn gegen uns ver-
bündet sind, wird nicht fürDeutschland fechten, der TennovonIa»
van nicht jäh sich von dem Britenreich wenden. Die Grundmauer
unserer Hoffnung soll nicht in Dünensand ruhen. Wer Wahrheit
nicht hören mag, muß sich vor deutschen Kriegern schämen. Wem
nützen die Bilder,die aufunserer Seite nur Starkes und Liebliches,
inFeindesland nurNolh undSchwachheit zeigen? Auch in derRe-
publik des Gebrüstes und Geschimpfes lebteine Schaarunbewaff»
neter Helden. Wir lachen über den Schwankklempner Capus,der
posaunt:«Wenn wir in Konstantinopel einziehen, wird unserHerz
trauern, weil neben uns nicht die Söhne der Helden schreiten, von
denenRerxesentwaffnetward."(OeI'^csäemie^ran?3ise.)Aberwir
horchenauf,wennHerrLloydGeorgespricht:»DasfranzösischeHeer
beschießt französische Städte und Dörfer, zerstört das Eigenthum
französischer Bürger: und nicht ein Mund schreit nach Entschädi-
gung. So ists m Frankreich. Ich warim September und im Oktober
dort und schildere, was ich selbst sah. So ists in einem vom Feind
besetztenLand.UndweilunseresvomFeind frei geblieben ist, ton»
nenwirinSeelenruheüberdieseDingereden.Auchwir abermüssen
siegen; und damit uns derSieg sicher sei, mußIeder von unsauf
einen Theil seines Behagens verzichten und sogar zu größerem
Opferwillig werden. DerStaat braucht neueGeschoßfabriken, neu e

Werkstätten, die ihmWaffen liefern; er darfnichtzögern,diePri»
vatindustrie aus denGebäuden zu treiben, die er für seinenZweck
nützen kann. Die Betriebsstörung ist den Fabrikanten (denen der
Durchschnittsertrag der letzten dreiIahre ausgezahltwird)höchst
lästig; der Krieg hemmt eben den ruhigen Geschäftsgang. Wir
stehen vor der Frage, ob England leben oder sterben soll. Um zu
leben,müssenwirunserKriegsgeräthinsUngeheuremehren.Was
gilt daneben das Gewerbe und der Gewinn Einzelner? Nur der
härteste Zwang der Noth konnte die Regirung in den Vorschlag
befristeter Enteignung drängen." DieRegirung des Landes,dem
der Glaube an die Heiligkeit des Besitzrechte s die festeste aller Bur»
gen ist. Lebt nicht auch hinter dem Aermelnoch Mannheit ? Müssen
wir Wütherichen und Profitschnüfflern glauben, daß jeder Brite
ein eiskalter Krämer, jederFranzos ein tänzelndes Aeffchen fei?
Beide waren für solchen Krieg nicht inBereitschaft; und tragen seine
Last in würdiger Stille. Sie können von uns, wir auch von ihnen
lernen. Der Deutsche spricht noch allzu gern von seiner Leistung:
ist ganz erstzufrieden,wenndarübergeredetundgeschriebenwird.
Je umständlicher, desto schöner. In Friedenszeit ein harmloser
Hang stiller Menschen, die auch einmal in Geräusch und neues
Erlebniß möchten. Im Krieg aber eine Gefahr. Uns fehlt, in deut»
schen Städten, noch beinahe nichts vom Gewöhnten; außerLeicht»
verwundeten, Eisenkreuzen, eleganten Pflegerinnen und Vers»
gestöber seihen wir kaum Etwas von dem grausamsten Krieg. Das
Brot ist nicht so schmackhaft, Reis und Kartoffel rarer, nicht an
jeder Ecke ein Auto noch in jedem Spielhaus ein Schmarren von
gestern. DieFeinde glauben nicht, daß esunssogutgeht; könnens
nicht glauben. Sie lesenArtikel über denUmgang mitBrotkarten
und den Segen der Kartoffelstatistik: sie hören von Eisschweine»
palästen, weiser Nützung der Küchenabfälle, von Strohmehl und
»Kriegskochbüchern", ahnen dahinter die Mobilmachung alles
nicht wehrfähigenBeamtenvolkes undjauchzen: » DerAnfang vom
Ende!"Paris istabendsso dunkel wie die Tintenflasche, der Sar»
cey die Norwegerdramen verglich; in London täuscht der Hydepurk
Luftfahrern Straßenbeleuchtung vor.Nur Zufallswörtchen drin-
gen hinaus. Auch uns richte, Herr; und lehre die in großem Leid
tapfer Geduldigen kleines stumm tragen. Hämmere uns, jedem
Einzelnen, den Befehl ins Gewissen, den Magengram lautlos,
als wärs Elterntrauer, bis an denTag deutscher Ernte zu tragen.

Verrechnung.
ie Engländer beeilen sich mit ihren Forderungen ans Ausland. Schon vor Monaten harte die britische Kaufmannschaft eine Statistik der Guthaben und Schulden verlangt, um die Grundlage für einen Ausgleich zu finden. Die ist nun gesunden; und ermöglicht einen Rundblick auf die Forderungen, die Britanien an feindliche und neutrale Staaten hat. Warum die Citykauslente diese Arbeit so beschleunigt haben, ist nicht ganz klar. War es nöthig, um auf einem Umweg neuen Kredit zu erlangen? Die Bank von England hat schon am Anfang des Krieges einen Theil der unoerwerthbaren Debitoren beliehen. Das sollte, wie damals in den „Times" zu lesen war, nuv eine Nothbrücke sein, die bald wieder dem üblichen Kreditsystem Platz machen werde. Aber die Nothbrücke ist noch nicht abgerissen worden und statt des Neubaues aus Stein sehen wir eine Ergänzung des Holzgerüstes. Daß der englische Kaufmann so hastig ins Handelsamt lief, um dort anzugeben, was ihm die ösrmsiis schulden, wäre sonst nur durch die Erwartung nahen Friedens zu erklären. Rechnet die City mit dieser Möglichkeit, dann wäre begreifliche daß sie den Saldo ihrer Verrechnung mit den Feinden schnell kennen lernen will, England will wissen, was es von Deutschland zu bekommen hat. Für die Aufrechnung seiner Schulden wird sich ein Weg finden, der dem Debitor nicht unbequem ist. Da ist das Ziel. Die englischen Unternehmen, die im Deutschen Reich zugelassen waren, haben nicht mehr verloren, als die Strenge des Kriegsrechtes gebietet; dem deutschen Kapital in England ists nicht so gut gegangen. Hier und da hat man getadelt, daß die englische Gasanstalt in Berlin nicht sofort von der Stadt übernommen wurde, die dadurch ein-en alten Streit erledigen und einen noch älteren Konkurrenten beseitigen konnte. Aber die Stadt Berlin hat sich zunächst für elektrisches Licht mehr als für Gas int er» essirt und die Uebernahme der Berliner Elektrizität-Werke beschlossen. Das hat überrascht. Man hatte geglaubt, die Lösung werde durchbiege« mischt'wirthschaftliche Unternehmung versucht, jedenfalls aber die Erörterung fortgesetzt werden. Nun ists entschieden: die BEW, sind vom ersten Oktober 1S15 an ein städtisches Unternehmen, Die Kosten der Uebernahme betragen rund 13l) Millionen, Keine Kleinigkeit in. Kriegszeiten, wenn auch aus älteren Anleihen noch 80 Millionen, frei sind, die der Darlehenskasse verpfändet werden können. Aber der Stadt Berlin blieb keine Wahl, seit ihr Vorschlag, den am ersten Oktober 1915 ablaufenden Vertrag unverbindlich zu verlängern, bis, in, Fricdenstagen, die Wiederaufnahme der Verhandlungen möglich sei, abgelehnt worden war. Die BEW hatten eine Gegenbedingung ge« stellt: die Stadt Berlin solle sich verpflichten, m^it einem neu zu er-» richtenden Fcrnkraftwerk einen Stromlieferungvertrag abzuschließen. Dieser Vorschlag, der wahrscheinlich abgelehnt worden wäre, ist durch, den Krieg hinfällig geworden. Die Braunkohlenfelder, von denen auch, d^s ncue Kraftwerk gespe'.st werden sollte, sind dem vaterländischen.

Interesse dienstbar gemacht worden. Die BEW bleiben bestehen; sie werden die alten finanziellen Betheiligungen (Elektrizität-Liese« rung-Gesellschaft) behalten und daneben eine große Ueberlandcentrale betreiben. Die B E W-Aktionäre, zu denen in erster Reihe die All-, gemeine Elektrizität-Gesellschaft gehört, haben keinen Grund, mit dem abgeschlossenen Handel unzufrieden zu sein. Die Opfer, die sie der Stadt Berlin bringen mußten, waren ihnen stets lästig. Und die Stadt, als Unternehmerin, muh zusehen, wie sie, durch Verbilligung des Tarifs, die Rentabilität des angelegten Kapitals steigern kann.

Die Zukunft wird lehren, ob der städtischen Elektrizitätpolitik die Erfahrungen erspart bleiben, die England gemacht hat. Ich erwähnte schon, daß die Uebertragung der Grafschaftverfassung auf die Vertheilung des elektrischen Stromes sein Netz zu weitmaschig werden ließ. Bon der deutschen Industrie könnten die Briten Mancherlei lernen. Sie möchten es wohl auch; nur sind die Bedingungen des Er» folges durch den Krieg verschlechtert worden. Das Verbot, an die feindlichen Länder zu zahlen, erging in Deutschland viel später als im Ausland. Das Zahlungverbot gegen England trat am dreißigsten September 1914 in Kraft; Frankreich und Rußland wurden erst am zwanzigsten Oktober und neunzehnten November einbezogen. Eine Ausnahme w!urde für Forderungen zugelassen, die im Betrieb der im Inland bestehenden Niederlassungen von Engländern, Franzosen, Russen entstanden sind. Deutsche Schuldner müssen also in solchen Fällen bezahlen; ihre Verbindlichkeiten werden nicht gestundet. Die erwartete Gegenleistung ist ausgeblieben. Man denke an die berüchtigten Erlasse des Herrn Aristide Briand, französischen Iustizministers, gegen das Eigenthum der Deutschen und Oesterreicher: nichts von Staatsaufsicht, wie sie im Deutschen Reich geübt wird, sondern Wegnahme des Vermögens,, ohne jede Rücksicht auf das Interesse des Eigenthümers. Die industriellen Betriebe nnd geschäftlichen Unternehmungen wurden nur dann nicht vernichtet, wenn der französische Staat Nutzen aus dem Fortbestehen der Fabriken ziehen kann oder! wenn die Rechte französischer Gläubiger geschädigt würden. Im Fall der Auflösung muß das aus dem Verkauf der Waaren erzielte Geld der Osisss gss Depots st OonsiAnätions, einer Staatskasse, überwiesen werden, die es in Staatsanleihen anlegt. So dient das deutsche Vermögen, dem Zwang gehorchend, dem Heer des Feindes.

Man kann sich nicht vorstellen, wie bei solchem Verfahren, das alle Begriffe des Rechtes verwirrt, eine brauchbare Verrechnung der internationalen Guthaben und Forderungen möglich sein soll. Wäre überall die Auffassung wirksam, die in Deutschland gilt, dann gäbe es keine Schwierigkeit. Aber der ehrliche Engländer nnd Franzose, der auf indirektem Weg mit seinem deutschen Geschäftsfreunde von einst abzurechnen wünscht, wird durch die harten Vorschriften seiner Staatslenker eingeschüchtert. Vielleicht deutet die neue Anregung, die von den Kaufleuten der londoner City ausgeht, auf bessere Möglichkeiten; aber zunächst kann man sie nur als einen Wunsch für den

eigenen Geldbeutel auffassen. Der deutsche Geschäftsmann muß sich mit der Unverwertbarkeit seiner Auslandsguthaben abfinden. Das gelingt ihm besser, als die Gegner glaubten. Hätte der Kredit seine Gefahrenseite gezeigt und wäre ein Mißverhältniß zwischen Verbrauch und Produktion von Kapital entstanden, so wäre das Fehlen der in Feindesland liegenden Gelder schmerzhaft fühlbar geworden. Die Ernährung des Wirthschaftkörpers hat sich jedoch rasch äüfi Kriegsrationen eingestellt; deshalb darf der deutsche Kaufmann und Industrielle die Verrechnungfrage heute anders sehen, als er sie vor drei oder vier Monaten sah. Der einzige praktische Vorschlag, der die Möglichkeit einer Erörterung bot, empfahl schließlich doch nur eine Sanirung in sich Eju deutsches Kreditinstitut sollte die dem Ausland geschuldeten Beträge, entweder in barem Geld oder in Dreimonataccepten, einziehen und mit der Hilfe dieser Kapitalien Vorschüsse auf die Forderungen ans /Ausland leisten!. Von den zwei Größen, mit denen dieses Verfahren rechnete, war zunächst die eine unmeßlich: die Zahlungen der fremden Schuldner, Sicher wäre nur der von deutschen Partnern zu leistende Betrag, während erst nach dem Friedensschluß erkennbar würde, ob und wie weit der bis dahin feindliche Schuldner seinen Verpflichtungen nachkäme. So lange diese Entscheidung fehlte, würde die Verrechnung innerhalb der deutschen Geschäftswelt erfolgen: h«r deutsche Schuldner würde dem deutschen Gläubiger zu seinem Geld verhelfen. Das Ausland hätte am Ende den Gewinn, daß ihm ein Theil seiner Verbindlichkeiten abgenommen, würde. Ohne guten Willen und ehrliche Absicht, auf beiden Seiten, gehts eben nicht. Allein kanns der Eine nicht machen. Und dann müßte eine zuverlässige Statistik mitwirken; die wird aber durch grobe Staatseingriffe von vorn herein um ihre Glaubhaftigkeit gebracht.

Aus der internationalen Verrechnung im Krieg wird nichts werden. Möglich ist, daß später der Zahlungausgleich im Weltverkehr eine neue Gestalt annimmt. Er könnte es, wenn der Dollar sich ehrlich mit der deutschen Mark zusammenthäte. Diese Gefahr wittert die feine Nase der londoner City. Ein neuer, wichtiger Grund, um die Welt über die Zahlungmethoden Englands besser zu unterrichten, als durch die Beschlagnahme des feindlichen Eigenthums und die strenge Bestrafung der Geschäftsünder, die ihre alte Neigung zu den Ormsns nicht unterdrücken wollten, geschehen kann. Die Bank von England muß alle Kräfte anspannen, um die Vorschüsse an Rußland, Frankreich und die Anderen aufzubringen, Ist nicht denkbar, daß diese Sorge den Gedanken an die im Ausland lagernden Guthaben weckte? Keiner von uns kann den Feinden ins Herz sehen und sagen, ob ihr Glaube an die eigene Finanzkraft ehrlich ist. Wenn aber in den „Times" plötzlich die Rückkehr zu internationaler Verrechnung von Guthaben und Forderungen empfohlen wird, dürfen wir annehmen, daß es sich nicht nur um eine akademische Erörterung handelt,

Lado n.

Hnausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S, m, b, S in Berlin.

Berlin, den 27. Mörz 1915.
Fichte.
D8n der Menschheit lebt der Trieb nach Verehrung. Sehr ver«
schiedenartig wirkt er sich aus. Durch Anbetung der Gott»
heilen, durch Verherrlichung von Heiligen und Heroen. Nicht ohne
Grund verlangt deshalb auch der Positivist August Comte, dem die
Vedeutung der „aäoratiori" nicht verborgen blieb, für das dritte
Stadium einen Kultus der „großen Menschen". Je ein Tag soll
ihrer besonderen Erinnerung gewidmet sein, der alte, metaphysisch
gerichteteKalender einen rein diesseitigen Inhalt gewinnen. Schon
Hiebt es heute dieses neue Kalendarium. Was aber macht Men»
schen und Zeiten verehrungwürdig? Die überhistorischen und
überversönlichen Ideen, die in ihnen zur Erscheinung kommen.
"Auch auf dem Kulturgebiet der Wissenschaft. Nichts liegt ihrem
Wesen ferner als Götzendienst zu treiben mit Denen, die ihr neue
Werthe brachten. Gerade die kritische Helle läßt die Endlichkeit
jedes, auch des größten Forschers und Entdeckers erkennen. Einen
bahnbrechenden Denker wirklich erfassen, heißt: in irgendeinem
Sinn über ihn hinausgehen. Und zwar im Namen des selben Logos
(mögen wir ihn nun transszendental oder zugleich transszendent
Verstehen), an dessen Gegenwart alle ernste, sich selbst recht de»
greifende Bemühung um Wahrheit geknüpft ist. Diese Verantwo»
jung vor dem Forum idealer Forderungen^ überindividueller Gel»
tungansprüche dürfen wir getrost den Heiligen Geist der Wissen»
schaft nennen. Er schlingt ein unsinnliches, aber leicht erkennbares
Band um Alle, die an allgemeingiltiger Denkweise theilhaben.
Johann Gottlieb Fichte Pflegt als Nachfolger Kants bezeich«
inet zu werden. In gewissem Sinn mit Recht, Nicht nur chrono«

logisch, sondern auch sachlich. In dem System de? Kritikers de? reinen Vernunft waren entwickelungfähige Elemente, auf die er zum Theil schon selbst hingewiesen hatte. So spricht Kant die Er« Wartung aus, „es dereinst vielleicht bis zur Einsicht der Einheit: des ganzen reinen Vernunftvermögens, des theoretischen sowohl als des praktischen bringen und Alles aus einem Prinzip ableiten zu können, welches das unvermeidliche Bedürfnis; der menschlichen Vernunft ist". Auch sei, wie er in anderem Zusammenhang meint^ vielleicht „dasjenige Etwas, welches den äußeren Erscheinungen zum Grunde liegt", als Numsnon oder als transszendentaler Gegenstand betrachtet, auch „zugleich das Subjekt der Gedanken". Vielleicht sei Das, was der Erscheinung der Materie oder den, Gegenständen des äusseren Sinnes als Ding an sich selbst zu Grunde liege, gar nicht so „ungleichartig" mit den transszendentalen Gegenständen des inneren Sinnes. Hier wie sonst freilich, war Kant von der Voraussetzung geleitet, es gebe (freilich unerkennbare) Dinge an sich. An deren Existenz zu zweifeln, war ihm nach einem wichtigen Geständnis der Prolegomena „nie in den Sinn gekommen". Endlich hatte Kant bereits die Vermuthung gewagt, daß Sinnlichkeit und Verstand, Rezeptivität und Spontaneität aus „einer gemeinsamen Wurzel" stammten.

Fichtes Weiterbildung kantischer Gedanken (er hatte daber einen Vorläufer in Reinhold, dem Verfasser einer „Neuen Theorie des Vorstellungvermögens") besteht in dem Versuch, all diese Dualismen auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen. Hatte schon Iacobi geltend gemacht, ohne Ding an sich komme man nicht in die Kritik der reinen Vernunft hinein, mit ihm könne man nicht darin bleiben, so hält Fichte den Ding-an»sich-Begriff geradezu für einen unvernünftigen, für eine „völlige Verdrehung der Vernunft". Stoff und Form des Erkennens werden nach ihm von dem absolut thütigen Ich geschaffen. So, daß, alles Nicht»Ich lediglich» als verminderte Aktivität begriffen wird. Das metaphysisch, nichr empirisch gemeinte Ich setzt nach Fichtes bekannter Formulirung nicht nur sich selbst, sondern es setzte sich zugleich entgegen ein Nicht» Ich, durch das es sich selbst beschränkt (theoretisch) und das es wiederum beschränkt (praktisch). Damit glaubt Fichte den Gegensatz. theoretischer und praktischer Vernunft überbrückt zu haben: durch den Primat des thätigen Ichs.

Durch solches „Deduziren", wie Fichte es selbst nennt, tritt er das Erbe der Transszendentalphilosophie an. Handelt doch einer der schwierigsten Abschnitte der Kritik der reinen Vernunft von, der transszendentalen Deduktion der Kategorien, deren GiltigkeiK

oder, wie Kant sagt, empirische Realität unbeschadet, ja, gerade
wegen ihrer transszendentalen Idealität nachgewiesen werden soll.
Zwar sind die Kategorien s, priori, weil schlechthin, nicht nur kom«
parativ allgemeingiltig; zwar stammen sie nicht aus der Ersah«
rung, doch sind sie neben den Anschauungformen von Raum und
Zeit die Bedingungen jeder möglichen Erfahrung und ihrerGegen«
stände; und insofern von überempirischem Wahrheit« oder Er»
kenntnißwerth.
Wissenschaft lehre nennt Fichte, mit einem bis heute gebräuch»
lichen Terminus, die philosophische Besinnung auf den Geist der
Wissenschaft. Nichts Anderes ist ihm die theoretische Philosophie
als das Streben, den „Grund aller Erfahrung anzugeben", das
Gefüge der Kategorien aufzudecken, aus denen sich alle Erkennt«
nisz, als aus ihren Urbestandtheilen aufbaut. Und so sehr rückt er,
trotz allen späteren Abweichungen im Einzelnen, in die Nähe
Kants, daß, sein anonymer „Versuch einer Kritik aller Offenba«
rung" (1792) als das erwartete Werk des ronigsberger Philosophen
angesehen wurde. Schon diese Zufälligkeit war geeignet, den Ruhm
des bis dahin noch Unbekannten zu begründen.
Aber trotz (oder, richtiger, gerade wegen) der transszendei»
talen Methode war Fichte keineswegs ein Verächter der Erfah«
rung. Er war es so wenig wie etwa Schelling oder Hegel, mochten
auch alle Drei einem einseitigen und unkritischen Empirismus ab«
hold sein. Wie unberechtigt die landläufigen Vorwürfe dieser Art
sind, dafür zeugt eine weniger gekannte Schrift Fichtes: sein 1807
geschriebener, erst 1817 veröffentlichter „Deduzirter Plan einer zu
Berlin zu errichtenden Höheren Lehranstalt". Fichte warnt darin
vor zwei Extremen. Diejenigen, „welche s, priori phantasirten, wo
es galt, Fakta beizubringen, seien eben so wie Diejenigen, die sich
auf die wirkliche Beschaffenheit der Dinge beriefen, wo das apriori-
sche Ideal dargestellt werden sollte, von den Verständigen mit der
gebührenden Verachtung angesehen worden". SV werde etwa,«was
überhaupt Gesetz sein solle, schlechthin s, priori, erkannt". Dagegen
bedürfe „die Kunst, die besondere Gestalt dieses Gesetzes sür jede
gegebene Zeit zu finden und es ihr anzuschmiegen, der Erfahrung
der gesammten bekannten Zeit". Zwar sei der philosophische Geist
in den Wissenschaften unentbehrlich, aber zugleich müsse die „Mit«
Wirkung des historischen Wissens" darüber wachen, „daß nicht in
empirischen Fächern s, priori phantasirt werde, statt gründlicher
Gelehrsamkeit". Aber Fichte will als „spekulativer" Denker auch
nichts von einer bloßen Anhäufung der Thatsachen wissen, von
einem rohen Empirismus, wie wir es nennen können. Neberall

kommt es ihm vielmehr darauf an, die Fülle des Historischen (das ja sehr weit über die Geschichte im engeren Sinn hinausragt) aus einem einheitlichen Prinzip zu „deduziren", sie als organisches Ganzes zu begreifen. In diesem Sinn meint er gegen Schluß des erwähnten Planes, se ne einzelnen Vorschläge seien nicht unerhörte Neuerungen; Originalität aber könne sein Entwurf wenigstens insofern beanspruchen, als er alle anderswo schon bestehenden Einrichtungen, „durch einen klaren Begriff in ihrer eigentlichen Absicht verstanden, sie aus diesem Begriff heraus wiederum vollständig abgeleitet und sie so zu einem organischen Ganzen verwebt habe".

Zugleich läßt die Denkschrift erkennen, welchen Antheil Fichte, der erste Rektor der berliner Universität, auch an der Organisation des wissenschaftlichen Geistes seiner Nation nahm, wie fern er einer weltfremden Spekulation und Philosophie blieb. Obgleich gerade er als echter „Idealist" die in sich selbst gegründete Giltig» keit der Ideen gegenüber dem rein Tatsächlichen als solchem, gegenüber mehr oder weniger zufälligen Einrichtungen und Gebräuchen mit Leidenschaft verfocht; wiederum ganz im Geist Kants, der sich nicht scheute, von einer „pöbelhaften Berufung" auf die Erfahrung zu reden, wenn es galt, unvollkommene Erscheinungen der Erfahrungwelt nach der Idee umzuformen. Auch Fichte hatte einen zu tiefen Blick in das Reich der Ideen gethan und sie zu hell in ihrem eigenen Glanze leuchten gesehen, als daß, er ihnen Licht von dem Empirischen als solchem zu borgen brauchte. Dennoch war er kein schwärmender Ideologe. Vielmehr in dem ganzen Bereich seines Schaffens ein Philosoph der That, ein praktischer Philosoph in des Wortes bester und vornehmster Bedeutung. Als solchen drängte es ihn, seiner geliebten! deutschen Nation ins Gewissen zu reden, daß sie sich wieder auf sich selbst und die starken Wurzeln ihrer Kraft besinne. In diesen Reden und in den berliner Vorlesungen über „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", die seineGeschichtphilosophie enthalten, wi^ktFich!e als Erzieher im Sinn Platons, als Gesetzgeber, wie Nietzsche sich den echten, nicht in toter Gelehrsamkeit aufgehenden Philosophen ^ dachte, als Prophet, der die gegenwärtige Lage unerträglich findet und den letzten Augenblick zur Abwendung der Katastrophe gekommen sieht. Selten wohl war ein Seher zuversichtlicher überzeugt von dem unfehlbaren Kommen des geschauten Reiches der „Vernunft" und des „allgemeinen Friedens" als Fichte. Man spürt das Feuer seiner Sehnsucht, wenn er in der Abhandlung über die Bestimmung des Menschen ausruft: „So kann es un»

möglich bleiben sollen, es muß, o es muß anders und besser wer-
den!" So spricht eine Persönlichkeit, die in sich selbst einen aufs
Höchste gesteigerten Thätigkeittrieb, einen wahren „Thatensturm"
fühlt und ihre Verfassung dann in die Region verbindlicher Nor-
men für das ganze Menschengeschlecht projizirt- „Nicht bloßes
Wissen ist Deine Bestimmung, sondern nach Deinem Wissen Thun
ist Deine Bestimmung. So ertönt es laut im Innersten meiner
Seele, sobald iä) nur einen Augenblick mich sammele und auf mich
selbst merke. Nicht zum müßigen Beschauen und Betrachten Deiner
selbst oder zum Brüten über andächtigen Empfindungen, nein:
zum Handeln bist Du da; Dein Handeln und allein Dein Handeln
bestimmt Deinen Werth."
Die energische Forderung des Handelns, der That bildet nicht
etwa nur einen gleichsam isolirten Bestandtheil der Ethik Fichtes.
Sie folgt aus fernen metaphysischen»Grundanschauungen mitNoth»
wendigkeit. Auch die Deduktion des Nicht-Ichaus dem Ich ist schon
ethisch gerichtet. Das nach Thätigkeit lechzende Ich verlangt ein
Material, an dem es sich auswirkt und seine „Bestimmung" er»
füllt. Indem Fichte diese Bestimmung von vorn herein als eine
„sittliche" faßt, kann, ja, muß er die Welt geradezu als „das ver«
sinnlichte Materials unserer Pflicht" bezeichnen. Stammt also nach
ihm die ganze sichtbare Welt aus einer ursprünglichen sittlichen
Forderung, gründet sich alles Sein auf ein Sollen, so liegt vol-
lends die ethische Deduktion der Wissenschaft nah. Jetzt überrascht
uns nicht mehr sein Satz: „Aus dem Gewissen allein stammt die
Wahrheit." Nicht der Verstand sei es im eigentlichen Sinn, der
uns Erkenntniß liefere, über Wahr und Falsch entscheide, sondern
der Wille, das Erkannte nun auch wirklich „gelten zu lassen". Auf
die „Gesinnung" komme es darum bei dem Streben nach Wahr«
heit, bei der Bildung überhaupt an.
Der Denker, dessen transszendentale Betrachtungweise zur
philosophischen Erfassung des wissenschaftlichen Geistes drängt,
war tief und umfassend genug, um zugleich den ethischen Geist des
selben Kulturgebietes zu würdigen. Der „Bestimmung des Ge-
lehrten" (so lautete das Thema seiner erlanger Vorträge im Som-
mer 180S) schenkte er besondere Aufmerksamkeit. Es klingt Wiedas
Hohelied auf die Mission des Forschers, besonders des Philoso«
phen, unii zugleich wie eine ernste Mahnung, mit dem Professor
den Confefsor, mit der Erkenntniß das Bekenntniß zu verbin«
den, wenn Fichte das Bewußtsein von seiner eigenen Bestim-
mung in die Worte faßt: „Auch mir an meinem Theil ist die
Kultur meines Zeitalters und der folgenden Zeitalter anvertraut.

Ich bin dazu berufen, der Wahrheit Zeugniß zu geben; an mei-
nem Leben und an meinen Schicksalen liegt nichts; an den Wir«
kungen meines Lebens liegt unendlich viel. Ich bin ein Priester
der Wahrheit; ich bin in ihrem Sold, ich habe mich verbindlich
gemacht, Alles für sie zu thun und zu wagen und zu leiden. Wenn
ich um ihrer willen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in
ihrem Dienst versterben sollte: was that ich denn Sonderliches, was
that ich denn weiter als Das, was ich schlechthin thun müßte?" So
sieht Fichte seine Thätigkeit von priesterlicher Würde und Verant-
wortlichkeit umkleidet und bestätigt damit zugleich die Auffassung,
die im Anfang dieser Zeilen ausgesprochen wurde.
Solche und viele ähnliche Worte, die Fichte geprägt hat, ver-
dienen, mit Unsterblichkeit gekrönt zu werden. Mag die endliche
Hülle von Fichtes System der Zeit den schuldigen Tribut zahlen.
Auch hier dürfen wir sagen: Es beharret im Wechsel der Geist. Die
letzten Motive seines Denkens sind auch bei Fichte nicht immer zu
einwandfreier Entfaltung gelangt. Wie lebendig auch in ihm die
Idee des allgemeingiltigen Wissens gegenwärtig war, Tempera-
ment und Konstruktionlust des Denkers hinderten oft ihre Verwirk»
lichung. Wer sich nicht an dem Schwung seiner packenden Worte
und mitreißenden Inspirationen berauscht, wer Kraft und Zucht
zur kühlen Kritik sich bewahrt, sieht sich oft vor einer Dürftigkeit.
Spöttischer als nöthig und berechtigt, aber nicht ohne jedenGrund,
spricht Schopenhauer von Fichtes „Wifsenschastleere" als einer
„Karikatur der kantischen Philosophie". Statt einer organischen
Verknüpfung von Begründungen bietet Fichte oft mehr einSystem
bloßer Behauptungen und „Ueberzeugungen", die dem Charakter
und Herzen ihres Urhebers vielleicht alle Ehre machen, die strenge
allgemeingiltige Methode aber vermissen lassen. Denn Intui-
tionen, hinter denen sich (nicht immer, doch nicht selten) Konfu-
sionen verbergen können, erwerben in der Wissenschaft erst dann
Heimathrecht, wenn sie die Probe der Deduktion oder Induk»
tion, allgemeingiltiger Begründung, bestehen.
Doch Fichte, der Denker und die Persönlichkeit, bleibt eigen-
artig und groß. Als ein „kolossaler, diamantener Geist", der auf-
recht und klar wie ein Fels emporragt (nach Carlyles treffenden
Worten in „Helden und Heldenverehrung"), „ein Öa,to iug,ior in
einer heruntergekommenen Zeit, ein Mann, würdig, in der Stoa
zu lehren und in den Hainen der Akademie über Sittlichkeit und
Schönheit zu unterrichten". Als Erzeuger einer kraftvollen ethi-
schen Stimmung im Rahmen einer pantheistischen Metaphysik, die
in einem symbolischen Theismus Gott und „moralische Weltord»

«ung"identifizirt und dadurch der eben so thörichten wie bequemen
Anklage aus „Atheismus" verfiel. Als ein markiger Repräsentant
des vielgerühmten, im täglichen Leben freilich manchmal vermWen
deutschen Idealismus. Als einer der Deutschen, auf den sein
«eigenes Wort Anwendung finden darf: „Charakter haben und
Deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend."
Bonn. Dr. Johannes Maria VerWeyen.
Herr tzarden, als Sie im Spätherbst 1913 Ihren Vor»
☐trag in Wien gehalten hatten, besprach ich mit Ihnen unter
Anderem den Plan zu diesem Aufsatz und Sie stimmten meiner
Ansicht bei, daß, Oesterreichs Stellung als slawische Vormacht eine
fundamentale Lebensbedingung dreier großen Gruppen fei: des
Deutschen Reiches, der Deutschen in Oesterreich und der Ma-
gyaren. Ich hatte den Plan zu dieser Arbeit lange mit mir her»
umgetragen. Aber ich hatte Zweifel, ob Sie den Aufsatz ver»
öffentlichen würden, weil ich darin einen herben Tadel gegen die
Deutschen und preußischen Machthaber und Politiker wegen ihrer
mir verfehlt erscheinenden Polenpolitik mit absoluter Nothwen»
digkeit für den ganzen Gedankengang aussprechen mußte. Sie
hindern die Veröffentlichung dieser Meinung nicht. Eine schwere
Erkrankung verzögerte die Ausführung meines Planes. Das war
gut. Meine Worte wären, wie oft früher, verhallt oder hätten
Gehässigkeiten erzeugt. Denn sie ertönten gegen vielfache Leiden»
Zchaften; und die nationalen sind die heftigsten.
Immer, wenn solche nationalen Reibungen eine bedrohliche
Stärke erreichen, wird die Frage aufgeworfen: Wer hat angefangen?
Zur richtigen Beantwortung der Frage muß, man oft auf
Jahrhunderte zurückgehen. Ich erinnere an die Deutschenhetze der
yussiten und an die Rolle des „Sonnenkönigs" im Elsaß.. Meist
gehtmationale und konfessionelle Intoleranz von dem mächtigeren,
wenigstens bisher mächtigeren Volksstamm, von dem wenigstens
im Moment kulturell höherstehenden und von den machthabenden
Schichten aus. Deutlich erweist auch diesen Satz die zeitgenössische
Geschichte, besonders Oesterreichs. ,
Oesterreich als slawische Vormacht.

Es seien einzelne Beispiele aus dem Oesterreich der letzten
fünfzig Iahren angeführt. Als ich einst den Admiral Tegetthof
mit ernstem Scherz fragte: „Excellenz, woher haben Sie die Ver-
messenheit gehabt, die Schlacht bei Lissa gegen eine solche Ueber»
macht zu schlagen?", antwortete mir der Held: „Ich verließ mich
auf meine dalmatinischen Kanoniere." Dieses „dalmatinisch"
ist ein Gattungbegriff für die ganze dalmatinifch-istrianische Be-
völkerung, welche die besten Matrosen der Welt, liefert und der
österreichischen Marine einen großen Theil ihres Werthes verleiht.
Als in Istrien die Italiener noch die administrative und par-
lamentarische Uebermacht hatten, duldeten sie nicht, daß ein Held»
von Lissa, wenn er nach Capo d,Istria zu Gericht kam, dort eine
Orientierung in seiner flawischen Nationalsprache finde. In Dal"
matten selbst, wo, wie sich später herausstellte, nur zehntausend
Italiener leben, benutzte diese italienische Minorität das unehr-
liche Wahlgesetz Schmerlings und den wüthenden tzatzderdalmati»
Nischen Kroaten und Serben, um sämmtliche Reichsrathmandate
in ihre Hand zu bekommen und die Verwaltung und den Unter»
richt in der Provinz italienisch zu gestalten. Natürlich scheiterten
schließlich in Istrien wie in Dalmatien die Anstrengungen der
Intoleranz und des Herren»Wahnwitzes an dem allgemeinen
Wahlrecht und an der Einigung der serbo-kroatischen Bevölkerung.
Ganz unvernünftig haben die Polen seit Jahrhunderten den
Kampf gegen die Ukrainer (Ruthenen) geführt. Bis in die neuste
Zeit hat dieser Kampf noch gewüthet; erst seit ein Schutz den Statt-
halter Potocki, der die Russophilen gegen die Ruthenen ausge-
spielt hatte, niederstreckte, begann es in den Köpfen der Polen
zu dämmern und zu leuchten. Als Graf Stadion im Jahr 1848
bäuerliche ruthenische Deputirte in den Reichsrath nach Wien
brachte, fand er als „Erfinder" der Ruthenen kein Verständnis; x
und mir (si licet parvum, Kominem politicum componere
ging es eben so. Mir war die Bedeutung der ruthenischen Frage
längst klar und ich habe matzgebende Persönlichkeiten schon vor
Jahrzehnten darauf hingewiesen. In meiner anonym erschie-
nenen Monographie: „Politische Betrachtungen eines Unbe-
fangenen" (Wien 1883) sagte ich: „Die Russinen waren der
Hammer, mit dem die Großrussen zuerst das Polenreich mürbe
klopften, um es dann in Stücke zu brechen." Noch eindringlicher
betonte ich die Wichtigkeit einer glücklichen Lösung der ukrai-
Nischen Frage in den „Akademischen Briefen" an den Minister
Hartel (Wiener Medizinische Presse). Ich hob die Bedeutung
einer ruthenischen Universität hervor, da ein großer, dem Reich,

treuer'Volksstamm, wie es die Ruthenen sind, geistig nicht nach
dem Ausland hin gravitiren solle; jeder einsichtige Pole müsse aus
der Geschichte die Lehre ziehen, daß, die Fortdauer des Polen«
thums als einer Knlturrasse, die nicht nothwendig an eine staat-
liche Selbständigkeit geknüpft zu sein braucht, nur durch innigen,
brüderlich freundschaftlichen Bund mit den Ruthenen gesichert
werden könne. Wenn die Polen den Ruthenen schon nicht ein
Gymnasium gönnen, so muß man an dem politischen Verstand
der Führer und der Geführten verzweifeln. Der Pole, der in Zwie-
tracht mit den Ruthenen lebt, ist ein tzochverräther an seinem
eigenen Volk. gier wird auch Unverstand zum nationalen Ver«
brechen. Heute sind die Polen zu der Einsicht gekommen, die ich
vor zehn Iahren schaffen wollte. '»
Die Ungarn haben die „Politik des weißen Blattes", die
Deak den Kroaten gegenüber trieb, nicht weiter verfolgt. Sie
haben auf die Slowaken, auf die 'Serben und Deutschen im!
Banat, auf die Rumänen einen harten Druck geübt, der ihnen
nicht so gut gelungen ist wie der auf die gefügigen Deutschen im
ödenburger und eisenburger Komitat. Dieser Druck wuchs zur
Gefahr empor. Aber die Ungarn hatten von je her kluge Staats«
männer. An ungeschickten freilich fehlte es auch bei ihnen nicht.
Der Staatsmann Tisza hat die Situation erfaßt, die Mehrheit
der Abgeordneten der politisch feinfühlenden ungarischen Nation
folgte ihm: und so wurden manche Reibungflächen geglättet.
Nicht so einsichtig sind die Führer der Deutschen gewesen.
Die frühere Uebermacht der Deutsch-Oesterreicher in der Regi«
rung, in der Verwaltung und im Unterrichtswesen und die na«
türliche Vorherrschaft des Deutschen als gemeinsamer parlamen«
tarischen Verständigungsprache hat die Führer und die Verführ«
ten geblendet, verblendet und einen nationalen Größenwahn er«
zeugt, von dem sie, trotz bitteren Erfahrungen, bis in die letzte
Zeit nicht geheilt wurden.
Die Verblendung zeigte sich besonders deutlich in dem Ver-
halten der Deutschen gegen die Czechoslawen und gegen die Süd-
slawen in Cisleithanien. Als nach 1880 Baron Andrian, Fisch-
hof, Lueger, Kronawetter und Andere, unter ihnen auch ich als
einer der Führer der Demokraten, eine „Deutsche Volkspartei"
zum Ausgleich mit den -Czechen und den anderen slawischen,'
Stämmen gründen wollten, wurde diese Partei schon in der
Gründerversammlung von den damaligen deutschen „Liberalen"
gesprengt. Diese Männer waren ehrenwerth und gescheit; sie
hatten aber einen sehr engen Gesichtskreis, der ihnen in der

Okkupationzeit von Bismarck den Spottnamen der „Herbstzeit-
losen" eintrug. Damals war der Ausgleich ohne wesentliche Opfer
für die Deutschen möglich gewesen; morgen werden sie schwere
Opfer bringen müssen. Den kurzsichtigen Leuten muß, klar werden,
das; die Deutschen, ohne die flawischen Bataillone und die süd»
flawischen Matrosen, von der flawisch-romanischen tzochfluth im
Bunde mit den neidischen Briten zerquetscht würden.
Die deutschen Wähler werden wieder fähige Menschen zu
ihren Führern wählen, Männer, die nicht hauptfächlich durch
nationale Verhetzung ihre Fähigkeit zur Volksvertretung erweisen.
Hoffentlich wird das Pflichtgefühl und der Much erwachen, einer
unreifen, verirrten/Jugend den richtigen Weg ,zu weisen. Der Krieg
hat schön jetzt als Lehrmeister gewirkt und das österreichische Vater»
Landgefühl erweckt. Das Jahrhunderte lange Zusammenleben
im Krieg und im Frieden hat unseren Volksstämmen eine
Wesensart eingeprägt, die sie von ihren im Ausland wohnenden
Verwandten unterscheidet. Billroths Wort, wenn man einen
Oesterreicher zersägt, werde der Querschnitt schwarz-gelb sein, ent-
hält eine tiefe Wahrheit.
Der Pessimismus, der in Oesterreich die Folge des nationaleqi
Zwistes war, wird verschwinden. In der zuvor citirten Schrift
sagte ich: „Wer die Philosophie der Geschichte Oesterreichs kennt.
Der weiß, daß die selbe historische Nothwendigkeit, die das Reich
zusammengefügt hat, es auch erhält. Es ist ein historisches Ge-
setz, daß die Vernunft der Geschichte jedesmal über die Unver»
nunft der Regirungmänner wie der Regirten siegt." Diese
Prophezeiung ist bestätigt worden. Die österreichischen Slawen
wissen heute, daß, der Panflawismus keine andere Berechtigung
als der Pangermanismus hat. Das geistig, sittlich und physisch
hochbegabte russische Volk, einmal befreit, wird (ich theile nach
genauer Prüfung der russischen Volksseele die Meinung Dosto«
jewskijs) die europäische Kultur gewaltig bereichern. Deutsch«
land und Osterreich aber, mit allen ihren Stämmen und Völkern,
kämpfen heute für diese Kultur. And deren flawische Vormacht
zu werden, ist Oesterreichs Bestimmung.
Wien. Professor Dr. Moritz Benedikt.

Deutsche Verse.
Die drei Reiter.

war ein sonniger Sommertag,!
Am Himmel ein Wölkchen nur drohend laZz
Da wars, daß die Lrde barst und brach
Und ein herzbetäubender Donnerkrach
Aus der Tiefe kam. «Lin Rollen und Toben,
Gin weithin gellender Sturmeswind.
Und brausend die Wasser und schäumend sich hoben
Und der Himmel ward schwarz und das Licht ward blind,
Die Wälder stürzten krachend zusammen,
Hoch in den Lüften das wirbelnde Laub,
Felsen und Steine zermalmt zu Staub
Und dunkles Gewölk und lodernde Flammen.
Da war es, daß die Lrde zerriß
Und aus dem Abgrund mit grellem Lachen
Alle Feuer der Finsterniß,
Der Hölle und der verdammniß brachen:
<Ls öffnete sich ein schwarzes Thor,
Aufsprangen wie Schwerter die stählernen Flügel
Und aus der hallenden Tiefe empor
Stiegen drei Reiter, den Fuß im Bügel.
Ritt der Line ein Roß kohlschwarz.
Flammend gefleckt mit blutrothen Flecken,
An den Hufen Pech brennend und Harz,
Die Nüstern umwölkt von Feuer und Schrecken.
Riesengroß der Reiterl Das Haupt
Ragt in die Wolken, die nebelgreisen,
Glieder wie Bäume, zusammengeklaubt
An den Gelenken mit Schienen von Lisen.
Blutig das Antlitz, triefend von Blut
Das flatternde Haar und die knochigen Hände,
Blutend das Schwert auf dem Sattel ruht,
Blut an den Sporen . . . Blut ohne Ende.
UZit wildem Gebrüll spornt er sein Roß
Und sprengt in die ringenden ZNenschenmassen;
Fußvolk und Reiter, Buben und Troß, —
viele müssen ihr Leben lassen.

Kanonen wie junge Bäume zerdrückt,
wie Halme Gewehre und Lanzen geknickt,
Felsstarke Mauern von Bomben gesprengt,
Häufer verbrannt, Bäume versengt,
Die Felder zerstört, die Saate,, vernichtet,
Die Scheuern in Asche, die Dorfschaft geflüchtet.
Hunger und Llend, Schrecken und Noth,
Weinende Ainder betteln um Brot,
Blinde und Lahme, Weiber und Greise
Stehn an den Straßen und wimmern leise . . ^
Blut und Leichen an allen wegen,
prasselnd darüber der Feuerregen.
Und aus den Wolken die Stimme gellt,
Gellt wie der Hölle flammender Sieg:
„Ich bin der Finsterniß stählerner Held,
Ich bin der Krieg!"
Ritt der Zweite ein gelbfahles Roß,
war ein Weib mit greisenden Haaren,
Knochendürr und riesengroß,
Kam wie ein Blitz aus der Tiefe gefahren.
Triefend die Augen und schwefliggrün
Gierig flackernde Blicke sprühn;
Lefzende Lippen, geborstene Zähne,
Die Nägel gekrumpft in die grindige Mähne,
Den keib auf den Hals des Thieres gebogen,
Den faltigen Mantel flatternd im wind,
So kommt sie über die Felder geflogen
Dahin, wo die Spuren des Andern sind.
Ihr krankgelbes Roß umheult eine Meute
von räudigen Bestien wild und grell,
Die stürzen am Weg sich auf jede Beute
Mit Hallo und Hussa und Höllengebell.
„Rusch Typhus, hier Fieber, — harrt, bis ich Luch rufe!
In die Knochen fahre Luch Sucht und Pein!"
Die peitsche knallt, es stäuben die Hufe;
So stürmts mit Geheul und Gewinsel feldein.
Sie lockt aus den Sümpfen die töllichen Dünste,
Die gasigen Flämmchen aus wiese und Moor;

lieber den Gräbern die Nebelgespinnste, ,
Giftgelb ein Streifen aus Schwaden und Flor.
Alles folgt ihr, Stechmücken, Aasfliegen,
was nur den Menschen, den stolzen, ein Feind;
was aus der Höllen Tiefe gestiegen,
Hier ifts zu tätlichem wirken vereint.
Ihr Blick ist Urankheit, ihr Athem verderben,
Gin Aufschlag Siechthum, Seuche ein Biß;
Aus Leichen lockt sie in neues Sterben,
wenn eben in Vual ein Leben zerriß.
Sie richtet sich auf und schreit übers Feld,
Hohnlachend, daß es schrillt und gellt:
»Ich bin der Hölle jauchzendes Lest,
Ich bin die Pest!"
Ritt der Dritte ein ehernes Roß,
Schwarz in Harnisch, starrend von Ltsen;
Um sein Haupt Geschoß auf Geschoß,
Granaten und Torpedos kreisen.
Sein Antlitz ist blendender Blitz, so weiß,
Aein Menschenauge vermag es zu schauen;
Gin grell aufleuchtender Flammenkreis,
verderben speiend und blasses Grauen.
<Lr reckt seine Hand: eine Ariegerreih
Stürzt zu Boden. «Lin Schreckensschrei
Geht durch die andern kämpfenden Glieder;
Gr reckt seine Hand: auch sie stürzen nieder.
Gr reckt seine Hand: und Schiffe versinken.
Gr reckt seine Hand: und Tausend ertrinken.
Gin Blitz aus dem Antlitz: das Feld ist leer.
Gin wink: und die Sümpfe verschlangen ein Heer.
Gin Donnerschlag; und im Donner das wort,
Das hallt durch die Adern erstarrend fort:
«Ich bin der Hölle letztes Gebot,
Ich bin der . . ."
Tod, wö ist Dein Stachel? Hölle, wo ist Dein Sieg?
Der Arieg brach über uns nieder, — aber wir führen den Krieg Z

Tod, wo ist Dein Grauen? Du kennst nicht die Todeslust;
wir stürmen Dir lachend entgegen und bieten Dir Brüst an Brust.
Du kannst uns zerfleischen und töten, aber uns schrecken nicht.
Wir haben der Heimath geschworen, wir kennen unsere Pflicht.
Mit leuchtenden Augen schauen wir in die Wual und Noch;
Die Unfern auf uns bauen: wir fürchten keinen Tod.
wir fürchten nicht Pest noch Seuche. wende Dein Roß nur zurück
Zu Deinen Nachtgefilden, bei uns wird Dir kein Glück;
Und stürzen Kranke nieder und Sieche Reih auf Reih,
Ls eilen zu ihrer Hilfe Tausend und Tausend herbei;
wir bringen sie hinter die Mauern von unferm eisernen Heer.
Zieh fort, Du höllischer Reiter, hier wird Dir Sieg nie mehrl
Der Rrieg mag uns umtosen mit Feuer, Blut und Noth,
Gott ist unser wehr und Waffen, unsre feste Burg ist Gott.
wir ftehn ein Fels zusammen, ein Felsen Mann für Mann,
So gehn wir in die Flammen, so greifen wir jubelnd an.
Lin einig Volk in Treuen um Kaiser und um Reich,
vor Tod und Pest und Schlachten: da sind wir Alle gleich;
wir bieten unser Leben und unser Blut zum Pfand,
Daß frei und blühend bleibe das heilige deutsche kand.
Und mag der Krieg noch währen, — wir fürchten nicht den Arieg,
Denn unsre Herzen wissen: Das <Lnde ist der Sieg;
Der Sieg, der unter Palmen strahlend den Einzug hält,
Der Sieg, der uns den Frieden, den Frieden bringt der Welt.

Schnee.

Schnee, Schnee, Schnee . . .
Langsam fallen die Flocken.
Sorge und Kummer und lVeh
käuten die Airchenglocken.
ZVeiß weit und breit
Wälder und Felder und Fluren,
Kirchenstufen verschneit,
Schnee auf den Nienschenspuren.
Schnee, Schnee, Schnee... ,
Langsam die Flocken fallen. >
Illemtel der winterfee,
Sterngeftickt und kristallen.

Leise wie Zauber und Traum
Ist sie darüber geglitten,
Silberflimmernd der Raum
Knistert von Flügelschritten.
Schnee, Schnee, Schnee . . .
Langsam fallen die Flocken.
Traum und Sauber verweh'!
Gramvoll klingen die Glocken.
Dumps auf Grab an Grab
Sinkt das Klagegeläute,
Sinkt wie Wolken herab,
Schwimmt in die dämmernde Weite»
Schnee, Schnee, Schnee . . .
kangsam die Flocken fallen.
Sorge und Kummer und weh
Siumm zu den Gräbern wallen.
Augen verweint und leer,
Starr und verschneit die Herzen.
Frühling und Freude? Nie mehr?
Langsam fallen die Schmerzen . . .
Ostern 1915.
Das wird ein Bstern, wird ein Feiern>
So still und ernst, wie nie es war;
Halb steht die Welt in Trauerschleiern
Und kaum ein Aug' ist thränenklar.
vom Himmel wallen weiß die Flocken>
Der Segen, eh' er kam, erfror;
Und im Geläut von Todesglocken
Steigt eiue neue Zeit emxor.
Das ist ei» Mühen und ein Ringen,
Das ist kein selig Anferstehn;
wir müssen erst die Felsen zwingen.
Daß sie uns auseinandergehn.
wir müssen ihre Kraft zerbrechen
Mit unsrer Hände Bann und Macht,
Daß endlich Morgenstrahlen brechen
In diese schwarze Grabesnacht.
Daß wieder Frühlingsblüthen breiten
In Sonnenglanz den duftigen Schnee,
Daß sich zu frischer Saat bereiten,
Gedüngt von Blut, gefurcht von weh,

Die Schollen unsrer alten Erde,
Die uns aufs Neue nun geschenkt;
Und daß uns lichter Segen werde
Deß, der des Schicksals wege lenkt.
<Z) Herr der Völker, Herr der Schlachten,
Du weißt, wir wollten nicht den Krieg,
Doch als ringsum Geschütze krachten,
Da rief die Noch, da galts den Sieg.
Besieh! nun, daß die gZnalen enden,
Gicb uns den stolz verdienten Preis I
Du weißt: der Kranz in unfern Händen,
Er wandelt sich zum Friedens reis.
Im Herzen waren von den Andern
wir tief geschieden allezeit,
wir mußten Deine Wege wandern
Und denken Deiner Herrlichkeit. ^
wir kannten nur ein Ziel der Ulühen:
Die Ersten sein an Deinem Thron.
Des Innern heiliges Erglühen
war unsres Dienstes reicher Lohn.
In keine reineren Hände legen
Kannst Du des Sieges goldnen Kranz.
So gieb den Frieden, gieb den Segen,
Beffne der welt des Himmels Glanz.
Aus Vxfern wollen wir und Trauern
Geleiten sie zu Deinen Hohn.
Und rings in Schweigen und in Schauern
vollendet sich das Aufcrstehn.

Bismarcktag.

Vergessenheit, Du senkst die Schleier
Auf alles Strahlende herab!
Wir wallten heißbewegt zur Feier
Und kamen an ein steinern Grab,
was einst ein Herzog unserm Volke,
Das lag darinnen nun in Staub.
Die Hand griff in die Nebelwolke,
Den Fuß umrauschte dürres 5aub.
Tvas einst ein Licht, ein Glanz uns Alle»,
Das war zum Namen schon verglüht;

Und wie ein Stern, ins Meer gefallen,
Nur ferne, blasse Kreise zieht,
So sankst Du langsam ins vergessen
Und immer tiefer in die Nacht.
An Festestafeln unterdessen
Vergaß man, wer das Fest gebracht.
Daß Du die Wahrheit, Du die Treue,
Daß Du die Klugheit, Du die Kraft,
Daß Deutschland Du vom weg ins Freie
Den Schutt und Moder fortgeschafft,
Daß Deine Hand uns fest geleitet
Zur Höh,, wo stolz die Fahne weht,
Daß Du den Boden zubereitet,
Auf dem wir fleißig dann gesät,
Daß bis ins heimlichste Gelinge»
Dein Geist unendlich vorgedacht,
Daß Du mit leichter Hand die Schlingen
Der Feindesschaar zunichtgemacht,
Daß, aus der Noth uns zu erlösen,
Dein Wort war wie ein dröhnend Heer,
Daß tiefste Herrlichkeit Dein Wesen:
Das wußte man nur dämmernd mehr.
Da kam der Krieg. Die Erde bebte
Und alle Gräber sprangen auf.
Da hobst Du Dich und leuchlend schwebte
Dein Geist dem deutschen Volk vorauf;
Und jedem Herzen ists verkündet
In jubelnder Erinnerung:
Die Kraft, die Du in uns entzündet,
Die macht uns Alle stark und jnng.
In Deiner Spur, im Deingedenken,
Da gehn wir freudig in den Tod;
wo Deine Wege recht uns lenken,
Da wandelt sich in Glanz die Noth.
So leg, Du nun die Geisterhände
Segnend auf Kaiser und auf Reich;
Daß dieses Kampfes Sieg und <Lnde
Im Frieden sei dem Dei„e» gleich.

Hamburg. Theodor Suse.

,S

Arbeitlose in der Arbeithetze.
WMon allen utopischen Illusionen ist keine vollständiger verflogen als die Erwartung, die Maschine werde den Menschen von der Arbeitfron erlösen. Die Maschine baut sich eben nicht selbst; und je automatischer die letzte arbeitet, die den Gebrauchsgegenstand vollendet, eine desto größere Anzahl Zwischenstufen, deren jede ihrer besonderen Maschinen bedarf, Yassiren die die Rohstoffe und desto komplizirter, unsäglich viel mehr Arbeit erfordernd, ist die letzte; man denke etwa an die Rotationmaschine der Zeitungdruckerei! Dann die ungeheuerliche Vermehrung der Bedürfnisse! Bedürfnisse haben, die über das Animalische hinausgehen, heißt, Kultur haben, heißt, Mensch sein. Aber wie denn überhaupt /Maßlosigkeit im Wesen des energischen Europäers liegt, ist er im Maschinenzeitalter unter dem Doppelsporn der Fortschrittsbegeisterung und des Anlage suchenden Kapitals vollends übergeschnappt. Die Skala der modernen Bedürfnisse, der wirklichen, der eingebildeten und der suggerirten, und der zur Suggestion angeschaffte Apparat, die Reklame, die selbst Millionen Hände und Beine in Bewegung setzt (oder vielmehr Fahrräder, die gebaut werden wollen, und Autos, Lokomotiven, Dampfschiffe, die außerdem bedient werden müssen; die Beine werden nur noch zum Sport verwandt, nicht mehr zur Lokomotion für einen ernsten Zweck), sie liefern dem Kulturhistoriker, dem Moralprediger, dem Nationalökonomen, dem Feuilletonisten, dem Satiriker, dem Witzbold unerschöpflichen Stoff. Den privaten Bedürfnissen gesellen sich die öffentlichen, in einfachen Gesellschaftzuständen gar nicht vorhandenen: vom Bahnwärterhäuschen bis zum Schul» und Postpalast und zum Opernhaus, vom Laboratorium der Nahrungmittelprüfung bis zum Kanonen» und Panzerplattenguß, dessen Produkte, wenn sie nicht blos zur Schau dienen, aller hygienischen und Nahrungmittelsorgen überheben. Für Beleuchtung sorgte ehedem die Talglichter gießende Hausfrau, dem Wasserbedarf und der partis nontense des Stoffwechselprozesses genügten ein Brunnen und ein Bretterhäuschen, die Beide Generationen überdauerten; heute werden durch diese dreiBedürfnisse viel tausend Bnddler, Gas» und Elektrizitätarbeiter, Schlosser und Klempner beständig in Athem erhalten. Besonders interessant ist die Arbeit der Leute, die dazu bestimmt sind, im unübersichtlichen, verwickelten Getriebe dieses Arbeitbabels die Reibung zu mildern, Zusammenstößen vorzubeugen oder solche zu schlichten, mit der blanken Waffe oder mit Schreibfedern und Urtheils»

sprüchen; deshalb so interessant, weil die selben Parteien, die den
Menschen von der Arbeit erlösen möchten, unersättlich sind im
Fordern von mehr Reglementirung, Inspektion, Revision, von
Untersuchungen und Erhebungen, besonders statistischen, entweder
ut sliczuiä Lscisss viäsamnr, wenn man sich sonst keinen Rath
weiß, oder, weil jede Statistik von den Parteien dazu benutzt
wird, ihre entgegengesetzten Behauptungen daraus zu beweisen.
Den Handarbeitern ist es ja nun gelungen, sich durch Schutzgesetze
des Uebermaßes an Arbeit zu erwehren; aber wer schützt die hohen
Staatsbeamten, besonders die Geheimräthe in den Ministerien,
die in Gefahr schweben, durch geistige Ueberanstrengung verrückt
zu werden, wer die gelehrten Forscher, die industriellen Unter-
nehmer und die Angehörigen der „freien" Berufe, die vogelfrei
und zum Hungern verurtheilt sind, wenn sie nicht das Glück haben,
als Sieger im Konkurrenzkampf Arbeitsklaven zu werden?
Als dritte Ursache tritt eine ethische Wandlung hinzu. Zwar
'hat Paulus den Thessalonichern eingeschärft, daß, wer nicht ar-
beiten will, auch nicht essen soll, aber in der alten Kirche hielten
der Mahnung an die Arbeitpflicht ein Gegengewicht der Hinweis
der Bergpredigt auf die Vögel des Himmels und die Lilien des
Feldes und der Tadel, den statt des erwarteten Lobes die haus-
mütterlich geschäftige Martha erfährt: „Martha, Martha, Du
machst Dir viel Sorge und kümmerst Dich um viele Dinge; eins
nur ist nothwendig; Maria hat den besten Theil erwählt, der ihr
lnicht wird genommen werden." Und die Armen gar zu streng zur
lArbeit anzuhalten, hielt die Pflicht der Barmherzigkeit ab, die
im Neuen Testament als die höchste gefeiert und deren Verletzung
mit der Höllenpein bedroht wird; während Huren und Betrüger
sich der himmlischen Seeligkeit getrösten dürfen. Erst die Puri-
taner machten völlig Ernst mit der Arbeitpflicht, indem sie zu-
nächst anstrengende Arbeit als eine vor den Fleischessünden schütz-
ende Askese für geboten erachteten. Bald jedoch gesellte sich diesem
ethischen Motiv der durch die unermüdliche Erwerbsarbeit ge-
weckte Erwerbssinn zu, der sich allmählich zum kapitalistischen
Geist ausgestaltete und die Armuth, als einen Beweis verächtlicher
Unfähigkeit oder sündhafter Liederlichkeit und Faulheit, für eine
Schande erklärte, so daß Jeder wie wahnsinnig arbeiten mußte,
um die Respektabilität, die ihm eine Position in der Gesellschaft
sicherte, nicht zu verlieren. Im Mittelalter hatte es nicht für un-
anständig gegolten, als vornehmer Herr nur ritterlichem Sport
obzuliegen, als Luxusdiener dem Herrn beim MWMgM^uHel-
fen, im Kloster beschaulich zu leben,'und in manchen deutschen

Städten wurde der reiche Mann, der nicht „müßig gehen" mochte, flm Gremium des Patriziats nicht geduldet. Die Bettler aber waren Gegenstand nicht polizeilich-strafrichterlicher Verfolgung, sondern liebreicher Fürsorge gewesen; in England allerdings hatten zeitgeschichtliche Gründe schon vor der Reformation harte Strafgesetze gegenBettler und Landstreicher veranlaßt. In Deutschland predigte dann Kant den Kategorischen Imperativ, den unermüdliche Preußenkönige in ihren Personen verkörperten und ihren Unterthanen mit dem Korporalstock einbläuten, und Fichte erklärte die Trägheit für das radikale Böse. Diesem zunächst das Militär und die Beamtenschaft beseelenden Thätigkeitdrange kam dann noch der mit der Maschine aus England einwandernde kapitalistische Geist zu Hilfe, der die gesammte Oberschicht desVolkes erfaßte und seine Grundsätze der Unterschicht durch Schule, Militärdrill und Gesetzgebung aufzwang. Diese moderne Schätzung der Arbeit und die auf ihr beruhende Gesellschaftordnung hat nun zur Folge, daß die Sehnsucht nach Erlösung von der Arbeitfron in das Verlangen nach Arbeitgelegenheit umschlägt und daß der Mann, der kein Vermögen geerbt hat, keine schrecklichere Angst kennt als die vor der Arbeitlosigkeit, die trotz den ersten beiden Ursachen der Arbeithetze doch mitunter droht und gerade in diesem Jahr wieder lebhaft erörtert worden ist.

Seit fünfundzwanzig Iahren predige ich, daß die Arbeit« losenfragc nichts Anderes ist als die Bodenfrage. Franz Oppenheimer, der das Selbe predigt und mit dem ich ein Stück (eben nur ein Stück) zusammengehe (im zweiten Bande des Jahrgangs 1897 der Grenzboten und im vierten Bande des Jahrgangs 1898 habe ich mich mit ihm auseinandergesetzt), giebt dem Problem die Fassung: Die Menschen strömen vom Ort höheren wirthschaft« lichen Druckes zum Ort geringeren Druckes auf dem Weg des geringsten Widerstandes; was bei uns den Druck erzeugt, Das ist die Bodensperre durchden ostelbischenGroßgrundbesitz, welche die Menschen aus dem Nordosten fort treibt und in den Großstädten unid den westlichen Industriebezirken anhäuft, so daß dort das Angebot von Händen die Nachfrage gewöhnlich überwiegt. Jetzt ergänzt Gerhart tzildebrand diese Fassung nach zwei Richtungen hin. Erstens erinnert er daran, daß neben der auf ttiese Weise verursachten chronischen Arbeitlosigkeit eine periodische herläuft, die aus Krisen entsteht, und weist als eine der Ursachen vonWirth« schaftkrisen die Bodenspekulation nach, die bisher übersehen worden sei; zweitens eröffnet er einen Ausblick in die Zukunft: Wird der Großgrundbesitz nicht auf dem Weg der Gesetzgebung beseitigt,

dann wird die Abwanderung aus den östlichen Agrarländern so lange fortdauern, bis die dadurch erzwungene stete Loynfteigerung die Grundrente aufzehrt und an Großgrundbesitz Niemand mehr ein Interesse hat. Dagegen wird jeder selbst arbeitendeLandwirth sein gutes Auskommen haben; die Landflucht wird aufhören, die überzählige Stadtbevölkerung aufs Land zurückebben. Freilich sei Das ein Wechsel auf lange Sicht; in der Zwischenzeit könne das Palliativ der Versicherung gegen Arbeitlosigkeit nicht entbehrt werden, das allerdings, als eine Verbesserung der Lebenslage städtischer Arbeiter, die Landflucht noch verstärken werde. (Aus diesem Grunde sind die Konservativen bekanntlich Gegner der Arbeitlosenversicherung.).

; Gegen diese Fassung des Problems erheben sich einige Bedenken. Es ist wahr, daß der unter Druck leidende Mensch dem Druck auszuweichen pflegt, wenn er kann, aber er bewegt sich nicht, gleich einem Wassertropfen, willenlos nach hydrostatischen Gesetzen. Er wird als Mensch von mancherlei psychischen Motiven bald fortgetrieben, bald festgehalten. Er empfindet Anhänglichkeit an seine Scholle, an seine, Freunde und Verwandten, an seinen Beruf: und weicht darum nicht sofort jedem äußeren Druck. Er kämpft gegen die Drückenden an und erträgt seufzend den Druck, so lange dieser nicht unerträglich wird. Von seinem Platz augenblicklich weglaufen, wenn auf einem anderen Platz eine Mark oder eine Million mehr an Lohn oder Profit winkt, gleichgiltig dagegen, ob diese Mark oder Million mit der Produktion von Weizen, Kattun oder Eisenschienen, von Weintrauben^ Schuhwichse oder Pillen (ein witziger Romanschreiber läßt den verkrachten Wichsefabrikanten die Pillen aus unverkäuflicher Schuhwichse fabriziren) mit dem Verkauf von Öffentlicher Meinung, von Plaidoyers oder von Predigten verdient wird: Das mag »-yankeeart sein, deutsche Art ist es noch nicht, auch nicht französische, italienische oder polnische (noch nicht, muß man leider sagen, weil sich die Völker Europas mehr und mehr amerikanisiren). Man kennt in Deutschland sowohl ritterliche als auch bäuerliche Gutsbesitzerfamilien, die auf ihrem Stammgut Jahrhunderte lang ausgehalten haben, die weder der Druck schlechter noch der hohe Güterpreis guter Zeiten zum Verkauf zu zwingen oder zu verlocken vermocht hat. Der italienische Arbeiter, der in Argentinien ein Kapitälchen erspart hat, kehrt in die theure tzeimath zurück, kauft ein paar Morgen Acker oder Gartenland und schafft sich ein Gütchen; er läßt sich auch nicht durch hohen Lohn zur Fabrikarbeit bestimmen, sondern zieht die Arbeit in freier Luft vor: Erdarbeit, Mau-

rerei, landwirthschastliche Tagelöhneret. Und wie die Polaken an der Scholle kleben, Das versetzt manchen preußischen Politiker in Wuth. Dann ist beim Menschen, der als psychisches Wesen nicht den Gesetzen der Mechanik unterliegt, Druck ein sehr relativer Begriff: dem einen gilt als Druck, was der andere als Behagen empfindet; der eine seufzt über seine drückenden gesellschaftlichen Verpflichtungen, der andere plätschert mit Vergnügen im Strudel der Bälle, Soupers und Routs. Bei der ländlichen Bevölkerung kommen zwei Hauptarten von Druck in Betracht. Erstens der Druck der Abhängigkeit. Ob die Lage der ostelbischen Instleute, Dienstboten und Tagelöhner so elend ist, wie sie in Zeitungen und Zeitschriften dargestellt zu werden pflegt, kann ich nicht entscheiden. Die Gutsbesitzer behaupten,es sei nicht oderdoch nichtmehr so. Fest steht nur, daß heute, auch wenn der Lohn hoch und die Behandlung gut ist, die Abhängigkeit an sich schon als Druck empfunden wird, weil Agitatoren den Leuten einreden, dienen, sei des freien Staatsbürgers unwürdig, sei eine Schmach, und jedes „tzerrenrecht" sei ein Unrecht. Der Christ alten Stils fühlt sich gehoben durch das Bewußtsein, allzeit ein treuer Knecht seines irdischen wie seines himmlischen Herrn gewesen zu sein, und hofft, dereinst das beglückende Wort zu vernehmen: „Wohlan, Du guter und getreuer Knecht, geh ein in die Freude Deines Herrn!" Ferner wird als Druck empfunden der Mangel an zerstreuenden Erholungen auf dem Lande. Wie gröblich unweise Obrigkeiten durch die Nichtachtung dieses Bedürfnisses sündigen, habe ich in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" gezeigt. Seitdem ist es ja besser geworden: nach Sohnreys Anleitung bemühen sich nicht nur Geistliche und Lehrer, sondern auch vornehme Herren und Damen, durch ländliche Wohlfahrtpflege und Veranstaltung von allerlei Lustbarkeiten das angerichtete Unheil so weit wie möglich wieder gut zu machen. IZnoti null^ cuzMo. Als der Dörfler das Stadtleben noch nicht kannte, Stadtleben im heutigen Sinn noch gar nicht existirte, bereitet ees ihm keine Schmerzen, daß er das Kino, den Tingeltangel und das Tanzlokal entbehren mußte; die Kirchenfeste und der sonntägliche Tanz um die Linde, dem in älteren Zeiten kein Mensch wehrte, genügten ihm. Heute dagegen wird selbst der Hinterwäldler durch den Reiseverkehr, die Zeitung und den Zwang zum Militärdienst mit allen verlockenden Reizen der Großstadt bekannt, die nun als kräftiger Magnet bis in die entlegensten Provinzen wirkt, so weit nicht die erwähnten Anhänglichkeiten und Pflichtgefühle entgegenwirken. Die Erscheinung ist weder neu noch auf Ostelbien beschränkt, tzoraz illustrirt die Thatsache, daß

Einer, der das Großstadtleben kennen gelernt hat, bei, der Acker-
arbeit nicht mehr aushält, in der siebenten Epistel deslerstenBuches
mit einer Anekdote und in Frankreich erörtert Souchon, Dozent
am agronomischen Institut, die Landflucht in einem Buch; die
landwirtschaftliche Bevölkerung, die 1886 nicht weniger als 7S
Prozent der Gesammtbevölkerung ausmachte, ist jetzt auf 52 ge-
sunken. Aus Nordamerika vernimmt man, wie in der „Zukunft"
erwähnt worden ist, die selbe Klage. Man darf also wohl von
mehr oder weniger berechtigten Druckempfindungen sprechen.
Die andere Art des Drucks besteht darin, daß der Knecht, der
ein Kapitälchen gespart hat, der überzählige Bauernsohn keinen
verkäuflichen Boden findet, was zur Folge hat, daß Dieser zu
einem städtischen Beruf übergehen, Jener, wenn er nicht länger
Knecht bleiben will, Industriearbeiter werden muß; gewöhnlich
thut der Zweite Das schon, ehe er zu sparen anfängt, weil er weiß,
daß Sparen ihm nicht zur Selbständigkeit verhilft. Daraus folgt
die Nothwendigkeit der inneren Kolonisation, die der preußischen
Regirung noch nicht hinreichend einzuleuchten scheint. Daß ihr
Fideikommißgesetzentwurf ein neues Bollwerk gegen die innere
Kolonisation aufrichte, wird allgemein angenommen, und daß von
dem Grundtheilungsgesetz, welches sie fördern soll, das Selbe gelte,
weist in den Preußischen Jahrbüchern der sehr.sachverständige
Di,. Georg Schiele nach. Doch der Lösung der sozialliberalen
Freunde Oppenheimers, in die seit einiger Zeit auch die revisio-
nistischen Agrarpolitiker der Sozialdemokratie einstimmen: Bau-
erngut an Bauerngut bis an die russische Grenze, kann man trotz-
dem nicht beipflichten; aus welchen Gründen, mag hier noch ein-
mal kurz wiederholt werden. Weil, so lange weder Oppenheimers
Siedlungsgenossenschaften noch Leonhards landwirthschaftlicheAk«
tiengesellschaften den „Junker" ersetzen, Ritter» und Magnaten-
güter unentbehrlich sind als die Träger und Führer des techni-
schen Fortschritts der Landwirthschaft; weil der Großgrundbesitz
und der Domänenfiskus zusammen unseren Waldbestan erhal-
ten;,weil Großstadt und Großgrundbesitz einander fordern, nur
Dieser die berliner Mäuler mit der hinreichenden Menge von
Korn, Kartoffeln und Mastochsenfleisch zu füllen vermag; endlich,
weil auch der Bauer Lohnarbeiter braucht und nicht bestehen kann,
wenn es keineLohnarbeiter mehr giebt. Will man aber jdieBauern»
güter so klein machen, daß die Familienmitglieder für den Betrieb
genügen, dann bleibt für die Städter gar keine Brotfrucht mehr
übrig, und sollens diese Kleinbauern nicht so armsälig treiben
wie die meisten russischen, dann müssen sie kleine Städte in der

Nähe haben, wo sie Milch, Butter, Geflügel, Eier, Gemüse und Obst absetzen können; solche Städte sind aber in Ostelbien nicht in genügender Zahl vorhanden.
Doch hängt denn überhaupt das Arbeitlosenproblem mit dem Agrarproblem zusammen? Hildebrand behauptet ja (ähnlich wie Oppenheimer in seiner Widerlegung des Marxismus): „Der Kapitalismus fchasft allerorten, wo er Hinkommt, viel schneller Arbeitgelegenheit, als die Arbeitkräfte an Ort und Stelle nachwachsen." Die bisherige EntWickelung scheint ihm Recht zu geben, was sich leicht erklären läßt. Die landwirtschaftliche Produktion jindet ihre Grenze an der Nichtvermehrbarkeit der Bodenfläche, die verarbeitende Industrie kennt eine solche Grenze nicht: so lange Kohle, Wasserkraft, Eisen, sonstige Metalle, Holz, Faserstoffe in genügender Menge vorhanden sind, kann sie die Produktion ins Unendliche steigern. Ihre einzige Grenze ist die Kundschaft; und die scheint infolge der Bedürfnißsteigerung unersättlich zu sein. Auch unendlich zahlungfähig? Die Frage wollen wir gar nicht stellen, sondern nur auf eine andere Grenze hinweisen, die jetzt am Horizont unsers Wirthschaftlebens erscheint: die psychische Aufnahmefähigkeit, Der Hunger nach Kulturgütern ist nicht schlechthin unersättlich. Abgesehen von den feineren Seelen, die klagen, daß unter dem Druck der Kulturgütermasse und des Kultuxplunders die Kultur selbst, sterbe, die Seele verarme und verkümmere, findet auch schon der Alltagsmensch, daß ihm des Guten zu viel zugemuthet werde: zu viel Musik, zu viel Theater, zu viel Kino, zu viel Kleiderwechsel, zu viele Feste sammt sonstigem Trink- und Freßzwang, zu viel Licht, zu viel Kinkerlitzchen, zu viel Ansichtkarten, Neujahrswünsche, Oster» und Pfingstgrüße, zu viel Bilder, zuviel bedrucktes Papier, zu viel Bahnfahrten. Die ins Ungeheuerliche sich versteigende Reklame zeigt ja deutlich, welche Anstrengung es kostet, das Publikum zu einer dem Angebot einigermaßen entsprechenden Nachfrage aufzupeitschen. Der Seelenmagen streikt; seine Verdauungskraft ist so wenig unbegrenzt wie die des leiblichen Magens. Der um sich greifende Neurousseauismus treibt manche wunderliche Blüthen, ist aber an sich eine nothwendige Reaktion der gesunden Natur gegen unnatürlichen Zwang. Die Theater verkrachen und die Gastwirthe, die Brauer, schäumen von sittlicher Entrüstung über das neue Laster der Enthaltsamkeit.
Man mag die Bürschchen belächeln, die ihre Eltern nnd Lehrer erziehen wollen, aber daß der Wandervogel dem Alkohol und dem Tabak, dem Kleiderluxus und der Bequemlichkeit den Krieg erklärt und daß ihm kein Essen mehr schmecken will, wenn er nicht selbst

„abgekocht" hat, freut mich herzlich als ein Beweis dafür, daß der Neurousseauismus in der kommenden Generation Wurzel geschlagen hÄTunb'aU,ein Protest a.ege.g.Hgs.NZWöMWs>und den energetischen Imperativ. Wird nun durch diese Reaktion der Ver» br^uchMn,Wxuswaaren, Luxusreisegelegenheiten, Genußmitteln auf ein vernünftiges Maß eingeschränkt, dann wird mindestens ein Viertel aller in der Industrie jetzt beschäftigten Hände frei; einige weitere Hunderttausend verlören die Arbeit, wenn der Rüstungeifer der mittel- und westeuropäischen Nationen aufhörte und vom militärischen Apparat nur übrig behalten würde, waszur Bändigung der Barbaren erforderlich ist. (Das wird freilich nicht geschehen, weil außer dem Produzenteninteresse die sehr ernste Besorgniß der Besitzenden aller Staaten vor dem Umsturz dagegen wirkt, welche die militärische Disziplinirung der Massen fordert.) Natürlich weiß ich so gut wie Oppenheimer und Hildebrand, daß ein Land, in welchem gartenmäßige Bodenkultur in Wechselwirkung mit Industrie betrieben wird, nicht mehr Ar auf den Kopf braucht, als der noch nicht zur intensiven Kultur emporgestiegene Agrarstaat Hektar, das/Nomadenvolk Quadratkilometer, die Jäger-Hörde Quadratmeilen, und ich gestehe gern, daß ich, gleich vielen Anderen, in der Zeit der großen Depression vor 1893 die Bevölkerungskapizität, deren sich Deutschland dank der Intelligenz und Arbeitenergie seines Volkes erfreut, unterschätzt habe. Aber grenzenlos ist die Wevölkerungskapazität so wenig wie irgendein anderes Erdengut. Wenn die Industrie nur noch durch raffinirte Reklame und durch unnatürliche Steigerung der Bedürfnisse flott erhalten, Arbeitgelegenheit nur noch durch ,künstlich erregte Kriegsfurcht und durch Forcirung des Exports beschafft werden kann, also durch Sklavenarbeit für andere Völker (daß die Europäer sich um die Ehre, für Neger und Mongolen einen Kram zu produziren, an dem Diesen gar nichts liegt, zu balgen bereit sind, ist ja der Sinn der Dreadnoughtfexerei), wenn sich zehn Krämer um einen Kunden reißen, wenn die Kandidaten des höheren Lehramts dreißig Jahre alt werden, ehe sie ins Brot kommen, nnd ein akademisches, ein Literaten» und Künstlerproletariat sich ansammelt (welche Kategorien bei der Arbeitlosenzählung eben so wenig beachtet werden wie die deutschen Lehrerinnen und Kellner in England und Frankreich und die deutschen Vagabunden, die den europäischen Süden und den Orient unsicher machen, in der Auswandererstatistik), dann ist das Land übervölkert und alle weitere Beschaffung von Arbeitgelegenheit vollzieht sich auf Kosten der Freiheit in der soeben angedeuteten Weise und durch stete Vergröße-

rung der Beamtenschaft, also des Beaufsichtigung- und Belästigungapparates.^) Warum die 900 000 ausländischen Arbeiter keinen Gegenbeweis abgeben, habe ich an dieser Stelle schon so oft gezeigt, daß ich es nicht mehr wiederholen mag. (Auch Frankreich wird jetzt schon durch die Landflucht genöthigt, fremde Wanderarbeiter ins Land zu ziehen.)

Die Grenzen der Bevölkerungskapazität sind je nach Boden, Klima und Kulturstufe verschieden; und der Prozeß der Verengerung oder Erweiterung des Nahrung- und Thätigkettspiel« raums verläuft je nach Volkscharakter und Zeitverhältnissen verschieden. Daß in England die Bevölkerung nicht durch freiwillige Abwanderung in Großstädten zusammengeströmt, sondern gewaltsam vom Boden losgerissen worden ist, daran erinnert auch tzildebrand. Aber das Grundgesetz der Bevölkerungskapazität, dessen Walten ich in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" beschrieben habe, setzt sich schließlich überall durch. Bei der Besiedelung eines Neulandes isehlt es dem Boden an Händen: nicht Mangel an Arbeitgelegenheit, sondern eine nicht zu bewältigende Arbeitlast peinigt als drückendes A^ebel. Jeder Helfer wird freudig begrüßt; je mehr Ansiedler zuströmen, je rascher die Arbeitstheilung fortschreitet, desto reichlicheren Ertrag spendet der Boden, in desto größerer Fülle strömen mit den Naturerzeugnissen Kulturgüter zu; mit jedem Kinde wird ein Kapital geboren. Bei weiterer Verdichtung tritt ein Sättigungzustand ein. Wird dieser überschritten, dann werden die Versorgung des Volkes mit Nahrungmitteln, der Absatz der Industrieerzeugnisse und die Beschaffung

*) Zu dieser Art von Mitteln, Arbeitgelegenheit zu beschaffen, gehört auch die Zwangsversicherung, die, in einem ganz anderen Zusammenhange und von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus, in den Grenzboten einmal sehr hübsch verspottet wurde. „Wenn die Dinge so fort gehen, wird in fünfzig Iahren der Typus des Deutschen der Kalkulator sein und die Nation wird in zwei Hälften zerfallen, in die eine, die Renten bezieht und in die andere, ‚die sie ausrechnet», bis sie selbst in die Kategorie der Rentenempfänger übergeht." Der Verfasser der satirischen Epistel hebt als eine der schlimmsten Folgen dieser Erziehung unseres Volkes zu einer Nation „vorsichtiger Sicherheitkrämer" hervor, daß die Leute immer seltener werden, die Wagemuth und Lust haben, im Ausland ihr Glück zu versuchen; und ich möchte bei dieser Gelegenheit noch einmal daran erinnern, daß die Sicherungsucht mit der Bequemlichkeitliebe und der Gewährung an. obrigkeitliche Bevormundung und Fürsorge zusammen die Zahl Derer vermindert, die fähig und bereit wären, in Blockhütten hausend, den Urwald zu roden und Prairieboden zu pflügen. (So sahs vor dem Krieg aus.)

von Arbeitgelegenheit drei schreckliche Probleme; der geschätzte
Mitarbeiter verwandelt sich in den verhaßten Konkurrenten, das
Kind aus einem Kapital in eine Last und eine Verlegenheit; der
edle und schöne Bund der Menschen zum gemeinsamen Kampf
gegen Bodenhindernisse und Naturgewalten schlägt um in den
Kampf des Menschen gegen den Menschen. Wenn im Osten Nord«
amerikas hie Uebel der Uebervölkerung schon jetzt eintreten, ob-
wohl <das Land erst zehn Seelen auf den Quadratkilometer zählt
(das Deutsche Reich hundertzwanzig), so beweist Das nicht die
Falschheit des Grundgesetzes, sondern offenbart nur die Nnfähig«
keit?des Volkes der Vereinigten Staaten, sich selbst zu regiren.
Zu einiger Entschuldigung dient ihm, daß die periodische Arbeit»
losigkeit zum Theil durch die gewaltige Einwanderung verursacht
wird (in der Krisis von 1907 fluthete der Strom nach Europa zu»
rück); diese ist jedoch, weil es der ungeheuren Bodenfläche an
Händen fehlt, an sich ein Segen; sie müßte nur von einer weisen
Staatsleitung möglichst gleichmäßig über das Land vertheilt wer-
den. Und wenn nun der Onkel Sam statt Dessen, sich nicht be-
gnügend mit feinem weiten, herrlichen Reich, auch noch imperia-
listische Politik treibt, seine langen Arme, über den Stillen Ozean
bis nach China hinein ausstreckt, so ist Das, volkswirthschaftlich
angesehen, der Gipfel der Thorheit.
Ist Uebervölkerung eingetreten, dann mag man sich immerhin
mit Palliativmitteln wie Arbeitlosenversicherung behelfen, so gut
oder so schlecht es gehen will, mag durch gesetzliche,Bekämpfung einer
fehlerhaften Bodenvertheilung im Einzelnen Manches bessern:
das einzig denkbare Radikalmittel bleibt die Wiederherstellung
des richtigen Verhältnisses zwischen Seelenzahl und Bodenfläche,
zwischen Urproduktion undIndustrie. Das kann auf zweierleiWeise
geschehen: entweder nach der bedenklichen französischen Methode
oder durch Abfluß der Bevölkerung ins Ausland oder in Ko-
lonien. Das Radikalmittel der Linken: Aufhebung des Privat-
eigenthums am Boden, ist nach dem zuvor Gesagten bei wirklicher
Uebervölkerung unwirksam und obendrein vorläufig aussichtlos;
in England, wo es wegen einer ganz ungeheuerlichen Bodenver-
theilung am Meisten ersehnt wird, wäre Lloyd George allenfalls
der Mann, das Experiment zu wagen.
Neifse. Dr. Karl Ientsch.
IS

Der heilige Beppo.
n einer Zeit, wo die Menschen noch sehr fromm waren und an
Wunder glaubten, lebte in einem weltabgeschiedenen, zwischen
hohen Bergen eingebetteten Dorfe ein junger Bursch, der einer armen
Witwe einziges Kind war, Mntter und Sohn hausten in einer bau-
fälligen Hütte und waren wohl die Aermsten im Dorfe, was nicht un-
bedingt nöthig gewesen wäre. Der junge Mensch hatte nämlich, trotz
strotzender Gesundheit und kräftigen Gliedern, eine unüberwindliche
Abneigung gegen jede Art von Arbeit, ließ sich, zum Verdrusse seines
Onkels, von seiner abgerackerten Mutter ernähren und hatte auf alle
Vorstellungen, Bitten und Vorwürfe unweigerlich die Antwort: „Die
Madonna will es so haben. Sie hat es mir selbst gesagt."
Der Oheim, ein Bruder der Witwe und ein armer, erwerbsun-
fähiger Krüppel, der auf Krücken ging, hätte dem baumlangen Neffen
am Liebsten alle Knochen zerschlagen; so wüthend war er über den Bur-
schen. Wenn der Lümmel schon durchaus nicht arbeiten wollte, könnte
er wenigstens heirathen. Er sei prächtig gewachsen und habe ein hüb-
sches Gesicht. Es fehlte wahrlich im Dorfe nicht an Dirnen, die be-
gehrlich nach ihm schielten. Und unter diesen Dirnen sei die Reichste
vom Ort, die viel umworbene, stolze Beate, die (darauf möchte er seiner
Seele Seligkeit verwetten) bis über die Ohren in den faulen Beppo
verliebt sei,
„Greif' zu!" beschwor der Krüppel den indolenteil Nesfen Tag
vor Tag. „Sie ist das einzige Kind, hat Haus und Hof und Felder
und Vieh. Deine Mutter und ich wären versorgt und Du säßest bis an
den Hals im Fett. Wenn ich Du wäre..."
„Ihr seid aber nicht ich, Oheim," unterbrach ihn der Neffe,
„Wohl schielt sie nach mir, weil sie überhaupt schielt. Wohl hat sie
Haus und Hof und Felder und Vieh. Aber sie hat auch eine schiefe
Hüfte, feuchtkalte Hände und ist von böser, zänkischer, eifersüchtiger Ge»
müthsart. Was soll ich mit ihr? Ich würde sie auch nicht zum Weibe
nehmen, wenn ich frei wäre. Aber ich bin nicht frei, wie Ihr wißt.
Ich gehöre der Madonna."
„Dem Teufel gehörst Du, Schlangenbrut!" zeterte der Oheim
und schlug mit der Krücke nach ihm. „Ins Grab bringst Du mich und
Deine Mutter. Statt uns eine Stütze zu sein, bist Du uns eine Last,
Zu Grunde richtest Du uns mit Deiner Trägheit und Deinem Starr-
sinn. Was liegt an einer schiefen Hüfte und feuchtkalten Händen?
Schönheit vergeht und Geld besteht. Wenn Dn auf Deinem Nein
beharrst, verfluche ich Dich!"
„Das mögt Ihr thun, Oheim," erwiderte Beppo gelassen und
schnippte mit den Fingern. „Nicht so viel mache ich mir aus Eurem
Fluch, daß Ihr es nur wißt. Was kann er mir anhaben? Die Ma-
donna ist mit mir. Sie selbst hat es mir gesagt."
Dabei blieb er.

„Verfluche Du ihn!" flehte der Krüppel seine Schwester an. „Der
Fluch einer Mutter macht vielleicht doch Eindruck auf den Bösewicht."
Doch die Witwe war .nicht fürs Verfluchen. „Er ist mein Ein-
ziger," sagte sie. „Und wie dürfte ich Einem fluchen, dem die Ma-
donna i,m Tranm erschienen ist? Das wäre ein Frevel." Davon ging
sie nicht ab, obwohl sie seufzte und sich sagen mußte, es wäre für sie
alle besser gewesen,, wenn Beppo den Traum von der Madonna
nicht gehabt hätte.
Im ganzen Dorf wußte man von Beppos merkwürdigem Traum,
denn der Bursche hatte nicht gezögert, aller Welt davon zu erzählen.
Die Einen meinten: „Dieser Beppo ist vielleicht doch ein Auserwählter
und es lebt ein Heiliger in unserer Mitte und wir wissen es nicht."
Andere wieder (und unter ihnen schrie die schielende Beate am Laute-
sten) erbosten sich und riefen: „Laßt Euch nicht auslachen! Ein kräf-
tiger Lümmel, der die alte Mntter sich schinden läßt und keine Hand
rührt! Ja, so sehen die Auserwählten und Heiligen aus! Sein Traum
ist eine Lüge, ist, so zu sagen, ein Freibrief für seine Faulheit, den er
sich selber ausgestellt hat. Seit er diesen Traum gehabt haben will,
meint er, sich von jeder Arbeit losgekauft zu haben. Wie wird die
Heiligste Madonna einem Menschen im Traum erscheinen, um ihm
den Rath zu geben, ein Faulenzer zu sein und seine arme Mutter im
Elend verkommen zu lassen!"
So stritten die Leute hin und her, nahmen für und wider Beppo
Partei; und die stolze Beate, die Haus und Hof und Vieh und Felder
hatte, aber nicht den ersehnten hübschen jungen Mann, haderte im
Stillen mit der Madonna und stellte, wenn sie in der Kirche war und
mit grollendem Herzen vor der weit und breit berühmten wunder»
thätigen Muttergottesstatue stand, die Heilige im Geiste wohl gar
zur Rede: „Warum bist Du ihm erschienen? Warum hast Du ihm
mit Deinen Reden den Kopf verdreht? Wozu brauchst Du ihn? Du
hast so viele Verehrer, die zu Dir beten und Dir dienen. Und ich
will nur diesen Einzigen haben... Er liegt mir im Blut und läßt
mir keine Ruhe. Laß ab von ihm oder..."
Weiter kam sie freilich nicht. Der Madonna drohen! Das wäre
doch allzu sündhaft gewesen. Aber ohne die Angst, daß die Heilige sie
dafür strafen könnte, hätte Beate gern gedroht.
Beppo kümmerte sich um kein Für und kein Wider und ging
unbeirrt seinen Weg. Wie sollte es auch ein Schwanken geben für
Einen, dem die Madonna klar und deutlich kundgethan, was sie von
ihm wollte?
Seltsam war sein Traum gewesen. Die Madonna kam in der
Gestalt der wunderthätigen Statue aus seiner Kirche zu ihm und sagte
zu ihm: „.Fürchte nichts, Beppo, denn ich bin mit Dir. Laß das
Arbeiten und Heirathen geringeren Leuten, Leuten, die am Irdischen
hängen und mein vergessen. Diene nur mir durch frommes Gebet
und friedliche Beschaulichkeit, Dann will ich immer mit Dir sein."

Nm den lauten und leisen Vorwürfen in seiner Hütte zu ent-
gehen, war! Beppo selten zu Haus, Lieber hielt er sich in der Kirche,
vor der Madonnenstatue, auf; oder er wanderte hinaus in den Wald,
legte sich da nieder und schlief gewöhnlich ein. Nur zu den Mahlzeiten
fand er sich pünktlich in der Hütte ein ..zur Wüth seines Oheims, der
ihm mit, Wonne Speise uud Trank geweigert hätte. Aber die Mutter
meinte seufzend, daß man Beppo doch nicht verhungern lassen könne,
und schob ihm seufzend die besten Bissen zu. Und Beppo aß. und trank
mit behaglicher Seelenruhe. Dabei ließ, er wohl auch mitunter geheim-
nißvolle Andeutungen fallen. Er wisse, sagte er, daß die Madonna
mit ihm zufrieden sei. Wenn er allein sei mit ihr in der Kirche und
betend vor der Statue kniee, gebe sie ihm manchmal ein Zeichen
ihrer Huld.
„Was für ein Zeichen denn?" fragte sein Oheim höhnisch.
Beppo hatte sich nach und nach so tief in seine Nolle als Aus-
erwählter und Heiliger hineingelebt, daß er felsenfest daran glaubte,
unter besonderem Schutz der Madonna zu stehen. Und so log er auch
nicht, als er auf die Frage seines Oheims voll Bescheidenheit zur Ant-
wort gab: „Sie lächelt mir zu, sie blickt mich gütig an..."
„Sie redet wohl auch mit Dir?" unterbrach ihn sein Oheim.
„Nein. Aber sie wird es thun. Gestern hat sie schon die Lippen
bewegt..."!
Unverwandt sah ihm der Oheim ins Gesicht. Beppo hielt den
forschenden Blick unschuldvoll aus. „Er glaubt es wirklich!" dachte
der Krüppel. „Das ist gut," Zum Neffen aber sagte er beinahe freund-
lich: „Da ists zur Rede allerdings nicht mehr weit. Und ich glaube
nun fast schon selber, daß Du ein Heiliger bist."
„Bin ich auch," sagte Beppo wieder voll Bescheidenheit,
Am Abend suchte er zur gewohnten Stunde (wenn es in der
Kirche dunkel und Niemand mehr drinnen war) die Marienstatue auf,
kniete vor ihr nieder, blickte zu ihr empor und wartete auf ein Zeichen
von ihr.
Sie stand auf einem breiten Sockel in einer Seitenkapelle; hinter
ihr hing, von der Decke herab, ein dunkler Vorhang, der die Statue
wie ein weiter Mantel umgab. Weiß leuchtete das Steinbild aus der
dunklen Umhüllung hervor; das ewige Lichtwarf einen röthlichen Schein
auf das sanfte und gütige Antlitz. Wunderschön und wundermild sah
es aus. Beppo hatte sich ihr zu Füßen gesetzt und verwandte kein Auge
von ihr.
„Sie lächelt," dachte er... „Und jetzt wird sie reden..."
Da aber fiel er vor Schreck beinahe um. Der Vorhang hatte
sich bewegt und die Statue begann, wie von unsichtbaren Händen
geschoben, sich langsam zu drehen.
„Heilige Muttergottes!" ächzte Beppo und starrte entgeistert zu
ihr auf. „Was thust Du denn!?" Sie hatte sich mehr und mehr ge-
wendet und drehte ihm jetzt den Rücken zu.

Und dann stand sie still. Und wie sie still stand, sing sie an, zu
reden; redete mit her grämlichen Stimme eines zornigen alten Mannes,
einer Stimme, die sie von seinem Oheim geborgt haben konnte: „Du
bist ein Dumkopf und ein Bösewicht, Beppo. Dir wäre ich im Traum
erschienen, Du Narr? Da habe ich wahrhaftig Klügeres zu thun. Der
Teufel hat Dich mit diesem Traum verführt. Weißt Du, was mir
gefällt und was ich von Dir will? Daß, Du arbeitest und die reiche
Beate heirathest. So wunderliche Heilige, die dem lieben Gott den
Tag stehlen und ihre Mutter und ihren Oheim hungern lassen, ge-
hören dem Teufel und nicht mir. Marsch, nach Haus, an die Arbeit
und zur Beate! Ietzt weißt Du, was ich von,Dir will. Ein zweites
Mal rede ich nicht mit Dir. Und umdrehen will ich mich auch erst,
wenn Du draußen bist. Und wenn Du nicht gehorchst, so drehe ich mich
überhaupt nie wieder um. Und die Leute im Dorf sollen dann erfahren,
warum ich ihnen den Rücken zeige: weil ein so schlechter Kerl wie
Du unter ihnen lebt und sie ihn nicht totschlagen. Wenn sie Das
wissen, schlagen sie Dich tot. Darauf kannst Du Gift nehmen."
Sie schwieg. Beppo aber raffte sich mühsälig auf und stürzte,
wie von Furien gepeischt, hinaus ins Freie. Eine Viertelstunde später
sah man seinen Oheim aus der Kirche kommen. Und Der lachte so
unbändig, daß er sich die Seiten halten mußte und ihm die Thränen
über die Backen liefen.
Noch am selben Abend erklärte Beppo seiner Mutter, daß er
von morgen an arbeiten und sich um Beate bewerben wolle. Ihrer
freudig erstaunten Frage, ob ein Wnnder geschehen sei, um seinen Sinn
so völlig zu wandeln, weigerte er die Antwort. Er seufzte nur und
sah initleiderregend düster aus. „Geh, in die Kirche und berichte der
Madonna, was Du soeben von mir gehört hast," sagte er nur. Er
wollte durch die Mutter erfahren, ob die Heilige sich wieder umge-
dreht habe. Die Mutter ging und ihr Bruder begleitete sie. Und als
sie in der Kirche waren, führte der Krüppel die Frau hinter die Sta-
tue und erzählte ihr da Etwas, worüber sie sich höchlich verwunderte
und einen förmlichen Lachkrampf bekam. „Aber reinen Mund halten!"
schärfte der Bruder ihr auf dem Heimweg ein., „Er soll nicht zum
Gespött des ganzen Dorfes werden. Einen Verlachten würde die reiche
Beate vielleicht auch nicht nehmen."
Beppo aber arbeitete und nahm Beate zur Frau und seufzte
unter dem doppelten Ioch, Doch zu murren wagte er nicht. Das
könnte ja die Madonna erzürnen und sie bewegen, sich noch einmal
umzudrehen. Und so oft er in die Nähe der Statue kam, warf er einen
Blick voll Angst auf sie. Doch sie stand immer so, wie es sich ge-
hörte, zu seiner großen Erleichterung, Im Dorfe galt er für den
fleißigsten Arbeiter und den fügsamsten Gatten. Er wußte, warum er
Beides war, sein mußte. „Sie wären es auch," dachte er, „wenn sie
erlebt hätten, was ich erlebt habe!"
Wien. Emil Marriot.

Kapitalerneuung.
Krieg verschlingt ungeheure Summen. Man kann sich jede
zwölfstellige Zahl denken, ohne dabei in Uebertreibung zu ge-
rathen. Die Kriegsausgaben sind ein Rechnungfaktor, von dem nichts
abgezogen werden kann. Wird der Friede geschlossen, so ist eine Last
entstanden, zu der ein Verhältniß der Gesammtwirthschaft hergestellt
werden muh. Das wird den Ländern am Leichtesten werden, die den
beweglichsten Organismus haben. Diese gute Eigenschaft darf man dein
Deutschen Reich nachisagen, Ron Geldmangel haben wir leit dem
Kriegsausbruch nichts gehört. Gegen Geldmangel wirkten: die üppige
Kapitalisirung der Industrie, deren Werthe durch die Arbeit sür das
Heer erhalten wurden, und der geringere Vc/rbrauch von Arbeitkapital;
Außenhandel und Luxus sind ja eingeschränkt. So konnte der Theil
der Kapitalproduktion, der durch das Fehlen normaler Arbeitbedin-
gungen gekürzt wurde, durch die Minderung des Kapitalverbrauches
ausgeglichen werden. Für den ersten Aufwand waren rund fünf Mil-
liarden Mark nöthig. Die sind dem Geschäftsbezirk zugeströmt. Dort
wurden sie in Maaren umgesetzt, Abjer sie sind nicht ganz durch die
Betriebskosten aufgezehrt worden, sondern haben einen Gewinnüber-
schuh zurückgelassen. Das ist neues Kapital; die deutsche Wirthschaft
ist also noch ertragsfähig. Der Güterumsatz, dessen Tempo für die
Beweglichkeit des Geldes von Bedeutung ist, hat sich kaum verlang-
samt. Die Einnahmen aus dem Waarentransport der deutschen Eisen-
bahnen sind im Durchschnitt der ersten fünf Kriegsmonate, bis Ende
Dezember 1914, um 28 Prozent hinter dem Vorjahr zurückgeblieben.
Aber schon im Dezember waren es nur noch zwei Prozent; und der
Durchschnitt wäre höher gewesen, wenn nicht im August die Beförde-
rung des Heeres das Eisenbahnennetz Privaten fast ganz gesperrt
hätte. Auch im September war die Hemmung noch fühlbar.
Die Ueberleitung der Kriegsanleihen in die Arbeitkanäle spürt man
auch in den Bilanzen der Banken, Kluge Bankmänner, die sich nicht
in Vorurtheile festgebissen haben, gestehen, daß sie auf manchem Gebiet
umlernen müssen, Sie urtheilen heute über die Wahl der Geld-
anlagen anders als vor einem Iahr, Die Liquidität ist kein leerer
Wahn mehr. Die Barbestände sind größer geworden und ermöglichen
die Tilgung mancher Verbindlichkeiten; Beispiel: Accepte, die sich,
durch die Kreditgewährung an Lieferanten ausgedehnt haben. Die
Darmstädter Bank hatte Ende Dezember eine Steigerung der Accept-
schuld um 32 Millionen; dieser Zuwachs konnte nach zwei Monaten
wieder beseitigt werden. In den Debitoren findet man vortheilhafte
Kriegslrcdite; und das Geld, das die Banken diesen Unternehmungen
geben, fließt ihnen als Guthaben der Kundschaft wieder zu. Der Um-
lauf des Geldes ist aus einer Wechselbewegung zwischen Depositen-
geldern und Kreditoren erkennbar. Die Darmstädter Bank hat eine
Abnahme der befristeten Einlagen um 38 Millionen zu verzeichnen.

Wiese Gelder sind vom Publikum, abgehoben worden, das sie in Kriegs«
anleihe anlegen wollte. Sie sind dann der Industrie und den Liefe-
ranten zugeströmt nnd kamen zum großen Theil wieder in die Bank
zurück. Sie erscheinen nun als Kontokorrentguthaben der Fabrikan-
ten- und Händlerkundschaft und werden unter die Kreditoren gebucht.
Depositengelder haben sich also in Kreditoren umgewandelt.
Damit ist natürlich nicht gesagt, daß der reine Vermögensüber-
schuß nicht geringer werde. Das wäre nur möglich, wenn die Kesammt-
erträge des Kapitals in ihrer Vertheilung unverändert blieben. Da
aber schon die Aktiendividenden um die Summen gekürzt werden, die
als besondere Kriegsreserven dienen, muß der Ueberschuß nachlassen.
Die Reserven sind nicht vertheilte Erträge, Durch die Kriegsanleihen
wird das Volksvermögen nicht verringert; sie sind ja selbst zins-
tragendes Kapital, Brächten sie nicht mehr als vier Prozent, so
könnte eine Auswechselung höher verzinslichen Hutes in weniger
fruchtbares entstehen, die den für die Ernährung der Wirtschaft
nöthigen Geldüberschuß schmälert. Diese Gefahr besteht nicht; denn
der Zinssche,in der neuen Reichsanleihen ist auf fünf Prozent ausge-
stellt und der wirkliche Ertrag ist sogar noch größer!, da dem Besitzer
der Unterschied zwischen dem Ansgabekurs und dem Preis, zu dem das
Reich die Schluldverschreibungen tilgt, als Gewinn bleibt: bei der
ersten Emission 2Vs, bei der zweiten IVs Prozent, Der Ertrag, den
das industrielle Kapital liefert, wird also auch vom Reich gewähri und
sogar fest verbürgt. Die Frage, wie das Reich später die vergrößerte,
Zinsenlast aufbringen wird, braucht den Käufer und Besitzer der Pa-
piere nicht zu kümmern!. Sie würde nur dann seine Interessen be-
rühren, wenn das Reich zu direkten Steuern gezwungen würde. Da-
gegen müßten sich aber die Einzelstaaten wehren. Das Reich wird
durch Monopole eine unmittelbare Beziehung zu den Leistungen und
Lebensbedingungen der Industrie herstellen. Was auch der Friedens-
schluß bringen mag: die Verzinsung der Anleihen ist gesichert.
Wie hätten in ruhigen Tagen die Geldsätze nach einer Erweite-
rung des Rentenmarktes um 8 bis 10 Milliarden Mark neuer Pa-
piere ausgesehen! Im Frieden ist solche Häufung von Anleihegeschäf-
ten undenkbar. Der Masse und der Konkurrenz wegen. Die Finanz-
minister suchen sich für ihre Arbeit die günstigste Stunde aus: ent-
weder kommen sie der Industrie zuvor oder sie warten, bis die Ver-
silberung dieses Kredites erledigt ist. Die Instrumente der Geldwetter-
warte sind so empfindlich, daß sie jeden Wandel der Luftdrucksoer-
schiebung sofort anzeigen. Ist die Industrie anspruchsvoll, werden viele
Diskonten angeboten, so klettert der Zinsfuß in die Höhe. Die An-
leiheges«Kifte lassen sich besser kontroliren und den Bedingungen des
Geldmarktes anpassen als die Wünsche der Industrie. Zeigen sich die
ersten Symptome der Knappheit, so wird die Zulassung ausländischer
Werthpapiere verhindert. Das Reich hat stets den Vortritt, Und im
Krieg ist es natürlich Alleinherrscher, Ohne dabei den Preis des Gel-

des zu steigern. Man erlebt, dag Tausende flüssiger Millionen fest-
gelegt werden, ohne dag auf dein Geldmarkt Phantasiepreise entstehen,
Geld ist billig, weil es über seinen wichtigsten Zweck keinen Zweifel
giebt, weil deshalb auf weite Sicht über die Geldkapitalien verfügt und
für richtige Vertheilung gesorgt werden kann. Die Börse, die beste Ab-
nehinerin von Täglichein Geld, ist lahm: also kann man solches Geld
für bis 2 Prozci t haben. Der Prioatdiskontsatz bleibt niedrig,
weil das Angebot von Waarenwechseln jetzt sehr gering ist. Die Sper-
rung des Ueberseehandels und die Neugestaltung des Iahlungoerkehrs
haben den Wechsel um seine Unentbehrlichkeit gebracht, Er ist rar
geworden und erzielt Liebhaberpreise, Wer ihn in Geld umsetzen
will, hat nur niedrige Zinsen zu vergüten. Der Diskontsatz, der ihm
berechnet wird, entspricht dein Verlangen der Käufer nach feinen
Tratten, Der Krieg hat durch die Förderung des Barverkehrs (Kre-
dit braucht nicht gegeben zu werden, da für die Zwecke des Heeres so-
fort bezahlt wird) der Industrie den Geldverbrauch verbilligt. Das
ist wirthschaftlich wichtig. Der Geldpreis wird heruntergedrückt, der
Ertrag also von einem Theil der ihn kürzenden Ausgaben entlastet.
Das erhöht wieder die Rentabilität des industriellen Kapitals,
Fraglich ist, ob England, Frankreich, Rußland die Schulden-
thürme, die sie bis in den Himmel gebaut haben, tragen können, ohne
ihre nächsten Wirthschaftaufgaben zu gefährden. Die Zinsen, die Eng-
land von seiner großen Kundschaft zu fordern hat, können zunächst
nur aus dem Ertrag neuer Anleihen bezahlt werden. Wie wird es
später sein? Englands Kolonien sind mit seinem Geld großgezogen
und niemals ganz entwöhnt worden. Der Kurszettel der londoner
Börse, zeigt die Zahl und die Aufnahmefähigkeit dieser Kostgänger,
Lloyd George meint, Englands wichtigste Aufgabe werde sein, fremde
Kapitalien an sich zu ziehen und zu behalten, Rußland hat die Zinsen
seiner Auslandsanleihen durch seinen Erportüberschuß gedeckt, der
fürs Erste nun verschwunden ist. Der Krieg gegen Iapan kostete
2283 Millionen Rubel, Die Aera Kokowzew gab d«r russischen Wirth-
schaft ein sicheres Fundament und den Bauern die Agrarreform, Wie
wird Rußland künftig seine Iinspflicht erfüllen? Wenn es auch ohne
bares Geld im Krieg auskommen könnte, so muß es doch die Vor-
schüsse, für deren Hingabe ihm Kriegsmaterial geliefert wird, ver-
zinsen. In Frankreich kommt der Vermögensüberschuß zum großen
Theil aus dem Ertrag von Werthpapieren, Die Erneuerung des Ka-
pitals hängt von der Beschaffenheit der Effekten nnd vom Zinsen-
ergebniß ab. Die 3,/sProzentige Anleihe von 1914 muß in fünfpro-
zentige Obligationen umgewandelt werden! das Publikum hat sie nur
genommen, weil ihm das Recht zugestanden wurde, die Stücke zum
vollen Kurswerth bei der Ssix>us äs Trance zu verpfänden. Auf die
4S00 Millionen der ersten deutschen Kriegsanleihe stehen bei den Dar-
lehenskassen noch ganze 360 Millionen aus. Und der Aufruf zur
zweiten Kriegsanleihe brachte dem Deutschen Reich neun Milliarden.
L a d » n,.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Härder, in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß s Sarleb S.m.b, S in Berlin.